# Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des
Wissens, der Literatur und Kunst

Herausgegeben von

**Karl Muth.**

Sechster Jahrgang • Band II.
(April 1909 • September 1909.)

Kempten und München.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

# Inhaltsverzeichnis des II. Bandes VI. Jahrgang.*

## I. Romane, Novellen und Gedichte.

Seite
Herbert, M.: Das Ende . . . . . . . . . . 715
Lambrecht, Nanny: Armsünderin . . . . . . . . 29
Lux, Joseph August: Amsel Wunderlich, der Träumling 129, 272, 399, 549
Sick, Ingeborg Maria: Als die Nacht hell wurde . . . . 659

* * *

Bernhart, Joseph: Einsame Nacht . . . . . . . . 476
Bertram, Ernst A.: Schlaflos . . . . . . . . . 173
" " ": Bildnis . . . . . . . . . 184
Flaskamp, Christoph: Der Geist weht, wie er will . . . . 528
Greif, Martin: Gedichte . . . . . . . . . . 314
Liliencron, Detlev von: Gedichte . . . . . . . . 685
Steinwarz, Sophie: Herbstabend . . . . . . . . 658
Zaiß, Wilhelm: Lebenslauf . . . . . . . . . 335
Zoozmann, Richard: Der Einsiedler . . . . . . . 547

## II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen.

Bernhart, Joseph: Seliges Leben. Eine Osterbetrachtung im Geiste deutscher Mystik . . . . . . . . . . . 1
Dr. Zdziechowski, Univ.-Prof., Marian: Die religiösen Grundlagen der polnischen Neukultur . . . . . . 55, 191
Dr. Spahn, Univ.-Prof., Martin: Metternich . . . . . 154
Dr. Saitschick, Prof., Robert: Gedanken über Christus und Christentum . . . . . . . . . . 174, 326
Dr. Ettlinger, Max: Einheitsbestrebungen in der Psychologie . 215
Mensi, A. Freiherr von: Die Memoiren Bertha von Suttners . 219

---

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo', ‚Rundschau' und ‚Neues vom Büchermarkt'.

Seite

Dr. Wittmann, Univ.-Prof., Michael: Sittliche Zustände und Bestrebungen im heutigen Frankreich . . . . . . 257
Dr. Spahn, Univ.-Prof., Martin: Clemens Maria Hoffbauer . . 299
Dr. Ettlinger, Max: Instinkte und Gewohnheiten junger Tiere . 342
Hasse, Else: Werturteile über Frauen und Frauenfrage . . 351
Paulin, Pierre: Léon Bloy. Ein Beitrag zum literarischen Katholizismus in Frankreich . . . . . . . . 513
Dr. Gottlob, Univ.-Prof., Adolf: Papst Sixtus IV. und die Pazziverschwörung . . . . . . . . . . 529
Dr. Jaeger, Johannes: Verbrechensprophylaxe und christliche Caritas . . . . . . . . . . . 565
Dr. Saitschick, Prof., Robert: Religion und Leben . . . . 575
Dr. Mausbach, Univ.-Prof., Joseph: R. Euckens Welt- und Lebensanschauung . . . . . . . . . . 641
Stach, Ilse von: Orthodoxie von G. K. C. . . . . . . 747
* **: Otto Willmanns Bedeutung für das deutsche Bildungswesen . 115
* **: Die ‚Catholic Encyclopedia‘ . . . . . . . 127
* Dr. Foerster, Fr. W.: Die unabhängige Ethik in der franz. Laienschule . . . . . . . . . . . 223
* Roloff, E. M.: August Mau . . . . . . . . . 227
* Mumbauer, J.: Neuere Forschungen zur Geschichte der römischen Kurie . . . . . . . . . . . 229
* Dr. Widmann, Gymn.-Dir., S.: Das österreichische Revolutionsjahr . . . . . . . . . . . 232
* E.: Die Zukunft unserer Kultur . . . . . . . 361
* Dr. Ettlinger, Max: Die Verabsolutierung des Gefühls . . 366
* Dr. Adolph, Karl: Wissenschaftsfeindliche Konsequenzen des Materialismus . . . . . . . . . . 368
* M.: Lesebedürfnis und Volksbildungsbestrebungen . . . . 485
* Dr. Ettlinger, Max: Die innere Mannigfaltigkeit des mittelalterlichen Geisteslebens . . . . . . . . 493
* Dr. E.: Zweikampf und Schutz der Ehre . . . . . . 611
* Dr. Ettlinger, Max: Neulamarckismus und vergleichende Psychologie . . . . . . . . . . . 617
* Dr. Jaeger, Prof., J.: Christliche Caritas und Jugendfürsorge . 756

## III. Literatur, Theater, Kunst und Musik.

Flaskamp, Christoph: Zur Entwicklung der modernen Lyrik . . 68
Weiß, Konrad: Heinrich Reifferscheid als Radierer . . . 86
Dr. Schmitz, Eugen: Richard Strauß' ‚Elektra‘ . . . . 91
Muth, Karl: Epilog zur ‚Armsünderin‘ . . . . . 97
— Einige Urteile über ‚Armsünderin‘ . . . . . . . 108
Dr. Schmitz, Eugen: Joseph Haydn und die Gegenwart . . 185
Dr. Schönbach, Hofrat Univ.-Prof., A. E.: Das Nachleben Bertholb Auerbachs . . . . . . . . 204

Seite
Weiß, Konrad: Plattdeutsche Dichtungen . . . . . . . 207
Flaskamp, Christoph: Zur Würdigung Martin Greifs . . . . 318
Dr. Schmitz, Eugen: Edgar Tinels ‚Katharina‘ . . . . . 336
Göring, Bertha: Frauenbriefe aus der Biedermeierzeit . . . . 358
Dr. Storck, Karl: Was ist Stil? . . . . . . . . 385
Braun, J. A.: Die Mietwohnung und ihre Einrichtung . . . 424
Dr. Oestering, M.: Algernon Charles Swinburne . . . . 444
Dr. Schmitz, Eugen: Eugen d'Albert als Opernkomponist . . . 464
Weiß, Konrad: Jakob Wassermann . . . . . . . . 477
Flaskamp, Christoph: Das Jahrhundert des Kindes? . . . . 482
Paulin, Pierre: Léon Bloy. Ein Beitrag zum literarischen Katholizismus in Frankreich . . . . . . . . . . 513
Klein, Rudolf: Walter Leistikow . . . . . . . . 587
Dr. Hoeber, Karl: Volkslied und Arbeit . . . . . . 592
Dr. Spahn, Univ.-Prof., Martin: Glossen zur katholischen Literaturbewegung . . . . . . . . . . . . 600
Herwig, Franz: Neue Romane . . . . . . . . 605, 744
Weiß, Konrad: Die christliche Kunst der Gegenwart . . . . 668
Flaskamp, Christoph: Detlev von Liliencron . . . . . 688
Scherer, Alfons M.: Gobineaus ‚Amadis‘ . . . . . . 695
Dr. Schmitz, Eugen: Zur Frage des Parsifalschutzes . . . 728
Dr. Spahn, Univ.-Prof., Martin: Kralik . . . . . . 733

## * Literatur und Theater.

* -r: Narrenfreiheit und Simplizissimusgeist . . . . . . 112
* M.: Ein Blick in die Dichterwerkstatt . . . . . . . 118
* Behr, M.: Gustav af Geijerstam † . . . . . . . 120
* Mensi, Alfred Frhr. von: Vom Münchener Schauspiel . 122, 502
* Wesemeier, Reinhold: Joseph von Eichendorffs Tagebücher . 233
* Herwig, Franz: ‚Leben ist Lüge‘ . . . . . . . . 236
* Carlsen, Frederic: Henrik Ibsen, B. Björnson und ihre Zeitgenossen . . . . . . . . . . . . . 238
* Paulin, Pierre: Französische Literatur . . . . . . 239
* Prilipp, Beda: Francis Marion Crawford † . . . . . 368
* Weiß, Konrad: Ein Roman aus dem Sturmjahr 1848 . . . 371
* Klein, Rudolf: Berliner Theater . . . . . . . 373
* Eckardt, Johannes: Wiener Theater . . . . . . . 375
* M.: Lesebedürfnis und Volksbildungsbestrebungen . . . . 485
* Prilipp, Beda: George Meredith † . . . . . . . 499
* Behr, M.: Rahel Varnhagen . . . . . . . . . 501
* Zach, Franz: Hans von Hoffensthal . . . . . . . 619
* Dr. Auer, J.: Mrs. Humphry Wards Evangelium der Nächstenliebe . . . . . . . . . . . . . . 623
* Mensi, Alfred Frhr. v.: Vom Münchener Künstlertheater . . 625
* M.: Kritiker und Schriftsteller . . . . . . . . 749

Seite
* H.: Zum Kampf gegen schlechte Bücher . . . . . . 751
* E. W.: Gilbert Keith Chesterton . . . . . . . . 759
* M. E.: M. Herbert . . . . . . . . . . . 761

### * Kunst.

* K. W.: Johann Gottfried Schadow . . . . . . . . 124
* Weiß, Konrad: Der Schönheitsbegriff in der Landschaftsmalerei . 241
* W.: Der Kunstmarkt . . . . . . . . . . 244
* Weiß, Konrad: Belgische Maler der Gegenwart . . . . 379
* W.: Der soziale Gedanke in der kunstgewerblichen Bewegung . 489
* Klein, Rudolf: Die Berliner Sezession . . . . . . 506
* Glunz, August: Vom neuen Kunstgewerbe . . . . . 508
* Weiß, Konrad: Die Münchener internationale Kunstausstellung . 628
* K. W.: Richard Muthers Tod . . . . . . . . . 630
* K. W.: Friedrich Naumann als Kunstkritiker . . . . . 631
* Dr. Doering-Dachau, O.: Zur Totentanzforschung . . 763

### * Musik.

* Dr. Schmitz, Eugen: Neue Briefe von Franz Liszt . . . 246
* Dr. Schmitz, E.: Ein Tagebuch Joseph Haydns . . . . 633

## IV. Biographisches.

Bloy, Léon. Ein Beitrag zum literarischen Katholizismus in Frankreich. Von Pierre Paulin . . . . . . . . 513
* Chesterton, G. K. Von E. W. . . . . . . . . 759
* Crawford, Francis Marion. Von Beda Prilipp . . . . 368
* Geijerstam, G. af. Von M. Behr . . . . . . . 120
Hoffbauer, Clemens Maria. Von Univ.-Prof. Dr. Martin Spahn 299
Leistikow, Walter. Von Rudolf Klein . . . . . . 587
* Mau, August. Von E. M. Roloff . . . . . . 227
* Meredith, George. Von Beda Prilipp . . . . . 499
Metternich. Von Univ.-Prof. Dr. M. Spahn . . . . . 154
Suttners, Bertha von — Memoiren. Von A. Frhr. von Mensi 219
Swinburne, Algernon Charles. Von Dr. M. Oestering . . 444

## V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde.

Dr. Dürken, Bernhard: Probleme der Biologie . . . . . 16
Dr. Ettlinger, Max: Instinkte und Gewohnheiten junger Tiere . 342
* M. E.: Zu dem Streit um Haeckels Embryonenbilder . . . 116
* Dr. Cardauns, H.: Shackletons Südpolar-Expedition . . 225
* Dr. Ettlinger, Max: Tierbeobachtungen im Terrarium . . 497

Seite

## VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik.


Siemens, Dipl.-Ing. Georg: Zur Naturgeschichte des Automobils . 454
Dr. Bartmann, J.: Poesie im deutschen Recht . . . . . 471
Dr. Jaeger, Johannes: Verbrechensprophylaxe und christliche Caritas 565
Dr. Dresemann, Otto: Rheinbrücken . . . . . . . 721
* Dr. Lang, Alexander: Das Automobil in der amerikanischen Landwirtschaft . . . . . . . . . 495
* Dr. E.: Zweikampf und Schutz der Ehre . . . . . . 611
* Dr. Brem, N.: Zehn Jahre Gewerkschaftsarbeit . . . . 754
* Dr. Jaeger, Prof., J.: Christliche Caritas und Jugendfürsorge . 756


## VII. Verschiedenes.


* Kempe, Karl: Das Fuldaer Prozessionale . . . . . . 249
* **: Benutzungsmängel der deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken . 250
* Herwig, Franz: Weiteres zur Ratgeberfrage . . . . . 382
* Herwig, Franz, und M.: Zum letztenmal: Die Ratgeberfrage . 766
* Roloff, E. M.: Neues über den ‚Rembrandtdeutschen‘ . . 769


## VIII. Neues vom Büchermarkt.


128, 252, 383, 510, 636


## IX. Unsere Kunstbeilagen.


128, 256, 384, 512, 640, 770


## X. Unsere Musikbeilagen.


128


## XI. Offene Briefe.


128, 256, 640, 772


## XII. Kunstbeilagen.


Becker, L. H.: Sonntagmorgen . . . . . . . . . 257
Berndl, Richard: Aus einem Wohnzimmer . , . . . . 416
" " : Speisezimmer . . . . . . . . . 416
Bertsch, Karl: Aus einem Speisezimmer . . . . . . 417
" " : Wäscheschrank . . . . . . . . . 417
Caspar-Filser, Maria: Wiesental in der Kirschblüte . . . 160
" " " : Reife Wiesen in Morgenstimmung . . 192
" " " : Ährenleserin Zugvögeln nachschauend . 224
Heidrich, Max: Zwei Studierzimmer . . . . . . 449
" " : Küche . . . . . . . . . . 480
" " : Junggesellenzimmer . . . . . . . 480

Seite

Lawrence, Thomas: Fürst Klemens Metternich . . . . . 129
Leistikow, Walter: Abend in der Mark . . . . . . 513
" " : Herthasee . . . . . . . . . 544
" " : Dekorative Landschaft . . . . . . . 576
Melozzo da Forli: Sixtus IV. mit Nepoten und dem Archivar Platina 608
Reifferscheid, Heinrich: An Adalbert Stifter . . . . . 1
" " : An Annette von Droste-Hülshoff . . 17
" " : Landstraße . . . . . . . . 32
" " : Heuschober . . . . . . . . 48
" " : Winterliches Feld . . . . . . . 64
" " : Uferweg . . . . . . . . 64
Rembrandt: Die Landschaft mit dem Kahn . . . . . 80
" : Der Kanal mit den Schwänen . . . . . 80
Retzsch, Moriz: Satan als Schachspieler . . . . . . 641
" " : Umrisse zu Schillers ‚Lied von der Glocke‘ . 672, 704
" " : Bleistiftzeichnung . . . . . . . . 736
Rheinbrücken . . . . . . . . . . . . 772
Riemerschmid, Richard: Herrenzimmer . . . . . . . 448
" " : Speisezimmer . . . . . . . 448
Rinn, F.: Clemens Maria Hoffbauer . . . . . . . 320
Schwind, Moritz von: Morgenstunde . . . . . . . 385
Trübner, Wilhelm: Martin Greif . . . . . . . 288
Velde, Henry van de: Gesellschaftszimmer . . . . . . 416

## XIII. Musikbeilagen.

Kases, Hans: Szene aus E. v. Handel-Mazzetti: ‚Deutsches Recht‘ 128

## XIV. Besprochene Bücher und Theateraufführungen.

Seite

Arzibaschew: Millionen . . . . 745
* Baeumker, Cl.: Witelo, ein Philosoph und Naturforscher . . 494
Bartsch, R. H.: Vom sterbenden Rokoko . . . . . . . . . 609
* Baumgarten, P. M.: Aus Kanzlei und Kammer . . . . 230
Brackel, F. v.: Letzte Ernte . . 609
Braun, L.: Im Schatten der Titanen . . . . . . . . . . 360
* Bosse, R.: Aus der Jugendzeit 254
Boulenger, J.: Sous Louis-Philippe: Les Dandys . . . . 240
Bourbon, Prinz A. v.: Gesch. d. Bildung und Entwicklung der Ligen wider den Zweikampf . 612
* Braß, A.: Das Affenproblem . 116
Brinckmann, J.: Kaspar-Ohm un ick . . . . . . . . . 211
* Brunner, B.: Studien und Beiträge zu G. Kellers Lyrik . . 118

Seite

Bücher, Karl: Rhythmus und Arbeit . . . . . . . . . . 593
* Bumüller, J.: Die Entwicklungstheorie und der Mensch . . . 118
* —: Die Entwicklungstheorie und der Mensch . . . . . . . 252
Bureau, P.: La crise morale des temps nouveaux . . . . . 257
Busse: Geist und Körper, Seele und Leib . . . . . . . . . 216
Casellas, R.: Lazarus' Tod . . 744
Catholic Encyclopedia . . 127, 512
* Chwolson: Zwei Fragen an die Mitglieder des Deutschen Monistenbundes . . . . . . 117
* Darwin, Aufsätze von Bölsche u. a. . . . . . . . . 511
* Deutsches Wörterbuch von Weigand u. a. . . . . . . . . 252
Dyroff, A.: Einleitung in die Psychologie . . . . . . . . 217

Seite

* Endres, J. A.: Geschichte der mittelalterlichen Philosophie . 493
* Engert, J.: Der naturalistische Monismus Häckels . . . . . 637
* Eichendorff, J. von: Werke, Ausgaben, Literatur . . . . 233
Eisler: Leib und Seele . . . . 216
* Erhard, A.: Das Mittelalter und seine kirchliche Entwicklung . . 493
* Ertl, E.: Freiheit, die ich meine 371
* Falkenberg, H.: Wir Katholiken und die deutsche Literatur . . 485
* Felix Austria, herausgegeben von Willigens . . . . . . . . 256
* Fiala: Rahel und ihre Freunde 501
Foerster, Fr. W.: Christentum und Klassenkampf . . . . . . . 354
Fried, A. H.: Die Grundlagen des revolutionären Pacifismus . . 222
Geyser, J.: Lehrbuch der allgem. Psychologie . . . . . . . 217
* Göller, E.: Die päpstliche Pönitentiarie . . . . . . . . 231
Greif, Werke . . . . . . . 318
* Haenel, E. und Tscharmann, H.: Die Wohnung der Neuzeit 511
* Hagelstange, A.: Altmodische Gedanken über Haus und Heim 512
* Handel-Mazzetti, E. v.: Deutsches Recht und andere Gedichte 118
* Haydn, J.: Tagebuch . . . . 633
* Helfert, J. A., Frhr. v.: Geschichte der österr. Revolution . . . 232
* Herbert, M.: Die Wenderoths . 761
* —: Volksgeschichten . . . . . 762
Heyse, P.: Die Geburt der Venus 746
Hofer, F.: Stimmen aus der Stille 638
* Hoffensthal, H. von: Romane 619
Hugh Benson: Des Königs Werk 608
Jerusalem, E.: Der heilige Skarabäus . . . . . . . . . . 746
Jodl, Fr.: Lehrbuch der Psychologie 216
* Jörgensen, J.: J. K. Huysmans . . . . . . . . . 239
* Kahle, B.: H. Ibsen, B. Björnson und ihre Zeitgenossen . . 238
* Key, E.: Rahel . . . . . . 501
Keyserling, E. v.: Bunte Herzen 607
* König, J.: Karl Spindler . . 254
* Kräger, H.: C. F. Meyer, Quellen u. Wandlungen seiner Gedichte 118
Kralik, R. von: Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart . . . . . . . . . 733
* Krefft und Werner: Das Terrarium . . . . . . . . . 498
Kügelgen, H. M. v.: Ein Lebensbild in Briefen . . . . . . 359

Seite

* Kullberg, E. F.: Ludwig Bösenberg und Sohn . . . . . . 638
* Künstle, K.: Die Legende d. drei Lebenden u. d. drei Toten . . 763
* Lambotte, P.: Henri Evenepoel 380
* Lennemann, W.: Saat und Sonne . . . . . . . . . 384
Lettres du Prince de Metternich à la Comtesse de Lieven 1818—1819. P. p. J. Hanoteau . 155
Lhotzky, H.: Die Seele deines Kindes . . . . . . . . . 482
* Liliencron: Leben und Lüge 236
Lipps, Th.: Leitfaden der Psychologie . . . . . . . . . 215
Löns, H.: Mümmelmann . . . 610
* Loti, P.: Indien . . . . . . 639
Lucka, E.: Die Phantasie . . . 218
* Mau, A.: Pompeji in Leben und Kunst . . . . . . . . . 229
* Mayrhofer, J.: Im Abendstrahl 638
Mercier, D.: Psychologie . . . 215
Meumann, E.: Intelligenz und Wille . . . . . . . . . 218
Morgan, C. L.: Instinkt und Gewohnheit . . . . . . . 345
* Moser, H.: Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers . . . . 118
Muth, Karl: Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis . . . . . . . . . 600
* Naturwissenschaftliche Zeitfragen . 117
* Naumann, Fr.: Form und Farbe . . . . . . . . . 631
* Oertzen, G. v.: Am offenen Fenster 638
* Parkinson: Dreißig Jahre in der Südsee . . . . . . . 253
* Paul, C.: Die Mission in unseren Kolonien . . . . . . . . 253
* Pfordten, H. Frhr. v. d.: Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners . . . 255
* Piat, Cl.: Insuffisance des philosophies de l'intuition . . . 637
Poeck, Wilhelm: In de Ellernbucht . . . . . . . . . 212
* Pollack, Walter: Über d. philos. Grundl. d. wissenschaftl. Forschung 368
* Reinecke, C.: Aus dem Reich der Töne . . . . . . . . . . 640
Ribot, Th.: Psychologie der Aufmerksamkeit . . . . . . . 318
* Rösler, A.: Die Frauenfrage . 351
* Schaukal, R.: Die Mietwohnung 512
* —: Vom Dandytum und von G. Brummel . . . . . . . . 240
* —: Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser 240

Seite

* Scheiner, J.: Populäre Astrophysik . . . . . . . . . . 253
* Schelling, H. von: Sophokles' Antigone . . . . . . . . . 255
* Schilling, O.: Reichtum und Eigentum in der altkirchlichen Literatur . . . . . . . . . 638
* Schmid, F. A.: F. H. Jacobi . 366
* Schmitt, A.: Das Zeugnis der Versteinerungen gegen den Darwinismus . . . . . . . . . 511
* Schnürer, G.: Das Mittelalter 493
* Schnyder, M.: Im Sonnenschein 639
* Schönherr, K.: Das Königreich 377
* Schulte, J. F.: Johanna Kinkel 383
Sperl, A.: Richiza . . . . . . 605
Stavenhagen, Fritz: De ruge Hof, Mutter Mews . . . . 214
* Steuer, A.: Lehrbuch der Philosophie . . . . . . . . . . 128
Suttner, Bertha von: Memoiren 219
Switalski, W.: Das Leben der Seele . . . . . . . . . . 217
* Vanzype, G.: Eugène Laermans 380
* Veredelung der gewerblichen Arbeit 489
Verworn, M.: Mechanik des Geisteslebens . . . . . . . . 216

Seite

Villiers de l'Isle-Adam: Edisons Weib der Zukunft . . . . . 241
* Waagen: Die Entwicklungslehre und die Tatsachen der Paläontologie . . . . . . . . . . 118
* Wagner, A.: Geschichte des Lamarckismus . . . . . . . 619
* Wagners, Richard — Photogr. Bildnisse . . . . . . . . 255
Wasmann, E.: Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen . . . 350
Wassermann, Jakob: Romane . 477
* Weigand, W.: Der Messiaszüchter u. a. Novellen . . . . . . 383
* Weiß, K.: P. A. de Escobar y Mendoza . . . . . . . . 636
Wer ist's? . . . . . . . . . 640
Wibbelt, A.: Schulte Witte . . 213
* Willems, C.: Institutiones philosophicae. . . . . . . . 128
* Willmann, Otto: Didaktik als Bildungslehre . . . . . . 115
* —: Geschichte des Idealismus . 115
* Windelband, W.: Die Philosophie im deutschen Geistesleben des 19. Jahrhunderts . . . . 383
Ziegler, Th.: Das Gefühl . . . 218

AN·ADALBERT·STIFTER

Hochland

Sechster Jahrgang. April 1909. 7. Heft.

# Seliges Leben.

Eine Osterbetrachtung im Geiste deutscher Mystik.

Von

Joseph Bernhart.

Surrexit Dominus vere. Alleluja!

Auferstanden ist der Herr wahrhaftig. Alleluja!

Ehedem waren es alle, die das Alleluja der Kirche froh und aus ganzem Herzen wiederholten. Heut erquicken sich viele an der schönen Botschaft, ohne sie zu glauben. Sie feiern Ostern wie süßen Schall von weiß Gott woher, wie ein Lerchenlied aus uferlosem Blau. Andere ringen wie Thomas der Zweifler um die Wahrheit und wollen mit ihm die Finger ans Unglaubliche legen. Andere sagen und glauben Christum tot und wie alles Gewesene zu Staub zergangen. Viele aus uns lieben Jesum den Bergprediger, den Beter des Vaterunsers, den Beschützer der Sünderin und kaum wüßte ich Einen, der den abgewehrten Stein auf ihn, den Sündelosen werfen wollte. Aber was wäre uns, Brüder, der schuldlose Bergprediger, wenn ihn damals am dritten Tage nach Kalvaria die Felsen behielten? Dann müßte er uns zum Ärgernis sein, weil er sein eigenes Evangelium nicht erfüllte. Dann stellt das heilige Buch zurück unter die anderen törichten Bücher — es verlangt zu viel von euch. Oder erquickt euch an seiner schönen Redeweise, an dem achtmal Selig, wie er uns immer wieder seinen unbegreiflichen

Himmel vorrückt — aber wem könnte es einfallen, mit all dem Ungeheuern Ernst zu machen? Wer will noch die Arme spannen und sein Kreuz grüßen, wer fremde Leiden atmen am Bette seines Bruders, wer hätte noch die Kraft, übers Grab hinaus zu denken, wer nimmt dir die verjährte Schuld vom Leben, die du auch am sonnigsten Tage mit dir schleppst —, wer hilft dir ein Christ sein, wenn Christus tot liegt wie die andern? Lebt Christus nicht, dann hört seine Botschaft wie die der vielen Weisen vor und nach ihm, sagt Ja oder Nein dazu, bleibt bei ihm und sinket nieder wie die Sünderin oder kehrt euch ab zu schöneren Dingen, wie der reiche Jüngling, liefert ihn aus wie Judas für greifbares Gut oder haltet wie Johannes die Treue bis zur Vesperstunde — wer will euch zum Bessern zwingen? War ein Seufzer am Kreuz sein Letztes, wer will dann noch dem Ostergruß glauben: Friede sei mit euch? Lebt er nicht, wie kann ich wissen, ob in der Ewigkeit sein Wort für Wahrheit gilt? ‚Ist Christus nicht auferstanden, so ist unser Glaube eitel‘ (1. Kor. 15, 17).

Glauben! Mancher denkt bei sich: ich kann es nicht. Er horcht auf, so oft von Gott die Rede ist, er liest jedes neue Buch, das von Jesus sagt, und kommt ihm doch keinen Schritt näher; der Weg zum Dom ist ihm verschüttet von altem Gemäuer, das der Zweifel eingerissen, und so wartet er auf eine neue Weltanschauung wie auf Sonnenaufgang. Er will die Welt als Harmonie erfahren, er will wissen, was im Grunde mit Allem gemeint ist — eher kommt die Ruhe nicht über ihn. Er wartet auf Gott. Aber indessen wartet Gott auf ihn. Aus Büchern kommt Gott nie zu uns. Zu unserm Denken sagt er: Ja, ich bin. Aber der Verstand läßt es dabei. So bleibt Gott ein kaltes Licht. Gott braucht noch einen andern Weg zum Menschen: den Weg durch den Willen zur Tat. Der Glaube wartet auf dein tiefstes: Ich will. ‚Wer die Wahrheit tut, kommt zum Licht.‘ Und könnten wir uns auch jedem Wort von außen verschließen — über jedes Leben kommen Stürme, die unser Inneres so tief aufwühlen, daß die ewigen Felsfundamente unseres geistigen Daseins für Augenblicke sichtbar werden. In solchen Erkenntnissen ruft die Gnade von innen heraus zum Glauben. Dann fühlen wir die Stunde gekommen, unserm Leben fortan einen ewigen Sinn zu geben. Aber da steht noch eine Gewalt, sie will uns nach unten ziehen, sie haßt den Glauben, sie fürchtet den Glauben — denn er ist ihr Tod: die Sünde. Da fällt mir Augustinus in die Rede: Der leugnet Gott, der im Herzen wünscht, daß es keinen gebe. Auch der Glaube an die Auferstehung hängt am Ende von deinem Willen ab. Viele sagen heute: Es kann nicht sein, also ist es nicht. All die Bücher, die den Auferstandenen tot sagen, wollen ihn tot wissen und wenn du ihnen recht gibst, so kannst du auch nicht mehr, als sagen: Ich glaube, er ist nicht erstanden. ‚Nun ist aber Christus von den Toten auferstanden als Erstling der Entschlafenen‘ (1. Kor. 15, 20). Was suchet ihr den Lebendigen unter den Toten? Wahrhaftig, es kann am Allelujamorgen keiner Credo rufen, der nicht selber einmal auferstand. Was

nützte uns der Glaube an das Wunder, was hälfe uns der Christenname, wenn nicht eine neue Kreatur aus uns würde? Ostern, das ist Gewalt Gottes und Freude des Menschen.

Unbegreiflicher als Christus der Erstandene ist doch der Mensch, der mit Willen sich abkehrt von dem alles verklärenden Lichte und ungläubig sein Leben verdüstert, wenn der endlich bezeugte Himmel durch Christum es beseligen will. Nichts kommt der Tragik gleich, in die das Menschenleben versinkt, wenn das Jerusalem convertere* so vergeblich erklang als das letzte Angebot der Seligkeit: Pax tibi! Ja, es könnte auch auf dem Schiffe Christi nicht so eng und freudlos geworden sein, wären nicht im Stillen viele von der Zuversicht abgefallen: Christus lebt. Nicht allein die Lauen im Lande haben ihn verloren — lassen wir sie abdorren vom lebendigen Baume, denn Glauben, sagt der hl. Bernhard, zwingt man nicht auf, man rät ihn an — sondern alle, die im Namen Jesu ins Gericht gehen mit denen, die nicht ihresgleichen sind, als wäre nicht Er bei uns alle Tage bis ans Ende.

Wer den ganzen Christus kennt und lebt, hilft dem Nikodemus und dem Thomas; sucht den Nathanael, der ferne weilt, aber guten Glaubens; heilt den Blinden, weil er noch unter der Väter Sünde leidet; verzeiht dem schwankenden Petrus, weil ein großer Wille in ihm ist, der nicht durch einen verdammenden Spruch der Sache Gottes verloren gehen darf. Der verklärte Überwinder von Tod und Hölle soll uns nicht überraschen beim Splittersuchen — wenn ihr mit Christus auferstanden seid, so suchet das, was droben ist. Im Vertrauen auf den ewigen Sieg Christi, den er seiner Kirche als weltgeschichtliche Aufgabe übertrug, sollen wir die Hand lassen von allem Brudermord in den eigenen Reihen und mit einem frohlockenden Alleluja uns besinnen, daß die ewigen Güter der Welt unser sind und dem Erdkreis auch heute keine andere Hoffnung bleibt, als eine wahrhaft katholische Kirche. Sie trägt das Bild des Himmels in sich und all ihre Gedanken laufen aus in die Beseligung des Menschen. Und dieses Zieles wird sie am tiefsten eingedenk am Auferstehungstag. Denn das Weltgeheimnis löst sich im Ostergeheimnis: Ewiges, seliges Leben.

Jedes Geheimnis ist würdig, daß es mit Schweigen begangen wird. Und jede Seele weiß es von sich: Je mehr sie begreift, je stiller sie schweigt. Aber die alte, uralte Wahrheit will jeden Morgen neu aufgehen wie die Sonne, immer neu erklingen, wie die Wasser der Erde. Ich bin gekommen, spricht der Herr, Feuer auf die Welt zu bringen, und was will ich anders, als daß es brenne!

Alle Dinge, die in der Zeit sind, haben ein Warum. Die Kreatur erfüllt es aus all ihrer Kraft und weiß nicht, daß sie es erfüllt. Sie ruht und schwebt, zieht Odem und verbleicht, weil ein großer geheimer Wille es so will. Eine Kreatur ist, die weiß von sich, sie hört das tiefe Warum in ihrem Blute rauschen, aber ob sie es erfüllen will, das steht bei ihr. Des

* Jerusalem, bekehre dich!

Menschen Freiheit ist sein Himmel und seine Hölle. Wir sprächen in dieser Zeit nicht so viel von Freiheit, wenn wir sie hätten und jeder die rechte Freiheit meinte. Der ist frei, der Gewalt braucht, um sich zum Niederen zu zwingen. Wenn ich etwas für hoch und herrlich erkannte und vermöchte dem nicht zu folgen, das wäre ein Zeichen, daß ich unfrei bin. Solange etwas über mir ist — es sei denn, daß Gott es wäre — das drückt mich und ehe ich nicht alles, wie klein oder groß es sei, Verstand und Minne, Leib und alle Kreatur in Gott verwandelt habe, solange drückt es mich und ich bin nicht frei. Der Adler schwebt hinauf, bis daß er auch den höchsten Berg unter sich habe. Ob wir nun aufwärts oder nieder trachten, frei sind für Gott oder für die Sünde, im tiefsten Grunde verlangen wir alle Eines: Leben, seliges Leben. Es ist kein Ding unter allen Dingen so lieb, noch so begehrlich, als leben. Es ist wahr: je näher ein Ding dem Tode ist, je peinvoller ist es; und doch, wie böse das Leben auch sei, so will es doch leben. Wenn wir aber unsern Puls belauschen, so erfahren wir, daß Leben nicht allein die Bewegung des Staubes ist, aus dem wir gebildet, daß auch leibloses Atmen im Sonnenlicht nicht das wahre Leben ist, es bleibt immer noch eine Sehnsucht nach mehr Genügen. Ein Ding, das nie voll wird, das ist die Seele — sie lebt nie zu Ende. Hätten wir alle Schleier von der Welt abgezogen, all ihre Schönheit aufgetrunken, dann bliebe uns zuletzt doch der Drang, die ganze Fülle in Rede und Gestalt wiederzugebären, und am Ende müßten wir das Letzte, Tiefste, Unsagbare doch verschweigen. Und wie die Erkenntnis, so treibt dich auch das Gefühl ins Unendliche. Der Haß will Unversöhnlichkeit für immer und glaubt schon um des Widersachers willen, daß die Hölle ewig sei — und wenn die Liebe Menschen zueinanderneigt, so flüstern sie ‚ewig‘ und fühlen den Born der Seligkeit um so reicher aufquellen, je länger und tiefer sie graben. Ich meine, daß die Seele weit über Himmel und Erde geschaffen ist und daß sie nach ihrem höchsten und lautersten Wesen mit der Zeit nichts zu tun habe. ‚Gott hat den Menschen geschaffen zu ewigem Leben und hat ihn gemacht nach seinem Bilde, daß er gleich sein soll, wie er ist‘ (Weish. 2, 23). Wo aber — ich weiß, diese Frage ist uns allen die tiefste zu jeder Stunde — ist das wahre, ewige, selige Leben zu finden? Hier unter dieser Sonne scheint es nirgends zu fließen und die Vertröstung auf den Himmel, sagt ihr, erklärt uns nicht, warum dieses Leben gelebt sein muß. Woher die Kraft nehmen, uns hinauszuheben über das lastende, unerklärbar sich abrollende Leben?

Lassen wir Osterlicht fallen auf das Treiben, das Tag um Tag uns in seine Wirbel zieht, — vielleicht daß auch das Alltäglichste sich bis auf seinen letzten Grund aufhellen und als Verhüllung seines ewigen Sinnes deuten läßt. Es wird nicht ohne Bedeutung sein, daß unser Geist in allem Endlichen etwas Unendliches ahnt und finden möchte. So bunt und reich das Einzelne und Zeitliche vorüberwogt, so schlicht und wandellos ahnt sich das große Unerfaßbare, aus dem alle Erscheinung hervorströmt. Die kleinste Angelegenheit

im häuslichen Kreise, die hellen und dunklen Schicksale des persönlichen Lebens entspinnen sich in einem Bereich, über den wir nichts vermögen, und wirken außer uns weiter gut oder böse, je nach der Richtung, in der wir guten oder bösen Willens sie weiterwirken lassen. Der Glaube an die Ewigkeit erfüllt unser Tun mit einer Wucht, vor deren Wirkung wir erzittern müssen. Im Gestürme der Dinge draußen müssen wir Gott vernehmen; die Schöpfung verstehen, wie Jesus es lehrte, als eine heilige Schrift des Vaters; wie Paulus in allem Elend und Untergang der Kreaturen ein Seufzen nach Entsühnung und Vollendung hören und mit gläubigem Auge den großen kommenden Lichttag der Natur ersehnen. Wir haben die Welt in Atome zerlegt, den Lauf ihrer Säfte beschrieben, Ordnung und Gesetz im Walten ihrer Kräfte aufgedeckt, aber das letzte Verständnis, nach dem es uns drängt, ihren innersten Sinn zu erfahren, das bleibt bis heute dem Glauben überlassen. Diese letzte Deutung des Sichtbaren als einer Versichtbarung des Ewigen, den Gedanken, daß Geist und Natur den nämlichen Gesetzgeber haben und die Schöpfung den Gedanken Gottes nachlebt, hat Jesus uns gegeben. So lange wir spüren und forschen in den Werken der Schöpfung, haben wir uns um solche Deutung nicht zu kümmern. Die denkende Eroberung der Natur hat der Herr unserm gottgebornen Geiste überlassen, aber dann, wenn vor den zerlegten Stoffen noch ein letztes Warum uns quält, dann spricht er vom Vater und lehrt uns mit Heiterkeit und Tiefe auf Lilie und Sperling, auf Abendrot und Menschenauge sehen. Nicht Gottes Reich ist die Schöpfung, aber sein Gleichnis. Wenn einer sich alle Welten dächte, die Gott machen könnte, so ist dies das Reich Gottes nicht. Ja, meine Brüder, in aller Kreatur fließt Gottes Kraft, aber Gott selbst ist hoch darüber. Sie kann dem Menschen eine große Irre werden, wenn er nicht auch in ihr sucht, das was droben ist.

Wer Genüge nicht in Gott haben will, der muß es von den Dingen nehmen. Der Ewige hat wohl Lust und Genügen ausgegossen in die Kreatur, aber die Wurzel aller Genügde und das Wesen aller Lust, das hat er in sich selber behalten. Du stehst an einem abendlichen Wasser, und eben sind die Sterne aufgegangen. Sie blinken herauf zu dir, ruhig, oder wenn es windet, schwankend. Die rechten Sterne und so alles Wesen und Wahrheit sind über dir. Die reine Seele genießt alle Kreatur lauter, wenn sie alle Kreatur in Gott genießt, und darum mußt du dich von allen Dingen gekehrt haben, daß du sie alle lieben darfst. Die Welt liegt zwischen Gott und Mensch. Ob sie von Gott wegführt oder zu ihm hin, das liegt beim Menschen, der unterwegs ist. Eines ist notwendig: daß wir vollkommen werden wie der Vater. Die andern Dinge werden uns beigegeben, darum redet das Evangelium nicht von ihnen, nicht von Sternkunde und Tiefseeforschung, nicht von Geldwirtschaft und Kunstgenuß. Wir brauchen nicht nach Kulturbefehlen suchen in den heiligen Blättern. Die Kräfte des Menschen drängen nach all dem hin, ein großer Wille treibt uns an, die Welt im Innersten zu verstehen, und aus sausenden Maschinen vernimmt sich der Ewige so gern wie aus Meeren und Wäldern.

Es muß sein Wille sein, daß wir die Welt erobern. Das Feuer im Eisenwerk flammt aufwärts wie die Lampe im Dom, und der Rauch, der aus tausend Kaminen das Opfer der Arbeit emporträgt, erfüllt ein Gesetz, das nicht ohne Gott in die Schöpfung kam. Wo ein Geheimnis der Natur aufgedeckt, eine schlafende Kraft erweckt und dienstbar gemacht wird, da flüstert es immer wieder: O Tiefe des Reichtums! Nun aber ist das alles, für sich allein betrachtet und geübt, vor Gott nichts, nichts wert. Ehe Gott fragt, ob wir Kultur haben oder nicht, will er wissen, wie es um die Seele steht. Wenn sein Reich in uns ist, dann mögen wir wirken am großen Webstuhl aus unserer ganzen Kraft, dann schlingen wir ja nur seine Fäden ins Gewebe und am Ende stünden wir vor dem Bilde seiner Herrlichkeit. Aber auch die Sünde hat die Macht, an dem großen Werden mitzuschaffen, ja ihre Hand ist geschickter zu diesem Werke, als die Kinder des Lichtes es sind. Die Ewigkeit ist ihr ein großes Vielleicht und darum setzt sie alle Kraft, allen Drang und Willen an die Werke dieser Zeit. Ihre Phantasie kennt kein Gebot, ihre Flüge aufzuhalten vor dem reinen Willen Gottes und ihre Bilder wieder auszulöschen, wenn die Unschuld davor die Augen schließen muß. Im Herzen der Sünde lebt die gewaltige Sehnsucht, das verlorene Ewige wieder einzubringen, im tausendfältigen Dies und Das der Dinge. Und je rascher sie wieder verbleichen, je heißer sucht man das Neue. Die Sünde denkt und bildet rasch und glänzend wie das Fieber. So kommt es, meine Brüder, daß wir dem Unglauben so viel Fortschritt verdanken. Er braucht darum nicht böse zu sein, auch die Sünde hat ihren Tribut an den Ewigen zu bezahlen. Aber wir erleben es doch alle, daß diese glänzende, raschgeborene Welt auch die Keime zum Tode in sich trägt. Wir sahen noch immer gottlose Kulturen in Schönheit verwesen und auch der faulende Sumpf ernährt eine Flora von eigen schönem Reize. Wenn eine reiche Welt sich entfaltet, wie es heute vor unsern Augen geschieht, so ist es doppelt not, daß dem erschöpften Boden wieder von oben her ewige, göttliche Kraft zuströme: Quae sursum sunt, quaerite! *

Nun wollen viele aus irdischen Brunnen allein schöpfen. In der Nähe der großen Geister, der Dichter und Bildner und Musiker, atmen sie einen Hauch unsterblichen Lebens. Philosophia vix paucissimos liberat. Augustin hat es an sich selbst erfahren, daß Wissen nur die Allerwenigsten frei macht. Kann es die Kunst? Wir rufen heute laut nach Schönheit und bekennen also, daß wir sie nicht in uns tragen, sondern von den Dingen her erwarten. Unserer Seele ist etwas verloren gegangen, das wir an den Schöpfungen der Begnadeten wieder suchen gehen: die innere Harmonie. Seit Christus totgesagt ist und hinter jedem Ding ein bleiches Rätsel trauert, hat die Welt an Schönheit unendlich viel verloren, und so viel auch Große unter uns leben, sie hören und sehen um sich zu viel Klage und Zerrissenheit, als daß sie, um uns aufzurichten, einen tröstlichen Himmel in ihre Werke hinein=

* Was droben ist, das suchet!

bilden könnten. So hungrig nach Erscheinung und Ausdruck sind wir geworden, so armselig genügsam, daß wir auch dann noch aufhorchen, wenn irgendwo ein verödetes Herz in schöner Rede sich ausklagt. Ich weiß, die Kunst kann zur Erbarmerin werden, wenn sie den geschundenen Menschen des Werktags vor uns hinstellt und unser Mitgefühl aufruft für alle gemütlose Fronarbeit, aber soll diese Kunst nicht im nämlichen Augenblick auch das Wort der Erlösung auf der Zunge haben und den ewigen seligen Sinn auch der düstersten Notwendigkeit ahnen lassen? Und als ob des Jammers in der Wirklichkeit nicht genug wäre, lehrt uns eine andere Art von Kunst, im Leben vor allem das Schiefe und Spottwürdige zu sehen, und zieht, als wären alle guten Geister ausgestorben, auch den Rest an Edelkeit und gutem Willen in Schmutz und Niederkeit. Zu viel Schönheit und Behagen an der Form lähmt den Willen und umschleiert den Geist mit dem Vergessen der höheren Notwendigkeit, hilfreich, rein und gut zu sein. Den Schmerz zu ertragen, uns das Auge auszureißen, das uns geärgert, auch den häßlichen Bruder zu lieben, das lernen wir von der Schönheit draußen nicht, und ist doch Schönheit über alles. Du siehst die Welt nicht schöner, als du sie in dir hast. Franziskus, der Heilige, lebte im Frieden mit der Natur, aber er holte ihn nicht aus ihr, er trug ihn selbst in sie hinein. Darum, meine ich, sollen wir nicht nach Schönheit rufen, sondern sie haben! Dem Verlangen nach Geist, das in uns brennt, kommt die Kunst im schönen Gewande entgegen, mit der Geberde der Erhebung führt sie uns über Tabor wieder hinab ins Leben. Und das ist ihr göttlicher Sinn. Sie soll uns wissen lassen, daß über uns ein Himmel wartet, ein leidlos seliges Schauen von Herrlichkeit. Und weil alles eine Spur des Schöpfers trägt und alles Gras noch zittert vom Saume seines Kleides, sei dem Künstler, der ewige Gedanken nachdenkt, nicht verwehrt, das Kleinste wie das Größte, wenn es gut ist, nachzuschaffen. Auch in der Kunst ist Gott nahe, wenn anders sie ihm nahe ist. Aber sie ist nicht alles, nicht der Gott, den sie künden, nicht der Himmel, den sie spiegeln soll. Wer seliges Leben will, muß noch höher wandern.

Und nun lasset uns beim Menschen selbst verweilen! Da er ein Gleichnis Gottes ist, so müssen seine tiefsten Züge auf den Ewigen hinweisen. Je gründlicher wir das Menschenwesen kennen lernen, um so leichter glauben wir an die großen geoffenbarten Wahrheiten der Religion. Ich wüßte kein Wort aus Jesu Munde, nach dem nicht meine eigene Sehnsucht riefe. Gott, Christus, seine Kirche sind die Antwort auf die große Frage, die Menschenseele heißt. Im Gewissen ist ein übermenschlicher Wille gegenwärtig, der unablässig beseligt, wenn er sich erfüllt sieht, und zur Qual verdammt, wenn er verachtet worden. Der unausbleibliche Fehlbetrag bei allem Weltgenuß, die dumpfe, dunkle Verborgenheit, aus der alle Schicksale hervorströmen, verweisen uns vor die Tore einer anderen Welt. Die Sünde empfängt ihr Leben von der Freiheit, beugt sich in der Reue vor Gottes Heiligkeit, und begreift es, wie der verlorene Sohn, nun erst ganz, was es um die

Großmut und Liebe des Vaters sei. Zu tiefst in der Seele lebt ein Bedürfnis, sich zu opfern; die einen sagen für eine große Sache, ein anderer, aus dem Gottes Gleichnis unverschüttet leuchtet, bringt im stillen Opfer der Entsagung für den Bruder, der in die Irre gegangen — denn die gestörte Wage der Weltgerechtigkeit muß wieder eingestellt werden, aber ohne Leiden und Ertragen kanns nicht geschehen. In solchen Seelentiefen, meine Brüder, spiegelt und begreift sich ahnungsvoll das Kreuz von Golgatha. Ja, in aller Menschenliebe, die wir geben und empfangen, ist ein Schimmer der ewigen zu erkennen — wir müssen ja alle Dinge, die über uns ergehen, Liebes und Leides, in ihrem ewigen Sinn erfassen. Neigest du zu einem Menschen und bist doch bereit, früher noch als ihm deinem Gott zu folgen, so wisse, daß Gott dich neigt. Und wenn es dir dann eine Lust ist, Bande zu tragen, so denke, daß dein Glück nicht eher voll ist, als Gott dich gebunden hat. Du bist, je mehr gefangen, desto mehr befreit. Die allerstärkste Fessel erst erlöst dich ganz. Dann magst du auch fröhlich leiden — denn nichts macht dich Gott und Gott dir so eigen als dieses süße starke Band. Du sehnst dich zu geben, und was du liebend gibst, wird für dich ein seliges Empfangen. Und hast du dich arm gegeben, so bist du vollends reich. Gott ist selig darin, dir zu geben, und je mehr du begehrst, je tiefer er dich lieben muß. Wer zu Gott bittet, muß darum auch um etwas Großes, Göttliches bitten, denn um des Geringen willen möchte er dich nicht hören. Es hängt sein Wesen daran, dich zu lieben und dir alles zu werden. Er will zur Seele kommen

wie im Maien auf Anger und Au
zur Blume fließt der Morgentau.

So heiß hast du ihn nie verlangt als seine Sehnsucht ist nach dir.

Aber noch sind drei Dinge, die zwischen Gott und Mensch sich drängen: Eigener Wille, das Leiden und der Zweifel am Geheimnis.

Das Fröhlichste in der Welt ist ein guter Wille. Er ist der hellste Strahl, mit dem Gott die Seele treffen kann, ja Gottes Leben schwebt daran, daß er das Beste wolle. Und von diesem Willen muß der deine überbildet werden. Wir betäuben Gott Tag und Nacht und beten: Herr, dein Wille werde! Und so denn sein Wille wird, so heben wir an, zu zürnen. Du sollst nicht beten, daß dein Wille Gottes Wille werde, sondern daß Gottes Wille der deinige werde. Und wirst du darauf krank: in Gottes Namen! Stirbt dein Freund: in Gottes Namen! In allem Tun und Geschehen müssen wir Gott erfassen. Denn wäre er nicht überall, so wäre er nirgends. Wenn du auf einen Stein trätest und es wäre in diesem Augenblick dein Gemüt zu Gott gekehrt, du tätest ein göttlicher Werk, als nähmest du den Leib des Herrn und es wäre doch dein Sinn von Gott abgeschieden. Hast du Gott inwendig, so suche nichts mehr. Denn jetzt macht der Friede sich auf, dich zu finden, eine große Stille nimmt dich unter ihren Flügel, du seiest in der Kirche oder im Getümmel. Nicht als müßte man Tag und Nacht an Gott denken — hinge er nur am Gedanken, so verginge er jetzt und jetzt — viel=

mehr muß er wesentlich dir innesein, wie der Durst dem Dürstenden. Der mag wohl schaffen und werken, was er will, aber was er auch tue und treibe, er empfindet den Durst. Oder wer mit Glut ein Anderes liebt: an allem findet er etwas vom geliebten Bilde. Nicht die Unruhe mußt du fliehen, sondern deine Ruhe in sie tragen. Nur der Mensch ist Gottes wert, der schadlos alle Dinge faßt und überwindet. Aber das lernst du nicht, wenn du eine Mauer um dich baust, damit die Welt dir Einsamem nichts anhabe, vielmehr in dir habe eine große stille Einsamkeit: dann kannst du auf Markt und Straßen mit Gott einmütig sein in allen Sachen. Im selbstlosen Willen liegt das Geheimnis einer seligen Weltüberwindung. Wenn du das Deinige suchst, findest du Gott nimmer — denn da suchst du etwas mit Gott und tust recht wie einer, der von Gott eine Kerze macht, um etwas zu suchen, und wenn das Ding gefunden ist, so wirft er die Kerze weg. Der Mensch soll über nichts erschrecken, solang er guten Willens ist. Aber daß du kräftig und mit ganzem Willen willst, das steht bei dir, und weder Gott noch Kreatur kann es dir nehmen. Zuvor aber mußt du aller Dinge ledig geworden und dir selbst verloren sein. Und sähst du vor deinen Augen alles versinken, was Gott je geschaffen, du solltest es nicht abwenden wollen mit einem Ave Maria. Brüder, ich dachte zuweilen, wenn ich einsam ging, es müsse der Mensch mit der Zeit dazu kommen, daß er Gott zwinge. Wenn einer sich demütigt, so kann Gott sich nicht enthalten von seiner Güte; er muß sich senken und gießen in den demütigen Menschen und dem Allergeringsten gibt er sich ganz zu eigen. Wir hören und lesen heute viel vom Erkennen und Erleben Gottes — freuen wir uns über diesen frohesten Zug im Angesicht der Zeit! Wer Gott nur weiß, aber nicht tut, der wüßte besser nicht von ihm, denn so wird sein Wissen zur Sünde. Und doch fürchte ich, viele dieser Menschen finden nicht den wahren Gott und wenn sie je ihn antreffen und sehen, wie er zuerst das Schwert bringt und dann erst den Frieden, so wenden sie sich ab und suchen einen neuen, der nie Blut vergoß und keinen je zum Kreuze ruft. Da wuchert dann im Herzen was will, der neue Gott schweigt dazu und läßt den betrogenen Menschen in ‚Freiheit' und ‚Erleben' untergehen. Groß ist heute die Gemeinde, die der Apostel vorausgesagt: Eine Zeit wird kommen, da sie die gesunde Lehre nicht ertragen, sondern nach ihren Gelüsten sich Lehrer über Lehrer nehmen werden, die ihnen die Ohren kitzeln, und sie werden von der Wahrheit das Ohr abwenden, zu Märchen aber sich hinwenden (2. Tim. 4, 3). Es sind jene, die immer lernen und nie zur Wahrheit kommen: die Gottsucher, wie ihr sie nennt. Nein, meine Brüder, das Gottfinden geht durch den Schmerz. Da mußt du mit Fleisch und Wille untergehen, in verborgener Stille wie das Samenkorn entwerden und verwesen in einem Verlassen und Hingeben deiner ganzen Kraft — dann begibt sich das große Wunder des Auferstehens im Lichte und ein frohes Früchtebringen in Sturm und Sonne. ‚Wer sein Leben findet, der wird es verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden'

(Mt. 10,39). So aber wartet mancher auf Gott, das Vergängliche ist ihm leid und das Ewige doch nicht lieb, und ehe er Gott gefunden, liegt und schläft er bleich und still in Blumen. Gott bleibt ja immer verborgen — aber wer erkennt, daß er nicht zu erkennen ist, und darum wie ein Kind ohne Wie und Warum sich ihm neigt und zu eigen gibt, der fängt an, ihn zu erkennen. Du mußt nicht die ewige Wahrheit erdenken wollen, sondern dich ihr zeigen. Denn über den Zweifel siegt nur ein Leben der christlichen Tat. Ich muß einmal Gott nachgeahmt haben in den Vollkommenheiten des Vaters, damit ich ahnen kann, was Wunderbares es um ihn ist.

Nur ein gelebter Gott, von dem ich unerschütterlich überzeugt bin, daß mein Leben — von aller Sünde abgesehen — sein gewirkter Wille ist, läßt mich auch den Schmerz verstehen. Wenn das Leiden keinen ewigen Sinn hat, so müssen die Edelsten — denn sie leiden alles doppelt tief — wie der griechische Weise den Todesbecher ansetzen oder wie der römische ihr Aderblut verströmen sehen. Eine andere Lösung des schmerzlichsten aller Welträtsel, als Jesus in den drei blutigen Stunden am Kreuz sie gab, ist dem Menschen verwehrt. Damals hat der Gottmensch alles Zucken des Fleisches und alles Erbeben der Seele vor den Vater gebracht, auf daß die Sünde den Todesstoß zurückempfange, den sie ehedem mit Not und Tod gegen den Menschen geführt. Seitdem der Herrlichste gelitten, liegt seliges Leben auch auf dem Grunde alles Leidens — wenn Jesus, meine Brüder, ja wenn Jesus lebt. Es gibt eine Betrachtung seiner Passion, die uns so lange tröstet, als wir von Schmerzen reden und dichten und singen, aber nicht leibhaftig ins Elend gestoßen sind. War Jesus nur der schuldloseste und tragsamste unter den blutenden Helden, dann geben wir ihm seinen Dornkranz zurück, bewundernd, aber unerlöst. Nur ein Christus, der auferstanden ist und jedes Menschenleben mitlebt, der wahrhaft bei uns ist alle Tage, läßt uns den Schmerz der Welt und unser Teil an ihm verstehen und ertragen. Nur wenn Christus den Karfreitag mit Ostern überwand und als ewig wirklicher Gottmensch, verwundet und doch glorienklar, uns nahe ist, wird alles Leiden zum großen Mysterium, in dem der Menschensohn über jedes Gethsemani der Seele, jedes Golgatha des Leibes weiterführt zur Anschauung der Osterherrlichkeit, in der alle dumpf lastende Not zu ewigem Sinn und Leben sich verklärt. Ohne die Auferstehung des Verbluteten ist alle Leidensmystik schöne Poesie, die uns gebeugten Schatten nichts zu sagen hat. ‚Wenn wir in diesem Leben allein auf Christum hoffen, sind wir elender als alle Menschen' (I. Kor. 15, 19). Noch einen Dank haben wir an den Schmerz. Wir wissen, daß Leiden von Sünde kommt, und sollen am Leid ermessen, was Sünde ist. Da sollen wir in hilfloser Gebundenheit wie aus einem Gleichnis erfahren, daß es auch aus der Schuld keine Selbstbefreiung gibt. Alles ohnmächtige Abhängen und Nichtskönnen im Schmerze sagt uns vom Gegenteil als vom tiefsten Wesen aller Sünde: Selber sein, gottloses Sichselberwollen. Das ist die Ursünde von Anbeginn und heute und mit boden-

loser Furchtbarkeit zeigt sie sich im gottverlassenen Leiden als der Hölle Anfang. Von einem Hauche auch dieser Qual wollte Jesus am Kreuze gestreift werden — aber damals, sagt die Schrift, schrie er mit lauter Stimme das Eli Eli lamma sabacthani.* Wenn Gott im Leiden von uns weicht, dann bricht die Verzweiflung auch über den Stärksten herein. Ein guter Mensch vertraut, daß der Herr mit jedem Leid ein größeres uns ersparen will oder die Lust vertieft, die kommt, wenn wir ausgelitten. Auch williges Leiden wird seliges Leben im Osterlicht.

Zwischen Gott und vielen steht trennend das Geheimnis. Sie wollen nicht trinken aus den Bächen des seligen Lebens, weil die Quellen im Unerforschlichen liegen. Aber quillt nicht auch das Sichtbare und Handgreifliche aus unzugänglicher Verborgenheit? Die Welt bewegt sich wie jeder Sonnentag zwischen zwei Nächten: dem Woher und Wohin. Wem nicht der Glaube sie aufhellt, der wird erdrückt zwischen ihren Finsternissen. Du kommst aus der Unwissenheit deines ersten Lebenstages und vollendest, je weiser du geworden, um so demütiger deinen letzten in Unwissenheit. Wie im Fieber leuchtet die Wissenschaft mit ihrer Fackel von Abgrund zu Abgrund. Soviel haben wir erkannt, aufgedeckt, zerlegt und beschrieben — aber im Vorwärtsstürmen und Tieferdringen wächst das Land des Unbekannten ins Unermeßliche. Ein Wanderer springt nach der Himmelsgrenze und legt doch ewig nicht den Finger dahin, wo Erd' und Himmel zusammenkommen. Leben, Licht und Kraft und Stoff, auch das Offenbarste bleibt am Ende doch eine Frage. Es spricht ein Meister, daß wir vom Ding an sich nichts wissen können. Es blüht und tönt die Welt in uns, aber was an sich draußen ist, ob die Welt reicher wird, ob sie verarmt, wenn sie über die Sinne tritt und Heimat nimmt im Menschen — wer kann das wissen? Ich glaube, meine Brüder, je mehr wir hineinleuchten ins Wie und Was der Dinge, um so riesenhafter wächst vor uns das Unerforschliche. Immer unausdenkbarer wird die Welt. Und so ist es recht: Der Mensch will staunen und braucht das Geheimnis. Das Unerkannte ist mächtiger über uns als das Erkannte. Vielleicht ließ der Ewige das Weltgeheimnis nur darum aus seiner Hand rollen, damit wir das Gottgeheimnis in Ehrfurcht anbeten und es erfragend an ihm nicht irre werden.

Soll Gott nicht geheimnisvoller sein als seine Schöpfung? ‚Ich will dich preisen; denn zum Erschauern wunderbar bist du, wunderbar sind deine Werke — das weiß meine Seele wohl' (Ps. 138, 14). Ja sind nicht wir selbst aus dem Geheimnis geboren? Weben nicht Gott und Schöpfung die Fäden ihrer Geheimnisse im Menschen ineinander? Aus Staub und Geist gemischt, möchtest du mit unstillbarer Sehnsucht das Ewige und Unsichtbare ins Begreifliche niederzwingen. Die Glieder wollen sehen, hören, fassen, die Seele verlangt nach dem, der sie gehaucht. Du stehst am offenen Meer und während deine Hand mit dem grünen Blatt spielt, das sie vorhin vom Baume brach, und dein Auge über die schimmernde Weite wandert, weht dich Un-

* Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!

endlichkeit an. Das Kleinste und Größte, das Nächste und Fernste bewegt uns zugleich. Es sprechen die Alten oft, daß wir von der Abenderkenntnis aufsteigen sollen zur Morgenerkenntnis. Gott hat ja den Menschen erschaffen, daß er wisse. Unsere Seligkeit ist daran gelegen, daß wir erkennen alle Dinge und ihn, der sie erschaffen. Wo ein Unwissen ist, da ist Gebreste. Nun hat aber die Seele zwei Antlitze; mit dem obern schaut sie Gott, mit dem untern schaut sie die Welt. Es bewegt sie eine heilige Unruhe, in das Urbild zu kommen, da nicht dies und das und oben und unten ist, sondern alle Dinge eins sind, und keine Kreatur edler ist als die andere. Wenn die Seele in der Abenderkenntnis alle Kreaturen durchlaufen hat und an ihrem matten Schimmer Gottes nicht Genügen fand, so erkennt sie, daß alle Dinge über sich hinausweisen in den Urgrund — sie kehrt sich ab von ihnen und bricht ein in das göttliche Licht, wo aller Dinge Wesen in eins zusammenfließt. Erkennt die Seele Gott in den Kreaturen, das ist ein Abend. Aber die Kreaturen in Gott erkennen — das ist ein Morgenlicht. Daß sie aber Gott erkennt, wie er allein in sich Wesen ist, das ist der lichte Mittag. Meine Brüder, wenn ihr mit den Theorien des Erkennens zu Ende gekommen und Gott aus seiner ausgeforschten Welt vertrieben habt, dann will ich diese Worte all den Winden lassen. Bis dorthin aber glaub ich das Wunder und frohlocke, wenn es eine Weile lang den Schleier der Natur von Gottes Antlitz weht, und bekenne vor jedem Geheimnis: Fürwahr, du bist ein verborgener Gott! (Js. 45, 15.) Unsere Seele verlangt nach dem Geheimnis, und wenn wir ans Göttliche nicht glauben, so ziehen wir — denkt nur an Bildner und Dichter um uns — das Offenbare ins Geheimnisvolle, daß unsere Seele im Staunen und Fragen sich weite.

Ein Geheimnis begreift sich nie in sich selbst — es empfängt Licht von einem andern. Was Gott ist und der Mensch, hat sich geoffenbart im Geheimnis Christi, daß sie füreinander sind, daß der Gott der Elemente und Atome auch der Gott der Liebe und der Tröster im Elend ist, daß der Mensch durch Liebe ihn niederzieht, daß er der Seele Erbarmer, Friede und alles sei — das offenbarte Jesus. ‚Keiner kennt den Vater, außer der Sohn und wem der Sohn es offenbaren will‘ (Mt. 11, 27). Er sagt uns, wie das Elend nicht ohne Erbarmer, aber auch die Sünde nicht ohne Vergelter ist. Die dunkelsten Tiefen des Lebens erhellen sich bis zum Grunde vor ihm, dem Licht der Menschen. Aber der Weg zu ihm, meine Brüder, ist der geheimnisvolle des Glaubens. Wer ihn nicht demütig begeht, kommt nicht zu ihm — hat er nicht alle, die verlangend und bedürftig zu ihm kamen, mit dem Wort empfangen: Glaubst du? Und ehe er zum Vater kehrte, stiftete er das Geheimnis der Geheimnisse. Je näher er die Todesstunde fühlte, umso enger schloß er die Getreuen zur Gemeinschaft zusammen und in den letzten Augenblicken vor Gethsemani betet er zwischen Hoffnung und Bangen nur um das große, alles überdauernde Einswerden der Menschen in ihm. Nicht die ‚Vateridee‘, nicht die Bergpredigt, nicht den Wunderglauben hält

er für stark genug, das ersehnte ut unum omnes zu erfüllen, sondern er läßt sich wunderbar zurück, um in der Verhüllung des immerwährenden Abendmahls allen nahe zu sein. Da begreift ihn nur der Glaube: mysterium fidei, sagte er selbst. Wer mit anderer Gesinnung vor dieses Geheimnis tritt, der mag sich wenden, vielleicht für immer — es geleitet ihn das Wort Jesu in eine Welt trostloserer Geheimnisse zurück: Selig, wer sich an mir nicht ärgert!

Den Christus der Kirche haben heute viele verlassen und jenem andern sich zugewendet, der kein Geheimnis zurückgelassen, der keinen Lahmen je geheilt und keine verdorrte Hand und unerstanden vor Jerusalem im Staube liegt. Wenn die Kritik einmal in den Evangelien zuende geplündert hat, wenn alle Verbindungswege zwischen dem jung aufsprossenden Reiche Gottes und den zeitlich verwandten Kulten in Ost und West aufgedeckt sein werden — diese Arbeit war und ist nun einmal mit keiner Macht aufzuhalten — wird Christus mit ungeschwächter Kraft die Menschheit aufwärts ziehen, die Satten richten und die Überwinder achtmal selig preisen. Die nämliche Geschichte, die uns heute Christum restlos vermenschlichen, seine Passion in die Kette aller anderen Notwendigkeiten des Weltgeschehens verflechten will, die das Wunder leugnet, weil es übermenschlich ist, statt es der Kraft des Glaubens zu überlassen, die nämliche Geschichte gibt doch der Gestalt Jesu ihre Göttlichkeit zurück, wenn sie all die Kräfte überschaut, die seit zweitausend Jahren in Heiligkeit und Martyrium, in Dulden, Wirken und Entsagen lebendig geworden. Man ist heute redlich am Werk, wie das Geschehene rein geschichtlich, so das Geschehende in der religiösen Welt psychologisch zu erfassen. Auch diese Weise der Betrachtung ist nicht aufzuhalten und hat ihr Gutes. Aber daran wird sie scheitern: den Strom heroischen Lebens, der bald ruhig, bald stürmisch durch die zwei christlichen Jahrtausende flutet, in ihre paar Schalen zu schöpfen. Begriff und Vorstellung haben ihre Macht über Kopf und Herz des religiösen Menschen, aber sie sind nur die irdische Schwelle für das niederkommende göttliche Leben. So schweigt und hält am Ende auch diese Wissenschaft still vor dem Unerklärlichen. Das Leben selbst liegt hier wie überall jenseit seiner zerlegbaren Erscheinung: Christus lebt im Geheimnis. Aber er muß auch gelebt werden, damit er als ewig lebendige Gegenwart erfahren wird.

Meine Brüder! Wenn heute das Christentum zur bloßen Erinnerung an ein gewesenes großes Leben verflacht wird, dann sind wir ärmer als die Welt vor Christus, in deren Tiefen die doppelte Erwartung des Logos und des vollendeten Menschen lebte. Wenn wir seliges Leben bei Christus suchen, so muß unser Bekenntnis heißen: Jesus lebt — mit ihm auch ich! Ohne ein Leben nach Christi Willen bleibt uns auch seine Lehre schwer verständlich. ‚Ihr forschet in den Schriften, weil ihr glaubt, in ihnen ewiges Leben zu haben. Gerade diese sind es, die von mir Zeugnis geben. Und ihr wollt nicht zu mir kommen, um Leben zu haben‘ (Joh. 5, 39 f.). Leben aber ist wie Atmen,

ein Nehmen und Wiedergeben. Beseligen kann das Empfangene erst in der Wiedergabe des Mitteilens. Gott will sich wiedervernehmen in der Sprache seines betenden Gleichnisses; und erst dieses Sichfinden Gottes im Menschen und der Seele in Gott bedeutet Religion.

Nun sagt ihr: Ja so ist es, aber so kann es auch ohne Kirche geschehen! Brüder, wir sind alle auf Gemeinsamkeit angelegt: ist einer aus uns groß und mächtig, so ziehen ihm tausend nach; um des Hungers willen schließen Hand in Hand die Reihen sich dichter zu Verbänden; große Gedanken verketten uns zu Gemeinschaften — sollte das tiefste Anliegen der Menschheit von jedem in seiner Hütte besorgt werden? Die abgeschnittene Rebe hat nicht weit bis zum Verdorren. Wir brauchen im Alltag den belebenden Strom der Zuneigung und des Lebenstausches, sonst erlischt der Glanz im Auge — doch bedürftiger noch ist die Seele des ewig lebendigen Christus, ohne den niemand zum Vater kommt.

Die Kirche erstrahlt — wir wissen es — zu keiner Zeit, auch heute nicht, in der vollendeten Reinheit, daß sie makellos ihrem Stifter und Urbild gliche. Jedes Jahrhundert hat wieder neue Schleier vor das Antlitz der Braut gezogen, aber immer war sie durch alle menschliche Verhüllung hindurch erkennbar als die Gottgewollte, Gottgesandte, die der Menschheit das ewige Leben zu bringen hat. All jene Mächte, die heute an der religiösen Selbstzersetzung der Gesellschaft arbeiten, finden keinen Widerstand, wenn nicht an der Kirche. Die edelsten Geister der Gegenwart, seien sie auch abgeschnitten von der Lebensflut der kirchlichen Gemeinschaft, stimmen in ihren tiefsten Erkenntnissen mit ihr überein. Aber diese leisen Prophetenstimmen gehen ungehört unter in den Wogen eines anders gesinnten Lebens.

Vielen ist heute zumute, als pilgerten wir abendwärts wie die beiden auf dem Wege nach Emmaus. ‚Ihre Augen aber waren gehalten, daß sie ihn nicht erkannten.‘ Jesus tritt zu ihnen: Was sind das für Reden, warum seid ihr traurig? Die mutlosen Zwei verzweifelten an dem, der doch zwischen ihnen mitwanderte. Jesus rüttelt ihre Gemüter auf zur Erkenntnis der göttlichen Pläne: O ihr Toren und Mattherzigen! — Das wird immer das Bild entmutigter Zeiten der Kirche sein: Gehaltene Augen, Zweifel, fast Irrewerden an dem fern geglaubten Auferstandenen, der doch selig nahe mitpilgert, unerkannt.

Wir rufen heute gern nach dem neuen Heiligen, der uns das verlorene Evangelium wieder vorleben soll. Andere rufen nach dem Dichter und Künstler — aber könnte er von einer lichteren Welt uns sagen als der Welt, die ihn gebar? Er müßte wie die Größten, die unter uns leben oder gestern erst den Staub wiedersuchten, die alte klagende Sehnsucht in neuen Versen und Akkorden wiederholen. Und zuletzt müßte er doch sagen: Gebt mir den neuen Heiligen! Die Gedanken des Erwarteten könnten uns nicht überraschen. Wir hörten sie schon als Kinder. Aber die Kraft, sie zu leben, wäre ungewohnt. Er dürfte nicht in Seide und Geschnür gehen, denn am

nächsten Feldkreuz könnte er erröten müssen. Statt Fürstenringe zu küssen, müßte vielmehr er selbst es abwehren, wenn ein Niedrigerer sich beugte, seine Hand zu küssen. Die Freude, daß ihm Menschen untertan sind, müßte ihm Sünde sein. Er müßte ewiges Leben tragen unter die Menschen am Feuerofen und die Pflüger der Scholle. Er müßte jeden Heuchler verfluchen, aber nach der geknickten Blume sich bücken und mit den Vögeln singen. Er müßte jedes Tagewerk lieben, als hinge die Ewigkeit daran, und auf Bergen beten, als wäre alle Arbeit nichts und aber nichts. Er müßte den Psalter wegwerfen, wenn ein Armer nach Suppe schriee. Und wenn er einen Toten zur Ruhe legte, sollte keiner, der an der Scholle steht, an Reichtum oder Armut denken müssen. Und kehrte einer, matt am Herzen, heim vom Streit für Gott und wiese einen Flecken Rost an seinem Schwerte, so müßte der Heilige sagen: Sei mir gesegnet — darum daß eine Ratte unters Korn fiel, verwirft man nicht das ganze edle Korn. Sähe er einen in Verzückung liegen, so stieße er ihn an und sagte: Nun laß es verströmen in Werken — und er führte ihn an die Heimstätten des Elends.

Aber wir sollen nicht viel von diesem Heiligen reden. Wann er kommen wird, liegt nicht in unserer Hand und auch nicht in der seinigen. Einstweilen trachte jeder aus uns so hoch!

Meine Brüder! Paulus hat das Wahrste gesprochen, was der heutige Mensch um Ostern hören kann: ‚Für alle ist Christus gestorben, damit auch die, welche leben, nicht mehr sich selbst leben, sondern für den, der für sie gestorben und auferstanden ist . . . Wenn also in Christus ein neues Geschöpf ist, so ist das Alte vergangen‘ (2. Kor. 5, 15. 17.) Wenn der Erstandene uns belebt, werden wir nicht sagen, daß er tot sei. Unser seliges, ewiges Leben muß unter dieser Sonne beginnen — wer es hier nicht begründet, hat es in Ewigkeit nicht. Hat uns Osterglauben die Welt verklärt und das Leben vertieft, so kann unser Ostertag ewig nicht untergehen. Alleluja!

# Probleme der Biologie.

Von

**Bernhard Dürken.**

Biologie heißt Lehre vom Leben. Wenn wir jedoch die damit bezeichnete Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange überschauen, so würden wir ‚Biologie' vielleicht richtiger, sinngemäßer übersetzen mit ‚Lehre vom Lebenden'. Sie ist die Kunde von den lebenden Wesen, wie sie uns als Tiere und Pflanzen entgegentreten, von deren Beziehungen zueinander und zur Umwelt; sie bildet die Forschungsrichtung der Naturwissenschaft, welche das Wesen des Lebens zu ergründen sucht; welche sich abmüht, die Grenze zu finden, die zwischen toter Materie und lebendem Wesen errichtet zu sein scheint, oder die nach einer Brücke sucht, die Unorganisches und Organisches, besser und richtiger gesagt, Nichtorganisiertes und Organisiertes verbinde. Zoologie und Botanik sind so die eigentlichen biologischen Wissenschaften; doch andere Wissenszweige stehen in engstem Zusammenhange mit ihnen, und Physiologie und Paläontologie, ja Physik und Chemie liefern der Biologie wertvolle und unentbehrliche Beiträge.

Die Biologie will also mit dem lebenden Organismus bekannt machen, und zwar in jeder Hinsicht. Entsprechend der Arbeitsweise der exakten Wissenschaften schält sie aus der geradezu überwältigenden Fülle der Einzelerscheinungen das Gemeinsame, allgemein Gültige heraus, und je weiteren Geltungsbereich ein Forschungsergebnis, ein Gesetz oder eine Regel, eine Theorie oder eine Hypothese besitzt, um so wertvoller für unsere Erkenntnis schlechthin ist naturgemäß das Gefundene. Und so ergibt sich von selbst, daß als höchstes und erstrebenswertestes Ziel aller biologischen Forschung die Erklärung des Lebens zu gelten hat; freilich auch als das Ziel, das am schwersten zu erreichen ist. Doch die Hindernisse, welche sich dem Forscher entgegenstellen, lassen die Lösung der Frage nur um so begehrenswerter erscheinen. Leben heißt organisches Geschehen schlechthin. Und das zu verstehen hat nicht allein der Biologe ein Interesse. Fragen von weitgehendster Bedeutung tauchen auf. Nehmen wir doch selbst in unserem Körper Anteil an diesem organischen Geschehen; und wenn wir sein Grundprinzip begreifen, dann wandelt nicht nur der Botaniker und Zoologe in hellem Licht, auch der Arzt, der Psychologe und alle, die aus dem Wissen dieser Nutzen ziehen, werden von einer

Heinrich Reifferscheid del.

An Annette von Droste-Hülshoff.

neuen Warte aus ihren Problemen nachspüren können. Doch bis dahin ist noch ein weiter, mühevoller Weg.

Wenn das allen organischen Einzelerscheinungen zugrunde liegende allgemein gültige Prinzip erkannt werden soll, so müssen erst die Einzelerscheinungen selbst und ihre Träger bis ins kleinste bekannt sein. So stellen sich vor das Hauptproblem der Biologie, man kann sagen schier unzählbare, Unterprobleme. Oft erscheinen diese schon an sich lösenswert, so daß ihre Bearbeitung meistens ohne bewußte Rücksicht auf das Hauptproblem unternommen wird. Doch auch damit noch nicht genug. Statt einer Antwort auf eine Frage stellt die Natur so häufig viele neue Fragen, und es wird auch die Lösung der Unterprobleme von der Beantwortung oft unerwartet auftauchender Fragen abhängig. So erklärt es sich von selbst, daß die biologische Forschung sich in eine große Anzahl einzelner, mehr oder weniger selbständiger Zweige auflöst, daß sie hauptsächlich in meist recht mühsamer Spezialarbeit besteht, welche die Kräfte des einzelnen vollauf in Anspruch nimmt.

Wenn nun auch die Notwendigkeit, vor Lösung des Lebensproblems erst die Lebensträger möglichst eingehend kennen zu lernen, der Grund ist dafür, daß es in der Biologie mehr oder weniger scharf umrissene Einzeldisziplinen geben muß, so ist die tatsächliche historische Entstehung dieser Disziplinen doch nicht auf ein bewußtes Hinzielen auf das Lebensproblem zurückzuführen, sondern darauf, daß das Leben zunächst als etwas Gegebenes, man möchte fast sagen wegen seiner Alltäglichkeit Selbstverständliches, betrachtet ward. Der Naturwissenschaft erging es im Laufe der Zeit ebenso wie jedem einzelnen heutzutage, der geneigt ist, Dingen, die ihm mit gewisser Regelmäßigkeit vor die Augen kommen, weniger Beachtung zu schenken. Erst mit der fortschreitenden Ausbildung des Verstandes kommt die Erkenntnis, daß solchen regelmäßigen, selbstverständlich erscheinenden Dingen oft recht hohe Bedeutung innewohnt. So war die Aufgabe der Biologie zunächst eine rein beschreibende, registrierende. Ihr Interesse richtete sich auf das Äußerliche, Auffällige, das sich durch Form und Farbe von anderem abhebt. Die Systematik entwickelte sich zu höherer Blüte. Der Zweck der Naturwissenschaft wurde — von Ausnahmen abgesehen — lange Zeit darin erblickt, die Organismen zu benennen und in ein System einzuordnen; und wie wenig noch das Hauptziel der Naturwissenschaft zu Bewußtsein gekommen war, zeigt die Tatsache, daß diese Systeme zumeist nach künstlichen Gesichtspunkten aufgestellt wurden. Die Unterscheidungsmerkmale rückten ungebührlich in den Vordergrund, und es bildete sich jener starre Begriff der systematischen Art, dessen Nachwirkungen noch heute zu spüren sind.

Erst seit der siegreichen Einführung des Entwicklungsgedankens in die Naturwissenschaft entstand die Biologie im engeren Sinne als die Lehre von den Lebenstätigkeiten und dem Leben schlechthin, nachdem vorher schon die Anatomie einen hohen Aufschwung genommen hatte. Wenn so Systematik, Anatomie, Entwicklungsgeschichte und Physiologie scheinbar selbständige Ziele

erstreben, so stehen sie eben doch, bewußt oder unbewußt, im Dienste des einen größten Problems. Namentlich springt dies ins Auge bei den beiden letztgenannten Wissenschaften, die beide einen ungeahnten Fortschritt erlebten; und dies vor allem durch Einführung eines Hilfsmittels, das in den anorganischen Forschungsgebieten schon recht lange in Gebrauch ist, nämlich des Experiments. Gerade die beliebig zu variierenden Versuche am lebenden Organismus haben die modernen Probleme der Biologie ermöglicht und schon weit gefördert, dank dem Umstand, daß das Experiment den Forscher in gewisser Weise unabhängig vom Material macht, da er nicht mehr auf gelegentlich in der Natur sich bietende Fälle beschränkt ist. Die so oft verschriene Vivisektion ist ein unentbehrliches Hilfsmittel des Forschers geworden. In der Embryologie hat sich eine eigene Forschungsrichtung herausgebildet, welche die nicht gerade glücklich gewählte Bezeichnung Entwicklungsmechanik führt und sich fast ausschließlich auf das Experiment stützt.

Jede Einzeldisziplin der Biologie hat ihre besonderen Hilfsmittel und Methoden, und nicht zum wenigsten der hohen Blüte der Feinmechanik verdanken sie ihre großen Fortschritte.

Der Systematik kommen vor allem zugute die großen Expeditionen, welche die Kulturvölker zu Wasser und zu Lande entsenden, und die von mehreren Staaten angelegten biologischen Stationen. Das auf den Expeditionen gewonnene Material an Tieren und Pflanzen wird in der Regel nach grober Sichtung auf die einzelnen zoologischen und botanischen Institute verteilt, wo es dann von Spezialisten bearbeitet wird. Durch diese Verteilung wird nicht nur die wissenschaftliche Verwertung überhaupt erst ermöglicht, sondern dadurch hat auch der Studierende Gelegenheit, Tiere und Pflanzen aus aller Welt kennen zu lernen. Noch mehr dienen den Studienzwecken die biologischen Stationen, indem sie sowohl zu wissenschaftlicher Forscherarbeit geeignete Räumlichkeiten und Einrichtungen bieten, als auch die Unterrichtsanstalten mit Material versorgen. In erster Linie bezwecken sie die Erforschung der Meeresorganismen und sind demnach an Küsten oder auf Inseln angelegt. Die bedeutendste von ihnen ist die von deutschem Gelde unter deutscher Leitung errichtete biologische Station in Neapel. Preußen hat eine solche Station auf Helgoland; dem Studium der Süßwasserorganismen dient die Station am Plöner See in Holstein. Außer der Systematik zieht natürlich auch die Biologie im engeren Sinne den größten Nutzen aus diesen Einrichtungen. Die bedeutendste Leistung auf systematischem Gebiete in der jüngsten Zeit ist wohl die 1897 begonnene Herausgabe des ‚Tierreich‘, einer überaus umfassenden Bearbeitung der tierischen Lebewesen in Monographien der einzelnen Gruppen unter Leitung von Professor Franz Eilhard Schulze in Berlin. Wann allerdings das großartig angelegte Werk seinen Abschluß erreichen und ob das überhaupt je der Fall sein wird, ist noch nicht abzusehen.

Da nun die Anordnung der Organismen in den Systemen nicht nach künstlichen, sondern natürlichen Gesichtspunkten erfolgt, so ist klar, daß alle

auf systematischem Gebiete unternommenen Studien in engem Zusammenhange mit anatomischen, morphologischen und entwicklungsgeschichtlichen stehen müssen.

Die Anatomie macht uns bekannt mit dem Bau der Lebewesen; die Morphologie lehrt uns die Wertigkeit der Organe und der Organismenformen kennen; ihre Aufgabe ist es, zu untersuchen, ob überhaupt ein Organ des einen Organismus und welches dem Organ eines anderen Organismus gleichwertig ist, und ferner die Organe und die einzelnen Organismenformen aufeinander oder auf einen gemeinsamen Grundtypus zurückzuführen. Die Entwicklungsgeschichte, welche für das Verständnis der Anatomie wie der Morphologie unentbehrlich ist, umfaßt Probleme, die bereits in engstem Zusammenhange mit dem Hauptproblem der Biologie stehen; ist es doch ihre Aufgabe, Licht zu bringen in die Vorgänge, welche die ununterbrochene Erhaltung der Lebensträger und damit des Lebens sichern.

Von der vergleichenden Morphologie und Entwicklungsgeschichte aus gelangen wir zu den Problemen der Biologie im eigentlichsten Sinne des Wortes. Es ist dabei eines hervorzuheben. Die dahin gehörenden Untersuchungen stützen sich zum größeren Teil auf Beobachtungen an Tieren; das liegt hauptsächlich daran, weil Morphologie und Entwicklungsgeschichte in der Botanik aus Gründen, die im Material selbst liegen, weit weniger ausgebildet sind als in der Zoologie.

Schon die tägliche Erfahrung lehrt, daß der lebende Organismus als Voraussetzung seines Daseins einen anderen Organismus verlangt, daß ein Lebensträger nur durch Fortpflanzung eines anderen Lebensträgers entsteht. Diese Erfahrung fand schon früh ihren Ausdruck in dem Satze: ‚Omne vivum e vivo‘. Lange dauerte es, bis man die einzelnen Vorgänge der Fortpflanzung begriff und ihr Wesen in dem Satze zusammenfaßte: ‚Omne vivum ex ovo‘, alles Lebende stammt aus dem Ei. Wenn nun auch letzteres nicht in allen Fällen zutrifft und es bei vielen Pflanzen und Tieren richtiger wäre zu sagen: ‚Omne vivum e cellula‘, Leben gibt es nur durch Vermittelung der Zelle, so besteht die obige Formel doch insbesondere bei den höheren Tierformen zu Recht. Und so gibt uns auf die Frage: ‚Woher das Leben?‘ zunächst die Wissenschaft der Ontogenie eine Antwort. Sie zeigt uns die Entwicklung des Individuums aus dem Ei nach Verschmelzung desselben mit einer ihm wesentlich gleichwertigen männlichen Zelle, dem Spermatozoon oder Samentierchen, wie der Name dieser Zelle nach alter Bezeichnungsweise lautet. Wir sehen aus der einen befruchteten Eizelle einen Zellhaufen entstehen; dieser Zellhaufen macht gewisse Umformungen durch, es entstehen aus ihm bestimmte Schichten, Gewebe, Organe. Die Ontogenie zeigt also die einzelnen Entwicklungsvorgänge in ihrem tatsächlichen Auftreten; sie gibt Antwort zunächst der Frage: W i e verlaufen diese Vorgänge? Trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen hier die Forschung zu kämpfen hat, sind wir in der Beantwortung des Wie schon weit vorgeschritten, wenn natürlich von einem Abschluß der Untersuchung auch noch nicht im entferntesten

die Rede sein kann. Anders steht es mit dem ‚Warum?‘ Warum entsteht aus dem Ei eines Vogels wieder ein Vogel, aus dem Ei eines Säugetieres wieder ein Säuger? Warum verlaufen die Entwicklungsvorgänge so und nicht anders? Warum endlich entwickelt sich das befruchtete Ei überhaupt zu einem vielzelligen Organismus?

Eine Antwort auf diese Frage erscheint heutzutage nur möglich durch Theorie und Hypothese. Wann und ob die Wissenschaft uns etwas Besseres geben wird, steht dahin. ‚Evolution‘ heißt die Losung der einen Richtung, ‚Epigenesis‘ die der anderen; und die Anschauung der ‚epigenetischen Evolution‘ sucht beide miteinander zu versöhnen.

Nach der Evolutionstheorie ist die Entwicklung nichts anderes als die Entfaltung bereits vorhandener Anlagen, eine Anschauung, die ihren älteren Ausdruck in der sogenannten Einschachtelungslehre fand, und die neuerdings in den Vertretern der Präformationstheorie ihre Verteidiger findet.

Nach der alten Einschachtelungslehre stimmten die Keime mit dem erwachsenen Organismus in ihrem Bau überein. Die Entwicklung war demnach nur ein Entfalten, ein Wachsen. In ihren letzten Folgerungen kam diese Ansicht zu dem Ergebnis, daß z. B. der Eierstock des ersten Huhnes die Keime sämtlicher Nachkommen enthalten habe. Mit der Entdeckung der Samenfäden und der Erkenntnis von der prinzipiellen Gleichheit derselben mit der Eizelle stieß die Theorie auf eine unlösbare Schwierigkeit. Sind zwei Zellen zur Fortpflanzung nötig, welche enthält dann den Keim? Lange hat hierüber der Streit getobt, ohne zu dem endgültigen Siege einer der beiden Parteien zu führen. Wenn nun also auch die krasse Einschachtelungstheorie nicht aufrecht erhalten werden konnte, so suchten die Anhänger der Evolution nach neuer Form für den alten Gedanken. His entwickelte seine Theorie der organbildenden Keimbezirke, die er namentlich eingehend am Hühnerei darlegte. Jeder Teil des Eies sollte ein bestimmtes Organ liefern. Das Plasma (= lebende Substanz) der Eizelle hat also danach eine heterogene Beschaffenheit; es zerfällt in eine größere Anzahl Bezirke, die unabhängig voneinander ganz bestimmte Teile des Embryo liefern. Den modernsten Ausbau erfuhr die Präformationstheorie durch die Keimplasmatheorie des Freiburger Zoologen Weismann. Im einzelnen kann hier auf die Vorzüge und Mängel dieser geistreichen und auf den ersten Blick blendenden Hypothese nicht eingegangen werden. Nur kurz sei ihr Inhalt angedeutet. Die Entwicklung des Embryos aus dem Ei ist dadurch gesichert, daß in diesem und in dem befruchtenden Samenfaden das Keimplasma vorhanden ist. Dieses enthält in komplizierter Weise die ‚Anlagen‘ — um es kurz auszudrücken — des neuen Organismus, jedoch nicht im Sinne der alten Präformationstheorie nach Art einer Knospe, sondern dargestellt durch gewisse Elementarteile dieses Plasmas, welche die spezifische Entwicklung der einzelnen Organe im voraus bestimmen (Determinanten). Dadurch nun, daß die Geschlechtszellen im Organismus von Anfang an von den Körperzellen gesondert bleiben, indem sie in der soge-

nannten Keimbahn direkt von der befruchteten Eizelle abstammen, bleibt die Kontinuität des Keimplasmas durch alle Generationen gewahrt.

Was vor allem den Standpunkt der Evolutionisten kennzeichnet, ist, ganz allgemein gesagt, die Anschauung, daß die Entwicklung einzig und allein durch innere, in den Keimzellen gelegene Faktoren bedingt wird, welche an gewisse Elementarteile des Keimplasmas gebunden mit der Teilung desselben von Generation auf Generation übertragen werden. Die Entwicklung beruht lediglich auf der Architektur und der gesetzmäßigen Zerlegung dieses Keimplasmas, von dem die verschiedenen Körperzellen nur einen ganz bestimmten Teil erhalten (erbungleiche Teilung), während die Geschlechtszellen es ungeschmälert übernehmen (erbgleiche Teilung), so daß durch die Beschaffenheit des Keimplasmas der Verlauf der Ontogenese für alle Generationen gleicherweise im voraus genau bestimmt ist.

So wird die Entwicklung des Eies eine von äußeren Faktoren unabhängige Selbstdifferenzierung; aber auch die einzelnen Zellen und Zellkomplexe des Embryos selbst üben keinen Einfluß aufeinander aus; die Ontogenese ist reine ‚Mosaikarbeit‘. Die einzelnen Teile fügen sich unabhängig voneinander zum Ganzen; sie entwickeln sich nebeneinander selbständig und ergeben so den fertigen Organismus, gleichsam wie in einem Mosaikbilde die einzelnen Steinchen selbständige Teile sind (Mosaiktheorie und Selbstdifferenzierung nach Roux).

In scharfem Gegensatz zur Präformationstheorie steht die Theorie der Epigenesis. Nach dem Begründer dieser Theorie C. F. Wolff, dessen grundlegende Schrift 1759 erschien, besteht der Keim anfangs aus gänzlich unorganisiertem Stoff, der durch die Befruchtung angeregt, sich während des Entwicklungsprozesses mehr und mehr organisiert. Eine vorgebildete Anlage ist nirgend vorhanden; alle Organe entstehen neu. Dieser alten Form der Theorie erwuchs u. a. ein unüberwindliches Hindernis in der Frage, wie aus unorganisiertem Stoff ein organisiertes Lebewesen entstehen könne. So mußte die Theorie manche Umformung erleiden; doch behauptete sich siegreich der Grundgedanke, das Betonen des Werdens gegenüber dem Hervorheben des Entfaltens der Evolutionisten. Es ist ein unbestreitbares Verdienst der epigenetischen Anschauungen, die Bedeutung äußerer Faktoren für den Verlauf der Entwicklung erkannt zu haben. Daneben ist es die Wechselwirkung der einzelnen Zellen und Zellbezirke des Embryos, welche für die Ontogenese von bestimmendem Einfluß ist. Wir haben also nicht unabhängige Selbstdifferenzierung, keine Mosaikarbeit, sondern ‚die Entwicklung ist ein Naturprozeß, der auf dem Zusammenwirken der durch Vermehrung der Eizelle entstehenden artgleichen Lebewesen [=Zellen des Embryos] beruht und sich unter dem beständigen Einfluß der Außenwelt und in beständiger Fühlung mit ihr vollzieht‘.* Dieser Gedanke ist von O. Hertwig seiner Theorie der Biogenesis zugrunde gelegt. Ganz ohne irgendwelche, durch die Ge-

* O. Hertwig, Allgemeine Biologie. Jena 1906. S. 460.

schlechtszellen auf den Keim übertragene ‚Anlagen‘ vermögen allerdings die epigenetischen Theorien nicht auszukommen. Das Richtige liegt eben in der Mitte. Und so bildet die Theorie der Biogenesis gewissermaßen eine Brücke über die Kluft zwischen der Präformationstheorie und der alten Lehre der Epigenesis dadurch, daß als Ausgangspunkt der Entwicklung ‚ein kleines Lebewesen (Eizelle) mit einer schon außerordentlich kompliziert beschaffenen Anlagesubstanz‘ (Hertwig a. a. O.) angenommen wird. Die in der Eizelle enthaltenen ‚Anlagen‘ bestimmen aber keineswegs schon vollständig den Gang der Ontogenese.

Mit den Theorien der Präformation und Epigenesis hängen, wie wir sahen, aufs engste zusammen die Begriffe der Selbstdifferenzierung und abhängigen Differenzierung. Während einerseits eine reine Selbstdifferenzierung behauptet und anderseits die Entwicklung als eine von den einzelnen Teilen und von äußeren Faktoren abhängige angesehen wird, sind in neuester Zeit Stimmen laut geworden, nach welchen beide Arten der Differenzierung im Laufe der Ontogenese vorkommen. Anfänglich ist die unabhängige Differenzierung vorherrschend, aber immer mehr geraten die einzelnen Teile in Abhängigkeit voneinander, so daß die Entwicklung des einen von der Entwicklung des anderen beeinflußt wird. Nicht nur solche Teile zeigen diese Entwicklungskorrelationen, welche später in einem engen funktionellen Verhältnis zueinander stehen, sondern auch Organe, deren Zusammenhang recht dunkel ist.

Im erwachsenen tierischen Organismus übt das Zentralnervensystem einen herrschenden Einfluß aus, und daher liegt der Gedanke nahe, ob nicht auch für die Differenzierung des Embryos das Zentralnervensystem eine Rolle spielt.

Die Anschauungen darüber sind sehr geteilt. Einerseits hat man geradezu dem Nervensystem einen *morphogenetischen* Wert zugeschrieben. Es soll die Entstehung der Form und der Organisation des Organismus in embryonaler Zeit vom embryonalen Nervenzentrum abhängig sein, wie die Funktion und die Ernährung des erwachsenen Organes tatsächlich von der Integrität der zugehörigen Nerven abhängig ist. Anderseits hält man auch hier fest am Prinzip der unabhängigen Selbstdifferenzierung und läßt erst in späten Embryonalstadien das Abhängigkeitsverhältnis eintreten. Eine Entscheidung ist zur Zeit kaum schon möglich. Bei den Schwierigkeiten, die sich der Untersuchung entgegenstellen, wird es noch langer Arbeit bedürfen. Das Hauptgewicht ist in der Regel gelegt worden auf eine etwaige Beeinflussung der peripheren Organe durch das nervöse Zentrum; daß aber auch umgekehrt die Peripherie Einfluß hat auf die Gestaltung des zentralen Nervensystems, erscheint wenigstens wahrscheinlich.

Betreffs der Rolle, die das Nervensystem bei der Regeneration, der Neubildung verloren gegangener Teile in nachembryonaler Zeit, spielt, sehen wir klarer. In diesem Stadium ist jedenfalls ein Einfluß des Nervensystems vorhanden.

Es ist die experimentelle Methode, welche auf den letztgenannten Gebieten bedeutende Fortschritte ermöglicht hat. Zur Ermittelung der Funktion eines Organes, namentlich des Nervensystems, beim erwachsenen Tier ist das Experiment schon lange in Gebrauch. Erst die neuere Zeit führte es in die Entwicklungsgeschichte ein, so daß man geradezu von experimenteller Entwicklungsgeschichte und von Experimentalzoologie spricht. Auch die Botanik arbeitet mit dem Experiment, doch ist dort die Anwendung desselben bedeutend beschränkt gegenüber seiner Verwendbarkeit in der Zoologie.

Die wichtigsten Anwendungsformen des Experiments sind Amputation, Transplantation, Einwirkung chemischer und physikalischer Reize, Züchtungsversuche durch Kreuzung, besondere Ernährungsmethoden u. a.

Die Amputation, Entfernung eines Teiles des Organismus, ist besonders wichtig geworden auf frühen Embryonalstadien betreffs der Frage nach Selbstdifferenzierung oder abhängiger Differenzierung; beispielsweise um zu untersuchen, wie die Entwicklung verläuft, wenn nach der ersten Teilung der Eizelle die eine Furchungskugel vernichtet wird. Auch zur Feststellung von Entwicklungskorrelationen auf späteren Entwicklungsstufen ist das Experiment unentbehrlich. Da man aus leicht ersichtlichen Gründen nur mit Eiern und Embryonen experimentieren kann, die nicht im mütterlichen Körper eingeschlossen sind, und unter diesen wiederum am erfolgreichsten mit solchen, die keine komplizierten Eihüllen besitzen oder deren Embryonen als Larven frei leben, so ist die Anwendung mechanischer Eingriffe auf gewisse Tiergruppen beschränkt. Einen gewissen Ersatz für Amputationen in embryonaler Zeit liefern die nicht seltenen Mißbildungen; auch die Doppel- und Mehrfachbildungen liefern wertvolle Beiträge; doch ist insoweit immer Vorsicht geboten, als man in sehr vielen Fällen die eigentliche Ursache der Mißbildung nicht unmittelbar kennt.

Am erwachsenen Tier findet die Amputation Verwendung zum Studium der Regenerationserscheinungen, der Fähigkeit des Organismus, verloren gegangene Teile durch Neubildung zu ersetzen. Eng mit der Regeneration hängt zusammen die künstliche Erzeugung von Doppelbildungen, z. B. der Gliedmaßen, die auf verschiedene Weise bewirkt werden kann.

Neben ihrem überaus hohen theoretischen Werte besitzen eine große Bedeutung für die praktische Heilkunde die Transplantationen, die Verpflanzung eines Teiles des einen Organismus auf einen andern oder die Übertragung eines Teiles eines Organismus an eine andere Stelle desselben Lebewesens. Auch die namentlich an niederen Wirbeltieren gemachten Verwachsungsversuche gehören hierher. Die Transplantationen sind u. a. geeignet, Aufschlüsse zu geben über das Selbstdifferenzierungsvermögen eines Organes, indem seine Anlage von dem normalen Ort auf einen zweiten Organismus oder auf eine anormale Stelle desselben Tieres übertragen wird; aus dem weiteren Verhalten der verpflanzten Organanlage lassen sich wertvolle Schlüsse ziehen. Ferner sind Transplantationen z. B. von Bedeutung für die Lösung der

Frage nach einem sogenannten ‚Lebensprinzip‘, da bei ihnen das Eigenleben der Teile im Gegensatz zum Leben des Ganzen zu beobachten ist. Ihren praktischen Wert besitzen die Transplantationen im Ersatz durch Unglücksfälle oder Krankheit verloren gegangener Teile oder Organe. Die Übertragung von gesunden Hautstücken auf kranke Stellen ist ja schon alt. Neuerdings vermag man sogar kranke Knochen zu ersetzen, und, nach den Erfolgen des Tierversuchs zu urteilen, dürfte vielleicht die Zeit nicht mehr ferne sein, wo es gelingt, andere Organe, wie die Niere, zu ersetzen.

Auch durch Einwirkung von Chemikalien hat man in der Entwicklungsgeschichte bedeutende Erfolge erzielt. Auf diese Weise gelang es u. a., künstliche Parthenogenese zu erzeugen, also durch chemische Reizung die Befruchtung der Eizelle zu ersetzen. Die Entwicklung namentlich frei ins Wasser abgelegter Eier läßt sich in mannigfacher Weise durch Zusatz von Chemikalien beeinflussen, und die erzielten anormalen Ergebnisse gestatten Einblicke in das normale Geschehen. Auch physikalische Reize spielen bei der Untersuchung mancher Fragen eine wichtige Rolle, wie Einwirkung der Schwer- und Zentrifugalkraft, Pressung durch Druck, Anwendung von Licht- und Wärmereizen u. a.

Für die Vererbungslehre wichtig sind besonders die Kreuzungsversuche, die auch an Pflanzen mit großem Erfolg durchgeführt sind. Daß hier auch praktische Verwertung möglich und nutzbringend ist, erhellt ohne weiteres. Die Theorie der Vererbung hängt unlösbar zusammen mit den oben gestreiften Theorien über die Entwicklung. Denn die Faktoren, welche die artgleiche Entwicklung des Eies bedingen, werden es auch sein, welche die Übertragung spezifischer Eigentümlichkeiten auf die Nachkommen vermitteln. So wird jede Theorie der Ontogenese die hierher gehörenden Fragen behandeln, und wenigstens soweit es sich um die Erhaltung der Art handelt, ist jede Theorie der Embryonalentwicklung zugleich eine Vererbungstheorie. Anders wird die Sache jedoch, wenn es sich nicht um die Entwicklung des Individuums, sondern um die Ausbildung und Fortbildung der Art im stammesgeschichtlichen Sinne und um die Vererbbarkeit neu erworbener Eigenschaften handelt.

Nimmt man eine allmähliche oder stufenweise Entwicklung der Arten an, — und auf dem Boden der Deszendenztheorie stehen so gut wie alle Naturforscher, — so genügt es nicht, zur Erklärung dieser Entwicklung einzelne Faktoren, welche den Verlauf der Deszendenz allerdings wesentlich bedingen oder gar eine Periode der Entwicklung auslösen, wie Zuchtwahl, Anpassung an neue Lebensbedingungen u. a. ins Auge zu fassen, sondern die Frage muß beantwortet werden: Worin liegt die Entwicklungs*möglichkeit* des Organismus und seine ‚Tendenz‘ zur Fortentwicklung begründet? Wir sind noch nicht imstande, eine ausreichende Antwort darauf zu geben, und müssen uns damit begnügen, eine tatsächliche Fähigkeit des Organismus zur Fortbildung und Umformung sowie eine Tendenz, um es einmal bildlich auszudrücken, zur Ausnützung dieser Fähigkeit festzustellen. Ihre eigentliche, im Wesen der lebenden Substanz liegende Ursache kennen wir noch nicht. Nach

den Anschauungen des reinen Evolutionismus würde die Ursache der Stammesentwicklung eine Erklärung finden können in der Aktivierung ‚schlummernder‘ Anlagen; doch ist damit das Problem nur auf ein anderes zurückgeführt, nämlich auf die Frage nach dem ersten Auftreten dieser Anlagen. Denn mit dem streng durchgeführten Deszendenzgedanken läßt es sich nicht gut vereinbaren, daß mit dem ersten Auftreten organisierter Lebewesen gleich alle Anlagen gegeben waren.

Das Problem der Vererbungsmöglichkeit neuerworbener Eigenschaften ist noch heiß umstritten. Es kommen dabei hauptsächlich solche Eigentümlichkeiten in Betracht, welche dem Organismus durch äußere Faktoren aufgedrängt werden. Meist sind es durch Anpassung vom Individuum erworbene Besonderheiten. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß unter gewissen Umständen solche neue Eigenschaften oder Eigentümlichkeiten auf die Nachkommen übertragen werden, aber jedenfalls nur dann, wenn sie bestimmte Beziehungen zu den Organisations- und Lebensbedingungen der Art aufweisen.

Von vornherein ist zwischen der stammesgeschichtlichen und der ontogenetischen Entwicklungsreihe eine Parallele gegeben. In beiden Fällen handelt es sich um ein Fortschreiten vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Niedrigerstehenden zum Vollkommeneren; und da das Fortschreiten in der Stammesreihe, in der Phylogenie, nur möglich ist auf den Stufen des Fortschritts in der Einzelentwicklung, der Ontogenie, so liegt es naturgemäß nahe, eine gesetzmäßige Verknüpfung beider Entwicklungsreihen zu vermuten. So entstand das ‚biogenetische Grundgesetz‘, das in der von Haeckel herrührenden Fassung am bekanntesten geworden ist: ‚Die Ontogenie ist eine kurze Rekapitulation der Phylogenie‘.* In dieser Strenge ist nun allerdings das Gesetz nicht zutreffend; Haeckel selbst macht Einschränkungen. Von mancher Seite wurde es überhaupt verworfen; doch ist der ihm zugrunde liegende Gedanke — die Phylogenie hat in der Ontogenie Spuren hinterlassen — zutreffend. Es sind zwar die ontogenetische und die phylogenetische Entwicklungsreihe nicht identisch, aber die Embryologie liefert wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Stammesentwicklung.

Diese auf der Zähigkeit der Vererbung beruhende Wiederkehr der Spuren ehemaliger Organisation in der Embryonalentwicklung ist eins der Momente, welche den Verlauf der Individualentwicklung in einzelne Abschnitte gliedern helfen.

Die Entwicklung der Arten beruht zu einem großen Teil auf der Umbildung vorhandener Organe durch Anpassung an neue Lebensbedingungen. Die Anpassungsfähigkeit der organisierten Substanz müssen wir als etwas Gegebenes betrachten. Die auffallendste Erscheinung in dieser phylogenetischen Anpassung ist der Funktionswechsel eines Organes. Es kann durch Wechsel der Lebensbedingungen ein Organ seiner ursprünglichen Aufgabe entfremdet und einer ganz andersartigen dienstbar gemacht werden. Dieser Funktions-

* Haeckel, Anthropogenie 1877, S. 7.

wechsel bleibt nicht ohne Einwirkung auf den Bau des Organes. Die Organe unterliegen der funktionellen Anpassung. Diese Erscheinung, also die Anpassung des Organes an die Funktion als Folge eben dieser Funktion, ist nicht ohne Bedeutung für die praktische Medizin. Wird z. B. ein kranker Mittelhandknochen durch ein gesundes, lebendes Knochenstück, das meist demselben Individuum entnommen wird, ersetzt, so nimmt dieses nach der Einheilung allmählich die für die Funktion zweckmäßige Form des entfernten Knochens an. Vielfach sind gerade die Einrichtungen der belebten Natur, die von uns als besonders zweckmäßig bewundert werden, auf funktionelle Anpassung zurückzuführen.

Das Problem der Artentwicklung schließt das Problem der Verwandtschaft in sich. Sind alle Organismen miteinander im eigentlichen Sinne des Wortes verwandt, sind sie also mit anderen Worten alle auf ein und denselben Urorganismus zurückzuführen (monophyletische Entwicklung) oder sind mehrere Stammformen anzunehmen (polyphyletische Entwicklung)? Die Wahrscheinlichkeit spricht für das letztere sowohl von vornherein als auch beim näheren vergleichenden Studium der verschiedenen Formen. Als die ersten Lebewesen auftraten, herrschten jedenfalls an verschiedenen Stellen der Erdoberfläche ebenso wie heute verschiedene Bedingungen. Da es nun höchst unwahrscheinlich ist, daß die Urorganismen nur an einem Orte auftraten, so wird man annehmen, daß an verschiedenen Orten ungleichen Bedingungen entsprechend verschiedene Lebewesen auftraten, die von vornherein den Grund zu unterschiedlich gerichteter Entwicklung in sich trugen. Und wenn es auch heute gelungen ist, manche Formengruppen echt verwandtschaftlich miteinander zu verknüpfen, so erscheint dies bei andern nicht möglich. Das führte Wasmann* zur Aufstellung des Begriffs der ‚natürlichen Art'. Die systematischen Arten der Gegenwart, d. h. die von der Systematik als einzelne Arten bezeichneten Formen, stellen ‚nicht die ursprünglich geschaffenen Formen dar, sondern das Resultat einer Entwicklung, welche die Arten der Gegenwart und der Vergangenheit zu natürlichen Formenreihen verbindet, deren Glieder unter sich stammesverwandt sind und deren jede auf eine ursprüngliche Stammform als auf ihren Ausgangspunkt zurückführt'. Jede dieser selbständigen, mit anderen nicht verwandten Formenreihen oder Stämme bildet eine ‚natürliche Art'. ‚Jede dieser natürlichen Arten hat sich im Laufe der Stammesentwickelung in eine mehr oder minder große Zahl von systematischen Arten differenziert.' Wie viele systematische Arten zu einer natürlichen Art gehören, läßt sich in den meisten Fällen noch nicht angeben. Der Begriff der ‚natürlichen Art' ist vielfach falsch aufgefaßt worden; jedenfalls spricht vieles für seine Berechtigung.

Auch das Experiment, die sogenannte Präzipitinreaktion des Blutes, ist zur Aufklärung des Verwandtschaftsverhältnisses von Tieren herangezogen worden. Das Blut eines Tieres hat nämlich eigenartige Wirkungen auf das

* Wasmann, Die moderne Biologie. Freiburg 1906, S. 303 ff.

Blut einer nicht verwandten Form. Wird es einer solchen eingespritzt, so geht das Tier infolge der giftigen Wirkung, welche das in die Adern eingeführte fremde Blut auf die eigenen Blutkörperchen ausübt, zugrunde. Injiziert man jedoch nach und nach geringe Mengen artfremden Blutes, so wird das Tier, etwa ein Kaninchen, unempfindlich gegen die genannten Vergiftungserscheinungen. Aus dem Blute eines solchen Kaninchens nun läßt sich das Serum gewinnen, das eigenartige Reaktionen zeigt. Wird dieses klare Serum mit dem klaren Blutserum des Tieres vermischt, dem das eingespritzte Blut entstammt, so entsteht durch einen Niederschlag (Präzipitat) eine Trübung; ist jedoch das zu prüfende Serum einer Form entnommen, die mit dem letztgenannten Tier nicht nahe verwandt ist, so bleibt die Mischung mehr oder minder klar. Diese auf dem Chemismus des Tierkörpers beruhende Erscheinung bedarf zu ihrer vollen Verwertung jedenfalls noch sorgfältiger Bearbeitung.

Hier möge noch ein Umstand Erwähnung finden, der den Untersuchungen über die chemische Beschaffenheit der lebenden Substanz überaus hindernd entgegensteht, nämlich die Tatsache, daß mit den bis jetzt ausgebildeten Methoden der Chemie nur totes Plasma untersucht werden kann. Auch die Untersuchung des feineren morphologischen Aufbaues ist fast ausschließlich an totes Material geknüpft. Wenn wir nun auch annehmen dürfen, daß durch das Abtöten (Fixieren und Konservieren) die sichtbare morphologische Struktur bei geeigneten Methoden nicht wesentlich geändert wird, so muß man doch stets und vor allem bei chemischen Untersuchungen bedenken, daß etwas mit dem Objekt vor sich gegangen ist, durch das es die Eigenschaften des lebenden Plasmas verlor. Was das ist, kann zur Zeit schwerlich entschieden werden. Jedenfalls ist totes Plasma etwas anderes als lebendes, mag der Unterschied im chemischen Aufbau oder in der nicht wahrnehmbaren Elementarstruktur liegen. Man möchte sich für das letztere aussprechen.

Ontogenie und Phylogenie haben uns bei der Frage nach dem Woher des Lebens auf einfache Urorganismen zurückgeführt. Doch damit ist die Frage keineswegs restlos gelöst. Wir fragen: Woher die ersten Organismen? Damit begeben wir uns auf ein Grenzgebiet der Biologie, auf dem oft die Gegensätze hart aufeinandergeplatzt sind. Urzeugung heißt es hier, Schöpfung dort. Beide Richtungen stimmen darin überein, daß sie schon vorhandene Materie als Grundlage annehmen. Astronomie und Geologie zeigen, daß die Erde und die Himmelskörper das Produkt einer überaus langen Entwicklung sind, und Erscheinungen, wie z. B. das letzte Erdbeben in Italien, lehren, daß diese Entwicklung noch lange nicht abgeschlossen ist. Die Entwicklung begann also keineswegs erst mit dem Auftreten der ersten Organismen. Und so wird man zu der Anschauung geführt, daß die Lebewesen das Ergebnis einer kontinuierlichen Entwicklung sind, welche mit den ersten Anfängen der Weltbildung begann und bis auf unsere Tage fortdauert. (Urzeugung.) Natürlich spielten dabei der ‚Zufall‘ und das ‚von selbst‘ nicht die Rolle, die

ihnen häufig angedichtet worden ist, und unter Urzeugung darf man nur verstehen das Auftreten der Organismen als eine durchaus gesetzmäßige Konsequenz der Weltbildung. Der strikte Beweis für diese Anschauung ist noch zu erbringen, aber auch der Beweis gegen die Möglichkeit einer solchen Entstehung der Lebewesen.

Vor allem die Vertreter der vitalistischen Lebensauffassung werden zur Annahme einer Schöpfung der Urorganismen aus der Materie geneigt sein. Der Vitalismus verlangt zur Erklärung des Lebens ein besonderes Lebensprinzip, während die mechanistische Auffassung das Leben auf chemisch-physikalische Gesetze zurückzuführen sucht, die uns allerdings erst zu einem Teile und vielleicht noch in falscher Form bekannt sind. Es wird noch lange Zeit vergehen, bis eine endgültige Entscheidung in diesem Streite gefällt werden kann. Wenn aber das organische Geschehen nur insoweit in Verbindung tritt mit dem anorganischen, daß dieses bloß im Dienste des höheren organischen steht, dürfte es schwer sein, das Auftreten der ersten Lebewesen aus einer, wenn auch wie oben gesagt, gesetzmäßigen Urzeugung abzuleiten.

Einer Art von Experimenten sei hier noch gedacht, nämlich der sogenannten anorganischen Analogien. Man hat versucht mit Hilfe chemisch-physikalischer Gesetze an unbelebter Materie gewisse Erscheinungen der Lebewesen nachzumachen, um eine Erklärung dieser Vorgänge zu erhalten.

In den meisten Fällen zeigen diese Versuche nur, daß es nicht unbedingt nötig ist, manche Erscheinungen der lebenden Materie anders als chemisch-physikalisch zu erklären; aber darum sind sie doch schon wertvoll. Vielleicht bringt die Zukunft hier bedeutendere Erfolge.

Wenn wir in die Bibliotheken schauen, staunen wir über die gewaltige Anzahl der Schriften und Werke aus dem Gebiete der Biologie, und die jährlich neuerscheinende Literatur ist von einem einzelnen schon lange nicht mehr zu bewältigen. Aber wenn wir ehrlich sein wollen, trotz ihrer Fortschritte steht die Biologie erst im Beginn ihrer Entwicklung.

# Armsünderin.

## Roman aus dem Hunsrück.

Von

**Nanny Lambrecht.**

(Schluß.)

Die Tage zerrinnen im Vorwinter, die Sonne wird blind, der erste Schnee fällt in Schmutz. Es wird nicht mehr taghell in den niederen Bauernstuben. Singende Flammen in den Lampen, schwatzende Frauen in der ‚Mak'. Aus grauen Tagen ist der Ernteduft. Sie sind leer. Man sucht ihnen Inhalt zu geben. Warm und im Kreise hockend, wenn der Nordost bläst; oder beim Niedersausen der Dreschflegel in der Scheunentenne, wenn der einsame Zweischlag des Kleinbauern: Tick! tack!, der wuchtige Vierschlag: Tick, tack, tack, tack! durchs Dorf hallt und die Ähren spritzen und die Hühner und Gänse herbeilaufen und picken; oder beim Einkochen des Birnenkrauts in ungeheuern Kesseln, Bedarf für den ganzen Winter, Tonnen und Fässer voll; oder beim Schweineschlachten. Überall in den Höfen wieder Blutlachen im dünnen Schnee.

Bei der Nohbersch schleift der Metzger sein Messer. An den langen Schlappohren ziehen sie das Tier heraus. Jäköb steigt über den Zaun herüber und hilft. Das Messer schlitzt den Hals, das rotrauchende Blut schießt. Hurtig hält Frau Nohbersch die Pfanne unter, verrührt mit dem Holzlöffel die Blutbällchen, daß ein Schäumen und Rieseln wird und gut zerronnen und gut zerschlagen zur Blutwurst. Es sammeln sich Kinder an. Metzger Hütwohl macht den Bauchschnitt, greift mit zwei Händen hinein, sagt: ‚Ihr Sohrener Buben hot tichtig die Köpp verhau kriet, hä?'

Der Nobersch-Vetter sagt: ‚Mei Bu' hot nor en bloo Mool unnerm Au'; awer die Sohrener Bue wolle mit de Pittersburger noh de Schißbach niwer und die Kerl zu Fatze haue. De Ham-Pitt un eener vun de Hummrichs sin ingelocht wor'.'

Jäköb stößt die Mütze vom Hinterkopf in die Stirne und steigt über den Zaun in seinen Hof zurück. Der Nohbersch-Vetter zwinkert ihm mit den Augen nach.

‚Der elo hot de Angst kriet, als die Scheidbacher ângerickt sin. Er is in't Feld gang un kam erscht in dr Naacht häm.‘

‚Wie geht et dann mit der Junge-Frâ?‘ fragt der Metzger.

‚Mr schwätzt nit gäre gen die Nohberschleit; aber dat Stine is en Deiwel!‘

Die Frau schleppt Wasser her zum Ausspülen.

‚Dat Stine hot Rächt!‘ knorrt sie, läßt die Unterlippe hängen. ‚Wenn et sei gut Geld in so'n Schuldekrämerschbudik steche mußt, dann kann et aach die Geischel (Peitsche) in die Hand nemme un klappere. No, et klappert, verlaßt Eich druff.‘ Hütwohl sagt: ‚Fräche, et is nit gut, wenn die Weibsleit die Gäichel — (er ist Kirchberger und wird nicht „Geischel“ sagen) — hon. Der Mann muß se hon!‘

‚Je nohdem de Mann is,‘ pariert die Frau, schwenkt das Wasser über die Sau; ‚dat Stine kennt sei Leit. Dat muß hinner dem Jäköb her sein, wie'n Deiwel hinner'n ârm' Seel'. Dä is doch dä Suhn vum Alte, un et weeß doch aach die dreckig Geschicht mit dem Jule. Mr kann schwätze, wie mr will, awer de Jäköb is doch arig mit dem Fucke-Mensch erumgerollst. Ei no, wenn dat Stine so wat weeß!‘

‚Fräche, mr weeß et nit!‘ sagt Hütwohl, lädt die Sau auf den Rücken und hängt sie an den Haken an der Hoftüre.

‚Wat? Mr weeß et nit! — No, elo kimmt dat Christmans. Dat kann dervun verziehle.‘

Die Christmans stapft herüber, die frierenden Hände unter der Schürze. Sie verschwinden unter der niedern Haustüre, die Männer und die Frauen. Die Kinder bleiben mit altklugen Gesichtern um die hängende Sau stehen. Sie patschen ihr auf die feisten Quallen, taxieren wie die Großen, alt und gescheit, und spucken aus und frieren bis in die Zähne hinein.

Da stapft noch eine Bas herüber und in das Haus hinein. Man muß doch nachfrogen, wie das mit der Sau ist und wie mit den Schinken, und ob sie hält, was sie im Leben im fettriefenden Wohlsein versprach. Und sie stehen mit untergeschlagenen Armen um den Metzger, der die Teile zerstückelt und zerhackt.

‚Das do, Fräche, für de Schorchte (Schornstein), das für abzekochen, das für die Woricht, hie de Speck zum Salzen, und das für die Basen!‘ Schweinsfüßchen, Ohrläppchen und das ‚Schnüß‘. Die Basen lachen breit und schmalzend. In den Kesseln brodelt's und pufft's. Die Deckel klappern. Ein schweißender Dunst von Fleischbrühe und Gewürz und ver-

dampfendem Wasser und schmorenden Speckgraupen. Der Mann säubert an der Hausschwelle die Gedärme. Der Metzger präpariert haufenweise das Hackfleisch zur Wurstbereitung, würzt, schöpft ab und zu mit den Fingern in den Mund, wirft auch den Frauen ein Speckläppchen zum Schmecken zu. Sie schwatzen ihm schön und juchzen auf bei seinen Witzen, und warten auf die Wurstbrühe. Die Friedches kommt schon mit dem irdenen Topf unter der Schürze.

‚Et is ze frih!‘ rufen die Frauen.

‚No, dann wärt' eich,‘ sagt die Friedches, schiebt ihren Topf auf die Anricht und sich selber zu den Schwatzenden auf die Bank.

‚Fräche, die Kordel!‘ ruft der Metzger, setzt die Wurstspritze an den Darm, kringelnd läuft die Fleischmasse ein, schlängelt, windet, verknäult den Darm. Die Frau pitscht mit zwei Fingern die Länge der Würste ab, umknotet sie. — Huppla! fertig für den Kessel. Hopsen im wallenden kochheißen Wasser. Die Frau sticht ihnen mit der Gabel in die blähenden Bäuche, daß das Fett spritzt und sickert, lauert zu den Frauensleuten hinüber. Es darf ihr kein Wort verloren gehen. Man kann neugierig drauf sein. Sie sprechen von der Schlägerei und von dem Jule und seinem Rückfall.

‚Eich hons immer gewußt,‘ sagt die Christmans.

‚Art läßt nit vun Art,‘ sagt die Friedches.

Und eine streicht unablässig mit der rotgefrorenen Hand über den Herdrand.

‚Wer kann's zwinge, wenn's nou nit meh' in die Armsinderbank kimmt?‘

‚Dä Hähr Pastor!‘ kreischen alle, ‚er kann et nit meh' in der Beicht absolveere! Er kann et an der Kommunionbank iwerspringe! Er kann et als schlächt Person in die Dickeschieder Gemein', wo't hingeheert, abschiewe losse! Et gibt meh' Kiere (Ketten) als bissige Hun'!‘

Die Nohbersch klopft mit der Gabel auf den Kessel, daß es einen hellen Klang gibt, ruft schrill: ‚Un mir? Mir könne et aach zwiewele (schikaniere). Mir were doch so'n Mensch nit meh' zum Schaffe nemme —!‘

‚Fräche, die Werscht platze!‘ erinnert der Metzger. Die Christmans springt mit der Schüssel bei. Hoch häuft sich der Knäuel.

‚Eich hon ein ganz Haafel Säck' ze flicke.‘

‚Eich hon Himder for de Mann ze mache.‘

‚Eich hon derhäm kei Bux meh' ganz.‘

‚Un so'n schlächt Mensch micht uns eweil Funkelefause, mitten in de Winterarweit!‘

‚Mer könne et awer absolut nit meh' in et Haus nemme!‘

‚Nä, nä, dat geht nit.‘

‚Dat Näh-Kät mißt et zum Haus enausschmeiße!‘

‚Jo, awer wer möcht' dat dem Näh-Kät sa'n? Dat hot en Maulwerk wie geschmeert.'

‚Uns Bue' wolle ihm die Finster (Fenster) inwerfe. Die sin wierig (wütend) uff et wejen dä Schißbacher.'

Fräche, die Därm' für de Schwartemage!' ruft der Metzger, stemmt wartend die Hände in die Seiten, ‚in Kirchberg hot man Brautstihlcher, aber kei Armsinnerstihlcher. So wat hot man in Städten nit. Jch hon in Koblenz mei Gesellezeit durchgemacht. Do hot mer's auch nit!'

Die Weiber schieben einander von der Herdbank. Jede will herüberbeugen, jede ihre Ansicht herauskreischen.

‚Seid ‚mr still mit dä Städt', Hütwohl. Dorum sin 'elo soviel schlächte Menscher. Se sin nit in Zucht un Respekt. Furcht misse se hon, sonst täte die Bankerte wachse wie Brombeere.'.

Die Rohbersch bringt die dampfende Schüssel Wurstsuppe und verteilt die Löffel.

Warum die Junge-Frau nicht herüberkommt? Ob die zu stolz sei? No, das Stine von der Nahe —. Und schwatzen über das Stine.

Die Kinder traben an die Türe, rufen und pfeifen. Die Muedder soll heimkommen! Man wirft ihnen ein Stück Wurst zu. Sie treten zur Gruppe zusammen und messen, wer das längste hat. Und müssen noch vor dem Dunkelwerden ans Backeshaus. Sie werden die Türe aufstoßen und hineinschreien: H...mensch!

Dann spektakelt Näh-Kät. Schön wird's. Huppla! Voran!

Sie schreien, und Näh-Kät schimpft nicht. Es hat einen Brief vom Backes bekommen und ist sehr froh. Die Haube hat's noch auf, denn es kommt vom Schulmeister. Der las den Brief. Backes schreibt wie ein braver Ehemann, er freue sich, das Näh-Kät wiederzusehen. Fremde sei immer Fremde. Er würde alt. Die Spässe der Fabrikarbeiter sind roh. Und wenn man niemand hat, mit dem man ein ruhiges und vernünftiges Wort sprechen kann —. Also Näh-Kät möge zu Weihnacht kommen und zusehen, ob's besser ist, er bleibt noch oder geht mit heim, oder sie bleiben alle beide. ‚Jo, entweder — oder!' sagt Näh-Kät, macht sich auf und reist. —

Um Weihnachten tost der Wind bei Vollmond. Hart und starrgefroren der Boden. Durch Ritzen und Spalten pulvert der aufgestöberte, körnige Schnee. Die Stalltüren sind mit Stroh bekleidet. Das Federvieh bleibt auch tagsüber in den Ställen. Die Kälte ist so bissig, daß sie die Haut ritzt. Im Backeshause ist es kälter als im Stalle. So hockt Jule Fuck tagsüber mit ihrem Kinde bei der einzigen Kuh und wärmt sich im Stalldunst. Aber sie muß auf die Holzsuche und setzt das Kind in Stroh. Es soll schlafen.

Heinrich Reifferscheid del.

Landstraße.

Hochland

Es schläft nicht. Ab und zu macht's die Stalltüre auf, lugt durch die Spalte. Hu! wie windig! Klapp! wieder zu. — Knarr! wieder auf. Wer krabbelt an der Böschung herauf? Eine im Kopftuch, eine alte Verschrumpelte, eine Hexe. Man muß drei Lichter brennen, dann kann sie einem nichts anhaben. Im Backeshause sind keine drei Lichter, nicht einmal eines; es ist kein Öl drin. Ui! und nun kommt die Hexe! Betet das artige Kind: Im Namen des Vaters und des Sohnes — —

Sagt die Hexe hinterm verschneiten Wagen her: ‚Kumm, kumm, mei Kindche, kumm her!'

Regin' schüttelt den Kopf. Seine altklugen Augen werden blank wie in der Sonne funkelnder Strahl. Sagt nichts, drückt die Tür zu, nur noch ein Spältchen — äugt verwundert heraus — o sehr verwundert! Die alte verschrumpelte Frau streift das Kopftuch ab, winkt, pispert: ‚Kumm hörtig, Liebche; ich sin dei Großmamache, eïch geb' dir Gu-Gutsche. — Mm.'

Die Spalte wird weit. Das helle Köpfchen biegt heraus. ‚Wat gi'st dou mr dann, alt' Frâ?'

‚Pst! Pst! Fein' Gu-Gutsche — kumm, mer geh'n hule — in't Dorf enin!'

Breitet ihr Tuch aus und läßt das Kind einschlupfen, und bettelt von Haus zu Haus. Das arm' Kind! Das Sündenkind! Gebt ihm Speck und Brot, Wurst und Eier. Arm' Kind! Verhungert' Kind! Hei! voll wird ihr Bettelsack! Schlechte Zeiten sind, kalte Zeiten, erbärmliche Zeiten. Arm' Großmamache muß ihren Bettelsack füllen. Speck und Brot, Wurst und Eier. Warum hätt' man ein Enkelkind, das für die Bauersleute sehenswert ist?

Und Jule sucht, im eisstarrenden Walde gebückt, das Reisig. Gefroren ist der Rasen, das steife Gras zerknittert unter ihren Tritten, der Wald liegt in seiner weißen Einsamkeit. Keine geheimnisvollen Tiefen sind in ihm, wie das dunkle Laub sie gestaltet. Seine Winkel und Ecken sind blank und hell und schimmernd. Er ist wie ein leerer Palast, in dem alle Türen offen stehen.

Die Reiser liegen in den Waldboden eingefroren. Jule löst sie mit froststarrenden Fingern. Die Fingerspitzen beißen und brennen ihr. Sie muß öfters innehalten, bringt ihre Hände unters Schultertuch in die Wärme ihres Körpers. Hochgehäuft liegt das Reisigbündel. Sie hat zwei Strohseile mitgebracht, drückt's mit den Knien ein und bindet's zusammen, lädt's auf die Schulter. An aufgeschichtetem Holz vorüber, meterlange, regelmäßig behauene Buchenscheite und verwurzelte, knotige Knüppel, nebenan ein Stoß Buchenreiser, wirr zusammengeworfen, vorn ein Pfahl mit einer Nummer für den Holzverkauf. Weiterhin aufgereiht Fichtenstämme und -stangen,

Gerten und Reiser. Ein ganzer Wald voll, abgezirkelt und verboten. Ihre sehnsüchtigen Blicke gehen darüber hin. Die Talerbauern werden kommen und steigern. Brand für den Winter, warme Stuben. Ein einziger Holzstoß würde die Backesstube bis zum Frühjahr heizen.

Stimmen im weißen Wald, derbe, dumpf auf dem froststarren Boden polternde Schritte. Es kommen Männer mit derben Knotenstöcken und schwarzwollenen Shawls um den Hals. Ihre Gesichter stecken bis über die Ohren darin. Einer mit rotwollenem, der Jäköb. Sie sind auf der Holzschau. Beim ‚Kakadu' ist Ende der Woche Versteigerung. Man muß sich die besten Nummern merken, den besten Walddistrikt. Man muß taxieren, abwägen, und man muß Eintragungen in das Notizbuch machen können, wie z. B. der Jäköb.

Jule steht, späht, wirft ihre Bürde ab und schlüpft hinter den Reiserhaufen, drückt sich da hinein. Der Schnee bröckelt herunter, die Männer stapfen heran, stehen, rauchen, spucken und reißen Scheite heraus und treten prüfend gegen die Stämme. Jäköb sagt: ‚Eich were mir die Bucheschelt steijere,' klopft mit dem Stecken darauf. ‚Dat Holz ist gut, die Knippel sin aach debei. Die hon mer für de Herd, die lange Scheit für dä Backu'e' (Backofen).

Er steckt die kalte Pfeife unter den Kittel in die Tasche der Jacke und zieht den Shawl bis über die Nase herauf. Mit polternden Stimmen und Schritten weiter.

Jule schleicht hinter den Reisern heraus und an die Buchenscheite. Die will Jäköb steigern. So wird sie von seinem Eigentum nehmen und sich und ihr Kind erwärmen. Reicher Jäköb, es ist eine niederträchtig arme Abgabe. Ein paar Scheite steckt sie in ihr Reisigbündel. Sie wird morgen und übermorgen wiederkommen, zwischen Tag und Nacht, wenn kein Feldschütz herumschleicht. Sie freut sich, daß sie stehlen kann. Sie würde den Vater ihres Kindes arm stehlen und sich freuen. Die Gerechtigkeit, die darin liegt, freut sie! Sie wird Gerechtigkeit üben!

Heim schleppt sie ihre Last. Regin' sitzt im Stroh und beißt in ein Stück Wurst und erzählt: Es war eine schöne Reis' mit dem Großmamachen! Viel gebettelt und einmal hinausgeworfen. Bei den drei Birken. Jule sitzt auf der Futterkiste nieder. Es schreckt ihr in die Beine, es jagt ihr das Blut auf. Das dämpft ihr keine Verheißung auf den Himmel mehr nieder, und kein dreifacher Rosenkranz beruhigt sie mehr. Das Gottvertrauen ist ihr zu schanden gegangen. Sie ist verbittert. Sie wird die Hände in den Schoß legen und warten, was Gott mit ihr vorhat. Und wird stehlen und wird nicht betteln. Gebettelt hat ihr Kind! Verdammt sei es! Springt auf und schlägt ihr Kind wie unsinnig. Sie kann andere nicht schlagen, darum

schlägt sie ihr Kind! Sie wird von andern geschlagen mit Schmach und Schande und Elend. Darum schlägt sie ihr Kind! Sie will sich an der Gerechtigkeit freuen und gerechtes Maß für alle und gerechtes Leid für alle und Gerechtigkeit, nur Gerechtigkeit!

Herrgott, Herrgott! haßt sie denn ihr Kind? — — Und preßt ihr Kind und weint mit ihm. — — Aber sie stiehlt!

Die Holzfäller kommen aus dem Walde heim und sagen im Vorübergehen an den drei Birken, man möge eine Holzfuhre nach dem Walde schicken und die Buchenscheite einholen, da ging's nicht mit ehrlichen Dingen zu. Scheite seien herausgerissen, ganze Lücken im Holzstoß.

Stine sagt: ‚Jakob, heite noch gehschte zum Wald enei und laufterst (horchst), des kommt von dem ewigen Verschlendern. Du bist'n Haubejakob, weiter neist.'

In der Nacht werden Nebel. Der Ostwind zerbläst ihn. Aber eine Feuchtigkeit bleibt in der Luft. Die Bauern spüren's an den Hühneraugen, es gibt Tauwetter. Es wird früh dunkel, schon um fünf Uhr im Nachmittage. Jäköb lauert hinter dem Holzstoß und wartet lange. Von allen Zweigen tropft's. In großen Tropfen platscht's dem Jäköb auf den Rücken, am Mützenschirm herunter, aus den Haaren in den Nacken. Der Schnee zerläuft und bildet Bäche. In der Waldstille ringsum ein Sickern, Knistern, Tröpfeln, ganz fein und verschwiegen, wie knisternde Gedanken oder dahintrippelnde Träume in kristallenen Sälen. Ein Knacken wird schon ein schreckendes Geräusch. Und keine Furcht wird und nur Staunen, ob da noch Wunder erstehen in der weißen Einsamkeit?

Dichter wird der Dämmer in den Baumreihen, Jäköbs Füße sind steif wie Klumpen. Da will er heimgehen und duckt doch wieder nieder und horcht. Ein leiser Schritt im Wald. Irgend woher. Die Baumstämme sind wie Menschenschatten, es ist nichts deutlich zu unterscheiden. Und näher die Schritte. Und leises Husten, ein fröstelndes Kältehusten. Kein Mann ist's! Wer ist's? Der Kopf mit einem Tuch umknotet. Jetzt näher. Ein weißverfrorenes, leidverzerrtes Gesicht. Herr des Himmels! Näher zum Holzstoß. Nicht schreckhaft und schüchtern, sondern wie jemand, der sein Recht sucht, oder der nichts mehr zu verlieren hat und alles wagt.

In Jäköb fährt der Schrecken wie ein Blitzstrahl. Er wird ganz starr und steif. Aber heiß brennt ihm der Kopf. Auf Händen und Füßen kriecht er davon, hinter Baumstämmen, richtet sich auf und schleicht weiter. Hinter ihm her ein gelles, bitteres Lachen. Es hallt spitz in das eisige Schweigen des Waldes.

‚Jäköb Hottenbacher, bleib! Wat brauchste deich dann zu versteche? Siehste, eich stehle!! Eich stehle druff zu wie die Atzele un die Rawe!

Siehste: ee Stick, zwee Sticker, drei Sticker!' Heftig reißt sie die Scheite heraus und schmeißt sie zu Boden: ‚Soviel eich zwill! Vier Sticker, finf Sticker! Reich Jäköbche werd sei ärm' Kindche doch nit verkal'e losse! Och! och! eich hon en Freid am Stehle!'

Weiter schleicht er zwischen den Baumstämmen. Die Füße schleppt er wie Eisklumpen. So weit er die Stimme hört, zuckt er wie unter Geißelhieben. Und er muß langsam gehen und auf die Stimme hören und auf die gell herausgelachten Worte. Er weiß nicht, warum er's muß. Aber er möchte lange — lange horchen auf etwas, das einmal schön war in seinem Leben, — — — es ist kein Schönes mehr darin.

Naß bis auf die Haut kommt er auf den Hof, kältezitternd in die überheizte Stube. Um den Flickkorb mit Socken sitzen Stine, Kätelchen und das Jüngste. Sie heben die Köpfe. Wer der Stehler sei? Er murrt, man soll ihm trockenes Zeug geben, schleudert die nassen Schuhe aus. Über die Trockenleiste am Ofen hängt ihm Stine Hemd und Hose. Er struppt die nassen Kleider aus. Derweil examiniert Stine: ‚Hoste niemand aagetroffe?'

‚Nä!'

‚Des is awer schad. Morje gehschte noch emol.'

‚Nä!! — — Eich geh' nit.'

‚Wie du des in eener Wut sächst! Hoste doch jemand gesehe?'

‚Wenn eich dr nä sag'n!'

Sie fixiert ihn. Der Striemen an ihrer Nase flammt in gefährlichem Rot. ‚Offe gestanne, Jakob, des is mer kurios. Du h o st ens aagetroffe!'

Er wirft das frische Hemd über. Sein Gesicht ist verhüllt. Sie hört ihn laut und fest sagen: ‚Wenn dou et dann wisse willst — jo, eich hon ent angetroff'!'

Den Frauen sinken die Hände in den Schoß. Stine fragt: ‚Un wer is es?'

‚Eich sag'n et nit!'

‚Nu, des is awer! Mer muß'n doch aazeihe.'

Es kommt über ihn, er weiß nicht wie; ein störriger Entschluß, ein eisenfestes Stemmen. Er meint, damit etwas gut machen zu können, und er tut's in starrer Unbeugsamkeit.

‚Wat willst dou anzeihe, wenn eich et nit sa'n?' Er sieht sie fast feindselig an. ‚Un eich sa'ns nit!'

Struppt die Hosen an. Da geht die Türe auf, und die Nohbersch kommt mit ihrem Spinnrad herein. Stine schrillt ihr entgegen. Da soll sie 'mal hören, was sie für einen zum Mann hat! Einen Haubenjakob und einen schlechten Mannskerl! Da sie soll 'mal hören, was die Holzfäller gesagt haben. Das Backeshaus habe den Wald nahe — ei no!

Und nun wird dem Stine keine Anschuldigung und kein Wort zu schwer zum Aussprechen. Die Rohbersch nickt, Kätelchen weint und läuft aus der Stube. Sie will die Schlechtigkeiten nicht hören. Sie ist jetzt fromm und wird ins Kloster gehen.

Jäköb sagt kein Wort, kleidet sich an und schurpt hinaus, um Häcksel zu schneiden. Er wird tun, was er sich ausgedacht hat. Heimlich wird er's tun. Stine kommt ihm nach und fordert, daß er das Holz heimfahre. Augenblicklich! Jawohl, er wird anspannen. Weiß sie denn, welches Holz er einfährt? Er wird nicht Nr. 1, 150 cm Buchen-Scheit und Knüppel heimfahren! Und Jule mag kommen und von dem Holzstoß holen wie der Prophet Elias aus dem Krug, der nie leer wird.

Wenn Jäköb freundliche Tage im Leben hat, denkt er daran.

Die Rohbersch trägt ihr Spinnrad in die ,Mai' zur Christmans und sagt, ,brühwarm' müsse sie ihr eine Neuigkeit bringen: Das Fucke Jule stiehlt im Wald!

Die Christmans trägt ihr Spinnrad in die ,Mai' zur Friedches: Das Fucke Jule stiehlt Holz, und der Jäköb weiß es!

Die Friedches liefert mit der Bartels Butter nach Kirchberg. Sie machen den Weg mitsammen: Das Fucke Jule soll wieder mit dem Jäköb anfangen, sagt man!

Am Abend treffen sie in der ,Mai' bei der Seilersch vollzählig ein. Es wird ein Schwatzen und Schnurren. Die Männer und Kinder horchen. Und Frauen und Männer und Kinder wüten. Der Haß schwillt fanatisch. Ein schlechtes Mensch, ein ekelhaftes! Man möcht's spucken und kratzen und schimpfieren. Man könnte ihm alles Ungemach gönnen. O, so ist man voll Widerwillen gegen Hurerei! O und gegen Gottvergessenheit! Das Mensch gehorcht der Kirche nicht mehr. Es kommt in keine Messe. Es wird verdammt. Eine heiße Hölle wird ihm. Und schlecht will's wieder werden. Darum hörts auf zu büßen! Fußtritte soll man ihm geben wie räudigen Hunden oder kranken Katzen, die ihre Haare verlieren. Pfui bäkes! Sie spucken aus. Ah, sie werden ihm ins freche, scheinheilige Gesicht spucken. Und Kindlein denken sich boshafte Späße aus und belagern zur Abendzeit das Backeshaus. Und halbwüchsige Burschen toben ihre Roheit aus. Und die großen Buben drohen.

In einer Nacht hört Jule das klägliche Brüllen der Kuh und steht auf. Der Stall weit offen. Der Kuh ist der Schwanz abgeschnitten!

Wenn sie nun Hilfe herbeirufen möchte, kommt keine. Sie ist ausgeschlossen von der bäuerlichen Fürsorge in Not und Tod. Werg taucht sie in Wasser und Essig ein und verstopft die Wunde. Die magere Kuh wird magerer. Sie stellt das Milchen ein.

Mit festgeschlossenen Lippen geht Jule Fuck. Verwegen und stolz und hart.

Aber wenn die stillen, kalten Nächte sind, wird sie weich geschüttelt und muß an ihr Kind denken.

Frühmorgens schließt sie es ein, knotet ein Tuch um den Kopf, einen gestrickten ‚Seelenwärmer' um die Brust und nimmt den Weg quer durchs Feld.

Eine dünne Schneedecke liegt noch. Weißer Februar stärkt den Winter. Am Schlagbaum wartet Jule Fuck auf den Pastor. Sie weiß, daß sein Tag ist, an dem er auswärts die Messe liest. Ringsum kein Mensch. Die Felder noch verödet und weiß und weit. Krähen tummeln sich. Der Nordwind fährt stoßweise. Jule Fucks Rock flattert ihr hoch um die Knie. Ein Mann in der Dorfstraße, ein schwerer Schritt. Weiße Wölkchen aus dem herauspustenden Atem. Der gedrungene Hals in dem dickwollenen Schal. Die langen Enden flattern. Schwer, wuchtig, den Stock fest einstoßend.

Jule kauert und zittert: „Hähr Pastor!'

Da steht er vor ihr zum Fürchten. Er wird seiner Stimme alle Schrecken geben. Er wird sich anstrengen, um ein furchtbarer Pastor zu sein.

‚Hähr Pastor, eïch mecht mit dem Hähr Pastor schwätze, eïch bin iwel dran. Och Gott, Hähr Pastor, eïch muß doch an mei' Kind denke, un eïch kann nit meh' in dat Armsinnerstihlche —.'

Er geht an ihr vorüber. ‚Nun dann wüßt' ich nit, was du mir noch zu sage hast.'

Sie geht neben ihm her und spricht in Hast und Eifer und Verzweiflung.

‚Hähr Pastor, mei' Kind werd groß un fängt an ze denke. Et werd eenmol komme un sa'n: Mueddërche, warum bist dou im Armsinnerstihlche? — Hähr Pastor, wenn's dat tät sa'n, dann mißt eïch in de Brunne springe — Hähr Pastor! — Hähr Pastor —!'

‚Es ist also dein Wille, nicht mehr in die Bank ze komme?'

Bittend und zitternd: ‚Nein!'

‚Jule Fuck, du sollst Gott über alles lieben; mehr als die Mensche! Er ist ein einziger Gott, der kein Geschöpf neben sich duldet. Ihm allein sollst du diene. Ihm sollst du nachfolgen, der da spricht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!" Deine Liebe zu Gott ist ungeordnet, denn sie hängt noch zu sehr an den Menschen!'

Jule Fuck sagt: ‚Ich hon ihm all die Johr gedient und verherrlicht. Och, wie hon ich scheen gebet! Awer eïch kann mei Kind nit vergesse für Gott —.'

‚Jule —!‘

‚Hähr Pastor, is unse liewe Gott so eitel, dat mir ihm nur alleen diene und ihn liebe solle? Et is doch nit scheen, wenn er alles für sich habe will, un alles alleen un eso eifersichtig! Verlangt unse Herrgott so viel vun'm arme Mensch? Eich sin doch nit uff die Welt komm, um mich zu kreuzige —.‘

Der Pastor holt weit aus; sie kommt ihm kaum nach. Der Mensch streitet in ihm und der Prediger. Der Mensch in ihm möchte losfahren und den Stecken schwingen über den klotzigen Bauernköpfen: Hütet euch, sie anzurühren! — Aber der Prediger muß aus der Quelle schöpfen, aus der so viele Trost trinken: ‚Nachfolge Christi‘ des Thomas von Kempen.

Und also spricht er: ‚Die Heiligen und Freunde Christi dienten dem Herrn in Hunger und Durst, in Kälte und Blöße, in Arbeit und Mühe, in Wachen und Fasten, in Beten und frommen Betrachtungen, in vielfältiger Verfolgung und Schmach. Jule Fuck, du hast im Vergleich zu diesen nichts erduldet! Des Menschen Seele muß geprüft werden wie das Gold im Schmelzofen. Schau auf diese Beispiele und nemm dein Kreuz auch fürderhin auf dich!‘

‚Hähr Pastor, ich kann nit!‘

‚Wieviel schwere Trübsale erduldeten die Apostel, die Martyrer, die hl. Bekenner und Jungfrauen und die heiligen Väter in der Wüste!‘

‚Ich kann nit!‘

Da geht er langsamer, als erinnere er sich seiner rheumatischen Beine, und daß er auch Mensch und Landmann sei. Und da spricht er schlicht und kräftig: ‚Jule, et is en schlimm Sach', ich weiß es! Aber tue es deinem alten Pfarrer zulieb! Komm am Sonntag in die Kirch! Wat is so'n kleine Widerwärtigkeit gegen eine lange Ewigkeit? Eine Stunde Strafe wird dort schwerer sein als hier hundert Jahre strengster Bußübung. Warste denn nit ruhig und glicklich in all de Jahre? Und wie biste jetzt, Jule —?‘

Stumpf und zitternd: ‚Ich kann un kann et nit!‘

Ganz langsam geht der Pastor, fast steif. Sein strenges Gesicht zerfällt in Kümmernis. Er hört die wehe Stimme, die Mutlosigkeit darin. Er möcht's ihr nachsprechen: ‚Ich kann es auch nit!‘ Darf er mit einem alteingebürgerten Brauche brechen, der ein vorzügliches Zucht- und Abschreckungsmittel ist — jetzt in dieser schlimmerregten Zeit? Soll ihn die Verantwortung treffen, wenn nun die Freiheit zügellos wird? Und wenn sie nun abendlich zum Wald gehen, und es schreckt sie die öffentliche Kirchenbuße nicht — — nein, lieber Gott, gar nicht auszudenken! Und zudem der Kampf mit der Gemeinde. Jetzt, wo die Erbitterung und der Haß aufs höchste Maß gekommen ist! Ein Vierteljahrhundert hat er hier in Ruhe

und leiblichem Frieden gelebt; er will seine Lebenstage hier in ländlicher Beschaulichkeit beschließen. Und er hat die Gicht!

Aber was sagt man nun einem so abgehetzten, verzweifelten Mädchen?

Er sagt: ‚Jule, weißte was? Im Frühjahr kommt der Herr Bischof zur Firmung. Dann gehste und legst bei ihm eine Generalbeichte ab, und dann — no und dann wird's dir wohler, dann biste wie neugebor', und dann — no wie gesagt, du machst beim Herrn Bischof en Generalbeicht'. Gude Morche, Jule!‘

Hinter ihm her sagt sie hell und freudig: ‚Gelobt sei Jesus Christus!‘ Und steht ganz froh. Es wird ihr leicht. Von ihr fällt die große Bitternis wie abgeschüttelt. Sie läuft dem Pastor nach und meint, sie möchte ihm sagen, daß sie ihm ein paar Tage zum Säckeflicken komme oder daß sie ein Weidenkörbchen flechte mit Klüngelchen von blauer Wolle daran, hält aber doch inne. Die Freude will nicht heraus. Es ist keine Freude, die laut werden darf. Es muß ein heimlich zitterndes Freuen sein. Und so, als könnte das Glück mit einem Male nicht wahr und wirklich sein.

Heim eilt sie, ehe die Menschen wach werden und die Haustüren aufknarren.

Das Kind sitzt im Bette. Seine weiten, altklugen Augen fragen wirr. Es lacht kein froher Leichtsinn mehr daraus. Es duckt den Kopf ein, wenn Menschen nahen.

Jule streicht ihm die hellen, zerzausten Haare glatt, schlägt ihm die Decke um die Schulter und läßt es im Bette niederknien. ‚Bet' scheen, Reginche! Im Namen des Vaters —.‘

Die klingende Kinderstimme und die murmelnde der jungen Mutter tönen durchs einsame Haus. Und enger schließt Jule die Arme um ihr Kind: ‚Bet', Reginche, bet'!‘

‚Heiliger Schutzengel mein, laß mei Herz von Sinden rein —.‘

Drückt das Köpfchen in das Schultertuch der Mutter, und es fließt eine zuckende, quellende, alles überströmende Wärme von einem zum andern.

Ach Gott, die Jule Fuck kann wieder beten! Die Scheite flammen im Ofen. Der Kessel surrt. ‚Reginche, de Bischof kimmt!‘

Das Eis kracht auf dem Dache. Die Zapfen fallen. Vom Herrn Bischof soll Jule Fuck dem Kindchen erzählen. — —

Es deutet alles darauf hin, daß starke Frühjahrsstürme über die Hochebene fegen. Im Dezember hatte es noch gedonnert, der Januar war gelind. Man mußte fürchten, was da kommen würde im zugigen April.

Die Spinnräder sind eingestellt. Bauern tauchen hemdärmelig auf im Feld. Um Sankt Josef schien der Winter zu Ende zu sein. Die Dornhecken schlagen aus, der Schlehdorn will Blüten treiben. Aber der April

spektakelt noch. Und die am Gründonnerstag Erbsen säen, hören die Warnung: Weiße Ostern! Und böse Winde sollen werden von Ostern bis Pfingsten.

Jule Fuck hat Näh-Kät schreiben lassen, daß sie heimkommen möge, um die Kuh zu verkaufen. Sie gehe zurück. Das Futter sei knapp. Und schreibt auch, daß sie in Dickenschied ihre Ostern halten wolle.

Die Glocken läuten Ostern.

Es ist ein Klingen und Summen von allen Dörfern herüber. Es ist eine maßlose Freude im Geläute. Und so, als müßte man sein Herz öffnen und zu guten Menschen gehen und ihnen alles sagen.

Jule Fuck geht um Ostern ihre Sünden sagen. Und nun will sie am Tische des Herrn feiertägig knien und gespeiset werden. In den langen Reihen schiebt sie sich vor zur Kommunionbank. Andächtige drängen. Geneigte Köpfe, erhobene, gefaltete Hände, betende Reihen, versunken in Andacht. Schurfendes Geräusch der Schritte. Die halblaute Stimme des Priesters: ‚Corpus domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam' — Weiß und rein die Hostie über dem goldstrahlenden Kelche. Und die Ostersonne leuchtet durch die Kirchenfenster herein, und die gold-weißen Gewänder prangen, Fahnen wallen zu den Seiten des Altars und Alleluja im Himmel und auf Erden!

Blühweiß und schmal und fein der Priester. Kaplänchens dünne, andächtig bebende Stimme, visionäre Blicke, Weihrauchduft und leise Seufzer.

Und die murmelnde Stimme des Priesters die Reihe entlang. Ein Kopf um den andern hebt sich, neigt. Jule Fuck drückt das Kommuniontuch an ihren Mund. Näher, näher wallt die murmelnde Stimme; noch dreie von ihr ab — noch zweie — jetzt neben ihr. Corpus domini — aus den Goldfluten des Kelches taucht das weiße Scheinchen, mild und rein und versöhnend — die lichte Hostie — ein göttlicher Sonnenaufgang aus leuchtenden Tiefen, geheimnisvoll und ewig. Gott naht! Gott hält Einkehr! Auf, meine Seele, schmücke aus deines Herzens Kämmerlein!

Jule Fuck schließt die Augen. Heilige Schauer rieseln. Der Körper zerstäubt in ihr. Die Seele lebt, bebt, leuchtet, fiebert. ‚Liebster Jesu, komm zu mir! O, wie sehn' ich mich nach dir!'

‚Corpus domini nostri Jesu Christi —.'

Da hält Kaplänchen inne. Ein Moment des tiefen, lähmenden Entsetzens. Wie kommt dies Weib hieher? Die Gedanken tosen und wirbeln in ihm: Widersetzlichkeit gegen die Kirche! Erneuter schlechter Lebenswandel, Diebstahl, Unbußfertigkeit, — Gott weiß, was noch mehr! Kann er wissen, ob sie gebeichtet hat, ob sie sich die Absolution nicht erschlichen hat? Darf er den lieben Heiland eingehen lassen in ein unreines Herz? Lieber Herr und Gott, was ist seine Pflicht? — Soll er sich nicht vorerst ver-

gewissern, ob dieses Weib berechtigt ist, am Tische des Herrn zu erscheinen, ob es angetan ist mit dem hochzeitlichen Kleide? Hat nicht auch Jesus in seinem Gleichnis vom Gastmahle den schäbig gekleideten Gast gefragt: ‚Freund, wie bist du hereingekommen?‘

An Jule vorbei gleitet Kapläuchen blühweiß und schmal und fein.

Corpus domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam!

Die Reihe erhebt sich, knixt. Jule Fuck ist wie angebohrt. Eine neue Reihe schiebt vor; zitternde Hände fassen nach der Decke. Da springt Jule auf, schambrennend, aber todblaß hinaus aus den Weihrauchwolken und den leisen Seufzern und der frohlockenden Osterstimmung. Am Weihwasserkessel taucht sie mechanisch den Finger ein und bekreuzigt sich. Sie weiß nicht, was sie tut.

Hinter ihr her hastet der Dickenschieder Schulmeister und Küster. Wo sie gebeichtet habe? Bei wem? Sie könne dann morgen kommunizieren! Jule hört nicht, antwortet nicht — läuft — läuft.

In der Scheidbach hält sie Ostern.

Sie jubeln und trinken. Ostervorrat ist genug da. Die Kümmelflaschen sind gefüllt. Auf der Wiese wilder Kesselflickertanz. Jule trinkt Schnaps. Wenn sie nicht trinkt, kann sie nicht tanzen und nicht fluchen und nicht lachen. Hält ihr Reginchen im Schoß und läßt's schlecken. Wenn's früh zu trinken anfängt, das Kindchen, vergißt's vieles früh. Niederträchtig soll's früh sein, dann fragt's nichts, dann hat man nichts zu fürchten. Fragen die Scheidbacher Kinder nach dem Vater? Sie rühmen sich, wer keinen hat. Dann gibt's keine mörderischen Schläge, und mit der Mutter ist man schnell fertig. Ist sie toll, die Jule Fuck, daß sie sich eindrängt zu ehrbaren und harten Menschen, um sich kreuzigen zu lassen? Frommsein war nicht Frohsein. Der Gott der ehrbaren und harten Menschen ist unversöhnlich. Die Scheidbacher lieben ihren nachsichtigen und lächelnden und freudigen Gott. Und ihr Leben ist leicht und voll vermessentlichen Gottvertrauens. War also Jule Fuck toll, daß sie für sich und ihr Kind das schwere Leben sucht?

Und unstillbar ist ihre Gier nach Tanz und schreiender Lust und Kümmel. Ihr Kind schläft irgendwo auf Lumpen. Sie sucht ihr Kind in der wilden Nacht mit schwindelndem Kopfe. Da schleicht ihr ein Hummrich-Sohn nach. Er sagt, daß er sie dann später heiraten wird.

Nun macht sie sich auf in der wilden Nacht und flüchtet mit ihrem Kinde. Im kalten Backeshause schläft sie dumpf und schwer in den Morgen hinein.

Nachrichten eilen schnell durch die Dörfer. Da und dort war immer einer, als es geschah; vielleicht der Briefträger oder der Knecht oder der

Sohn, der Sonntagsbesuche zum auswärtigen Schatz macht, oder die Bäuerin, die sonntags Zeit findet, in dem oder diesem Dorfe einen besonders hilfreichen Heiligen aufzusuchen.

In Sohren schwatzen viele Zungen, wie das in Dickenschied war; — man müßte das Kaplänchen in Sohren haben, der hat Eifer! Der Pastor — — no, er wird alt —; wie das in der wilden scheidbacher Nacht war! Da denken die sohrener Burschen: Wenn sie jetzt wieder so eine ist... Und klopfen nachts an ihr Fenster und rütteln an ihrer Türe. Und es ist manch ehrbares und altes Gesicht, das nachts durch ihre Scheiben stiert. Jule könnte reden, wenn sie wollte; sie könnte die Menschen anspeien, wenn sie wollte. Aber wer wird Jule Fuck glauben? Und man wird keinen entehren, der durch Jule Fuck angespien ist!

Jule Fuck schläft viel. Wenn sie aufwacht, denkt sie: Der Bischof kommt, und schläft wieder und ist froh, wenn sie es träumt: Der Bischof kommt.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Bauern sehen in die Himmelsbläue. Sie gefällt ihnen nicht. Da kommt bald das Regengrau hinein. Auch fallen viele Sternschnuppen, die Vorzeichen der Stürme. Das Korn steht schon so hoch, daß sich ein Rabe darin verstecken kann; so gibt's ein gutes Getreidejahr. Behüt Gott ihre Felder vor Hagel und Sturm.

Aber es sind auch gute Wetterzeichen. In den Abendschatten wehen lautlos und stoßweise die Fledermäuse, und vom Weiher melden sich schüchtern die Frösche. Was tut's, wenn die Abende noch kalt sind; das Jungvolk will zum Walde. Wo das Sette bleibt? fragt man. Man fragt alle Sonntage. Und als man nicht mehr fragt, lacht und kichert man heimlich. Müller-Sett wird den Lausbuben, den Adam, heiraten! Das alt' Mensch! Vierundzwanzig Jahre hat's, wenn nicht gar fünfundzwanzig! Sie heiraten, eh' der Adam zum Militär muß. Er kommt nicht zum Militär. Er hat Plattfüße. Aber sie heiraten vor der Ernte. Es pressiert! So 'was konnte man dem tollen Sett zutrauen. Ei no, wenn's geheiratet wird! Dann hat keiner mehr 'was dreinzureden. Die Ehe deckt alles zu. Es darf nicht mit Myrtenkränzchen heiraten, und nachher vergißt man's. Den Lausbuben kann's jetzt um den Finger wickeln. Wenn der einmal in die Mannsjahre kommt, wird er dem Sette den feisten Rücken verwammsen.

Das sagen die Bauern und lachen breit und schadenfroh. So'n alt Sett! So'n närrisch Sett! No jo, wenn's geheiratet ist, hat's Ruhe. Es ist ein gut' Schaffersch, wie'n Gaul.

Die Weiber tuscheln und sagen an den Haustüren: ‚Wenn Kin' so mäusjestill sin, mache se Nixnutzigkette. Un mit de Mäd' is et wie mit de Kin'. Dat Sette hot sich all die Zeit so still gehal'. Nou hon mersch!‘

Aber das Sette geht stolz und königlich. Es heiratet! Auch das hochfahrende Stine hat klein beigeben müssen. Es will den Alten nicht mehr allein im Futter haben. Die zwei Söhne sollen die Last redlich teilen. Hä, gewiß! Was das lange Stine kann, bringt auch die Müller-Sett' fertig. Aber der Alte soll sich nicht einbilden, daß sie ihn faulenzen läßt. Er ist stark und knochig. Er kann sein Brot abverdienen. Und darin sind sich Sette und Stine einig. Sie entdecken in sich noch mancherlei harmonierende Ansichten, und so kann man erleben, daß die zwei Hottenbacher Junge-Frauen gute Freundschaft halten werden.

Sie kommen schon mitsammen zum Schulhof, um Kränze für den Bischofsempfang zu winden. Das ist eine heilige Lust! In den stillen Wäldern hallen Kinderstimmen. Tannen- und Fichtenzweige knacken, ganze Äste fallen unter den scharfen Messern. Heim schleppen sie die Bündel und singen Prozessionslieder und haben feierliche Gedanken. In den Gärten gehen sie gebückt und schneiden Palm für die kleinen und feinen Kränze, die am Altare hängen sollen, und die Fräulein Anna windet. Der Unterricht fällt aus. Die Kinder müssen helfen. Die Buben treibt man in den Wald, die Mädchen hantieren bei den Frauen. O, eine feiertägige Lust! Bischofsfreuden! Der segnende Mann wird an ihren Feldern entlang schreiten und einziehen in das festgrün prangende Dorf.

Mit der langen Pfeife kommt der Hähr Pastor und bringt Büschel roter und gelber Papierrosen. Die sollen eingesteckt werden in die langen grünen Winden, hübsch regelmäßig, eine rote, eine gelbe und so weiter. Der Hähr Pastor lobt vieles und alles. Man lacht kindereinfältig geschmeichelt. Man fühlt sich frommselig und gehoben und weich wie beim feierlichen Gottesdienst.

Dann winkt Hochwürden die Kinder herbei und führt sie in die Sakristei, unter ihnen Fähnchen und Herz-Jesu-Embleme verteilend, das Gotteslamm auf rotem Kissen, Körbchen mit Goldblättern und glänzenden Kirschen, Kreuze und Anker. Die sollen sie tragen prozessionsweise beim Bischofsempfang.

Der Maler und Anstreicher aus Kirchberg bringt die roten und schwarz-gelben Inschriften. In der Dorfstraße hacken die Männer die hochragenden weißen Pfähle ein. Grüne Schlangengewinde klettern hinauf. Wagen rollen unter den Triumphbogen hindurch. Die Kühe nehmen im Vorbeitraben ein Maul voll Laub aus den Winden. Und wenn der Fuhrherr evangelisch ist, lacht er heimlich und sagt nicht: „Hä, jüpp!"

Die zerbröckelte Pfarrhauswand ist mit Grün überflutet. Große und kleine Kränze auf Faßreifen, kreuz- und querlaufende Gewinde, spiral- und zickzackförmig. An den morschen Fensterbrettern grüne, rote, blaue, kar-

moisinfarbene Papierfähnchen, zu zweien und dreien gekreuzt. Und am Gartentürchen ein mächtiger Triumphbogen mit vier Pfeilern, ein geschmückter Pavillon; in der Mitte eine riesige Papierkrone. Sie schwankt im flutternden Winde. Auch ein Bogen am Eingange des Dorfes mit der Inschrift: ‚Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!' Darunter eine gemalte Bischofsmütze. Zu beiden Seiten violette Fahnen. Man heftet sie erst am Festtage und kurz vor dem Eintreffen des Bischofs an. Sie dürfen nicht verregnen. Man traut dem freundlichen Wetter nicht. Früh auf stieg brennend und glühend rot die Morgenröte. Das bringt Wind und Regen.

Und täuschend rosenrot entsteigt der kühle Morgen. Und verwundert gleitet sein Schein über das herausgeputzte Dorf Sohren. Sie sind nicht mehr aus dem grünen Wust herauszufinden, die ärmlichen und schlechten reichen Häuser, die kotbespritzten Wände und versumpften Höfe. Liebevoll verdeckend schmiegen sich Birkenreiser an die Wände; hinter dem rispelnden jungen Laub versteckt spiegelt die Mittagssonne die blankgewaschenen Fensterscheiben hervor wie treuschlichte Augen, die eingeschüchtert unter Prunkgewändern herausgucken. Und wie ein stilles Dorf, das seine Außenseite nach innen gekehrt hat. Und wie verwunschene Hütten, die mit windschiefen Dächern aus leuchtenden Büschen ragen. Und wie Sohren, das hinter raschelnden Papierblumen hochzeitlich träumt. Menschen zwischen weißschimmernden Birken wie unter Palmen wandelnd. So in märchenseliger Kindheit die Großen und Kleinen, ehrfürchtig und still und harrend auf den, der kommen wird im Namen des Herrn! Und zwischendurch führt der Hahn stolz seine Hühnerschar, schüttelt die Federn und kräht in das lustvolle Dorfschweigen.

Die Scharen sammeln sich zur Prozession. In Stille und ohne Gebet schlängelt der feierliche Zug. Der Pastor voran in der Schar der umwohnenden Geistlichen, im kostbaren Spitzenröckl — die Handarbeit seiner Schwester zu seiner Primiz — und sehr erregt und mit nervösem Räuspern und gichtvergessen. Es hat ihn nie so gepackt, der Bischofsbesuch. Als müsse er fürchten —, weil er alt wird. Die Pfarrschwester sagte, daß sie Ahnungen habe. Ob sie ihn angesteckt hat?

Im Turme hält einer Auslug. Wenn er den Bischofswagen auf der Landstraße von Kirchberg her aufstäuben sieht, gibt er in den Turm hinunter ein Zeichen. Dann beginnt das Geläute mit allen Glocken, auch das Timpen im Kapellchen bei den drei Birken.

Die Abendröte spreitet mit rosaroten Schleiern. Wie eine Riesenblume, die in der Abendschwüle ihre unzähligen Blütenblätter entfaltet und auf jedem Blatte in anderem Glanze schillert. Wie eingetunkt in die sanfte Glut stehen die Baumreihen an der Straße und die Hecken längs der

Felder und die schweigend harrende Menschenmenge. Im Feldweg Jule mit ihrem Kinde; sie harren und lugen durch die Schlehdornhecke. Auf der Höhe grenzt scharf und kantig gegen den lichten Horizont ab das Backeshaus. Ein klobiger Würfel unter einem schiefgesetzten spitzen Hut. Die Dachsparren stehen um eine halbe Armlänge hervor. Es hat auch seinen ärmlichen Schmuck. Um die Fensterchen eine Umrahmung mit einer dünnen Efeuguirlande. Drei Fensterchen im gleichen, gezirkelten Rahmen, zweie einen Schritt über dem Boden, ein einscheibiges in der Giebelspitze. Es ist nett und rührend. Jule denkt, der segenspendende Mann, der vorüberzieht, müsse sein Wohlgefallen daran finden. Sie hat's mit kalten Fingern und brennendem Gesichte gemacht, mit weißem Garn genäht und liebe Stunden gehabt.

Urplötzlich in die Stille ein Fußscharren und Murmeln. Die Hälse recken. Der Schulmeister läuft die Reihen ab und sagt in Hast, daß die Prozession sich ordnen müsse. Vom Dorfe her hallt das Geläut. Böllerschüsse krachen. Staubwolken auf der weißsandigen Straße. Klatschende Pferdehufe, Rollen — Halt! Ein violettes Mäntelchen flattert über hohen Schultern. Ein Halbkreis weißer Gewänder. Der sohrener Pfarrherr inmitten und stockert an seiner lateinischen Ansprache. Und über allen die segnende Hand mit dem blitzenden Ring. Die ragt weiß und ätherisch in der sanftgeröteten Luft. Rundum sinken die Scharen zu Boden. Neigende Köpfe, lange Ehrfurchtsgesichter. Und wo der segnende Mann geht, ragt er einsam, — ein Volk vor ihm auf den Knien.

Ins Dorf schlängelt die Prozession, zwischen Festgrün, unter Triumphbogen. Mit den Letzten kommt Jule Fuck und ihr betendes Kind.

Man läßt sie gewähren. Heut' ist Festtag. Die Herzen schlagen feierlich. Die kleine Kirche vermag die Scharen nicht zu fassen, die da weither von den Dörfern kommen. Schwarz und dicht in die Straße hinein, unbedeckten Hauptes stehen die Andächtigen, lautlos hinhorchend. Von drinnen heraus die Ansprache des Bischofs. Ein paar abgerissene Sätze hallen heraus. Man greift sie gierig auf. Man labt sich daran. Hä, welche Worte! Und was ein Schwung! Die Herzen quellen, die harten, schwerblütigen Herzen.

Ein Segenslied — heraus strömt die Menge, begeistert, freudig! In Reihen und Gruppen stehen sie, drängen und schieben. Man läuft nach Segen. Man kann ihn nicht oft genug empfangen. Der Bischof wird ins Pfarrhaus zurückgehen. Andächtig lauert die Menge. Die Frauen schieben ihre Kinder vor, stehen breit und verteidigen ihre Plätze und sinken in die Knie und empfangen Segen.

Die Menge verläuft in den gastlich geöffneten Dorfhäusern.

Jule mit ihrem Kinde bleibt hinter der Hofeinfahrt des Pfarrhauses.

Sie wartet. Der Pastor muß ja an sie denken und an das, was er ihr versprochen hat. Das Kind fragt: ‚Mueddeche, genn' eich dem Hähr Bischof aach en Händche?'

‚Jo, Liebche.'

Wenn er nun nach ihr schickt, wird sie gleich da sein. Vielleicht wollte der Herr Bischof ihr Kind sehen. Er wird's besonders segnen, es ist ja ein armes, verachtetes Kind. Und ein Bischof ist wie Gott. Wie Jesus Christus auf dem Bildchen, wenn Kindlein um ihn sind. Also wird sie warten mit Herzklopfen und leisem Zagen.

‚Mueddeche, derf eich de Hähr Bischof aach kisse?'

‚Nä, dat derffste nit!' drückt die kleine, ungeduldig zuckende Hand. ‚Schwei' still, der Hähr Bischof is jetzt am Esse!'

Verwunderte weite Kinderaugen. Daß ein Herr Bischof essen kann! Sein helles Stimmchen klingt hinter dem Torpfosten her. Die Vorübergehenden glosen. Jule zerrt's an der Hand. Jetzt soll es still sein, ganz still, sonst käm' der Herr Bischof heraus und tät's an den Ohren zupfen.

‚Jo,' haucht's erschrocken und duckt sich.

Sie warten. Der Abend sinkt Hinter den Birken blinken die Fensterchen lichthell auf. Der Abendschein glitzert darin.

Jule kann nicht mehr warten. Sie schleicht in den Hof und an die Türe und horcht. In der Pfarrküche klappern Teller; im obern Sälchen hört man Gläserklingen. Die Magd jagt mit leeren Schüsseln die Treppe herunter. Jule faßt sie bei der Schürze, raunt ihr schnell zu: ‚Willst dou nit dem Hähr Pastor sa'n, dat er meich nit vergißt?'

‚Wat willst dou? Heit is kee Zeit for deich!'

‚Er hot mer et versproch', eich muß doch wisse, ob eich morje frih beichte kann —.'

Fort hastet die Magd. Droben wartet Fräulein Anna auf volle Schüsseln. Aus der Küchentüre beugt der Kopf der Kirchberger Köchin. ‚Verrickt Weibsmensch! Mir hon hier Haut un Händ voll zu tun!'

‚Ich muß zum Bischof!'

Jule ruft's in Sterbeangst, und sie ruft's fast drohend. Die Magd saust hinauf und ruft die Pfarrschwester. Jule steigt der mit gerungenen Händen die Treppe hinauf entgegen. ‚Fräulein Anna, ich muß zum Bischof!'

Ach Gott! Das Weib wäre imstande, in den Saal vorzudringen. Die Scheidbacher haben eine Anmaßung — na! Fräulein Anna weiß nicht, wo ihr der Kopf steht. Sie spricht Jule beruhigend zu und schiebt sie hinunter. Man soll ihr in der Küche zu essen und dem Kinde ein Stück Kuchen geben.

‚Sei verninftig, Jule, heut' geht's nit! Du siehst, wie wir in der

Hatz sin. Heut abend vor dem Schlafegehn schwätz ich mit'm Herrn Bruder driwer. Morche, Jule, morche wird man dir's sage lasse!'

Als es still im Pfarrhause wird und die Lichter verlöschen, sinkt Fräulein Anna vor Müdigkeit um. Und plumpst schwer in die Kissen, und es wäre viel von ihr verlangt, wenn sie noch an Jule Fuck denken sollte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein leises Glühen im Osten kündet den Tag.

Von stillen Höfen und nahen Dörfern ziehen frühmorgens Mägdlein in schwarzen Kleidern und Kränzchen auf dem geglätteten Haar und halbwüchsige Buben in unbequemen städtischen Steifkragen. Sie kommen zur Firmung. Eltern und Verwandten bilden schützende Kreise um sie. Zum Festmahle geladen sind die Muhmen und Basen der weiten Umgegend. Sohren ist voll fremder Gesichter und Jahrmarktstummel und steifer Feierlichkeit. Über dem Dorfe ein Geruch von Tannenharz und zertretenen Birkenreisern und Zimtkuchen und Weihrauch. Und wie immerwährend summende Glockenklänge über allen Häusern, leise Musik in der Luft.

Frühmorgens mit den Scharen zieht Jule Fuck. Sie hat aufgehorcht im Bette, als der Hahn krähte. Wird man sie jetzt rufen kommen? Sie hat schreckhaft nach der steigenden Sonne hinaufgesehen. Warum kommt man nicht? Da schließt sie ihr Kind ein und geht. Die Efeukränze um ihre Fenster hat der Wind zerzaust. Sie pendeln herab. Am Triumphbogen schlappt die Fahne geknickt. Die Papierrosen sind bis in den Feldweg hereingeweht. Der Wind hat die Nacht über gewütet und an den Dächern gerüttelt. Hochauf flattern die Kleider der Kirchgänger.

Jule kommt mit Näh-Käts grünbordiertem Schultertuch, das Gebetbuch mit beiden Händen gegen die Brust gedrückt. In der Straße stehen dichtgedrängt meist Fremde und Gäste, wenige Sohrener darunter. In jedem Hause ist fast ein Firmling, da gibt's zu tun. Die Firmlinge füllen die Kirchenbänke, nahezu alle, auch die Armsünderbank. Eine Gasse im Mittelgang muß frei bleiben, da, wo der Bischof mit seiner Geistlichkeit ungehindert hindurch muß. Die Draußenstehenden können den Gang hinauf bis zum Altar sehen.

Im Mittagsglast der aufsteigenden Sonne entfaltet sich der kirchliche Prunk des Pontifikalamtes. Goldstrotzende Gewänder, Scharen von Priestern und Meßdienern, flammende Kerzen, federnde Weihrauchwolken, schwerwuchtige Sänge, rauschende Choräle. Die Schellen prasseln hinein, der goldene Kelch leuchtet vom Tabernakel. Dick und verräuchert und beengend quallt die Kirchenluft in die Wölbung.

In der außenstehenden Volksmenge eingekeilt ist Jule. Hinter breiten Männerschultern reckt ihr Kopf. Ihr Gesicht zerrt in unruhigen Linien.

Heinrich Reifferscheid del.

Heuschober.

Sie betet nicht. Ihre Sehnen und Muskeln sind gespannt — in Erwartung, in fieberndem Harren.

Langsam schreitet die hl. Handlung weiter. Viel zu langsam und schwerfällig für ihr heißes Drängen. Man hat sie nicht gerufen. Man will sie nicht rufen. So wird sie gehen ungerufen.

Zu Gott geht man ungerufen. Wie Gott ist ein Bischof. Sie wird erlöst sein, wenn sie geht. Die Betrübten muß er trösten, die Kranken heilen, die Durstigen tränken. Sie ist zu Tode betrübt und krank und dürstend! Der Herr Bischof wird da helfen. Ihm ist alle Gewalt gegeben.

Die letzten Sänge verrauschen. Die Priester sammeln sich, um Se. bischöfliche Gnaden zur Sakristei zu geleiten: der greise Dechant von Simmern, das Biberner Männchen und in der Schar junger Priester das Kaplänchen.

Jule hebt sich zwischen den Männern empor, reckt — reckt, — — ihr Herz steht still, als ob's keinen Schlag mehr tun wollte, — unter der niedern Sakristeitüre verschwindet das violette Mäntelchen. — — Da stößt Jule Fuck vor ihr die Männer zur Seite, bahnt sich einen Weg, zwängt sich durch — ihre Schritte hallen im Gang, die Gesichter drehen sich nach ihr — und die Kirche hinauf zum Altar; dort bilden die Priester Spalier bis zur Sakristei. Man winkt ihr — sie schreitet durch. Man will sie halten — sie schreitet durch. Die Menge im Kirchenschiff hebt sich aus den Bänken, scharrt, starrt, reckt — Jule verschwindet in dem Bauschen blühweißer Gewänder und wirbelnden Weihrauchwolken. — — Auf der Schwelle zur Sakristei steht sie still und kommt hinter Atem und sucht hilflos. Sie sieht nichts und niemand, obwohl da Gestalten an den breiten Schränken stehen und zu ihr hersehen: der Pastor, der Dechant, zwischen ihnen der Bischof. Der Pastor will erschrocken zu ihr hin. Der Arm des Bischofs hält ihn zurück. Und eine fremde, fragende, aber freundliche Stimme: ‚Was willst du, meine Tochter?'

Da tappt sie auf ihn zu mit ausgestreckten Armen, wie blind und freudetaumelnd und gestoßen von schluchzendem Leid. Schwer sinkt sie nieder zu seinen Füßen, lang hingestreckt, das Gesicht zu Boden gedrückt, die Finger in die Haare gekrampft.

So beichtet sie laut und stöhnend ihre Schande. — Ihre Buße. — Ihre Reue. — Ihre Verzweiflung! — — In ihren keuchenden Atem hinein stammelt sie: ‚Bischöfliche Gnaden! Jetzt wird mei Kind groß! Et wird frage, warum ich so verachtet sin; et sieht mich im Armsinnerstuhl, mei unschul'ig Kind! Ich hon jo dat nur! Nur dat uff der Welt! Bischöfliche Gnaden! Soll mich aach mei Kind verachte lerne? Bischöfliche Gnaden! Dann will ich lieber sterwe! Dann will ich gottlos werde! Dann

is kei Gott un kei Gerechtigkeit! Liewer Gott! Liewer Gott! Wenn sich jetzt niemand erbarme will — —!‘

Sie wirft den Kopf zurück. Wild flackern ihre Blicke. Und duckt wieder ein vor den ernst-milden Augen, die über ihr stehen. Demütig neigt sie das Gesicht, schließt die Augen, aber mit all ihren Sinnen lauscht sie. Sie hört nichts. Was geht vor?

Des Bischofs Blicke suchen das Gesicht des Pastors. Das ist bleich und ruhig. Kein Zucken darin, keine Erregung. Er hält den Blick des Bischofs aus, nicht trotzig, sondern fest und ehrlich und überzeugt. Er weiß sich frei von Schuld. Er hat seine Pflicht getan. Und nur seine Pflicht. Soll ihm die verargt werden? Meint das der Bischof so? Wie ist des Bischofs starrer Blick? Bis in die Seele hineinbohrend! Nein, er, der alte, in treuer Pflicht grau gewordene Pastor braucht die Augen nicht schuldbewußt niederzuschlagen. Mag der Bischof ihm die Seele herauskehren. Er wird sehen, wie sie fleckenlos ist! — Ein unbequemer Blick! Ein beklemmendes Schweigen! Eine Stille, die mehr Lärm macht als gellende Geräusche.

Seine Augen verankern in dem Blicke des Bischofs. Wie der eine schillernde Tiefe hat! Und ein Mahnen und eine furchtbare Wahrheit. Man kann darin seine eigene Seele zu Ende lesen. Und wie sie sich spiegelt in *diesem* Blicke! Von einem großen Irrtum beschattet.

*Und in diesem Blicke liest er die Geschichte einer armen Sünderin so ganz — ganz anders!*

Herr und Heiland, hat er geirrt? In den alternden Priester kommt ein Schwanken und Wanken, ein Entwurzeln. Wie den Eichbäumen, die der Sturm zerbricht, so geht ihm das, das ans Mark. Hilflos, haltlos sieht er sich. Sein gläsernes Pflichtbewußtsein zersplittert. Gott helfe ihm! — — Langsam senkt er den Blick. — — —

Da erst hört Jule, die atemlos horcht, ein Sprechen. Mild und gut. Des Bischofs warme Hand fühlt sie auf ihrem Scheitel. ‚Meine Tochter, stehe auf! Bete und vertraue auf Gott und — warte!‘

Sie taumelt auf — durch Spalier und Reihen hinaus aus der Kirchenluft — in den leuchtenden Tag — — heim!

Sie ist niedergeschlagen. Ihre Seele ist nicht fein genug, um aus den Worten des Bischofs trostvolle Hoffnung zu lesen. Er hätte Donnerworte reden müssen, vernichtend und niederschmetternd. Er war ja Gott! So wie der Wind draußen um die Hausecke saust, so hätte das Bischofswort über die Schuldigen hinfahren sollen! Was ja geschehen war, sah sie nicht, hätte auch nicht die feinen Fühler der Seele gehabt, die Verdammung darin zu lesen.

Der Pastor weiß, es ist seine Verdammung. Man wird ihm in einem Klösterchen eine Ruhestandsstelle geben. Der Bischof konferiert mit dem Dechant, ob in dieser Gegend nicht ein geeigneter Kaplan auf eine Pastorsstelle warte? Der Dechant nennt das Kapländchen von Kirchberg. Er sei voll Eifer. Weiteres sagt er nicht.

* * *

Der Winkeladvokat Sterling von Kirchberg löst sich aus den Gruppen der Festgäste und sucht nach Jule Fuck und geht ihr nach ins Backeshaus. Er ist mit einer Schar Kirchberger herübergekommen. Man läuft in dieser Zeit nach Bischofsempfängen. Sie sind Ereignisse unterm Kleinstadthimmel.

Sterling kämmt mit fünf gespreizten Fingern das rote, dicksträhnige Haar, geht durchs Haus, durch den Stall, durch die Scheuer, taxiert, berechnet, notiert. Jule sieht ihm lange mit leeren Abwesenheitsblicken zu. Sie ist an Absonderliches gewöhnt und daran, daß man ungefragt über sie verfügt, über Leib und Leben und Eigentum. Sie fragt den Sterling durchs Fenster, was es denn gebe? Er sagt: ‚Alles ist in gutem Zustand, nur das Dach schadhaft, und der Giebel müßte geschützt werden gegen den Wind, vielleicht durch eine hohe Hecke oder Schieferbeschlag oder so 'was,‘ und dann drückt er seinen Hut, den der Wind ihm fortnehmen will, in den roten Kopf und kommt in die Stube.

‚Die Katharina Backes will verkaufen, Haus, Stall, Scheuer und die paar Ländereien. Ihr Mann verdient gut und sie bleibt bei ihm im Oberland. Ja, wie gesagt, ich soll das alles versteigern lassen und die Geschäfte besorgen. — Ist das Ihr Kind?‘

Jule hört nicht, was er fragt. Mit weitoffenen Augen starrt sie ihm nach, wie er in die Kammer hineinsieht und fragt: ‚Ist das Ihr Bett?‘ und an ihr vorüberkommt und ihr in die Backe kneift. Sie begreift nichts. Die Gedanken sind ihr wie losgerissene Fäden und zerflattern. Ganz wirr und dumm sagt sie: ‚Aber ich muß doch elo wohne!‘

‚Ja, solange bis alles verkauft ist. — Wenn's Ihnen aber so leid tut, raus zu müssen — nu, ich könnt' das Haus möglicherweise für mich ankaufen. — Sie könnten dann wohnen bleiben und mir eine kleine Pacht zahlen, eine ganz kleine. — — Sie brauchten sich mir nur — etwas gefällig zu erweisen! Wenn Sie also wollen, kommen Sie nur zu mir und — abgemacht!‘

Er hält ihr die hagere Schreiberhand hin. Die Adern schwellen darauf. Sie sieht an ihm hinauf. Was spricht er denn? Schon will sie einschlagen, da bemerkt sie das Glimmen in seinen Augen. Ihre Hand fällt in den Schoß. Sie sieht um sich wie irrsinnig.

Er ist gegangen. Das Kind schlüpft ihm nach und spielt draußen.

Als es wieder hereinkommt, ist es nach Mittag. Vor die Sonne schieben sich Wolken. Der Wind jagt sie zu Haufen. Das blendende Licht ist aus dem Festtage. Reginchen steht und glättet sich die aufgeflogenen Haare. Sie findet die Mutter noch an derselben Stelle und die Hände im Schoß. Sie sitzt noch ebenso, wie das Kind hinausgegangen ist.

‚Eich hon Hunger!' sagt das Kind.

Da holt Jule es her und auf ihren Schoß, drückt es in ihre Arme. Es möge schlafen. Reginchen lauert scheu zu ihr hinauf, wartet lange und fängt an zu zittern und weint.

‚Bscht! still!' sagt Jule Fuck leise, tätschelt ihm das Gesicht. Sie hängt im Nachgrübeln und will nicht gestört sein. Es sind bohrende Gedanken, die ihr wehe tun. Ihr Gesicht ist verzerrt.

Aus offenen Haustüren hört man das Rasseln der Kaffeemühlen. Festtagskuchen duftet. Man rückt an die langen gedeckten Tische. Es ist Nachmittag. Vesperglocken sind vertönt. Jule Fucks Kind ist im Weinen eingeschlafen. Wenn der Wind nicht heult, ist's still ums Haus. Fern im Dorfe rauscht das Fest. Der Wind heult oft. Gegen Abend heult und stöhnt er unaufhörlich.

Als das Kind auf dem Schoße der Mutter aufwacht, ist in der Stube ein trauriges Halbdunkel. Und es ist noch nicht spät. Die Scheiben am Fenster glitzern gelb. Es steht ein fahl-peinlicher Schein am Himmel, der wie ein Sturmsignal glüht. Der Wind humpt in Stößen. Unter einem besonders wuchtigen Anprall stürzt der Triumphbogen ein, die Stangen klatschen nieder, die Guirlanden schleifen über den Weg.

Unvermittelt und plötzlich ein Donnerschlag! Heimtückisch explodierend ohne vorherige Warnung. Im Soonwald knattert's wie aus einer Anzahl Gewehren, ein stumpfes, anhaltendes Schallen, kein Regen.

Am Backeshause stülpt das Regenfaß um und rollt die Böschung hinunter, aufklatschend in den Weiher.

Die Dunkelheit wird zum Greifen.

An den festlichen Tischrunden recken die Hälse und ängstliche Blicke wehen. Man verrammelt die Stalltüren, das Scheunentor und muß krampfhaft die aufflatternden Jacken und Röcke zusammenhalten. Man könnte fortgeweht werden. O, ein Unwetter!

Und da wumpt ein Windstoß gegen die Türe des Backeshaus, wie von einer kräftigen Faust geführt. Die Angeln rasseln. Das Kind springt schreiend auf, steht im Schoß und klammert sich erschreckt an der Mutter Hals. Da scheint Jule erst zu wissen, was um sie vorgeht. Sie steht auf, hält das Kind auf dem Arm und stellt sich ans Fenster, sieht draußen wirre

gigantische Schatten wehen. Die Baumwipfel werden hin und her geworfen, neigen, senken sich, splittern. Aufgepeitscht spritzt das Wasser des Weihers an der Böschung herauf. Die Hecken sind geteilt und auseinandergeblasen, fuchtelnde Ranken, klappernde Ruten.

Im Hause bumst eine Türe zu. Jule schrickt zusammen. Das Kind wühlt das Gesicht in ihr Schultertuch, flüstert bebend: ‚De schwarze Mann!‘

Ein Schiefer rollt übers Dach klatschend vor dem Fenster nieder. Die dumpfen Donnerschläge zittern in die Erde hinein. Die bebt und pocht, als holpere eine lange Kette schwerer Lastwagen daher. Scheiben klirren, Finsternis überall, Wutgeheul in den Lüften. Die Hochebene dampft, bebt, tost!

Menschenschreie gellen verloren hinein. Entwurzelte Bäume über den weißstäubenden Landstraßen.

Jule tappt durch die dunkle Stube, sucht nach Licht. Eng schmiegt sich das Gesicht des Kindes an ihres.

Dann steht sie wie angenagelt —.

Ein Gepolter und Stäuben am Kaminfenster. Die Lehmwand am Holzschuppen ist eingestürzt. Das Scheitholz prasselt ineinander. Die morschen Balken wackeln, knicken ein. Und — da! — über ihr! — ein gefährliches Knacken! — — War's unterm Dach? — — —

Ihre Augen leuchten durch die Finsternis. Steht und horcht. — Hört sie das Knacken noch? — — Die Brust pulst hoch auf. Phosphorizierend springen ihre Blicke durchs Dunkel. — Hört sie wirklich nichts mehr? Sie — müßte — das wieder — hören, das — gefährliche — Knacken Es sprang ihr wie Nadeln ins Fleisch — pickend — durchrieselnd in gräßlichen Schauern. — Und sie hat doch ein wahnsinniges Sehnen, es wieder zu hören ..... es beruhigt sie! — — — — — — — — —

Ein donnernder Lärm draußen übertönt alles. Mit neuerwachter Wut schnaubt der Sturm, heult, pfeift, singt, stöhnt, ächzt. Das Gewitter entladet Schlag auf Schlag. Die Ohren gellen. Noch immer kein Regen. Ein trockenes, hartherziges Tosen und Vernichten. Alle Schrecknisse kommen. Die Bauern stürzen aus den Häusern, werfen sich flach zu Boden.

Jule Fuck stürzt nicht aus dem Hause. Sie holt die Weihkerzen aus der Schublade, zündet sie an und stellt sie in Glasleuchtern auf den Tisch. Geht auch zur Kommode, nimmt das Kruzifix, stellt es zwischen die Kerzen.

Warum soll Jule Fuck aus dem Hause gehen?

Sie kniet nieder, schlingt den Arm um ihr Kind und faltet ihm die Hände. Sie wollen beten, so 'wie Tote beten würden: in gottseliger Ruhe und froh des Überstandenen.

Litanei von der immerwährenden Hilfe! Über die gesenkten Köpfe fließt der milde Kerzenschein.

‚O, unsere liebe Frau von der immerwährenden Hilfe!‘

Und das Kind mit Zagen und Zittern: ‚Bitt' for us!‘

‚Wir arme Sünder rufen zu dir,‘ — ‚O Maria, immer hilf!‘

Die Lüfte heulen Antwort, sie knirschen und toben und brüllen ein Wort durch den Weltenraum, in langgezogenen Wehetönen —: Arm — sün — derin!

Die Kerzen flackern und schwelen.

‚In Armut und Notdurft,‘ — ‚O Maria, immer hilf!‘

‚In Verfolgung und Verlassenheit,‘ — ‚O Maria, immer hilf!‘

Das bleiche Christusgesicht in dem Kerzenschein schimmert in Verklärung. Die Lichtkreise schweben an der weißen Stubendecke. Der Himmel leuchtet herein.

‚Wenn wir auf dem Sterbelager hingestreckt liegen,‘ — ‚O Maria, immer hilf!‘

‚Wenn der Gedanke an die nahe Auflösung uns mit Furcht und Schrecken erfüllt,‘ — ‚O Maria, immer hilf!‘

Sie halten beide inne. Über ihnen knistert's wie leckender Brand. Unter die Dachbalken prallen die Sturmstöße.

‚Wenn die Augen erlöschen und das Herz zu schlagen aufhört,‘ — ‚O Maria, immer hilf!‘

‚Wenn unsere arme Seele vor dem göttlichen Richter erscheint,‘ — ‚O Maria, immer hilf!‘

Ein Donnerstoß aus den Lüften aufs Haus nieder. Splitterndes Krachen, Poltern auf die Stubendecke. —

‚O du Lamm Gottes . . .!‘

Die Decke stürzt stäubend, pulvernd, tosend ein. —

‚Mueddeche!!!‘

Da springt Jule Fuck auf, wirft die Arme hoch! — — Um sie brechen die Wände ein — — —.

Die Balken ragen.

Darüber hin jagen die Sturmwolken. Und steil hinauf wehen die heulenden Lüfte und in die Himmelsfinsternis und über die stäubende Hochebene und in das gelle Pfeifen und Zischen ein wehes Klagen, ganz fern und dumpf . . . . ganz weh und weich . . . . und wie eine dröhnende, furchtbare Anklage zwischen Himmel und Erde: — — Armsünderin! — — Armsünderin!

# Die religiösen Grundlagen der polnischen Neukultur.

Von

Marian Zdziechowski.

Der Gedankenkreis, in dem religiöse und philosophische Fragen mit den politischen Grundproblemen identifiziert werden, ist zu unseren Zeiten in Europa völlig fremd geworden. ‚Wir sind schon' — schreibt der geistreiche Wiener Kritiker Max Goldscheider in seiner Beurteilung meiner ‚Grundprobleme Rußlands' — ‚über den geschichtlichen Abschnitt hinweg, in dem Philosophie ein allen sichtbar wirkender Faktor der Politik war, in dem sich die geistigen Strömungen unmittelbar in politische umsetzten.' In Rußland jedoch ist dieser Abschnitt noch in voller Blüte, ebenso in Polen. Die Behauptung z. B., daß ‚Pobiedonoszew nichts war als die Tat von Katkows Gedanken', ist für Herrn Goldscheider als Westeuropäer anstößig, durchaus klar indessen für den Russen und Polen. Für beide ist der Zusammenhang von Gedanke und Tat noch deutlich sichtbar, viel deutlicher, wie Goldscheider selbst zugibt, als in den westeuropäischen Ländern.

Und ich bin der Meinung, daß dies selbstverständlich ist. Dort, wo der Nation die Sphäre des öffentlichen Lebens verschlossen bleibt, dort konzentriert sich ihre Geisteskraft in der Literatur, in religiösen und philosophischen Problemen; dort gewinnen die Ideen einen unmittelbaren Einfluß auf das Leben; dort ergreift die Leidenschaft, sie auf der Stelle zu verwirklichen, unwiderstehlich die Gemüter; dort sind die Werke der Klassiker etwas mehr als nur eine Zierde der Bibliotheken und ein Zeitvertreib in freien Stunden; die in ihnen niedergelegten Gedanken sind dem Leser ein Sporn zur Arbeit, ein Antrieb zur Aufopferung; dort sind die Dichter bereit, sich für Propheten auszugeben, die berufen sind, das Wort Gottes zu verkünden und das Volk ‚aus dem Diensthause' zu führen.

> Lange, lang' schon tönt' die Leier
> Nur der Seher Leid,
> Auf nun, greift in andre Saiten —
> In der Taten Stahl,

ruft Kraimski — und diese Sehnsucht nach der Tat wird zum Leitmotiv im Leben eines Volkes, das zur Tatenlosigkeit verurteilt ist. Kommt aber die Stunde der Tat, dann gerät es, wie wir dies unlängst als Zeugen der revolutionären Gärung in Rußland beobachten konnten, leicht auf Abwege, da

es den Weg nicht zu finden vermag, der von den Höhen des Ideals zu den engen Pfaden der Wirklichkeit führt.

Wenn aber auch dieses Übergewicht des Gedankens und der Träumerei jene schwache Seite hat, daß es den Tatsachensinn entkräftet, so erfrischt es doch zugleich geistig und erhält das Leben auf einem höheren moralischen Niveau.

Dieser enge Zusammenhang des geistigen Lebens mit dem realen, dessen Resultat die Umgestaltung der Geistesströmungen zu politischen Bestrebungen ist, fand seinen Ausdruck in der Geschichte Polens nach den Teilungen, besonders aber nach dem Jahre 1831, als Polen in dem mörderischen Kampfe mit Rußland seine Nationalarmee verloren hatte, jenes Bollwerk der Nation, jene unentbehrliche Grundlage, die Unabhängigkeit wiederzugewinnen. In den Vordergrund traten als Leiter der Nation die Dichter und Denker. Eine tiefe Religiosität ist ihr gemeinsames Merkmal. Sie erachteten es als ihre Pflicht, ihre Ideale von jeglicher Beimischung irdischer Leidenschaften frei zu halten, um sie so fast zur Würde religiöser Gebote emporzuheben; darum atmen diese Ideale auch die Frische jener geistigen Höhen, auf denen sie erstanden; ihre politische Schale ist unzertrennlich mit dem religiösen Kern verknüpft, weshalb sich die politischen Bestrebungen der polnischen Gesellschaft nur in genauester Verbindung mit deren religiösen Idealen verstehen lassen.

Daraus folgt, wie wichtig es ist, die religiösen und ideellen Grundlagen der polnischen Neukultur kennen zu lernen.

## I.

Im Jahre 1827, also drei Jahre vor Ausbruch des Aufstandes von 1830, erschien das herrliche Epos von Mickiewicz, Konrad Wallenrod, in dem die ersten Samenkörner jenes messianischen Glaubens an die göttliche Sendung des polnischen Volkes ausgestreut waren, der nach dem Jahre 1830 zum dominierenden Kennzeichen des polnischen Idealismus wurde.

Der Held der Dichtung ist die Verkörperung einer leidenschaftlichen, bis zu höchster Gewalt, zu vollständiger Hingebung und Aufopferung erhobenen Vaterlandsliebe; all sein Seelentrachten geht dahin, das Vaterland zu erlösen; doch ist die Lage desselben so verzweiflungsvoll, daß er keinen anderen Weg vor sich sieht als den der List und des Verrates; diesen Weg beschließt er einzuschlagen. ‚Einen solchen Entschluß‘ — sagt Spasowicz* — ‚hätte ein Römer des Altertums, ja sogar ein Italiener des XVI. Jahrhunderts mit Beifall begrüßt, aber in der Seele des Helden (oder des Dichters Mickiewicz, da sich der Dichter mit dem Helden identifiziert) gab es andere Anlagen; in dieser Seele lagen Offenheit, Aufrichtigkeit, ein moralischer Instinkt, der sich von keinerlei Sophismen betören ließ, und ein ungeheurer Abscheu gegen tierische Art der Kriegsführung, besonders gegen listigen Verrat und Vertrauensbruch. Diese seine Natur wußte er nicht zu überwinden und daher jener moralische Bruch des Herzens, jene Kluft zwischen Entschluß und Gewissen; infolgedessen

* Hervorragender polnischer Kritiker und Politiker, gest. 1906.

altert er, er welkt dahin, sucht im Trunke Vergessenheit und verflucht das Gefühl des Patriotismus selbst. Er strebt zum Ziel, sucht indessen Aufschub, gibt sich einer schwärmerischen Neigung zu Aldona hin, und von der fatalen Heerfahrt zurückgekehrt freut er sich wie ein Kind, nicht weil er sein Rachegefühl gesättigt hat, sondern daß er sich nicht weiter zu rächen braucht.' Kurz — sein Schwanken ist nicht die Folge von Schwäche und Weichheit des Charakters, sondern die Folge unermeßlichen Leidens; Quelle desselben ist die Macht göttlicher Elemente in der Seele des Helden, und zwar — das Gewissen.

Wallenrod war der Ausfluß einer schmerzerfüllten, nach Licht dürstenden, aber dieses Licht rings um sich vermissenden Seele, doch lagen in diesem Ausfluß so viel Gefühl und Begeisterung, eine solche Gewalt des Leidens, das aus dem Widerstreit der tiefsten und edelsten Gefühle der menschlichen Seele floß, und diese Gewalt des Leidens barg eine so unendliche Macht der Liebe in sich, daß die Dichtung, statt zum Verrat zu verleiten, die Seele erhob und entzündete und alle Sehnsucht und alle Begierde entfachte, deren Endziel das Schöne und das Gute ist.

Aber eben in diesen grundlosen Tiefen der Vaterlandsliebe keimte der Same des Messianismus. Denn diese Liebe erweckte so den Glauben an eine göttliche Sendung des Vaterlandes als auch die leidenschaftliche Begierde, es unverzüglich zu retten; da aber gewöhnliche Mittel nicht zum Ziele führen konnten, so schienen List und Verrat der einzige Weg. Dagegen jedoch erhob sich die Stimme des Gewissens . . . und so blieb noch das letzte, fast unmögliche, aber auch untrügliche Mittel: ein Wunder von Gott. Dieses Wunders mußte man würdig, mußte dessen Teilnehmer werden.

Seit dieser Zeit träumt die ganze polnische Dichtung von diesem Wunder, das seinen stärksten Ausdruck im III. Teil der Totenfeier des gleichen Dichters findet. ‚Ich heiße Million, denn ich liebe für Millionen und leide Folterqualen' — ruft Konrad — und stark durch die Macht dieser Liebe erhebt er sich gegen Gott in der leidenschaftlichsten Klage, welche die Geschichte der Poesie kennt, und endet mit der fürchterlichsten Lästerung. Konrad läßt alle Helden Byrons und deren Nachkommen weit hinter sich zurück und beweist, daß Mickiewicz viel weiter als alle anderen in der Überhebung der Allgewalt der menschlichen Individualität vorgedrungen war; von der Macht dieses Gefühls berauscht fordert er als ‚der am tiefsten Fühlende aller Menschen' Gott zum Kampfe auf die Liebe, nicht auf den Verstand. Aber gerade auf diesem Gipfel der Überhebung überzeugt er sich, daß er trotz seiner Allmacht ein Nichts sei, ein Nichts gegen jene Macht, die über ihm und der Welt schwebt, und die sein aufrührerischer Drang nicht erreichen konnte. Er überzeugt sich, daß er ein Geschöpf dieser Macht war, und daß, wenn in ihm etwas Großes wirkte oder wirken könnte, dieses Große von der innigsten Verbindung mit jener Macht, deren Name Gott und Vater im Himmel ist, abhängig war. Der Mensch hat sich nicht selbst geschaffen und ist nicht Herr seiner selbst; er ist ein Geschöpf Gottes; anstatt sich also der Herrschaft vorübergehender Eindrücke,

Wünsche und seinen Instinkten zu unterwerfen, möge er lieber ein freiwilliger Knecht desjenigen sein, dessen Ebenbild er in sich trägt. Durch diese freiwillige Unterwerfung erhebt er sich zur Vereinigung mit der Ursache aller Ursachen und wird selber zum Titanen. Nur solche Titanen werden Polen erlösen; die Gewißheit aber, daß nur Polen und kein anderes Volk sie hervorbringen werde, bildet das Wesen des polnischen Messianismus. Eine Probe theoretischer Begründung desselben sind die Bücher der Pilgrimschaft von Mickiewicz.

Dann folgen Slowacki und Krasinski. Auch ihre Poesie erwartet Übermenschen, Geisteskönige, die gewaltig sind nicht durch den Kampf mit Gott, sondern durch ihre Einigkeit mit ihm und die durch die Kraft ihrer Heiligkeit das Volk von der Knechtschaft erlösen und die Herrschaft der göttlichen Wahrheit auf Erden wieder einführen werden.

In glänzender Weise wird diese Idee historisch und philosophisch im ‚Iridion‘ von Krasinski entwickelt und begründet. Dieses Werk ist das letzte Wort der messianischen Poesie, der höchste von ihr erreichte Gipfel. Von den Höhen der seelischen Ruhe, welche Mickiewicz und Slowacki vergeblich zu erreichen suchten, die aber Krasinski nach langen Erwägungen und inneren Kämpfen zu erringen wußte, wies er einen neuen, aber wahren Weg, den, welchen die ersten Christen gewählt hatten, den Weg blutiger Mühen, eiserner Ausdauer angesichts unzähliger Versuchungen und Hindernisse, den Weg der Verzeihung und der Liebe sogar dem Feinde gegenüber, den Weg des Glaubens an den Triumph der Gerechtigkeit. ‚Geh und handle!‘ — lauten die letzten Worte der Dichtung, die Iridion den Willen des Himmels verkünden.

Allzu lebendig war jedoch die Erinnerung an die Vergangenheit, als daß alle Polen dem ihnen in der Gestalt Iridions angedeuteten Beispiel der ersten Christen hätten folgen können. Ein Volk, das seine Unabhängigkeit verloren hat, kann sich nicht ohne weiteres mit den Bedingungen einer neuen Existenz versöhnen. Darum kämpften auch die Polen mit dem Schwert in der Hand um ihre Freiheit, aber das messianische Ideal leuchtete ihren Bestrebungen mit poetischem Glanze voran; um die Freiheit kämpfend verbanden sie den Gedanken an Polen mit dem Gedanken an die Realisierung des göttlichen Reiches; sie wollten jene Ritter sein, die — den Worten Krasinskis nach — die Sphäre der Politik in die Sphäre der Religion umwandeln sollten. Dieser Glaube verlieh ihnen die Kraft, in ihren Leiden auszuharren.

Charakteristisch ist jedoch der Umstand, daß schon damals ein Mann auftrat — Andreas Towianski —, der offen erklärte, Polen leide nicht deswegen, weil Gott es ausersehen und Leiden über dasselbe gesendet habe, damit es sich dadurch reinige und die Macht gewinne, die Welt zu erneuern, sondern daß dieses Leiden eine Strafe sei für die Sünden der Vergangenheit. Und er lehrte mit unerschütterlicher Energie und Konsequenz, es sollte angesichts der schrecklichen, von Gott verhängten Strafe die erste Pflicht, das erste Zeichen der Reue und Buße für die Sünden das christliche Verhältnis zum Volke sein — dem Werkzeug jener Strafe.

In einer Epoche, da man vom Aufstand träumte, war dies für die polnische Nation eine neue Losung. Ähnlich hatte Krasinski im Iridion gedacht, doch hatte der Dichter diesen Gedanken im Schwunge der Begeisterung hingeworfen und schwieg wie erschreckt, diesen Gedanken und alles, was in ihm enthalten war, weiter zu entwickeln.

Dem Zauber Towianskis erlagen die Besten der Polen, darunter Mickiewicz und Slowacki. Sein Einfluß reichte weit über die Grenzen Polens hinaus — bis nach Frankreich und Italien. Man sah in ihm einen Gottesgesandten, der den Seinen neue Bahnen weisen sollte. In Italien gewann er unter anderen den gelehrten Juristen Tancredi Canonico für sich, der in den letzten Jahren das hohe Amt des Vorsitzenden im Senat verwaltete.* Von dem gewaltigen Zauber, den die Person Towianskis ausübte, zeugen in beredter Weise folgende Worte des französischen Schriftstellers Adolf Lebre: ‚Ich habe Towianski kennen gelernt; unparteiisch kann ich ihn nicht beurteilen, denn er ist ein außergewöhnlicher Mensch; alle Sehnsucht, alle Bestrebungen unserer Epoche konzentrieren sich in seinem Herzen; er ist der inkarnierte Geist des Jahrhunderts. Sein Wissen, sein Scharfsinn, seine Geisteskraft sind übermenschlich und weisen auf einen Menschen hin, der im Zustand der Ekstase, oder besser eines Gehobenseins voller Milde und Kraft ist, einer Kraft voll, die ihm zum herrlichen Flug in überirdische Sphären Flügel verleiht; sein Gedanke ist begeistert von Güte und grenzenlosem Mitleid, in seinem Herzen klingen Hymnen der Freude und des Triumphes. Das ist ein Engel — kein Mensch! Diese königliche Herrlichkeit, dieser Blick voll Süße, diese Ruhe, diese Kraft, diese Liebe, diese Bescheidenheit, dieser jungfräuliche Ausdruck, diese kaiserliche Stirn — welch ein Mensch! Wenn er kein Christ ist, so wird er in den Herzen der Menschen einen solchen Zweifel an der Wahrheit des Christentums erwecken, wie ihn bisher noch keine philosophischen Systeme erregt haben. Er wird Millionen vom Kreuze abwendig machen.‘

Welchen Charakter der Einfluß Towianskis besaß, davon entwirft ein getreues Bild einer seiner Schüler, Karl Baykowski, in seinen schönen Erinnerungen ‚Am Rande des Grabes‘. Baykowskis Seele durchwühlte seit jungen Jahren ein schwerer Streit zwischen dem patriotischen Gefühl, das ihm zuflüsterte, im Kampf mit dem Feind seien alle Mittel gut, und dem christlichen Gewissen, das ihm gebot, jenen zu verzeihen, die uns Böses tun. Anfangs siegte der Patriotismus; Baykowski verwickelte sich in verschiedene Intriguen und Konspirationen, doch rief dies in ihm ein inneres Zerwürfnis hervor — und es erfaßte ihn eine solche Verzweiflung, daß er sich mit dem Gedanken trug, sich das Leben zu nehmen. Beruhigung brachte ihm erst die Lehre Towianskis, daß Gott nur diejenigen als Teilnehmer an der heiligen Sache der Befreiung des Vaterlandes zulassen werde, die vordem ihre eigene Seele erlösen würden. ‚Sei mir endlich gegrüßt du Tag, so heiß ersehnt nicht nur in diesem irdischen, sondern auch in dem ewigen Leben meines

* Canonico verfaßte eine erschöpfende Biographie Towianskis. Er starb 1908.

Geistes!' schreibt Baykowski, „. . . du Tag des 25. Februar 1848, an dem der alleinige, dreifaltige Gott den schweren Bann, der mich umfangen hielt, gelöst hat durch seinen Diener Andreas Towianski, das auserwählte Werkzeug seines Willens und Erbarmens für die Welt der in Ewigkeit empfangenen Epoche des Christentums. . . . Ich grüße dich, Tag, an dem zum erstenmal in meinem Leben das Gebot Christi: „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst!" mir nicht nur zum abstrakten Ideal des Geistes wurde, sondern zum realsten Gefühl; denn was war dieser Diener Gottes, auf den ich geschaut, den ich berührt, mit dem ich wie mit einem längst bekannten Vater und Freund gesprochen habe, was waren jedes seiner Worte und jede Bewegung anderes als die Personifikation dieses Gefühls, nur noch in unendlich höherem Grade denn alles, wonach jemals mein Geist in Momenten höchster Begeisterung und tiefster Ahnungen gestrebt hat.' Unter dem Einfluß dieser Harmonie mit dem Geiste des Meisters erglühte der Schüler selbst in ähnlichem Gefühl für Gott und die Welt: ‚Ich selbst habe Gott real über alles geliebt und meinen Nächsten wie mich selbst. Ich liebte die Feinde meines Volkes, denn in dieser Liebe barg sich die Sehnsucht, mich ganz zu opfern, damit alle meine Feinde und alle Feinde meines Vaterlandes uns Polen in dem Gefühle, das mich durchdrang, zu Brüdern und Freunden in Christo würden.'

## II.

Auf diesen Höhen konnten sich nur wenige Auserwählte behaupten; alle anderen wurden von dem Ideale der messianischen Poesie entzündet. An einen nahen Sieg der polnischen Sache und an eine Verbrüderung der Völker glaubte man mit um so größerer Sicherheit, als Napoleon III. den Thron Frankreichs bestieg. Und im Jahre 1863 zog Polen voll Begeisterung in den ungleichen Kampf; von poetischer Raserei erfaßt erdrückte es im Keime die Anstrengungen des Markgrafen Wielopolski, des größten Staatsmannes, den es hatte. Bald folgte ein furchtbares Erwachen in den Ketten des schwersten Druckes, eines Druckes, wie ihn Polen vorher niemals erfahren hatte.

Es zerrannen und entschwanden die vom Sang der Dichter gepflegten Zauberträume, Nacht wurde es ringsum, Hoffnungslosigkeit sog das letzte Mark aus, und über den Häuptern schienen die schrecklichen und doch so furchtbar wahren Worte des Propheten und Denkers zu tönen:* ‚Und ihr werdet weder einen Herrn von eurem eigenen Fleisch und Blut haben, noch werdet ihr ihn küren, sondern ihr werdet ohne Vaterland und Reich sein, Verbannte überall, elend, verachtet, arm, umhergetrieben, die man mit Füßen stoßen wird dort, wo man euch früher geschätzet . . .'

Ungemein schmerzlich änderten sich nach dem Jahre 1863 die Lebensbedingungen Polens: Europa, das vordem die polnischen Flüchtlinge mit Begeisterung als Ritter der Freiheit zu begrüßen pflegte, verhielt sich jetzt kühl, ja ablehnend, und die Hoffnung auf Hilfe von

* Peter Skarga im XVII. Jahrh.

außen schwand für immer. Paris, das bis dahin der rettende Hafen für die besten Kräfte der Nation gewesen war, verlor seine anziehende Kraft; das geistige Leben entwickelte sich von nun an im Lande selbst, eigentlich in Galizien, das bereits aus der wohltätigen Wendung in der österreichischen Politik Nutzen zu ziehen begann; an Stelle der Stadt Paris trat Krakau; an Stelle der Dichter, die vordem Führer der Nation gewesen waren, traten — Historiker, Kritiker und Staatsmänner, mit einem Wort: statt der Phantasie drängte sich der nüchterne Verstand in den Vordergrund, und die Stellung, die einst Mickiewicz, Slowacki und Krasinski eingenommen hatten, übernahmen die Deuter ihrer Ideen — Kalinka, Szujski, Tarnowski. Allerdings kann von einer Gleichstellung keine Rede sein: Mickiewicz, Slowacki und Krasinski schufen, und ihre Schöpfungen sind der Ausdruck der Seele des Volkes und die Schatzkammer seiner Ideale in Ewigkeit; Kalinka, Szujski und Tarnowski hingegen suchten nur die Ideale der Poesie mit den Forderungen der rauhen Wirklichkeit in Einklang zu bringen, aber eben darauf beruht ihre dominierende Bedeutung in der neuen Lebensperiode der polnischen Gesellschaft.

Gleichzeitig trat eine ähnlich kritische und realistische Richtung in Warschau zutage. Dort eben entstand das Programm der sog. ‚Organischen Arbeit' als Gegenüberstellung zu den bisherigen Bestrebungen, Polen wieder aufzubauen, und als Reaktion gegen eine Politik, die zu Aufständen und Verschwörungen führte. Doch übergehe ich die Vertreter dieser Strömung, obwohl sehr hervorragende Männer wie Swientochowski, Chmielowski, Ochorowicz zu ihnen gehörten, und obwohl allbekannte Persönlichkeiten unserer Zeit wie der Romanschreiber Prus und die Schriftstellerin Elise Orzeszko mit ihnen näheren Verkehr pflegten, — ich übergehe sie, da sie erstens infolge der strengen, drückenden Zensur ihre Gedanken nicht ganz und voll aussprechen konnten und zweitens, weil sie ihr Programm auf positivistische Philosophie stützten. Nicht die Religion, sondern die Wissenschaft sollte ihrer Ansicht nach zur Grundlage der Wiedergeburt Polens werden. Ihre Tätigkeit gehört nicht unmittelbar in den Bereich des von mir behandelten Gegenstandes. In Galizien hingegen standen Szujski, Kalinka und Tarnowski keineswegs vereinsamt. Gemeinschaftlich mit ihnen waren Politiker und Publizisten tätig von der Bedeutung wie P. Popiel, Julian Klaczko, Siemienski, Mann, Kozmian und Dembicki. Ihnen folgten auch zwei Gelehrte, die mit einem politischen Talent ersten Ranges begabt waren, und denen das Schicksal eine hervorragende Bedeutung in der österreichischen Politik vorbehalten hatte: es waren dies Dunajewski, zuerst Universitätsprofessor, dann Minister, der im Laufe von zehn Jahren die zerrütteten Finanzen Österreichs in Ordnung brachte, und der Geschichtsforscher Bobrzynski, der heutige Statthalter Galiziens. Doch Kalinka, Szujski und Tarnowski übertrafen sie durch das Außergewöhnliche ihrer Tätigkeit und ihres Talentes und drückten der ganzen Epoche ein prägnantes Siegel auf; denn indem sie sich der Erforschung der Geschichte Polens in der weitesten Bedeutung dieses Wortes widmeten, führten sie mit gewaltiger

Überzeugungskraft den Gedanken durch, daß das nationale Selbstbewußtsein, auf ein allseitiges Verständnis der Vergangenheit, und zwar sowohl der positiven als auch der negativen Seiten gestützt, die Grundlage für eine zukünftige von den Fehlern der Vergangenheit freie Wirksamkeit bilden müsse. Von solchem Geiste beseelt geißelten ihre Forschungen ohne Erbarmen alle Sünden nicht nur der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart, und in dieser Hinsicht könnte die polnische Literatur mit der russischen kühn um die Siegespalme wetteifern, der allgemeinen Meinung zum Trotz, die sich in der russischen Gesellschaft festgewurzelt hat, daß die Leidenschaft, eigene Fehler bloßzustellen und zu geißeln, eine gewisse ausschließliche Eigentümlichkeit der Russen sei.

Unter den drei obengenannten Männern war Graf Stanislaw Tarnowski, der gegenwärtige Präsident der Krakauer Akademie der Wissenschaften, ihnen an Vielseitigkeit der Ideen und Weite des geistigen Horizonts nicht gewachsen, doch kam er in Hinsicht auf glänzende Form Kalinka gleich und übertraf darin Szujski. Er wußte in seine Schriften die Anmut lyrischer Gefühlserhebung zu gießen, wobei er, ungemein empfindlich für alle Erscheinungen des nationalen Lebens und bisweilen einseitig bis zum Fanatismus, keine einzige Frage außer acht ließ, die in unserer Epoche das Gemüt der Polen bewegte, und eben deswegen stelle ich ihn als den hervorragendsten Vertreter jener Wendung hin, die sich nach dem Jahre 63 in den politischen Ideen Polens vollzogen hat.

Der Ausgangspunkt für die Erwägungen Tarnowskis und der Konservatisten war die Feststellung der Tatsache, daß Europa Polen vergessen hat. ‚Wenn man sich heute noch zuweilen an uns erinnert und an uns denkt,' — schrieb Tarnowski, — ‚so tun dies die einen nur deswegen, um uns als einem lästigen Hindernis auf der Bahn ihrer Triumphe zu fluchen, die anderen, um uns für Schiffbrüchige einer gewissen verachteten und verworfenen Revolutionsform zu halten; noch andere endlich, um mit den Achseln zu zucken und uns für etwas anzusehen, das war, aber nicht mehr ist, — für ein politisches, zivilisatorisches, ökonomisches Nichts. Polens größter Feind, Fürst Bismarck, hielt uns für eine Art allerdings nicht gefährlicher, doch höchst langweiliger Nachtwandler, deren künstliches Traumleben seine Nerven reizte und seinen Zorn hervorrief.' Angesichts einer so verzweiflungsvollen Gestaltung der äußeren Bedingungen müssen die Polen auf sich selbst zählen, ihre Fehler und Gebrechen kennen lernen und alles daran setzen, dieser Fehler los zu werden. Mit dieser Idee an die Erforschung der vaterländischen Geschichte herantretend tadelten Kalinka und Szujski konsequent die anarchischen Neigungen der Nation, welche die Entwickelung einer starken Regierungsgewalt gehindert und dadurch das Volk zu politischem Falle gebracht hatten; Tarnowski dagegen als Literarhistoriker ließ nicht einmal die messianischen Ideale unangetastet: ‚Der Grundgedanke der „Bücher der Pilgrimschaft"' — schrieb er in seiner Studie über diesen messianischen Katechismus — ‚ist der, daß Polen unter allen Nationen, die vor allem ihr Geschäft vor Augen haben,

als beste, den Geist des Glaubens, der Liebe und der Aufopferung bewahrt habe, das auserwählte Volk sei, von Gott bestimmt, zum Opfer und Erlöser der Welt zu werden.' Ist dies aber wahr? ‚Ein unbedingtes Merkmal, eine unerläßliche Bedingung des Opfers ist, daß dasselbe freiwillig sei, sonst kann nur von einem Leiden, von einer Expiation die Rede sein, keineswegs aber von einem Opfer. Behauptet man also, Polen sei das Opfer für die Sünden der Welt, so werden wir daran nur dann glauben, wenn man uns beweist, daß Polen im Augenblick der Teilungen davon gewußt und sich dieser Opferrolle aus eigenem Willen und eigener Wahl unterworfen habe.' Einen solchen Beweis konnte Mickiewicz natürlich nicht liefern. — Und weiter: Würden wir annehmen, daß die Polen in der Tat andere Nationen durch gewisse Eigenschaften, namentlich durch Güte des Herzens und Opferfreudigkeit übertroffen hätten, so stünde es uns selbst nicht an, sich dessen zu rühmen und uns deshalb zu überheben: ‚Haben z. B. die Franzosen oder Engländer, die Mickiewicz so wenig schätzt, nicht Eigenschaften, welche ebensoviel wert sind wie die unsrigen, und würde das Gute, das sie in der Geschichte geleistet, und das, was ihnen die Menschheit verdankt, zusammengerechnet nicht unsere Verdienste, den Wiener Kriegszug oder unsere bewährte Rechtschaffenheit in internationalen Verhältnissen überragen? . . . Nein, wir sind kein freiwilliges und selbstbewußtes Opfer — ja, leider — nicht einmal ein unschuldiges Opfer! . . . Treffend also' — endet Tarnowski — ‚in Hinsicht auf das Böse, das sie uns vorhalten, klug und gut, wenn sie uns Mutlosigkeit verbieten und die Pflege des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe gebieten, fehlen die „Bücher der Pilgrimschaft" in ihren historischen, politischen, ja sogar moralischen Begriffen, wenn sie uns an unser Opfer für die Sünden der Welt glauben lassen, wenn sie uns verkünden, daß wir größer sind und besser denn andere, und wenn sie uns gebieten, die christliche Kultur in der Welt zu verkünden, in kühner und leichtgläubiger Art als gewiß annehmend, daß wir sie selbst besitzen.'

Aus dieser strengen Kritik des Messianismus floß jedoch noch keineswegs die Verneinung alles dessen, was diese Strömung geschaffen hatte. Im Gegenteil . . . je mehr sich die schwachen Seiten der unhaltbaren Begeisterung eines Mickiewicz offenbarten, um so heller leuchtete der Geist Krasinskis, der auf die ersten Christen als das würdigste Beispiel der Nachahmung hindeutete. ‚Wie sich unsere Zukunft gestalten wird,' — sagt Tarnowski in seiner schönen, erschöpfenden und tief empfundenen Abhandlung über Krasinski, — ‚weiß heute keiner von uns. Doch sollte sie sich, will's Gott, günstig gestalten, so werden einst die zukünftigen Jahrhunderte, dieselbe betrachtend und mit den Werken Krasinskis zusammenstellend, sagen: Eben deswegen haben sie sich von dem tiefen Falle so hoch erhoben, da man ihnen einen so einfachen und sicheren Weg gezeigt hat und sie auf diesem Wege standhaft und kühn geschritten sind. Wenn, Gott verhüte es, unsere Zukunft schlimm ausfallen sollte, so werden die Nachkommen abermals sagen: Wie konnten sie zum Ziele gelangen, wenn

man ihnen einen geraden und gewissen Weg zeigte, sie aber auf diesem Wege standhaft und kühn nicht zu schreiten wußten oder nicht schreiten wollten? Die Bestimmung Krasinskis war, uns von den Tiefen des Abgrundes aus das Zeichen und die Bahn der Erlösung zu weisen, alles Böse, was in uns ist, zu rügen, dagegen das Gute zu stärken und zu härten, zu beleuchten und zu entflammen; seine Aufgabe war, bald Mut, Glauben, Liebe und Klugheit einzuflößen, bald die männliche Stimme zu sein, wenn der Mut schwankt, die Harmonie in unserer Disharmonie, die eherne Schlange in der Wüste zu sein, der das erschöpfte, kranke Israel die Augen zuwandte und aus diesem Anblick neue Hoffnung auf Leben und neue Kraft zum Leben schöpfte.'

‚Die Ideen und Gesänge Krasinskis' — fügt Tarnowski an einer anderen Stelle hinzu — ‚waren eine Genugtuung vor Gott für die Seichtigkeit, Kleinheit und Böswilligkeit vieler.' Diese Vergötterung Krasinskis, die gleichzeitig mit der Ernüchterung der polnischen Gesellschaft nach dem Jahre 1863 zusammenfiel, war das Resultat der Richtung seiner Begeisterung, die der neuen Wendung in den religiös-politischen Idealen der vorzüglichsten Vertreter der Nation vollkommen entsprach. Krasinski war vor allem ein glühender Katholik und verneinte leidenschaftlich den Grundsatz, daß das Ziel die Mittel heilige; diese ethische Erhabenheit drang um so tiefer in die Gemüter, da sie mit den Anforderungen des gesunden Verstandes aufs beste harmonierte.

Was den Katholizismus anbetrifft, so bekannten sich zu ihm als dem wahren Glauben alle Messianisten, doch wollten sie sich trotzdem der Gewalt der Kirche nicht bedingungslos unterwerfen: Mickiewicz machte einen Unterschied zwischen der offiziellen und der wahren Kirche, deren Sitz das Innere höherer, auserwählter Seelen sein sollte; ungefähr ähnlich dachte Slowacki; Towianski erklärte direkt, daß mit ihm der Beginn einer neuen Epoche in der Geschichte der Verchristlichung der Menschheit anbrechen sollte; Krasinski träumte eine Zeitlang von einer Kirche der Liebe, die sich auf den Ruinen des römischen Heiligtums des hl. Petrus erheben sollte; und sogar später, als er bereits endgültig zur Lehre der Kirche zurückgekehrt war, wußte er seinen Unwillen gegen die Jesuiten nicht zu verbergen. Anders gestaltete sich das Verhältnis des neuen Geschlechtes zur Kirche; dieses, durchdrungen von dem Widerspruch zwischen der christlichen Wahrheit und der Politik der europäischen Mächte, gelangte zu der Überzeugung, daß die katholische Kirche in der Welt die einzige, unabhängige moralische Macht sei, und ergab sich dieser Kirche voll und ganz, ohne sogar die Möglichkeit zuzulassen, daß deren Verfahren auch nur im mindesten kritisiert werden könnte. Der Papst wurde für dieses Geschlecht zum Vater und Beschützer Polens.

Die Anerkennung des Christentums als höchster Wahrheit und der katholischen Kirche als einziger Verkünderin dieser Wahrheit heischte strengste moralische Reinheit sowohl im Privat- als auch im öffentlichen Leben. ‚Unsere Gegner' — schrieb Tarnowski — ‚bilden sich selbst Grundsätze, nehmen die an, welche sie wollen, verwerfen die, welche ihnen mißfallen; was sie also

Heinrich Reifferscheid del.

Winterliches Feld.

Heinrich Reifferscheid del.

Uferweg.

auch tun sollten, immer können sie sagen, daß sie mit sich und ihren Grundsätzen übereinstimmen. Mit uns verhält sich die Sache ganz anders: jeder, sogar geringe Unterschied zwischen den Überzeugungen, die wir verkünden, und unserer Handlungsweise muß in die Augen springen. Die Parteigänger können ihn nicht verleugnen, die Gegner ergreifen ihn im Fluge und benutzen ihn als Beweis, daß wir selber nicht daran glauben, was wir dem Anscheine nach bekennen, und daß wir untereinander uns über unsere Grundsätze lustig machen — gleich Augurn.'

Diesen Worten treu wandte sich Tarnowski konsequent und energisch gegen die herrschenden Gebrechen der polnischen Gesellschaft und verschonte dabei durchaus nicht die höheren Sphären des Adels, zu denen er selbst gehörte; so nahm er z. B. Anteil an der berühmten ‚Teka Stanczyka',* in der ohne Erbarmen die entarteten Nachkommen der polnischen Aristokratie gegeißelt wurden, die in den Salons des Wiener Hofes demütig herumkrochen und daselbst Zeit und Geld verschwendeten; später wieder deckte er selbst persönlich in einem seiner Zeit berühmten Artikel die Ärgernis erregenden Übergriffe des Adels wider die Bauern auf. Ferner die Sphären der politischen Bestrebungen der polnischen Gesellschaft betretend verdammte Tarnowski energisch und kühn die Immoralität und Ziellosigkeit aller geheimen Verbindungen und verborgenen Konspirationen einerseits, andererseits wieder den Mangel an bürgerlichem Mut unter denjenigen, die, innerlich zu den Gemäßigten gehörend, doch nicht die Kühnheit besaßen, offen gegen die Revolutionisten aufzutreten, aus Furcht, daß man ihnen Mangel an Patriotismus vorwerfen könnte. ‚In der Zeit von 1831—1863' — behauptet Tarnowski — ‚vertrauten wir unser Geschick dem Willen und der Gnade von Verschwörern an, dem Willen ungewisser, unbekannter, nicht verantwortlicher Menschen. Täte man dies mit einer elenden Geldsumme, so würden wir es für Leichtsinn, Wahnsinn, für eine Schuld halten; tut man es aber mit dem Vaterland, so ist das erlaubt, das war kein Leichtsinn, kein Wahnsinn, keine Schuld! Und wären wenigstens diese Verschwörungen von uns und in unserem eigenen Interesse angezettelt worden; doch nein, wir waren nur der Zweig einer gewissen allgemeinen Konspiration, der es sich um Polen am wenigsten handelte; durch einen Eid übergaben wir unsere Sache und uns als Gefangene unbekannten Fremden, deren Ziel eine Revolution in Italien, oder in Frankreich, oder in Rußland, oder wo auch immer war, Polen aber das Werkzeug, der bequeme und beschränkte Diener, der für sie die Kastanien aus dem Feuer holen sollte.'

In den Jahren 1894—95 kam das später ins Deutsche übertragene Werk Kozmians über das Jahr 1863 heraus. Der Verfasser, ein politischer Freund Tarnowskis, führte darin den Gedanken durch, daß angesichts einer derartigen Gestaltung der politischen Bedingungen, die eine Wiedergewinnung der Unabhängigkeit absolut unmöglich machte, nichts anderes übrig bleibe, als sich in das Geschick zu fügen, und daß das einzige Ziel Polens kein an-

* Mappe des Stanczyk, des berühmten Hofnarren König Sigismunds I.

deres sein könne als die Erhaltung der polnischen Individualität und Selbstständigkeit in der Sphäre der Kultur. Der Gedanke war nicht neu, doch wurde er in einem Ton ausgesprochen, der das patriotische Gefühl verletzte. Gegen den Verfasser erhoben sich Männer, die den verschiedensten Lagern angehörten. Da übernahm Tarnowski die Verteidigung seines Freundes.

‚Können sich' — fragt er im Schluß derselben — ‚das polnische Gewissen und die polnische Ehre mit einer Stellung vereinbaren, die Aufstände aufgibt und die Wiedererbauung Polens in ihr Programm nicht aufnimmt? Nein und abermals nein! Wir dürfen uns nicht ergeben, ruft mit lauter Stimme das ganze Jahrhundert unserer Geschichte seit dem Unglücksjahre 1795, ruft alles, was Polen durch diese Zeit gelitten hat. Von jenen Kämpfern angefangen, die in die Welt gezogen, um das Schwert nicht niederzulegen und ihrem Eide treu zu bleiben, und die zurückkehrten mit der Losung: „Noch ist Polen nicht verloren", bis zu denen, die gestern, die heute eingekerkert, gewaltsam entführt, in Sibirien als Verbannte vor Hunger, Elend, Sehnsucht und Frost dahinstarben, haben alle dieses eine Bekenntnis mit ihrem Leben und mit ihrem Tode besiegelt. Was wir in dieser Zeit Erhabenes in der Seele und Großes in der Geschichte gehabt haben, das alles war begeistert von dieser einen Idee und diesem einen Willen: zu zeugen für unser Recht und vor Unrecht uns nicht zu beugen. Dies war jene gemeinschaftliche Seele, ohne die es kein Volk, sondern eine Herde Tiere, kein menschliches Leben, sondern höchstens einen Mastſtall gibt. Und diese Seele war groß und heldenhaft und besaß eine wunderbare Kraft, wenn sie durch ein Jahrhundert von Unglücksfällen, die in der Weltgeschichte unerhört sind, dieses Volk am Leben erhalten, ja, es sogar kräftiger und lebensfähiger gemacht hat, als es vor hundert Jahren gewesen war. Aus dieser Liebe zum Vaterlande, aus dieser Begierde nach Unabhängigkeit, aus diesem starren Festhalten an dem geliebten Ideal fließt alles das, wovon wir gelebt haben und leben von Kosciuszko bis heute...' ‚Und diese Ausdauer im Kampf und Leiden umgab das polnische Volk mit einem Glanze, der nicht erlischt, so wie der Ruhm von Thermopylä und Marathon nicht verblaßt und unsterblich ist das Andenken an Hannibal, Tell und Egmont...' ‚Und wovon werden wir leben, sobald wir die Hoffnung aufgeben, die uns durch mehr denn hundert Jahre genährt hat? Wenn wir das Zeichen des Vergessens über sie machen werden, wie wollten wir uns dann mit Dombrowski und Poniatowski, mit Mickiewicz und Krasinski verständigen? — Und wenn dieser Lebenstrank, wenn dieses Lebenselement, das die Vergangenheit der Gegenwart reicht, damit diese fähig wäre, aus sich selbst eine Zukunft zu schaffen, versiegen wird, wird da nicht zu gleicher Zeit nicht nur die Hoffnung auf Unabhängigkeit, sondern auch das Selbstbewußtsein, somit die Möglichkeit der Existenz schwinden?' ‚Doch mehr noch! Hat Polen angesichts der Menschheit das Recht, dem zu entsagen, was im Laufe eines Jahrhunderts das Ziel seines Strebens gewesen war? Ist doch die Sache Polens zugleich die Sache der Menschheit

In der Geschichte gährt ebenso wie in der Seele jedes einzelnen Menschen ein unaufhörlicher Kampf höherer Elemente mit niedrigeren. Polen aber ist nicht nur der Schauplatz, sondern auch das Opfer dieses Kampfes; in der Person Polens wurde das christliche Recht vergewaltigt. Jetzt hat sich die Welt von ihm abgewandt; — sollte es also den Kampf im Namen der heiligen Sache, die es vertritt, aufgeben, wie wird sich dann das Geschick alles dessen gestalten, was die Menschen seit dem Anfang aller Zeiten Recht, Gerechtigkeit, das Gute nennen?'

Und doch . . .

‚Und doch hat der hundertjährige Kampf um die Freiheit, obwohl er die moralischen Kräfte der Nation gehoben, diese an den Rand des materiellen Falles geführt.' Tarnowski kann nicht umhin, dies zuzugeben, und indem er am Schluß seiner Abhandlung von den Höhen patriotischer Begeisterung zur Sphäre der Wirklichkeit herabsteigt, entwickelt er folgende Gedanken: ‚Der erste angeborene Impuls, das instinktive und erhabenste politische Programm eines unterworfenen Volkes ist siegen oder untergehen! Wir wollten siegen, wiederholt griffen wir zu den Waffen; doch haben wir nicht gesiegt. Also untergehen; doch ist ein Massentod unmöglich; wir können nicht alle bis auf den letzten Mann ausgerottet werden. So bleibt nichts anderes übrig, als unser Los ruhig zu ertragen, als zu versuchen, es erträglicher zu machen. Wohl ist dies weniger Heldenkraft, doch mehr männlich. Hundert Jahre um die Unabhängigkeit kämpfend verknüpften wir zuweilen unsere Sache mit der Sache der Revolution. Und was war denn eigentlich ihrem Wesen nach die Revolution? Ihr edelster Vertreter Mazzini bekannte offen in seinen Schriften, daß ihr Endziel die Vernichtung des Christentums ist. Somit legten wir die heiligste Sache in die Hände der Feinde Christi. Die Vorsehung mußte uns verlassen. Nisi Dominus aedificaverit domum, in vanum laborant, qui aedificant eam. Und zur Strafe dafür, fanden wir uns in einer solchen Lage, daß schon die Vaterlandsliebe selbst uns verbietet, vom Ruhm und Glanz heldenmütiger Taten zu träumen, und indem wir fremden Regierungen dienen, quält uns der Zweifel, ob wir dadurch nicht unser eigenes Volk verraten, ob Gewissen und Ehre uns erlauben, zugunsten fremder Nationen und Staaten aufrichtig zu handeln. . .' ‚Doch in einem Teile Polens ist dieser innere Kampf bereits durch Ereignisse entschieden worden, die stärker waren als wir, und diese stießen uns, ohne uns zu fragen, auf die Bahn der Mitarbeiterschaft am Leben des Staates und der in demselben treuen und tätigen Bürger. Ob Polen dadurch an Umfang verloren oder ob ein Teil desselben dadurch Kränkung und Schmach erfahren hat? Unter anderen Regierungen sind die Verhältnisse anders, das Prinzip dasselbe. Was also hier in der österreichischen Monarchie die polnische Ehre nicht angetastet und das polnische Wohl nicht zugrunde gerichtet, sondern im Gegenteil erhöht hat, das wäre anderwärts, unter anderen Verhältnissen ebenso zulässig und ehrenhaft wie hier.' (Schluß folgt.)

# Zur Entwicklung der modernen Lyrik.

Von

Christoph Flaskamp.

In den achtziger Jahren warb und gewann der Materialismus in der Kunst, der sogenannte Naturalismus, bereits seine Jünger und Anhänger in Deutschland. Ihre Zahl und Bedeutung wuchs bis in die neunziger Jahre hinein immer mehr an, schrumpfte dann aber im raschen Umschwung der Stimmung ebenso anhaltend wieder zusammen. Mochte es diesen Vertretern immerhin bitterernst sein mit dem ‚konsequenten' Naturalismus, in Wahrheit gab es nie einen solchen. Uns Rückschauenden und Überschauenden erscheint die ganze Bewegung nicht mehr als Selbstzweck, sondern höheren geistigen Zwecken dienstbar; sie war ein erster Protest des Geistes gegen seine Vergewaltigung durch die Natur, der erste Versuch zur Überwindung des Materialismus in Wissenschaft und Leben und zwar, hierin vollkommen konsequent: — durch einen künstlerischen Materialismus, also durch eine entsprechende Kunstbetätigung, deren der Geist gegenüber dem ungeheueren Stoffandrange, der ihn in Bann nahm und zu sich herunterzog, bedurfte, um nur erst einmal in rascher Sichtung und rohkünstlerischer Bearbeitung und Anordnung die Materie zu bewältigen und seine alte Herrschaft über sie wiederzugewinnen.

Nur so läßt es sich erklären, daß die neue Kunstbestrebung, die scheinbar auf einen vollkommenen Sieg des Objekts über das Subjekt hinauslief, sich, nachdem sie sich im Roman und im Drama gründlich und echt naturalistisch als ‚Milieu'-Kunst ausgetobt hatte, der subjektivsten Kunst, der Lyrik, zuwandte.

In dem stetig fortschreitenden Kampfe mit der Natur hatte der Geist neue Geheimnisse ihr abgelauscht, tiefere Einblicke in ihre Gesetzmäßigkeit getan, schlummernde Kräfte geweckt und neue Zusammenhänge entdeckt, Zusammenhänge auch mit seiner eigenen natürlichen Existenz, die ihm einen unerhörten Reichtum an neuen Mitteln und Wegen zur Vervollkommnung dieser seiner Existenz boten. Daraus erwuchs dem Geiste eine tiefe Liebe, ein neues innigeres Verhältnis zur Natur. Er fühlte sich versucht, dieser Natur, die

ihn in mütterlicher Sorgfalt mit all ihren Wundern beschenkte, sich ganz anheimzugeben, sie als gütige Spenderin allen Lebens zu lieben, sie als seinen Gott zu verehren. Aber bald erfuhr er, daß es keine solche blinde Liebe sein dürfe, die er ihr entgegenbrächte. Denn sobald er willenlos sich ihr hingab, unterjochte sie ihn; sobald nicht sein Geist die Herrschaft über sich selbst bewahrte und rohen Macht- und Genußgelüsten frönte, schlug ihre segnende Kraft in fesselnde und entfesselnde Gewalt um. So erkannte der Mensch aufs neue die Souveränität seines Geistes, zugleich auch sein Gebundensein an besondere geistig-sittliche Gesetze. Denn die Macht über die Natur bot sich nicht als Selbstzweck dar, sondern nur als ein Mittel zu höheren Zwecken eigener geistiger Vollkommenheit, der ein innewohnendes ethisches Pflichtbewußtsein entsprach: es gestaltete sich ein neues, vertieftes Verhältnis zum Mitmenschen.

Er hätte nun weiter noch sich selbst erkennen können als lebendiges Abbild des unendlichen Geistes, der in der geistlosen Natur wirksam, in ihm selbst aber lebendig ist, also daß er im Bewußtsein seinerselbst auch das Bewußtsein des unendlichen Geistes hat. So hätte er eine volle, reife Weltanschauung und zugleich eine wahre Gottanschauung gewonnen. Diese letzte Reife, die in der Welt seit je war und in einzelnen Persönlichkeiten und ganzen Gemeinschaften durch alle Menschengeschlechter hin rein bestanden hat und besteht, hat der allgemeine Menschengeist auch diesmal noch nicht erreicht, wenn auch manches einen gewaltigen Fortschritt zu diesem allgemeinen Ziele hin bedeutet; das wenigstens hat der Geist auf dieser neuesten Stufe seiner allgemeinen (nicht-individuellen) Entwicklung erreicht: ein innigeres Verhältnis zur Natur und einen vertieften und geläuterten Befund seinerselbst. Diesen tieferen Befund der eigenen Seele, zugleich — unter dem begünstigenden Einfluß eines das Verhältnis von Mensch zu Mensch neu belebenden und ausgestaltenden gesellschaftlichen Verkehrs — den tieferen Befund der Mit-, der Menschheitsseele und das durch die wissenschaftliche Forschung vertiefte, wenn auch durch sittliche Erfahrung noch wenig erst geklärte, Verhältnis zur Natur auszudrücken, sah und sieht sich der Geist fortan gedrängt.

Er konnte es vorerst nur in der Lyrik. Hier in der individualistischen Kunstbetätigung mußte er sich das neue Formmaterial für eine spätere allgemeine, das ganze Für und Wider seiner errungenen Weltanschauung und Lebensauffassung umschließende Darstellung schaffen, nachdem er im ‚konsequenten' Naturalismus die alte, abfällige Form zersetzt und die Aufnahme neuer Gehalt- und Formwerte vorbereitet hatte.

Parallel zu dieser immer deutlicher hervortretenden Tendenz in der Lyrik — Weltanschauungslyrik und Landschaftsdichtung — verlief die Entwicklung im Roman, vor allem in den zahlreich auftauchenden Entwicklungsromanen, dann auch im Drama, hier allerdings bei der Unzulänglichkeit und lyrischen Unbestimmtheit weniger durchgreifend; denn das Drama verlangt eine geschlossene Weltanschauung und läßt sich nicht auf subjektiv lyrischer Einzelstimmung aufbauen, sondern nur auf allgemeiner Grundstimmung, dem Re-

sultat aus den lyrischen Einzelstimmen, dem verbleibenden Kern positiven Weltgeistes, der sich dann in einem oder auch in mehreren Repräsentanten des Menschengeistes konzentriert und aus der Konzentration heraus zur Entfaltung gelangt. Auch der wirklich ‚gedichtete' große, umfassende Zeitroman erfordert diese Entwicklung. Bis dahin müssen der subjektivistische Entwicklungsroman und das lyrische Stimmungsdrama Ersatz bieten.

Soweit war man freilich damals noch nicht in der Erkenntnis dieser Tendenz, als Wilhelm Arent die ‚Modernen Dichtercharaktere' (1884) herausgab, zu denen außer dem ‚Credo' von Hermann Conradi zum Überfluß auch noch Karl Henckell eine Einleitung ‚Die neue Lyrik' geschrieben hatte. Diese Sammlung sollte die deutsche Lyrik regenerieren, sie sollte. Daß sie dieser Aufgabe weniger durch die Tat, als durch Versprechungen gerecht wurde, ist bekannt. Gleichwohl hat sie das Verdienst, für die Entwicklung der neuen Lyrik bedeutend gewirkt zu haben. Denn sie entsprach der Stimmung der Zeit, sie folgte dem Zuge des Geistes, den ich schon andeutete, und sie enthielt wenigstens die Ansätze einer Weiterbildung. Ihr Hauptverdienst ist allerdings nicht die Hege und Pflege der neuen Keime und Kräfte, sondern die Auflösung der alten Schablone. Aber auch die gelang diesen Stürmern nicht so sehr aus dem neuen Geiste heraus und in seinem Sinne, sondern fast nur in Äußerlichkeiten; über den wahren Charakter dieses Neuen waren sie überhaupt zumeist noch im Unklaren.

Der Naturalismus spukte auch hier in der Form des Sozialismus, in Armeleut- und Dirnenpoesien. Zu einer künstlerischen Gestaltung aus neuen Problemen heraus reichte es indes nicht, am meisten noch, wenn auch mit durchweg konventionellen Mitteln, bei Arno Holz. Bei anderen mußte der derbe Stoff die mangelnde künstlerische Gestaltungskraft verdecken; oder man versuchte den Anschein des unerhört Neuen dadurch zu erwecken, daß man der alten Form hier ein Stück abbröckelte, dort wieder anflickte ohne inneren Zwang, mit merklicher Mache. Die konventionellen Bildungsdichter, das lyrische Epigonentum, die Gartenlauben- und Butzenscheibenpoesie bekämpfte man, aber mit Worten, nicht mit Taten. Fast alle diese ‚modernen Dichtercharaktere' bewegten sich in eben den ausgetretenen Gleisen weiter. Über den guten Willen zur Neuerung kamen sie kaum hinaus. Daß der alte ‚Singsang sich ausgetutet' (Holz) hatte, fühlte man zwar lebhaft genug; wie an seine Stelle jedoch das Neue treten könne und solle, darüber hegte man nur erst dunkle Ahnungen. Deshalb gehört eine Untersuchung über das spezifisch Moderne in der neueren Lyrik auch noch nicht hierher. — Nur in der impulsiveren Rhythmik Hermann Conradis trat ein wesentliches Element der lyrischen Formwandlung zutage; doch besaß Conradi zu wenig reifen Charakter, es ruhig sich ausgestalten zu lassen, wie er ja selbst später erkannte und bekannte mit Bezug auf die ‚Kommenden', als deren Vorläufer er immerhin allzeit genannt zu werden verdient:

‚Was ich geträumt: sie geben ihm Gestalt —
Ich aber werde bald vergessen . . .'

Gegenüber anderen Beurteilern halte ich daran fest, daß ein wesentlich Neues, soweit es sich um das Formale, nicht um den stofflichen Gehalt handelt, gerade in Conradis Gedichten vorgeahnt liegt, und nicht etwa in Arno Holz' gleichzeitigen Dichtungen, die zwar künstlerisch geschlossener und gehaltlich reifer sind, aber doch noch im Banne konventioneller, wenn auch frisch angepackter Kunstmittel stehen. Erst später, als lyrischer Formzersetzer, gewann Holz Bedeutung für den neuen lyrischen Stil. —

Ebensowenig wirkte Karl Henckell erneuernd, wie sehr er sich auch in neuen Wortbildern und Verskunststückchen versuchte. Auch seine sozialistischen Gedichte verraten keine künstlerische Eigenart, höchstens läßt sich ihnen eine gute Portion Begeisterungsfähigkeit und Gesinnungstüchtigkeit nachrühmen, der sozialistischen Lyrik, wie dann außer Henckell noch Makay, M. R. von Stern und andere sie kultivierten, überhaupt. Henckell gelang es später, seine besondere Eigenart klarer herauszubilden, die nicht in sozialistischer Wortmacherei bestand, sondern im einfach liedmäßigen Ausspruch rein menschlicher Gefühle. Ich sage ‚Ausspruch', denn zum echtlyrischen ‚Ausdruck', zur Gestaltung bringt Henckell es selten. Seine Art ist ein Plaudern, Mitteilen, Erzählen; alles ist mehr nur so gesagt, als ‚gedichtet'. Es herrscht nicht die künstlerische Konzentration, sondern die Diffusion in zu viel ‚Worte' vor. Ihm fehlt der eigentliche ‚schöpferische' Zug, wie sein Freund Conradi richtig bemerkte. Bezeichnenderweise findet sich bei ihm bis in seine jüngsten, reifsten Poesien hinein neben sogenannten ‚Kühnheiten' eine erschreckliche Menge eben jener verpönten Konventionalismen. Seine Gedichte wirken daher selten echtlyrisch suggestiv. Zum Beweise für das nur so Hingesagte diene eine beliebige Strophe aus der neuesten ‚Auswahl': Mein Lied.

> Stand heut am Wasserfalle
> Auf einem Steglein schmal,
> Lauschte dem frischen Schwalle,
> Sah herzerfrischt zu Tal,
> Wo schäumend niederschnellte
> Des Wiesbachs muntre Flut,
> Indes ein Schimmern schwellte
> Des Herbstwalds üppig-bunte Farbenglut.

Das ist gewiß, trotz der verlängerten Schlußzeile, keine neue Lyrik. Doch kommt Henckell hie und da auch einmal echtlyrischen Wirkungen nah, allerdings nicht oft so nah, wie in den folgenden beiden Strophen, denen leider, für Henckells künstlerisches Empfinden bezeichnend, noch zwei überflüssige Strophen folgen:

> Immer, wenn die Tage kommen,
> Wo die Rosen sind erglommen,
> Wo die roten Rosen blühn . . .
>
> Weht ein Hauch von Glücksbegehren
> Mit den schweren, düfteschweren
> Lüften aus dem Gartengrün.

überhaupt, Gesinnungstüchtigkeit war das Rühmenswerteste an diesen Jüngstdeutschen.

Zu den Weckern begeisterten Strebens, das ja nicht nur der künstlerischen Formsache, sondern der allgemeinen kulturellen Erneuerung galt, gehörten vor allen die Gebrüder Hart, auf deren Anregungen vieles in dieser Bewegung zurückzuführen ist, wenngleich auch ihnen im Kampfe um die neue Kunst nicht vergönnt war, in ihren eigenen Dichtungen in formeller Hinsicht besonders neue Errungenschaften zu machen.

Die ganze vormalige ‚lyrische Freischar‘, wie Adalbert von Hanstein diese Sucher nach lyrischem Neuland taufte, schwenkte dann in vieltönigen Begeisterungsrufen zu einem neuen literarischen Messias, zu Detlev von Liliencron, über. Dieses auf den Schild Heben Liliencrons ist durchaus verständlich, war aber grundgedanklich nur wenig folgerichtig. Denn der Erfüller dessen, was all diese ‚Neutöner‘ letzten Zieles erstrebten, war auch er nicht. Wir wenigstens müssen das heute konstatieren. Doch konnte er der damaligen Begeisterung wohl als solcher erscheinen. In Wirklichkeit bewegt sich sein Schaffen durchgängig noch auf der Linie der befehdeten Bildungspoeten. Er gehört nicht in die Reihe der echten und großen deutschen Lyriker des vergangenen Jahrhunderts, zu denen ich neben Goethe und Mörike besonders Martin Greif rechne; in gewissem Sinne rechne ich auch Hebbels beste Lyrik hierhin. Liliencrons dichterische Art zeigt vielmehr deutliche Beziehungen zur schwäbischen Schule — Uhland ausgenommen, der zu den eben genannten Lyrikern zu stellen ist —, dann vor allem zu Lenau, mit dem er besonders die Schärfe der Anschauung in den Naturbildern gemein hat; ebenso zur Geibel-Schule, zu Lingg, Grosse und anderen. Was ihn von letzteren unterscheidet, ist dasselbe, was Theodor Storm, Konrad Ferdinand Meyer, Keller, die Droste als Lyriker von diesen Wortdichtern unterscheidet: die größere natürliche und künstlerische Ursprünglichkeit und Frische, trotzdem auch sie mit dem allgemein konventionellen Formmaterial schaffen. Sie wußten eben der herrschenden Schablone noch individuell bewegteres Leben einzuhauchen. Das macht die Konvention bei ihnen vergessen. Doch möchte ich nicht in einem höheren Maße, als es von Storm und Meyer gilt, von Liliencron gelten lassen, daß er ‚die Schranken der Konvention überall siegreich durchbrach‘ (Bartels, Die Alten und die Jungen). Er stand dem schließlich bis zu orgeldreherischer Monotonie erstarrten rhythmischen Schema überlegen gegenüber und handhabte es mit Freiheit, ja mit Willkür, die letzten Endes oft soviel wie völlige Auflösung bedeutete. Und in dieser Tendenz traf er mit den Jüngstdeutschen zusammen, von denen einer, Arno Holz, dieses Geschäft dann später noch radikaler betreiben sollte, eben weil er sich am meisten im alten Schema befangen fühlte.

Ich will gleich hier eine vorläufige Zwischenbemerkung machen, nämlich, daß ich Hans Benzmann (Moderne deutsche Lyrik, Einleitung) nicht zustimmen kann in der Unterscheidung einer ‚typischen deutschen‘ und ‚individuellen deutschen‘ Kunst, speziell Lyrik, wonach die Art der eben genannten

Lyriker der ‚typischen deutschen' Lyrik zuzuzählen wäre, eine Unterscheidung, die sich gar nicht durchführen läßt, und die den wirklich bestehenden Unterschied nur verwischt. Eher wäre eine Scheidung in elementare und Bildungs-Lyriker angängig; nur daß auch da im Einzelfalle eine genaue Grenze nicht leicht zu ziehen ist, da die genannten Elemente fast stets gemischt erscheinen, doch nie so völlig, daß sich nicht der hervorstechendere Grundzug aufdecken ließe.

Die deutsche Lyrik (das deutsche Volkslied, Goethe, Uhland, Mörike, Hebbel, Greif) ist durchaus individuell, nicht typisierend, sondern individualisierend, im besonderen das Allgemeine darstellend. Ich will hier eine aus der eigenen Schwäche der Bildungspoeten psychologisch leicht erklärbare Tatsache nur andeuten und werde — worauf man bisher kaum Gewicht gelegt hat — weiter unten betonen, daß die Bildungsdichter, vor allem die Geibel- und die allerdings nicht so scharf markierte Rückertschule wesentlich von romanischen Dichtungselementen bewußt oder unbewußt beeinflußt sind, aber auch die in Abhängigkeit von diesen, fast die ganze Hälfte des vorigen Jahrhunderts an der Oberfläche beherrschenden Richtungen, Dichter wie Storm, von dem R. M. Meyer richtig bemerkt: ‚und selbst den Pflegern der reinen Form steht er nicht fern' (wohl auch unter dem später freilich sorgfältig verwischten Einfluß Heines) und als weiteres Beispiel Konrad Ferdinand Meyer (unter direktem Einfluß romanischen Lebens und besonders der Kunst). Es galt also in dem mit den achtziger Jahren beginnenden und noch währenden Entwicklungsprozeß der Lyrik zuerst eben diese Einflüsse zu überwinden durch Ausscheidung des Unverträglichen und gründlichere Absorbation des Assimilationsfähigen. Zu diesem Zwecke mußte man an die Bestrebungen des Sturmes und Dranges (in der Lyrik seit Günther) und der Romantik, sowohl der älteren mit Tieck und Novalis, als auch der jüngeren unter Führung Brentanos, an das deutsche Volkslied und die darin wurzelnden deutschelementaren Lyriker wiederanknüpfen, um den echtdeutschen lyrischen Grundton wiederzugewinnen, der durchaus Ton, charakterisierender Rhythmus ist und die vollste Mannigfaltigkeit und individuelle Schmiegsamkeit besitzt und so vor aller Erstarrung geschützt ist, außer da, wo er, wie durch Heine, verundeutscht wird und schließlich der Monotonie verfällt. Die romanische Poesie ist viel mehr Gebärde, typisierende Plastik, der ja auch die kunstvollen, architektonischen Strophenformen entsprechen, die aber bei einem nicht so sehr für die ‚gefrorene', sondern mehr für die innere lebendige Musik empfänglichen Volke die starre metrische Schablone und die lyrische Pose herbeiführen mußten, wie sie in der Bildungsdichtung bis zur letztlichen Unleidlichkeit sich breit machten.

Bezeichnend ist dann auch, daß schon damals im ersten Liliencron-Jubel Stimmen laut wurden, die nicht auf ihn als den Erfüller einer neuen deutschen Lyrik schwuren, sondern den alten deutschinnigen, gar nicht spreizgebärdigen Ton wieder erlauschten, z. B. in den Gedichten Martin Greifs, bei dem man wesentliche Elemente des erstrebten neuen lyrischen Stils antizipiert fand. Geibel hatte Greif, als dieser ihn 1865 um ein Urteil über

seine noch ungedruckten Gedichte anging, auf den Ofen verwiesen. Er ahnte gewiß nicht, daß dieser Lyriker allmählich den Ruhm all seiner lyrischen Zeitgenossen überflügeln würde.

Einstweilen gehörte natürlich Liliencron noch der Tag und des Tages Krone. Aber auch Storm, Keller, Meyer, Annette von Droste, die ja alle auch auf Liliencron selbst gewirkt hatten, gewannen Einfluß, auch Eichendorff und andere. Von Storm, Meyer und Eichendorff zeigen sich deutliche Spuren in den Gedichten Gustav Falkes. Falke war anfangs noch stark von Liliencron abhängig, zeigte sich aber bald als ganz eigene, selbständige Poetennatur. Er ist innerlich vielleicht feiner, aber auch leichter und nicht so temperamentvoll resonanzkräftig wie Liliencron. Auch er schafft in Abhängigkeit von den Bildungsdichtern. Er hat nicht den echtlyrischen, organischen Blutstrom. Seine Melodik ist oft nicht von innen heraus mit der Anschauung in eins geboren, sondern aufgetragen als Noten zum Text oder umgekehrt, beruht weniger auf der inneren Harmonie der Töne, als auf dem äußeren Zusammenklang der Worte. Seine Klangmalerei hat aber nur selten etwas Störendes. Überhaupt besitzt er ein feines künstlerisches Empfinden, das ihn vor verfehlten Wirkungen bewahrt. Falke scheint ursprünglich mehr Musiker zu sein; er war ja auch eine Zeitlang Musiklehrer. Das scheint mir seine dichterische Sprachbehandlung zu beeinflussen. Ich wenigstens spüre dieses Nichtineinsgeborensein bei Falke häufig; es ist vielfach kein Ineinanderaufgehen, sondern mehr ein Aufeinanderpassen wie Körper und Kleid. Ich muß dies Geschneiderte hier umso stärker betonen, als es mir darauf ankommt, die Grundeigentümlichkeit der deutschen Lyrik nachzuweisen.

Aller wortreiche Überwurf hat nichts Deutsches, er ist uns immer aus der Fremde überkommen und hat stets die volkstümliche Wirkung, die in der seelischen Spannkraft des deutschen Künstlergemüts wurzelt, beeinträchtigt. Man braucht nur an den Marinismus und Gongorismus erinnern. Ich finde, daß die fremden, zumeist romanischen Einflüsse, die die Bildungsdichter in ihrem löblichen, aber oft blinden Übersetzungseifer — bei der Geibel- und Rückertschule unleugbar — uns vermittelten, auf die meisten schaffenden Talente der nachromantischen Zeit bis in unsere Tage hinein ähnlich verwelschend gewirkt und überhaupt das Wesen der deutschen Kunst verdunkelt haben.

Die deutsche Lyrik, die deutsche Kunst überhaupt, löst die phantasievolle Anschauung in seelische Ergriffenheit, den Eindruck in persönlichen Seelenausdruck auf, ist Persönlichkeitskunst; daher die individuelle Mannigfaltigkeit, daher auch die intensivste Konzentration, die Schlichtheit, die möglichste Kürze. Der Romane gibt viel mehr den sinnlichen Eindruck, er ist viel mehr reiner Phantasiekünstler, Formseher, Plastiker. Und gibt er uns sein eigenes Verhältnis zum Gegenstande, so tut er das wiederum nicht unmittelbar, wie der Deutsche, der schlechtweg den Rhythmus der Empfindung zu geben trachtet, sondern mittelbar durch Gebärdensprache; er prägt sein seelisches Ergriffensein körperlich-plastisch aus, zeichnet sich gleichsam selbst als lebhaft bewegten Zu-

schauer, gibt mehr sein Gefühl, seine Gedanken darüber, als sein Aufgehen darin. Der deutsche Künstler vermeidet alles Pathetische, Deklamatorische nach Möglichkeit, es würde ihm die innige Vereinigung von Seele und Sache stören, statt des gemütvollen Ineinander ein wenn auch scheinbar geistvolleres Gegenüber erzeugen. Dieser Unterschied zwischen romanischer und germanischer Art zeigt sich ja auch in der menschlichen Wirklichkeit. Der Romane gestikuliert heftig, legt seinen ganzen Geist in die Gebärden des Hauptes und der Hände, er zeichnet alles in sinnlich lebhaftem Eifer in Gesten oder Gebärdeausdrücken nach, löst sein Schauen in die einzelnen Momente auf, deren wesentlichste ihm dann die typische Gestalt ergeben. Der Germane faßt die Erscheinung mit äußerer Ruhe, kaum daß sein Auge den seelischen Rhythmus verrät; er verhält seine Bewegung, die ganz mit dem Bilde seiner Einbildungskraft verschmilzt, ganz individuelles Erlebnis wird, ganz die innere Spannung auf den äußeren Reiz überträgt. Dort schält ein mehr intellektueller Akt das Wesentliche heraus, hier konzentriert die innere Gemütskraft, die das Wesentliche im Erregungsrhythmus bindet. Den üppigen imposanten Faltenwurf, der dort wesentlich ist und die Plastik nur noch erhöht, verträgt die deutsche Kunst nicht, die deutsche Lyrik erst recht nicht.

Bei Konrad F. Meyer spielt wohl ein inneres Verwandtschaftsverhältnis zum Romanischen mit; seine Sprache und seine Rhythmik hat dessen merkliche Eigenheiten. Je mehr aber z. B. Falke von den Bildungsdichtern und ihrem Wortgepräng sich freimacht und etwa Eichendorff sich nähert, um so deutlicher treten die Merkmale deutscher Kunst auch bei ihm hervor, um so wirkungsvoller empfinde ich seine von Haus aus grunddeutsche und gesunde Poesie, eine Poesie voll der Heimeligkeit und seelischen Vertieftheit des deutschen Familienlebens, ohne jede behäbige Philisterhaftigkeit, reich jedoch an liebenswürdigem, köstlichem Humor. In Falkes neuem Buche: ‚Frohe Fracht', das mehr Balladisches als eigentlich Lyrisches enthält, hat mich das folgende ‚Gebet', in dem die tiefe Kindesseele des Deutschen liegt, wie sie aus Falkes Blauaugen leuchtet, eigen tief ergriffen:

Sieh, ich hab mich tief erniedrigt,
Willst du mich nicht wieder heben,
Mir noch einmal wieder Flügel
Nach der hellen Heimat geben?

Wenn ich meines Kindes Scheitel
Je in Schmach versunken wüßte,
Griff ich weinend seine Locken,
Daß ich sie verzeihend küßte.

Willst du nicht ein gleiches tun
Und mich als dein Kind erkennen?
Willst du?
Ach, schon fühl' durch meine Scham ich
Deine Liebe brennen.

Ich empfinde nur das ‚Willst du?' in der letzten Strophe als störend und überflüssig. Unter den Balladen des Buches sind die schwankartigen die besten.

Otto Julius Bierbaum ist ebenfalls Liliencronschüler. Später hat er dann noch die verschiedenartigsten Einflüsse erlebt und verarbeitet. Das ist sein Charakteristikum: er ist mehr Anempfinder, als selbstschöpferischer Poet. Er ist nicht ohne eigene Gemütstiefen, aber ihre Wasser fließen meist nur über, wenn sie von fremden, häufig musikalischen Einflüssen genährt und gehoben werden; sonst verflacht er leicht in eine allerdings nicht unverträgliche Philisterhaftigkeit. So hat er zur eigenen Stärkung an den gemütvollen Claudius, auch an das Volkslied und den jungen Goethe wiederangeknüpft und überhaupt manche Formelemente wiederfinden helfen, die den neuen lyrischen Stil mitbestimmen. Sein jüngstes Gedichtbuch: ‚Maultrommel und Flöte' verrät, daß der Born eigenen dichterischen Empfindens in ihm allmählich versiegt. Ähnliches läßt sich von Otto Erich Hartleben, von Richard Schaukal und von manchem der Jüngeren sagen, bei denen die konventionelle Form teils schon ganz aufgelöst erscheint oder sich bis in die letzten Möglichkeiten und Formraffinessen zuspitzt. Sie zeigen sich vielfach beeinflußt von den französischen Symbolisten, die sich von der deutschen Lyrik manches Wesentliche zu eigen gemacht hatten und so, besonders Paul Verlaine, auf die Fortentwicklung der neuen deutschen Lyrik fördernd zurückwirkten.

Von Liliencron zweigt auch eine schwächlichere Dichtergruppe ab, die der ‚reinen Stimmungs'-Poeten. Man nennt sie vorzüglich auch die Anempfinder, Eklektiker. Jacobowski, Karl Busse, Anna Ritter, Paul Remer, Bulcke und andere gehören hieher. Sie haben von Liliencron gelernt, ihre ‚Stimmungen' realistischer zu verbrämen. Sie dichten weniger aus dem Leben, als aus der Literatur, aus dem vorhandenen Schatz der Poesie heraus. Es ist eine bläßliche Nachblüte, die sich da zeigt. Wer die Romantiker liebt und das tiefere Wesen ihrer Kunst und Kunstbemühung erfaßt hat, kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn er sieht, wie man gerade diese Richtung der ‚Sehnsüchtler' neuerdings vielfach als ‚Neuromantik' ausruft. Es ist immer nur der Widerschein von untergegangenen Sonnen. Ich muß da immer an die einsame Wolke in Martin Greifs wundervollem Gedicht denken:

Sonne warf den letzten Schein
Müd im Niedersinken,
Eine Wolke nur allein
Schien ihr nachzuwinken.

Lange sie wie sehnend hing
Ferne den Genossen,
Als die Sonne unterging,
War auch sie zerflossen.

Wie diese Wolke zur Sonne, so verhalten sie sich zu dem Urlicht oder zu den einzelnen großen und kleinen Sonnen der deutschen Lyrik. Sie alle

haben einige sogenannte ‚schöne' Gedichte, die roten Abendwölkchen wohl vergleichbar sind. Aber es ist in der Hauptsache doch nur der Sonnenabglanz, der diese Gedichte schön macht. Ihr Eigenes ist doch nur das grau-eintönige Gewand und die eintönige resignierende Sehnsucht, die vollends unleidlich wird, wenn sie in eine räsonierende umschlägt. Es ist etwas allzu Jünglinghaftes darin. Es ist mehr ein unbestimmtes Schwärmen, als ein eigen starkes männliches Welterfassen. Das ästhetische Moment gewinnt allzusehr vor dem ethischen die Oberhand (Vergl. Goethe: ‚Ein Wort für junge Dichter'). Die Gefahr des Dilettantismus liegt denn auch überall nahe. Dieser Dilettantismus tritt sofort ans Licht, wenn der fremde Abglanz als eigene Größe ausgemünzt werden soll. Wo sie eine Welt zu gestalten vermeinen, geben sie meist leere Worte, Reflexionen übelster Art. Von der Stärke der Intuition, von der Kraft genialen Schauens und großgestaltenden Erfassens, die etwas von dem um aller Dinge Wesenheit wissenden Blicke des Weltenschöpfers selbst hat, sind sie ziemlich unberührt.

Eigenartiger als diese Dichter ist eine Reihe jüngerer Poeten: Benzmann, Morgenstern, Scholz, Busse Palma und andere. Alle diese aber stehen nicht mehr so stark unter Liliencrons Einfluß, sondern haben inzwischen die verschiedensten Einwirkungen erfahren, die sie zum großen Teil in Richard Dehmel konzentriert fanden. Mit ihnen nähern wir uns dem neuen lyrischen Stil, an ihnen können wir die allmähliche Ausbildung verfolgen.

‚Neuer lyrischer Stil' — zu zeigen, worin nun dieser neue Stil besteht, ist eine äußerst komplizierte Arbeit. Der Versuch sei dennoch gewagt. Es darf uns schon befriedigen, wenn wir einige wesentliche Merkmale dieses ‚Neuen' auffinden.

Zu unserer eigenen Beruhigung setzen wir an die Spitze der Untersuchung den überall, wo man es mit ‚Neuem' zu tun hat, probaten Satz: ‚Das Wahre war schon längst gefunden' —, und haben damit bereits ein gut Stück unserer Arbeit verrichtet.

Freilich, Arno Holz glaubte auch diesmal etwas absolut Neues entdeckt zu haben, wie er Jahre zuvor mit Johannes Schlaf den konsequenten Naturalismus entdeckt hatte, als er (1898) den ‚lyrischen Depeschenstil' verkündete und mit zwei Heften seiner ‚Phantasus'-Gedichte seine neue Meisterschaft darin erwies. Was wollte Holz eigentlich? Er bekennt: ‚Eine Lyrik, die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet, und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt'. Was Holz hier meint, ist offenbar das, was man anders den ‚immanenten Rhythmus' nennt. Und die ‚Musik der Worte als Selbstzweck' ist wohl das, was ich bei Falke als den äußeren Klang der Worte kennzeichnete. Gegen diese ‚Musik der Worte', gegen die konventionelle Reim- und Strophenbehandlung, gegen das metrische Schema lehnte sich sein künstlerisches Empfinden auf: ‚Durch jede Strophe, auch die schönste, klingt, sobald sie wiederholt wird, ein geheimer Leierkasten. Und dieser Leierkasten ist es,

der endlich aus unserer Lyrik heraus muß.‘ Diese Leierkastenmelodie, die die jeweils besondere ursprüngliche Melodie erstickte, wollte er also beseitigen und jene ursprüngliche Melodie freimachen, den Rhythmus geben, ‚der nur noch durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt‘. Dieses Streben ist nur zu natürlich und eben darum gar nicht neu. Hätte Holz es konsequent in die Tat umgesetzt, so hätte er nur getan, was alle echten deutschen Dichter seit je getan haben, nämlich: nach dem Gesetz des immanenten Rhythmus stilisiert, ob mit oder ohne Reim und feste Strophenform, wäre ganz gleichgültig gewesen. Das aber tat Holz seltsamerweise nicht; er gab nicht den immanenten Rhythmus von Anfang bis zu Ende, er gab durchweg nur willkürliche Stücke daraus, er gab ihn nicht lückenlos, sondern zerstückt und somit nicht die ganze, die volle runde Stimmung, sondern lauter einzelne Stimmungsmomente. So entstanden natürlich keine Gedichte, sondern nur einzelne Impressionen, die erst in ihrer Geschlossenheit und durch das Ineinanderverbundensein zu einem seelischen Gesamtausdruck mittels des ursprünglichen Empfindungsrhythmus zum organischen Kunstwerk geworden wären. Wo dies geschah, war denn auch erreicht, was Holz erreichen wollte, z. B. in dem folgenden Gedichte, das den Rhythmus der seelischen Empfindung ungebrochen wiedergibt:

Über die Welt hin ziehen die Wolken.
Grün durch die Wälder
fließt ihr Licht.
Herz, vergiß!

In stiller Sonne
webt linderndster Zauber,
unter wehenden Blumen blüht tausend Trost.
Vergiß! Vergiß!

Aus fernem Grunde pfeift, horch, ein Vogel . .
Er singt sein Lied.
Das Lied vom Glück!

Das ist Poesie, echte Poesie, und jeder wird fühlen, daß der bindende Zauber in dem individuell bestimmten Rhythmus liegt, der sich zur melodischen Einheit zusammenschließt. Ein neues Stilgesetz war das jedoch im Grunde nicht, sondern ein ewig altes, das auch in der lebenden Natur wirksam ist; neu aber war es gegenüber dem erstarrten Rhythmenschema, das damals herrschenden Zwang ausübte. Damals ja schon nicht mehr so ganz allgemein, denn auf vielerlei verschiedenen Wegen hatten selbständigere Lyriker bewußt oder unbewußt im Schaffensdrange dieses rhythmische Gesetz wiederentdeckt. Unter anderen scheint mir Ferdinand Avenarius in seinen Dichtungen ursprünglich diesen Weg verfolgt zu haben. Auch in Liliencron, Falke und all den anderen, die noch teilweise im Bann der traditionellen Form standen, war im Grunde ein wesentlich gleiches Streben lebendig, und man spürt diesen Drang nach individuell charakterisierendem Rhythmus deutlich durch.

Damit aber der Leierton vollkommen verschwände, mußte wohl erst die vollständige Zersetzung eintreten, aus der dann ein neuer Zusammenschluß gewonnen werden konnte. Bei dieser Auflösung traten all jene Unnatürlichkeiten der akademischen Formsprache, wie falsche Wortstellung, Flickworte und dergleichen ‚poetische Lizenzen' ans Licht; der Anschluß an die gesunde Prosa stäubte diese Motten gründlich aus. Die Anregung, die die Grashalme Walt Whitmans und etwa auch Dichtungen wie die ‚Serres chaudes' Maeterlincks auf diese Zellenzersetzung ausgeübt haben, sei hier angemerkt. Die ‚Serres chaudes' betonen aber bereits das musikalische Element, das die einzelnen Impressionen und Visionen verknüpft, und stehen in naher Beziehung zu den französischen Symbolisten, deren Bedeutung für die neuere deutsche Lyrik ich hier noch kurz näher charakterisieren will. Bei diesen Symbolisten sind deutsche Einflüsse unverkennbar.

> De la musique avant toute chose.
>
> Car nous voulons la nuance encor,
> Pas la couleur, rien que la nuance!
> Oh! la nuance seule fiance
> Le rêve au rêve et la flûte au cor! . .
>
> Et tout le reste est littérature.

Diese Verse Verlaines aus seiner ‚Art poétique' dürfen wohl als Beweis dafür gelten. Seine eigene Lyrik zeigt die Verwandtschaft mit der deutschen Lyrik noch deutlicher. Seine Nachfolger übertrieben natürlich das Prinzip zum Teil bis ins äußerste; es war ihnen eben etwas Fremdes, nicht eingeboren, wie bei Verlaine, dem deutsches Blut beigemischt war. Sie suchten das Heil schließlich nur noch in der musikalischen Unbestimmtheit, in der willkürlichen Komposition von Worttönen, in der sinnlosen Gruppierung der Worte zu Klangwerten, ohne den anschaulichen Gehalt der Worte zu berücksichtigen. Ihnen brachten denn auch nur vereinzelte junge deutsche oder undeutsche Schwärmer Sympathie entgegen. Verlaine aber lehrte manchen deutschen Poeten sich auf die deutsche Urart, wie ich sie bei der Würdigung Falkes verständlich zu machen suchte, rückbesinnen und die Schwächen der deutschen Bildungsdichter erkennen.

Daß bei dem lyrischen Kristallisationsprozeß, in dem der Rhythmus der seelischen Empfindung mit der Anschauung zu einer organischen Einheit von Seele und Leib verschmilzt, die Stellung, vielmehr das äußere und zugleich innere Verhältnis der Worte zu einander wirklich das Lebensproblem des Gedichtes ist, wird wohl jedem Einsichtigeren klar werden, wenn er sich daraufhin einmal das vorhin zitierte Gedicht Martin Greifs näher ansehen will. Daß da alle schmückenden Beiworte, alle Gebärdensprache ein störendes Zuviel wäre, läßt den ganzen Unterschied zwischen elementarer und Bildungsdichtung mit eins erkennen. Hier bei der lyrischen Art Martin Greifs hätten die deutschen Lyriker wieder einsetzen müssen. Doch kann man im allgemeinen

nicht sagen, daß die Anregungen der französischen und belgischen Symbolisten, da ein spezifisch Deutsches ihre Kunst mitbestimmte, nachteilig gewirkt hätten. Nur liegt in ihrer Übertreibung, die Anschauung als **rein** musikalisches Element zu werten, natürlich wieder eine Gefahr, die einem sehr lebhaft zur Empfindung kommt, wenn man mit der durch und durch gesunden Wirkung des Greifschen Gedichtes etwa die des folgenden von W. von Scholz vergleicht:

Der Wanderer.

Schwermütig wächst mein Frieden
in Herbst und Einsamkeit.
Mein Weg zur Dämmerzeit
vergraut wie abgeschieden.

Ich fühle mich Gestalt
und Wesen tief vertauschen;
wildfremde Schritte rauschen
durchs Blattgewirr im Wald.

Still geh ich, schattenlos
im Grau, als wandle sich
der lange Weg in mich,
auf dem ich wurde groß.

Daß ich der Wandrer bin,
der diesen Weg gegangen,
sind Worte, die verklangen,
und haben keinen Sinn.

Der sonderbar schwermütige, mehr auf musikalischer als anschaulicher Wirkung beruhende Reiz des Gedichtes darf uns nicht abhalten, das zugrundeliegende Prinzip in mehr als ausnahmsweiser Geltung für die deutsche Lyrik abzulehnen. Erfreulicherweise sind es meist Ausnahmen. Nur Richard Dehmel stützt sich etwas häufig darauf, wenn sein konvulsives Empfinden die Anschauung nicht zu versinnbildlichen vermag. Bei Scholz finden sich daneben so Seele und Leib vergegenwärtigende Gedichte wie dieses, das an Goethe und Greif gemahnt:

Rückschau.

Immer neue Landschaft will
um den raschen Schritt sich runden.
Tal um Tal ist schnell entschwunden,
blaue Berge ziehen still.

In des Wanderns Wälderflut
tauch ich von den Höhen nieder;
doch aus Waldestiefen wieder
lockt ein Gipfel Sonnenglut.

Stand ich dort auf fernem Stein?
Trümmer der verlassenen Runde,
Trümmer der vergangenen Stunde
ragen jenseits noch herein.

Der merklich beabsichtigte symbolische Abschluß hätte sich vielleicht noch ungezwungen natürlicher gestalten lassen. Auch da läßt sich von Greif z. B. viel lernen.

Die Übertreibung der französischen Symbolisten ist auch das Mittel der Kunst Alfred Momberts, Max Dauthendeys und anderer Ihresgleichen; doch ist in ihnen allerlei volkstümliches Empfinden rege, am meisten bei Dauthendey, der allerdings in lyrischem Unsinn — wie Mombert in ‚kosmischem Empfinden' — nebenher Beträchtliches leistet.

Die Amseln haben Sonne getrunken,
Aus allen Gärten strahlen die Lieder,
In allen Herzen nisten die Amseln,
Und alle Herzen werden zu Gärten
Und blühen wieder.

Rembrandt del.

Die Landschaft mit dem Kahn.

Rembrandt del.

Der Kanal mit den Schwänen.

Nun wachsen der Erde die großen Flügel,
Und allen Träumen neues Gefieder,
Alle Menschen werden wie Vögel
Und bauen Nester im Blauen.

Nun sprechen Bäume im grünen Gedränge,
Und rauschen Gesänge zur hohen Sonne . . .

Dauthendey.

Die zeitweilige Überschätzung solcher Talente hat vielleicht auch ihr Gutes. Es stecken rein technisch bewertet und auch sonst viel Feinheiten in ihren Gebilden. Sie helfen durch ihre emsige Arbeit die neuen Anschauungswerte verarbeiten und die alten konservieren. Das, besonders dieser letztgenannte Konservatismus, der sich ja auch in äußerster Exklusivität ausprägt, ist meines Erachtens auch der hauptsächliche, gar nicht zu unterschätzende Wert der modernen Artisten, deren Häupter Stefan George und Hugo von Hofmannsthal sind. In Stefan Georges Lyrik lebt übrigens ein ursprünglich auf das Konzentrische gerichtetes Empfinden. Doch hat das Malerische und Figürliche, die undeutsche Gebärdensprache allmählich die Oberhand gewonnen. Hofmannsthal vor allem geht oft ganz darin auf.

Alle diese ‚Manieren' haben einen gewissen Zusammenschluß in Richard Dehmel gefunden, den man darum wohl auch als Repräsentanten der lyrischen Bestrebungen der beiden letzten Jahrzehnte gelten lassen darf, womit nur diese Tatsache, nicht eine absolute Wertschätzung und unbedingte Anerkennung Dehmels ausgesprochen werden soll, sondern nur seine zeitgeschichtliche Bedeutung. Dehmel hat auch das Gesetz des immanenten Rhythmus — er nennt es den ‚Rhythmus der gemeisterten Ergriffenheit' — am konsequentesten befolgt und es durch seinen Einfluß bei den meisten neueren Lyrikern wieder wirksam gemacht. Dies gilt mir als seine vorzüglichste Tat, die ja freilich nicht nur sein Werk ist, sondern die Mitwirkung des Zeitgeistes und der mitschaffenden Künstler voraussetzt und durch sie wohltuend ergänzt wird. Dehmel ist übrigens an sich nur selten Erfüllung, Form und Gehalt gebärden sich durchweg noch zwiespältig. Er weist mit seinem Schaffen in eine bedeutendere Zukunft, besonders in seinem Streben nach Überwindung des schrankenlosen Individualismus, unter dessen Zeichen er in die dichterische Arena eintrat. Es war die Zeit, als Nietzsches Philosophie — auch seine Lyrik hat stark eingewirkt — in die größere Allgemeinheit einzudringen begann. Les extrêmes se touchent. Der starre Dogmatismus des Materialismus mußte notwendigerweise in das Gegenteil umschlagen und in der Kunst einen Subjektivismus erzeugen, der das Persönlichkeitsprinzip, die freie Selbstbestimmung, ebenso einseitig übertrieb und das persönliche Erlebnis in der Dichtung schließlich in den reinmusikalischen Fluß der Empfindung aufzulösen drohte.

Die neuen Ergebnisse, die dieser neue Geist zu verarbeiten hatte, habe ich gleich anfangs hervorgehoben als ein innigeres Verhältnis zur Natur und als tieferen Befund der eigenen und der Mitseele. Wie die Anschauungs-

weise durch die klärende naturwissenschaftliche und philosophische Forschung, durch Technik und Verkehrswesen verändert wurde, darüber ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Wie sich die Naturanschauung eigener, lebendiger gestaltete, läßt sich schon in Kleinigkeiten verfolgen. Besonders trat eine ungeheure Differenzierung der Anschauung ein. Wo früher ein: ‚Der Abend kommt —‘ seine Wirkung getan hatte, wurden jetzt die einzelnen sukzessiven Eindrücke gegeben oder doch in der Komplexvorstellung, im Gesamteindruck die ‚Stimmung‘ erregenden Momente deutlicher hervorgehoben. ‚Der Wald rauscht‘ sagte den meisten nichts mehr, aber:

> Über den Wipfeln Hin- und Wiederschweben,
> Wie's Atem holt und voller wogt und braust
> Und weiterzieht —
> und stille wird —
> und saust.
>
> Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
> Hoch droben steht ein ernster Ton,
> Dem lauschten tausend Jahre schon
> Und werden tausend Jahre lauschen . . .
> Und immer dieses starke, donnerdunkle Rauschen.
>
> Peter Hille, Vom fünfzigjährigen Baum.

Das könnte scheinen, als ob die deutsche Lyrik nur geschwätziger geworden sei!

Alles Allegorische, Vergleichmäßige wurde verpönt. Eine Rose bedeutet nicht etwa dies oder das, nein, sie ist; es kommt darauf an, ihre Eigenseele zu fassen, ihr nichts anzudichten, sondern sie zu dichten. Dann ist sie ein lebendiges Symbol: Goethe! Ja, beim Altmeister ging man in die Schule. Aber man fühlte sich ihm doch um etliches überlegen: man wollte der Naturseele doch näher gekommen sein. Es war ja die Allseele (Pantheismus, Monismus). Dehmel ist auch da das Orakel:

> So, Kind, erlebt dein Herz im dürrsten Baum,
> was ihm wohl oder wehe tut;
> nur leiser, ferner, nicht so nah dem Blut.

Ein andermal mahnt aber auch er hochweise vor allzu großer Gemeinschaft mit diesen Seelen:

> Aber weißt du: steig lieber nicht weiter hinunter
> in diese Welt der einfachen Seelen —
> sonst möchte dir Eins an ihrem Gottglück fehlen:
> sie gehn nicht auf darin, sie gehn drin unter —
> unwissend! — Ja: Gottlob: nicht Einen Tag
> wärst du im Stande, zwischen diesen Viehern
> dich auszuleben — oder sag:
> möchtest du Tiere zu Erziehern?

O, tiefe Weisheit! ‚Zwei Menschen lachen‘, sagt Dehmel vorsichtig schnell hinterher. Wir aber erinnern uns: das Wahre war schon längst gefunden.

Dieser etwas negativ ausgefallene Beweis für die Güte der neuen Naturanschauungsweise will darüber ganz gewiß nicht die wirklichen neuen Werte — das ‚neu' natürlich relativ — verachten und geringschätzen lehren. Diese hier im einzelnen zu untersuchen, kann aber meine Aufgabe nicht sein. Es kam mir bei diesem Versuch eines kurzen Überblicks über den Gang und gegenwärtigen Stand der modernen lyrischen Kunst nicht auf eine möglichst erschöpfende Übersicht in Namen und Daten, auf Wiederholung allgemein bekannter Details, vielmehr auf Aufdeckung des treibenden Prinzips und der wirkenden Faktoren, auf Klarstellung des Zusammenhangs im Allgemeinen an.

Die sprachschöpferische Kraft der modernen Dichtung ist hoch zu werten, doch darf man den Wert und die Zahl wirklich organischer Neubildungen nicht überschätzen. Wertvoll vor allem sind die Bereicherungen aus den einzelnen Mundarten. Die Zeit aber, wo jeder sich für einen Geisteskrösus hielt, der ein neues Adjektiv zum Wort gefunden oder gar ein Neuwort verbrochen hatte, ist vorüber.

Im Ernst: die Menschen von heute haben ein inniges Verhältnis zur Natur gewonnen. Es ist nicht mehr die obligate Schönfärberei, es ist ein frisches Genießen der Natur.

Die übertriebene Geistreichigkeit in Ansehung der Natur, das Hineingeheimnissen von Wissenselementen, der symbolistische Überschwang, der anfangs den reichen Fluß der Empfindung noch trübte, ist bald abgesunken. Der sentimentalische Beigeschmack rührte hauptsächlich davon her. Man ersah sehr bald den ganzen Unterschied zwischen einer solchen Allbeseelung und der naiven Naturbeseelung des Kindes und jugendlicher Völker im Märchen. Man beschränkte sich mit Goethe darauf, die Gesetzmäßigkeit der Natur in ihrer anschaulichen Wirkung als sinnfällige Schönheit zu empfinden, die dadurch nichts von ihrem symbolischen Wert verlor, sondern an Reinheit und Tiefe gewann, nicht nur für die Kunst, sondern, was mehr oder gleich gilt, für's Leben gewann.

Reicher und vielseitiger noch hat sich das menschliche Verhältnis gestaltet. Zunächst das zur eigenen Persönlichkeit. Selten noch hat sich solch ehrliches Ringen um eine gesunde Lebensauffassung in der Fülle gezeigt, wie in der neuen Weltanschauungslyrik und ein so sehnliches Trachten nach religiöser Grundlage. Der Most mußte sich so wild gebärden, um klarer Wein zu werden. Schon jetzt kann man aus der individuellen Vielstimmigkeit die einheitliche Symphonie heraushören. Statt da zu schmähen und nichts als Irrwahn zu sehen, greife lieber jeder selbsttätig nach Vermögen ins Werk, um zu fördern, was es Förderns wertes enthält. In wie vielen tritt da eine Läuterung und Vertiefung der Persönlichkeit zutage, die natürlich, naturnotwendig sofort auf die Mitseele als Liebe einwirkt. Wie nahe steht Dehmels Wort von ‚dem Allumschlingenden grundloser Güte' — abgesehen von der monistischen Färbung seiner Weltanschauung — der christlichen Grundidee. Es zieht sich ein starker Strom christlichen, sozialen Mitgefühls, das die

Brutalität einer mißverstandenen Herrenmoral rasch überwand, durch die gegenwärtige Dichtung. In der Frage nach der Stellung zum Weibe hat sich allerdings zuviel des Häßlichen ans Licht gewagt. Es hätte sicher mit viel mehr Wahrheit und Offenheit geschehen können und ohne alle Hinterhältigkeiten und Brutalitäten. Aber eine Klärung hat die Frage entschieden erfahren. Dazu hat das selbständige Eindringen weiblicher Talente in die Probleme vielleicht das meiste beigetragen.

All das also spiegelt sich in der modernen Lyrik wieder, ist der innere Gehalt dieser Lyrik. Das künstlerisch Wertvolle, Bleibende daraus wird man einstweilen nicht sehr hoch anschlagen. Denn man kann sich der Ansicht nicht verschließen, daß vieles doch erst gärende Unreife ist. Ins Volk, ich meine die gesunde Allgemeinheit unseres Volkes, wird es schon seiner allzugroßen Subjektivität wegen nicht eindringen können, denn die Allgemeinheit lehnt alle aufdringliche Weisheit, alles zu Bewußte mit gesundem Instinkt ab. Das Volk spürt die Einseitigkeit, die Unfertigkeit dieser Darbietungen. Es trägt, wenn auch ungeklärt, ein bereits viel abgeschlosseneres, vollkommeneres Abbild im Schoße seiner Seele, und nur die, die ihm einst in idealer Größe dies sein Abbild zeigen und es so zur klaren Erkenntnis seiner selbst und der Welt führen, wird es krönen. Alles unzeitig titaneske Gebaren gibt es der Lächerlichkeit preis. So ist das Volk in seiner Allgemeinheit der Guten und Besten der kompetenteste Kunstrichter. Deshalb wird es einstweilen auch noch lieber am bewährten Alten festhalten, an den Dichtern, die diesen Neueren vorgearbeitet und besonders an anschaulichen Werten ihnen ein selten reichhaltiges Material geliefert haben. Das Verdienst dieser Neueren aber wird die Überwindung der Schablone, die Neubegründung des individualistischen Schaffensprinzips, die Kunst als Ausdruck inneren Erlebens nach dem Gesetze des immanenten Rhythmus bleiben, des Prinzips der deutschen Kunst seit je, das nur zeitweise verdunkelt ward. In diese geschmeidige Form, die, wie wir sahen, bis hart an die Grenze musikalischer Unbestimmtheit zu gehen wagen kann, wird sich der ganze Gehalt, das reiche seelische Erleben der Zeit verdichten; darin wird sich auch das brauchbare Fremde, dessen schädlichen Einfluß ich vielleicht etwas übertreiben mußte, um die Grundforderung des Deutschen herauszuarbeiten, zu organischer Einheit mit dem Deutscheigentümlichen verbinden lassen. Die reinen Lyriker werden es zwar nicht sein, die diese Aufgabe großen Stils bewältigen werden. Dafür ist die reine Lyrik ein zu enges Gefäß. Noch weniger aber werden es so konvulsiv gärende problematische Naturen vom Schlage Dehmels sein.

R. M. Meyer gibt dem Schlußkapitel seiner Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhundert die Etikette: Konzentration. Er hat recht: eine Konzentration bahnt sich allmählich an. Aus einer solchen Konzentration, die heute erst schwer zu erringen ist, heraus werden die großen dichterischen Kunstwerke entstehen, wie ich eingangs bereits bemerkte. Die Zeit ruft bereits danach. Und bald hier bald da taucht ein neuer Messias auf. Es können

aber wohl noch Jahrzehnte vergehen bis zu seiner Ankunft. Er wird seine Jugend haben, aber kaum ein eigentlicher Stürmer und Dränger sein wie auch Goethe keiner war. Die große Kunst erfordert eine nicht wie Rohr im Winde wankende Überlegenheit und eine geschlossene, in sich ruhende und aus sich heraus zum Ganzen sich entwickelnde Persönlichkeit, die etwas Selbstverständliches tut, indem sie schafft, der aber alles bewußte Getue ferne ist. Sie wird die vielerlei Manieren, die Reichhaltigkeit der Ausdrucksmittel zu einem einheitlichen Stil, dessen Wesenheit der Dichter selbst ist, in sich vereinigen. Ein solcher Dichter wird z. B. ähnlich charakterisieren, wenn der Moment es fordert, wie R. M. Rilke, der bei einem Gespräche in der Dämmerung etwa sagt: es entsteht eine große Stille um ein kleines Ja. Aber er wird nicht gewollt stilisieren und sich in solchen Einzelheiten bis zur Manier übertreiben, er wird sein natürlich künstlerisches Empfinden ohne Affektation walten lassen.

Und welche Form er wählen wird? Den Roman? In ihm wird er sein Höchstes schwerlich geben. Im Epos? Er wird Versuche wie Spittelers ‚Olympischer Frühling' und Dehmels ‚Zwei Menschen', die ein interessantes Vergleichsobjekt wären, nicht unbeachtet lassen. Eine Gesamtdarstellung der Zeit in ihrem faustischen Drange wird sich jedoch wohl nur im Drama voll verwirklichen lassen. Und dabei wird er sich die ganze anschauliche Kraft und besonders die rhythmische Geschmeidigkeit und dynamische Wucht, wie die neuere Lyrik im Wiederanschluß an die deutsche Tradition sie entwickelt hat, gewiß zu eigen machen, also nach dem Gesetz, das wir für die deutsche Lyrik, für die deutsche Kunst überhaupt aufgezeigt haben, gestalten. Denn das Lyrische in diesem Sinne, im festen Verhältnis zum Innersachlichen natürlich, ist das Fundamentale auch im Drama und bestimmt von innen heraus dessen architektonischen Aufbau, wie ich auch der Ansicht bin, daß dadurch die Ballade wieder über den pomphaften Eklektizismus eines Börries v. Münchhausen hinaus zu einer Neubelebung von innen heraus gelangen wird, wofür mir weniger die subjektivistischen Versuche eines Dehmel und anderer, als die das lyrische Einzelerlebnis und dessen Erlebniswiedergabe, unter Berücksichtigung der dichtenden Volksseele, zum menschlichen Gesamterlebnis erhebende dichterisch starke Intuition einer Handel-Mazzetti ein Beweis ist, deren ‚Deutsches Recht' mir das Köstlichste ist, das ich seit langem an Dichtung miterlebt habe.

In der Epoche der seelischen Befreiung und Stärkung des Weibes könnte, wer weiß, vielleicht ein weiblicher Dichter die Erfüllung der Zeit sein?

Kleine Bausteine

# Heinrich Reifferscheid als Radierer.

Wir mögen einem Gemälde gern die Natur glauben, die es darstellt; denn hier erkennen wir ihre farbige Gegenständlichkeit wieder. Wir sehen das Leuchten der Sonne und fühlen in den verschwimmenden Farbenflecken die flimmernde Atmosphäre. Wie mag hiergegen die farblose Radierung aufkommen? Sie hat als einziges Mittel die dünne, dürre Linie. Wo der Pinsel mit einigen Strichen die grüne Wiese hervorzaubert, da müßte die Nadel Strichlein an Strichlein setzen und würde doch nur eine schwarze struppige Öde hervorbringen können. Und wie will sie die ganze Fülle eines gesegneten Stückes Land, meilenweite Gegenden mit allem natürlichen Wachstum und menschlichen Dazutun, wie will sie näherhin den ganz bestimmten Charakter irgendeiner deutschen Landschaft, der mehr empfunden als gesehen wird, wie will sie schließlich die Stimmungen der Seele, die in der wechselnden Atmosphäre der Landschaft ihren Ausdruck erkennen, darstellen? Die im Duft verschwimmende Ferne, die grünen sprossenden Felder, die vielfarbigen fröhlichen Sommertage und die grauen melancholischen Wintertage leihen dem Gemälde ihre Farbenstufen. Die Radierung aber hat immer nur das eine Mittel, ihre kleinen Linien und Striche. Höchstens daß sie in einer Anhäufung zu toniger Tiefe die Möglichkeit flächiger, schattiger Kontraste erhält, die der strenge Radierer aber nicht einmal sucht.

Gerade in der Beschränktheit der Mittel liegt die Freiheit der Phantasie und der Reichtum des Ausdrucks bei der Radierung. Sie bannt den Sinn nicht durch das ganze Bild in jedem Teile farbig fest, sondern läßt ihm innerhalb des Liniengewirrs alle Freude des Suchens und Findens, alle Lust des Selbstschaffens. Sie versucht nicht etwa erst, die Wiese nachzustricheln. Da streift das Auge ungehindert zwanzig bis dreißig Meter weit kreuz und quer im Vordergrund über Wiesen und Äcker, sieht Furchen und Raine, Wege mit Grassäumen, Bäume und Häuser, Täler und Höhen und Flußläufe und im Hintergrund steigende und fallende Hügelzüge. Macht es nun diesen Weg wieder zurück und beschaut sich die Mittel, die es hin und hergeführt haben, so findet es nur ganz wenige längere oder kürzere Strichelchen, gekrümmte und gekrauste Linien, unschwer zu zählen. Ein Fußbreit Wiesenboden hat deren mehr als diese kilometerweite Fläche. Es betrachtet die Büsche und Bäume näher und findet, daß auch hier gar nicht der Versuch gemacht ist, ein Baumblatt, ein Nadelbüschchen abzubilden. Aber doch kennt es die

Bäume und empfindet, wie der muschelige Laub- oder stachelige Nadelcharakter getroffen ist. Der Blick verliert sich in meilenweite Fernen bis zu den Höhensäumen des Horizonts oder er folgt den hochhinschwebenden Wölkchen und vertieft sich in den weiten Himmelsraum, und wenn er dann sucht, was ihn so mächtig in die Ferne zieht, oder was ihn das Himmelsgewölbe so hochgespannt erscheinen und die Wolken als Segler der Lüfte darin schwimmend empfinden läßt, so kann er nur die verschiedene Stärke der Linien, ihre Lage und Krümmung und ihr gegenseitiges Verhältnis als Grund dieses ganzen Natureindrucks erspähen. Nicht daß der Betrachter mit dieser Entdeckung eine schöne Täuschung überwunden hätte. Je mehr er sich in die Linienzüge versenkt, die Aufgabe jedes einzelnen sich deutet, um so größer wird sein Genuß, umso sicherer seine Anschauung und um so gelöster seine Phantasie. An jede Linienfurche spinnt sich ein Traum an und lockt ihn fort, hinein in die Landschaft, hinüber über den fernschimmernden Horizont und hinaus in die unermeßliche Himmelsweite. Und wenn er dann den starr gewordenen Blick losreißt und scharf auf die Fläche heftet, so mag er kritisch feststellen, daß er hinter einem Flecken vielleicht ganz leeren weißen Papiers die Unendlichkeit gesehen hat. Ein paar Linien haben eine ganze Phantasiewelt eingegrenzt und unterbaut. Das aber ist die Kunst und die Technik der Radierung. Sie arbeitet sozusagen negativ. Die Strichelchen sind nur hintergrabene, geistig abstrahierte Fundamente der sich von ihnen abhebenden Natur. Die Gräserhalme und Bäume sind nicht in ihrer vollen Struktur, sondern in den charakteristischen Schatten, Hintergründen, Tiefen wiedergegeben, Wiesen und Felder nur in abstrakten Linien umrissen, aus denen sie organisch herausquellen. Von diesen in das Kupfer geätzten und gezeichneten und vom Papier aus den Ritzen gesogenen Linien hebt sich alles Positive um so reicher und lebendiger ab, je einfacher und charakteristischer die Risse und Umrisse sind, je weniger sie sich als kalligraphischer Selbstzweck geben. So auch bei Rembrandt, wie die beiden kleinen Radierungen als Beispiele zeigen. Dieses Verschmähen alles äußerlich Organischen, das bei rein geistigem Inhalt zum reinen Phantasieausdruck wird, ist die Eigenart der Radierung. So übt sie Reifferscheid. Und während wir die Gesetze seines Schaffens suchen, wirren sich die langen Gräser wieder flockig und raschelnd durcheinander, wiegen sich die Halme im Winde, die Baumkronen buschen sich, die Wolken entschweben in die Ferne und nehmen den Blick mit hinweg über die schimmernden Höhen. Eine wunderbare farbige, leuchtende Welt entsteht aus dem Nichts. Und der Blick hat sein kritisches Spähen wieder vergessen und ist eingetaucht in das weite, breite Land, um Seelisches zu finden und die Persönlichkeit des Künstlers zu ergründen, der ihm hier eine reiche Schöpfung in karge Linien gefaßt hat.

Denn es handelt sich beim Kupferstich nicht um technische Bravourstücke, besonders nicht bei der Radierung, der leicht beweglichen Nadelschöpfung, die künstlerische Einfälle und Bekenntnisse mit subjektiver Willkür zu Papier bringen läßt, und am wenigsten bei Reifferscheid, der ein reiches dichterisches

Leben, ein ganzes deutsches Gemüt in seinen radierten Blättern offenbart. Reifferscheid verschmäht alle graphische Fertigkeit als Selbstzweck, zu der heute bei der Vormacht des Kunstgewerbes, der Vorliebe für das Material und der Betonung der Darstellungsweise eine gewisse Neigung besteht. Andererseits holt er aber aus der Radierung alle darstellerischen Möglichkeiten heraus gerade dadurch, daß er sich auf die geringsten Mittel beschränkt. Und dabei gibt er nicht bloß das kalt Gegenständliche, sondern erfüllt die Landschaft, weitet sie räumlich aus und beseelt sie mit Luft und Licht.

In den ‚Heuschobern', einem seiner letzten Blätter, ist die ganze Umgebung der Haufen mit wenigen vereinzelten Strichen angedeutet. Die Haufen selber sind als dunkle, plumpe Massen stärker hingesetzt. Ganz rückwärts ziehen dünne Linien als Horizont vorüber. Dabei sehen wir die öden, abgeernteten Felder in einer Schneedecke eingebettet daliegen. Nur einige geknickte Halme hier und da lagern obenher. Eng und einsam hocken die Heuschober beisammen, in sich versunken, belastet vom Schnee, der besonders rechts vom schrägen Dach herglänzt. Weit hinten gehen die Hügel vorbei, kein Weg führt zu ihnen. Winterlich kalt und abgeschlossen liegt das Feld, über das sich ein grauer, fröstelnder Himmel spannt.

Auch spärlich, aber anders, härter und kontrastreicher sind die Striche in dem ‚Winterlichen Feld'. Auch hier ein grauer Himmel, aber durchsichtiger und, wie an dem Hause deutlich sichtbar, wärmer. Er läßt die schwarzen Baumstämme unvermittelt von dem weißen Schneeboden abstehen und die Erdfurchen heraustreten. Ein stiller tauiger Winternachmittag.

Im Sommer werden die Linien nicht zahlreicher, nur wie es die Wirkung braucht. Fein und vielfach stufen sie sich ab im ‚Uferweg'. Klare Schatten fallen vor die Häuser und über die Böschung. Weit liegt der Hintergrund und doch freundlich nahe, weil vielvermittelt. Die Landschaft sonnt sich in dem Lichte eines freundlich warmen Sommertags.

Windbewegte Räumigkeit weitet sich über der ‚Landstraße'; eine klare Luft, ein scharf schattendes Licht geben einen hellsichtigen Eindruck wie vor Regen, dem die Wölkchenstreifen voraufziehen. Es ist eine frühe Schwüle, die im Blute prickelt, und der am Nachmittag ein Gewitter folgt.

Auf zweierlei Art werden Reifferscheids Radierungen wirksam; durch die schlichte, sich selbst vortragende Gegenständlichkeit, die auf alles Zuviel an Beschreibung verzichtet, und durch die feinfühlige Beobachtung der Atmosphäre, die der Landschaft die wechselnden Gesichter, die Ausdrücke seelischer Stimmungen gibt. Aus beidem entsteht die organische Welt, zu der ihm jeder Naturausschnitt wird, und schließlich das charakteristische deutsche Landschaftsbild, wie das schwäbische Hügelland in seinem Blatte ‚An Eduard Mörike' oder die westfälische Ebene in der Widmung an ‚Annette von Droste-Hülshoff'. Reifferscheid enthält sich jedes willkürlichen Stilisierens. Treu und ehrlich bildet er alles Wesentliche nach. Auf der Radierung an Annette breiten sich im Vordergrund behäbig und solide die fruchtbaren Äckergründe hin. Wiesen

schließen sich an; Wege, Raine und Buschzeilen laufen hin und her und lenken ins Feld hinein zu den Bäumen und baumumhegten Siedelungen, wo sich das Heimatgefühl in der nährenden Scholle festankert. Dann ergeht sich der Blick von dem bäuerlichen Gehege weg mit festlicher Freude über das reiche Land zur Stadt, die er schnell rechts liegen läßt, um immer schneller über die grünen und goldenen Ebenen zu den Hügeln zu eilen und in ungezügeltem Drange in die Ferne zu schweifen. Bei aller Freude am Kleinen und Vielen hat die künstlerische Raumbildung etwas Großes und Befreiendes. Der schräg herabdrückende Wolkenzug hält das Auge zunächst im Vordergrund fest, um es dann um so freier weitergleiten zu lassen, links schneller, aber zunächst durch stärkere Massen aufgehalten, die den Hintergrund heranziehen, aber verbergen, rechts langsamer, weil vielfacher durch die den Horizont zurückdrängenden Linien beschäftigt. So schwingt der Sinn zwischen den Bildteilen hin und her und vor und zurück.

Wie die Landschaft organisch in den Jahren und Jahreszeiten des natürlichen Wuchses und durch menschliche Arbeit und Besiedelung geworden ist, so nimmt Reifferscheid sie hin. Sie wird von selber schön und sinnvoll in ihrer harmonischen Abwechslung von freiem Wachstum, menschlichem Fleiß und kultureller Verdichtung. Der Künstler gibt keine Phantasiegebilde von Landschaften. Er stilisiert nicht bedeutungsvolle romantische Gebärden hinein, schnörkelt nicht launisch in ihr herum. Auf der sachlichen Grundlage erwachsen ihm die charaktervollen und die poetisch lyrischen Wirkungen. Der Charakter einer Gegend ist nicht mit den wißbaren Merkmalen auszudrücken, daß etwa die Kunst sich mühen müßte, allbekannte und in Büchern beschriebene Sehenswürdigkeiten darzustellen. Er ist für den Künstler nicht wißbar, sondern fühlbar. Er liegt in der Luft, in den Stimmungen der Atmosphäre. Indem er diese schildert, gibt er der Landschaft den subjektiven seelischen Ausdruck. Die der Moderne hiefür eigene Feinfühligkeit ist bei Reifferscheid besonders fein und, weil stets sachlich begründet, wahr und überzeugend. Das geringste Fleckchen ist im Gemüt vertieft. Um die ‚Heuschober‘ lagert eine fröstelnde Einsamkeit, über das ‚winterliche Feld‘ geht zag ein stilles Regen wie eine Ahnung der Zeit des Knospens. Ein unruhiges Blut wandert über die ‚Landstraße‘, die Augen in die Höhen und Weiten schickend, die Nase schnubbernd im Morgenwind, rastlos wie ein Vogel, der vor dem Gewitter die Luft durchkreuzt.

Reifferscheid hat in einigen Blättern die besonderen Stimmungen des Unwetters ausprobiert. Still verhalten liegt die weite Ebene, vorn hat sich ein Wolkenknäuel herangewälzt bis zu dem Berge, der sie beherrscht. Rußige Schwärze gleist von der Wolke herunter. Spitzige, lanzenartige Gräser, schwarzdüstere Bäume und Erdfurchen in harten eckigen Formen starren aus den grellweißen Feldern. Die Wege eilen jäh gekrümmt hinein. Ein Regenschauer geht strähnig über dem Berge nieder. Man denkt an Rembrandts ‚Landschaft mit den drei Bäumen‘, nur daß bei Reifferscheid das Gegenständliche noch überwiegt.

Von solchen Sturmlandschaften aus fühlen wir uns noch weiter in das Bild ‚An Annette Droste-Hülshoff‘ ein. Wie die ‚Landstraße‘ verliert auch dieses bei längerem Betrachten die stille Heiterkeit. Eine Wolkenbank mit schweren in den heißen Tag schauernden Schatten schiebt sich über die Äcker herein und taucht die Garben in bängliches Dunkel. Fahlgelb erblassend leuchtet der noch bestandene Acker heraus. Ein düsterer Schleier scheint sich über das freudeglänzende Antlitz der erntegesegneten Landschaft zu legen, Gedanken an Schnitter und Tod. Ein heimtückischer Wind will sich bedrohlich aufmachen, die vielen stillen Gehege fangen an, sich zu kräuseln und durcheinanderzulaufen wie ängstliche Küchlein. Diese lyrisch-dramatische Szene, die sich aus der episch gebreiteten westfälischen Landschaft erhebt, durfte Reifferscheid Annette von Droste-Hülshoff widmen. Das heiter Versonnene, wie das glutig Verhaltene und das elementar Leidenschaftliche ist ihre Natur.

Der Künstler hat sich nicht dem Dichter unterworfen, nicht dichterische Worte illustriert. Er fühlt nicht nach, sondern kommt aus der gleichen Empfindung heraus zur gleichen Anschauung. Die Natur und ihr atmosphärischer Ausdruck sind die Trägerinnen. Anders hat er sie bei Mörike als bei der Droste gestaltet und anders bei Stifter. In der Radierung ‚An Eduard Mörike‘ ist es die schwäbische Hügellandschaft, die mehr idyllisch begrenzt als dramatisch weitet. Der Blick dringt nicht über ferne Horizonte ins Weltweite, sondern wiegt sich in den Wellenlinien leuchtender Hügel und sonniger Talmulden. In der abendlichen Klarheit ist jeder Schatten von zahlreichen Sonnenfünkchen aufgehellt. Buschig und wellig steht das Laubwerk, wohlig gebadet in einer wasserklar klitzernden Luft. Bei der Radierung ‚An Adalbert Stifter‘ ist der Hochwald als Motiv verwertet in einfachen, starken und vollen Linien. Stifters Kunst bleibt auch von der breiten Straße weg, ergeht sie aber in einer mehr romantischen Natur. Aber eine Schönheit ist in ihr und eine idyllische Größe wie Tannenrauschen oder ein starker Orgelton. Gemeinsam ist diesen Dichtern allen und Reifferscheid dazu die deutsche Naturinnigkeit.

Das ist Reifferscheids künstlerische Persönlichkeit. Mit sachlicher Sorgfalt gibt er die Natur wieder, darin ist er mit Leibl und den modernen malerischen Bestrebungen eines Sinnes. Darin ist er auch mit Rembrandt eins, dem großen Meister innerlicher Schönheit, der mit so viel Selbstlosigkeit so viel seelischen Gehalt zu geben wußte. Auch Reifferscheid arbeitet mit den gleichen sparsamen Mitteln einer voll ausgenützten, geistig verarbeiteten Technik. Selbständig hat er sie sich entwickelt wie Liebermann, der ihn in der Bravour der Nadelführung allerdings übertrifft. Aber Reifferscheid bringt die Anhänglichkeit an das Kleine und Feine mit wie die Empfindung für erhabene Größe. Er steht nicht vor der Natur mit technischen Triumphgefühlen, sondern mit seelischer Ergriffenheit. Seine sachliche Naturschilderung bewahrt ihn auch vor philosophischen Tendenzen, wie sie Klinger im Bunde mit einer oft modellhaft genauen Arbeitsweise pflegt. Schließlich ist es Reifferscheid nicht gegeben, in kraftvoll herben Linien zu typisieren wie Böhle, der mit stärkerem Willen in die Natur eine

objektivere, wuchtige Schönheit hineinsieht. Er ist auch nicht so sonderlich rassig wie der Schweizer Welti. Er hat aber seine ausgesprochene Eigenart, eine stille Gefühlsnatur, die sich doch mit dramatischem Temperament zu einer stark verhaltenen Innerlichkeit verbindet. Reifferscheid ist ein deutscher Dichter, der sich mit der Natur eins fühlt und ihr seine Seele leiht. Damit wird ihm die Staffage Nebensache und selbst in den radierten Porträten ist ihm die Gestalt und ihre äußere Form weniger wichtig als die seelische Gestimmtheit.

Heinrich Reifferscheid ist am 3. Januar 1872 in Breslau geboren und bildete sich nach kurzem Aufenthalte auf den Akademien von Berlin und München an den Werken alter und neuer Meister. Als Radierer ist er ein Schüler Peter Halms. Gegenwärtig lebt er unten am Rhein. Als Maler hat ihn das Interieur ,Abendessen' mit den feinen Lichtern in der Seemannschen Reproduktion der ,Meister der Farbe' allgemein bekannt gemacht.

Konrad Weiß.

---

# Richard Strauß' ,Elektra'.

Als vor einigen Jahren Oskar Wildes ,Salome' in der Vertonung Richard Straußens erschien, erlebten wir das seit Wagners Tod beinahe vergessene Schauspiel des Welterfolges einer deutschen Oper. Diese Tatsache, die sich durch keine gegnerischen ästhetischen Verdammungsurteile wegdisputieren ließ, mußte die Erwartung auf das seit langem verheißene neue dramatische Werk des Künstlers von vornherein sensationell stimmen. Im Januar dieses Jahres ist nun mit der Uraufführung der ,Elektra' das große Ereignis zur Tat geworden. Die Aufnahme, die die Novität seither auf einigen der bedeutendsten Bühnen, insbesondere in München und Berlin gefunden hat, lassen erwarten, daß sein allgemeiner Erfolg nicht geringer als der der ,Salome' sein werde.

Welche Stellung Strauß dereinst in der Musikgeschichte einnehmen wird, können wir heute natürlich nicht wissen. Ob er wirklich der neue Großmeister ist, als der er vielfach gefeiert wird, muß die Zukunft lehren; allein die enorme Bedeutung, die der Straußschen Kunst von der Gegenwart tatsächlich zuerkannt wird, begründet für uns Mitlebende jedenfalls die Verpflichtung, uns über diese künstlerische Erscheinung Rechenschaft zu geben, so gut wir es vermögen. Nur müssen wir uns stets bewußt bleiben, daß alle in dieser Hinsicht gefällten Urteile durchaus subjektiver Natur sind und sein müssen. Die schroffen Meinungsverschiedenheiten, die dabei zutage treten — sie haben der ,Elektra' gegenüber bereits mit nicht minderer Schärfe eingesetzt als seinerzeit bei der ,Salome' — dürfen uns darum nicht beirren. Wer ,recht hat', darüber wird die Geschichte entscheiden; wir müssen nur bestrebt sein, über die unsere Anschauung stützenden Gründe uns klar zu werden. Von diesem Standpunkt aus möchten die folgenden Ausführungen betrachtet sein. Im übrigen ist das heftige Für und Wider in der Beurteilung der Straußschen Werke nicht das schlechteste Zeichen für ihre künstlerische Be-

deutung; denn über wertlose Modeprodukte — das lehrt die tausendjährige Geschichte unserer Kunst — hat es nie ernstliche Meinungsdifferenzen gegeben.

Wie bei der ‚Salome', so hat Richard Strauß auch bei der ‚Elektra' ein Erzeugnis der modernen Schauspielbühne seiner Muse verschwistert. Die bekannte Hofmannsthalsche Dichtung bietet der Oper die textliche Grundlage. Die formgewandte Kunst der modernen Tonsetzer vermag der dramatischen Stoffe auch ohne opernhafte Zurichtung mächtig zu werden. Man denke nur an die Maeterlinck Opern der Franzosen Debussy und Dukas. Nur einige energische Kürzungen mußte Strauß an Hofmannsthals Text vornehmen, um das Ganze bei der Verbreiterung, die die musikalische Behandlung notwendig mit sich bringt, nicht einen die Fähigkeiten des Darstellers und Hörers überschreitenden Umfang annehmen zu lassen.

Von Hofmannsthals Elektradichtung braucht hier nicht weiter die Rede zu sein. Sie — und damit der Inhalt der Oper — darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Mag man über den ästhetischen Gehalt dieser grausigen Tragödie, die an Stelle des ethischen Moments der antiken Sage die nackten sinnlichen Triebe als Leitstern erkoren hat und in der, um mit der Titelheldin zu reden, ‚Purpurgezelte aufgerichtet sind vom Dunst des Blutes', denken wie man will: eminente Bühnenwirksamkeit wird man ihr nicht absprechen können; Straußens Kunst aber ist ihrem ganzen Wesen nach wie wenige angetan, diesen aufgepeitschten Orgien zügellosester Leidenschaft — an sich zweifellos ein äußerst ‚dankbarer' musikalischer Vorwurf — das tönende Relief zu geben. — Was meinem Empfinden nach die Musik von Strauß ganz besonders charakteristisch auszeichnet, ist ihr eminent dramatischer Charakter. Der Stil der ‚Salome' und in gesteigertem Maße der der ‚Elektra' stellt sich als konsequenteste Weiterbildung der von den großen Musikdramatikern aller Zeiten vertretenen Idee dar, daß die Musik nicht selbständig zu wirken, sondern lediglich dem dramatischen Ausdruck zu dienen habe. Ich meine, daß die Verwirklichung dieser Idee seit Wagner keinem Künstler mit gleicher Vollkommenheit wie Strauß glückte. Das sichert seinen Werken auch die verhältnismäßig ‚leichte Verständlichkeit'. Die Musik der ‚Elektra' ist so ganz aus dem Geiste der Dichtung heraus erfunden und gestaltet, daß dem Hörer die ungeheure Kompliziertheit der musikalischen Konzeption überhaupt kaum zum Bewußtsein kommt, und er nur die dichterischen Stimmungen, aber unendlich vertieft und verstärkt durch die Gewalt der Musik erlebt. Von diesem dramatischen Gesichtspunkt aus allein ist Strauß' Musik, sowohl ihrer ästhetischen wie ihrer technischen Seite nach zu verstehen. Namentlich darf man die einzelnen musikalischen Elemente nicht getrennt betrachten; eines erklärt sich nur aus dem Wesen des anderen. Die Harmonik z. B., deren Anblick im Klavierauszug mit ihrem alle ‚Regeln', alle Natürlichkeit hintansetzenden Gebaren aufs höchste befremdet, nimmt im farbenschillernden Orchester im Zusammenhang mit der dramatischen Handlung ein ganz anderes Gesicht an. Richard Wagner hat in einem Brief an Uhlig

einmal erklärt, man dürfe seine Harmonik nie getrennt von der Instrumentation betrachten. Dies gilt in noch gesteigerterem Maße für die komplizierteren Verhältnisse bei Strauß. Durch die Instrumentation wirken die tollsten Kumulationen von Akkorden und Tönen entweder als koloristisch abgetönte Schattierungen einfacher Grundharmonien, oder aber die Absicht des Komponisten geht überhaupt nur auf Erzielung eines charakterisierenden musikalischen Geräusches. Dabei handelt es sich oft um äußere Tonmalerei, wie etwa bei der grausigen Realistik, mit der Elektras Graben nach dem verscharrten Mordbeil geschildert ist, manchmal aber auch um Zeichnung innerer Situationen. Die grellen Quintenfolgen, die schauderhaften Kakophonien:

u. dgl.

durch die wir in der Klytemnästraszene die Seelenqualen der mörderischen Buhlerin gewissermaßen physisch mitfühlen.... ‚Das ist keine Musik mehr', heißt es? Nun, eine musikalische Wirkung ist damit auch nicht bezweckt! ‚Wenn ich eine Oper schreibe, suche ich in erster Linie zu vergessen, daß ich Musiker bin', hat Gluck vor hundertfünfzig Jahren gesagt. Der dramatische Eindruck ist das allein Maßgebende, und daß der gerade bei den ‚musikalisch unmöglichen' Stellen der Elektra oft ein gewaltiger ist, läßt sich, meine ich, nicht in Abrede stellen.

Einer der am häufigsten gegen Strauß erhobenen Vorwürfe ist der des Mangels an eigentlicher thematischer Erfindung. Diesen Mangel glaubte man in der ‚Elektra' gegenüber der ‚Salome' sogar noch gesteigert wahrnehmen zu müssen. Nun, ich meine einem Künstler gegenüber, der eine von ohrenfällig volkstümlicher Melodik so geradezu überquellende Partitur, wie ‚Feuersnot' geschaffen hat, sollte man mit derartigen Urteilen doch etwas vorsichtiger sein und sich fragen, ob denn nicht diese angebliche ‚Erfindungslosigkeit' vielleicht ein gewolltes Stilmerkmal ist. Die Musik der ‚Elektra' ist bis ins kleinste Detail leitmotivisch gearbeitet. Man kann einige fünfundvierzig Motive zählen, aus denen der sinfonisch-orchestrale Teppich des Ganzen gewebt ist. Prüft man diese Gebilde im einzelnen, wie etwa

oder

so machen sie teilweise allerdings einen äußerst unbedeutenden Eindruck. Ist aber das Motiv:

, aus dem Beethoven den ersten Satz seiner genialen C-moll-Sinfonie entwickelt hat, an sich genommen, bedeutender? Sind die meist nur aus einfachen Akkordzerlegungen wie: bestehenden Hauptmotive von Wagners Nibelungenring bedeutender? Sicher nicht. Es kommt eben überhaupt viel weniger auf das motivische Urmaterial an, als darauf, was der Komponist daraus zu machen weiß. Sonst hätte ja die gewaltige Variationenliteratur, in deren Rahmen so manches erstklassige Meisterwerk eines Bach, Beethoven, Brahms usw. fällt, überhaupt keinen künstlerischen Wert, weil hier der Komponist von vorneherein auf eigene Erfindung des Hauptthemas verzichtete und fremde Melodien seiner Schöpfung zugrunde legt. Gewiß ist das oben mitgeteilte Oktavenmotiv, das in der ‚Elektra' als Tonsymbol von Agamemnons rächend aufsteigendem Geist erscheint, äußerst simpel. Welch erschütternd wuchtige Steigerungen weiß aber Strauß damit z. B. am Schluß von Elektras erstem Monolog zu erzielen, welch leidenschaftlichen Ausdruck nimmt die schlichte Tonfolge in der Mordszene an. Oder wie packend wirkt das zweite Sechzehntelmotiv, wenn es in der Klythemnästraszene die gleißnerischen Reden, mit denen Elektra ihre verbrecherische Mutter betört, begleitet und in unheimlich atemraubendem Geflüster fortwährend das ganze Orchester durchzieht. Wie man solchen Momenten gegenüber von ‚Mangel an Erfindung' sprechen kann, verstehe ich nicht. Wenn öfters tatsächlich die Thematik minder scharf in die Erscheinung tritt, so liegt das in der Betonung des koloristischen Elements; von der Farbenpracht des Orchesters wird die motivische Zeichnung übertönt. Strauß erhebt vielfach das Orchesterkolorit als solches zum alleinigen dramatischen Ausdrucksmittel. Es ist das dasselbe Gestaltungsprinzip, das z. B. Wagner im ‚Waldweben' oder im ‚Feuerzauber' verfolgt hat, nur in ausgedehnterer und bis in die äußersten Konsequenzen verfolgter Anwendung. Es ist also ein gewolltes Stilmerkmal von Straußens Kunst, das, wie ich meine, durch die Wirkung gerechtfertigt wird. Der uferlose Tonstrom, der im Orchester losbricht, wenn Elektra mit einem jähen Aufschrei dem totgeglaubten und unverhofft zurückkehrenden Orest zu Füßen stürzt, erzielt meinem Empfinden nach eine Situationswirkung, wie sie packender in anderer musikalischer Gestaltungsweise sich nicht denken ließe.

In allen seinen Werken hat es Strauß verstanden, diesen rücksichtslosen Eruptionen weichere lyrische Episoden an die Seite zu setzen und dadurch das Ganze mit wirkungsvollen Kontrasten auszustatten. Auch in der Elektra fehlen sie nicht, namentlich die Partie der Chrysothemis ist reich daran. Diese musikalischen Kontraste sind hier umso wertvoller, als es dem Drama als solchem an Abwechslung entschieden fehlt. Hier gelangt der Komponist dann auch

zu breiterer melodischer Linienführung, wie sie etwa das folgende, edel schöne Thema der Agamemnonskinder repräsentiert:

Langsam.

Ist das etwa ‚Mangel an Erfindung'? An Gewähltheit des melodischen Ausdrucks überragen diese Lyrismen die entsprechenden Teile der Salomemusik sogar noch. Salomes schwungvoller Schlußgesang, Jochanaans pompöses Bibelpathos wirken anfangs sicherlich auch faszinierend; allein bei näherem Zusehen fällt dabei doch ein gewisser Mangel an Vornehmheit der Erfindung, ein Streben nach ‚dankbaren Wirkungen' um jeden Preis störend auf. Die seelische Vertiefung, die demgegenüber die entsprechenden Teile der ‚Elektra' bringen, erscheinen mir als der vielleicht bedeutendste Fortschritt des neuen Werkes. Daß es dabei ein paar Mal nicht ohne auffällige Tristan-Reminiszenzen abgeht, hat nichts weiter zu besagen; dem Einfluß des Größten kann sich auch der Große nicht ganz entziehen.

Man hat viel von einer ‚Übertrumpfung' der ‚Salome' durch die ‚Elektra' gesprochen; davon kann in Wahrheit keine Rede sein. Es wäre auch eine wenig würdige Aufgabe für einen ernststrebenden Künstler, seine eigenen Werke äußerlich ‚übertrumpfen' zu wollen. Ob in der ‚Elektra' einige Orchesterstimmen mehr besetzt sind, ob die harmonischen und instrumentalen

Kühnheiten etwas gehäufter erscheinen, ist schließlich gleichgültig. Der Stil beider Werke ist trotzdem identisch, nur daß er, wie angedeutet, in dem neuen Werk noch gereifter und vertiefter erscheint. Gewaltig, wie stets bei Strauß, wirkt der große Zug des Ganzen. Die kontinuierliche Steigerung, mit der sich dieses aufbaut, eignet auch den einzelnen Szenen. Wie wirkungsvoll ist beispielsweise gleich der wilde visionäre Triumph, zu dem sich Elektras erster Monolog aufschwingt, wie packend die aus bleischwerer Ruhe heranwachsende Leidenschaft der Klythemnästraszene. Nur einmal stagniert der dramatische Fluß: in der viel zu breit geratenen und die mit Spannung erwartete Katastrophe hinauszögernden Szene des Orest, die denn auch trotz ihrer reichen musikalischen Schönheiten — koloristisch gehört sie teilweise mit zum Wunderbarsten, was Strauß geschaffen hat — in der Wirkung entschieden abfällt. Eminent reich ist auch die Ausgestaltung des Details. Hier hat man nun freilich manchmal den peinlichen Eindruck, daß nicht die künstlerische Inspiration, sondern die technische Mache vorherrscht. Namentlich die zahllosen kleinen Tonmalereien erschienen oft recht äußerlich. Neu ist dieser Stil nicht; die Neigung, auch die nebensächlichsten dazu Anlaß gebenden Textworte mit kleinen Tonmalereien zu begleiten, war schon der italienischen Oper des 17. und 18. Jahrhunderts eigen: ein Erbe des alten Madrigals aus dem 16. Jahrhundert. Die nivellierenden Tendenzen der Klassikerzeit beseitigten das, die Romantiker griffen aber wieder darauf zurück und von ihnen übernahmen es die Modernen. Die übertriebene Verwendung, die Strauß davon macht, ist sicher künstlerisch nicht vorteilhaft, wenn sich dabei auch das Können des Tonsetzers oft in glänzendstem Lichte zeigt. Allein der großartigen Wirkung des Ganzen kann das verkünstelte Detail sicherlich keinen Eintrag tun, und der Gesamteindruck ist doch das für die Einschätzung eines Kunstwerkes allein Maßgebende.

Dr. Eugen Schmitz.

# Kritik

## Epilog zur ‚Armsünderin'.

So wäre denn der Roman glücklich zu Ende geführt, ohne daß wir wie in früheren Fällen genötigt gewesen, die Wirkung auf die Leser mit polemischen Auseinandersetzungen zu stören. Um so mehr scheint es jetzt am Platze, auf einige Einwendungen, die man privat und öffentlich in jüngster Zeit dagegen erhoben zu antworten und unsere eigene Auffassung darzulegen.

Daß der Roman von einzelnen ärgerlich empfunden würde, haben wir vorausgesehen. Wo dies der Fall ist, weil man sich darauf versteift, in ‚Hochland' ein Unterhaltungsblatt für die Familie ohne Unterschied der Mitglieder zu sehen, müssen wir jede Diskussion ablehnen. Man könnte doch allgemach begriffen haben, daß es innerhalb des Geisteslebens auch noch andere Aufgaben für eine Revue geben muß, als für hausgerechte Familienlektüre zu sorgen. Auch liegt uns jede Auseinandersetzung mit denjenigen fern, die den Roman ohne jede Unterscheidung bald als einen ‚naturalistischen', bald als einen ‚realistischen' verurteilen, weil der Dichter nicht Menschen und Dinge darstellen solle, wie sie sind, sondern wie sie sein sollen. Die Naivität dieser Auffassung erledigt sich von selbst.

Anders steht es um die Anklagen wegen sittlichen, sozialen und persönlichen Ärgernisses.

Nehmen wir den Haupteinwand, der uns am schwersten trifft, vorweg; schließt er doch die Anklage gegen uns ein, in bezug auf das, was wir unsern Lesern in moralischer Hinsicht bieten, entweder laxen Auffassungen zu huldigen oder die Tragweite der Darbietungen nicht zu übersehen.

Der Roman soll in sittlicher Hinsicht ernste Bedenken erregen: einmal in seinem ganzen Vorwurf, dann durch die Tatsache, daß er literarisch einem zu weitgehenden Realismus huldigt, und endlich durch einzelne anschauliche Schilderungen bedenklicher Vorgänge.

Prüfen wir den Tatbestand in der Reihenfolge dieser Beschwerden!

* * *

Eine, wie man allgemein zugibt, höchst talentvolle katholische Schriftstellerin hat sich die Aufgabe gestellt, zu erzählen, wie ein armes Weib infolge mangelhafter Erziehung, heißen Blutes und der Gewissenlosigkeit eines reichen Bauernburschen als Uneheliche Mutter wird; wie es dann diesen Fehltritt weit über seine Schuld büßen muß und sowohl hierdurch als durch die Art, in der es sein schweres Schicksal trägt und an ihm zugrunde geht, die Teilnahme aller ehrlichen und gütevollen Herzen findet.

Man wird nicht behaupten wollen, dieser Vorwurf sei unmoralisch, noch dichterischer Behandlung unwürdig. Er wurzelt so tief in menschlicher Erfahrung und schließt in seinem Ausgang objektiv wie subjektiv eine solche Anerkennung des

sittlichen Gesetzes ein, daß es nicht weiter verwunderlich ist, ihn bei fast allen Dichtern in irgend einer Form einmal wiederkehren zu sehen. Hier ist also nichts, worüber es einer Rechtfertigung bedürfte, und es kann somit alle Beschwerde sich nur auf die Art und Weise beziehen, wie dieser Stoff im einzelnen behandelt ist.

Nanny Lambrecht steht in dem Roman ‚Armsünderin' auf dem Boden eines konsequenten dichterischen Realismus. Indem man diesen, wie in Zuschriften von geistlicher Seite an die Redaktion geschehen, mit der katholischen Geistesrichtung als unverträglich erklärt, indem man, wie öffentlich geschehen, ihn zum Teil für die sittliche bezw. unsittliche Wirkung ihres Romans verantwortlich macht, handelt es sich zunächst nicht darum, was ein solcher Realismus für die Dichtung überhaupt bedeutet, noch welche besondere Berechtigung er in unserer Zeit und bei dem gegenwärtigen Stand unserer literarischen Entwicklung hat, sondern die Frage ist vielmehr die, ob es einer Schriftstellerin, die sich wie Nanny Lambrecht zu den Grundsätzen der christlichen Moral und zur katholischen Kirche bekennt, überhaupt möglich sein kann, diese ihrer persönlichen Art nun einmal entsprechende Erzählungsform unter der Voraussetzung einer weltkundigen, ernsten und reifen Leserwelt ohne inneren Widerspruch anzuwenden. So und nicht anders kann die Frage lauten, und nur auf Grund dieser Fragestellung werden wir zu einer Verständigung gelangen können, die sowohl der ehrlichen Gesinnung der Autorin als auch unserm Verhalten in dieser Sache gerecht wird.

Die Dichterin geht von der Wirklichkeit, und zwar von ganz konkreten Lebenstatsachen aus. Örtlichkeit, Sitte und Sprache sind die des Hunsrücks. Das hat seinen guten Grund. Ein Konflikt wie der vorliegende kann nur in einer bäuerlichen Umwelt möglich werden. Und nicht einmal in jeder. Es müssen ganz besondere Voraussetzungen dazu gegeben sein, und es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß erst diese Voraussetzungen, unter welchen in unserm Fall die Einrichtung der Armsünderbank in der Kirche die greifbarste ist, für die dichterische Phantasie zum Ausgangspunkt für alles weitere wurden. Ob eine solche oder ähnliche Geschichte sich auf dem Hunsrück je zugetragen hat, spielt für uns gar keine Rolle. Indem diese Einrichtung der Armsünderbank einmal dort bestand, vielleicht auch rudimentär noch besteht, indem dort wie auch wohl anderwärts in der Nähe von Bauerndörfern Ansiedelungen halbnomadisierender Familienverbände — in unserm Fall von Kesselflickern — anzutreffen sind, und diese mit den landsässigen Bauern stets auf halbem Kriegsfuß leben, fehlt an wesentlichen äußeren Bedingungen für einen solchen Konflikt nichts, und alles weitere ergibt sich nun logisch und psychologisch aus den sozialen und allgemeinen moralischen Verhältnissen und Stammeseigentümlichkeiten. Es gibt Gegenden, wo eine Einrichtung, wie die Armsünderbank in der Kirche, eine volkspsychologische Unmöglichkeit wäre. Überall da, wo sie besteht, läßt sie jedoch einen Rückschluß zu auf eine gewisse starre und herbe Charakteranlage, welcher, wenn Religion in Betracht kommt, viel mehr ein puritanischer Protestantismus als der Katholizismus entsprechend wäre. Nun aber sind diese Bauern tatsächlich katholisch, und damit ist ein komplizierendes Element gegeben. Wie verträgt sich die Religion der reinsten Liebe und des höchsten Mitleids mit allen Armen, Schwachen und Sündern mit Zuständen, die, aus Stammeseigentümlichkeiten erwachsen, nur darauf abzielen, die Sitte äußerlich hochzuhalten, indem sie deren Verletzungen rächt mit Mitteln, wie sie die Religion nie gebrauchen darf? Hier spitzt sich die Sache bereits zu, und die Gefahr ist nicht gar weit, daß

ein tendenzbeflissener Darsteller dem Gang der Dinge eine konfessionelle Wendung gebe. Allerdings nur bei einer falschen und vorgefaßten Meinung vom Katholizismus! Daß zu solchen falschen Meinungen durch manchen konkreten Lebensfall Anreiz geboten wird, wer wollte es leugnen? Auch Nanny Lambrecht hat diesen Fall in einzelnen Gestalten (Näh-Kät, Kapländchen) vorgesehen, aber damit zugleich jeden Einwand vorweg genommen, daß sie, blind für solche Möglichkeiten, durch den Schluß des Romans — ich meine die Intervention des echten Katholizismus in der Gestalt des Bischofs — ein Resultat quand même habe erzwingen wollen.

Dadurch allein hat sie schon bewiesen, daß ihr Werk durchaus kein Tendenzroman im unkünstlerischen Sinne ist. Aber es muß auch anerkannt werden, daß sie sich nicht bloß einzelner künstlerischer Darstellungsmittel mit großem Geschick bediente, sondern ihrer ganzen Betrachtungsweise einen Zug ins Künstlerische und Poetische zu geben verstand. Denn obwohl von einem einzelnen und besonders gearteten Fall ausgehend, erfaßt sie ihn doch in seiner ganzen ideellen Perspektive, mit andern Worten, in seiner allgemeingültigen, also rein menschlichen, überindividuellen Bedeutung.* Einen Gegenstand aber so betrachten heißt ihn im wesentlichen künstlerisch, poetisch betrachten.

Nun kommt bei unserer Erzählerin aber ein zweites Moment in Betracht. Neben dem, wie es scheint, ursprünglich rein dichterischen Motiv drängt sich — und das ist ein Temperamentsfehler, weil sie die Dinge allzu nahe und mit einem allzu frauenhaft interessierten Herzen betrachtet — ein soziales, caritatives und moralisches Motiv ein. Indem sie diesen Roman schrieb, ist sie nicht bloß Künstlerin, sondern auch Weib gewesen, ich will sagen, hat sie, obwohl sie die künstlerischen Mittel meist sehr gewissenhaft zu Rate hielt, also nicht rednerisch, sondern gestaltend verfuhr, dennoch die poetische Wirkung oft der charakteristischen, die schöne oft der wahren geopfert. Sie war nicht in jedem Augenblick Künstlerin genug, um im Interesse der Schönheit von der empirischen Wirklichkeit immer nur das zu wählen, was gerade eben ausgereicht hätte, das seelische Erlebnis der Heldin, mit andern Worten, die Idee ihres Werkes zu begründen und sichtbar zu machen. Es lag ihrem sozial mitfühlenden Herzen daran, die künstlerisch durchaus hinreichende ideale Möglichkeit eines solchen Konflikts real so zu beglaubigen, daß ihrem Werk neben der überzeitlichen Bedeutung auch eine solche in der Zeit und für die Zeit unmittelbar innewohne. Diese Nebentendenz, und sie allein, ist es, die verstärkend auf die realistische Gestaltung eingewirkt, und zwar mehr eingewirkt hat, als gerade mir bei meinen bekannten ästhetischen Anschauungen über Kunst und Tendenz lieb sein kann. Aber wie gesagt, darum handelt es sich augenblicklich nicht. Im Namen der Sitte und Moral, nicht im Namen der Kunst wurde gegen die Dichterin und ihren Realismus protestiert. Die Frage, ich wiederhole es, ist also zunächst diese: Soll ein warmherziger Erzähler schon deshalb, weil er durch zu weit gehenden Realismus sich gegen die Kunst verfehlt, sich damit zugleich auch gegen seine sittliche Pflicht als Christ, als Katholik verfehlen müssen? Und dann die weitere: Ist tatsächlich neben dem poetischen auch dem moralischen Gefühl zu nahe getreten worden durch die anschauliche Vorführung von Tatsachen, die geeignet sind, die sinnliche Begier zu reizen oder das christliche Schamgefühl zu verletzen?

---

* Als ein kleiner Nebenbeweis hiefür mag auch der von einem römischen Prälaten eingesandte Rundschaubeitrag ‚Armsünderinnen‘ (Hochland, Märzheft S. 745) angesehen werden.

In bezug auf die erste Frage behaupte ich: Die Moral mehr noch als die Kunst kann aus einem dichterischen Realismus einen Gewinn ziehen, wie ihn niemals die theoretische Belehrung zu geben vermag. Kein Geringerer als Schiller, der Vertreter einer idealistischen Epoche, steht hier auf meiner Seite. In seiner Einleitung zu der Geschichte vom ‚Verbrecher aus verlorener Ehre‘ hat er die große Bedeutung dieser Darstellungsart, die ihm selber fremd gewesen, gerade für die Moral vorausgeahnt und also ausgesprochen:

‚Man hat das Erdreich des Vesuvs untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären, warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beschaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen solchen Menschen umgeben, bis der gesammelte Zunder in seinem Inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt nur das Seltsame und Abenteuerliche einer solchen Erscheinung; der Freund der Wahrheit sucht eine Mutter zu diesen verlorenen Kindern. Er sucht sie in der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von außen bestimmten, und in diesen findet er sie gewiß. Ihn überrascht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo sonst überall heilsame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu sehen, Weisheit und Torheit, Laster und Tugend in einer Wiege beisammen zu finden. Wenn ich auch keinen der Vorteile hier in Anschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen Behandlungsart der Geschichte zieht, so behält sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtstehende Tugend auf die gefallene herunterblickt; weil sie den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Aussöhnung des Gesetzes mit seinem Beleidiger stattfindet, kein angestecktes Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.‘

Nun, was Nanny Lambrecht als Kind eines demokratischen Zeitalters in ihrem Roman konkret ausgeführt hat, ist genau das, was der Aristokrat Schiller hier als erstrebenswert hinstellt. Nur hat sie es bei weitem künstlerischer getan, als Schiller es damals, wenn überhaupt je (vgl. die betreffende Geschichte) so vermocht hätte. Uns Heutigen liegt allesamt mehr daran, die Quellen der Tat eines Menschen als deren Folgen dichterisch vorgeführt zu sehen; unser soziales Empfinden nicht weniger als unser künstlerisches Gefühl verlangen, daß wir neben der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele auch die veränderlichen Bedingungen kennen lernen, unter denen eine seelische Katastrophe zur Vorbereitung und Entladung kommt, und wir wissen mit Schiller aus dieser Betrachtungsweise nicht bloß den Gewinn für unsere Kenntnis der menschlichen Seele zu ziehen, sondern ebensosehr die moralische Wirkung auf unser Gemüt zu schätzen, indem unsere ungeprüfte aufrechtstehende Tugend verlerne, mit Hohn und stolzer Sicherheit auf die gefallene herunterzublicken.

Zu einer Rechtfertigung des Realismus von einem anderen, mehr an das Ästhetische streifenden, ideell-kosmischen und religiösen Standpunkt kommt Meyenberg in einem noch ausführlicher zu würdigenden neuen Buche ‚Wartburgfahrten‘ (Luzern 1908), woselbst er sich in diesem Zusammenhang auch mit unserm Roman beschäftigt. Er geht von dem idealen Typus eines christlichen Künstlers aus, ‚einem Künstler, der von Durchgangspunkt zu Durchgangspunkt unter beständigem Auf-

steigen ins Hochland des christlichen Seelenadels vorgedrungen ist und darin lebt‘. Künstlerisch schaffend trete er immer wieder in die volle Welt, ergreife er im Ringen und Kämpfen gestaltend die tiefsten Probleme. Wohl habe er Augen und Sinn für alle Schönheiten des Alls im Strahlenlicht der Urschönheit, aber er verbinde damit den realistischen Wirklichkeitssinn für Kämpfe, Niedergänge und Schattenseiten des menschlichen Daseins. Und dann wörtlich: ‚Die katholische Gottes- und Weltanschauung, die etwa ein Künstler voll und ganz in sich aufgenommen hat, dem sie in gewissem Sinne in Fleisch und Blut übergegangen ist, ist ihm keineswegs ein Hindernis, in Welt und Natur sich zu versenken, ins volle Menschenleben zu greifen, mit offenen Augen zu ringen und zu kämpfen, Aufwärtsstiege und Dekadenz realistisch zu betrachten. Ja, seine Religiosität zwingt ihn förmlich dazu.‘ (S. 246 f.) Und weiterhin: ‚Auch der katholische, der christliche Schriftsteller, der nicht für Kinder und des Volkes weiteste Kreise schreibt, sondern für kulturell höher Gebildete, kann und darf unter Umständen, wenn des Stoffes Gewalt und der innersten Künstlerseele Bedürfnis es erheischt, weit, sehr weit gehen im Realismus des Dekadenten, falls aus dem Gesamtwerk etwas von der Sieghaftigkeit jenes Sonnenaufgangs glorreich leuchtet . .‘ (S. 244). Meyenberg verweist im gleichen Zusammenhang auf die Bibel, die besonders im ‚Alten Testament‘ in der ‚Schilderung des Niedrigen, des Gemeinen, des Dekadenten, der Sünde von geradezu erschreckender, ja auf den ersten Anblick befremdender, verblüffender Naturwahrheit‘ sei (S 242).

Es kann mich, der ich solche selbstverständliche Gedanken schon vor zehn Jahren, allerdings nicht ohne heftige Angriffe, ausgesprochen habe, nur freuen, wenn man sich heute auch von theologischer Seite her diesen Einsichten nicht mehr verschließt. Aber wir werden sehen, daß von der Theorie in die Praxis wie überall so auch hier ein weiter Weg ist. Um dem Dichter für sein die Welt und das Leben umfassendes Schaffen die nötige Freiheit zu sichern, sind Theorien nicht ausreichend. Die Erkenntnis muß vom Kopf ins Herz, vom Verstand ins Gefühl hinabsteigen, und ehe dieses nicht mit der Sicherheit eines fast natürlichen Instinktes seine moralischen Freiheiten und Grenzen genau kennt, so lange es dem Natürlichen gegenüber nicht jene große christliche Sicherheit und Unbefangenheit besitzt, die dessen Wert nur nach Brauch und Mißbrauch bestimmt, wie wir ihn nach dem Gesetz unserer geistig-sinnlichen Natur und im Licht der Religion erkennen, so lange werden wir unsicher tasten und schwanken, während ein Mensch und Künstler, der sich darüber klar geworden, ruhig und ohne Sorgen seine Arbeit schafft. Hier liegt denn auch das ganze Problem, das jedoch von jedem einzelnen nur praktisch, nie in der Theorie zu lösen ist.

Das wird sich gleich noch klarer ergeben, wenn wir in bezug auf die moralischen Beschwerden gegen unseren Roman der eigentlichen Tatsachenfrage, der quaestio facti, nähertreten.

Sind in dem Roman tatsächlich Szenen vorhanden, die die Prädikate ‚lüstern‘, ‚schwül‘ und ‚abstoßend sinnlich‘ verdienen oder die durch anschauliche Vorführungen das christliche Schamgefühl verletzen und die sinnliche Begier reizen? Ich antworte nein und appelliere an das besonnene Urteil aller derjenigen Leser, die die elementare Fähigkeit besitzen, zu unterscheiden zwischen dem, was die Erzählerin tatsächlich ausgesprochen und der inneren Anschauung übergeben hat und dem, was eine ungeordnete Phantasie unter persönlicher Verantwortung hinzu tut. Ich frage, wo ist auch nur eine Stelle, die nicht durch die Idee des

Ganzen gefordert ist, um der Handlung logischen Zusammenhalt, dem Tun der Menschen psychologische Verständlichkeit zu geben?

Meyenberg empfindet die erste Szene zwischen Jäköb und Jule Fuck als ‚schwül', als ‚zu weit, viel zu weit' gehend. Sollte er sich da nicht täuschen, indem er die Gesamtstimmung dieser Szene, die schon in ihrer Umwelt durch die Sonnenhitze, die einschläfernde Dumpfheit des Ortes, die sinnliche Trägheit der Menschen und vieles Ähnliche, was mit suggestiver Wirkung auf den Leser eindringt, den Eindruck des Schwülen hervorruft, auf das nichts weniger als reizvoll ausgemalte Liebesgetändel der zwei Menschen übertragen hat? Die bäuerliche Verkehrsform einmal in Kauf genommen, geschieht hier doch wahrhaftig nichts, was auch nur im geringsten aufreizend oder schamverletzend wirken könnte! Die schwüle Gesamtstimmung dieser Szene ist künstlerisch geradezu notwendig, denn in ihr brütet schon alles kommende Unheil. Meyenberg, der nur auf Grund dieses Anfangs urteilt, ist nicht in der Lage gewesen, die Bedeutung dieser Szene von vornherein so einzuschätzen, wie er selber gesteht, daß es notwendig sei, wolle man einer Dichtung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das mag sein Urteil, das sich im übrigen zu meinen Ausführungen im Oktoberheft bekennt, verständlich machen. Völlig unbegreiflich aber bleibt, wie man von anderer Seite (Trierische Landesztg. Nr. 41 a v. 20. Febr. 1909) moralische Entrüstung zeigen kann über die ergreifende Schilderung, wie Jule Fuck für ihre schwere Stunde ein menschenwürdiges Unterkommen sucht und nicht findet. Und doch ist mit ebensoviel moralischem wie künstlerischem Feingefühl der letzte Augenblick hinter die Szene verlegt, ebenso wie der vorausgegangene Fall des armen, gehetzten Weibes in einem Satz mit nur zwei Worten nur angedeutet wird! Und dennoch so viel heftige Ausfälle im Namen der Moral! Wahrlich, man könnte glauben, es handele sich hier um nichts mehr oder weniger als um einen jener bekannten Romane, welche im Dienste der ‚modernen Ethik' die christlichen Moralbegriffe verwirren und die objektive Unbeugsamkeit des Sittengesetzes in falschverstandenem Mitleid der menschlichen Schwäche opfern. Wie schlecht muß derjenige gelesen haben, der auch nur Ansätze zu solchen Bestrebungen in diesem Roman behauptet, ja eine innere Verwandtschaft mit dem Geiste jener modernen Emanzipationsbestrebungen herausfühlt! Aber wie solche Ansichten entstehen: Führt da ein geistlicher Leser des Hochland brieflich Beschwerde, in dem Roman fehle ‚jeder sittlich-religiöse Hintergrund', findet aber kein Bedenken, seine Abneigung dadurch zu bekunden, daß er erklärt, ihn nur stückweise gelesen zu haben. Und doch ein so summarisch formuliertes Urteil! Hätte er ihn doch ganz gelesen, er würde den religiös-sittlichen Hintergrund schon gefunden haben.

Glaubt man wirklich, daß wir es mit unserem allgemeinen Wirken in Hochland vereinbarlich hielten, unseren Lesern Werke darzubieten, die nicht bloß jedes religiös-sittlichen Hintergrundes ermangeln, sondern solche positiven Schäden aufweisen, wie die behaupteten? Wer uns so kennt, kennt uns schlecht. Ich will es gleich sagen: Nicht einmal, sondern viele Male ist der Roman gerade daraufhin gewissenhaft gelesen worden. Wo auch nur der Schein einer Möglichkeit bestand, ohne eine das erotische Gebiet peinlich berührende Tatsache oder Stilwendung auszukommen, da haben wir, die Autorin und ich, uns auf das erste Wort hin geeinigt, daß man der nun einmal vorhandenen, wiewohl traurigen Reizbarkeit vieler keine Nahrung biete. Außer diesem blieb mir kein Weg, als den Roman — abzulehnen. Das wäre nun allerdings nach dem Herzen derer gewesen,

die auch jetzt als Katholiken so schnell bei der Hand sind, der Dichterin den Stuhl vor die Türe zu setzen. Aber ein solcher Standpunkt ist für uns schlechthin uneinnehmbar, und glücklicherweise sind wir nicht darauf angewiesen. All unser Wirken in Hochland ruht auf der Voraussetzung, die geistige Elite einer christlichen Leserschaft vor uns zu haben, Menschen also, die u. a. Christentum und Unwissenheit in natürlichen Dingen nicht gleichsetzen, wohl aber im gegebenen Fall eine Pflicht christlicher Caritas darin sehen, mit den Schwächen der menschlichen Natur und den Schäden sozialer Verhältnisse bekannt zu werden. Und um gerade in diesem Zusammenhang noch einmal auf das Tatsächliche zu kommen: was hat ‚Hochland‘ in diesem Roman an Unerfreulichem geboten, das auch nur annähernd dem gleichkommt, was unsere gesamte Tagespresse oft wochenlang täglich und ohne einen inneren sittlichen Ausgleich wie hier vor ihre weniger gesiebte Leserschaft bringt, indem sie über Prozesse à la Grete Beier, Schönebeck, Moltke-Eulenburg, Peters und viele ähnliche berichtet? Sollte für einen ernsten Künstler weniger erlaubt sein, als was dem für die breiteste Öffentlichkeit tätigen Journalisten fast als Pflicht gegen seine Leser auferlegt ist? Und sollte sich ein warmherziger Erzähler, weil er sich durch zu weit gehenden Realismus gegen die Kunst verfehlt, damit zugleich auch gegen seine sittliche Pflicht als Christ, als Katholik verfehlen müssen?

Aber auch in persönlicher und sozialer Hinsicht sind Beschwerden gegen den Roman laut geworden.

Da ist zunächst die schon bei so vielen Romanen verhandelte Klage wegen Modellbenützung. Es sollen insbesondere einige Geistliche dazu haben herhalten müssen. Man begreift, daß wir so etwas aus der Ferne nicht beurteilen können, und daß deshalb jeder gegen ‚Hochland‘ geäußerte Unwille die falsche Adresse trifft. Falls es wirklich so geschehen, wie einige Zuschriften an uns behaupten, so wäre eine derartige Porträtierung ohne weiteres zu verurteilen, und zwar ebensosehr aus künstlerischen wie aus sozialen und persönlichen Rücksichten. Doch scheint die Sache tatsächlich nicht von Belang. Das läßt sich zum Teil schon aus inneren Kriterien schließen. Die betreffenden Gestalten des Romans sind so in sich abgerundet, stehen in einem so vollkommen inneren und äußeren Kontakt mit den freiester Phantasie entsprungenen Hauptgeschehnissen der Handlung, daß immerhin höchstens nur einzelne Züge auf eine solche Abhängigkeit von einem Modell hindeuten dürften. Dann aber sind die Aussagen der Beschwerdeführer hierüber in sich selber widerspruchsvoll. So, wenn einer schreibt, der und jener sei in dieser Gestalt porträtiert. Nun sei aber obendrein das Porträt ganz falsch, denn tatsächlich sei er weder solcher Abkunft gewesen, noch habe er diese Rolle gespielt, noch solchen Charakter besessen. Was bleibt also von der Beschwerde übrig? Prinzipiell, wie gesagt, verurteilen wir alle poetischen Steckbriefe. Daß wir es hier mit solchen zu tun haben, hat geringe Wahrscheinlichkeit für sich; denn derartige Modellarbeit sieht ganz anders aus als das, worum es sich in dem Roman handelt.*

Die wahrhaft verblüffende Behauptung, daß in den geistlichen Gestalten des Romans der ‚Trierer Klerus karikiert‘ sei, entbehrt so sehr jeder sachlichen Grundlage, daß wir sie nur als eine ganz individuelle Empfindung des geistlichen

* Nachträglich bestätigt die Dichterin unsere Vermutung durch die ausdrückliche briefliche Erklärung, daß von einer Modellbenützung in dem beklagten Sinne gar keine Rede sein könne. — Ich denke, damit könnte man sich doch beruhigen und hätte nicht nötig, bei jeder bösen Charakteristik die fällt, mit Shakespeares Junker zu rufen: ‚Das bin ich, verlaßt euch darauf!‘

Kritikers der ‚Trierer Landeszeitung' ansehen können. Hätte ich diese Empfindung auch nur in der leisesten Form gehabt, ich würde den Roman selbstverständlich nicht aufgenommen haben. Nun weiß ich aber positiv, daß der Verfasserin eine derartige Absicht durchaus fern gelegen hat. Auch sehe man sich die Gestalt des Pastors, ja selbst die ‚Kapläncheus' genau an, nicht bloß nach den von jenem Kritiker herausgerissenen Stellen, und man wird zugeben müssen, daß dem priesterlichen Charakter dieser Männer keineswegs zu nahe getreten ist, und daß nicht diesem allein, sondern ebenso ihrem menschlichen durchaus nur mit Achtung begegnet werden kann. Wo ist eine niedere Tat oder Gesinnung, eine grobe Pflichtverletzung, wo sind auch nur unlautere Motive in deren Tun und Lassen?

Mitten in dem Zusammenstoß zweier Welten — der natürlich-bäuerlichen und der übernatürlich-religiösen — steht der äußerlich zwar verbauerte, aber im Grunde doch herzhaft ehrliche, gutmeinende und wohltätig selbstlose Dorfpfarrer. Keinen Augenblick ist er sich unklar darüber, wo in diesem Streit das höhere Ideal der Sittlichkeit gelegen sei. Welch gesunder, christlicher Sinn liegt nicht in den kurzen, kräftigen Ansprachen, die er an das jeweilige Sonntagsevangelium knüpft, dessen erhabener Inhalt als ein schneidender Kontrast empfunden wird zu den Verhältnissen, wie wir sie miterleben. Indem die Erzählerin just diese Evangelien wählte und uns wiederholt zu Teilnehmern an den kraftvollen Kirchengebeten der Bauern macht, arbeitet sie die Idee ihres Werkes nur um so wirksamer heraus. Zuweilen auch wird hier wie anderwärts die Ironie zum Kunstmittel im Dienste des gleichen Gedankens. So in der Gestalt des ‚Kaplänchens', besonders aber in dem Tun und Treiben der Näh-Kät, dieses prachtvollen und mit echtem Humor gezeichneten Typs der Betschwester, die aber auch nur wieder dazu beiträgt, den gesunden Sinn des alten Dorfpfarrers ins gehörige Licht zu stellen. Denn auf seiten dieses Pfarrers ist das ganze Recht bis zu dem Augenblick, wo er es versäumt hat, sich zeitig mit seinem Bischof über seine Ratlosigkeit ins Benehmen zu setzen. Gewiß, er ist kein Idealist wie Kaplänchen, d. h. er sieht die Welt nicht mit dem abstrakten Blick des Tugendschematikers an, dieweilen er sich die Augen nicht durch Bücherlicht verdorben hat; aber er ist auch kein Idealist im rechten Sinne, sonst würde er sich zwischen den Forderungen des Evangeliums und den einer ererbten Bauernsitte auch praktisch schneller orientiert und danach gehandelt haben, ohne vorübergehende ungünstige Folgen zu scheuen. Aber verwirkt er damit das Recht, ein gemütvoller und gewissenhafter Priester zu heißen? — Durch den Mangel an theologischer Bildung und städtischem Schliff verliert er in unserer Schätzung ebensowenig, als Kaplänchen dadurch gewinnt. Und doch ist auch dieser durchaus keine lächerliche, geschweige denn eine verächtliche Figur. Wohl wird der Gegensatz des weltunkundigen jungen Ideologen zu einer Welt von realistischer Derbheit, in die er hineingestellt ist, vielen ein Lächeln des Humors auf die Lippen zwingen, aber was hat das mit dem priesterlichen Charakter des Mannes zu tun? Oder will man gar behaupten, daß eine solche Erscheinung nicht möglich, daß sie, mutatis mutandis, nicht wirklich sei? Ganz ehrlich gesprochen: hier liegt sogar ein Problem vor.

Wie unrecht der Kritiker in der ‚Trierer Landeszeitung' dem Roman und indirekt ‚Hochland' mit seiner seltsamen Auslegung bei oberflächlichen oder Nicht-Lesern des Romans tut, soll hier nur an einer einzigen Stelle gezeigt werden. Mit wenigen Strichen will die Erzählerin veranschaulichen, wie das Metzer Kasernenleben den Sohrener Bauernburschen verdirbt, wie er allmählich dem Schamgefühl, seinen religiösen Übungen und selbst der Achtung vor seinem Pfarrer entfrembet

wird. Es ist nur ein Momentbild — aber welch ein tiefer, schmerzlich stimmender Ernst liegt in den paar Zeilen:

‚Der Jäköb ist jetzt auch kein Duckmäuser mehr. Bei den Manöverfahrten hat er sich sein Pläsierchen wie jeder andere gesucht. Man will doch nicht als „Lilie“ verschrien sein. Freilich ging's ihm zu Anfang schwer an. Er kam da aus dem Engen heraus. Er betete. Zur Beichte schlich er geduckt und in heißer Angst. Zum Henker nochmal! Warum er in Furcht vor den Pfaffen sei? Das und das sei vorgekommen. Die seien doch auch Männer! Haha! — Aber sein Pastor, der Sohrener! wehrte er sich. Ach was! Ach was! Einer wie der andere. Lachen und erzählen viel. Und wissen mit dem ländlichen Jakob keinen anderen Rat — bringen ihn zu einem guten Suff und werfen ihn in die Arme der ersten besten Dirne!‘

Und wie nun spricht jener Kritiker von dieser Szene, um bei Unkundigen gegen den Roman Stimmung zu machen?

‚In einer widerlichen Dirnenszene‘ (sic!), so schreibt er, ‚erhält Jäköb, der Hauptheld, der zu Metz bei den Soldaten steht, von seinen Kameraden die Belehrung, „die Pfaffen seien doch auch — Männer! Haha! Aber sein Pastor, der Sohrener! wehrte er sich. Ach was! Ach was! Einer wie der andere!“‘ —

Widerliche Dirnenszene! Hand aufs Herz! Wer, der das liest, erwartet da nicht etwas ganz, ganz anderes! Und was ist's in der Tat? Vor allem aber, was hat das mit der Charakterisierung des Klerus in dem Roman zu tun? Sind es nicht vielmehr Metzer Soldaten, die hier charakterisiert werden, während die eingewurzelte Achtung vor dem Sohrener Pastor sogar beinahe einen Sieg über die Gemeinheit davongetragen hätte? Und wie hier, so könnte ich bei den meisten herausgerissenen Stellen in jener Denunziation zeigen, daß sie zur Stimmungsmache einfach mißbraucht sind.

Nehmen wir gleich auch die andere, die soziale Beschwerde aufs Korn. Es soll den Hunsrücker Bauern Unrecht geschehen sein. Auch in dieser Angelegenheit kann es sich für uns nicht darum handeln, mit einem Ja oder Nein Stellung zu nehmen. Wir haben uns nur literarisch zu rechtfertigen, und da dürfte es wohl genügen, darauf hinzuweisen, daß die Dichterin die Handlung ihres Romans gar nicht in der unmittelbaren Gegenwart spielen läßt. Diejenigen also, welche behaupten, alles sei auf diese Gegenwart gemünzt, und im Namen der lebenden Generation dagegen protestieren, haben oberflächlich gelesen. Denn gleich auf der ersten Seite steht es klar und deutlich: ‚So liegt das Hunsrückerstädtchen im blütenweiß-goldenen, fruchtbaren Land. Heute steht es im Eisenbahn-Fahrplan. Damals nicht. Man mußte da einen umständlichen Weg machen, ganz wunderbar heimeliche Postwege‘ usf. —

Aber die ‚Bauernmoral‘! Sie ist gewiß, wie wir gesehen haben, nicht immer im Einklang mit dem Geist christlicher Liebe! Aber was speziell die bäuerliche Geschlechtsmoral betrifft, so tut der Roman, weit entfernt, hier Steine zu werfen, geradezu dar, daß sie trotz all ihrer oft so falsch beurteilten Ungeniertheit auf einer bei weitem gesünderen Seelenverfassung beruhe als die Moral der meisten Städter. Nach dieser Seite ist der Roman ausgesprochenermaßen eine Apologie der Bauernmoral. Wem das nicht einleuchtet, der lese doch noch einmal genau, was der Pfarrer hierüber sagt.

Hier ist wohl auch die Stelle, um ein Wort über das Zitat aus Hettinger zu sagen, dessen ungenaue Wiedergabe in höchst übertriebener Weise beanstandet

wurde. Wie mir die Verfasserin mitteilt, hat sie nach einem alten Exzerpt zitiert, ohne sich zu entsinnen, daß sie es vor Jahren nur sinngemäß, nicht wörtlich gemacht habe, und nur die Worte, nicht aber der Sinn können billigerweise beanstandet werden. Hettinger schreibt wörtlich:

'Bis in die jüngste Zeit wurden auch (in dem Brennerbad in Tirol) die Männer von Badmägden bedient; diese wickelten den Badenden, war er in die mit Brettern bedeckte Wanne gestiegen, sorgfältig mit großen Tüchern derart ein, daß nur der Kopf frei blieb; zur Regelung der Temperatur bildete ihre Hand das Thermometer. Nichts bewies mir so sehr die frühere Einfalt und Sittenreinheit dieser Älpler als gerade dieser Gebrauch; je keuscher ein Volk, je lauterer seine Phantasie, desto unbefangener und natürlicher der Verkehr der Geschlechter.'*

Kann man behaupten, diese Bemerkung Hettingers, auch wörtlich wiedergegeben, passe nicht ganz in den Gedankengang des Pfarrers und auch des Romans hinein? Die Erzählerin hätte den berühmten Apologeten noch weiter zitieren dürfen, ohne damit aus ihrem Gedankengang herauszukommen; denn Hettinger fährt also weiter: 'Nur in der ungesunden Atmosphäre eines von der Sünde angefressenen Volkes entwickelt sich jener widerliche, weil unnatürliche Auswuchs der Prüderie, die nur den Schein, nicht die Sache flieht und nichts mehr mit seinem rechten Namen benennen will.' —

Alles, was recht und billig ist: Man kann bedauern, daß die Verfasserin nicht auch wörtlich und damit noch unmißverständlicher zitiert hat, aber die Vorstellung von 'Nacktlogen', denen der Roman das Wort rede, kann nur der heraufbeschwören, welcher sich mehr durch Übereifer als durch Gewissenhaftigkeit im Verurteilen auszeichnet.

Ich kann mich hier eines Gedankens nicht erwehren: Es scheint im Grunde weniger die Sache, der Konflikt, der Stoff an sich zu sein, was auf so manchen Leser unverdaulich wirkt, als vielmehr das Milieu, die bäuerisch derbe Welt, in die der Leser geführt wird. Was läßt man sich in einem Salonroman nicht alles gefallen! Die elegante Sünde wird eben leichter ertragen als die gemeine. Ich fürchte, hier spielt gesellschaftliche Prüderie manchem ehrlichen Christenherzen böse Streiche. —

* * *

Ich habe keinen Zweifel gelassen, daß dem Roman nach meiner Überzeugung künstlerische und dichterische Mängel anhaften; es soll auch nicht ungesagt bleiben, daß die ästhetische Wirkung geschmälert wird durch die ursächlich bereits erklärte Kampfstimmung, welche die Dichterin künstlerisch nicht zu überwinden vermochte. Ihr edler Unwille gegen einen harten und lieblosen Geist, für den sie doch wieder keinen einzeln verantwortlich macht, wird öfter fühlbar und stört die objektive Ruhe. Auch manches schwer Genießbare, unerfreulich Herbe, ja Brutale läuft mitunter. Aber sollte das bei einem innerlich mitlebenden Leser nicht durch die Erkenntnis der psychologischen und heilsökonomischen Bedeutung einigermaßen paralysiert werden können?

Nach alledem brauche ich kaum beizufügen, daß ich in dem Roman als Ganzem eine Erfüllung berechtigter Wünsche nach einer überzeitlich bedeutsamen Erzählungsliteratur noch nicht sehe. Aber ich sehe darin einen Schritt zu diesem Ziele.

---

* 'Aus Welt und Kirche', 4. Aufl. Freiburg 1897, S. 161 f.

Als schriftstellerische Leistung steht dieser Roman außerordentlich hoch. Was man auch immer gegen seine Stileigentümlichkeiten sagen möge, die Kunst der sinnfälligen Charakterisierung, die Fähigkeit, einen Naturvorgang nicht bloß zu schildern, sondern vor unsern Augen in Szene zu setzen, die poetische Art, wie das Leben in Feld und Wald mit der Handlung in eins komponiert ist, vor allem aber der seelische Tiefblick und nicht zuletzt die religiöse Verklärung von Leid und Untergang,* wo haben wir in der Gegenwartsliteratur einen Bauernroman, der alles dies in gleich hohem Grade in sich vereinigt? Und dieses Werk hätte ich ablehnen sollen? Man denke doch einmal, was das heißt! Hat denn eine Zeitschrift wie ‚Hochland' nur Pflichten gegen ihre Leser und nicht auch solche gegen ihre Autoren? Mit welchem Recht verlangt man denn von diesen, daß sie uns von Anfang an als ausgereifte Persönlichkeiten, als Künstler, Menschen und Helden sans reproche entgegenkommen? Wo ist denn der Mensch, der das alles gewesen, ohne es geworden zu sein? Sollen wir etwa jene Schriftsteller, die dies noch nicht sind, fern von uns sich erst austummeln, sozusagen bei andern die Schuhe austreten lassen, um sie erst dann wieder für uns in Anspruch zu nehmen, wenn es — zu spät ist? Welche Kurzsichtigkeit läge in solchem Vorgehen! Bei dem Mangel an wirklich talentvollen Autoren dürfen wir uns den Luxus so unerhörter Ansprüche doch wohl zu allerletzt gestatten.

Man hat mich, weil ich einst gegen eine schädliche Überschätzung von Pseudo- und Halbtalenten aufgetreten war, zerstörender Kritik beschuldigt. Heute kann nicht mehr zweifelhaft sein, wer zerstörende Kritik treibt. Es sind jene Leute, die nichts Eiligeres zu tun haben, als wieder einmal ein hervorragendes Talent der katholischen Produktion zu entfremden, indem sie nach vorgefaßten Meinungen, wozu kein besonderer Geistesaufwand noch Befähigung gehört, ein gutgemeintes Werk verhöhnen und zerreißen. Kein anderer als Goethe** aber nennt das ‚zerstörende Kritik' und ‚sehr leicht': ‚Denn man darf sich nur irgend einen Maßstab, irgend ein Musterbild, so borniert sie auch seien, in Gedanken aufstellen, sodann aber kühnlich versichern, vorliegendes Kunstwerk passe nicht dazu, tauge deswegen nichts, die Sache sei abgetan, und man dürfe ohne weiteres seine Forderung als unbefriedigt erklären, und so befreit man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler.'

‚Die produktive Kritik,' so fährt Goethe fort, ‚ist um ein gutes Teil schwerer; sie fragt: Was hat sich der Autor vorgesetzt? Ist dieser Vorsatz vernünftig und verständig, und inwiefern ist es gelungen, ihn auszuführen? Werden diese Fragen einsichtig und liebevoll beantwortet, so helfen wir dem Verfasser nach, welcher bei seinen ersten Arbeiten gewiß schon Vorschritte getan und sich unserer Kritik entgegengehoben hat.'

Und noch auf einen Punkt macht Goethe aufmerksam, den man nicht genug beobachtet: ‚Daß man mehr um des Autors als des Publikums willen urteilen müsse. Tagtäglich sehen wir, daß ein Theaterstück, ein Roman ohne die mindeste

* Ich erinnere außer an den hier gleichzeitig erscheinenden Schluß, nur an so ergreifend schöne Stellen, wie z. B. die (S. 567): ‚In der Kapelle hängt die tote Stille. An den Bleifensterchen spannen die Spinnennnetze. An den bleichen Wänden hängen eng zusammen die grellfarbigen Bilder der Leidensstationen Ein Leid auf das andere! Eine Schmach auf die andere! Wie Ringe an der Kette Bis zum Tode. Ein Leichnam im Grabe, den sie salben.' Wenn Jule Fuck gestorben ist, werden sie sagen: ‚Gott, gib ihr die ewige Ruhe! Sie hat genug ausgestanden. Ihre Schuld war zu zweien. Ihr Kreuz hat sie allein getragen.'

** Werke. Ausgabe Hempel. 29. Teil. S. 645 f.

Rücksicht auf Rezensionen von Lesern und Leserinnen nach individuell eigenster Weise aufgenommen, gelobt, gescholten, ans Herz geschlossen oder vom Herzen ausgeschlossen werde, je nachdem das Kunstwerk mit irgend einer Persönlichkeit zufällig zusammentreffen mag.'

‚Hochland' hat sich beide Aufgaben zugleich gestellt, den Autoren und dem Publikum zu nützen. Es wird niemals jene diesem, noch dieses jenen nach kleinlichen Geschmacksrücksichten opfern und preisgeben. Wer kein Verständnis für diese doppelte Pflichterfüllung besitzt, darf nicht erwarten, daß wir um seine Unterstützung und Anerkennung werben auf Kosten dessen, was wir zum Heil unseres Schrifttums für unerläßlich halten. Aber man möge auch uns gewähren lassen und nicht da, wo nur persönliche, örtliche oder falsch verstandene Standesinteressen im Spiel sind, im Namen der beleidigten Moral kämpfen, ehe man sich genau Rechenschaft gegeben hat, wieweit dazu Grund vorhanden und was ein ungerechter Kampf letzten Endes bedeutet.

Wir sind fest überzeugt, daß Nanny Lambrecht uns ihr Bestes noch zu geben hat. Wenn es je zur Zufriedenheit und Freude auch derer geschieht, die ihr heute am liebsten den Stuhl vor die Türe setzen möchten, dann ist es gewiß nicht das Verdienst dieser Leute. Wohl aber wird man dann der persönlichen Treue und Charakterfestigkeit der Dichterin die höchste Anerkennung nicht versagen dürfen.

Karl Muth.

---

## Einige Urteile über ‚Armsünderin'.

Wir haben im vorstehenden nur auf die abfälligen Urteile Bezug genommen, möchten aber nicht den Eindruck erwecken, als seien uns nur solche zur Hand gewesen. Es dürfte daher nur recht und billig gegen die Freunde der Dichterin sein, wenn wir auch einige Stimmen aus deren Kreis laut werden lassen. Ein norddeutscher Stabsarzt schreibt:

‚Soeben lese ich in der Köln. Vztg. einen Artikel über die Belletristik der Katholiken ꝛc. Dabei befaßt sich der Schluß mit N. Lambrechts „Armsünderin", die hart angegriffen wird (notab. nicht von der „K. V.", sondern nur in dem Zitat der „Trierer Landesztg.". D. Red.). Daß der Roman Anstoß erregen würde, war mir klar; denn in mehreren Unterredungen mit einer sehr gebildeten Katholikin aus besten hiesigen Kreisen, recht religiös, fest zum Glauben und zur Kirche stehend, öffentlich wie privat, entnahm ich, wie ärgerlich sie war. Wir haben lange (ebenso ihr Gatte) über den Roman diskutiert. Sie war über die gezeichneten Bauerntypen entrüstet, meinte, daß sie selber vom Lande stamme und die Verhältnisse gut kenne, aber solch eine Härte und Grausamkeit nicht beobachtet habe. Ich mußte ihr insofern recht geben, daß mildere Auffassungen an anderen Orten herrschten, so z. B. in Oberbayern, daß ich aber ebenfalls Gegenden kenne, wo gefallene Mädchen von den Bauern leider mit größter Härte behandelt würden; daß die Schroffheit, Erbarmungslosigkeit vieler Bauern sehr richtig beobachtet sei Einig waren wir uns darüber, daß die Verfasserin an vielen Stellen emanzipiert ist und gekünstelte Worte sucht und macht. — Dann wurde die Dame krank und lag einige Tage zu Bett. Als ich sie nachher wiedersah, meinte sie: Ich habe in der Krankheit den Roman nochmals im ganzen glatt durchgelesen (soweit er bis Februar erschienen war) und muß Ihrer Ansicht zustimmen; er ist doch, im ganzen genommen, trotz allerhand Ausstellungen ein durchaus ernster, guter Roman mit einer tiefen sittlichen Tendenz.

Daß der Roman eines der brennenden Probleme unserer Tage behandelt, sollte man als Tat anerkennen. Wir Katholiken wagen uns immer zu spät an die Tagesfragen heikler Natur. Es ist geradezu ein Verdienst, wenn endlich auch die katholische Geisteswelt in ihrer Weise teilnimmt an den Problemen, die das ganze gebildete Volk aufwühlen. Ich sage mit Vorbedacht gebildete Volk. Schließlich sind es doch die oberen Schichten, die das Volk mit ihrem Geiste früh oder spät durchdringen und in Bahnen lenken, langsam oder schneller, die sie vorgezeichnet haben. Gewiß soll kein hysterischer Kult mit Unehelichen getrieben werden. Aber zwischen Heuchelei, Härte und Erbarmungslosigkeit mit einer Gefallenen und der Förderung verrückter Ziele liegt eine goldene Mittelstraße. Die Form der „Armsünderin“ ist durchaus dezent; man nehme nur andere Romane zum Vergleiche! Es darf nicht so weit kommen, wie jetzt vielfach geschieht, daß gefallene Mädchen einfach aus der Gegend weichen müssen und in den Großstädten der Prostitution in die Arme getrieben werden. Ich könnte da viel aus einer zu harten Praxis anführen. Aber ich will schließen. Das Hochland ist auf dem besten Wege, sich Anerkennung in weitesten, auch nichtkatholischen Kreisen zu verschaffen. Mit der Zeit (Wir glauben sagen zu dürfen, daß dies auch jetzt schon der Fall ist. D. Red.) werden die gebildeten, gläubigen Katholiken schon erkennen, was sie an dem Hochland haben. Ich lese fast alle bedeutenden in- und ausländischen Revuen (engl., span. und franz.), aber was Vornehmheit des Tons, Ausstattung, Gediegenheit der Beiträge anbetrifft, kann Hochland sich getrost neben dem Besten der Besten sehen lassen, darüber bin ich auch mit meinen hiesigen nichtkatholischen literarischen Freunden einig.‘ —

Ein rheinischer Gymnasialoberlehrer äußert sich also:

‚Meine vollste Anerkennung dafür, daß Sie einem so großartigen Roman, wie es „Armsünderin“ zu werden verspricht, Ihre Revue geöffnet haben. Alle Herren unserer Anstalt (Kgl. kath. Gymn.) begrüßen den Roman aufs freudigste. Dasselbe habe ich von Kollegen aus der Ostmark, wo ich zwei Jahre gewirkt habe, vernommen. Mit Spannung sehen hier viele der weiteren Entwicklung der Dinge entgegen.‘

Ein Kölner Kaufmann schreibt:

‚Der Roman „Armsünderin“ in Ihrem Hochland übt eine so gewaltige Wirkung auf mich aus, auch auf alle, mit denen ich Gelegenheit hatte, darüber zu sprechen, daß ich nicht umhin kann, Ihrem kühnen Bestreben, uns Katholiken auch einmal solche Romane zu bieten, meine vollste Anerkennung zu zollen. Es ist eine Erquickung, dieses Werk zu lesen, das so himmelweit von der aufwühlenden Moderne verschieden ist und trotz der plastisch wirklichen Art, die mit so edler Unerschrockenheit die Sache anpackt, so viel Seele und Liebe hat.‘

Der Präfekt einer geistlichen Erziehungsanstalt nimmt also Stellung:

‚Vor allem danke ich ihnen für „Armsünderin“. Meinem Urteil nach ist das künstlerisch das beste Werk auf dem Büchertisch 1908/09. Wie haben sich doch seit „Jesse und Maria“ die Zeiten geändert! (Das ist richtig, bedenkt man, wie dieses Werk anfänglich angegriffen, wobei seine Verfasserin verdächtigt, ja geschmäht worden ist, während sie jüngst in offizieller Rede auf dem Katholikentag mit Stolz genannt wurde! D. R.) Ich habe mehrfach Gelegenheit gehabt, mit Konfratres über „Armsünderin“ zu sprechen. Es ist eigentlich bloß die Sprache, die man zu beanstanden wagt und die beiden geistlichen Gestalten; daß

das Werk als Kunstwerk nicht mehr geleugnet wird, ist der große Fortschritt seit drei Jahren.‘

Ein namhafter christlicher Kunstmaler spricht sich so aus:

‚Selten habe ich so packende, in sich echte Menschenschilderung gelesen. Ich lese nicht viele Romane, aber hier stehe ich durch die ungeheure Anschaulichkeit und Plastik einfach gefesselt. Gegend und Sprache sind mir vertraut, das wirkt mit. Aber die erobernde Wirkung geht wie bei aller echten Kunst von der inneren Wahrheit des Dargestellten aus. Die ist über allem Zweifel erhaben. Wer das leugnet, hat entweder nicht den Mut der Wahrheit oder kein einfühlendes Verhältnis zum wirklichen Leben. Wer hätte sich vor zehn Jahren auch nur träumen lassen, daß wir Katholiken schon so bald zu solch frischem, frohgemutem und freiem Wirken in der Zeit kämen, wie es jetzt dank eines erwachten Selbstgefühls möglich ist! Dem „Hochland“ gebührt größter Dank. Darüber bin ich mit vielen Kollegen einig.‘

Ein Ökonom aus der Kölner Gegend:

‚Es sind meistens Leute der Feder (der Schreiber nimmt auf einen Artikel der Köln. Volksztg. Bezug. D. R.), die sich berufen fühlen, Kritik an diesem Romane zu üben. Gestatten Sie deshalb einem einfachen Leser und Bezieher des „Hochlands“, einem einfachen Bauer, in flüchtig hingeworfenen Gedanken sein eigenes Urteil über den viel bekritisierten Roman „Die Armsünderin“ abzugeben!

Ich will nicht untersuchen, was man der Verfasserin alles vorwirft, nein, ich möchte Selbsterlebtes mit den Schilderungen Lambrechts verbinden, um sie gegen den einen Vorwurf, „nur einzelne Typen geschildert“ zu haben, zu verteidigen. — Immer wieder versetze ich mich beim Lesen dieses Romans in meine frühere Dorfgemeinde zurück. Dort waren ähnliche Verhältnisse wie die von L. geschilderten. Ein großer Prozentsatz der Bevölkerung waren Besenbinder, Korb- und Kesselflicker, Hausierer und kleine Bauern. Über 30 Jahre habe ich unter dieser Bevölkerung gelebt, ihr Wesen und Treiben, vor allem aber ihre ständige Not und Armut kennen gelernt, von der Schulbank auf ihre Sprache, ihre Wünsche, ihr Sinnen und Trachten mit besonderem Interesse beobachtet. (Hier geht der Brief auf persönliche Erlebnisse über, die indirekt die Richtigkeit der Beobachtung im Roman bestätigen sollen. D. R.)

Nur durch tiefes Eindringen in das Denken und Fühlen dieser Bevölkerungsklasse ist es möglich, solche lebenswahre Bilder zu zeigen und sie in einem Rahmen zu vereinigen. Nur durch langjährigen persönlichen Verkehr kann die Verfasserin diese eigentümliche Sprache und, was viel mehr ist, die Seelenvorgänge dieses armen Volkes erfaßt haben, wie sie es erfaßt hat. Selten habe ich einen Roman gelesen, in dem alle Personen so scharf und lebenswahr umzeichnet sind. Von Jule Fuck bis hinab zum kleinen Regindchen, alle ohne Ausnahme, die Geistlichen nicht ausgeschlossen, sind Bilder ganz und voll aus dem Leben. Nicht das Haschen nach Originellem, wie man es der Verfasserin zum Vorwurf macht, bildet den Inhalt des Romans. Meisterhaft ist die Schilderung der Hauptperson, „Die Armsünderin“. Ja bis in die tiefsten Falten dieses armen Menschenherzens hat die Verfasserin hineingeschaut. Und das ist es eben, was vielleicht viele nicht verstehen können, daß in rauher, wilder Schale auch noch schlägt ein Herz. Wenn die Verfasserin in ihrem Roman hinabgestiegen ist zu

den Ärmsten der Ärmsten, so muß man ihr dies hoch anrechnen. In sozialer Zeit wirkt ihr Roman sozial.

Sehr gut hat die Verfasserin die Insassen des Pfarrhofes gezeichnet. Auch das Kapländchen. Ich will hierauf nicht näher eingehen. Aber der Pastor paßt doch in seine Umgebung! Und sollte bei der Geistlichkeit nicht manches reformbedürftig sein? Und wenn hier die Feder etwas spitz geworden ist, dann haben wir Katholiken doch keine Ursache, der Verfasserin zuzurufen: „Fort mit ihr!“ Hier schließe ich mich ganz den redaktionellen Ausführungen der „Kölner Volkszeitung“ an: „Seien wir als Katholiken etwas mehr duldsamer gegen Katholiken.“

Möchten alle jungen Geistlichen, besonders auf dem Lande, Lambrechts „Armsünderin“ lesen, sich hineindenken und dann Kritik üben! Nun noch eine flüchtige Frage, deren Beantwortung man den gestrengen Kritikern überlassen muß: Weshalb lesen so viele, viele Katholiken ganz andere Romane, wie „Jena oder Sedan“, „Aus einer kleinen Garnison“, „Die Kölner Fastnacht“, „Nieder mit den Waffen“, „Das Kreuz im Venn“ usw. usw. Also nicht so engherzig! Möge Nanny Lambrecht die Unsrige bleiben, möge auch fernerhin das „Hochland“ diesen eigenartigen Schilderungen einer begabten Schriftstellerin ausgiebigen Raum gewähren!‘*

* * *

Es sind nur einige, aber es sind charakteristische Proben, die wir hier von der Stimmung aus dem Leserkreis bieten. Wollten wir alles wiedergeben, was uns in diesem Sinne an Einverständnis geworden — ganz abgesehen von dem, was die Erzählerin an Zuschriften erhielt — wir benötigten den zehnfachen Umfang. Wenn demnächst die soeben erschienene Schrift von Heinrich Falkenberg: Wir Katholiken und die deutsche Literatur** gelesen und gewürdigt wird, was man nur dringend wünschen kann, so sehe man solche Äußerungen eines katholischen Leserkreises auch einmal im Lichte des dort Ausgeführten an!

---

* Ein Postskriptum des Briefs sei nicht unterdrückt: Die Verfasserin läßt in ihrem Roman ‚Die Armsünderin‘ Jule Fuck kirchlich aussegnen. Hier befindet sich die Verfasserin augenscheinlich in einem kleinen Irrtum. In der Diözese Köln wurden früher uneheliche Mütter von der kirchl. Aussegnung ausgeschlossen, zum Zeichen, daß die Schande öffentlich auf ihnen haften bleiben soll. Auch bei Hochzeitsfeiern sind die Gebräuche in der Rheinprovinz und auch in der Eifel zum Teil anders als wie sie Lambrecht beim Jäköb darstellt Heiratet ein junger Mann und läßt, wie Jäköb, ein Mädchen mit Kind sitzen, so bringt die Dorfjugend dem Brautpaar abends eine Katzenmusik. Mit alten Kesseln, Gießkannen, Deckeln und Peitschen wird Radau gemacht, ähnlich wie in Bayern das Haberfeldtreiben. Dann, was das wichtigste ist, vom Hause des Brautpaares bis zum Hause der alten Braut wird Caaf (Fruchtspreu) gestreut.

** Verlag Georgis Universitätsbuchdruckerei, Bonn 1909.

## Narrenfreiheit und Simplizissimusgeist.

Den Hofnarren des Mittelalters war es gestattet, jedermann ungestraft zu verhöhnen, wenn es nur mit Witz geschah. Und der Betroffene, gerade weil er ein Hochstehender nicht nur dem äußeren Range nach war, lachte frei und kräftig mit. Nur eine Grenze blieb dem Possenreißer stets gezogen; er durfte nicht vergessen, daß er eben nur ein Possenreißer sei, sonst führte ihm dies eine Tracht Prügel wieder deutlich zu Gemüte.

Heute halten sich die hohen Herren keine Schalksnarren mehr; sie können wohl auch auf andre Weise die Wahrheit hören. Um so beliebter sind die Possenreißer bei Ihrer Herrlichkeit, der ‚öffentlichen Meinung', geworden, und sie bedarf ihrer gewiß auch jetzt nötiger als je und soll ihnen nur stets die ausgiebigste Narrenfreiheit gewähren. Diese Lizenz kann freilich nur so lange aufrecht bestehen, als auch die Narren ihrem Zunftbrauche treu bleiben. Wo die Spaßmacher der öffentlichen Meinung sich ungestraft zu deren Führern aufwerfen, kehrt sich sonst das frühere Prügelrecht um, und die Narren schlagen ihrerseits dem Publikum schallend ins Gesicht.

Nur auf diese Weise wird es möglich, daß ein Frank Wedekind auf seine Art die Schaubühne als ‚moralische Anstalt' gebraucht, oder daß der Peter Schlehmihl des Simplizissimus in seiner Monatsschrift März hochpolitische ‚Reden an die deutsche Nation' vom Stapel läßt.

Man möge es nicht verdenken, daß in solchem Zusammenhang ein Vergleich mit Schiller oder Fichte in die Feder fließt. Ludwig Thoma ist damit wohl noch nicht einmal ganz zufrieden, sonst ließe er nicht jüngst in Nr. 4 des März über seine Farce ‚Moral' einen Avonianus schreiben:

‚Ein wunderlicher Zufall will es, daß zwei zu München gleichzeitig gespielte Stücke fast genau dasselbe Thema behandeln: Die Scheinheiligkeit auf geschlechtlichem Gebiet. Suchen wir Thoma's Lustspiel auf eine knappe Formel zu bringen, so wird sie uns durch die von Papa Beermann gestellte Alternative geliefert: „Was ist wichtiger, daß man Moral besitzt, oder daß man Moral zeigt?" Worauf er selbst sich entscheidet: „Moralisch *sein*, das bringe ich in meinem Zimmer allein fertig, aber das hat keinen Wert. Die Hauptsache ist, daß man sich öffentlich zu moralischen Grundsätzen bekennt." In ganz ähnlichen Wendungen wird am Eingang des Shakespeareschen Dramas „Measure for Measure" das Problem — seltsamerweise aus des Herzogs Mund — formuliert

„Strahlt nicht aus uns
Hervor die Tugend, wär es ganz so gut,
Wir hätten keine."

In beiden Fällen wäre also der Nachdruck auf den Schein oder noch schärfer: auf den Anschein gelegt. In beiden Fällen führen die Dichter ein innerlich ungesundes Theorem durch Entlarvung gewisser Tugendbolde ad absurdum.'

Da der Vergleich mit Shakespeare noch nicht ausreichen könnte, um Thoma's Dichtergröße ins volle Licht zu stellen, darf auch Molière mit seinem ‚Tartuffe' zur Folie dienen. Des französischen Dichters allzu strenges Sittenrichten lehnt freilich Avonianus ab:

‚Es ist sehr charakteristisch, daß die beiden germanischen Dichter so versöhnlich sind. Der jüngere sublimiert uns den Stoff zu den luftigen Höhen erquicklicher Komödie, der ältere löst ihn auf in das Phantasiespiel einer Herrscherlaune, die nachher den Kopf nicht kosten darf. Tartuffe aber ist ein widerlicher Bursch.'

Der überwältigende Tiefsinn dieser Art von vergleichender Weltliteraturbetrachtung sei wenigstens durch einige Hinweise noch in schärferes Licht gerückt:

Thoma's Satire richtet sich nicht etwa nur gegen die scheinheilige Philistermoral derer, die öffentlich Wasser predigen und heimlich Wein trinken, sondern gegen alle sittlichen Grundsätze als solche. Die einzige ‚vernünftige' Person, die in seinem Stück auftritt, Frau Lund, bekennt sich mit Stolz dazu, ‚keine Grundsätze' zu haben, weil sie immer wieder sehe, daß ja doch ‚alle Grundsätze Löcher haben'. Die Moral, wenn man so sagen kann, von Thoma's ‚Moral' läuft also darauf hinaus, keine Moral zu haben. Dann könne man ihr wenigstens nicht untreu werden.

Der ernste Grundgedanke der Shakespeareschen Dichtung dagegen, die wie nur irgendeine des großen Briten vom Geiste des ganzen und echten Christentums inspiriert ist, geht dahin, daß Tugend sich erst in der Versuchung vollbewährt. Angelo freilich, der in Worten tugendstolze, scheitert; Isabella aber, durch Schwesterpflicht auf die verworrenen Wege der Welt zurückgeführt, erscheint, wie A. W. Schlegel sagt, ‚in der demütigen Tracht der Novizenschwester als ein wahrer Engel des Lichts. Kein unheiliger Gedanke befleckt mitten im Ansturm der allgemeinen Verderbtheit die himmlische Reinheit ihres Gemütes.' Und der Herzog, der — nicht um einer ‚Herrscherlaune' willen, sondern zur Erprobung tiefster menschlicher Erfahrung — dies alles geschehen läßt und schließlich zum Guten lenkt, er spricht auch die von Avonianus oben zitierten und grotesk mißbeuteten Worte eben in dem Sinne, daß echte Tugend sich nicht in eitler Selbstbespiegelung verzehren darf, sondern durch die Tat geübt und bewährt sein will. Die ganze Stelle (in der Schlegel-Tieckschen Übersetzung), ein Mahnwort bei der Übertragung des Herrscheramts an Angelo, lautet:

‚Du selbst und deine Gaben
Sind nicht dein eigen, daß du sollst verschwenden
Dich selbst an deine Tugend, sie an dich.
Der Himmel braucht uns, so wie wir die Fackeln;

Sie leuchten nicht für sich; wenn unsre Kraft
Nicht strahlt nach außen hin, wär's ganz so gut,
Als hätten wir sie nicht. Geister sind schön geprägt
Zu schönem Zweck; noch leiht jemals Natur
Den kleinsten Skrupel ihrer Trefflichkeit,
Daß sie nicht, als wirtschaftliche Göttin,
Den Vorteil eines Gläub'gers ausbedingt,
So Dank wie Zinsen.'

Und nun stelle man diesem weisheitstiefen Wort, bei dem man unwillkürlich des Gleichnisses vom Licht und Scheffel gedenkt, das Geschwätz der Frau Lund bei Thoma gegenüber:

‚Kein Laster ist so widerwärtig wie die Tugend, die sich vor der Öffentlichkeit entblößt. Das Laster hat doch wenigstens die Scham, sich zu verstecken.'

Hat das Laster wirklich diese Scham und könnte es darin, wenn es so wäre, für die Tugend vorbildlich sein? —

Shakespeare, in dessen Werk sich eine so vollendete Kenntnis aller Licht- und Schattenseiten des menschlichen Herzens ausspricht, daß schon deshalb kein Vergleich mit Thoma's Karikaturschablonen gewagt werden sollte, ist über besagte Frage ganz anderer Meinung. Bei ihm sind die Wortführer des Lasters auch in ihren Reden gar nicht schamhaft, sondern recht handgreiflich unverschämt. Und es gibt gewiß zu denken, daß bei ihm der Herzog von der allgemeinen Verzeihung am Schluß nur einen ausnimmt, den lasterhaft-verlogenen Schwätzer Lucio, dessen verschmutzte Phantasie alle Welt besudeln möchte. Ihm und seinesgleichen gilt des Herzogs Wort:

‚O Größ' und Hoheit! Millionen Augen
Stechen nach dir: ein Strom von eitlem Klatsch
Läuft mit falsch-niedrig-widersprechender Klage
Nach deinem Tun; tausendfach witz'ger Spott
Macht dich zum Schöpfer seiner losen Träume
Und hetzt dich müd' in seinen Phantasien!'

Den ‚Simplizissimusgeist' gab es jederzeit; er wechselt nur in der Form und dem Grad der Frechheit. Geht diese aber schon soweit, einen Shakespeare für sich als Eideshelfer aufzurufen, dann ist's Zeit zu einem kräftigen: Hand weg!

-r.

# Rundschau

## Philosophie.

Otto *Willmanns Bedeutung für das deutsche Bildungswesen*, zu deren dankbarer Würdigung der 70. Geburtstag des Meisters (am 24. April) frohwillkommenen Anlaß bietet, beruht vor allem auf der einzigartig abgeklärten Universalität seines Denkens und Lehrens. Nicht als ein Verfechter reinpersönlicher Meinungen und Eindrücke, sondern als ein Verkünder allgemeingültiger Ideen und Werte ist er für die Pädagogik und Philosophie unserer und vieler kommenden Tage zum aufwärtsweisenden Führer und Mahner geworden. In dem ersten seiner beiden Hauptwerke, der *Didaktik als Bildungslehre*,* erlöst er die Pädagogik aus der individualistischen Richtung, der nur die Ausbildung der Einzelpersönlichkeit noch als Aufgabe galt, und weckt in der Erziehungswissenschaft durch deren Verknüpfung mit der Sozialforschung und ihrer eigenen Geschichte wieder das Bewußtsein aller jener idealen Erbgüter, durch deren getreue Überlieferung der einzelne erst in sich selbst wie als Glied der Gesellschaft vollkommen gefestigt und gefördert wird. Und der gleiche Gedanke durchzieht auch Willmanns monumentale *Geschichte des Idealismus*.* Ein unvergängliches Reich der Ideen hat Platons Seherblick über allen Einzeldingen erkannt, an dem teilnehmend sie alle erst Wesen und Wert gewinnen. Die von der mittelalterlichen Scholastik vollentwickelten Grundwahrheiten der *philosophia perennis* hält Willmann gegenüber allen relativistischen und subjektivistischen Systemen der neuzeitlichen Philosophie unerschüttert aufrecht, überzeugt, daß auch außerhalb der eigentlichen Neuscholastik die neuzeitliche Wissenschaft zu immer vollkommenerem Einklang mit dem christlichen Idealismus wieder gelangen wird. Bereits in der nachkantischen Pilosophie, vom späten Fichte an, findet er hierzu die ersten Ansätze, bei führenden Geistern der Einzelwissenschaften, wie bei Karl Ritter, A. von Humboldt, Quételet, Fechner, Joh. Müller, K. E. von Baer und auch bei dem Neukantianer Otto Liebmann die fortschreitende Entwicklung.

Es wäre also verfehlt, den ausgeprägt konservativen und mit romantischer Verklärungsliebe in die Vorzeit rückblickenden Grundzug in Willmanns Denken dahin zu mißdeuten, als verschließe er sich den Bedürfnissen unserer heutigen Geisteslage. So wenig ihn in der Pädagogik seine eifrige Verfechtung des humanistischen Bildungsideals gehindert hat, auch auf realistischer gerichtete Erziehungsmetho-

* 2 Bände in 3. Aufl. Braunschweig 1903, Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. Brosch. M. 14.–, geb. M. 18.–.

* 3 Bände ebd. in 2. Aufl. 1907. Brosch. M. 36.—, geb. M. 42.—.

diker wie namentlich Wilhelm Rein maßgebenden Einfluß im sozialpädagogischen Sinne zu gewinnen, ebenso entschieden übt auch sein strenger Scholastizismus weit über dessen unbedingte Anhängerschaft hinaus eine grundsatzklärende und rückgratstärkende Wirkung. In gar mancher Beziehung geht hier Willmanns Einfluß Hand in Hand mit dem eines Fichtejüngers wie Rudolf Eucken, der denn auch gerade die ‚Geschichte des Idealismus' (1898 in der ‚Beil. zur Allg. Ztg.', jetzt in den ‚Ges. Aufsätzen') als ein Werk von bleibender Bedeutung bewundernd zu würdigen wußte.

Die zwingende Wirkung in Willmanns Werken beruht eben darauf, daß ihm, so wie es die geistige und soziale Not der Gegenwart ohne Zweifel erfordert, die Wissenschaft nicht reiner Selbstzweck ist, sondern in stetem Lebenszusammenhange bleibt mit allen geistigen Gütern des ganzen Menschen und dessen ‚von Natur christlicher' Seele. Er selbst betont gegen Ende seines philosophischen Hauptwerks: ‚Der Ernst der Zeit erheischt es, daß wir uns darauf besinnen, was uns am tiefsten und innerlichsten mit dem Volke verbindet; das aber kann nur ein Glaube, eine Weisheit, eine Weltanschauung sein von solcher Spannweite, daß darin ebensowohl die strenge Geistesarbeit wie der schlichte, gesunde Verstand Raum finden.'

Und noch ein weiterer Umstand bewirkt, daß Willmanns Worte nicht minder als den Geist das Herz gewinnen. Das ist die vollendet schöne Form, in der sein an den besten klassischen Mustern geschultes Denken und Darstellen die überreich zuströmende Gedankenfülle zur Einheit gestaltet. Die Leser des ‚Hochland' haben hiervon schon gar manche Probe kennen gelernt und sich überzeugen können, wie Willmann, ohne als reiner Theoretiker zu dozieren, unsere Erkenntnis zu bereichern und unsere Überzeugung zu befestigen weiß. Dank eben diesen formalen Vorzügen, die nur die äußere Bestätigung einer innerlich ausgereiften Geistesarbeit darstellen, werden sich Willmanns Werke in immer wachsendem Maße über die engen Fachkreise hinaus als eine segensreich werbende und wirkende Macht im deutschen Bildungswesen bewähren. * *

## Naturwissenschaft.

Zu dem Streit um Haeckels Embryonenbilder, über dessen einzelne Stadien die Tagespresse bereits ausgiebig berichtet hat, sollte zunächst in ‚Hochland' gar nicht eigens Stellung genommen werden. Der Sachverhalt an sich liegt ja so klar wie möglich: Die von Braß in seiner Anklageschrift* festgestellten und als ‚wissenschaftliche Fälschungen' gebrandmarkten Haeckelschen Konstruktionen unbekannter Embryonenformen sind von Haeckel selbst zugestanden worden (vgl. ‚Allg. Ztg.' Nr. 2), und sein Appell an die Fachgenossen, daß zahlreiche ähnliche ‚schematische' Bilder in den besten wissenschaftlichen Werken anstandslos gegeben zu werden pflegten, wird in der bekannten Professorenerklärung trotz deren schärfster Mißbilligung von Braß' Kampfesweise zurückgewiesen. Ausdrücklich heißt es darin, daß die Unterzeichneten ‚die von Haeckel in einigen Fällen geübte Art des Schematisierens nicht gutheißen'; ein Vorwurf, der bei all seiner zarten Fassung gerade dann genug besagt, wenn man den späteren Kommentar eines Unterzeichners, des Leipziger Anatomen Rabl (in der ‚Frkf. Ztg.' Nr. 46) hinzunimmt: ‚Die milde Form, in welche der damit verbundene Vorwurf gegen Haeckel gekleidet ist, wurde von der großen Wertschätzung diktiert, die die Zoologen und Anatomen Haeckel gegenüber empfinden.'

Die besagte Professorenerklärung hält sich anscheinend nur für berufen zu einer wissenschaftlichen Beurteilung

* U. d. T. ‚Das Affenproblem'. Leipzig 1908. Biologischer Verlag. Brosch. M. 1.–.

von Grad und Art der Haeckelschen Schematisierung. Ein moralisches Urteil über Haeckels Wahrheitssinn, der sich auf seine schematisierten Embryonenbilder wie auf wissenschaftlich feststehende Forschungsergebnisse stützt, sollte wohl nicht abgegeben werden, sonst hätte man sich schwerlich milder ausdrücken können, als es selbst in den ‚Münchener Neuesten Nachr.‘ (Nr. 81) durch Dr. Adolf Koelsch mit Bezug auf Haeckels Antwort geschah:

‚Ich habe mich für Haeckel geschämt, als ich diese Sätze gelesen. Denn erstens hätte Haeckel doch wissen müssen, daß kein Mensch sich selber von einem Vorwurfe dadurch reinwäscht, daß er sagt, andere haben das gleiche begangen. Zweitens hätte Haeckel wissen müssen, daß ein Forscher, der fremde Originalbilder stilisiert, die Pflicht hat, in jedem Fall zu sagen, was er getan hat; daß er die Quellen anzugeben und in unzweideutiger Weise die schematisierten Figuren als solche zu bezeichnen hat. Drittens hätte Haeckel wissen müssen, daß dieser Brauch von allen Forschern, soweit sie etwas auf sich halten, auch tatsächlich geübt wird und es infolgedessen durchaus unzulässig ist, sie ohne weiteres dem nämlichen Verdachte auszusetzen, der sich bei Haeckel leider als berechtigt erwies. Was jene tun, hat er eben nicht getan, und das eben ist der Vorwurf, der auf ihm wird sitzen bleiben.‘

Und dieser Vorwurf wird auch dann auf ihm sitzen bleiben, wenn sich Rabls neuester Gegeneinwand bestätigt, daß Braß selbst von den Fehlern, deren er Haeckel beschuldigt, nicht freigesprochen werden könne und auch seinerseits in seinem ‚Atlas der Entwicklungsgeschichte‘ (1890) mehrere Embryonenbilder ungenau und fehlerhaft nach Kölliker kopiert bezw. seine Quelle ganz verschwiegen habe. Braß, den bereits Haeckel selbst und ihm folgend R. Hertwig als einen ‚entgleisten Zoologen‘ glaubten kurz abtun zu können, kommt im vorliegenden Fall überhaupt nicht als Person in Betracht, sondern allein die von ihm vorgebrachten sachlichen Gründe, die man nur durch sachliche Gegengründe entkräften kann. Das aber hat man ebensowenig auch nur ernstlich versucht als früher gegenüber den von Paulsen, Loofs, Reinke u. a. und namentlich von Chwolson* erhobenen Vorwürfen grober Nachlässigkeit, Unkenntnis und Tatsachenentstellung mannigfachster Art in Haeckels populärwissenschaftlichen Werken. Auch auf die Beschuldigungen der genannten keineswegs ‚entgleisten‘ Naturforscher und Gelehrten hat Haeckel schon damals fast nur mit persönlichen Angriffen und Verdächtigungen erwidert, und man kann es daher zum mindesten sehr wohl begreifen, wenn bei den neuesten Gegnern Haeckels, und so auch bei Braß, der Ton eine immer größere Schärfe annimmt.

Es bestand daher nicht der mindeste Grund, so wie es in der Professorenerklärung geschah, ‚im Interesse der Wissenschaft und der Freiheit der Lehre den von Braß und dem Keplerbund gegen Haeckel geführten Kampf aufs schärfste zu verurteilen‘. Im Interesse der Wissenschaft und ihrer Freiheit wäre es vielmehr gelegen gewesen, schon längst gegen den von Haeckel und dem Monistenbund getriebenen Mißbrauch mit der Naturwissenschaft und speziell mit Tatsachen und Hypothesen der Anatomie und Zoologie zu protestieren. Das hat auch der Keplerbund in seiner Gegenerklärung mit vollem Recht betont, zumal er sich darauf berufen konnte, daß die ‚Freiheit der Wissenschaft‘ satzungsgemäß als ein Programmpunkt des Keplerbundes festgelegt ist.**

---

* Bei dieser Gelegenheit sei nachträglich noch hingewiesen auf die lehrreiche Replik Chwolsons an Haeckel und sein geistiges Gefolge: ‚Zwei Fragen an die Mitglieder des deutschen Monistenbundes‘, Braunschweig 1908, Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn. Brosch. 75 Pfg.

** Die uns bisher vorliegenden 5 Hefte ‚Naturwissenschaftlicher Zeitfragen‘ herausg. von E.

Als ‚die naturwissenschaftliche Weltanschauung‘ preist sich heute wieder anspruchsvoller denn je der Monismus einer urteilslosen Menge an und findet dabei leider auch manche ausdrückliche oder leichtverhüllte Förderung bei solchen Fachgenossen Haeckels, von denen man mehr Begriffsklarheit erwarten sollte. So viel ist heute doch wohl klar, daß auf Naturforschung allein überhaupt niemals eine Weltanschauung gegründet werden kann. Wer weitergehenden philosophischen Gedankengängen nicht nachgehen will oder kann, mag sich auf einen reservierten Agnostizismus zurückziehen. Aber so viel müßte auch er zugeben, daß zur Angriffswaffe auf die religiösen Grundwahrheiten die Naturwissenschaft in keinem Falle geeignet ist, weder mittels tatsachentreuer noch gar mittels gefälschter Embryonenbilder. M. E.

## Literatur.

Einen Blick in die Dichterwerkstatt, wie er nicht oft bei Lebzeiten eines Dichters getan wird, erlaubt uns die Ausgabe des dritten Tausend von ‚Deutsches Recht und andere Gedichte‘ von E. von Handel-Mazzetti (Kösel, Kempten-München 1909.) Mit den vorausgegangenen Ausgaben verglichen, hat diese Ausgabe nicht bloß einen Zuwachs an neuen Gedichten erfahren, sondern wir begegnen darin auch älteren Gedichten in derartig neuer Umformung, daß eine vergleichende Betrachtung von erheblichem Interesse sowohl für das Schaffen unserer Dichterin als auch für die Psychologie des Dichterschaffens überhaupt genannt werden muß. Gerade in letzter Zeit hat man der Vergleichung und kritischen Untersuchung dichterischer Varianten erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet. Ich erinnere nur an die wertvollen Nachprüfungen der Konrad Ferdinand Meyerschen Gedichte durch H. Moser* und H. Kräger** und an die gründlichen, sehr beachtenswerten ‚Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik von Dr. Paul Brunner‘ (Orell Füßli, Zürich 1906), welche die Baechtoldschen Vorarbeiten schätzbar ergänzen und gleich den vorgenannten Untersuchungen in ästhetischer und psychologischer Hinsicht schönen Gewinn ergeben.

Handel-Mazzettis umformende Dichterarbeit hat mehr mit Meyers als mit Kellers Art gemein. Dieser beschränkte sich in seinen wiederholten Sichtungen und Korrekturen meist auf Kürzungen, Verdeutlichungen, auf die Wahl konkreterer Beiwörter, auf grammatisch-syntaktische, phonetische und rhythmische Verbesserungen, auf Stilkorrekturen und formelle Glättungen. Selten, daß er ein Gedicht umgießt und dessen Gestalt wesentlich verändert. Bei Meyer ist dies der häufigere Vorgang. Die Metamorphosen einzelner Gedichte nehmen solchen Umfang an, daß ihre ursprüngliche Gestalt in der endgültigen kaum noch wahrzunehmen ist.

Soweit die vorliegenden Ausgaben des ‚deutschen Rechts‘ einen Einblick in Handel-Mazzettis Schaffen ermöglichen, hält es zwischen dem von Keller und Meyer die Mitte. Doch hat die Unerschrockenheit, mit der sie dem gleichen Stoff immer wieder nahetritt, die Aus-

---

Dennert im Auftrag des Keplerbundes (Gustav Schloeßmanns Verlag, Hamburg, im Preise von 50 Pfg. bis M. 1.50), darunter Schriften namhafter Gelehrter, wie des Berner Physikers P. Gruner und des Agrikulturchemikers Ad. Mayer, zeichnen sich gegenüber der monistischen ‚Kosmos‘-Literatur u. dgl. durch wohltuende Sachlichkeit aus. Als naturwissenschaftliche Aufklärungsschriften im besten Sinne seien auch zwei Verlagswerke der Zeitschrift ‚Natur und Kultur‘: Bumüller ‚Die Entwicklungstheorie und der Mensch‘, Waagen, ‚Die Entwicklungslehre und die Tatsachen der Paläontologie‘ (je M. 1.—) empfohlen.

* ‚Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers‘ (Haessel, Leipzig 1900).

** ‚C. F. Meyer, Quellen und Wandlungen seiner Gedichte‘ (Bd. XVI. der Palästra).

dauer, mit der sie ohne Rücksicht auf glücklich Geschaffenes die alte Form zerschlägt, den Stoff umformt und umgestaltet, etwas von dem zähen Künstlergeist Meyers, mag sie ihm sonst in Stoff, Inhalt und Form auch noch so fern stehen. Die besten Belege hierzu enthält die durch Ernst von Possarts Rezitationsabende in vielen deutschen Städten nunmehr ziemlich bekannt gewordene, vierteilige Ballade, nach welcher die Sammlung den Titel führt. Nicht weniger als drei Varianten liegen vor, und nichts ist interessanter als die von der Dichterin nur als Studie gedachte Variante zur Einbruchszene, sowie die dramatischere Fassung des vierten Teils der Dichtung.

In hohem Grade Bewunderung verdient hier die Kunst, durch glückliche Verschmelzung zweier Strophen in eine die Wirkung größerer Prägnanz zu erzielen. Aber auch schon in der zweiten Fassung begegnen wir diesem künstlerischen Verfahren, wenn wir die erste gedruckte damit vergleichen. Ein schönes Beispiel:

Hui, blasen fäht es an von Ost!
So dünn ist das Totenpfaiblein!
An allen Gliedern zittert vor Frost,
Husch, husch, das schmächtige Maidlein.
Für'm Wegkreuz setzt sie nieder der Knab,
Sein armes zwilchnes Wams zeucht er ab
Und schlägt's um ihr seidenes Kleidlein.

Sie wimmert: ,So hungrig bin ich, ach Gott!
Als wär' ich drei Tage gereiset.' —
Da nimmt aus dem Sack er ein Rindlein Brot,
Ist sein letztes, womit er sie speiset.
Dann trägt er sie weiter, dem Steyrdorf zu,
Schon zwitschert es heimlich, ruft fern Kucku,
Und im Feuer der Himmel kreiset.

Die zwei Strophen der ersten Fassung erhalten nun in der zweiten folgende prägnantere Gestalt:

Streng weht der Ost, dünn ist ihr Kleid.
An seinem Herzen sie zittert, hu, hu!
Den Wolfspelz er zeucht von den Schultern breit,
Steht entblößt und deckt sie zu.
Ein Brot noch hätt' er, womit er sie speist.
In Feuer, in Feuer der Himmel kreist,
Ruft der Kuckuck dem Liebchen Kucku.

Mit welcher Wirkung ist hier der ganze Vorgang zwischen zwei Zeiten des anbrechenden Tags zusammengedrängt, und wieviel besser wird der Eindruck der ersten, spitzig anbringenden Morgenkälte gegeben! Die leichte Arhythmie in der mittleren Verszeile bringt ungemein fein das Retardierende des Vorgangs zum Bewußtsein, indem die beiden ersten Worte in schwebender Betonung gelesen werden müssen. Wortwiederholungen entspringen im allgemeinen formeller Verlegenheit. Hier soll jedoch die Vorstellung des im Feuer kreisenden Himmels verstärkt werden und wird es in der wirksamsten Weise.

Ein charakteristisches Beispiel für eine andere Überlegung haben wir in zwei weiteren Strophen. Die Dichterin schildert, wie der ,Bube' die im Sarg ruhende Maid auf die Lippen küßt. In der ersten Fassung geschieht das mit den Worten: ,Und küßt ihr das Mündlein, das bleiche.' Aber das Mädchen ist ja nicht tot. Der bleiche Mund hat immer etwas Totenhaftes. Diesen Eindruck und damit den nekrophilen Beigeschmack zu vermeiden, auch sozusagen die Schuld des Täters zu verringern, scheint die Dichterin diese Verszeile geändert zu haben, die nun lautet: ,Und küßt auf den Mund die Bleiche.' Die Vorstellung, daß die Lippen lebensfrisch waren, ist damit wenigstens nicht ausgeschaltet. — Nach der ersten Version nun fuhr das Gedicht also fort:

Ist's eine Sünd', er's doch nit weiß.
Doch was geschieht? Engel und Scharen
Unter des Buben Kuß so heiß
Zuckt das Haupt in goldenen Haaren.
Lebendiges Blut aus der Wunde floß —
Aus dem Mund tritt Blut – jetzt öffnet sie groß
Die Augen, die wunderbaren.

Hier ist es nun interessant, wie die zweite Fassung den etwas moralisierend klingenden ersten Vers fallen läßt, mit größerer anschaulicher Konsequenz fortfährt und dann in dem glücklichen Bild von den Drachen den Begriff des betrogenen Bösen wieder aufnimmt:

Heiß war der Kuß, wie das Leben heiß.
Zugrund alle Drachen fahren.
Ha, was geschieht! Die Tote weiß
Bewegt sich! Engel und Scharen!
Lebendiges Blut aus der Wunde floß —
Aus dem Mund tritt Blut – jetzt öffnet sie groß
Die Augen, die sternenklaren.

Gerade in dem letzten Wort haben wir sodann eine kleine Probe, wie die Dichterin einzelne, allgemeiner charakterisierende Worte durch konkretere, bildhaftere ersetzt. Für diese Verbesserungen, an denen z. B. gerade unsere religiösen Liederdichter viel lernen könnten, ließen sich mehrere Beispiele aufführen. Aber diese paar Andeutungen müssen hier genügen. Sie sollen nur ein Hinweis sein auf den künstlerischen Ernst, mit dem E. v. Handel-Mazzetti ihren Beruf auffaßt, auf die auch in sittlicher Hinsicht nicht genug zu schätzende Energie, mit welcher sie auch im kleinen vollkommen zu sein strebt, und nicht zuletzt auf die vorbildliche Bedeutung für alle jungen Dichter, denen die Begier und Ungeduld nach immer Neuem es so oft unmöglich macht, auch nur in einer Sache etwas wirklich Namhaftes zu leisten. Gerade in unserer nervösen, erfolgbegierigen Zeit vergessen sogar die Künstler gar oft, daß nur dem im Schweiße seines Angesichtes Ringenden die Palme werden kann, und daß aller leicht erstrittene Ruhm keine Bürgschaft der Dauer in sich trägt.

Nächst dem ‚Volksgesang aus Stadt Steyr' hat Handel-Mazzetti das s. Zt. in ‚Hochland' in alter Fassung abgedruckte Gedicht Bethlehem mit so sicherem Instinkt für das Bessere teilweis ganz neu geformt, daß es eine besondere Betrachtung verlohnen würde. Auch Mary Poynz hat solche Eingriffe erfahren. Neu hinzugekommen sind vier Gedichte, von denen sich das ‚Weihnachtslied' und das ‚Schloß in Spanien' wie köstliche alte Volkslieder ausnehmen.

Was wir als die ersten in unserer Besprechung dieser Gedichte vorausgesagt, ist vollauf eingetreten. Wie nicht oft der Fall, hat sich die Rezitationskunst ihrer bemächtigt und ihnen so erst die volle Kraft, Lebendigkeit und dichterische Wirkung gegeben. Daß auch der Tonkünstler hier dankbare Aufgaben findet, mag durch unsere Notenbeilage dargetan werden.

M.

Gustaf af Geijerstam †. Aus einer kalten, simplen Zeitungsnachricht den Tod eines Dichters zu erfahren ist eine wunderliche und seltsam aufrüttelnde Sache. Niedergedrückt und eingeschüchtert im ersten Augenblick lehnt man sich alsbald gegen die nüchterne, gewalttätige Bestimmtheit der Tatsache auf, die im innersten so unglaublich scheint wie nur der Tod eines jahrelang geliebten Menschen, und es steckt in dieser Auflehnung viel von dem blinden, qualvollen Zorn, den wir empfinden, wenn äußere und zufällige Mächte plump und höhnisch in das Reich eingreifen, das wir ganz nur unter die unbeschränkte Vernunftherrschaft der Seele gestellt wissen möchten. Doch ist der erste, grelle Klang der Mitteilung verhallt, so begreift man, wie sehr man sich in seinem Denken und Fühlen durch den Augenblick hat überwältigen und einengen lassen, und wie gerade der Tod eines Dichters und die Zerstörung seines leiblichen Lebens fast nebensächlich und unbedeutend ist gegenüber der unzerstörbaren und unbesieglichen Macht des Geistes, die er ausgeübt hat, wie gerade aus dem Gegensatz zwischen dem zerreißbaren Faden des äußeren Seins und dem unzerreißbaren des fortwirkenden inneren Wesens der Triumph des wahren Lebens hervorjubelt, das aller Erdenschwere trotzend ewig Glied an Glied und Masche an Masche knüpft.

Auch Geijerstam, obwohl er noch mitten im Schaffen hinweggenommen wurde, hatte doch von seinem Eigensten so reichlich gespendet, daß es in voller Stärke wirksam sein und sich ausbreiten konnte. Der zarte, oft wehmütige Ton

gütigen Verstehens und Verzeihens, der aus der Stimme seiner reifsten und reichsten Bücher spricht, weckte nicht nur in seiner schwedischen Heimat, sondern auch bei uns, wo seine Romane mit vieler Liebe aufgenommen wurden, einen herzlichen Widerklang, der sicherlich auch an den schaffenden Geistern nicht vorbeigegangen ist. Schwerlich wird Geijerstam wie die ganz Großen auf lange hinaus und unmittelbar weiterwirken — dazu sind seine Bücher doch zu sehr Zeitbücher — aber immerhin stecken in ihnen so viel menschliche Errungenschaften, sind sie so sehr der echte Ausdruck einer großen, edlen Seele (und nicht das geschickte Erzeugnis einer gewandten Berechnung), daß sie gerade ihrer Zeit ein Anstoß werden konnten, das zu verfeinern, was in ihr plump, das zu bereichern, was in ihr dürftig, und das als kleinlich zu erkennen, was in ihr wirklich kleinlich war. Und wer nur einigermaßen Sinn hat für die zarten, oft so seltsamen Stimmungen und Regungen einer Menschenseele, für jene Regungen, die kaum einem aus Hunderten und Tausenden, die sie selbst erleben, zum Bewußtsein kommen, der wird, selbst wenn er späteren Generationen angehört, eine stille, warme Freude an diesen leisen Büchern empfinden, in denen die äußeren Geschehnisse nur den leichten und sehr oft nicht einmal ganz geschlossenen Rahmen bilden für das im Alltag verhüllte und verschüttete Leben des inneren Menschen.

Die biographischen Daten für Geijerstam weisen nicht auf besondere Schicksale oder einen äußerlich bewegten Lebenslauf, und vielleicht förderte dies die Neigung, sich in das nie rastende Werden und Vergehen zu versenken, das sich in der Seele, und zwar in jeder, der reifen wie der unreifen, abspielt. Er war im Januar 1858 zu Jönsarbo in Westmanland geboren. Sein Vater, zuerst Fabrikbesitzer, starb als Seminarrektor in Kalmar. Der Sohn ging mit 19 Jahren nach Upsala zur Universität und widmete sich nach mehrjährigem Studium dem Journalistenberuf, in dem er auch noch tätig war, da er bereits als Dichter Erfolge errungen hatte. In den letzten Jahren kränkelnd, aber noch immer dichterisch schaffend, ist er nun in den ersten Tagen des März zu Stockholm dahingeschieden. In Deutschland hat seine Bücher vor allem S. Fischer* in Berlin verbreitet, bei dem ungefähr elf oder zwölf Bände, meist Romane, erschienen sind. Auch als Dramatiker hat er in Schweden Glück gehabt, doch sind seine Komödien und Bauernstücke in Deutschland meines Wissens nicht bekannt geworden.

Geijerstam hat in seiner dichterischen Entwicklung verschiedene Phasen durchgemacht. Aber wie das Gesicht eines Menschen auf jeder Lebensstufe bestimmte Züge bewahrt, so zeigt auch die geistige Physiognomie eines Schaffenden, so sehr sie auch von Zeitströmungen beeinflußt werden mag, doch immer wieder ihr Eigenes, nur ihr Eigentümliches, und zwar je stärker und ausgebildeter die Persönlichkeit ist, die ihr zugrunde liegt. Bei Geijerstam mag dieser Grundzug die Sehnsucht gewesen sein, alle Lebensäußerungen, vor allem aber die intimen, die sich halb unbewußt in uns vollziehen, zu erfassen und in ihrer ganzen dunklen Seltsamkeit darzustellen. Er sucht überall die Seele, selbst wenn er blanke Alltäglichkeit schildert, und auch in den ersten Jahren seines Schaffens, als er mit Begeisterung, als Dichter und als Kritiker, der realistischen Bewegung sich anschloß, strebte er dadurch nach Versöhnung mit dem Leben, daß er ihm und seiner scheinbaren Nüchternheit das Geheimnis zu entreißen versuchte, womit tote Dinge eine so starke, anziehende oder abstoßende Kraft auf uns auszuüben vermögen,

* Soeben ist in der Fischerschen ‚Bibliothek zeitgenössischer Romane' als neuester Band sein jüngster Roman ‚Thora' erschienen.

mit einem Wort: das Geheimnis der Stimmung. Er hatte einen merkwürdigen, scheuen, wehmütigen Respekt vor allem Rätselhaften, und dieser Respekt hat ihn, als er immer mehr dem psychologischen Roman sich zuwandte, zuletzt teilweise verführt, ganz düstere und unheimliche Seelenwandlungen auszumalen. So kehrt z. B. in zweien seiner letzten Bücher, den ‚Gefährlichen Mächten' und den ‚Brüdern Mörk' das Motiv der dem Wahnsinn verfallenden Frau wieder, und mit am bekanntesten wurde sein ‚Nils Tufvesson', wo die Blutschande zwischen Mutter und Sohn eine Rolle spielt. Aber der tiefste Reiz seiner dichterischen Art ruht nicht in diesen extremen Versuchen, wie groß auch der sittliche und künstlerische Ernst sein mag, mit der sie unternommen wurden. Er hat sich am lebhaftesten und reinsten ausgedrückt in Büchern wie dem ‚Buch vom Brüderchen', der ‚Frauenmacht', ‚Karin Brandts Traum', wo zwar auch oft düstere oder wehmütige Töne erklingen, wo aber doch über dem Ganzen ein so strahlender Schimmer milder, gütiger, aus viel Leid und Lust geborener Lebensweisheit ausgebreitet liegt, daß man unmittelbar in die großen, hellen Augen des Dichters zu schauen sich einbildet, die so scharf und warm in die Welt blickten.

M. Behr.

## Theater.

Vom Münchner Schauspiel. Am 7. Dezember 1831 schreibt Goethe in sein Tagebuch: ‚Besieht man es genau, so findet sich, daß das Theater das einzige eigentlich Lebendige im bürgerlichen Leben ist, welches dadurch, daß es jeden Abend in sich selbst abschließt und am nächsten sich wie ein Phönix erneut, lebhaft wirkt und seine Wirkung gleich selbst wieder aufhebt, durch eine unübersehbare Mannigfaltigkeit den Geist beschäftigt und beim Anlasse zum Denken in den Zuschauern das Urteil aufruft, reinigt und schärft.' Heute dürfen wir das kaum mehr behaupten. In langen Friedenszeiten pflegt das Theater wohl noch zu einer fast übergroßen Bedeutung zu kommen, bei den Alten, sowohl wie in unseren Zeiten, aber es sind mehr die Circenses, der Genuß, das rein Persönliche der Schauspieler und Komödianten, das im Mittelpunkt des Interesses steht — eines Interesses, das im übrigen so sehr von den materiellen Sorgen des Kampfes ums Dasein für die einen, des Kampfes um Genuß für die andern in Anspruch genommen wird, daß wenig mehr für rein ideale Fragen übrig bleibt. So ist denn auch ein unter andern Umständen nicht zu übersehendes literarisches Ereignis, das uns die Münchner Hofbühne vermittelte, ziemlich unbeachtet vorübergegangen: die erste Aufführung von Grillparzers ‚Bruderzwist in Habsburg'. Die Ankündigung der Intendanz, daß sie die erste außerhalb Oesterreichs sei, erwies sich zwar als ein Irrtum, denn das Drama ist schon (am 4. Oktober 1898) am Breslauer Stadttheater aufgeführt worden, aber jene Aufführung scheint so allgemein vergessen worden zu sein, daß sogar die Wiener Grillparzer-Gesellschaft zur Münchner Aufführung eine aus den Regierungsräten Glossy und Winternitz bestehende Deputation entsenden konnte. Ich fürchte fast, die Münchener Aufführung wird ebenso schnell vergessen werden; denn schon tritt wieder ein, was ich in meinem letzten Artikel (im Februarheft des Hochland) beklagt habe: daß kein Erfolg bei uns ordentlich ausgebeutet wird. So wird viel Mühe und Arbeit umsonst vertan. Und Arbeit mag unserm Regisseur Dr. Kilian die Inszenierung dieses Stückes genug gebracht haben. Heute, wo die Aufführung des Bruderzwists im Vaterlande des Dichters als eine Provokation der Tschechen aufgefaßt würde — die Verfluchung Prags durch Rudolf II. klingt so merkwürdig aktuell — ist es doppelt zu bedauern, daß das interessante Trauer=

spiel im Reiche keinen Boden findet. Allerdings begreifen kann man es: es ist zu viel von der zerfallenen Persönlichkeit des Dichters darin aufgegangen. Von dem schwankenden Charakterbilde Rudolfs II., nicht von einem bestimmten Plan ist Grillparzer ausgegangen. ‚Ein dunkles Gewühl von Bildern und Gedanken, die auf einen Kaiser Rudolf II. hinweisen,' — so lautet die erste, 1824 aufgezeichnete Notiz Grillparzers, und zwei Jahre später in Prag ‚gingen vorbereitete Stoffe aus der böhmischen Geschichte auffordernd durch meinen Sinn'. Nebenher kristallisierte sich ihm auch schon die Person des Gegenspielers, des Erzherzogs Mathias. Am 26. August 1831 schreibt er: ‚In Gastein den Erzherzog Johann getroffen. Wenn ich je meinen Rudolf II. ausführen sollte, so wird dieser Erzherzog wohl darin als Erzherzog Mathias figurieren.' In Rudolf II. selbst spielen Charakterzüge des Dichters und des Kaisers Ferdinand gar wundersam ineinander. Interessant bleibt er uns bis zum Schlusse, aber die Haltlosigkeit des Kaisers, der klägliche Zusammenbruch des Mathias in der Katastrophe können das Interesse eines modernen Theaterpublikums nicht fünf Akte lang genügend wach erhalten — trotz aller poetischen Schönheiten, die in diesem echtesten Grillparzer zu finden sind. Die Aufführung bleibt immerhin ein großes Verdienst Dr. Kilians, der sich selbst durch den ja vorauszusehenden fehlenden materiellen Erfolg nicht abhalten lassen mag, in den hier noch unaufgeführten oder nicht mehr aufgeführten Dramen des Dichters weitere Umschau zu halten. Die Darsteller Kaiser Rudolfs II. (Hr. Lützenkirchen) und Mathias (Herr Jacobi) hatten alles getan, das Interesse zu heben; weniger glücklich war der Kardinal Klesel durch Hrn. Höfer besetzt. In diesem durchaus männlichen Drama haben die Frauen bekanntlich keinen Platz. Die einzige Lukretia kann diesen, der populären Wirkung natürlich schadenden Umstand kaum verändern.

Sowie unser Hoftheater diesmal Grillparzers Geburtstag durch seinen Bruderzwist feierte, so beging sie Wildenbruchs Tod durch eine Aufführung seiner ‚Rabensteinerin'. Zwischen beiden Stücken liegt eine ganze Welt von Theaterliteratur. Und doch, beiden Dichtern ist es in München ziemlich ähnlich ergangen: ihre Historien existierten nicht für uns. Denn wenn der Dichter des vor der Aufführung der Rabensteinerin gesprochenen Prologs sagte: ‚Ihr kennt den Kreis, den machtvoll er durchschritten,' so erriet man leicht, daß dies kein Münchener gesagt haben konnte. Es war Albert Geiger, der nicht wußte, daß München kein einziges der großen Dramen Wildenbruchs mehr aufgeführt hat. Die Rabensteinerin im Hoftheater, die Haubenlerche im Schauspielhause — sie bildete in der Tat dort die gleichzeitige Totenfeier für den Dichter — sind alles, was in München von Wildenbruch lebt, dessen Stellung in der Literatur übrigens erst im März-Heft vom Herausgeber dieser Zeitschrift in knappen und sicheren Zügen umrissen worden ist. Dr. Kilian geht trotz aller Hindernisse, die ihm von unverständiger oder übelwollender Seite in den Weg gelegt werden, unbeirrt in seinem idealen Programm weiter: Shakespeares Coriolan ist in Vorbereitung, und eine neu einstudierte Maria Stuart hat er herausgebracht. Diese war namentlich dadurch interessant, daß zum erstenmal der Versuch gemacht wurde, die Rolle der Königin Elisabeth durch die sog. Salondame zu besetzen. Nach der Klara Ziegler hatte man keiner Maria Stuart eine annähernd gleichwertige Elisabeth gegenüberzustellen. Fast alle versagten. Der rührenden Stuart Hermine Blands ist die Emma Berndls gefolgt, die schon in ihrer Erscheinung wie prädestiniert für diese königliche Rolle erscheint. Die Beauté unseres Hofschau-

spiels, Frau v. Hagen, gab sich redliche Mühe, um ja nicht in den Konversationston ihrer Salonrollen zu fallen, und fiel dadurch meist ins Gegenteil, in hohle pathetische Deklamation. Aber sie wird vielleicht einmal eine gute Elisabeth werden. Erfreulicherweise gab sich an dem Abend ein regeres Interesse unseres Publikums für das klassische Drama kund, obwohl die Aufführung mit den vorhandenen Mitteln ja durchaus nicht in allen Rollen mit ersten Kräften besetzt werden konnte. Man muß die praktischen Schwierigkeiten kennen, ein so figurenreiches Stück herauszubringen auf einer Bühne, die fünf Tage in der Woche der Oper gehört, mit einer Komparserie, die ebenfalls mehr in der Oper als im Schauspiel beschäftigt ist, und mit einem Ensemble, das wie in einem Taubenschlag wechselt. Es wimmelt von Gästen, denn es gilt, schon vorhandene und demnächst eintretende Lücken des Personals zu füllen. Merkwürdig ist, daß diese Lücken gegenwärtig fast ausnahmslos durch Schauspieler Berliner oder wenigstens norddeutscher Provenienz ausgefüllt werden. Daß München selbst an der Akademie der Tonkunst eine Schauspielschule besitzt, ahnt man kaum. Oder ist sie auch schon eingegangen? Daß ein Münchener Rechtsanwalt (Ulmer heißt er) als Tell, Karl Moor mit beiden Füßen auf die Bretter springt, ist unter sotanen Umständen ein Ereignis. Weit minder überrascht ist man, wenn der Octavio Piccolomini oder Lord Burleigh im Tone eines Berliner Staatsanwalts gesprochen wird. Diesen zutreffenden Vergleich hat in der Tat ein feiner Beobachter unserer Theaterzustände nach der Maria Stuart-Vorstellung gemacht und er hat recht. Daß moderne Schau- und Lustspiele im Kgl. Residenztheater, auch wenn es Übersetzungen sind, wie das ebenso harmlose wie unbedeutende Lustspiel ‚Mrs. Dot‘ von W. Somerset-Mangham, von einzelnen Darstellern ganz im Berliner Jargon gesprochen werden, ist schon die Regel und fällt dem Publikum kaum mehr auf.

Allerdings müßte man auf die Meinung kommen, daß der Berliner Partikularismus der schrofffste und intoleranteste aller Partikularismen sei, wenn man sehen muß, daß nordische und französische Dramen mit einer gewissen und ganz unmotivierten Absichtlichkeit in der deutschen Übertragung mit zahllosen Berlinismen durchsetzt sind. Da die meisten dieser Stücke ohnehin nur ein kurzes Leben fristen, läge am Ende nicht viel daran, wenn man nicht fürchten müßte, daß mit der Zeit doch derlei Laxheiten in unser gutes Schriftdeutsch eindrängen. Ich habe noch nichts vom Schauspielhaus gesagt, wo diese ausländischen Stücke so ziemlich in der Mehrheit sind. Es hat inzwischen Guinon und Bouchinets verhältnismäßig anständigen ‚Vater‘, der, gegen das gleichnamige Monstrum Strindbergs gehalten, noch immer der reinste Schiller ist, und den ‚Teufel‘ von Molnár aufgeführt, in welchem der Satan als Deus ex machina in eine moderne verrottete Gesellschaft eingeführt erscheint, und es brachte nachträglich das lange verbotene ‚Tal des Lebens‘ von Max Dreyer als zweite und — überflüssige Novität. Auf Dreyer und auf Otto Erich Hartlebens ‚Erziehung zur Ehe‘, die zu einer Art Hartleben-Feier hervorgesucht wurde, findet nicht einmal das Wort des geistvollen und armen, im letzten Hefte des ‚Hochland‘ den Lesern im Charakterbilde vorgeführten Vauvenargues Anwendung: ‚Das Falsche — mit Kunst dargestellt — überrascht und blendet, aber das Wahre überzeugt und beherrscht,‘ denn sie können nicht einmal mehr blenden. Alfred Frhr. v. Mensi.

## Kunst.

Johann Gottfried Schadow. Die Plastiken Schadows, die die Königliche Akademie der Künste in Berlin anläßlich des 50. Geburtstags des Deutschen

Kaisers zu einer Ausstellung vereinigt hat, bilden nicht eine leblose, von rückwärtsschauendem Historikersinn zusammengestellte nationale Ehrenparade, sondern verkörpern innere, heute noch echte Werte einer kernigen Künstlernatur. Der naturalistische Berliner Klassizist, der vor 100 Jahren der preußisch deutschen Geschichte und den Großen seiner Zeit in Denkmälern Nachruhm miterwerben half, ist uns über das in historischen Kunstformen abgelaufene Jahrhundert hinüber näher gekommen in dem Maße, als wir uns selbst von dem historischen Empfinden frei gemacht und auf ein sachliches Fundament gestellt haben. Der „Naturalismus" Schadows — der Begriff ist heute leerer geworden — begegnet sich mit dem Bestreben in unseren Tagen, zuerst der Natur und allem Gegenständlichen Recht werden zu lassen, bevor eine Stilgröße erstrebt werden soll, die nicht in der Gegenwart unterbaut wäre. So reichen sich die Anfänge unserer beiden Jahrhunderte die Hände, und indem wir das eben vergangene überwinden, finden wir an seinem Anfange einen unserem heutigen Streben Verwandten. Wir sind wieder daran, die Natur auch großen Stils wieder zu finden, die man schon vor länger als 100 Jahren seit dem Stilzerfall der zu Ende entwickelten Klassik suchte. Indes ist Schadow doch zu sehr Ausläufer der klassischen Stilperioden, Übergangs- und selbst Kompromißnatur, um wirklich als unseres Sinnes gelten zu können.

Aber er steht mit einer frischen Selbständigkeit in seiner eigenen Zeit, in der die Gegenwart mit Revolution und Völkerkriegen vorbereitet wurde. Im Jahre 1764 als Sohn eines Berliner Schneiders geboren erfuhr er noch die Einflüsse des Rokoko, um dann in seinem bedeutendsten Schaffen mit dem Empire zusammenzufallen. Der siegreich vordringende Klassizismus, von Geistesgewaltigen wie Goethe unterstützt, und die nationale Romantik im Anschluß an die Befreiungskriege haben ihn in seiner späteren Zeit für die neuen Generationen veralten lassen. So fand er Muse zu seinen theoretischen Arbeiten über Proportionen und Physiognomien im ‚Polyclet'. Seit 1815 war er Direktor der Berliner Akademie bis zu seinem Tode 1850. Schadow hat sich dem allgemein geltenden klassischen Kunstideal nicht unterworfen, sondern insbesondere theoretisch Naturnachahmung und nationale Eigenart höher gestellt. Dieser Grundzug seines Wesens, in dem die gute Schule seines Berliner Lehrmeisters, des Vlamen Tassaert nachwirkte, macht seine künstlerische Bedeutung aus, bringt aber in sein Schaffen auch einen zwiespältigen Charakter.

Zu seinen früheren und bekanntesten Werken gehört das Grabmal des Grafen von der Mark. Die liegende Figur des Knaben ist von einer außerordentlich schlichten, reizvollen Wahrheit, während das Grabmal in seinem sonstigen Aufbau mit Relief und den drei Parzen oben in der Nische zwischen Empfindung und zopfiger Nüchternheit schwankt. Ein Werk, in dem sich die Empfindsamkeit seiner Zeit mit einer gewissen Rokokograzie paart, ist die Doppelstatue der Kronprinzessin Luise und ihrer Schwester Friederike. Für das Brandenburger Tor modellierte er die bekrönende Quadriga. Wenn sich in manchen seiner klassisch gestalteten Denkmäler eine allegorische Trockenheit als Kehrseite seiner aufs Natürliche gerichteten Begabung geltend macht, so gelangen ihm doch so stilistisch vollkommene Werke des Empire wie das Grabmal des Grafen Armin, wo die einfache Trauerpose der Witwe mit dem Hund neben der Urne als Grabmal dient. Das Gesicht ist Porträt. In jener Zeit der Porträttypik hat sich Schadow nicht gescheut, die äußere Erscheinung charakteristisch nachzubilden und in Porträtbüsten bedeutende Männer und Frauen in ihrer gesellschaftlichen Persönlichkeit

ebenso festzuhalten als in ihrem vertieften Wesen. Daß ihm das erstere teilweise besser gelungen, liegt an seiner verstandesmäßigen Natur und an seiner kritischen Absicht. So wird sein Goethekopf als treuestes Abbild — er hatte 1816 zuvor eine Maske abgenommen — gerühmt, das wir besitzen, aber man möchte den Ausdruck des Olympiers darin gesteigert sehen. Schadow wollte und konnte wohl auch den Homeriden nicht gestalten. ‚Homeride sein wollen, wenn man Goethe ist! hätte ich doch die Macht, diese unverzeihliche Bescheidenheit zu verbieten,' war ein Wort von ihm. Die Reihe Porträtbüsten, in denen er Zeitgenossen wie Wieland, Nicolai, die preußischen Könige, insbesondere Friedrich den Großen, Henriette Herz u. a. in monumentaler Natürlichkeit oft unter Verzicht auf jede ideale Drapierung festhielt, bildet den Grundstock seiner künstlerischen Bedeutung.

Am konsequentesten hat sich Schadow aber von der klassischen Typik und Allegorie in einigen Standbildern abgewandt, die ihn uns heute besonders nahe bringen und die von großem Einfluß auf eine bodenständige Monumentalkunst hätten sein müssen, wenn nicht die klassische Gelehrsamkeit und die Buchästhetik den natürlichen Anschluß an die Wirklichkeit verhindert hätten: in den Denkmälern des Generals Zieten und des alten Dessauer. Zieten steht in knapp anliegender Uniform mit übergeschlagenem Bein, sich anlehnend auf dem Sockel, die eine Hand auf den Säbel, die andere gegen das Kinn gestützt, den Blick forschend zur Seite gerichtet. Trotz der bequemen Haltung spüren wir eine sichere, in sich gefestigte Kraft. Es ist bezeichnend, daß dem preußischen Künstler gerade ein solch militärisches Denkmal so soldatisch kräftig aus der Hand wuchs. Solche Werke verraten eine instinktive wie energische Eigenart in einer Zeit, wo alles vaterländisch Heldenhafte in antiken Formen empfunden wurde und Goethes Einfluß den Klassizisten zugedieh. Goethe, mit dem Schadow 1801 den literarischen Streit über den Berliner Naturalismus hatte, ist es zuzuschreiben, daß das Denkmal des Befreiungshelden Blücher eine Kompromißschöpfung wurde, da Goethe die künstlerische Zensur übertragen war. Über die mit einem ‚der Neuzeit angenäherten Kostüm' bekleidete und mit einem Löwenfell behängte Gestalt schreibt Goethe: ‚So steht dieses Bild, wie auf dem Scheidepunkt älterer und neuerer Zeit, auf der Grenze einer gewissen konventionellen Idealität, welche an Erinnerung und Einbildungskraft ihre Forderungen richtet, und einer unbedingten Natürlichkeit, welche die Kunst selbst wider Willen an eine oft beschwerliche Wahrhaftigkeit bindet.' Goethe muß die Mischung selbst nicht recht gefallen haben.

Man mag es als ein Vorzeichen nehmen, daß im ersten Jahre des 19. Jahrhunderts sich eine Kontroverse über den Naturalismus entspann, der dann bis heute als Schlagwort immerfort die Kritik beschäftigt hat. Goethe hatte sich in den ‚Propyläen' in einer flüchtigen Übersicht über die Kunst in Deutschland gegen ihn an die Berliner Adresse gewandt. ‚In Berlin scheint der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung zu Hause zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren. Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Porträt, symbolische Behandlung durch Allegorie, Landschaft durch Aussicht, das Allgemein-Menschliche durchs Vaterländische verdrängt.' Schadow als klarer Praktiker, der er war, antwortete, indem er den Nutzen und die Notwendigkeit der treuen Naturnachahmung und die Pflege des Vaterländischen hervorhob, um eigene, wirklich echte und charakteristische Kunst hervorbringen zu können. Manche Wendungen hiebei verraten seine Hinneigung zu einer abstrakten Proportionsschönheit, womit er sich doch als Sohn seines Zeitalters bekundet. Im

übrigen spricht er mit seiner Betonung des Handwerklichen und Fundamentalen wie aus der Gegenwart. Für Goethes ausgereifte Theorien mag aber in anderem Sinne das Wort gelten: Das Bessere ist der Feind des Guten, indem es nämlich das praktisch Gute am Fortschritt zu hindern imstande ist.

K. W.

## Verschiedenes.

Die ‚Catholic Encyclopedia', deren internationale Absicht und Bedeutung bereits im Aprilheft 1908 dieser Zeitschrift an Hand des ersten Bandes ausführlich gewürdigt wurde, hat in rascher Folge nun auch bereits den zweiten und dritten Band ihres Riesenwerkes zum Abschluß gebracht.* Trotz des Zusammenwirkens von mehr als tausend Mitarbeitern ist das eine erstaunliche Leistung und zugleich ein hoffnungsvolles Zeichen der ganz besonderen Arbeitsenergie, die gerade von den Katholiken englischer Zunge auf den meisten Gebieten religiösen und geistigen Lebens entfaltet wird. Aber auch die deutschen Katholiken dürfen mit besonderer Genugtuung an dem glücklichen Fortschritt des Werkes sich mitfreuen; nicht wenige Deutsch-Amerikaner zählen zu den tätigsten Mitarbeitern, an ihrer Spitze Prof. Herbermann (New-York), der Hauptherausgeber des Ganzen, und eine stetig wachsende Zahl wohlbekannter heimischer Namen gesellt sich der Mitarbeiterliste stetig hinzu, so neuerdings wieder Grupp, Hagen, Hoeber, Jungnitz, J. P. Kirsch, Sauer, de Waal, Wolfsgruber u. a. m. Dementsprechend finden denn auch die besonderen deutschen Verhältnisse, wo sie wesentlich in Frage kommen, zumeist eine durchaus angemessene und ausgiebige Berücksichtigung. Das gilt namentlich neben den allgemeineren theologischen Sparten von der Kirchengeschichte und kirchlichen Geographie. Der Diözese Breslau etwa sind zehn engbedruckte Spalten gewidmet, der Diözese Augsburg deren neun, während sich ganz Brasilien mit acht begnügen muß. Hauptartikel, wie der über die österreichisch-ungarische Monarchie, wachsen sich durch ihren Umfang bereits zu förmlichen Monographien aus. Nur ein Gebiet muß deutschen Lesern als zu stiefmütterlich und ungleichmäßig behandelt erscheinen; das ist die Literatur der deutschen Katholiken; selbst Clemens Brentano wird nur dürftig erledigt, ohne Verwertung und Nennung der neuesten Ausgaben und Hilfswerke.* Der für Bauberger und Bolanden verwendete Raum wäre besser wichtigeren Namen aufgespart geblieben. Dergleichen fällt um so eher unliebsam auf, da außer den englischen auch die romanischen katholischen Schriftsteller durchwegs die gebührende Würdigung erfahren. So ist Brunetières Beitrag über Bossuet schlechthin ein Meisterstück. Auch die durch glänzende Illustrationsbeigaben unterstützten Kunstartikel haben im Vergleich zum ersten Band noch eine glückliche Bereicherung erfahren.

Es wäre natürlich bei dem vorliegenden wie jedem solchen Werk leicht möglich, noch eine Reihe von Einzelausstellungen vorzubringen, die aber stets nur verhältnismäßig nebensächliche Punkte betreffen könnten. Alle wichtigen Gesamtgebiete und Einzelthemen sind durchgängig mit größter Sorgfalt und Sachkenntnis erörtert und zusammengefaßt, so daß man hier eine Fülle zuverlässig belehrender Auskunft über die theoretischen und nicht minder die praktischen Wesens- und Grenzfragen religiösen und kirchlichen Lebens findet, wie sie kein anderes Werk auch nur entfernt in solcher Allseitigkeit enthält. Es

---

* Preis jedes Bd. M. 27.–, bezw. M. 35.– und 65.–. Der Alleinvertrieb für Deutschland erfolgt durch den Herderschen Verlag.

* Daran fehlt's auch sonst öfters gerade hinsichtlich der deutschen Hilfsliteratur, z. B. bei Baader (Claassen u. a.), Berthold von Regensburg Schönbach) u. a.

muß diesmal genügen, noch zum Beleg einige besonders ausführlich und vorzüglich behandelte Schlagworte hervorzuheben: Augustinus, Baltimore, Taufe, Benediktinerorden, Byzantinisches Reich, Byzantinische Literatur, Calvin, Canada, Kanon, Karmeliter, Keltischer Ritus, Charitas, China, Christentum, Kirche usw. Bei den folgenden Bänden, deren vierter noch eben in letzter Stunde einläuft, soll von weiterem die Rede sein.

* *

# Neues vom Büchermarkt.

Albert Steuer. Lehrbuch der Philosophie. Erster Band; Logik und Noetik. Paderborn. Verlag von Ferd. Schöningh. Geb. Mk. 3.80.

Der Verfasser, Professor der Philosophie am Priesterseminar in Posen, hat sich seine an sich im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht sonderlich verlockende Aufgabe wohl aus dem richtigen Gefühl gewählt, daß die bisher gebräuchlichsten Lehrbücher neuscholastischen Standpunkts von Gutberlet, Stöckl und Hagemann trotz ihrer verdienstlichen Neubearbeitungen doch wieder einmal durch eine Leistung aus einem Guß ersetzt werden sollten. Mit frischem Wagemut und überall durchklingender Arbeitsfreude ist Steuer ans Werk gegangen, und man kann ihn zum bisherigen Ergebnis im wesentlichen nur beglückwünschen. Der als ‚trocken' verschrieene Stoff ist mit gutem Gefühl für das, was die gegenwärtige philosophische Generation am meisten interessiert und beschäftigt, gruppiert und nicht ohne Eigenart behandelt; auch von neukantianischen und empiristischen Denkern wie O. Liebmann und J. St. Mill hat Steuer das Brauchbare einzuarbeiten verstanden. Einige Unausgeglichenheiten wird der Verfasser wohl in späteren Auflagen auszumerzen Gelegenheit haben; denn sein Buch ist nicht nur ‚zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterrichte' nützlich, sondern kann auch über den hiermit vermeinten Kreis hinaus als eine wohltaugliche allgemeine Einführung in die Philosophie empfohlen werden. Mögen die weiteren Bände mit ihrem oft noch schwerer zu überblickenden Stoff dem guten Beginn nicht nachstehen.

Dr. Max Ettlinger.

# Unsere Kunstbeilagen

werden sämtliche in dem Artikel über Heinrich Reifferscheid besprochen.

# Unsere Musikbeilage

bringt die Komposition eines Fragments aus Handel-Mazzetti's an anderer Stelle dieses Heftes besprochenem Dichtwerk ‚Deutsches Recht'. Der Komponist, Hans Kases, hat seine musikalische Auffassung mit Glück auf einen schlicht volkstümlichen Ton zu stimmen gewußt, der dem ganzen Stil und Geist der Dichtung aufs beste entspricht. Im gleichen Genre sind acht geistliche Lieder desselben Tonsetzers, ebenfalls auf Handel-Mazzettische Texte gehalten, die unlängst im Verlag von Friedr. Pustet (Regensburg) erschienen sind und auf die hier aufmerksam gemacht sei. Sie werden sich als geistliche Hausmusik trefflich verwenden lassen.

# Offene Briefe.

**Dr. H. in A.** Eine ausführlichere Besprechung von Werken lateinischer Sprache ist im Rahmen unserer Zeitschrift nicht möglich. Doch schließen wir uns gerne an dieser Stelle Ihrem Urteil an, daß die Institutiones philosophicæ von C. Willems (2 Bände, Trier, Paulinusdruckerei) und deren Ergänzungsband, Willems unlängst erschienene Philosophia moralis durch die ausgiebige und sachliche Berücksichtigung der neuzeitlichen Fragen und durch ihr klares, leicht lesbares Latein unter allen uns bekannten derartigen Werken jetzt wohl am ersten für weitere Kreise in Betracht kommen.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln.**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München.
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München. Bayerstraße 57/59.

„Beilage zum Hochland"
H BEKGRAN

Szene aus E. v. HANDEL-MAZZETTI:

# „DEUTSCHES RECHT"

Hans Kases

Ziemlich langsam

GESANG

PIANO

*ff* *mf* *p* *cresc.* *f* *accel.*

Im wil-den Wald, im For-chengrund die wil-den Räu-ber hau - sen. Vor diesem Ort drei Meilen im Rund tut al-len Christen grau - sen.

Da ist ei ne Kluft, der Räu - ber Schloß, tief un - ten reißt die

Enns mit Tos, hoch o - ben die Forchen sau - sen.

Im wil - den Wald steigt ein Bu - be um, er schreit wie die Sperber schrei - en;

dann steht er und horcht, späht scharf rundum, schreit

wie - der gleich einem Wei - hen. Wird ihm kein Antwort,

fort der Gesell, nur der Wind in Wip - feln bläst tief und hell sei - ne

hundert Wunder-schal-mei - en. Wird ihm

Etwas rascher

Zeit lang dem Bu-ben im Wald allein, beim Quell ruht der Hirsch bei der Hin - den, da

legt er sich auch ins Gras hinein, in der Brust einen Schmerz einen lin - den.

*riten.*

Mit gro-ßen Au-gen zum Himmel er schaut, dann hin-

*cresc.*

auf ins Geäst, wo ein Vo-gel baut sein Nest aus Riedeln und Rin - den. Und jetzt

kommt's.

*mf*

*p dolce*

O du al - ler - schönste Ziar, steyrisch Dirn - dl was hast du mir tan! — Seit

*p*

i bi groast ü-bern Tabor mit dir, is's g'feit umb mi arman Mann.

*cresc.*

Seit in die Armb di hab tragen, ah weh!

*cresc.*

Weiß warst, weiß, wie die Blie-ten im Schnee und weich wie da Flaumb von an

Schwan, und weich wie der Flaumb von an Schwan.

Ziemlich schnell

Ni - sten han? Rotschwanz! O mei Dirn - dl viel - schöns mit dein Augerln die himmel - blau - en, wann du warst mein, da drunt bei da Enns tat dir aa so a Ne-sterl z'samm-

bau - - en. Da

Langsam, dann accelerando

*p*

tat i dir rich - ten ein Bett - lein von Moos, da söll - test du sit - zen auf

*p sempre cresc.*

*f*

mei - ner Schoß, al - li Wünsch tat dir ab - schau - en.

*f*

*f*

*ritard.*

Sehr schnell

Ramm-ler und Reh' die jag' i dir gnua, süa-ße Erd-beer und Kerschel dir bring. Gel jo und dann kriagt er a Bu-ßl da Bua!

molto ritard. ten. a tempo

Vor Lust er zu jauchzen an - fing.

ritard.

Schnell

Sprang auf, packt die Ra-fern mit trot-zigem Mut: So, iatzt gehn i na

*p ritard.* *f a tempo*

Steyr, schaug' mir's Dirn - dl an guet; solln's ma tan was da wölln, is oan

*p ritard.* *a tempo* *f*

*rit.*

Ding. Solln's ma tan, was da wölln, is oan

*rit.*

Ding.

*a tempo* *ff*

*sfz* *sfz* *p* *ritard.*

*p* *p* *p* *pp*

# Die Lösung eines alten Problems.

**1756 bis 1909.**

In Laien- und Ärztekreisen ist allgemein die Ansicht verbreitet, daß die Bestrebungen, durch sogenannte künstliche Nährmittel die Ernährung zu fördern, in engem Zusammenhang mit der modernen Entwicklung der Heilkunde und Chemie ständen. Die Forschungen medizinischer Historiker haben jedoch die Tatsache zutage gefördert, daß schon der vielumfassende Geist des großen Preußenkönigs Friedrich den Problemen der Nährmittelfabrikation nachforschte. Es erscheint von kulturhistorischem Interesse, zu vergleichen, welche Verschiedenheiten die damaligen und die modernen Bestrebungen aufweisen, zumal da hierin zugleich die Ursache liegt, warum die älteren Versuche kein greifbares Resultat förderten.

Es war ein in Frankreich, wahrscheinlich von Parmentier, erfundenes Nährpulver — poudre d'aliment —, das Friedrich dem Großen wert erschien, erprobt und nachgeahmt zu werden. Als das erstrebenswerte Ziel galt der völlige Ersatz der Nahrung in der Weise, „daß ein Mensch acht und mehrere Tage ohne weitere Nahrungsmittel sich erhalten sollte". Dem entsprach auch die Anordnung der Versuche, die so vorgenommen wurden, daß man „einen Offizier und drey Grenadiere von verschiedenem Appetit und ungleicher Komplexion, mit völliger Feldequipage, täglich zwey Meilen marschieren und noch außerdem militärische Uebungen anstellen ließ, ohne sie währenddem mit etwas anderem als gedachtem Pulver zu unterhalten".

Es spricht in gleicher Weise für den Optimismus der Erfinder wie auch für die „Komplexion" der friederizianischen Militärs, daß der zur Untersuchung der Angelegenheit bestellte Ausschuß anfänglich den Eindruck gewann, die gezeitigten Erfolge entsprächen den gehegten Erwartungen. Bald erkannte jedoch der mit nüchternem Blick begabte König, „daß die Magazine und Kantonierungsquartiere doch würksamer zur Erhaltung der Soldaten seyen." Es schien ihm daher „nicht ratsam zu seyn, durch solche Arbeit längere Zeit und Kosten verpulvern zu lassen". Die leitende Idee bei diesen Versuchen war stets, ein Nährpulver zu gewinnen, das in vollem Umfange die gewöhnliche Nahrung ersetzen könne. Dieser Gedanke aber, der zu Friedrichs Zeiten vielleicht vorwiegend aus militärischen Gründen einer Prüfung für wert erachtet wurde, hat in der Folgezeit die ersten Naturforscher, die seine medizinische und volkswirtschaftliche Bedeutung mit klarem Blick erkannt hatten, Jahre hindurch aufs eingehendste beschäftigt. Bekanntlich ist Justus von Liebig als einer der ersten der Frage näher getreten, die Nahrungsmittel speziell für Zeiten der Not direkt durch Nährstoffe zu ersetzen. Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß diese Auffassung unzutreffend ist. Die Versuche des Alten Fritz und die ältere Liebigsche Auffassung sind insofern auch heute noch lehrreich; denn aus dem Scheitern aller dieser Bemühungen können wir die Lehre ziehen, daß auch bei der Herstellung eines Nährmittels nicht ein konzentrierter Ersatz der gewöhnlichen Nahrung als erstrebenswertes Ideal vorschweben soll, sondern daß hier die Wissenschaft vor eine ganz andere Aufgabe gestellt ist.

Es gibt drei Klassen von Nährstoffen: die Fette, die zuckerbildenden Stoffe und die Eiweißstoffe. In den Nahrungsmitteln finden wir die Fette und die zuckergebenden Stoffe rein und von bester Beschaffenheit; das Eiweiß dagegen ist in den natürlichen Nahrungsmitteln nicht rein vorhanden, sondern stets von andern Stoffen begleitet, die für das Eiweiß die Rolle des Ballastes oder der Verunreinigung spielen. Daher ist für ein reines Eiweißpräparat ein natürliches Bedürfnis vorhanden. Die Aufgabe, die die Ernährungslehre nun stellt, ist also die, ein reines Eiweiß darzustellen, das geeignet ist, auch von den zartesten Verdauungsorganen leicht aufgenommen zu werden. Eine zweite, weit höhere Aufgabe besteht aber darin, außer den Körperzellen auch den Nervenzellen die wichtigsten Nährstoffe zuzuführen. Der wichtigste Nervennährstoff ist nun das Glycerophosphat, der wirksame Kern der Lecithine. Diese beiden zu einer innigen Verbindung zu vereinen, war die höchste Aufgabe, die die Ernährungslehre stellte, und diese Aufgabe ist gelöst: Seit zehn Jahren sind wir in dem glücklichen Besitz eines Nährmittels, das die höchsten an ein solches zu stellenden Anforderungen in unübertrefflichem Maße erfüllt. Es ist das S a n a t o g e n, welches soeben einen zehnjährigen Siegeslauf durch die Welt der Kranken und Schwachen vollendet hat. Ohne Übertreibung dürfen wir das Sanatogen als ein wertvolles und kostbares Nährmittel bezeichnen; es besteht aus reinstem Milcheiweiß und jenem wichtigsten Nervennährstoff; diese beiden Stoffe sind chemisch miteinander verbunden und vermögen so besonders leicht eine kräftige Wirksamkeit auf den geschwächten Organismus zu entfalten.

Der beste Beweis ist der Erfolg. Wie jener historische Mißerfolg den Denkfehler der älteren Auffassung von den Nährmitteln dartut, so beweist der im Lauf eines Jahrzehnts errungene ungeheure Erfolg des Sanatogens, daß die Hauptziele der künstlichen Ernährung gegenwärtig erreicht sind. Wie bei dem heute üblichen regen Gedankenaustausch nicht anders zu erwarten ist, sind die zustimmenden Veröffentlichungen aus maßgebenden Kreisen außerordentlich zahlreich. Mehr als 120 Abhandlungen in medizinischen Zeitungen und 8000 direkte Zuschriften von Ärzten beschäftigen sich mit den günstigen Resultaten der Sanatogenwirkung. Die wichtigsten Äußerungen sind in Form einer vornehm ausgestatteten illustrierten Broschüre neuerdings zusammengestellt, die von den Sanatogen-Werken, Berlin SW 48, Interessenten gern zugesandt wird.

Hochland

Sechster Jahrgang. Mai 1909. 8. Heft.

# Amsel Wunderlich, der Träumling.

Von

Joseph August Lux.

## I.

Amsel Wunderlich war das Kind armer Leute. Was hat ein junger Mensch zu hoffen, dessen Amme die Not und dessen Gespielin die Sorge ist? Das Glück hat ihn schon von der Geburt an verstoßen.

Amsel hatte kornblumenblaue Augen. Waren die nicht bestimmt, das Glück zu schauen?

Golden wie ein Getreidefeld, darin das Kornblumenblau leuchtete, waren seine Locken. War dieser Scheitel nicht bestimmt, den Segen des Glücks zu empfangen? Schönheit ist ein Verdienst. Der kleine Amsel besaß dieses Verdienst. Sein Mund blinkte weiß von großen Elfenbeinzähnen. War das nicht ein Symbol von fabelhaftem Appetit und von Gesundheit? Ach ja, wenn's nur immer gelangt hätte! Von Appetit allein wird man nicht satt.

Aber die Wirklichkeit war rauh und nüchtern und kannte keinen Spaß. Sie macht keinen Unterschied mit dem armen Pack. Unbarmherzig wie der Märzenschnee, der die jungen ungeschützten Blüten knickt, fällt sie die Kinder der Armut an, und früh, viel zu früh verhärten die Seelen unter den Peitschenhieben der Frühstürme und dorren.

Aber Amsel besaß ein Herz, das voll schöner Lügen war; er glaubte an Wunder und Märchen und sah die Dinge anders, als sie in Wirklichkeit waren. Er belog sich tapfer und ohne daß er es wußte, und das war sein Schutz.

Darum zerfloß der junge Schmerz wie Märzenschnee vor der Sonne, denn Jugend ist Sonne. Jugend ist Märchen. Und da soll die erbärmliche Wirklichkeit zusehen, ob sie ankommen kann. Amsel Wunderlich machte seinem Namen alle Ehre: er baute sich eine eigne Welt, eine Welt der Phantasie, in der er lebte, und die war wahrhaft wunderlich.

Seine Eltern wohnten weit draußen in der Wiener Vorstadt, wo es kunterbunt hergeht, Gemüsegärten sich zwischen den alten grauen Häusern hineinschieben, und weiße Wäsche auf und nieder flattert wie eine Schar schneeiger Tauben oder Gänse.

Alles ist Leben und Bewegung, wenn der Wind vom Kahlenberg und von der Donau her über die Weingelände kommt, übermütig wie ein Trunkenbold, hier über reife Kornfelder tanzt mit roten Absätzen — rot wie blühender Mohn —, sich in die blütenhellen Linnen an der Leine hineinwirbelt, mit einem Sprung sich in die Bäume des alten Herrnparks setzt, der an den Wald grenzt, und in zwei Augenblicken schon jenseits ist auf der Türkenschanze, in einen riesigen Staubmantel gehüllt, toll wie ein rasender Derwisch.

Die Türkenschanze!

Sie war Amsel Wunderlichs Reich, darin er wie ein König unumschränkt herrschte. Die Wälle, tief gerissene Furchen, halbverschüttete Minen, alte Schrammen im Antlitz der Erde, die dort an die große Türkenbelagerung erinnerten, waren bevölkert von zaubervollen Geheimnissen, die unermeßlich waren wie die Geschichten aus Tausend und eine Nacht. In diese Höhlen, die mit ihrem dunklen leeren Auge in die sonnenlichtgetränkte Landschaft hinaussehen, kroch der kleine Amsel am liebsten und saß darinnen wie in einer kühlen, dunklen Grotte, die lichte Welt durch die enge schwarze Öffnung wie durch einen Zauberring zu betrachten. Dahin führte er die zerlumpte Schar der Kinder von der Straße, um ihnen die Schätze zu zeigen, die er dort aufbewahrte: bunte Scherben, die alle Dinge zeigten, ferne Länder und Meere, Sonnenaufgang und Untergang, lauter unerhörte Wunder. Sah man durch das rote Glas, standen Himmel und Erde in Purpur wie nie, wenn die Sonne sank; sah man durch das schwarze Glas, dann konnte man tief im Brunnen die Sterne des Himmels sehen, die Sterne am hellen Mittag! Sah man durch das blaue Glas, dann glich die Welt dem Meeresgrunde; die Bäume waren riesige Seeschlangen, die sich fortwährend wanden; ihr Rauschen war das Tönen des Meeres, das man auch in den Muscheln hört, wenn man sie ans Ohr preßt; die Vögel glichen schnellen Fischen, die

durch die blauen Gewässer schoßen, und die Grotte war das Nixenschloß am Grunde des Meeres, aus Basalt gebaut, darin die Kinder wohnten als Nixen und Elfen.

Oder er lag auf der Wiese, blinzelte durch die Halme und träumte mit offenen Augen. Der Traum war schön. Lavendel blühte, Rosmarin und Thymian; ein Bursche brachte den schönen Sessel mit den goldenen Spitzen, darauf sich das Edelfräulein setzte; es war müde und wollte ein wenig warten, bis der Gärtnersmann kam und ihr die schönsten Blumen aus dem Garten brachte.

‚Lavendel, Rosmarin und Thymian und ein wenig Quendel' wiederholte Amsel still für sich. Das Edelfräulein war des Königs jüngstes Töchterlein; es saß regungslos da und sah Amsel an, und Amsel träumte und rührte sich nicht.

Eine Bewegung entstand in den Halmen, Männer kamen vom Kaiser von Ninive und wollten die jüngste Tochter haben. Da erschien der alte König mit seinen Leuten und sagte: ‚Die jüngste Tochter geben wir nicht!' Aber die fremden Männer, die vom Kaiser aus Ninive kamen, drohten die Fenster einzuschlagen, das Haus in Brand zu stecken, und schließlich sagte der König: ‚So nehmt die jüngste Tochter hin!' Da verschwanden sie alle mit dem Edelfräulein und dem weißen Sessel mit den goldenen Spitzen. Amsel sprang empor, und rief: ‚Reich dein Händchen mir zum Pfändchen, weil ich von dir scheiden muß!' Dann pflückte er schnell alle Blumen, die er erreichen konnte, und schüttete sie mit vollen Händen über sie, Lavendel, Rosmarin und Thymian. Aber das Fräulein war längst fort.

Ach, wie schön und geheimnisvoll die Welt ist! Das mußte man sich von dem kleinen Amsel Wunderlich erzählen lassen.

Wunderlich weiß mehr als du und ich und wir alle zusammen. Er sieht und hört Dinge, die den Erwachsenen nicht im Traum einfallen würden.

Er brauchte nur in den stillen Herrnpark hineinzugehen, in das Schweigen unter den unbeweglichen schwarzen Fichten und Bluteschen.

Da konnte man hören, wie eine Quelle rief oder ein Vogel schrie weit hinten an der zerbröckelten Mauer, wo Tropfen niederfielen, tickend, von Stein zu Stein. Das Herz des Waldes, das schlägt, erklärte Wunderlich. Ein anderes Mal aber sagte er: Es sind vielleicht die fallenden Tränen der Quelle, die weint über den bösen Nix.

Nachts, wenn die Strahlen des Mondes das Haar der Quelle kämmten und die silbergoldenen Sternelein herabsanken, um das strahlende Haar zu schmücken und darin zu funkeln, stieg der böse Nix aus der Grube und wusch sich die Beinelein mit dem Quellenhaar. Die Wellen zerstoben, und die Sterne sprangen wie glühende Funken ab.

Sie lagen ertrunken in den kleinen Tümpeln umher. Dann klagte die Quelle den ganzen Tag über den verlorenen Schmuck. Um den Unhold zu reizen, brauchte man nur in den Wald hineinzuschreien: ‚Nix, greif' zu!‘

Sobald er es hörte, kam er aus dem Walde hervor, in seltsamen Verwandlungen die Kinder zu erschrecken.

Wir haben solches nie gesehen, aber der kleine Wunderlich behauptete es, und er wird wohl recht haben.

Wo dieser Bub noch hingeraten wird, wenn er das Lügen nicht läßt, das weiß der liebe Himmel. Ja, ja, ihr Leute, das weiß der liebe Himmel.

Alle Schlechtigkeit beginnt mit der Lüge, sagten die Nachbarn. Sie werden noch sehen, Frau Wunderlich, daß es mit ihrem Jungen auf der schiefen Ebene nach abwärts geht, wenn es der so fort macht!

Aber dem Kleinen war nicht beizukommen. Er konnte sein Fabulieren nicht lassen. Die unmöglichsten Dinge wollten ihm passiert sein. Und er behauptete es mit so großer Ernsthaftigkeit, daß manche schließlich glaubten, es müßte doch etwas Wahres daran sein, besonders als Amsel von dem krummen Schneider erzählte, der auf einem Baume saß und einen großen Geldbeutel hielt. Die Sache war so:

In die einsame Allee, die am Hause vorbeilief, war Amsel abends hinausgegangen. Die Laternen brannten, sie ragten in die schwarzen Baumkronen hinein. Sie schienen darin zu hängen wie farbige Lampions, halb verdeckt von den gespreizten Fingern der Kastanienblätter.

In den wirr verschlungenen Zweigen saß der krumme Schneider und hielt einen großen Geldbeutel herab. Amsel fürchtete sich nicht; er erhob seinen kleinen Stock und schrie in den Baum:

‚Schneider, laß den Geldbeutel da, oder ich schlag dich himmelblau!‘

Amsel hätte den Geldbeutel gut brauchen können, aber er wußte augenblicklich nicht, sollte er für des Königs schönstes Töchterlein, das die bösen Buben gefangen hielten, Honig und süßen Mandelkern kaufen, oder sollte er sich des Nachbars Bummerl kaufen, den Hund, den er auch sehr liebte, und der ihn rupfte, wenn er Amsel sah.

Tausend Taler ist kein Geld, dachte er, wenn ich nur den Bummerl hätte!

Aber der krumme Schneider wollte den Geldbeutel nicht lassen.

Darum schrie der kleine Held:

‚Himmelblau ist noch nicht genug, tausend Prügel noch dazu!‘ Da hatte der krumme Schneider große Angst, er kletterte von Ast zu Ast und verschwand.

Als die Leute nachsehen wollten, ob es mit dem krummen Schneider und namentlich mit dem Geldbeutel richtig wäre, behauptete Amsel, es sei der böse Nix gewesen, der ihn geäfft habe.

Es war nichts anzufangen mit ihm. Man mußte ihm sein Lügen

lassen. Das tat er mit ungeheurer Fertigkeit, wo er stand und ging, unbekümmert, wie ungereimt das Zeug auch sein mochte, das er sich vorgaukelte. Schlich er in die Nähe des alten Herrnschlosses, wo der Park in einen schönen Garten überging, der voll Sonne und Blumen war, dann vergaß er schon im nächsten Augenblick, daß er nicht hierher gehörte und als fremder Eindringling kein Recht hatte zu tun, als ob er hier zu Hause wäre. Aber er tat doch so und ging auf den weiß bekiesten Wegen nachdenklich auf und ab, indem er fortwährend rechnete:

‚Zwei lederne Strümpf'
Und vier macht fünf;
Wenn ich einen verlier',
So hab ich nur mehr vier.'

Dabei fiel ihm die Geschichte ein von dem alten Professor, der vor Freuden in den Himmel auffahren wollte und sechs Rößlein in einen Galopp spannte. Darüber mußte er laut lachen; er warf sich der Länge nach ins Gras und sah stillvergnügt ins Blaue, ob er das lustige Gespann mit den sechs Rößlein nicht am Ende noch entdecken könnte; aber eben segelte eine schwanenweiße Wolke wie ein munteres Schifflein dahin, die Sonne stieg leuchtend aus dem Schiff heraus und tauchte mit allen Strahlen in die blaue Flut, daß diese ganz gülden wurde. Da konnte man freilich sonst nichts sehen.

Bis der Gärtner kam und ihn verjagte.

Was war da nun zu tun? Er konnte, wenn er wollte, den Stieglitz besuchen und dann daheim die Geschichte erzählen, die er sich von diesem Stieglitz in den Kopf gesetzt hatte. Es war ein Stieglitz, der mit einem armen Zeisig zusammen bei einem alten Schuster in der Nachbarschaft wohnte. Der Zeisig war krank; er mußte zum Bader gehen, sich zur Ader lassen, und der Stieglitz rupfte sich die Federn aus, dem Zeisig ein Bettlein daraus zu machen. Armer Zeisig! Treuer Stieglitz! Amsel machte ihnen täglich Besuch. Aber er konnte jetzt auch zu den Nachbarskindern gehen und die goldene Brücke bauen. ‚Woraus willst du sie machen?' fragten die Kinder. Aus Gold und Edelstein. Amsel stellte die Kinder in zwei Reihen auf, und jedes sollte sich als Gold und Edelstein fühlen. Aber es gab ein kleines Hindernis. ‚Ihr seid ja nicht gewaschen!' sagte Amsel. Aber die Kinder antworteten, sie hätten keine Seife; kaufen könnten sie keine, weil sie kein Geld hätten; stehlen könnten sie auch keine, weil Stehlen verboten sei. Das sah Amsel gern ein, und er verwandelte nun jedes der Kinder in Gold und Edelstein. Sie mußten die Brücke bilden, und er zog durch die goldenen Reihen. Auch jedes der Kinder durfte nach ihm durch die goldene Brücke ziehen, wenngleich sie nicht gewaschen waren. In Amsels Welt war es gut zu leben, dort gab es lauter goldene Brücken.

Diese und noch viele andere Herrlichkeiten konnte man in Amsels Wunderwelt sehen.

Ja, Amsels Welt ist wundersam. Sie ist unendlich, und wir werden sie nie ganz kennen lernen. Ob zwar auch wir, die Großen, darin gelebt haben.

Freilich, das ist schon lange her.

## II.

Eigentlich waren es die Stimmen der Heimat, die in dem Knaben Wunderlich lebendig waren. In dem ärmlichen Heim bei den Eltern hauste die Zwietracht, — der Kummer liegt immer mit sich selbst im Kampf, — da fand die junge Seele keine Nahrung. Aber die Stadt oder das, was Amsel von der großen lieben Stadt kannte, die paar Gassen an der Peripherie, am Fuß des Kahlengebirges, wo alles ländlich wird, diese Stadt besaß eine tönende Seele, die in dem jungen Herzen sang. Es ist nicht der Großstadtlärm gemeint, der in verworrenen Lauten Sonntags in den stillen Gartengassen der äußersten Vorstadt ertönt, wenn die Ausflügler durchziehen. Es waren vielmehr die leisen Stimmen, die Lieder, die in allen Dingen schlummern und die in seinem innern Ohr erklingen wollten.

Was Kinder anderswo mühsam erträumen müssen, in seiner Heimat steht alles von der Wirklichkeit bejaht, von dem Märchenglanz zeitlicher Ferne umflossen, mitten im lichten Alltag.

Da sind die Blumenhöfe hinter den weiten Toren der alten Häuser, die einen menschlichen Geruch haben, der erzählt von den Schweißtropfen der Angst, von der Sorge, von der Lebensmüh und Sterbensnot vieler Geschlechter, die Blumenhöfe hinter den Toren, die laut aufhallen, wenn ein Fremder zufällig vorübergeht, wo man Verstecken gespielt hat hinter dem wilden Wein an den Wänden, hinter den Oleanderbäumen in Holzkübeln, hinter den Lauben, an denen zur Reifezeit schwere Trauben hängen.

Da sind die alten Patrizierhäuser aus alten besseren Zeiten, wo nun die kleinen Leute wohnen, aber dennoch ein Hauch von alter Vornehmheit liegt, wo man die Nachbarskinder besucht und das öffentliche Leben mitgemacht hat. Denn alles Leben in jenen ruralen Stadtteilen, die eigentlich mehr Dorf als Stadt waren, vollzog sich öffentlich.

Da war Amsel Wunderlich überall zu Hause, tagelang unter fremden Leuten, und es wäre nichts Besonderes gewesen, wenn er eines Abends nicht heimgekommen wäre. Denn die Leute, wenn es auch viel Streit und Hader gibt, leben dort wie eine große Familie im Guten wie im Bösen, und da zur guten Jahreszeit alles unter freiem Himmel geschieht unter den Augen der Großen, so war es nur zu natürlich, daß die Kinder Nestflüchtlinge wurden. Es war natürlich, weil die Wohnungen klein waren und die Familien kinderreich.

Da also waren Wunderlichs Bekannte. Der Schmied, der drüben hämmerte; die Kinder des Krämers, die um den Urgroßvater herumtollten, während der Alte vor der Türe eine hundertjährige Geschichte zu erzählen versuchte und immer den Faden verlor; die Weinbauersleute, die mit schweren Stiefeln über die schönen, fließengelegten Höfe der alten vornehmen Barockhäuser schritten, wie man es oft in ausgestorbenen italienischen Palästen sieht, in denen sich wie hier ein kleines, armseliges Leben eingenistet hat und mit schweren Bauernschritten über den Estrich schlürft, Getreide in den Prunksälen einzulagern.

Und wenn Amsel um die nächste Gasse bog, konnte er in einem andern Haus mit einem schmalen Gärtchen davor einen Silberscheitel mit einem weißen Häubchen sehen. ‚Grüß Gott Frau Mutter!‘ Jedesmal blieb Amsel stehen, bis sie ihn sah. Entweder war sie in den Zimmern beschäftigt, wo ihre zitternde Hand mit einem Lappen über die alten, dunkel gewordenen Mahagonimöbel sorgsam hinfuhr, und dann erschien auf seinen Anruf ihr Fensterbild zwischen den Geranien und Nelken; oder sie saß vorn in der Laube, die mit kleinen Rosen überwachsen war, saß und strickte. Immerzu mußten die Hände beschäftigt sein. Sie hatte alle ihre Kinder und Enkelkinder verloren und lebte in dem Häuschen allein ihre alten Tage, die gezählt waren. Da blieb er stehen, bis die Alte rief, die immer für ihn eine Süßigkeit hatte. Sie meinte, daß er einem ihrer verstorbenen Enkelkinder ähnlich sehe, und das war der Grund, warum die sonst mürrische, menschenunfreundliche Alte aus ihrem verschlossenen Herzen einen verblichenen Schatz mütterlicher Zärtlichkeit für den fremden Knaben aufbrachte, der sie mit unbewußtem Takt und mit dankbarem Instinkt für das, was sie gern hörte, Frau Mutter nannte.

Am liebsten aber schlich Amsel zu dem geheimnisvollen Herrenhaus im Schloßpark hin, zu den Wirtschaftsgebäuden, wo die Dienerschaft und die Taglöhner wohnten, die in dem Schloßhof bedienstet waren. Dort hatte er eine liebe Gespielin gefunden, klein Anni, das Kind eines ewig betrunkenen Maurers und einer derben Böhmin, die auf dem Hofe den Hausmeisterposten versahen. Klein Anni schien sich vor ihren Eltern zu fürchten; sie war gebrechlich wie dünnes Glas, fast durchsichtig vor Zartheit, aber klug und ernst, viel ernster und klüger als Amsel, obzwar sie einige Jahre jünger war als er und eben die erste Schulklasse besuchte. Sie pflegte die Puppe, kochte im Sand und führte mit Amsel eine glückliche Hauswirtschaft im Winkel.

Anni würde nicht lang leben, sagten die Leute.

Seltsam, wie die vergänglichsten Menschenblüten von wundersamster Schönheit verklärt sind! Wie sich das Volk den Engel vorstellt, so sah Anni aus, ätherhaft mit goldenen Haarringeln um das wächserne Gesichtchen

und schattenblaue Ringe um die großen braunen Augen, die noch größer erschienen, als sie waren, staunend aufgerissen, als ob sie in alle Himmel sähen. Und seltsam, wie diese kindlich knospenhafte Unerschlossenheit vereinigt ist mit der Müdigkeit und Reife des Welkens, so, als ob dieses Kind schon tausend Jahre gelebt hätte! Sie hatte alles geistig voraus, was andere Kinder in einem langsamen Wachstum erst spät und mühsam erlernen. Sie fing alle Worte auf, die sie je erhörte, und sprach sie mit großer Selbstverständlichkeit während des Spielens aus, als ob sie alles verstünde und alles längst gewußt hätte, was je in ihrer Umgebung gesagt werden konnte. Kindheit und Greisenhaftigkeit, hier ward es in einem gegeben.

Kein Wunder, daß in der lieblichen Kinderehe die zarte Kleine den robusten, ungestümen Knaben bemutterte, der das Mädchen behütete wie ein allzu gebrechliches Heiligenfigürchen aus Tragant, wie es an den Kirchweihtagen die Lebzelter verkaufen. Amsel betete die kleine Heilige an mit der ganzen frommen Innigkeit kindlicher Minne. Er brachte Lachen und Fröhlichkeit in den verklärten Umkreis dieses Persönchens. Aber es sah seinem Lachen groß und verwundert zu. Sah bloß zu und lachte selbst nie. Es war ohne die Gabe des Lachens zur Welt gekommen.

Dieses Kind wird nicht lange leben. Das waren Worte, die einen dumpfen, wühlenden Schmerz in dem Knaben entzündeten, obgleich es nur eine ungewisse Vorstellung war, die sich in seiner Seele mit jenen Worten verband. Aber sie warfen einen Schatten auf das kleine Paar, und wenn die beiden in ihrem Winkel an der grünumbüschten Mauer spielten, hockte der Tod im Dunkel der Hecke und sah mit hundert leeren Augen ihrem Spielen zu.

In den ersten Schuljahren hatte Amsel einen neuen Freund gewonnen. Es war sein Lehrer Stengelmayer. Der stand groß und anbetungswürdig vor seiner Seele, und wenn in der Schule von dem Herrn Jesus erzählt wurde, dann dachte Amsel, daß Herr Jesus nicht anders ausgesehen haben könnte wie der Herr Stengelmayer.

War es schön in der alten kleinen Dorfschule! In dem freundlichen, weißgetünchten Flur mit weißgestrichenen Bänken, der in einer Glastüre nach dem Hofe endete, wo wiegende Baumkronen und Blumen hereinnickten! Eine breite Treppe mit niederen Holzstufen führte gelinde nach oben, wo die Schulgänge in offenen Arkaden liefen, in Arkaden, die sich auf den beiden Stockwerken des Hauses nach dem Garten öffneten und diesen mit zwei seitlichen Bauflügeln umschlossen. Das Haus lag behäbig da, ein wenig gedrückt und niedrig, dafür aber um so behaglicher in die Breite gezogen. Einst war es ein Kloster gewesen, und die Bogengänge schienen bestimmt, nur fromme Beter, Schweigen und Andacht zu beherbergen. Nun aber

wohnte Jauchzen hier, wenn der Kinderfrühling durch diese breiten, niederen, hellen Gänge drängte, die Schar von blonden, braunen und schwarzen Kinderscheiteln, die zwischen den roten Geranien an den Mauerbrüstungen auftauchten und in Lärm und Bewegung durcheinander gleiteten. Auch im Schulzimmer standen an den breiten Fensterbrüstungen Blumentöpfe, die mit ihren roten, gelben und blauen Blüten gar prangend in dem festlichen Weiß der Zimmerwand aussahen. An den Wänden war weiter nichts als die schwarze Tafel an der Schmalseite und daneben die Reproduktion eines Christusbildes unter Glas und Rahmen.

Es ist das Selbstporträt eines großen altdeutschen Meisters namens Albrecht Dürer, hatte der Lehrer erklärt.

Es ist das Porträt des Herrn Lehrer Stengelmayer, dachte Amsel und glaubte im stillen fest daran; denn die Ähnlichkeit war zu groß.

‚Grüß Gott, kleiner Prinz!‘ sagte Stengelmayer und tätschelte den Jungen auf die Wangen, wenn er ihm in den Gassen oder zwischen den Weinbergen oder auf den Höhen der Türkenschanze begegnete.

Das Rot der Rosen blühte in dem Gesicht Amsels auf und wuchs bis unter die gelben Haare; die Blaublümelein der Augen suchten rasch den Boden und wurzelten sich zwischen etlichen Grashalmen ein. So scheu und verlegen konnte er werden, wenn ihn die Heilandsstimme des Lehrers plötzlich anredete. Aber in seinem Herzen wuchs eine starke Liebe für den guten Herrn Stengelmayer.

Aber auch die große innere Stadt hatte der kleine Amsel früh kennen gelernt, wenn er die feinen weißen Stickereien, die seine Mutter verfertigte, nach dem vornehmen Geschäft zu bringen hatte, wo sie in glänzenden Schaufenstern die Bewunderung von Hunderten fremder Menschen erregten.

Kinder seiner Herkunft werden nicht geschont und müssen sich schon früh daran gewöhnen, mitzuhelfen und an dem schweren Leben zu tragen. Aber die langen Botengänge nach dem Stadtinnern wurden dem Knaben leicht. Da ging er vergnügt mit staunenden Augen die langen belebten Straßen entlang, die wie die Adern eines großen Organismus nach dem innersten Kern rinnen, nach dem Herzen der Stadt. Dieses Herz ist der große St. Stephansdom, und es schien dem Knaben, als müßten alle großen Straßen der Stadt dort in das Riesentor mit dem spitzenartig geflochtenen eisernen Gitter einmünden, in diesen Wunderdom, dessen andachtsvolles Dunkel in Silbersärgen heilige Leiber birgt, Leiber, die wie Blütenstaub in metallenen Blättern ruhen. Jedesmal ging er, nachdem er seine Ware abgeliefert hatte, noch die paar Schritte weiter zur Kirche hin, um im Schatten der welkenden Mauern die geheimnisvolle Andeutung des vergangenen Lebens zu spüren, wenn er es auch noch nicht verstand. Eine geheime ahnende

Stimme rief ihn und flößte ihm die Gewißheit ein, daß die Dinge dieser Stadt zu ihm gehörten und er zu ihnen. Noch leichter und freier als der Hinweg wurde ihm der Rückweg, wenn oftmals schon die Abenddämmerschleier in den hohen engen Gassen der Stadt niedersanken und das Gesicht der alten steinverzierten Häuser groß und sprechend machten. Für die Phantasie des Knaben hatten die Steine eine Sprache; die feinen, von Regen und Sonnenschein verwitterten Linien der alten Gemäuer waren seltsam belebt, sie waren Geschichte, und die Steine redeten; an Palästen ging er vorüber, auf deren Stirnen glänzende Namen lagen wie heimliches Licht; an vielen Kirchen ging er vorüber, die leise von innen heraus erbebten unter den erschauernden Klängen der Orgelmusik und im schwellenden Gesang der Andächtigen. Und wenn er mit sinkendem Abend in die Ländlichkeit des Vororts hinauskam, hing an dem türkisgrünen Himmel die schöne, amethystfarbene Silhouette des Kahlengebirges; weiter drüben glänzte die Donau herauf, in Höfen da und dort saßen im nächtlichen Grün bei orangefarbenem Kerzenlicht einige Zecher beim Wein; in den Gassen vor den Toren gruppierten sich alt und jung, Menschen, die hier eingewöhnt sind und ererbte Züge tragen; Kinder und Mädchen mit staunenden, fragenden Augen, die in die Ferne sehen. Kinder und Greise merkwürdig ähnlich. Und ein Erzählen geht, ein Erzählen von langen Familiengeschichten, erinnerungsreich, wie hier alles ist. Hinter jeder Hecke, hinter jedem Treppenwinkel blüht ein Roman. Ist es ein Absterben, ist es ein Aufblühen? Wer kann es sagen?

Nicht daß Amsel Wunderlich diese Stimmung mit Bewußtsein empfand. Seine junge Seele war in voller Kindlichkeit befangen und konnte für diese Dinge in den frühen Knabenjahren noch kein Verstehen haben. Aber eine Ahnung von diesen stummen Liedern, die in den scheinbar toten Dingen lagen, fiel ihm ohne sein Wissen ins Herz und zwang es, in dem großen Akkord mitzutönen.

Ach ja, das Kindsein ist doch schön in einer solchen Stadt!

## III.

Aber so ganz ohne Gnadenquellen war auch das freudlose Heim nicht.

Da hängt ein großes Bildnis an der Wand, das Porträt der Großmutter, mit dem der Junge ein eigentümliches Seelenbündnis geschlossen hatte.

Großmutter sieht aus wie in ihren besten Jahren, als Frau, die schon alle ihre Kinder gehabt hat, acht an der Zahl. Wie gut sie aussieht! Die dunklen Haare sind in der Mitte gescheitelt und ziehen in schönem Schwung stark in die Schläfe hinein. Das blaue Seidenkleid ist tief ausgeschnitten, ein feines Spitzentuch trägt sie darüber. Um den schönen Hals läuft eine neunfache Perlenschnur, vorne von einer großen Broche zu-

sammengehalten. Sie trägt die großen, aber ungemein fein und leicht gearbeiteten Ohrgehänge aus den Dreißiger- und Vierzigerjahren und schön gefaßte Ringe: Topas, Amethyst und Chrysopras. Stundenlang könnte man sie ansehen. Wie schön sie ist! Überallhin folgen ihre Blicke. Stellt man sich links, stellt man sich rechts, in die Mitte, immer blickt sie einen an mit ihren braunen, klaren, gütigen Augen. Der Maler ist gar nicht bekannt. Aber das Bild lernt man lieben und im Bilde die Frau. Bald hatte sie einen unverlierbaren Platz in der Seele Amsels und lebte mit ihm, obzwar sie längst tot war. Im Leben hatte sie der Junge nie gesehen. Ein Jugendbildnis ist noch da. Da war sie Mädchen, trug einen bebänderten Florentinerhut und weiße, duftige Tüllkleider. Ein Pastell, blaß und rührend anzusehen, ausgebleicht, aber rosig umhaucht, wie verdorrte Rosen.

Die Mutter konnte auf das Drängen Amsels nicht genug erzählen von ihr. Großmutter mochte in ihren früheren Jahren wohl ein wenig putzsüchtig gewesen sein, o ja, und trotz der strengen Zucht, in der zu ihrer Zeit die Mädchen aufwuchsen, geht die dunkle Sage, daß auch ihr Leben einen Roman hatte. Aber in jenem Porträt, durch das sie in den Gesichtskreis ihrer Enkelkinder trat, war sie schon ganz Milde und Abgeklärtheit. Die alte schwere Seide im Schnitt, der zu ihrer Glanzzeit Mode war, die Farben von erlesener Feinheit, all diese zeitlich entrückte Vornehmheit gab dem Bildnis ein geheimnisvolles und anbetungswürdiges Ansehen und übte früh einen tiefen Eindruck auf das weiche Gemüt des Knaben, der das Bild stundenlang ansehen mochte, andächtig wie in einer Kirche.

Heliotrop, schwarz, dunkel Lila und jenes leuchtende Blau, das waren ihre Farben. Daß sie an jedem der hohen Festtage des Jahres ein besonderes Seidenkleid in einer besonderen Farbe trug, erzählte oft und oft die Mutter. So war es in den behaglichen Bürgerkreisen jener Zeit Sitte. Und daß sie das feine weiße Linnen, das sie besaß, hütete wie Silber, auch davon redete die Hauschronik. Auf solche feine Wäsche hielt sie mit der ganzen Kraft ihrer Bürgertugend. Mit derselben fast peinlichen Strenge wie auf ihre persönliche Erscheinung soll sie auch auf ihr Hauswesen bedacht gewesen sein.

Amsel hatte aus den allerersten Kinderjahren eine dunkle Erinnerung an alte, braune, glänzende Möbel behalten, an Kommoden, Schränke und Tische aus Mahagoniholz, die mit glatten Flächen spiegelblank dastanden, und an denen kein Stäubchen ersehen werden konnte. Das waren Erbstücke aus Großmutters schöner, behaglicher Zeit. Wo waren die hingeraten? Nichts ist geblieben als öde Leere, peinigende Armseligkeit, unbedeutendes Gerümpel. Es muß ein schwerer wirtschaftlicher Zusammenbruch gewesen sein, der Amsels Eltern so tief herunterbrachte, als sollten sie sich nicht mehr

erheben. Aber sein Gedächtnis hatte davon nichts behalten als den Eindruck einer ganz plötzlichen, merkwürdigen Veränderung, in der sich die ganze Familie mit einem Male am äußersten Rande der Vorstadt in einer ziemlich trostlosen Lage befand.

So stand das Bildnis, der Kronzeuge einer verschwundenen glänzenden Zeit, in der nackten Behausung, an einer weißgetünchten, leeren Wand, in dieser Umgebung fast gespenstisch anzusehen.

Es war ein immerwährender Segen, der aus diesem Bildnis niederströmte. Groß und licht stand die Frauengestalt vor der Seele Amsels, der ihren warmen Blick auf sich ruhen fühlte. Ihr Geist umschwebte den Enkel.

‚Großmutter, du lebst!‘ jauchzte der Knabe Wunderlich.

Es konnte scheinen, als sollte sie durch ihre Handlungen und Worte in ihren Nachkommen fortleben, so stark war das stille Beispiel, das ihr biederes, gediegenes Wesen gab. So wenigstens konnte es nach den Erzählungen der Mutter den Anschein haben, aber es ist mit ihren unmittelbaren Nachkommen leider ganz anders geworden, als es hätte erwartet werden dürfen.

Die Familiengeschichte verzeichnet nach Großmutters Tode ein jähes Absteigen der Linie. Ein Teil ihrer Kinder hatte ein eigenes Hauswesen gegründet; sie betrieben ihren Erwerb auf dem sagenhaften Wiener Brillantengrund, aber die Herrlichkeit dauerte nicht mehr lange. Die Zeiten hatten sich geändert, und die Menschen hatten nicht gelernt, sich in neue Verhältnisse zu schicken. Sie trugen zu schwer an ihrer Tradition, an einem ererbten Stolz, an Konventionen, die ihren Geist und ihre Tatkraft einschnürten. Und so sahen sie hilflos ihrem eigenen Untergang zu. Einige der Verwandten hatten sich mühsam auf einem niederen Niveau erhalten und ihre bescheiden gewordene Existenz gesichert, wie Amsels Tante Nina und Onkel Jakob, die aber mit unerträglichem Hochmut gepanzert blieben, namentlich was die Tante betraf. Die unverheiratet gebliebenen Kinder der großmütterlichen Familie führten entweder ein austerhaft abgeschlossenes egoistisches Dasein, wie Onkel Franz, der als Privatgelehrter nur seinen Studien lebte, keinem Besuch die Tür öffnete, sich von den Geschwistern entweder nur per Sie anreden ließ, wenn er sich nicht überhaupt jede Annäherung verbat; oder wie Tante Marie, die ein Aschenbrödeldasein führte, bei allen Verwandten in der Wirtschaft mithalf und als unbezahlte Magd überall zu Hause war und nirgends.

Und nun gar Amsels Mutter! Die litt an einem sehr komplizierten Schicksal. Sie besaß zwar einen lebhaften Geist, aber nicht die Tatkraft, die Ruhe und Würde, die aus dem Wesen der Großmutter zu leuchten schienen. Sie war schnell und beweglich wie eine Französin, ahnte sehr

viel mehr, als sie wußte, und gelangte durch ganz merkwürdige Eigenschaften zu einer Bildung, die für ihre Zeit, für ihre Schule und namentlich für ihre späteren Verhältnisse ungewöhnlich war. Aber sie besaß darin keine feste Grundlage, und darum war ihre Bildung mehr Schmuck als Inhalt, vielleicht sogar nur Theaterschmuck, glänzend zwar, aber unecht.

Ihre Zeit verlangte nicht mehr von dem Frauenwesen. Wäre sie in die richtigen Hände gekommen, in ein gesichertes Heim an der Seite eines Gatten, der das Leben zu führen verstand, dann hätten sich ihre natürlichen Gaben zu einem Wunder entfaltet.

Aber das war die ausgesuchte Bosheit des Schicksals, daß sie an einen Mann geriet, der nicht geschaffen war, harmonisch zu ergänzen und zu ersetzen, was dem Frauenwesen fehlte. Er vernachlässigte früh sein Geschäft, ließ es zerfallen, suchte fremde, liederliche Brüderschaft und überließ dem Weib die Sorge um das Dasein für sich und die Kinder. Was früher Hauskunst gewesen zum Schmuck des Daseins im Großelternhaus, die feine Nadelarbeit, das wurde nun Erwerbsmittel für das kümmerliche tägliche Brot. Unter diesen Verhältnissen gingen die zarten Gaben der Frau zugrunde. Haß und Verbitterung fraß sich tief in ihre Seele ein, und böse Worte fielen oft zwischen den Eltern, die nie an eines Kindes Ohr gelangen sollten.

Sollte es jemals ein Erheben aus diesen traurigen Tiefen geben?

Die Hoffnung ruhte auf dem goldenen Scheitel Amsels. Noch drei winzige Geschwister krochen in der Stube umher, von denen sich noch gar nichts sagen ließ. Aber er war der älteste, er mußte die in schroffen Kadenzen gefallene Linie des Geschlechts wieder hinaufführen in einem steilen Zug nach oben. Er mußte wie aus unsichtbaren Quellen und ohne sein Vorwissen alle Kräfte sammeln, die die Vergangenheit des heimischen Bodens und der weitverzweigten, mit vielen alten Ehren bedeckten Familienbeziehungen enthielten. Er mußte gleichsam als der verkörperte genius loci der Welt ein Beispiel geben, in dem sich nicht nur das Geschick der Generation, sondern auch der ganzen Stadt in einem Symbol zeigte. Er sollte beweisen, daß es trotz des scheinbaren Niedergangs, an dem viele alte Wiener Familien und mithin ein Stück alten Wienertums verknüpft ist, ein Aufblühen gäbe, ein Wiedererwachen aus eigener Kraft, ein Auferstehen zu neuer Schönheit, zu neuem Schaffen, zu neuem Ruhm.

So hoffte im stillen vielleicht die Mutter, die immer maßlos war: maßlos im Lieben, maßlos in der Erbitterung und im Haß und schließlich maßlos im Wünschen.

Man hat es oft gesehen, daß Kinder nicht bei der Elterngeneration ihre geistige Heimat suchen, sondern die Generation der Eltern überspringend

sich an die Großeltern mit desto größerer Innigkeit anschließen, als ob hier ein Naturgesetz vorläge.

Man hat oft gestaunt, wie Kinder auch äußerlich Ähnlichkeiten mit der Großelternverwandtschaft aufweisen; nicht nur äußerlich, vor allem geistig, was das Entscheidende ist.

Vielleicht blieb darum Amsel Wunderlich von den Widerwärtigkeiten seiner Jugend, von den seelenvergiftenden Worten und Gehässigkeiten unberührt, weil er ein Erbe trug, das nicht seiner Gegenwart und seiner Wirklichkeit entstammte.

Und wenn er tapfer log und sich in eine Phantasiewelt hineinlog, so folgte er vielleicht einer Wahrheit, die ihm gehörte, und die er dieser Wirklichkeit zu seinem Schutz instinktiv und beharrlich entgegensetzte.

Es gibt durchaus Menschen, die selbst in der größten Verkommenheit ihrer Umgebung nichts von der ursprünglichen Reinheit und Schönheit ihrer Seele einbüßen, solche, die nicht hinabgezogen werden können, wie es umgekehrt Menschen gibt, die auch auf den Höhen des Daseins vom Wurmstich und von der Fäulnis nicht verschont bleiben.

Sollte der arme Amsel Wunderlich zu den Begnadeten gehören, die eine Mission zu erfüllen haben?

Das wissen wir noch nicht.

Wir wissen nur, daß sein Glück etwas ganz Unwirkliches war, und daß er ebensogut, und zwar aus sehr vielen handgreiflicheren Gründen hätte höchst unglücklich sein müssen, wenn es auch einem Alter wie dem seinigen nicht zum Bewußtsein zu kommen pflegt.

## IV.

Amsel hatte allerdings auch einen Feind, den er fürchtete und verabscheute. Es war Wunderlichs Schicksal, daß er mit diesem Feind jahrelang zusammentreffen, seine Willkür und Launen in stummer Demut ertragen und für das Wenige danken mußte, das er aus den Händen dieses Feindes empfing.

Dieses Wenige war nichts Geringeres als das tägliche Brot.

Und der Feind war der reiche Kaufmann Luckeneder, bei dem er die feinen Nadelarbeiten seiner Mutter abzuliefern hatte. Was war das für ein harter Kieselstein, ein nie auftauendes, frostiges Herz, ein zusammenscharrender, geiziger Filz, ein unbarmherziger Bedrücker, grausamer als der König Herodes, wenn er auch nicht die unschuldigen Kindlein ermordete. Aber er tötete nach Amsels Gefühl die Gerechtigkeit, weil er nie ein anerkennendes Wort, sondern nur Tadel für die schönen Arbeiten hatte, die Amsel zu bringen hatte. Er brachte die Freude seines Herzens sofort auf

den Gefrierpunkt, wenn er hinter dem Ladentisch erschien, die Nase spitz, das Gesicht runzelig, der Gang steif, die Augen rot, die dünnen Lippen blau, Bart und buschige Augenbrauen ehemals fuchsfarben und nun mit Reif bestreut und die Stimme heiser und krächzend wie die eines hungrigen Raben zur Winterszeit.

So stand er in der Phantasie des Knaben, der bei seinem Erscheinen im Herzen erbebte und die ersten heißen Wallungen des Zorns bis zur Kehle steigen fühlte, wenn der kärgliche Lohn nach dem geschickt eingeleiteten Manöver einer schlecht machenden Kritik herabgedrückt wurde, was leider oft geschah.

Wunderlich zitterte vor Erregung und ballte die kleinen Fäuste, aber er war schwach und hilflos und mußte das Unrecht gewähren lassen. Es war die einzige Verdienstquelle, und wenn sie auch spärlich floß, so war es doch etwas.

Am Tage des Weihnachtabends wanderte Wunderlich mit einem großen Paket bestickter Leinwand zur Stadt.

Die Stickereien, die er auf den Armen trug, waren herrlich wie Eisblumen, weiß in weiß. Lange Arbeitsnächte mit geröteten Augen, steifen Fingern, vor Müdigkeit und Kälte steif, lange Nächte im dunstigen Schein der Petroleumlampe hingen an diesen gestickten Blumen; Sorgen, Seufzer und Tränen hingen daran, alle schmerzlichen und bittersüßen Empfindungen, die Mutters Hände hineingearbeitet hatten, und nun als das Werk fertig war, schien alles darin verwandelt in Schönheit, in ein Blühen und Prangen von weißen Blumen und Zweigen, ähnlich wie sie der Winter kunstvoll an die Fenster malt zum Jubel der ahnungslosen Gemüter, die nicht daran denken, daß ein Herz erfrieren mußte, damit diese Kunst zustande kam.

Aber diese zarten, kunstvollen Stickereien waren zur Freude der Menschheit geschaffen. Sie wetteiferten mit der feinen Kunst des Edelschmiedes, der die Gestalten seiner Phantasie aus dem mattglänzenden Spiegel des Silbers hervorzaubert und feine Goldgespinnste in sinnvoller Ordnung um seine halberhabenen Gebilde legt; sie wetteiferten mit dem vielfach durchbrochenen, auf das Wunderspiel von Licht und Schatten berechneten, rhythmisch und phantastisch komponierten Mauerwerk edler Architektur, wie jenes vom St. Stephansdome; sie wetteiferten schließlich mit Gedichten, deren Strophen kunstreich verschlungen und Vibration sind, voll von Vibriationen einer inneren Musik und einer geistigen Sinnlichkeit der Gedanken. Diese Stickereien waren zur Verherrlichung da wie alle Kunst, die Tränen in Diamanten und Blutstropfen in Rubinen verwandelt. Und dem Leid erst blühen die Wunderblumen.

Es war eine süße Last, und die Furcht, Herr Luckeneder könnte bei übler Laune sein und die Lohnauszahlung auf einen späteren Tag ver=

schieben, wagte sich nur schüchtern hervor, sie zog sich alsbald wieder zurück. Sie hatte keinen Raum in einem von Weihnachtshoffnungen erfüllten Herzen.

Klein-Anni lief mit zur Stadt, denn es gab da viel Wundersames zu sehen, besonders um diese Jahreszeit. Amsel konnte nicht müde werden zu erzählen, was sich am Hof ereignete, an diesem großen, von ehrwürdigen Gebäuden umschlossenen Platz, der zu den schönsten der Stadt zählte. Das sollte Klein-Anni nun alles sehen.

Dort war über Nacht eine Kleinstadt aus der Erde gewachsen, eine kleine Märchenstadt, lustig anzusehen mit ihren mehr als hundert Hütten und den schmalen Gäßchen zwischendurch, die, von weißen Tüchern luftig überdacht, die Trübseligkeit des blaugrauen Himmels, Regen und Schnee ausschließen und nur allen guten Geberlaunen offen sind, die beim quickenden Getöß der Kindertrompeten in die Märchenstadt einziehen. Sie ist fröhlich belebt von einer langsam vorwärtsschiebenden Menschenmenge, die vor jeder Hütte stockt. Und jede Hütte ist ein Feenreich für sich, bunt und phantastisch, ein Lebkuchenhaus für Hänsel und Gretel und noch mehr als das. Bei der Marzipanarchitektur ist die Kunst jener Stadt nicht stehen geblieben, die für jeden Wunsch ein Füllhorn bereit hat. Ein bunter Kram ist vor aller Augen ausgebreitet, und dahinter sitzt in dem putzigen, ganz weiß austapezierten Häuschen eine dralle Dame vom Stand, die Liebessächelchen bewachend wie eine gutmütige Fee, blaurot im Gesicht, als ob sie der leibhaftige Winter, der alte Schelm, mit seinen frostigen Fingern just in die Wangen gekniffen oder aus Versehen in die Nase, und sie macht gute Miene dazu und neigt sich mit einem Lächeln, süß wie Meth und Honigkuchen, den Vorüberwallenden zu: ‚Suchen's Ihnen was aus, gnä' Herr!' Diese Treuherzigkeit ist überwältigend. Man ist sie gar nicht mehr gewohnt. Die übliche Frage, mit der jeder Kommis den Käufer empfängt: ‚Was ist angenehm?' klingt kalt und unverbindlich gegen die schlichte Aufforderung: ‚Suchen's Ihnen was aus!', mit der die joviale Hüttenbesitzerin ihr Um und Auf den Vorübergehenden ans Herz legt.

Christkindlmarkt heißt die Märchenstadt am Hof.

Als Amsel und Anni dorthin kamen, war die Dunkelheit eingefallen. Nun erst konnte sich die Märchenstadt in ihrem schönsten Licht zeigen. Die Kinder befanden sich auf dem Heimweg und waren ihrer Bürde ledig. Der grimmige Herr Luckeneder war heute am Weihnachtstage besonders gnädig gewesen; er hatte die kostbare Arbeit keines Blickes gewürdigt und die Kinder mit dem Bedeuten weggeschickt, daß sie nach den Feiertagen kommen mögen, es werde heute nichts mehr ausgezahlt.

Nach den Feiertagen! Herr Luckeneder hatte wirklich die Gabe, zuweilen kindlich zu sein. Er konnte so viel naives Gemüt aufbringen, zu

glauben, daß in einer so wunderseligen Zeit wie Weihnachten kein Mensch Lust hätte, sich mit banalen Geldfragen abzugeben, und daß seine Arbeiterin froh sein würde, mit solchen Dingen verschont zu bleiben!

Die Kinder sind in der Tat wunderselig, und Amsel war froh, so schnell fortzukommen, wenn auch mit leeren Händen. Die Ungeduld, das Zauberreich am Hof zu schauen, beherrschte das Denken und ließ alles vergessen, Kälte, Hunger und Heimkehr. Sie wandelten im Märchen, das für die Jugend eine Wirklichkeit ist.

Ei, ei wie schön, wie prächtig! Sie schlugen die Hände zusammen. Die vielen schönen Sachen! Wer die bekommt! ‚Ist das Christkind sehr reich, Amsel?'

‚Natürlich, das alles gehört ihm!'

‚So? Kommt das Christkind nur zu den Reichen?'

‚Aber Anni, frag doch nicht so dumm!'

Der goldene Stern, wie der glänzt und leuchtet, schöner wie die Sonne! Die schöne Krippe! Und das Jesuskindlein! Ach, und der schöne Lebzelten dort!

‚Anni, wenn ich mir mal ein paar Kreuzer zusammenspare, was tu ich dann? Einen solchen Lebzelten kauf ich mir! Meinst du, daß uns das Christkind auch einen bringt? Du, der ist gut! Und süß! Einmal hatt' ich einen gekriegt. Aber das ist schon lange her.'

Es war ein Stoßen uud Drängen von Menschen zwischen den Buden und ein fortwährendes Anpreisen und Rufen der Weiber, die unermüdlich waren.

‚Kommen's her, gnä' Herr, suchen's Ihnen was aus! Was möchten's denn, gnä' Frau? Schönen Lebzelten, gnä' Frau! Schönen Christbaumschmuck! Holzspielerei! Krippenspiele! Nein, die Kälten heut! — Kommen's her, suchen's Ihnen was aus!'

Von der Woge getragen oder vielmehr gestoßen, mit offenen Augen und offenem Mund vor den Buden stehen bleibend und immer wieder verjagt, — denn die Höckerinnen besaßen ihre feenhafte Freundlichkeit nur für die hohen Herrschaften, — fanden die Kleinen endlich ganz am Rande der Budenstadt einen sicheren Versteck zwischen Säcken und Kisten, gerade gegenüber einem Krippenspiel, und konnten von hier aus ungestört das Schauspiel genießen.

Von dort aus konnten sie alles noch einmal sehen, den Stall von Bethlehem, wo das Jesukindlein in der Krippe liegt und Maria betend kniet, um das heilige Haupt den Goldpapierschein, der bis zu den Kindern hinüber leuchtete, das Öchslein und das Eselein, wie sie über den Heiland verwundert und sicher sehr erfreut waren.

‚Möchte man doch dabei gewesen sein bei dieser Geburt!' jauchzte Amsel. Anni zeigte mit dem Finger, wie dort Frau Maria ihr Kindlein wiegt. Sie wiegte es so sanft mit schönen, weißen Händen und brauchte kein Wiegenband dazu. Und sie zeigte den schönen Engel aus Wachs über

der Krippe, der den Hirten auf dem Felde das Nahen des Heilandes verkündet hatte, darauf sie sich aufmachten, wie es der Engel befohlen hatte. Und siehe, da kommen sie schon, jeder mit einem Schäferstab, der eine mit einem Ränzel zur Seite, der andere mit einer Laterne und der dritte mit einem Sack am Rücken und ein vierter dort mit einem Kuhhorn an dem Riemen. War das eine schöne Zeit! Schön wie ein Fronleichnamstag, wenn die Leute singen.

Und Amsel erzählte der kleinen Anni, was die Hirten gesungen haben.

Selig sind, die Weinen und Leid tragen; selig sind, die sich annehmen der Dürftigen und Armen; selig sind, die Hunger und Durst haben.

Ein schönes Lied!

Aber mit einem Male schrie Amsel entsetzt auf: „Herr Luckeneder! Dort, dort! Neben dem Stall, der mit dem langen Bart und dem Säckel!'

Aber Klein-Anni war viel gefaßter und erklärte, daß es nicht Herr Luckeneder, sondern der Judas wäre; und sie sagte, daß das Jesukindlein nichts zu fürchten hätte, auch wenn es Herr Luckeneder wäre, denn das Jesukindlein sei viel stärker als Luckeneder.

Aber Amsels Phantasie ging eigensinnig einen irren Weg. Jener ist der Luckeneder, jener mit dem feuerroten Turban und dem krummen Schwert, jener, der in der Bibel Herodes heißt und das Jesukindlein ermorden will. Es war ein Trost, zu denken, daß er das Kindlein nicht finden konnte, daß aber die heiligen drei Könige es so leicht gefunden haben, die dort jetzt vor dem Stalle niederknien, von dem Goldpapierstern geführt, der an einem langen Draht über der Krippe befestigt ist, und der viel, viel größer erscheint als alle anderen Sterne am Himmel.

‚Daß sie doch zur rechten Zeit gekommen sind und nicht den Weg verfehlt haben!' staunte Anni.

Das wußte Amsel zu erklären.

‚Weil sie ihrem Stern gefolgt sind, die weisen Könige. Jeder hat einen Stern, dem er vertrauen soll. Und wer seinem Stern folgt, der kommt zur rechten Zeit und wird den Weg nicht verfehlen.'

Klein-Anni lehnte müde den Kopf auf Amsels Brust; die Kinder rückten dicht zusammen, sich zu wärmen, und ließen die Vorgänge in ihre Schlaftrunkenheit hineinspielen, wo sie alsbald immer phantastischer auswuchsen.

Das Gedränge ließ nach und versiegte später vollends, die Lichter verlöschten nach und nach, die Buden schlossen sich, ein dampfender Kessel auf zwei Rädern wurde über das Pflaster geschoben, dazu eine Stimme rief: „Heiße Würstel angenehm? Heiße Würstel!' Und einige Budenweiber sagten sich: ‚Genug für heut. Die Kälte brennt, daß einem Händ' und Füß' abfallen. Wenn ich noch zehn Röcke anhätt', die Kälte schlüg' noch immer durch.'

Aber die Kinder bemerkten all dies schon lange nicht mehr. Ihr Geist wanderte in lichten Traumgärten. Das Echo eines Kinderreims war noch schlaftrunken bis über die Lippen Amsels gedrungen: ‚Die Mutter schüttelt 's Bäumelein, da fällt — herab — ein Träumelein — — —'

Und später preßten in Traumängsten seine Lippen den entsetzten Ausruf hervor: „Herr Luckeneder!' Und dann wieder aus lichtvollen Gesichten heraus zärtliche Worte: ‚Wie schön, wie schön! — Ach, Herr Jesus!'

## V.

Amsel träumte von dem Stall zu Bethlehem.

Der war in einen Berg hineingebaut, wie in den Krippenspielen, in Felsengebilde aus weiß überstreutem schwarzen Glanzpapier, und ein helles Licht strahlte aus der Höhle in die dunkle Welt hinaus, ein magisches Licht, das in der Ferne aussah wie ein Glühwürmchen in einer Sommernacht.

Amsel wunderte sich, seine heimatliche Gegend rund um den Stall von Bethlehem zu sehen, die stillen Gassen der Vorstadt und die Höhen des Kahlengebirges. Und siehe, es war die Türkenschanze und die von ihm erforschte Höhle, in die der Stall hineingebaut war. Ein goldener Stern funkelte über der Anhöhe, der riesige Goldpapierstern, der größer war als alle anderen Sterne am Himmel. Als er aber näher kam, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß dieser Stern das Aushängschild des Wirtshauses zum ‚goldnen Stern' war, des alten Einkehrgasthauses, das in der Nähe der Türkenschanze stand und ihm wohlbekannt war. Es hing an dem großen schmiedeeisernen Träger, wie es bisher gehangen hatte, nur mit dem Unterschied, daß es höher und weiter in den Himmel hinausragte und senkrecht über dem Stall stand. So lang waren die Träger geworden.

Ach ja! Da waren sie alle beisammen die lieben Nachbarhäuser mit ihren Blumenhöfen und farbigen Fenstern in den Hausfluren, das kleine Häuschen des Schustermeisters gegenüber vom ‚goldenen Stern', weiterhin die bekannten alten Patrizierhäuser aus der Barockzeit, palastartig, wenn auch von bescheidener Größe, mit schönen alten Figuren in den mit Steinfliesen belegten Höfen und mit wunderlich geschnittenen Bäumen in den Gärten dahinter; und nebenan die niederen Häuser der Weinbauern mit den Heurigengärten, wo der liebe Herrgott den Finger herausstreckt, die Stange mit dem grünen Reisigbuschen, zum Zeichen, daß der junge Wein dort ausgeschenkt ward.

Die Gassen waren menschenleer, als Wunderlich, die kleine Anni an der Hand führend, eilig durchlief.

Der Wirt vom ‚goldenen Stern' trat aus der Haustüre und rief ihm entgegen: ‚Amsel! Was macht denn ihr Kinder noch so spät auf den Straßen? Ihr gehört ins Bett!'

Aber Amsel fühlte ungeheuren Mut und erklärte dem Wirt, daß der Heiland der Welt in dieser Nacht erschienen wäre; in dem Stall oben wär' er geboren; man könne sein Licht genau sehen.

Der Wirt lachte. ‚Kinder und Propheten', sagte er, ‚von ihnen sollte man sich belehren lassen, aber diesmal trifft es nicht zu; in diesem Stalle befinden sich außer dem Vieh nur ein paar Bettelleute, die ich sonst nicht unterbringen kann. Im Gasthof zum ‚goldenen Stern' verkehren nur feine Leute, Fürsten und Grafen. Da ist kein Platz für solch schlechtes Gesindel, — nein, nein, — Bettler sind nicht meine Brüder, — man braucht wenig Kreide und hat wenig Profit. Aber im Stall, na, da mag's gehen — und ein Schütt Stroh, weiter nichts, — und morgen früh ist man's wieder los, dem Himmel sei Dank!'

Da fuhr der hagere Schneider aus seiner Hütte gegenüber heraus und rief dem Wirt zu: ‚Bist halt auch so ein erbärmlicher Wucherer, der reif ist für das jüngste Gericht, du Höllenpfand!'

Wunderlich war trunken von Begeisterung und sagte: ‚Arm geboren ist der Messias, in einem Stall, aber er ist dennoch reicher als alle Könige.'

‚Hörst du, was der Bub für närrisch Zeug plappert, Schneider? Der Heiland, auf den wir warten, soll im Stall von armen Leuten geboren worden sein. Der Messias, von dem die Propheten weissagen? Es ist rein zum Lachen.'

Und dabei lachte er, daß sein rundes Bäuchlein hüpfte.

Ein alter Kuhknecht aus der herrschaftlichen Meierei, ein guter Bekannter Amsels, trat herzu und mischte sich in das Gespräch. ‚Ja,' meinte er, ‚der Messias wird kommen, freilich ist das wahr. Aber er wird kommen als reicher Viehzüchter und er wird viele Tausende von weißen Rindern mit sich führen.'

‚Ach was,' fuhr der Wirt grob dazwischen, ‚der Messias, auf den wir hoffen, kommt als großer Herr mit viel Gefolge, der zu Tisch sitzt mit sechs steinernen Krügen voll des besten Weins, von der teuersten Sorte, die ich im Keller habe!'

Mit einem Male wurde es in den Gassen lebendig. Aus allen Haustüren quollen die Menschen, alle Nachbarn, Männer, Greise, Weiber und Kinder, alle, alle wohlbekannte Gesichter der Umgebung.

Und der fanatische Schneider schrie wahnsinnig: ‚Dieser Lügenbold von einem Wunderlich will uns die Märe aufbinden, der Heiland sei als armer Leute Kind im Stalle geboren! Arm und schutzlos wie wir alle, so würde unser Messias sein! Na, was sagt ihr dazu? Haben die Propheten vielleicht gelogen, die verkündeten, er werde kommen mit Glanz, mit nie gesehener Herrlichkeit, als großer König, und sein Reich werde ohne Ende sein? Haben die Propheten gelogen oder hat dieser kleine Wicht gelogen? Was meint ihr?

Aber da erhob sich ein gewaltiges Geschrei. Es war wie das Brausen eines Sturmes, der durch den Wald geht und mit hunderttausend Blätterstimmen ruft. Und alle Stimmen der Menschen in den Gassen vereinigten sich in eine einzige fürchterliche Stimme, und die fuhr mit allen Donnern auf den armen Amsel nieder: ‚Amsel Wunderlich ist ein Lügner! Der Messias wird kommen an der Spitze himmlischer Heerscharen, um die Ungerechten zu bekriegen, die Hartherzigen, die Wucherer, die Ausbeuter und Menschenschinder. Wie ein reinigendes Gewitter wird er mit seinen Reitern hereinbrechen, um die Armen und Unterdrückten zu schützen und aufzurichten die Zertretenen und die, die im Staub liegen. Der Messias, der die Welt erlösen kommt, wird alles Gut der Erde verteilen unter den Dürftigen und Entbehrenden. Und es wird geschehen an jenem Tage, wie die Propheten geweissagt haben. Da werden die Berge triefen von Most und in Milch die Hügel schwimmen, und das Joch der Arbeit wird von jedem genommen sein.‘

Es war, als ob all das stille und heimliche Elend in den Häusern und Wohnungen ausgebrochen wäre wie eine Meeresflut, die die Dämme zerreißt und nun durch die Gassen peitscht mit Schäumen und Getöse und mit Gier, alle Ordnung in ein wildes Chaos zu verwandeln. Und doch war es das Wunderbare, daß über den aufgeregten finsteren Wolken ein lichtverklärender Gedanke stand, die menschliche Sehnsucht, die über der Sintflut himmelhoch schwebt wie die Taube mit dem Ölzweig und das Traumideal verkündet: ‚Da werden die Berge triefen von Most und in Milch die Hügel schwimmen, und das Joch der Arbeit wird von jedem genommen sein.‘

Da scholl eine helle, metallene Stimme in den Aufruhr hinein, der sofort wie ein zahmer Hund niederduckte und nicht mehr zu mucksen wagte.

Und diese Stimme schwang sich wie eine riesige Glocke über die betäubten Häupter hinaus: ‚Frevler seid ihr alle miteinander! Ihr predigt Haß, aber der Messias wird ein Gott der Liebe sein! Ihr predigt Hochmut, aber der Messias wird ein Gott der Demut sein! Ihr predigt Reichtum, aber der Messias wird ein Gott der Armut sein!‘

‚Der liebe Herr Lehrer Stengelmayer!‘ jubelte Amsel. ‚Horch, Anni, es ist die Stimme unseres lieben Lehrers Stengelmayer!‘

Noch einmal erhob sich der Aufruhr und tausend Stimmen riefen zugleich: ‚Er lügt, er lügt! Steiniget ihn! Kreuziget ihn!‘

Aber ein Gesang erhob sich im Hintergrund, ein Gesang, der mit riesigen schneeweißen Flügeln über das Firmament daher gerauscht kam und den Lärm mit seinem rhythmischen Flügelschlag zerstückte, ihn in dem immer steigenden Fluße der Harmonie aufnahm, verwebte und forttrug. Die klare, schöne Stimme des Herrn Lehrer Stengelmayer war deutlich in

dem Gesang zu hören, so wie sie an Sonntagen in der Kirche ertönte, wenn er vom Chor herab zur Messe sang, und die Sterne sangen mit und schließlich alle Menschenherzen, und am lautesten sang Amsel Wunderlichs eigenes Herz.

VI.

In das Singen hinein hörte Amsel ein Weinen.

Es schien, als ob in dem Gesang ein Klagen wäre, ein Schluchzen, das irgendwo aus der Tiefe hervorkäme wie ein wunderliches Weh, das aber alsbald in dem großen Chor mitklang und in den großen Wogen des Gesanges als eine der großen und vielen Stimmwellen mitschwang.

Bald schien es die Stimme der Mutter Amsels zu sein, bald war es der böhmische Akzent der Mutter Annis.

Zwei Fäden, die tränenhell wie kristallene Gebirgsbächlein über hartes Gestein sprangen hinunter zum großen geruhigen Strom, der mit mächtigem Gesang durch alle Täler flutete.

Der Berg, in dem sich die Krippe befand, strahlte immer heller wie ein ewiges Lichtlein im roten Glas oder wie die blaugrün und roten Gelatinfensterchen des Lampenschirms an den Winterabenden. Der Zug von Menschen bewegte sich nach dem Berg hin, und alle knieten in einem weiten Halbkreis herum. Und siehe, auch die Hirten waren gekommen, der eine mit einem Ränzel, der andere mit einer Laterne, der dritte mit einem Sack am Rücken und der vierte mit einem Kuhhorn an der Seite. Und da waren auch die heiligen drei Könige, die eigens aus dem Morgenlande gekommen waren, und brachten Myrrhen und Gold und alle Kostbarkeiten aus ‚Tausend und Eine Nacht' und legten sie vor die heilige Krippe hin.

Helle Kinderstimmen brachen plötzlich hervor; ein langer, langer Zug weißgekleideter Mädchen, dahinter die Knaben in Reih und Glied, die ganze Schuljugend und an der Spitze der Herr Lehrer Stengelmayer, der die lange, unabsehbare Schar unter dem Läuten der Glocken und unter dem Gesang der Orgel führte!

Das Jauchzen, das eben wie eine Lerche emporsteigen wollte, erstickte im Herzen Amsels, als er bemerkte, daß im Zuge Anni fehlte. Dort ging ihre ganze Klasse, die kleinsten und jüngsten unter den Mädchen, dicht hinter der himmelhohen Gestalt Stengelmayers, aber sie selbst war nicht in den Reihen zu sehen. Auch von seiner Seite war sie verschwunden. Er hatte in den aufregenden Vorgängen des Traumes gar nicht bemerkt, daß sie nicht mehr neben ihm gegangen war.

Von einer großen Unruhe getrieben spähte er nach jener Abteilung unter den Knaben, die seine Klasse bildete. Und richtig, er sah sich selbst im Gedränge seiner Kameraden, allein ohne Anni, und eine große Angst

befiel ihn und zugleich eine große Beschämung. Denn alle Kinder, die Knaben und die Mädchen, waren festlich angetan, nur er trug ärmliche, abgetragene Kleider. Man konnte bemerken, daß der Knabe in der Schar etwas zu verbergen suchte; seine Schuhe waren vielfach zerflickt und wollten doch nicht mehr dem eindringenden Schnee und Eis standhalten, und alle Mühe schien vergebens, die Blößen zu verstecken. Amsel fühlte bei dem Anblick plötzlich die Kälte mit, die sein anderes Ich im Traum verspüren mußte, wenn es so im langsamen Zuge in der Mitte der Straße ging durch die leichte Schneekruste und durch die dicke Schicht darunter von schmutzigem Eis und Wasser, den stechenden Schmerz in den Zehen, dieses siedende Brennen und das langsame Emporkriechen der langen Finger des Frostes, die allmählich bis ans Herz griffen und alles, was sie umschnürten, erstarren machten.

Aber er hatte nicht lange Zeit, seiner Trauer und seinem Schmerzgefühl nachzuhängen; denn es kamen zu viele neue Dinge, die seine Einbildungskraft erfüllten. Aus dem Berg, der wie eine riesige Ampel von innen erleuchtet war und abwechselnd in allen Farben des Regenbogens spielte wie die bengalischen Streichhölzchen, die die Kinder abends gern im Hof anbrannten, drang zuerst ein rotes, dann ein grünes, dann ein blaues Licht und so fort, wobei alle bewundernd ah! riefen; aus diesem Wunderberg traten große schöne Engel hervor mit langen weißen Flügeln und trugen große Kugeln auf den Händen, die leuchteten so hell wie der Lichtschein einer Osterkerze. Jede Kugel mit ihrem Leuchten stellte das Wunder eines Schöpfungstages dar. Jeder Engel trug eine solche Kugel auf den Händen, und so stiegen sie die beiden Seiten des Berges hinan und blieben einer hinter dem anderen stehen, so daß sie in doppelter Reihe links und rechts von der leuchtenden Höhle mit der Krippe eine Himmelsleiter bildeten, die von Licht tropfte, wie manchmal in klaren Nächten die Sterne wild und groß werden und zu tropfen anfangen. Aber so groß und schwer von Licht konnten die Sterne selbst niemals sein, als diese leuchtenden Kugeln waren, die von den Engeln auf der Himmelsleiter gehalten wurden.

Nur die Spitze der Leiter blieb dunkel.

Aber da kam zuletzt ein starker Engel aus dem feurigen Tor heraus, der trug ein ungeheures rotes Herz, mit dem er die Stufen der Himmelsleiter hinanstieg bis zur äußersten Spitze, um dieses Herz ganz oben hinauf zu stellen.

‚Mein Herz, mein Herz!‘ jubelte Amsel Wunderlich. Er hatte es sofort erkannt. Es war sein eigenes Herz. Hatte ihm der Frost mit seinen dünnen eisigen Fingern dieses Herz aus dem Leibe gerissen? Er wußte es nicht. Er wußte nur, daß dieses sein ureigenes Herz war, und er hatte es

sofort erkannt. Es wunderte ihn allerdings ein klein wenig, daß es gar so ungeheuer schwer und groß war, so daß es nur der größte und stärkste Engel die Himmelstreppe hinauftragen konnte.

In seinem Aussehen war es wie andere Herzen geschaffen, die man zu den Ostertagen und Kirchweihtagen und wohl auch zu den Weihnachtstagen in den Buden und auf den Märkten bequem besehen konnte. Da hingen sie, zum Verkaufen und zum Verschenken bestimmt, und waren zum Öffnen eingerichtet; denn sie enthielten in ihrem Innern allerlei Liebes: zwei Täubchen, die sich küßten, zwei Händchen, die sich weich und liebevoll umschlossen, den kleinen rosigen Gott Amor, der einen goldenen Pfeil abdrückte, und ähnliche Symbole, die der liebende Sinn erfand. Und so war auch Amsels eigenes Herz beschaffen, das nun groß über aller Welt thronte.

Es war mit rotem glänzenden Atlas überzogen und an den Rändern war ein gezackter Goldpapierstreifen angeklebt. Als es oben mit der Spitze fest aufstand, drückte der Engel, der sich dahinter gestellt hatte, auf einen kleinen seitlichen Knopf, und das Herz sprang auf wie ein großer Flügelaltar, der ganz mit Rauschgold, knitterig und glänzend, austapeziert war, und ein kleiner, zarter Engel, aus Wachs geformt, stand darin: Klein-Anni.

Ja, das war Klein-Anni, die in dem goldtapezierten Herzen mit einem allerfeinsten, schneeweiß-rosenroten Kleidchen angetan, mit ein Paar Flügeln in die Schultern gesteckt und einem Heiligenschein von sieben goldenen Sternen geschmückt war, die an einem Drahtring befestigt waren. Die Haare strahlten wie silberne und goldene Fäden, die man an Christbäume hängt, und flossen in Strähnen einem Mantel gleich über die Schultern bis auf den Boden herab.

Das also war sie! Ein Engel war sie geworden und sie war den steilen Himmelsweg hinaufgestiegen an den sechs Schöpfungstagen vorüber und thronte inmitten der Sterne und sang in ihrem Chor. Das Herz aber wurde größer und größer, durchsichtiger, lichter und stand endlich ungeheuer groß, nunmehr eine rötliche Kontur, am nächtlichen Himmel und zuckte leichte Strahlen nach allen Richtungen aus wie der riesige Bogen des Nordlichts, den Amsel einmal abgebildet gesehen hatte.

Die ganze Welt glich einem holdseligen Wachsfigurenkabinet.

Als die Schulkinder unter der Führung des Herrn Lehrer Stengelmayer, der ein Notenblatt vor sich hatte, und mit dem rechten Zeigefinger den Takt gab, Anni dort oben erschauten, schmetterte ihr Gesang noch heller hervor wie aus vielen Hunderten von Vogelkehlen; Pauken und Posaunen wirbelten hinein und hochgelind sprach die starke, gütige Stimme einer Orgel, bald wie das Wort des Herrn niederdonnernd, bald fern und sanft wie der verschwebende Gesang der Seligen.

Dann aber schien es, als ob in dem gelinden Strom von Tönen, die aus der Höhe niederflossen, jenes Klagen wieder hervorbrechen wollte. Ein Wimmern zuckte auf, und ein verworrener Schmerz quoll aus der Tiefe empor.

Eine Unruhe entstand; eine grimmige Gestalt stürmte die Gassen herauf gegen den heiligen Berg hinan, ein Ungeheuer mit rotem Turban und krummem Schwert, das schrecklich in der Luft herumfuchtelte: Herr Luckeneder!

Furchtbare Dinge standen bevor, ein ungeheurer Kindermord, wenn dieser König Herodes die fromme Schar erreicht haben würde. Amsel wollte schreien, aber seine Kehle war wie zugeschnürt; er wollte laufen, aber seine Beine waren schwer wie Blei und waren kaum von der Stelle zu bringen.

Luckeneder-Herodes hatte es jedoch nur auf Amsel abgesehen. Unter dem starken Geklirr seiner Waffen stürzte er auf ihn los und riß ihn empor. Jetzt ist es mein Ende, dachte Amsel und ließ den Kopf sinken, um zu sterben.

Er fühlte, wie er emporgehoben wurde mit einem jähen Ruck und unter einem namenlosen Schrecken.

Und dabei war er aus seinem Traum erwacht.

Vor seinen halboffenen Augen glänzte die Pickelhaube eines Wachtmannes, der ihn auf den Armen hielt; die Buden des Christkindlmarktes lagen verschlossen und finster wie kauernde Menschen da, in tiefem Schlaf liegend in Tücher eingehüllt, während der Mond am klaren Nachthimmel sich mit kühlen, bleichen, gespensterhaften Händen durch die Schatten tastete. Die hohen Gebäude des Hofes, schwarz und flächenhaft, fingen zu schwanken an, sie tanzten plötzlich im Kreis, neigten sich und drohten umzufallen. Über dem altertümlichen Feuerwerksdepot reckten sich die Atlanten und hoben die Weltkugel, die sie auf den Schultern trugen, in den Himmel hinauf, wo sie in dem Reigen zu schweben anfing; größer als der Mond, aber dunkel. Ein Lärmen und Laufen begann, die Häuser in den finsteren Straßen und Plätzen der Stadt stürzten vorüber; am Heidenschuß bäumte sich das Pferd des Türken und sprang von der Hausecke herab, auf der es gewöhnlich hoch oben stand; auf der Freiung bog eine der dunklen Nornen des alten Brunnens den Kopf hinter dem schön stilisierten Lindenbaum hervor und riß unversehens den Faden eines Menschenlebens ab, und mit phantastischer Ungeheuerlichkeit flog die Stadt vorüber.

Amsel schloß die Augen und alles, Traum und Stadt, Glück und Schreck, versank ins tiefe, tiefe Nichts.

(Fortsetzung folgt.)

# Metternich.

Von
Martin Spahn.

Im ‚Deutschen Volksblatt‘, das noch heute das Hauptblatt der württembergischen Katholiken ist, erzählt ein Leitartikel in einer der ersten Nummern der Zeitung, im Mai oder Juni 1848, sehr anschaulich davon, daß alle Bauern Südwestdeutschlands von dem ‚Hecker‘ sprächen wie von einem Manne, den sie alle gut kennten und der jeden Tag in jedem Dorfe erwartet werde, um nach dem Rechten zu sehen. Aber der ‚Hecker‘, von dem die Bauern so vertraut redeten, sei gar nicht der echte, wirkliche Radikale, der Führer im badischen Aufstande, sondern nur die volkstümliche Verkörperung all der Wut und der Derbheiten, die jeder Bauer gegen die Schreiber und die Regierung auf dem Herzen habe, und all des Freimuts, den keiner dieser Bauern sich selber den Schreibern und der Regierung zu zeigen getraue. Ähnlich wie der ‚Hecker‘ den südwestdeutschen Bauern, ward Metternich der Mit- und Nachwelt nicht wie er leibte und lebte, sondern in der Verkörperung bekannt, in der rastlos üble Nachrede ihn nachgebildet hat.

Nur seltene Ausnahmen unter den Forschern waren im Laufe des 19. Jahrhunderts bereit, sich von den Vorurteilen der Menge gegen Metternich zu befreien. Auch sie sind nicht in dem Maße, wie sie es erwarteten, in seinen Bann geraten. In den Briefen, auf denen die folgende Schilderung sich aufbaut, hat er persönlich von sich seiner Freundin geschrieben: ‚Wenige Menschen haben mich begriffen und wenige werden mich noch [zu meinen Lebzeiten] begreifen. Aber mein Name hat sich mit so ungeheuren Ereignissen verbunden, daß er unter ihrem Geleite der Nachwelt zugetragen werden wird. Ich sage Dir: In hundert Jahren wird der Geschichtschreiber mich ganz anders beurteilen als alle die, die jetzt mit mir zu tun haben. Ich glaube sogar, daß er mich in unzähligen Hinsichten anders beurteilen wird, als Du es tust.‘ Die hundert Jahre sind beinahe abgelaufen. Nur wenige Monate trennen Österreich noch von dem Tage, da vor einem Jahrhundert die leitende Ministerstelle an Metternich übertragen wurde. Berichtigt sich das Urteil über ihn? Ist seine Hoffnung der Erfüllung nahe?

Eins ist sicher: die Wissenschaft hat sich mit ihm im letzten Jahrzehnt wieder erheblich mehr beschäftigt, und das letzte Jahr war sogar überraschend reich

an Literatur über ihn. Friedjung hat seine ‚Geschichte Österreichs von 1848 bis 1860‘ mit einer feinen Charakteristik Metternichs eröffnet. Als Wurf, im großen und ganzen genommen, ist sie das beste, das über ihn geschrieben wurde. Viele Mitteilungen, die den Fürsten durchweg in günstigem Lichte zeigen, stehen in den jüngst veröffentlichten Tagebüchern seines langjährigen Mitarbeiters, des Freiherrn von Kübeck. Einen besonderen Reiz hat Metternichs Briefwechsel mit dem Nuntius Viale Prelà aus dem Jahrzehnt nach seinem Sturze; Boyer d'Agen hat ihn im dritten Bande seines ‚Leo XIII.‘ abgedruckt. Die merkwürdigste Gabe aber brachte uns das letzte Jahr in einem Bande von Briefen, die Metternich in nahezu täglicher Folge vom Herbst 1818 bis zum 30. April 1819 an die Gräfin Lieven geschrieben hat.*

Metternich war durch den Aachener Kongreß, mit dem er die Höhe seiner Laufbahn erreichte, im Herbst 1818 an denselben Aufenthaltsort wie die Gräfin geführt worden. Deren Gemahl, seit 1813 russischer Botschafter in London, vertrat den Zaren bei dem Kongreß. Wochenlang bekümmerten sich die beiden Persönlichkeiten nicht umeinander. Zweiunddreißigjährig, ließ die Gräfin sich ganz von dem geselligen Leben des Kongresses in Anspruch nehmen. Sie war keine schöne Frau, lang und hager, aber die vollendete große Dame, eine hochmütige Aristokratin, ohne Unterricht aufgewachsen, Feindin aller Bücher, indessen (wie ihre Verehrer ihr nachrühmten) von einem männlich ernsten, logischen Geiste, den doch immer weiblicher Takt, weibliche Anmut und Schmiegsamkeit in Maßen zu halten und zu adeln pflegten. Politisch liberal gesinnt, war die Gräfin gegen den Fürsten als Politiker wie als Mensch voreingenommen. Nesselrode, der russische Kanzler, hätte gerne zwischen ihr und seinem Freunde Metternich vermittelt. Metternich wehrte ab. Er hatte ihr Bild zuerst während des Wiener Kongresses auf einer Karikatur gesehen, und so haftete es in seinem Geiste fest. Der leise Druck, den Nesselrode auf ihn ausübte, entfernte ihn eher noch weiter von der Gräfin. Der Kongreß neigte sich schon dem Ende zu, als plötzlich einige zufällige Worte über Napoleon — gleichviel, ob Metternich oder die Gräfin sie sagte — wie Funken in beider Seele fielen. Gleich darauf loderte die Leidenschaft in ihnen bei Gelegenheit eines Ausfluges nach Spaa, an dem sie sich beteiligten, zu hellen Flammen auf. Metternich (dreizehn Jahre älter als die Gräfin) meinte die Freundin fürs Leben gefunden zu haben. Aber nur selten konnte er noch einige Stunden mit ihr vereint verbringen. ‚Die Geschichte unseres Lebens drängt sich in wenige Augenblicke zusammen. Ich habe Sie gefunden, um Sie zu verlieren! Die Vergangenheit, Gegenwart und vielleicht auch die Zukunft liegt in diesen wenigen Worten beschlossen.‘ Mit diesen schmerzerfüllten Sätzen begann Metternich den Briefwechsel Anfang November. Derselbe Monat noch führte den Grafen und die Gräfin

* Lettres du Prince de Metternich à la Comtesse de Lieven 1818—1819. Publiées, avec une introduction, une conclusion et des notes, par Jean Hanoteau. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1909.

Lieven über Paris nach London und Metternich nach Wien zurück. Zunächst fühlte er sich innerlich völlig zerrissen. Seine Briefe lesen sich halb wie das Gestammel verlangender Liebe, halb sind sie angefüllt mit den Berichten über Torheiten, die er sich in der Verliebtheit zu schulden kommen ließ, mit zärtlichen Albernheiten, hier und da einmal mit einer von Lüsternheit nicht freien Anspielung, häufiger mit Beteuerungen der Geistigkeit seiner Inbrunst. Erst auf der Rückreise nach Wien nahm er sich allmählich zusammen. Die Briefe bekamen mehr Inhalt, sein äußeres, so vielbewegtes Leben warf seinen Schein auf sie, er berichtete viel von sich persönlich und philosophierte noch mehr. Fein erzählte Anekdoten brachten Abwechslung hinein. Aber immer und immer wieder flutete zärtliches Gedenken und innige Sehnsucht in den Zeilen auf, und die Geliebte ist der Hauptgegenstand des letzten Briefes wie des ersten. Mit dem 30. April 1819 bricht die Veröffentlichung ab, nicht weil die Liebe erkaltete, sondern weil von der Fortsetzung nur noch hier und da ein Bruchstück gefunden wurde. Das Verhältnis blieb bis in die Mitte der zwanziger Jahre voll Feuer. Dann meinte sich die Gräfin im Stiche gelassen. Ihre Empfindungen schlugen in hämischen Haß um, unter dessen Einfluß sie den lange vergötterten Mann auf alle Weise vor sich und der Öffentlichkeit als klein und nichtig hinzustellen versuchte. Metternich sprach nur noch selten von ihr, jedoch stets mit warmer Ehrerbietung. Als Greise begegneten sie sich ein letztes Mal, ohne sich aufs neue näher zu kommen.

Nur davon sollen die folgenden Blätter berichten, wie Metternich in diesen Briefen, in denen er sich der Freundin ohne Hülle und Rückhalt zu zeigen überzeugt war, als Persönlichkeit vor den Leser tritt. Er hat sie (was man nicht außer acht lassen darf) in der Zeit der Mittagshöhe seines Lebens geschrieben — zwischen Aachen und Karlsbad. Sein Geist war von dem Bewußtsein beherrscht, daß er auf dem Gipfel europäischen Einflusses stand. Seine Körperkräfte waren schon in der Abnahme begriffen; ‚seit der hl. Allianz bin ich um zwanzig Jahre gealtert.' Von der Mitverwertung aller anderen Quellen wurde absichtlich abgesehen.

Metternich gehört nicht zu den ganz großen Menschen, deren individuelles Gepräge in den Hauptzügen dem Zeitlichen entrückt ist, und die als Charaktere über allen Zeitaltern zu stehen scheinen, wie Karl der Große, wie Napoleon, wie vielleicht auch — worüber die Geschichte noch entscheiden muß — Bismarck. Das Bild, das sich die Völker von dem berühmten österreichischen Staatsmann machen, hätte sonst nie und nimmer so schemenhaft werden und so argen Entstellungen zum Opfer fallen können. Metternich war vielmehr in seinem Wesen zeitlich gebunden, so gut in allen Eigenschaften seiner geistigen Natur wie in seiner äußeren Erscheinung durch das Zeitalter bestimmt, in dem er geboren wurde. Das tut dem Interesse, das er für die allgemeine Bildung der Menschheit besitzt, Eintrag. Aber anderseits gewährt doch gerade die Gebundenheit eines so bedeutenden Mannes liebevoller Vertiefung einen ungewöhnlichen psychologischen Reiz. Metternichs Wesen beobachten und feststellen

heißt vor allem anderen seine Persönlichkeit in sein Zeitalter einbetten, in seinen Zügen sein Zeitalter wieder erkennen. Man darf Metternichs Charakterbild nicht wie das Napoleons und Bismarcks einer Statue gleich, losgelöst von allem, hinzustellen versuchen. Man muß ganz im Gegenteil den Hintergrund seines Lebens sorgfältig ausmalen, den Menschen mit möglichst sicherer Hand in das Licht seiner Zeit rücken, um den Beschauer fühlen zu lassen, daß es das Gebundene an dieser Persönlichkeit ist, was sie uns fernhält, und daß sich das individuell Menschliche, das Metternich eigen war, erst hinter dem uns fremd anmutenden Gesicht in dem inneren geistigen und Herzensleben offenbart.

Metternich war ein Staatsmann. Die den Erfolg sichernden Eigenschaften eines leitenden Ministers war er überzeugt in sich zu vereinigen: Mut und Takt, unbeirrbaren Scharfblick, gebietenden Willen, Herrschaft über sich selbst. ‚Du weißt noch nicht, daß ich eine große Schwäche für Kanonenschüsse habe; sie rufen mich, anstatt mich wegzuschrecken.‘ ‚Ich weiß nicht, was Furcht ist, und kenne also auch nicht ihre Wirkungen. Die Gefahr ruft mich auf zum Handeln; ich bin nie stärker als in den Augenblicken, wo alles darauf ankommt, stark zu sein. Ich war im dichtesten Kampfgetümmel der Schlachtfelder, und ich wäre errötet, mich nicht dort zu finden. Ich habe meine Freunde neben mir fallen sehen, ohne über die Gefahr zu erschrecken. Ich fühlte, daß ich eine Torheit beginge, indem ich mich dort befand; aber diese Torheit erschien mir von einer Art, die die Seele erhebt. Stelle mich auf den Schauplatz der politischen Händel, und Du wirst mich dort sehen wie auf dem Schlachtfeld.‘ ‚Man ist nicht Herr über eine erste innere Regung, immer jedoch über die erste Geste.‘ ‚Ich bin immer der ersten Regung Meister geworden, ich habe mich der zweiten nur überlassen, wenn es mein fester Wille war, es zu tun; erst die dritte habe ich nie mehr in meiner Macht gehabt.‘ ‚Der Wille des Menschen ist eine Macht, die sich gebieterisch auflegt, und ich weiß zu wollen. Ich kenne nicht viele, denen es gegeben ist.‘ ‚Der Himmel hat mir ausgezeichnete Augen, Ohren, die richtig und fein hören, ein einfaches und korrektes Taktgefühl gegeben.‘ ‚Ich kenne all das, was ins Bereich der Beobachtung fällt.‘ Er bezeichnet sich als ‚einen Mann, dessen Grundsatz es ist, sich nicht zu viel mit dem folgenden Tag zu beschäftigen, der ganz dem Wirklichen zugekehrt ist und der wohl fühlt, daß seine Stärke auf seiner Einwirkung auf die Gegenwart beruht.‘ ‚Ich weiß weder die, die ihr Vertrauen auf mich setzen, noch ein großes Interesse, für das ich verantwortlich bin, zu kompromittieren.‘ Frei glaubte Metternich sich auch von dem Fehler, den er als den größten bezeichnete, der Staatsmännern anhafte: dem Dünkel.

Trotzdem klagt er der Freundin fast auf jeder Seite seiner Briefe, daß er sich im Staatsdienst nie wohl gefühlt habe und nicht wohl fühlen könne. ‚Ich habe nie das werden wollen, was ich geworden bin; der Preis, den ich dafür zahle, daß ich Staatsmann bin, ist hoch; denn mein Herz ist nicht bei den Geschäften.‘ ‚Zehn Jahre meines Lebens habe ich mich unaufhörlich gefragt:

Warum mußte das Schicksal dich, gerade dich unter Millionen Menschen erwählen, Napoleon beständig Gesicht gegen Gesicht gegenüberzustehen? Indem es ihn zum Leben rief, warum hat es nicht einen andern als mich dazu bestimmt, um ihn außer Gefecht zu setzen?' Er beruft sich darauf, daß er der Freundin in den kurzen Stunden ihres Zusammenseins wohl zwanzigmal beteuert habe, daß sein Beruf der abscheulichste sei, der sich denken lasse; ,so sehr und so tief bin ich davon überzeugt, daß ich mich allgemach unerträglich unglücklich darin fühle.' ,Du glaubst nicht, welche Arbeitslast ich in den letzten vier Tagen zu bewältigen hatte. Ein Minister führt ein entsetzliches Dasein. Es gibt nur eine Klasse von Individuen, die für dieses Handwerk taugt, die Männer, die bei starker geistiger Kraft kein Herzensbedürfnis kennen. Ich gehöre nicht dazu.' ,Mehr als den Tod habe ich immer die schrecklichen Fesseln gefürchtet, die mein Amt der freien Gestaltung meines Lebens anlegt. Nächst dem Lose des Fürsten gibt es keinen Platz im Staate, der wie der meinige allen Unzuträglichkeiten jener Größe ausgesetzt ist, die den Menschen um sein Dasein bringt. Ich habe in Wahrheit keinen Augenblick für mich, denn die Welt hält auf ihrem Wege nicht still, um mir ein Vergnügen zu machen. Ich kann niemanden beauftragen, für mich zu denken, an meiner statt zu schreiben, einen Gesichtspunkt festzuhalten, der der meinige ist, morgen das Wort zu sprechen, das ich heute vorbereitet habe.' Er spöttelt über die, die von seinem Ehrgeiz reden. ,Einige ganz zuverlässige, ganz ergebene Freunde, die auf mich zählen wie auf sich selber, eine Freundin, das macht mein Glück aus; ein ruhiges und trautes Heim, eine ausgezeichnete Frau, die Mutter braver Kinder und ihre Erzieherin zu tüchtigen Menschen, das macht mein ganzes Leben aus.' ,All mein Sinnen gilt immer meinem Innenleben, ihm allein. Was außer ihm liegt, gilt mir für nichts. Ich habe einen Reservefonds, den ich ausgebe in Worten, Handlungen, Berechnungen. Aus diesem Fonds entnehme ich die Materialien, die ich zu Denkschriften und Protokollen verarbeite. Mein wahres Kapital aber, das, wovon ich leben muß, das mein Glück begründet, werfe ich nie mit jenem andern zusammen. Wertvoll ist mir nur das eine dieser Vermögen, das andere ist mir zuwider. Das eine gehört Dir wie mir, das andere meinem Lande, meinem Amte, meinen Pflichten als Staatsmann.' Er wiederholt der Freundin ungezählte Male, daß in dem Widerstreit seiner Gefühle als Liebhaber und Staatsmann jene überwiegen. ,Ich hatte eine sehr schlechte Nacht. Ich hatte den Kopf voll von Geschäften, die Notwendigkeit vor mir, anderntags Schluß zu machen, koste es, was es wolle, und das Herz hatte ich voll von Dir. In solchen Fällen siegt mein Herz zuletzt immer über meinen Geist. Es bemächtigt sich des ganzen Terrains und denkt zuletzt allein.' Gewiß waren manche dieser Wendungen nur Zärtlichkeiten für die Geliebte. Aber nicht alle. Auch drängen sie sich ihm in Augenblicken in die Feder, wo man ihn ganz von männlicher Sorge um die öffentlichen Angelegenheiten in Anspruch genommen glauben müßte, wenn er etwa aus dem Holze Bismarcks geschnitzt gewesen wäre. Schlimme Nach-

richten aus Frankreich gehen ihm zu; er behauptet, daß sie ihn vor allem erschreckten, weil neue Unruhe in der Welt sein Wiedersehen mit der Freundin verzögern könne.

Alle in angestrengter Tätigkeit sich aufbrauchenden großen Staatsmänner haben wohl von Zeit zu Zeit in vertraulichen Äußerungen ihren Beruf gescholten, von ihrem Entschlusse zum Rücktritt gesprochen. Bismarck wollte wieder ein stiller Landedelmann werden. Aber sie hatten andere Ursachen dazu. Sie waren überreizt und abgespannt. Als sich nach dem Kriege 1870/71 der neuernannte französische Botschafter Bismarck vorstellte, fand er einen Mann, von dem er als seine Hauptwahrnehmungen niederschrieb: ‚Sein Kopf ist der einer alten Bulldogge, rund und mächtig, mit gedrungenen, energischen Zügen. Der Gesichtsausdruck, streng, nervös und ohne Reiz, keine Sympathie erweckend, verrät die Überarbeitung und läßt seine geistige Größe nicht auf den ersten Anblick erkennen. Der Wille gibt allen seinen Zügen das Gepräge. Man könnte bei dem Anblick dieser Riesengestalt glauben, einen Goten, einen seiner Vorfahren, vor sich zu haben.‘ Wie völlig weichen davon alle Schilderungen ab, die je von Metternich entworfen wurden und die er selbst in seinen Briefen von sich entwirft. Täglich hatte er Muße, während seiner politischen Entschließungen einen Brief an seine Geliebte neben sich auf dem Schreibtisch zu haben und in allen Pausen einige Zeilen an sie aufs Blatt zu werfen. Es galt ihm als selbstverständlich, daß er seine Abende im geselligen Kreise verbrachte. Wurde er von den Geschäften mehrere Stunden ununterbrochen und stark in Anspruch genommen, fühlte er sich überarbeitet. Er war seiner Natur wie Veranlagung nach kein aus einem arbeitgewohnten Landadel hervorgegangener Berufsmensch wie Bismarck, kein ehrgeiziger Emporkömmling und von seinem Genius getriebener Mann wie Napoleon, sondern ein Mitglied der hohen österreichischen und Reichs-Aristokratie mit deren Neigungen und Gewohnheiten. Er muß ein verführerisch schöner und eleganter Mann gewesen sein, ein vollkommener Kavalier, vollkommen in seiner Herrschaft über alle gesellschaftlichen Formen wie über das Wort, Hofmann so sehr wie Staatsmann. In der Pflege gesellschaftlicher, in der Mitteilung individueller Bildung war er ein namentlich Frauen bestrickender Künstler, wie es vielleicht keinen zweiten auf deutschem Boden gegeben hat. Deshalb aber konnte die Politik für ihn niemals mehr als ein Bedürfnis neben anderen werden und immer nur einen Stein auf dem Schachbrett seines Lebens für ihn bedeuten. Der Zwiespalt, über den er in den Briefen an die Gräfin Lieven seufzt, erwuchs ihm daraus. Als Staatsmann mußte er sich dem Zwang der Ereignisse anpassen, als Mensch, als Aristokrat verlangte er nach Muße und nach Freiheit der Bewegung. ‚Ich kann nicht lange stehen, ich binde mich ungern an bestimmte Stunden, Warten tötet mich.‘

Ein dem 18. Jahrhundert geistig Verschriebener offenbart sich in dem Zwiespalt, an dem Metternich litt. Das 18. Jahrhundert war das Jahrhundert, das der abendländischen Aristokratie gehörte. Die Fürsten nahmen

damals nicht sowohl die Leistungen des Adels in Anspruch, als daß sie seinen Lebensgenuß teilten und ihn noch steigerten. Kein kräftiges religiöses Leben regelte die Sitten der adeligen Gesellschaft, keine von heiligem Eifer erfüllte Kirche erschütterte ihr Gewissen, wandte ihren Sinn vom Diesseits ab. Bürger und Bauern traten ihr nicht in den Weg. Sie durfte (um einen heute entwerteten Ausdruck zu benutzen) in diesem Jahrhundert sich ausleben. Alle ihre Reize entfaltete sie. Sie verfeinerte und belebte die äußere Kultur aufs köstlichste. Durch ihre Schwächen zerstörte sie aber allmählich auch den Boden unter ihren Füßen. Denn von vornherein waren ihre Schwächen entwicklungsfähiger als ihre Kräfte. So zauberhaft ihr Kultursinn und Bildungseifer wirken mag, seiner innersten Ursache nach war er Entfremdung vom Leben, Folge von Unkraft, ein Sichflüchten vor aller heldenmütigen ethischen Anstrengung und damit vor der Tat. Das Jahrhundert hat kaum einen Heiligen hervorgebracht, und ebenso ist seine Politik, überreich an kleinen Zügen, wirr und verwickelt, arm an denkwürdiger Staatsmannschaft geblieben. Die Männer, die sich ihr zuwandten, gingen nicht im Staate und seinen Anliegen auf. Selbst Friedrich der Große, der am meisten unter allen leistete und erreichte, fand sich in die harte tägliche Arbeit für den Staat erst durch die tragischen Kämpfe und Niederlagen seiner Jugend; er blieb auch dann für seine Zeitgenossen der roi charmant und der philosophische König. Metternich beschließt die Reihe leitender Staatsmänner, die ihren Geist vom 18. Jahrhundert empfangen haben, und erscheint zugleich als die reifste, in ihrer Art unversehrt vollkommene Hervorbringung, die der Aristokratie dieses Jahrhunderts zuzuschreiben ist, obwohl oder vielleicht auch weil sein Mannesleben und Manneswirken ins 19. Jahrhundert fällt und aus dessen kräftigeren Lebensströmen mannigfache Stärkung und Nahrung schöpfte.

‚Unser Briefwechsel, meine Freundin, wird umfangreich werden; ich werde wohl die Zeit finden, Dir noch ernste Briefe zu schreiben, Dich mit vielen wohl geordneten und reiflich überdachten Gedanken bekannt zu machen, die mich in meinen Mußestunden beschäftigen — den süßesten, die ich fern von Dir zubringen kann. Dieser für so oberflächlich geltende Mann, der Dein Freund geworden ist, verbringt einen Teil seines Lebens damit, sich mit ganz anderen Dingen zu beschäftigen als mit seinen Geschäften; er hat viel nachgedacht, ist in viele unendlich ernste Fragen eingedrungen und hat andere moralische Entdeckungen gemacht als die des Platzes, den die Nummern 1 (Metternich zielt mit dieser Bezeichnung stets auf die Fürsten) in den Salons einnehmen. Er hat sich Grundsätze gebildet, die eine lange Erfahrung und eine große Menschenkenntnis ihn heute als ewige Wahrheiten annehmen lassen! Meine Freundin, Du wirst in den nächsten Tagen eine philosophische Abhandlung erhalten! Erschrecke nicht: Du liebst einen Philosophen!'

Jeder der Briefe, die Metternich an die Freundin richtete, zeugt für die Behauptung, die er mit den soeben wiederholten Sätzen aufstellte. Sie alle fließen von Sprüchen der Lebensweisheit über und sind reich an Ab-

Maria Caspar-Filser pinx.

Wiesental in der Kirschblüte.

straktionen. Ausgestreut liegt hier in tausend Stücken und Stückchen der Stoff, an dem sich Zug um Zug, durch Einzelheit zu Einzelheit nachweisen läßt, wie fest der Geist Metternichs in dem Geiste des 18. Jahrhunderts verwurzelt war. Es ist Lebensanschauung und Lebensauffassung nach der Art der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, da sich die logisch scharfe, kritische, am Zersetzen sich labende Philosophie der Periode Voltaires dem Wiederaufbau zuwenden sollte und in Empfindsamkeit umschlug. Jenem rhetorischen Bekenntnis, daß die Gräfin einen Philosophen liebe, folgen unmittelbar Betrachtungen über das ‚Gemüt'. ‚Begreifst Du eine Sprache, die kein Wort für „Gemüt" hat, diese erste Gabe des Schöpfers, dieses wichtigste Prinzip alles moralischen Lebens? Ich möchte wohl ein Volk danach beurteilen, ob es dieses eine Wort vergessen hat.' ‚Wenn ich Geist habe, meine Freundin, ist es vor allem der des Herzens.' Von einer Opernaufführung schreibt er der Gräfin: ‚Die Tränen sind mir in die Augen gestiegen. Nichts wirkt so stark auf mich wie Musik. Ich glaube, daß sie nächst der Liebe und vorzüglich im Bunde mit ihr das Ding auf der Welt ist, das uns am glücklichsten macht. Ich kann keine Musik hören, — selbst mittelmäßige nicht, — ohne eine unbeschreibliche Erregung zu empfinden. Die Musik regt mich zugleich auf und beruhigt mich; sie wirkt auf mich, wie „ein Erinnern". Sie entrückt mich der Enge, in der ich lebe. Mein Herz weitet sich und umfaßt in eins Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Alles wird wach in mir: Schmerzen wie Freuden, die nicht mehr sind, Schmerzen und Freuden, auf die ich harre und wonach ich verlange!' Bei der Rückkehr von Aachen nach Wien klagt er, daß das Leben in all dem nicht zu finden sei, was das Entzücken der Tröpfe ausmache, in dem Flitterglanz, den Huldigungen, den vielen schönen Redensarten und all dem trügerischen Ruhmesschein, der so wenig Inhalt habe und so teuer bezahlt werde. ‚Wenn Du wüßtest, wie ich über die Bewohner der hohen Regionen urteile, würdest Du mich für einen richtigen Jakobiner halten. Wirf einen Blick auf die Gesellschaft und zähle die Menschen darin!' ‚Ich verabscheue das, was man die Welt nennt. Ich liebe die Arbeit und einen kleinen Kreis, in dem sich alle gut kennen, zuverlässig und liebenswert sind. Du weißt, daß die Nummern 1 ihren Platz immer unter den Kronleuchtern haben. Vielleicht finden deshalb andere Leute ihren Platz nur in den Ecken, und vielleicht findet man deshalb auch immer nur in diesen Winkeln Geist und Anmut.' Wien fällt ihm auf die Nerven, München haßt er. Froh wird er nur in seinem Landhaus und Park am Rennweg. ‚Am Ende meiner Tage wird mir die Erinnerung an eine Menge Verdrießlichkeiten, Sorgen, Mühen und an einige Strahlen Glückes bleiben.' An einem Regentag in Neapel — er war dem Einflusse des Wetters nach seiner Versicherung sehr zugänglich — rechnet er nach, wieviel wirklich glückliche Tage sein Leben wohl aufweise, und meint ihrer höchstens 15 zählen zu können. ‚Der Anblick eines Kunstfeuerwerks stimmt mich immer traurig: so schnell folgt die Nacht dem leuchtendsten Lichte! Solch ein Feuerwerk ist das Abbild eines schönen Lebens. Die einzelnen

Lebensabschnitte und ihre kürzere oder längere Dauer zählen auch in dem schönsten Leben nicht im Vergleich zur Ewigkeit. Meine Freundin, warum plagt man sich so viel auf dieser Welt?‘

In Metternichs Dasein haben einzelne Frauen und hat das weibliche Geschlecht einen übergroßen Raum eingenommen. Bei seiner individuellen Veranlagung und in seiner sozialen Stellung mußte er auf zahlreiche Frauen eine nicht geringe Anziehungskraft ausüben, versteht sich auch bei ihm selber ein starkes Bedürfnis nach Berührung und Austausch mit Frauen. Der Sklave seiner Leidenschaft ist er aber nur geworden durch die Herrschaft, die er dem empfindsamen Wesen des niedergehenden 18. Jahrhunderts, der ‚Philosophie‘, über sich gewährte.

Er hatte, wenig über zwanzig Jahre alt, eine Tochter des berühmten Staatsmanns der Kaiserin Maria Theresia, Kaunitzens, geheiratet. So wie er sie jederzeit dankbar als die Mutter seiner Kinder und vortreffliche Gattin pries, so tat er auch sich viel darauf zugute, daß er ein ausgezeichneter Vater und Ehemann sei. ‚Du hast keine Vorstellung davon, wie behaglich und komfortabel mein Haushalt ist!‘ ‚Frage, ob ich ein guter Ehemann und guter Vater bin! Man hat mich oft ungerecht beurteilt, man hat die Kritik nie soweit getrieben, mich auch auf diesen Gebieten anzugreifen. Verstellung gibt es keine in Beziehungen, die rein von der Natur geknüpft sind; diese Beziehungen sind Bedürfnisse; trüben sie sich, so sei sicher, daß moralische Zerrüttung daran schuld ist.‘ Das waren nicht nur prahlerische Worte. Mit nicht wiederzugebender Innigkeit schüttete Metternich der Freundin wieder und wieder sein Herz aus über seine Kinder, über den in seiner Gesundheit schwer gefährdeten Sohn, über seine zweite und namentlich über seine älteste Tochter Marie — sein anderes Ich, seine liebste und ergebenste Freundin. Aber die treue und, wie er in schweren Tagen bewiesen hat, rührend tiefe Anhänglichkeit an seine Familie hat es ihm nie entbehrlich gemacht, neben seiner Frau noch die Freundschaft einer anderen zu suchen, an der sich seine Leidenschaft immer neu entflammte, und außerdem eine Vertraute zu haben, die Zeugin all dessen war, was in seinem Herzensleben sich zutrug. In den (zuweilen nicht kurzen) Zeiten, da er eine Freundin verloren hatte und der neuen noch nicht begegnet war, pflückte er auch — wie Raffael in Gobineaus ‚Renaissance‘ sich ausdrückt — die Kirschen, die über die Hecke am Wegrand hängen. ‚Die Tröpfe allein behaupten, daß das Herz nicht mehrerer gleich starker Neigungen fähig ist.‘ Mit einer prächtig erzählten Anekdote von einer Ahnfrau seines Hauses begründete er, daß er soviel Liebe auszugeben hatte. Deren Bräutigam seien im Kriege ein Arm und beide Beine weggeschossen worden. Sie habe ihren Metternich trotzdem geheiratet: ‚Da ich nicht Eure Beine liebe, sondern Euch, würde ich Euch heiraten, hättet Ihr gleich noch einen Arm weniger.‘ Nun fließe ihr Blut in den Adern ihrer Nachkommen. Mit Pathos versicherte er zwei Tage später, noch nie einen Roman gelesen zu haben; denn er sei von der Überzeugung durchdrungen,

daß nicht einer die Gefühle so wahr schildere, wie er sie empfinde. ‚Meine gute Freundin, glaube mir aufs Wort: ich vermag heißer und besser zu lieben als die meisten Menschen!‘ Klagte er gelegentlich, daß seine Körperkräfte abnähmen, freute es ihn um so mehr, daß er am Leben seines Herzens noch keine Spur des Alterns entdeckte. Daß seiner Freundschaft mit der Gräfin Lieven manche andere vorausgegangen sei, daraus machte er ihr kein Hehl. Er fühlte sich sogar so lange bedrückt, bis er sie darin eingeweiht hatte, und nur die Beruhigung wünschte er ihr einzuflößen, daß die Glut, die sie in ihm entzündeten, endgültig niedergebrannt sei und sie ihn jetzt allein besitze. ‚Ich bin niemals untreu gewesen; die Frau, die ich liebe, ist für mich die einzige auf der Welt. Wenn ich nicht liebe, nehme ich die hübsche Frau, die alles von mir will, ausgenommen Liebe.‘

Es sind seinet- und zum Teil auch der ihm ergebenen Frauen wegen denkwürdige Geständnisse, die er vor der Freundin ablegte. In Berlin habe Frau von Stael um ihn, den dreißigjährigen, geworben. ‚Sie hat mich verblüfft, ohne mich zu entzücken. Ich begriff nicht, wie sie je einen Mann für sich einnehmen konnte. Ich bin beständig bei ihr gewesen, und sie wollte mir mehr sein. Unsere Anschauungen sind sich nicht begegnet. Ihr Geist hat mir Schmerz bereitet, ihre Bewegungen Furcht eingejagt. Das Mannweib tötet mich. Ihr Salon glich dem Forum und ihr Sessel einer Tribüne. Sie verlangte danach, gefesselte Sklaven sich zu Füßen zu sehen, obwohl sie sich den Anschein gab, als wenn sie sich unterwerfen wollte.‘ Am häufigsten kommt Metternich auf das öffentlichste seiner Verhältnisse, das mit der Herzogin von Sagan, zurück. Es ist das einzige, dessen Ernst er gerne abgeleugnet hätte; da die Tatsachen gar zu sehr gegen ihn sprachen, stellt er sich als den Getäuschten hin. Seiner Seele ganz sich bemächtigt hätten nur zwei Liebesverbindungen vor der Freundschaft mit derjenigen, an die er dies Bekenntnis richtete. Wie er sie schildert, vor sich hin träumend in süßer und wehmütiger Erinnerung, waren es zwei sehr verschiedene Frauen, in denen er sein Ideal verwirklicht glaubte, und wieder völlig anders war die Frau, in der er nunmehr die Freundin für ewig gefunden zu haben überzeugt war.

‚Ich lernte mit 17 Jahren eine junge Frau in Brüssel kennen, so alt wie ich, voll Geist, Geschmack und Verstand, Französin und aus einer der besten Familien. Ich habe sie geliebt, wie ein Jüngling liebt. Sie liebte mich in aller Reinheit ihres Herzens wieder. Wir wünschten alle beide das, was wir uns nie gestanden haben. Ich lebte nur für sie und meine Studien. Sie, die nichts Besseres zu tun hatte, liebte mich „den ganzen Tag“; ihre Nächte verbrachte sie bei ihrem Manne, aber ich glaube, sie beschäftigte sich mehr mit mir als mit ihm. Unser Bund dauerte länger als drei Jahre, und er hatte für mich den unschätzbaren Vorteil, daß er meinen Sinn von all den geschmacklosen Torheiten abwandte, die jenem Alter so gewöhnlich sind. Saßen wir beisammen, versicherten wir uns unserer Liebe und sahen die Zukunft so weit, weit vor uns, daß wir günstigerer Zeit die Kühlung unserer

Inbrunst überließen, als wenn die Zeit nicht damals wie immer vorübergeflohen wäre! Waren wir getrennt, schrieben wir uns und konnten den Augenblick der Wiedervereinigung nicht erwarten.' Diesem Liebesidyll gab er einige Wochen später einen bedeutsameren Gehalt. ,In jedem Männerkreise bedarf es des Geistes einer geistvollen Frau. Dann nimmt alles ein neues Gesicht an. Die Gedanken gewinnen an Frische, und nichts ist der Feinheit und dem Takt zu vergleichen, die eine liebenswürdige Frau im engen Kreise zu entfalten weiß. Ich habe die schönsten Jahre meines Lebens in einem solchen Kreise zugebracht; mein Leben selbst ist dort geformt worden durch den ersten Liebesbund, den ich geschlossen habe. Die Frau, die mir erlaubte, sie mit achtzehn Jahren zu lieben, war liebenswert. Sie hatte eine Tante von überlegenem Geiste, die nur eine ausgewählte Umgebung um sich litt. Indem ich hier angeleitet wurde, die Welt kennen zu lernen, bemerkte ich, daß nichts so leicht ist, als den Geist, über den man verfügt, zur Geltung zu bringen, und nichts so lächerlich ist, als nach dem zu haschen, den man nicht besitzt. Ich begann, wo man gewöhnlich aufhört. Als ich kaum 20 Jahre zählte, wollte man mich denn auch durchaus auf 30 schätzen. Seither ermangele ich des ersten Elements meines sozialen Glücks.'

Wie ganz anders spricht er von der zweiten geliebten Frau! ,Ich komme zu einem Abschnitt meines Lebens, mit dem ich all das abgeschlossen glaubte, was das Herz schlagen macht. Ich liebte eine Frau, die auf die Erde herabgestiegen war, nur um über sie hinzugehen wie der Frühling. Sie liebte mich mit all der Liebe einer dem Himmel gehörenden Seele. Die Welt hat kaum darum gewußt. Wir allein kannten unser Geheimnis. Ihre letzten Jahre waren durch eine glühende Religiosität bezeichnet. Unglücklich über alle die Leidenschaften, die in einer liebeentbrannten Seele sich regen, in einen Kreis gestellt, der ihren Neigungen und ihrem Geist zuwider war, und gezwungen, unfaßbare Rücksichten zu wahren, unterlag sie: sie starb den Tod einer Heiligen und mit einer Seelenkraft, die durch einen im Leben einer Frau außerordentlichen Zug gekennzeichnet wurde. Sie hat ein Testament gemacht und gleichzeitig einen Brief an ihren Mann und ihre Eltern gerichtet. In dem Testament verfügte sie über alles, was sie besaß. Nichts vergaß sie. Mir vermachte sie ein versiegeltes Kästchen; als ich es öffnete, fand ich die Asche meiner Briefe darin und einen Ring, den sie zerbrochen hatte! In dem Briefe legte sie Rechenschaft über ihr Leben ab; sie nannte ihrem Gemahl alle Beweggründe, weshalb sie ihn nicht geliebt habe, und alle die religiösen Gründe, aus denen sie dennoch ihre Pflichten gegen ihn erfüllte. Der Schluß des Briefes betraf mich und ist nur mir und einer einzigen Freundin verständlich, die das Geheimnis ahnte. Aber sie hat darin alles gesagt. Mein Leben war zu Ende. Ich wünschte weder noch wollte ich länger leben. Meine Seele war gebrochen: ich hatte kein Herz mehr. Zwei Jahre sind seither vergangen.' Als die neue Freundin diesen Bericht nicht ganz ohne Unruhe anhörte, kam er noch einmal auf die Tote zu sprechen. ,Sie

war eine von den Seelen, die nicht daheim sind, ehe sie nicht ihre irdische Hülle abgestreift haben. Alles in ihr strebte beständig nach dieser Trennung, und sie war ihrer Sache so sicher, daß alle ihre Anordnungen für jene Stunde gut getroffen waren. Daß sie gesund aussah, hat mich nie über sie getäuscht. Wenn sie mir von ihrem Tode als dem glücklichsten Augenblicke ihres Daseins sprach, benahm sie mir die Sprache und den Atem; ich fühlte, daß sie weder lügen noch sich selbst täuschen konnte.'*

Man darf und muß bei Metternichs Frauenbeziehungen verweilen. Um das zentrale Interesse seines Lebens handelt es sich dabei und um die ärgste Schwäche, die ihm von dem Zeitalter seiner Geburt übermacht worden war. Sie reichte an den Nerv seines Daseins und hat den Willen zur Tat, der ohne Zweifel in ihm lebte, und die Fähigkeit zu durchgreifenden politischen Gestaltungen mehr wie jeder andere Mangel an ihm gelähmt.

Dabei fühlte sich Metternich in seinem Verhältnis zu den Frauen, die er liebte, als Idealist. Er gab zwar zu, daß er bei einer geliebten Frau gegen ‚die hübsche Enveloppe' nicht gleichgültig sei. Daß sein Blut, auch während er der Geliebten schrieb, nicht ruhig blieb, dafür zeugt in dem Briefbande mehr als eine Stelle. Aber er bestritt, daß er sinnlich sei, der Sinnengenuß ihm als das wesentliche gelte und er gleich manchem andern das Geschlecht, nicht die Frau liebe. Von tiefer Leidenschaft gepackt, sei er nicht verliebt, sondern er liebe. Die ‚petites femmes' könnten ihn beschäftigen, nicht ihm genügen, weil sie ihn nie zu begreifen vermöchten. Weder jene junge Französin, die er mit 17 Jahren liebte, noch jene Frau, die den Tod einer Heiligen starb, sei je die Seine geworden, und auch von seiner Freundschaft mit der Gräfin Lieven meint er, daß ‚jede Mutter ihrer Tochter die Lektüre unseres Romans erlauben könnte'. Er wehrt den Verdacht von sich ab, als wolle er je eines andern Haus zerstören, als könne er die Achtung vor der Institution der Ehe von sich abwerfen. ‚Ich respektiere das Gesetz unter allen Umständen. Nur bin ich zuweilen schwach genug, mich dagegen zu verfehlen.' Für den von seiner Leidenschaft nicht mitergriffenen Leser schwärmt er der Geliebten bis zum Überdruß davon, daß sie sich gegenseitig verstünden und geistig für einander geschaffen seien. ‚An dem Tage, da ich sah,' heißt es gleich in seinem ersten Briefe, ‚daß Ihr Denken dem meinigen begegnete, an dem Tage, da

* Hanoteau, der fast alle Anspielungen auf Personen in den Briefen aufgeklärt hat, gibt an, daß er keine Andeutung über diese Frau zu machen imstande sei. Vielleicht ist immerhin eine Vermutung möglich, daß Metternich von der am 18. November 1816 gestorbenen Gräfin Julie Zichy, geb. Gräfin Festetics, spricht. Die Vermutung drängt sich auf durch Vergleich der Schilderung Metternichs mit den Briefen von und an die Gräfin, die Raich in ‚Dorothea v. Schlegel und deren Söhne Johannes und Philipp Veit' Band II veröffentlicht hat, sowie besonders mit den im selben Bande enthaltenen Mitteilungen Dorotheas über ihren Tod S. 392 und 400 und meiner entsprechenden Darstellung in ‚Philipp Veit' (Künstlermonographien) S. 21 ff.

mir kein Zweifel mehr blieb, daß Sie mich verstehen würden, fühlte ich, daß ich Ihr Freund werden könne.' ‚Weißt Du,' ruft er ein andermal aus, ‚welchen unaussprechlichen Reiz Du in meinen Augen hast? Es ist der, daß Du mich verstehst. Ich kann mich weder mit Tauben aussprechen, noch an Blinde schreiben; aber wenn es mir beschieden ist, einem Wesen zu begegnen, das mich der Mühe überhebt, mich genauer und deutlicher zu erklären (zwei gleichmäßig peinliche Notwendigkeiten), wenn dieses Wesen gar noch eine Frau ist und diese Frau Du, so fehlt mir nichts zu meinem Glücke!' Er erzählt der Geliebten unaufhörlich von sich und findet sich in ihren Briefen. Er denkt bei allem, was er erlebt, an sie. Die Herrlichkeiten Italiens, die ihn im Frühjahr 1819 entzücken, muß sie durch seine Briefe mit ihm genießen. ‚Wahre Liebe erhebt die Seele — Du hast es mir selbst gesagt —, und alles auf der Welt, das schön und gut ist, scheint dazu bestimmt, ihr zur Huldigung und als Altar zu dienen.' Einen Augenblick lang überläßt sich der so durch und durch aristokratische Mann selbst der Sehnsucht nach dem Charm der ‚bürgerlichen Liebe'. ‚Uns halten eherne Ketten so grausam weit voneinander entfernt.' Er nennt die Liebe oft etwas Heiliges. Und so schaut er auch die Frau bei all seinen Abenteuern und über all seinen wechselnden Neigungen nie als etwas Niederes an. ‚Du hast soviel Geist als nur möglich; Du hast mit allen tüchtigen, lebensvollen Frauen, die auf eine Stufe gestellt sind, auf der sie sich über die ungeheure Mehrheit ihres Geschlechtes erheben, das Bedürfnis gemeinsam, ein Gefühl zu empfinden, das das Leben ausfüllt.'

Es scheint aber nur so, als ob dieser Idealismus einen Schimmer der Verklärung über Metternichs Liebesleben breite, obwohl viele der Töne, worin er zum Ausdruck gelangt, von echtem, tiefem Klange sind. Denn behauptet hat er sich vermutlich nur deshalb in dem Manne, weil kein so überschäumender, heißer Lebenssaft in Metternich trieb und drängte wie etwa in Napoleon. ‚Einer von den Vorwürfen, die mir die vielen Dummköpfe im Laufe meines Lebens machten, war der, daß ich nicht zu lieben wüßte, weil ich über die Liebe räsoniere. Ich räsoniere über alles und immer; denn ich weiß lieber, als daß ich glaube, und dann liebe ich weit mehr das, was mir bewiesen ist, als was nur wahrscheinlich ist.' ‚Meine Vernunft — hätte ich ohne sie Dich gefunden?' ‚Du übst auf mich die Wirkung einer Wahrheit aus: ich glaube nie auf etwas so Natürliches getroffen zu sein, wie es unsere Liebe ist.' ‚Meine gute Dorothea, ein Charm von Wahrheit muß von Dir ausgehen, dem ich noch nie begegnet bin; begreifst Du, daß ich Dich mehr lieben muß, als ich je geliebt habe?' — ‚ich, der ich das wärmste und ruhigste Wesen auf der Welt bin.' So drängt sich auch hier wieder der Geist des Zeitalters als das stärkere Element gegenüber dem individuellen Empfinden in Metternichs Leben vor. Auch in der Liebe wie in der Politik und wie auf allen Gebieten, die ihrer Natur nach ins Reich der Leidenschaft, des Willens und der Tat gehören, war Metternich ‚Philosoph', mehr empfind-

sam als feurig, fand er größeres Gefallen am Räsonieren über die Dinge als am sie erleben und am sie meistern.

Gleich in einem der ersten Briefe, die er an die Gräfin schrieb, erzählte er ihr von seiner Jugendzeit. Er sei ein gutes, arbeitsames Kind gewesen, das sich fleißig mit seinen Büchern und Aufgaben beschäftigte. In den Jahren, da er heranwuchs, habe er sich religiösem Gefühlsüberschwange so völlig überlassen, daß seine Eltern und Erzieher erschraken. Seine Gebete aber und seine Studien hätten nichts voneinander gewußt, seine religiöse Entwicklung und seine wissenschaftliche Ausbildung wären ohne innere Verbindung geblieben. Mit 17 — ein andermal sagt er mit 15 — Jahren sei er im wesentlichen schon derselbe Mensch gewesen wie mit 45; nur daß sich sein Herz wieder zur Erde zurückgefunden, sein Wesen sich vollkommen beruhigt habe und die Vernunft die Lenkerin all seines Denkens, Handelns und seiner Empfindungen geworden sei. So ist also der Geist gläubigen Lebens, der sich nach der Trockenheit der Aufklärung im letzten Menschenalter vor der Revolution in Frankreich und im benachbarten Deutschland wieder langsam auffrischte, auch durch des jungen Metternich Seele geweht, obwohl sich dessen Erziehung offensichtlich in den Bahnen der Aufklärung bewegte. Als aber die revolutionären Leidenschaften in Frankreich zügellos wurden und ihr Gegenstoß auch in Belgien und Deutschland verspürt wurde, wo sich der junge Metternich damals aufhielt, hat er dem Glauben und religiösen Leben, anscheinend kampflos, abgesagt. Die Beruhigung seines Wesens, wie er es nennt, der Rückfall in die Unkraft der Aufklärung, wie wir es auffassen müssen, erklärt sich dadurch als eine Reaktionsbewegung, die sich als überaus nachhaltig erwies, teils infolge der Stärke des Stoßes, teils weil Metternichs Natur in hohem Maße empfänglich für sie war. Metternich konnte unschwer zum Maßhalten in allen Dingen und zum vernünftigen Überlegen bestimmt werden; Schwärmerei entsetzte ihn. ‚Schon als kleiner Knabe bin ich seltener gefallen als meine Kameraden; ich bin etwas weniger schnell als sie gelaufen, habe die Augen weit aufgemacht und immer beim Wettlauf gewonnen.‘ Daß die Nachgiebigkeit der Franzosen gegen Gefühlsregungen bis zu den groben Verirrungen der Revolution, bis zu Umsturz und Blutvergießen führte, genügte für den Jüngling, um fortan der ‚Vernunft‘, dem nüchternen, gesunden Menschenverstande die ausschließliche Herrschaft über sich zu geben.

„Ich habe nie begreifen können, wie man ein Poltron sein kann.‘ ‚Cicero sprach viel und tat wenig; er war ein Poltron und hatte diese Eigenschaft mit den meisten Gelehrten gemein, ich liebe diese Klasse von Menschen nicht.‘ ‚Unbedachtsamkeiten und Hirngespinste haben mir, meiner Denkart, selbst dem allerersten Begriff von einer Sache, den ich mir bilde, jederzeit ferngelegen. Ich fürchte den Irrtum, um was es sich auch handelt, und ich kenne keine Furcht außer der vor ihm.‘ ‚Das Leben, liebste Freundin, und alle Dinge in ihm sind Wirklichkeiten. Sie stellen folglich ein Ziel dar, das man nur mit Hilfe des Geistes erreicht und das man nicht erreicht oder überfliegt, wenn

man sich allein auf seine Einbildungskraft verläßt, was einer Niederlage gleichkommt.' ,Meine Seele ist ganz dem Wirklichen zugekehrt und folglich ganz historisch, ganz der Wahrheit gehörig.' ,Ich bin ganz Praktiker, halte mich dicht am Boden, bin ganz natürlich.' ,Du glaubst an Vollkommenheiten in mir, die ich nicht habe; Du suchst mich auf einer Höhe, die ich nicht erklimmen kann; mein Geist, meine Freundin, ist der des gesunden Menschenverstandes; diese Domäne kann ich beherrschen und ich erhebe mich nicht darüber. Du findest meine Worte treffend, meine Ausdrücke schlagend, meinen Verstand vollkommen. In diesen Tatsachen liegt nur das, was aus einer Geistesart wie der meinen sich immer ergibt. Ich sehe das, was ist, höre das, was gesprochen wird, nehme wahr, was existiert. Meine Seele hat sich über das Vorurteil gestellt, ich glaube deren keines zu nähren. Ich habe viele Gegner getötet und mehr noch in die Flucht geschlagen. Die Vernunft, diese ganz reine und ganz natürliche Vernunft, ist eine ungeheure Macht!' ,Ist man von meiner Art, hat man den folgenden Tag nicht zu fürchten. Der heutige Tag bringt morgen mehr und niemals weniger. Ich gehe auf-, nicht niederwärts, mein Schritt ist sicher.'

Das sind lauter für einen vom Geiste der Aufklärung beseelten Mann geradezu klassische Aussprüche und doch ebensoviele seltsame Selbsttäuschungen! Zurückschaudernd vor politischen Unruhestiftern und gesellschaftlichen Phantasten, hinstrebend zum festen Boden des Wirklichen und Fühlung suchend mit der stetigen, geschichtlichen Entwicklung der Menschheit bemerkte Metternich nicht, daß er sich schon als Jüngling dem abstraktesten und dogmatischsten, am wenigsten historischen Zeitgeiste gefangen gegeben hatte, der sich je der abendländischen Menschheit bemächtigte. Halb zog es ihn, halb sank er hin.

Alle seine inneren Beziehungen zur Religion, zu den sozialen Bewegungen seiner Jahrzehnte und zur Kunst ordnete er und alle seine politische Tätigkeit regelte er seitdem unter dem Einfluß dieses Wahns. ,Christlich, d. h. gegründet auf die gesunde Moral, die selbst wieder nichts ist als die gesunde Vernunft.' Er schwor sich auf die schönrednerische Humanität, auf das blasse, sich in Optimismus wiegende Wohlwollen des vorrevolutionären Menschenalters ein; es spiegelte ihm vor, daß er voller Güte gegen seine Mitmenschen sei und Herz für das Volk habe, und wehrte ihm doch nicht, allen seinen Schwächen nachzugeben und sich ausschließlich innerhalb seines vornehmen, reichen Gesellschaftskreises zu bewegen. Ausgezeichnet durch ein nicht gewöhnliches Bedürfnis nach Kunst und erfüllt von aufrichtiger mäzenatischer Gesinnung gegen die Künstler ließ er auch in der Kunst nur gelten, was die Aufklärung pries: den korrekten Stil, das nicht allzu erhabene und nicht überwältigend geniale.

Ganz gleichmäßig kam Metternich dazu, in der Politik für das erste Gebot die Ruhe zu erklären. Leopold II., der als erster seines Namens lange Toskana regiert hatte und dann der Nachfolger des unruhigen, Österreich verderblichen Josef II. geworden war, wurde sein Fürstenideal. Dem

modernen Leser macht es einen verwunderlichen Eindruck, Metternich mit dem Instinkt des bedeutenden Menschen auf seiner Italienfahrt Florenz in seinem wahren Wesen und Geiste als Stadt der Medici und der Renaissance schildern zu hören, aber mitten in der Schilderung auf den Ausruf zu stoßen: ‚Stolze Männer waren es, die Cosimo und Lorenzo, so würdig ersetzt durch Leopold II.!‘

In Übereinstimmung mit Leopold faßte Metternich das Wort Ruhe keineswegs im Sinne trägen Sichgehenlassens oder des Zurückbleibens. Sein Ziel war vielmehr, daß das innere Gleichgewicht der Gesellschaft erhalten bliebe oder wiederhergestellt werde und der Staat die ‚Poltrone‘ daran hindere, eine Rolle zu spielen. Für einen Reaktionär war er viel zu reformfreundlich, zu freisinnig, geistig viel zu fein gebildet. Mit herzlichen Worten pries er der Freundin sein Österreich: ‚Unser Land oder vielmehr unsere Länder sind die ruhigsten, weil sie sich, ohne daß sie Revolution machten, der meisten Wohltaten erfreuen, die unbestreitbar aus der Asche der durch politische Stürme gestürzten Reiche hervorgehen. Unser Volk sieht nicht ein, weshalb es sich Bewegungen ausliefern soll, da es sich in friedlicher Ruhe dessen freut, was die Bewegung andern verschaffte. Die individuelle Freiheit ist bei uns uneingeschränkt, die Gleichheit aller Klassen der Gesellschaft vor dem Gesetz vollkommen; alle tragen die gleichen Lasten: es gibt Titel, keine Vorrechte. Es fehlt uns ein „Morning Chronicle"‘ (ein Oppositionsblatt).

Anbeter der Vernunft und Dogmatiker, beherrscht von dem Geiste, dem er sich hingegeben hatte, kam er darauf, daß das Gleichgewicht am besten durch seine Stabilierung auf Grundsätze, auf Prinzipien, auf in der Vernunft gegründete ‚ewige Wahrheiten‘ gesichert werden würde. Er fand sich geistig erstaunlich dazu veranlagt und vorbereitet, diese Wahrheiten zu ergründen und zu verkündigen. Da fühlte er sich denn immer mehr als der von der Vorsehung Berufene, in seiner allenthalben vom Umsturz bedrohten Zeit die Ordnung auf unerschütterliche Grundlagen zu stellen. Es war im Grunde dieselbe Stimmung, in der sich die von ihm so gescholtenen Franzosen der Revolution berufen gefühlt hatten, neue Prinzipien in Geltung zu bringen, nach denen die Gesellschaft umgestaltet und die europäische Staatenwelt zukünftig gelenkt werden sollte. Der Unterschied zwischen ihm und ihnen bestand nur in seinen und in ihren Augen. ‚Weißt Du, meine Freundin, was mich über das Opfer meines Lebens tröstet, und was mich allein darüber trösten kann? Die Dienste, die ich schon geleistet habe und täglich zu leisten in der Lage bin dem T r i u m p h d e r P r i n z i p i e n.‘

Immer und immer hartnäckiger versuchte er, die Politik auf die Grundsätze zu stellen, die er erfaßte, und sich gegen jedes Abgedrängtwerden von dem einmal gewählten Platze zu sichern. Selbst seine Lebensbedürfnisse paßten sich diesem Streben an. ‚Ich will lieber sterben, als aufhören Ich zu sein. Nichts hat sich je in mir geändert.‘ ‚Glaubst Du, daß man mich leicht dazu bringt, das zu erproben, was mir nicht angeboren und

nicht in mir vorgebildet ist?' ‚Ich liebe es, für wahr zu halten, was ich dafür halte, und ich würde schon bei dem bloßen Verdacht, daß es anders sein könnte, in Verzweiflung geraten.' ‚Sei sicher, daß niemand je sah, daß ich mich von meinem Platz rührte. Was ich halte und woran ich halte, halte ich fest.' ‚Ich glaube, daß ich die Ewigkeit liebe, wäre es gleich nur, weil sie nicht existieren würde, wenn sie ein Ende haben könnte.' ‚Ich verabscheue jeden Jahreswechsel. Ich neige so sehr dazu, das, was ich kenne, dem vorzuziehen, was ich kennen lernen muß, daß ich meine Anhänglichkeit selbst auf die vier Ziffern übertrage, die ich mich gewöhnt habe zu schreiben.' ‚Alles wird schließlich bei mir zur Gewohnheit, und die Gewohnheiten werden zum Bedürfnis.' ‚Wäre ich ein Pferd, würde ich meinen Stall und meine Krippe anbeten.' Von diesen Bemerkungen läßt sich unschwer die Brücke zu der zweifellos bedeutsamsten Selbstwürdigung schlagen, die Metternich in den Briefen an die Gräfin Lieven über seine Geltung als geschichtliche Persönlichkeit niedergelegt hat. ‚Ich bleibe im stärksten Kampfgewühl meiner Waffen Meister, weil ich ruhig bin. Meine Gegner laufen auseinander, während ich unbeweglich bleibe. Sie laufen über das Schlachtfeld, und ich rühre mich nicht. Sie sind hinter Atem, und ich habe noch kaum Atem geschöpft. Meine Freundin, Du liebst eine Art „Schranke": sie ist eigens dort aufgerichtet, wo sie sich befindet, um diejenigen aufzuhalten, die zu hastig und verkehrt laufen. Die Läufer stoßen auf sie, verfluchen sie und ereifern sich gegen das, was sie ein Hindernis nennen. Die Schranke scheint die Stöße nicht zu spüren, die sie treffen; sie steht fest, denn sie ist schwer. Da hast Du das letzte Wort, das genaueste Bild meines Wesens; kein Fehler findet sich auf diesem Bilde, und die Farben sind nicht zu stark aufgetragen. Es gibt auch kaum ein Verdienst an meinem Dasein, weil nichts willkürlich in mir ist: die Vorsehung hat mich gemacht, wie ich bin, und ich werde so bleiben, solange es ihr gefallen wird, mich hienieden zu lassen!'

Das bloße Bremsen und Aufhalten bot freilich Metternichs hochveranlagtem Geiste und dem Trieb zur Tat in ihm nicht die Befriedigung, die ihn geistig dauernd frisch zu erhalten vermochte. Er zahlte dem blasierten Wesen, dem die hohe Aristokratie vielleicht am ehesten von allen Klassen verfällt, seinen Tribut, fühlte sich vereinsamt, enttäuscht und von der bösen Welt verkannt. ‚Langeweile ist von allen trüben Empfindungen die, welche ich am wenigsten empfunden habe. Was mich quält — anscheinend hat jedes Wesen seine besondere Qual, — ist die innere Teilnahmlosigkeit; ihr finde ich mich jahraus, jahrein preisgegeben.' Auch nährte sich seine Eitelkeit an der Vorstellung seiner göttlichen Sendung in einer Weise, die ihn schon in jenen verhältnismäßig jungen Jahren zu Äußerungen eines fast wahnwitzigen Selbstbewußtseins verleitete. ‚Wenn man etwas zu verbergen hat, kann es nur infolge eines Unrechts sein. Liebe Freundin, ich glaube nie in diesem Falle gewesen zu sein.' ‚Mein Geist ist ganz gradlinig und massig; ich mache den Weg frei, wenn ich vorwärts schreite, und ich zermalme, wenn ich niederfalle.'

‚Ich habe nicht nötig, dem Wahren in irgend einer Sache nachzuforschen, ich falle darüber.‘ ‚Ich mache seit einer Reihe von Jahren eine einzigartige Beobachtung; die Menschen, die sich mir in den Weg stellen, sterben. Es ist natürlich. Diese Menschen sind Narren, und die Narren sterben früh.‘

So scharf uns aber solche Äußerungen auch ins Ohr klingen mögen, man wird sich hüten müssen, ihnen zu viele Bedeutung beizulegen. Es fehlt nicht an anderen, die ihre Wirkung aufheben. ‚Sage nicht, liebste Freundin, daß Du den Ehrgeiz liebst! Es gibt einen Ehrgeiz, der Abscheu verdient, und einen andern, der ganz den schönen, großen Idealen zugewandt ist. Jeder Ehrgeiz, der sich auf die Überlegung beschränkt, das eigene Ich vorzuschieben, ist zu verdammen; der, welcher Dich dazu begeistert, die Sache zu fördern, ist die Triebkraft alles Guten. Ich habe und lasse keinen andern zu. Der einzelne ist nichts, die Sache alles. Ich kann nicht mehr werden, als ich bin; meine Laufbahn ist durchmessen. Ich habe sie durchmessen, ohne je an mich zu denken, ohne etwas zu erbitten, ohne es selbst erstrebt zu haben, daß ich mit so viel Verantwortlichkeit belastet wurde! Hätte ich den falschen Ehrgeiz, würde ich mich nun mit dem zufrieden geben, was ich bin; aber ich bin es nicht. Mein Ehrgeiz ist, Gutes zu tun; er tröstet mich über die ungeheuren Opfer, die ich ihm bringe. Weißt Du, was ich an dem Tage empfunden habe, da ich alles wurde, was ich werden kann? Ich habe die Tränen über den Verlust meiner Freiheit zurückgedrängt und mich an den Gedanken geklammert, daß auch der böswilligste Tropf jetzt keine Möglichkeit mehr hat, zu glauben, daß ich schaffe, um etwas zu werden, und vorwärts schreite, um höher zu steigen. Meine Person ist jetzt ganz außer dem Spiel. Ich finde mich an die Spitze ungeheurer Interessen gestellt. Ich habe keinen Augenblick am Tage, wo ich nicht daran denke, was ich dem Vertrauen eines Mannes verdanke, den ich liebe, weil ich ihn schätze. Jeder Irrtum, den ich begehe, fällt auf nahezu 30 Millionen Menschen zurück. Ich fürchte nur die Fehler, die ich begehen kann. Für meine Absichten kann ich einstehen.‘

Eine Schranke! um diejenigen aufzuhalten, die zu hastig und verkehrt laufen! Im tiefsten hat Metternich seine geschichtliche Aufgabe mit dieser Charakteristik wohl treffend eingeschätzt. Eine Schranke und kein Hindernis! Wir sind vielleicht zu sehr im Banne der Vorstellung, daß das Jahr 1789 wie mit einem Zauberschlage das neue Zeitalter heraufführte, dessen große Fortschritte uns mit Genugtuung erfüllen. Der plötzliche, tosende Einbruch der Lebensströme der ‚Neuesten Zeit‘ in das geruhige Dasein des ausgehenden 18. Jahrhunderts drängte unseren Vätern diese Vorstellung auf. Von ihnen übernahmen wir sie. Wir geben uns kaum Rechenschaft darüber, daß auch durch die gewaltsamste Revolution die Notwendigkeit stetiger Entwicklung und allmählicher Umbildung für die schwerfälligen Völkermassen nicht aufgehoben wird und allzu starker Druck sie der Gefahr der Auflösung aussetzt. Die eruptive Emporhebung des dritten und vierten Standes, der erwerbenden Schichten unserer Gesellschaft, durch die Revolution drohte sie zum Haupt-, ja zum ausschließlichen

Träger der Zukunft zu machen, ehe sie, von den Banden ihrer bisherigen Abhängigkeit befreit, sich voll entfalten und erstarken konnten. Da hat Metternich sich vor sie gestellt. Er hat die revolutionären Fluten beruhigt und durch einen langen Frieden das Gleichmaß des Fortschritts ermöglicht, Europa dreißig Jahre der Sammlung und Selbstbesinnung verschafft. Die Psyche der abendländischen Menschheit hat drei Menschenalter, die lange Zeit von 1760 bis 1870, gebraucht, um sich den wirtschaftlichen Anforderungen der neuen Zeit entsprechend umzuformen, sich in die veränderten sozialen Verhältnisse einzuleben, sich mit den nationalen Idealen des 19. Jahrhunderts zu durchdringen und um den doktrinären Geist der Aufklärung, den Hang zum Theoretisieren zu überwinden, der Wirklichkeit, der Tat, dem Staat und der Kirche sich wieder hinzugeben. Gerade in der kritischen Zeit von 1815 bis 1848 hat Metternich die äußere Ruhe gewahrt, damit die innere Umbildung nicht aufgehalten wurde. Er hat zugleich das politisch noch ganz unreife deutsche Bürgertum mit seiner Professorenführerschaft daran gehindert, all sein Interesse auf die Politik zu werfen, in der es, von dem organisationsunfähigen Liberalismus besessen, nur immer neue Verwirrungen angestiftet, immer mehr staatliche Machtmittel gegen den Umsturz abgenutzt und verschleudert hätte. Er hat das gesamte abendländische Bürgertum auf die Pflege seiner wirtschaftlichen Fähigkeiten abgedrängt. Wie das Bürgertum durch die Flut von 1789 emporgehoben worden war, war es noch ein Kleinbürgertum. Seine heutige Geltung beruht aber auf seiner Industrialisierung und seiner Kapitalbildung. In Metternichs Zeit sind die Grundlagen zu ihr gelegt worden. Durch die Niederhaltung der politischen Kämpfe hat er keinen geringen Anteil auch daran, daß die sozialen Probleme die Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnten, wie auch daran, daß nach 1815 die große Erneuerung des religiösen, der Aufschwung des kirchlichen Lebens vor sich gehen konnte. Dem allen hat er als ‚Schranke' den Weg freigehalten. Und wenn die Flamme idealer Pflege der Dichtkunst, Philosophie und humanistischen Bildung, die seit 1760 aufgeleuchtet war, nicht von nationalistischen Leidenschaften und dem Haß politischer Parteien erstickt wurde, wenn ihr milder, warmer Schein gerade über dem Geschlechte leuchtete, das nach der Revolution heranwuchs, so hat er seine Hand auch darüber gehalten, selber hochgebildet und unermüdlich sich weiter bildend. ‚Ich wünschte, daß zum Besten der Menschheit die Wissenschaft blühen könnte, ohne daß es Gelehrte zu geben brauchte.'

* * *

Daß sich die Freundschaft Metternichs und der Gräfin Lieven gegen das Jahr 1825 abkühlte, lag zumeist daran, daß die Gräfin menschlich mehr und mehr verlor und in der diplomatischen Intrige aufging, Metternich dagegen mit zunehmenden Jahren immer inniger das Bedürfnis empfand, sich zu veredeln, tiefer zu werden. Auf den vorhergehenden Seiten sind fast

nur die Voraussetzungen seines Wesens skizziert, die Fesseln bezeichnet worden, die der freien Entwicklung seiner Persönlichkeit angelegt waren. Denn die Briefe an die Gräfin lassen das Bild des Fürsten gerade in der Spanne seines Daseins vor uns erscheinen, da sich sein Geist mit der Art des 18. Jahrhunderts vollständig durchdrungen hatte und sich die Elemente seiner persönlichen Weiterbildung noch erst leise, keimhaft regten. Es konnte nicht die Rede davon sein, wie er sich weiterhin entfaltet hat, und in wie vielem der Metternich der späteren Jahrzehnte über den der früheren hinauswuchs. Es durfte nicht nachgewiesen werden, wieviel gedankliche Berührungspunkte er sich trotz seiner Gebundenheit mit dem voranschreitenden 19. Jahrhundert verschaffte, wie er uns bei allen Schwächen und aller Überschattung durch den Zeitgeist der Aufklärung dennoch neben Napoleon, mit Stein und mit dem freilich jüngeren Leo XIII. nicht nur als Schranke, sondern auch als einer der mächtigen Werkmeister gelten muß, die der Entwicklung der neuesten Zeit ihre Bahn gewiesen und sie in ihr Bett gezwungen haben. Er ist auch ein solcher Werkmeister gewesen. Doch nur im Rahmen einer Biographie ließe es sich zeigen.

## Schlaflos.

Manche Schritte hallen spät zur Nacht,
Schlummerloser, nimm sie wohl in acht! —

Heiter tönt ein festlich froher Gang
Schnell entfernt den Gassensteig entlang.

Müde schleppt ein matter Fuß sich dort,
Lange schlurrt sein lässig Scharren fort.

Heimlich schleifen Tritte leis vorbei,
Tollend dröhnt ein Laufen mit Geschrei. —

Stille jetzt — und wieder naht ein Schritt —
Zuckend flackert meine Kerze mit.

Leise gehen Schritte kaum gehört —
Nebenan der Vogel schluchzt verstört.

Auf und ab sind alle Gassen leer —
Immer gehen Schritte hin und her.

Wartet einer — kam ein Rufen nicht?
Still im hohen Hause stirbt ein Licht.

Ernst A. Bertram.

# Gedanken über Christus und Christentum.

Von

**Robert Saitschick.**

1.

Apollo leuchtet in schöner Gleichgültigkeit, menschenfremd, ohne Liebe. Er kennt das Leiden nicht und ist nur der Ausdruck eines verschönerten Naturgesetzes; er kennt die innere Freiheit nicht und kann sie auch dem Menschen nicht geben. Licht und Schönheit sind ihm Selbstzweck. Er drückt sein ganzes Wesen in wenigen Linien aus, denn er ist nicht unergründlich. Da ihm das läuternde Feuer der Begeisterung und Erhebung fehlt, so ist auch sein Entsühnen und Befreien nur Stückwerk.

2.

Die Tiefe und die Kraft der Seele hat im Christentum den höchsten Ausdruck gefunden, weshalb auch alle innere Wärme auf Christus zurückzuführen ist. Der Intellekt, der sich selbst genügt oder im Dienste der einfachen Triebe steht, ist kalt und kann weder das Wesen der Welt noch den Menschen durchdringen; er ist nicht fähig, tief und andauernd zu begeistern. Das ist auch der Sinn der Worte des Apostels Paulus: ‚Unser Gott ist ein verzehrend Feuer.'

3.

Im Kampfe, den der Antichrist immer wieder gegen Christus wagt, kann jenem niemals in Wirklichkeit der Sieg gehören. Denn alles vergeht; nur das, was Christus geschaut, gelehrt und mit seinem Tode besiegelt hat, bleibt als die letzte Wahrheit bestehen. In einem gewissen Sinne ist freilich auch das Vergängliche ewig, da es ja immer wieder auflebt und sich behauptet, aber doch nur, um bald zu verfallen wie alles, was dem Naturgesetz unterworfen ist und die Freiheit nicht kennt; es herrscht nicht über die Dinge, sondern unterwirft sich ihnen. Der tiefer und feiner veranlagte Mensch kann seiner ganzen Beschaffenheit nach das Vergängliche gar nicht vertreten.

4.

Dem heutigen Europäer fällt es zwar schwer, mit Christus zu leben, aber wie sein Inneres sich durch die Jahrhunderte gestaltet hat, nach unver-

änderlichen, geheimen Gesetzen des Geistes, würde es ihm doch noch schwerer fallen, ja unmöglich sein, ohne Christus zu leben.

5.

Ob Christus wirklich existiert habe — eine solche Frage kann nur in Menschen auftauchen, die nicht die geringste Ahnung davon haben, was lebendiger Geist und persönliche Kraft bedeutet; denn um zu ahnen, was die Erscheinung Christi ist, muß man wenigstens etwas von Geist und Begeisterung im eigenen Innern spüren. Alle tiefen und großen Persönlichkeiten haben die unerschütterliche Realität der Erscheinung Christi empfunden und davon mit größter Sicherheit gesprochen. Immer sind es nur kleine oder in spitzfindiger, kritischer Gelehrsamkeit befangene Köpfe, denen diese Realität nicht einleuchtet, weil ihnen der volle Gehalt des konkreten Daseins überall und stets nur verdünnt und verblaßt entgegentritt.

In den Evangelien ist die Gestalt Christi bei aller geheimnisvollen, unergründlichen Kraft, die von ihr ausgeht, doch so überaus deutlich und einfach gezeichnet. Diese Einfachheit sagt aber weit mehr, als wenn die Gestalt Christi mit der größten Genauigkeit und Ausführlichkeit in den einzelnen Zügen geschildert wäre. Die Evangelisten waren keine Schilderer in unserm Sinne; die Gestalt Christi hatte auf seine Jünger einen so unauslöschlichen, überwältigenden Eindruck gemacht, daß sie gar nicht anders konnten, als die konkreteste Wahrheit wiedergeben. Durch keinen beglaubigten Briefwechsel kann für den in das Geheimnis der Persönlichkeit Eingeweihten etwas fester dastehen als die Erscheinung Christi. Plato mag als Künstler die Gestalt des Sokrates verklärt haben, und doch ist sie in seiner Darstellung auch keineswegs unwahr, ja, sie tritt bei ihm, gerade dank dem künstlerischen Ahnungsvermögen, von der wesentlichen Seite wahrer zutage als in den Erinnerungen Xenophons. Die genau berichteten Tatsachen und die nachgezeichneten Reden bleiben doch nur roher Stoff, solange nicht der schöpferische Blick und die kundige Hand die lebendige Gestalt daraus hervorrufen.

6.

Jedes Wort Christi ist überaus klar und doch unergründlich — eine Ausgleichung der Widersprüche, eine Vertiefung, Erhebung und Aufhellung der Lebenskräfte. Ein Lichtquell bringt da in das Reich der Schatten, wodurch diese dann freilich für unser Empfinden stärker werden; aber das schöpferische Licht bietet ein desto wirksameres Gegengewicht dazu und sucht sie zu verscheuchen, damit unser Inneres ganz Helligkeit und Wärme werde. Wiewohl Licht und Dunkel sich im Kreise des Irdischen notwendig ergänzen, so wissen wir doch, daß das Wesentliche im Leben das Licht ist, nicht das kalte des Intellektes, sondern das Licht, das uns innerlich durchglüht. Christus hat uns den Glauben gebracht, daß unser inneres Leben *ganz* durchglüht und durchleuchtet werden könne. Aus allen Wundertaten, von denen die

Evangelien berichten, spricht zu uns, wenn wir die wunderbare Macht Christi im Auge behalten, das eine deutlich: der Sieg über alle dunklen Kräfte und daneben die mächtigste Steigerung alles dessen, was wahres Leben ist.

7.

Nicht als Diener Gottes, sondern als Sohn Gottes wendet sich Christus an seine Nachfolger, die er als seine Freunde anspricht: ‚Ich sage aber euch, meinen Freunden: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und nichts weiteres zu tun vermögen!' Die Furchtlosigkeit gegenüber den Menschen, wenn sie nicht einfacher und niederer Instinkt ist, kann nur aus dem Glauben an eine unsichtbare Welt kommen, deren Wirkungen sich irgendwann und irgendwo in der sichtbaren Welt kundgeben müßten. Der Stoff hat seine festen Gesetze, an die wir alle glauben, denn wir wissen, wie wir zu ihrer Erkenntnis gelangt sind. Wo es sich aber um den Geist handelt, um die unsichtbare Welt, da hört bei den meisten die Erkenntnis auf, und Unglaube oder auch Kleinmut und Verzagtheit stellen sich ein. Christus ist die Freiheit und die Gottesnähe, die viele wohl ahnen, aber sich nicht deutlich vergegenwärtigen können. Mancher kann schon die Vorstellung von dieser Freiheit und verkörperten Gotteskraft nicht ertragen; daher die Einschränkungen oder gar das Negieren der Wirkungen Christi.

8.

Das Himmelreich ist keine Utopie, kein Versprechen irdischer Güter und irdischen Glückes, sondern ein Erheben über alles, woran Würmer nagen und Motten fressen, das Unvergängliche gegenüber dem beständigen Wechsel von Kämpfen, Leidenschaften und vergänglichen Ereignissen, gegenüber allen Schranken des engen Raumes, in den wir hineingeboren werden, und in dem sich unser kurzes Dasein abspielt. Das Himmelreich kommt mit unserer Wiedergeburt, mit der Erneuerung, Befreiung und Erhebung des natürlichen, mit allen Gebrechlichkeiten behafteten und verderbten Willens. Wer den Menschen ein Himmelreich verspricht, ohne an die Erneuerung ihres Willens zu appellieren, der täuscht sich selbst und die andern.

9.

Das Hauptgewicht des Daseins liegt in unserm Innern: Unser inneres Leben muß ein gesteigertes Übergewicht bekommen. Diese Steigerung jedoch soll keine Grenzen kennen.

10.

Jeder große Mensch fühlt eine Mission in sich, als wenn ihm eine Verpflichtung auferlegt wäre und er einem höheren Befehl gehorchen müßte. Das Genie fühlt diese Mission als etwas mit seinem eigentlichen Wesen innig Verbundenes und doch zugleich als eine Macht, die außer ihm und über ihm

steht. Nur Christus hat das unerschütterliche Bewußtsein, den Quell aller schöpferischen Lebenskraft in sich zu tragen, und wiewohl er von Gott redet, der ihn gesandt habe, hat er doch die vollkommene Sicherheit, als die Verkörperung der Wahrheit und des höchsten Geistes zu reden.

11.

Die Vergeltung des Bösen durch das Gute ist die fruchtbarste und höchste Tat. Irgendwie muß ja gegen das Gemeine und Böse Stellung genommen werden: vergilt man das Böse nicht, so verfällt man der Trägheit, der Passivität; vergilt man das Böse durch das Böse, das Gemeine durch das Gemeine, so erniedrigt man sich selbst und steigt zur Gemeinheit hinunter. Da kann es auch gar nichts anderes geben, als die Vergeltung der gemeinen Handlung durch reine und edle Gesinnung, wenn die innere Aktivität rege und lebendig erhalten werden und nicht etwa Gemeinheit oder Trägheit in die Seele einziehen soll.

12.

Bei der Darstellung der Anbetung der Könige auf den alten Gemälden verraten sogar der Ochs und der Esel etwas von staunender Ehrfurcht vor dem, was um sie her geschieht. Gewissen Menschen ist aber nicht nur alle Verehrung und Ehrfurcht vor dem Geheimnisse göttlicher Kindlichkeit und Reinheit fremd, sondern sie fühlen sich darüber weit erhaben; sie selbst kennen nur die Anbetung des Geldes, der Macht und des kalten Verstandes.

13.

Wer sich zu lange bei der Frage aufhält, warum nur wenige in das Echte, Tiefe und Erhabene eindringen und es sich zu eigen machen könnten, der hat den innersten Sinn der Worte Christi noch nicht durchdrungen. Wer aber diese Frage nie an sich gestellt hat, der hat freilich sogar den Weg noch nicht betreten, der in die Welt Christi führt.

14.

Uns imponiert die Cyklopenarbeit der Zeiten, denn wir verstehen den verborgenen Sinn des Wortes nicht: Ich kann den Tempel abbrechen und in drei Tagen ihn wieder aufbauen. Ein Funke lebendigen Geistes ist mehr wert und ist jedenfalls dauerhafter als die leblose Masse angehäufter Cyklopenarbeit.

15.

Der Versucher zu Christus: Vertrittst du mit solcher Sicherheit eine Welt über dieser, so wirst du es mir nicht verdenken, wenn es mich verlangt, du möchtest deine Überzeugung mit einleuchtenden logischen Beweisen belegen. Bist du wirklich von deiner Sicherheit ganz durchdrungen, so stürze dich von der Zinne! — Christus ließ sich mit dem Versucher in kein Ge-

spräch ein; denn dem zersetzenden und verneinenden Geiste kann die Welt Christi durch nichts nahe gebracht werden, und die einzige Antwort würde ihm nicht einleuchten: Ich bin der Geist, der den Stoff ganz durchdringt, ich bin der verkörperte Geist.

16.

Je mehr wir mit dem Leben gekämpft haben, je mannigfaltiger unsere inneren Erfahrungen sind, je mehr Versuchungen wir ausgesetzt waren, je stärker unsere Sehnsucht ist, desto verständlicher sind uns die Anforderungen Christi und das Wesentliche, worauf es dabei ankommt.

17.

Die tiefen Wahrheiten sind nicht allen Menschen zugänglich und doch sind sie für alle da, denn die Menschheit kann ohne sie nicht leben, wenn auch die einzelnen glauben, ohne sie gut auskommen zu können. Wie gelangt man aber dazu, daß diejenigen, denen die Tiefen und Höhen unsichtbar sind, nicht aus ihrem engen Gesichtskreis heraus hohnlachen über das, was sie nicht verstehen?

18.

Freilich verlangt das Christentum von uns das Höchste und fast das Unmögliche. Wer aber über das Leben tief nachdenkt, weiß zugleich, daß wir ohne diese höchsten Forderungen gar nicht allseitig leben und uns entfalten könnten.

19.

Christus verneint nicht die Materie, sondern bejaht die Oberherrschaft des Geistes. Wer nicht den Anforderungen Christi zu entsprechen bestrebt ist, muß notwendig die Oberherrschaft der Materie bejahen; denn der Einklang zwischen Materie und Geist ist doch nichts als ein abstrakter Gedanke und kann auch gar nicht auf die Dauer bestehen: ohne den immer wieder belebenden Geist muß Stillstand oder Rückschritt stattfinden. Wo der Geist nicht herrscht, dort herrscht notwendig die Materie.

20.

Wenn eine gewisse Richtung der gegenwärtigen Epoche dahin geht, die Feinheit und die Tiefe innern Erlebens für überflüssig zu halten und Christus womöglich aus dem Leben auszuscheiden, so ist das doch im Grunde nichts anderes als der vergebliche Versuch, das Reich der brutalen Willkür in neuer Gestalt zu errichten, ohne daß man sich dessen vielleicht bewußt wird. Wenn Christus die tiefste und verborgenste Lebenswahrheit in sich verkörpert hat, so kann keine Gewalt dagegen aufkommen. Es ist auch gar nicht möglich, daß das Reich kurzsichtiger Gedanken den Sieg über das Reich Gottes davontrage.

21.

Was im Innern der tief fühlenden und erhaben denkenden Menschen gährte, das löste sich in der innersten Freiheit durch die Erscheinung Christi. Die von Christus verkündete Freiheit ist nicht ein zerstückeltes Bild, nicht ein Begriff und Gehirnprodukt, nicht eine Leidenschaft der Sinne wie für die allermeisten, die von Freiheit reden und träumen, sondern eine wirkliche Befreiung durch das sichtbare Beispiel, ein Lösen der Widersprüche durch innere Erfahrung, ein Erlösen des an die Natur gefesselten Menschen. Das verwickelte Geheimnis instinktiven und verworrenen Daseins ward enträtselt: Gott wirkt auf den Menschen nicht aus der weiten Ferne, sondern im Innern, und doch sind die Grenzen zwischen Gott und Mensch nicht verwischt, vielmehr in deutlichster Schärfe dem innern Auge sichtbar. Wahre Freiheit bedeutet auch Erlösung von jeder Art geistigen Todes. Der innern Wiedergeburt folgt nicht wie der natürlichen Geburt der Tod auf der Spur. Das Leben ist nicht mehr ein Wirrwarr unlösbarer Widersprüche, kein Spiel des Denkens mit denselben, sondern geeinigt, frei, erhoben. Christus brachte Gott dem Menschen nahe: keine Abstände, keine kühle Betrachtung, kein Verhüllen Gottes durch Ideen wie Staat, Vaterland, Familie, kein Schleier zerrissener Gedanken und zersplitternder Begriffe; nicht zuerst Mensch und dann erst Gott, sondern vor allem Gott und dann erst der Mensch. Wer dies nicht erfaßt hat, der wird nie an die Wirklichkeit menschlichen Lebens von der richtigen Seite herantreten können, denn durch Gedanken läßt sich das Rätsel des menschlichen Lebens nicht lösen; im besten Falle kann es dadurch nur beleuchtet werden, meistens aber wird es dabei nur verdunkelt und verwirrt. Die Lösung ist eine Tat, die in keinem Widerspruche zum Fühlen und Denken steht, Einheit an Stelle der Vielheit und der innern und äußern Zersplitterung, Mittelpunkt, nicht Umkreis.

22.

Die Lebensauffassung Christi ist der intensivste schöpferische Zustand, das Gegenteil von allem abstrakten Denken und von allen irdischen Schranken, ein schöpferisches Durchdringen des Lebens, ein klares Durchschauen der wesentlichen Zusammenhänge und der verborgensten Ursachen des menschlichen Innern, keine Verneinung des Daseins, aber auch keine gewöhnliche Bejahung, sondern gesteigerte Lebensbejahung durch Bejahung einer höheren Welt. Ohne die höhere Welt kann es ja im Grunde gar keine Lebensbejahung geben: ist doch diese in den letzten Ergebnissen, wenn die höhere Welt nicht hinzukommt, stets nur Zerstörung, Rückkehr in die Wildheit, Vernichtung alles wahren Lebens und jeder echten Kultur. Der Traum von der absoluten Stärke des Menschen, der auf sich selbst angewiesen bliebe und keiner höheren Vorstellungen, keiner unsichtbaren Welt bedürfte, macht aus dem Menschen ein Wesen, das nicht mehr Mensch ist: der Mensch ist dann nur das Ergebnis leblosen Denkens. — Wenn Christus gesagt hätte, man dürfe sich gegen den

Staat, gegen die römische Herrschaft empören, man dürfe die Steuern verweigern, so hätte dies dem abstrakten Denken freilich näher gestanden, und Christus wäre nicht so gehaßt worden. Gehaßt wurde Christus, weil er etwas ganz anderes lehrte und auch ganz anders als alle andern; daß sich in seinen geheimnisvollen Worten die mächtigste Eigenart und die höchste Reinheit äußerte, das fühlte man unwillkürlich, und das war es auch, was die Menschen veranlaßte, zu schreien: Kreuzige ihn! — nicht der oder jener Spruch, von dem behauptet wurde, Christus habe ihn getan.

23.

Die Anschauung, die Christus in das Leben hineingetragen hat, arbeitet durch alle Zeiten daran, aus den Menschen vollkommene Vertreter des Höchsten zu machen. Gott soll innerhalb der Menschheit walten, nicht aus einer unerreichbaren Entfernung angebetet sein, ohne daß seine Forderungen erfüllt würden. Wir haben zwar schon eine Vorahnung dessen, was wir sein sollten, sind aber von dem uns gesteckten Ziele noch sehr weit. Daher hat Christus uns den Frieden als Endziel gezeigt, aber zugleich auch den Kampf für das Gute und Hohe zur Erreichung dieses Endzieles gebracht, und dieser Kampf wird so lange andauern, bis die Menschheit zum Frieden und zur Liebe reif geworden ist. Kann sie aber überhaupt je dazu reif werden? Wer sich bei dieser Frage zu lange aufhält, läuft Gefahr, das Leben zu zersetzen.

24.

Es ist freilich bequem, sich nur an eine einzige Seite der Wahrheit zu halten, irgend einer Parteivorstellung oder gar einer Utopie anzuhangen, und noch bequemer ist es, gar nicht Lebenswahrheit, sondern nur intellektuelle Kälte dem Menschenleben gegenüber zu vertreten. Verlockend ist es auch, mit der Wahrheit zu spielen, aber die Lust am skeptischen Spiele steht dem ernsten Charakter nicht an, auch ist der Gedanke, der Mensch könnte sich spielend hienieden einrichten, nichts als eine ästhetische Utopie und ein Spiel mit Begriffen. Man gehe vom wirklichen Menschen aus, ohne alle Neigung, die schlechten Eigenschaften der menschlichen Natur in den Hintergrund zu rücken. Man erkenne die Wirklichkeit in ihrer vollen Zusammensetzung und hülle sie nicht in verallgemeinernde Begriffe oder poetische Schleier ein; man frage sich, wie wir hienieden unser Leben einrichten sollten: wie die alten Griechen, wie die Römer, wie die alten Germanen? Sollen wir die antiken Gottheiten, die germanischen Götter wieder ins Leben rufen? Spricht doch gar mancher im Anblicke der heutigen Zersetzung und aus einem geheimen Gefühle der Unzulänglichkeit unseres nivellierenden Denkens von den alten Gottheiten mit einer gewissen rückwärts schauenden Sehnsucht. Sollen wir dem Egoismus, dem Sozialismus, dem nationalen Gedanken huldigen und darin ganz aufgehen? Welches Endziel sollen wir verfolgen? Oder aber ist viel-

leicht ein ganz zielloses Dasein für uns das Beste? Aber dann wozu über das Leben denken und unsere Gedanken äußern? Man ziehe Konsequenzen aus den verschiedenen Lebensanschauungen, Lehren und Systemen, man denke auch die Ergebnisse unseres ganzen Wissens durch, und man wird sehen, daß dies alles noch keineswegs Leben bedeutet. Der Blick wird dabei freilich ausgeweitet, aber er verliert sich im Detail und wird zuletzt vor lauter Ausweitung doch nur eng und kurzsichtig: wir verlieren die Einsicht in die geheimsten Lebenskräfte, büßen an Konzentration und Innerlichkeit ein und werden flach vor lauter Freiheit der sich uns eröffnenden Weite. Eine gekünstelte Menschenliebe lebt dann hart neben einer freien Brutalität; ein wissenschaftliches Denken zeitigt dann eine Unduldsamkeit, die desto unerträglicher ist, als sie sich in einem fort auf grenzenlose Freiheit beruft; eine kahle Lebensauffassung beherrscht dann die Menschen und spiegelt ihnen Eroberungen über die Materie vor, die ihnen als Eroberungen durch den Geist vorkommen, ohne daß sie merken, wie sie den lebendigen Geist erdrücken und oft auch vernichten. Soll man den Menschen lieben, soll man ihn verachten, soll er uns gleichgültig sein? Darauf bekommen wir gar keine Antwort. Das Zusammenleben der Menschen wird dann als natürlicher Gärungsprozeß aufgefaßt, aus dem naturnotwendig irgend etwas schon entstehen muß: der Mensch könne nichts davon und nichts dazu tun. Und doch tut er in einem fort gar vieles dazu: durch anstrengende Arbeit des Intellektes, durch Forschung, durch Erfindungen, durch peripherische Vorstellungen, durch bewußte Vernachlässigung des Mittelpunktes alles Lebens. Wie seltsam! Der Mensch will etwas, das mehr ist als er, denn er fühlt und weiß, daß er noch unvollendet, unfertig ist. Was ist er nun? Sollen wir das fragen, oder ist die ganze Frage überflüssig? Aber wir fragen es, weil wir nicht anders können, und da ist auch die entscheidende Antwort vonnöten.

25.

Um irgendwie erträglich leben zu können, muß die zivilisierte Menschheit aus dem tiefen Widerspruche, an dem sie leidet, heraustreten und sich entweder für Christus oder für Cäsar entscheiden. Freilich liegt dieser Widerspruch im Leben selbst, und die vollständige Überwindung dieses Gegensatzes ist dem Ende der Zeiten vorbehalten. Es wäre schon viel gewonnen, wenn wir uns immer tiefer der Notwendigkeit der von Christus verkündeten höheren Welt bewußt würden, wodurch dann die unzähligen Widersprüche im Zusammenleben der Menschen wenigstens einigermaßen ausgeglichen und die geistige Atmosphäre gereinigt würde. Ganz für Cäsar kann sich die Menschheit mit gutem Gewissen nicht mehr entscheiden, und es bleibt ihr nur übrig, zwischen einem moralischen juste milieu und der höheren Welt Christi zu wählen. Die christlich sich nennende Menschheit steht in Wirklichkeit noch immer auf der Seite des Cäsarismus, aber sie kann nicht mehr aus voller Überzeugung und mit Hingebung für ihn kämpfen. Den Staat christlich

machen und in einen solchen Staat das Endziel des menschlichen Zusammenlebens setzen, das lag Christus fern. Eine tiefe Notwendigkeit war es, daß das verfallende römische Reich, um noch irgendwie weiter bestehen zu können, mit dem bisher verfolgten Christentum wenigstens äußerlich Frieden schloß, ohne es auch innerlich tun zu können. Das Christentum sah sich genötigt, mit seiner Verbreitung sich immer stärker und weiter zu organisieren, dabei den Kampf gegen Zersplitterung in Sekten zu überwinden und zugleich gegenüber dem Staate seine Selbständigkeit zu behaupten. Das Christentum mußte somit notwendig darauf bedacht sein, sich siegreich über den Staat zu erheben, denn Christentum und Staat waren und bleiben verschiedenen Ursprungs, und wo jenes nicht auch nach außen siegt, ist stets dieser nach außen Sieger. Und so mußte das Christentum unwillkürlich zu den Mitteln der Staatskunst seine Zuflucht nehmen. Christus war weit davon entfernt, den Staat und das Bestehende, d. h. alles, was mit der menschlichen Natur eng verbunden ist, irgendwie zu verneinen oder dagegen zu kämpfen. Wohl aber muß das Reich, das nicht von dieser Welt ist, um verwirklicht zu werden, das Reich von dieser Welt allmählich überwinden, wenn die einzelnen Menschen reif dazu geworden sind. Inzwischen will aber Christus, daß sein Reich mit dem Cäsars nicht vermengt werde. Freilich ist der einzelne Mensch mit einer Rasse und Nation verbunden, aber zugleich auch mit etwas Höherem. Die christliche Kultur nimmt die Nationen und Rassen als konkrete Tatsachen in sich auf, und sie kann es, gerade weil sie ein Reich anerkennt, das hoch über die Natur und die Geschichte emporragt. Wie der Staat über den einzelnen Stämmen und Völkern steht, so auch das Christentum über dem Staate. Es kann daher weder ein nationales noch ein staatliches Christentum geben, denn dies wäre eine sinnlose Vermengung von Vorstellungen, die nichts miteinander zu tun haben.

## 26.

Christi Worte tragen das Gepräge des eindringlichen und schöpferischen Geistes, das jedenfalls nicht mit dem Worte ‚unbewußt' irgendwie bezeichnet werden darf. Für den Eingeweihten, für den, der es fassen kann, spricht daraus der Geist, der die Höhen und Tiefen mit einem einzigen Blicke, ohne alle Umschweife des Intellektes überschaut, unendlich weit, unergründlich tief und doch im höchsten Sinne einfach ist. — Man kann sich Christus gar nicht mit der Feder in der Hand vorstellen: das schaffende und unerschöpfliche Wort bedarf des schriftlichen Ausdrucks nicht, denn es trägt die unmittelbare und tiefgreifende Wirkung in sich und nimmt seinen Weg durch lebendige Menschen, nicht durch Pergament, Stein und Erz. Der kalte Gelehrte, der vernünftelnde Interpret, der Rabbi stehen auf einem ganz andern Boden und berühren sich mit der innersten Welt Christi auf keinem einzigen Punkte.

27.

Christus kennt keine Furcht, aber seine Unerschrockenheit und seine Sicherheit sind ganz anders als die des Helden, der naiv in seinem Fühlen und instinktiv in seinem Handeln ist, auch ganz anders als das stolze Schicksalsgefühl des Stoikers in seinem intellektuellen Trotze den Lebensmächten gegenüber. Höchste Kraft neben tiefster Innigkeit, göttliche Unnahbarkeit neben menschlichem Mitgefühl, alle Erfahrungen des Leidens in nächster Nähe der Menschen, und zugleich eine grenzenlose Ferne des Geistes, der nicht von dieser Welt ist und siegreich die Welt überwindet — man kann sich kein tieferes und umfangreicheres Weltdrama vorstellen als die wenigen Jahre der geheimnisvollen Wirksamkeit Christi, in denen der Menschheit ihre Aufgabe und ihr Weg vorgeschrieben wurden.

Wenn Christus die tiefste und unerschütterliche Lebenswahrheit ist, so gleicht der Glaube daran der Sicherheit, daß wir ohne Sonnenlicht und Sonnenwärme nicht leben können. Selbst der Blinde, der das Sonnenlicht nicht schauen kann, fühlt doch noch die Wärme, und so gibt es auch manchen, der nicht weiß, woher ihm die Wärme seines Fühlens und Denkens zuströmt.

28.

Was Christus wollte, kann nur derjenige erfahren, der die Menschen nicht aus einer intellektuellen Ferne betrachtet, ihren Schwächen und Lastern nicht mit kaltem Raisonieren gegenübersteht, sondern die Widersprüche des Lebens sieht, fühlt und zu überwinden trachtet. Christus will, daß unser Geist beständig wache in fortwährender Erwartung der nahen Gefahr. Denn der Dieb schleicht immer in der Nähe, und wenn unser Geist und unsere Willenskraft einschlummern, so wird uns gleich etwas gestohlen an Kraft, an Frische, an Mut, an Glauben und an innerer Freudigkeit. Christus fordert von uns Unerschütterlichkeit, Bereitschaft zu geistigem Kampfe und Glauben an den endgültigen Sieg, Hingebung an die volle Wahrheit. Man lasse nur keine Kleingläubigkeit und Verzagtheit in die Seele einschleichen: dies ist eben der Dieb, der uns vor unsern Augen bestehlen kann. Der Versucher flüstert uns zu, wenn wir nicht mehr wach sind: ‚Es gibt keine Wahrheit, und wenn es auch eine gäbe, so bist du jedenfalls nicht geeignet, sie zu finden.‘ Christus hingegen sagt: ‚Poche, und es wird dir geöffnet werden!‘ — Die Pforte der Wahrheit kann geöffnet werden — dazu gehört nur aufrichtiges Suchen und Unverdrossenheit im Suchen — kein Zersplittern der Seelenkraft, kein Sichverschenken an Bruchstücke intellektueller Erkenntnis, sondern starke Liebe für die ungeteilte Wahrheit und für die Einfachheit lebendigen Geistes. Die Wahrheit ist von oben, und wer sie will, muß auch seine Blicke unverwandt dahin richten, oder wie es im Briefe Jakobi heißt (I, 17—18): ‚Alles, was gute Gabe und vollständiges Geschenk ist, ist von obenher; es kommt herab vom Vater der Lichter, bei dem keine Veränderung statthat, noch ein Schatten von

Wandel.' Und wirklich ist die Wahrheit ein höheres Geschenk, sichtbar und erreichbar nur demjenigen, der sich dem Unvergänglichen zuwendet. Christus stellt etwas auf, das keinem Denker und Weisen je mit dieser Bestimmtheit, Klarheit und Einfachheit zum Bewußtsein kam: die Wiedergeburt, die Erneuerung des Willens durch den Glauben an den Geist, die Läuterung und Erhöhung der Willenskraft durch etwas, das nicht Vernunft ist, da diese ja in Dialektik, Klügelei und eigennützige Verständigkeit verfällt. Wird die Vernunft nicht auch geläutert und wiedergeboren, so harrt ihrer trotz ihres zeitlichen Glanzes doch bald der Verfall, und sie muß unter der Last ihrer unzähligen und sich stets vermehrenden Werke in sich selbst zusammenbrechen. Sich selbst überlassen muß sie bald von den wirklichen und wichtigsten Bedürfnissen des Geistes sich loslösen: die einseitige Vernunft zerstückelt, der Geist dagegen sammelt.

29.

Wie das weiße Sonnenlicht in Wirklichkeit eine Zusammensetzung aller Farben des Regenbogens ist, wenn wir es auch nicht ohne weiteres gewahr werden, so enthalten die scheinbar einfachen Worte Christi die tiefste und zugleich mannigfaltigste Erkenntnis innern Lebens, die erschöpfende Lebenswahrheit in klarer und doch geheimnisvoller Zusammensetzung.

## Bildnis.

Denn selig ist, wer einmal dich geschaut
Und trägt hinweg dein Bild in all sein Leben,
Denn seine Schwachheit ist ihm auferbaut,
Und seinem Irren ist ein Halt gegeben.

Und allen schenkst du reich und weißt es nicht,
Voll blinder Güte teilst du deine Spende,
Doch denen, die im Dunkel, wirst du Licht,
Und Brot in Rosen wandeln deine Hände.

Und aller leere Harm und Hader schweigt
Und jeder Neid, wo deine Füße nahen,
Denn Engel haben sich vor dir geneigt,
Und Frieden gibst du allen, die dich sahen.

Ernst H. Bertram.

# Joseph Haydn und die Gegenwart.

Von
**Eugen Schmitz.**

Am 31. Mai dieses, an musikalischen Gedenktagen so reichen Jahres feiert die Musikwelt den hundertjährigen Todestag Joseph Haydns. Von all den Ehrungen des Altmeisters und seiner Kunst, die dieser Anlaß gebracht hat oder bringen wird, verdient an Bedeutung den Vorzug die Inangriffnahme einer großen, das vollständige Schaffen Haydns umfassenden Gesamtausgabe seiner Werke. Von der Mehrzahl der anderen Größen unserer Kunst, von Palestrina, Schütz, Bach, Händel, Mozart, Beethoven, Schubert usw. besitzen wir eine derartige Gesamtausgabe bereits; Haydns Werke dagegen waren bisher nur in verstreuten Einzelausgaben, viele der seltener benützten Kompositionen überhaupt nicht im Neudruck zugänglich. Mit der nunmehr in die Wege geleiteten Erschließung seines vollen und ganzen künstlerischen Lebenswerkes erfüllt die Gegenwart eine lange vernachlässigte Pflicht und gibt Grund zu der Hoffnung, daß sich daran überhaupt eine neue Ära der Pflege Haydnscher Kunst schließen werde, die der gegenwärtigen Vernachlässigung des Meisters ein Ziel setzt.

Von einer solchen Vernachlässigung Haydns im Musikleben der Gegenwart zu sprechen ist man wohlberechtigt. Im Dreigestirn der Wiener Klassiker: Haydn, Mozart und Beethoven ist, was praktische Berücksichtigung im heutigen Musikleben anlangt, Haydns Stern entschieden der am schwächsten glänzende. Mit Beethoven wird heute ein Kult getrieben, der wohl mehr Mode- als Verständnissache ist; Mozart ist als Opernkomponist durch Richard Wagners begeisterte Hinweise wieder hochmodern geworden, Haydn dagegen steht nach wie vor bescheiden im Hintergrund. Seine Klavierwerke dienen den Übungszwecken der Schule, aus dem Konzertsaal sind sie so gut wie völlig verbannt. Von seinen weit über hundert Sinfonien begegnet man nur ziemlich selten einigen wenigen bevorzugten Nummern; regelmäßiger erscheinen Haydns Streichquartette, aber auch bei ihnen findet Beschränkung auf einen eng umschlossenen Kreis statt. Die beiden Oratorien ‚Schöpfung‘ und ‚Jahreszeiten‘ aber, lange Zeit die mächtigsten und populärsten Stützen des Ruhmes unseres

Meisters, beginnen auch allmählich schon in den Programmen unserer Chorvereine gegenüber neueren Werken, vor allem aber gegenüber Bach und Händel, zurückzutreten. Stellt man daher das, was heute von Haydns Werken wirklich noch lebt, der immensen Fülle seines Schaffens gegenüber, so offenbart sich ein gewaltiges Mißverhältnis, das in diesem Umfang zwar wohl kaum zu entschuldigen, bis zu einem gewissen Grade aber wenigstens zu erklären ist.

Von den drei Wiener Klassikern ist Haydn weitaus der fruchtbarste gewesen. Bei Mozart machte ein früher Tod den allerdings auch überreich sprudelnden Born des Schaffens vorzeitig versiegen; Beethoven brachte es bei dem seinem Schaffen eigenen titanischen Ringen mit Stoff und Materie nur zu einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Werken. Haydn war dagegen schon durch seine Lebensstellung auf schrankenlose Entfaltung seines leichten, gewandten Schöpfertriebes angewiesen. Der fürstlich Esterhazysche Hofkapellmeister gehört als Künstler noch ganz dem ancien régime an, einer Zeit, wo das Komponieren ebenso wie das Dirigieren oder Spielen zu der täglichen, sozusagen handwerksmäßigen Arbeit des Musikers gehörte. Während die neueren Komponisten, auch schon Beethoven, sub specie aeternitatis für den Konzertsaal schufen, entstanden die Kompositionen jener älteren Musiker in der Regel als Gelegenheitswerke, bestimmt zu ein- oder zweimaliger Aufführung, um dann einem neugeschriebenen Opus Platz zu machen. Nur unter diesem Gesichtspunkte ist die riesige Menge z. B. der Haydnschen Sinfonien, deren einige 125 den neun Beethovenschen gegenüberstehen, überhaupt begreiflich. Daß bei dieser Fülle des Schaffens nicht alles von gleicher Reife und Vollkommenheit sein kann, daß dabei selbst bei einem Haydn nicht stets hoher Festtag in der Kunst sein konnte, sondern dem Unvergänglichen gar oft auch bescheidene, durchschnittliche Werktagsarbeit an die Seite treten mußte, ist klar. Für die wissenschaftliche Erkenntnis der Entwicklung des Meisters wie für die pietätvolle Pflege seines Andenkens sind zwar auch diese Durchschnittswerke von Bedeutung und darum ihre Sammlung und Wiederveröffentlichung in der neuen Gesamtausgabe notwendig und begrüßenswert. Aber in der Praxis wird man davon kaum sich dauernde Bereicherung versprechen dürfen. In diese Kategorie gehören ganze Gruppen von Haydns Werken, namentlich seine italienische Gesangsmusik, seine Opern, sein Oratorium Ritorno di Tobia, die Mehrzahl seiner italienischen Kantaten und auch seiner meist schon an der Erbärmlichkeit ihrer Texte scheiternden deutschen Lieder. Das alles ist historisch hochinteressant, praktisch aber kaum mehr zu gebrauchen. Auch in der Instrumentalmusik findet sich gewiß so manches, was der Zeit den Zoll gezahlt hat; so manche seiner frühesten Streichquartette z. B. hat Haydn selbst durch seine späteren Meisterleistungen endgültig antiquiert. Aber anderseits weist gerade des Meisters instrumentales Schaffen namentlich auf dem Gebiet der Sinfonie auch in den frühesten Perioden Leistungen auf, die auch heute noch nichts von ihrem genialen Wert verloren haben. Die bis jetzt erschienenen Bände der Gesamtausgabe mit den Jugendsinfonien haben in dieser Hinsicht bereits manche Über-

raschung gebracht, und weitere wird uns das Fortschreiten der Gesamtausgabe sicher noch reichlich bescheren. Freilich herrscht gerade in diesen früheren Arbeiten des Meisters eine Seite seiner Kunst vor, die diese der Moderne entfremdet und vielleicht der Hauptgrund ist, warum Haydns Musik heutzutage nicht stets die gebührende Wertschätzung und Pflege findet.

Wie äußerlich als Komponist des ancien régime, so ist Haydn auch geistig durchaus ein Kind seiner Zeit. Vereinigen sich bei Mozart in der Instrumentalmusik wie in der Oper die weltfernen und weltfreudigen Elemente des Rousseau-Zeitalters zu innigster gegenseitiger Durchdringung, so scheinen bei Haydn die letzteren in einer Weise in den Vordergrund zu treten, die bei oberflächlicher Betrachtung wohl Zweifel an dem tieferen Gehalt seiner Kunst überhaupt auslösen können. Das ist jener meist in den Menuetten und Finalsätzen der Quartette und Sinfonien spielende Humor, der neben dem stark entwickelten Naturgefühl als das Hauptcharakteristikum der Musik Haydns erscheint. Schon die Zeitgenossen fanden, mit starker Verkennung des Wahren, diese Heiterkeit öfter der Würde der ernsten Kunstformen nicht ganz entsprechend. ‚Sollte nicht das seltsame Gemisch der Schreibart, das Ernsthafte und Komische, das Erhabene und Niedrige, das sich so oft in einem und demselben Satze beisammen findet, bisweilen eine üble Wirkung tun?‘ meint der Singspielkomponist und Thomaskantor Adam Hiller im Hinblick auf Haydn. In diesem Sinne besteht auch heute eine unverkennbare Tendenz zu einer Unterschätzung Haydns; der ‚Papa Haydn‘ mit seinem gemütlichen, aber, wie man meint, oft etwas billigen und spießbürgerlichen Humor, scheint dem ganzen Wesen des modernen Geisteslebens ferne zu stehen. Die gewaltige Strömung für Bach, die ungeahnte Bedeutung, die dieser alte, ein halbes Jahrhundert fast ganz vergessene Meister für die musikalische Moderne wieder gewonnen hat, ist sicher in erster Linie mit aus der Geistesverwandtschaft zu erklären, die zwischen der tief mysteriösen Kunst des alten Thomaskantors und der — kurz, aber wohl nicht mißverständlich ausgedrückt — ‚philosophischen‘ Art der modernen Kultur- und Kunstpflege besteht. Der Tiefsinn Bachs, Beethovens, auch Mozarts hat für die moderne Spekulationslust etwas Anziehendes, das der Kunst Haydns scheinbar fehlt. Bei ihr glaubt man jenes Eindringen in die tiefsten Probleme seelischen, geistigen Lebens zu vermissen, das dem Zeitalter des ‚Parsifal‘ und ‚Nibelungenrings‘ der Dante-Faust- und Zarathustrasinfonien vom Begriff der Kunst untrennbar erscheint.

Das hat nun gewiß teilweise seine Richtigkeit. Gar viele Meisterwerke Haydns halten sich von jenem ‚philosophischen Tiefsinn‘, auf den wir Moderne uns so viel zugute tun, fern. Allein gerade darin liegt in Wirklichkeit ihr Wert für die Gegenwart, ist die Bedeutung zu erkennen, die sie für uns gewinnen können. Unsere philosophische Musik in Ehren! Sie erreicht in ihren bedeutendsten Erzeugnissen gewiß ein erhabenes, hohes Ideal der Kunst. Aber wohl gemerkt nur ‚ein‘ Ideal; eine heillose und verderbliche Verblendung wäre es, das für das Alleinseligmachende

zu halten, nichts weiter gelten zu lassen oder alles andere zum mindesten auf ein tieferes Niveau der Bedeutung zu verweisen. Es gibt in der Kunst keinen absoluten Fortschritt; jede Errungenschaft muß mit dem Aufgeben von Werten erkauft werden. Unsere moderne Musik hat ihren philosophischen Tiefsinn durch Aufgabe des Geistes ursprünglicher Naivität, des Geistes spontanen, von keiner Reflexion angekränkelten Schaffens erkauft. Gerade hierin kann Haydns Kunst uns eine wertvolle Ergänzung bieten. Daß auch an sich harmlose und anspruchslose Ideen höchste Aufgaben der Kunst sein können, daß es weniger auf die grundlegende Idee als auf die Art ihrer Ausführung ankommt, haben wir heute ganz vergessen. Dazu kommt eine gewisse Neigung, uns durch pomphafte äußere Aufmachung eine innere Bedeutung vortäuschen zu lassen, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. Wir müssen uns aber entschieden daran gewöhnen, musikalischen Wert nicht mit der Verwendung von zwölf Posaunen, Glocken und Orgel zu identifizieren, das heißt, bei der Beurteilung der künstlerischen Bedeutung einer Komposition nicht auf die zur Anwendung gelangenden Mittel, sondern auf den wirklichen musikalischen Gehalt zu sehen. Dann werden wir auch den Werken Haydns nicht nur gerechter entgegentreten, sondern in ihnen auch unschätzbare Erweiterungen unseres eigenen künstlerischen Geistes erkennen.

Somit erscheint also die heitere Seite von Haydns Musik, weit entfernt, ein künstlerisches Manko zu sein, viel mehr von positivster Bedeutung gerade für das Verhältnis des Meisters zur Gegenwart. Nun ist aber mit dieser Seite des Ausdrucks das Wesen unseres Künstlers noch lange nicht erschöpft. Im allgemeinen ist Haydn nichts weniger als bloß ein tändelnder Spaßmacher; er ist in seinen Meisterwerken vielmehr ein tiefgreifender Seelenmaler, der ebensowohl rühren wie erschüttern, scherzen wie schmerzlich-sehnsuchtsvoll schmachten kann. Man sehe Stücke wie die groß empfundene geheimnisvolle und spannende Adagiointroduktion der Es-dur-Sinfonie (mit dem Paukenschlag). Haben wir hier nicht erhabenste, tiefste Kunst vor uns? Und auch sein Humor ist häufig nichts weniger als Spaßmacherei: es ist vielmehr vielfach jene schmerzlich-heitere Resignation, die später Wagner in seinen ‚Meistersingern‘ durch die Person des Hans Sachs in so unübertrefflich genialer Weise zum Ausdruck brachte. Somit kommt unseres Meisters Musik sogar den philosophischen Neigungen unserer Zeit entgegen; man muß sie nur recht verstehen! —

Eine Abhandlung, die sich die Klärung des Verhältnisses Haydns zur Gegenwart zur Aufgabe gesetzt hat, wird neben der ästhetisch-praktischen Seite der Frage auch die historische kurz streifen müssen. So bleibt uns also noch übrig, Haydns entwicklungsgeschichtliche Stellung mit ein paar Worten zu fixieren. Kurz können wir dabei über jene Gruppen von Werken hinweggehen, die im Schaffen des Meisters nur eine untergeordnete Rolle spielen: über seine Opern, sowie überhaupt über die Mehrzahl seiner Gesangsmusik außer den beiden großen Oratorien. Hiermit hat Haydn auch entwicklungs-

geschichtlich keine große Rolle gespielt. Auch seine Kirchenmusik kann nur sehr teilweise ernstere Bedeutung beanspruchen. Namentlich in seinen Messen, die rein musikalisch betrachtet, ja allerdings oft einen überraschenden Reichtum an melodischer Erfindungskraft aufweisen, tritt doch die naiv-volkstümliche Seite seiner Kunst in einer gerade für diese Kunstgattung wenig vorteilhaften Weise hervor. Das wertvollste seiner Kirchenwerke sind die unter dem Titel ‚Die sieben Worte Christi am Kreuz' bekannten und zur Aufführung in der Kirche an den Kartagen bestimmten Streichquartettsätze,* welche sich als eine Art programatischer Stimmungsmusik geben und dadurch aus dem Rahmen der damaligen, fast durchweg dem gröbsten tonmalerischen Realismus huldigenden Programmusik bedeutsam hervorragen und in die Zukunft weisen.

Am bedeutendsten erscheint uns Haydn heute als Instrumentalkomponist. Die isolierte Stellung freilich, die man früher hierin unserm Meister als dem ‚Schöpfer der Sinfonie' einräumen zu müssen glaubte, ist der neueren Forschung gegenüber nicht mehr aufrecht zu erhalten. In einer Mannheimer Tonsetzerschule mit Stamitz und einer Wiener mit Monn an der Spitze haben wir neuestens seine bedeutendsten formtechnischen Vorläufer kennen gelernt. Allein wie dies einerseits Haydns geniale künstlerische Größe natürlich nicht schmälert, so ist andererseits festzuhalten, daß unser Meister trotzdem noch in vielen Punkten als Neuerer und Erfinder dasteht. So hat das für die modernen Instrumentalformen, für Sinfonie und Kammermusik wesentliche Prinzip der ‚Thematischen Arbeit', d. h. die Zerlegung des Hauptthemas in seine einzelnen Glieder mit selbständiger Verarbeitung derselben, doch eigentlich erst durch ihn jene tiefgreifende Ausbildung erfahren, die die Wunder klassischer und moderner Instrumentalmusik ermöglichte, und in der Orchester-Behandlung ist er vor und neben Mozart der wichtigste Bahnbrecher einer neueren Zeit, in der die Instrumente zu individualisierten Organen, zu sprechenden Trägern des Ausdrucks werden, losgelöst von dem chormäßigen, an Orgelregister gemahnenden Zusammengehen in der älteren Instrumentalmusik. Auch die einheitliche Fassung der Sinfonie im ganzen ist in erster Linie sein Werk, während frühere Tonsetzer den Schwerpunkt allzu einseitig auf den ersten Satz verlegten, die folgenden dagegen öfters etwas obenhin behandelten. Ihm ist ferner die bevorzugte Stellung, die die Gattung des Streichquartetts heute im Rahmen der Kammermusik einnimmt, zuzuschreiben.

Nicht minder stark hat aber Haydn durch die an seinem Lebensabend komponierten beiden großen Oratorien ‚Schöpfung' und ‚Jahreszeiten' auf die Zukunft gewirkt. Sie sind als Frucht der Bekanntschaft mit Händels Werken, denen Haydn auf seinen beiden Reisen nach England nähergetreten war, entstanden. Haydn hat damit Händels, dem älteren italienischen Solooratorium gegenüber reformatorischen Stil nach Deutschland verpflanzt und

---

* Die heute vielverbreitete oratorienhafte Bearbeitung (für Soli, Chor und Orchester) nahm Haydn erst nachträglich vor.

ihn mit Elementen des deutschen Melodramas und des deutschen Singspiels, wobei namentlich Mozarts ‚Zauberflöte‘ als Vorbild gedient haben mag, bereichert. Die bedeutendsten Oratorienmeister der Folgezeit: Stadler, Klein, Spohr und Löwe traten in Haydns Fußstapfen, bis Mendelssohn in seinem ‚Paulus‘ mit Anknüpfung an Bach abermals reformierend in die Geschichte der Kunstform eingriff. Ganz abgesehen aber von ihrem kompositorischen Einfluß sind Haydns Oratorien von größter Wichtigkeit für die Belebung des deutschen Chorgesangs geworden. So wurde z. B. die Gründung der ‚Allgemeinen Schweizer Musikgesellschaft‘ (1810) geradezu durch eine Aufführung der ‚Schöpfung‘ angeregt, und ähnlich entstanden in verschiedenen Städten Deutschlands (Wien, Hamburg u. a.) Singvereine, die unter anderem auch Händels Kunst, deren Verständnis durch die Haydnschen Werke wieder indirekt geweckt wurde, eifrig pflegten. Auch wurden durch Haydns Chorwerke regelmäßige Veranstaltungen von Musikfesten üblich, in deren Mittelpunkt meist eine Oratorienaufführung stand. So sehen wir also mannigfache Fäden der Entwicklung von der Kunst unseres Meisters die Brücke zur künstlerischen Gegenwart schlagen.

Das Gedächtnisjahr hat heuer naturgemäß eine stark vermehrte Berücksichtigung von Haydns Werken in der Praxis gebracht. Vom Standpunkt der Pietät aus ist dies begrüßenswert, als Kennzeichen dauernder Besserung ist es nicht aufzufassen; denn eine solche Welle pflegt um so rascher zu verlaufen, je höher sie sich auftürmt. Nur durch Weckung wirklichen Verständnisses für ihre Eigenart läßt sich der Kunst unseres Meisters wieder zu der ihr gebührenden Stellung im modernen Musikleben verhelfen. Auf dem Wege jäher Jubiläumsbegeisterung geht dies nicht; dazu bedarf es vielmehr einer von bescheidenen Anfängen allmählich sich steigernden liebevollen Propaganda. Möge dafür das Gedächtnisjahr Anregung und Ausgangspunkt bieten!

# Die religiösen Grundlagen der polnischen Neukultur.

Von

## Marian Zdziechowski.

III.

Die Anschauungen der konservativen Schichten der polnischen Gesellschaft und ihres beredten Vertreters Tarnowski schloßen die Evolution der polnischen Ideale nur augenscheinlich ab. Man begann damit, das Vaterland zu idealisieren und es für den zukünftigen Erlöser der Welt anzusehen, um mit einer energischen Geißelung aller seiner Fehler und Sünden zu enden. Die Herrschaft des Realismus begann: auf die unklare Sehnsucht nach einer höheren Wendung im religiösen Leben der Menschheit folgte eine vollständige Hingebung an die katholische Kirche, auf die Träume von einem Kampf mit den Waffen — eine inständige Aufforderung zur Loyalität im Verhältnis zu den Regierungen. Doch fanden sich Männer, die noch weiter gingen; sie begriffen, daß der politische Realismus dem jungen Geschlechte alles entreißen mußte, was bisher den Leitstern im Leben gebildet hatte, hingegen nichts als Ersatz bot, was das Ideal der Unabhängigkeit des Vaterlandes hätte vertreten können; ja, es war sogar zu befürchten, er könnte das Volk auf die niederen Pfade eines seichten Opportunismus herabstoßen. Daher mußte das prinzipiell treffende Programm mit der Aureola einer großen Idee umgeben werden. Eine solche Idee, die höher war als die nationale, konnte nur dem in der katholischen Kirche verwirklichten Christentum entspringen. Also genügte es nicht, den Katholizismus zu affirmieren und die Notwendigkeit des Gehorsams der Kirche gegenüber zu betonen; man mußte in das Innere der Kirche dringen, auf die Kraft und Heiligkeit des ihr voranleuchtenden Ideals, der civitas Dei hinweisen, das Volk, besonders die Jugend auf die Bahn dieses Ideals hinlenken und dasselbe nicht nur zum Kämpfer für das Vaterland, sondern auch zum Kämpfer für das Reich Gottes machen. Kurz, während die Menschen aus der Epoche eines Mickiewicz sich im Namen des Christentums gegen die Leiter der Kirche erhoben, weil diese ihre Sendung nicht erfüllten, so war es gegenwärtig für einen Polen, der die moralische Wiedergeburt seines Volkes im Sinne hatte, Pflicht, nicht gegen die Kirche, sondern gegen eine Gesellschaft aufzutreten, die nicht fähig war, das Ideal der Kirche ganz in sich aufzunehmen. Diese Stellung nahmen Graf Georg Moszyński und P. Leo Zbyszewski ein.

Moszyński ist seinem Charakter nach ein Kämpfer, genauer gesagt,

ein Soldat, ein verspäteter Legionist. Von Beruf dagegen ist er kein Literat, sondern Landedelmann, seiner Tätigkeit aufrichtig zugetan und tief durchdrungen von der Wichtigkeit der Pflichten der Gutsbesitzer gegenüber den Bauern. Daher schämt er sich fast zu schreiben; ohne seine Verachtung für Sudler zu verbergen, bittet er seine Leser oft um Verzeihung, daß er — ein polnischer Edelmann und Landmann —, der es für seine Pflicht hält, dem Vaterlande nicht mit der Feder noch mit Worten, sondern mit der Tat zu dienen, doch zur Feder greife; indessen gibt es — entschuldigt er sich — Augenblicke, wo das Wort das Merkmal der Tat annimmt. Schließlich ist Moszyński, was seine geistige Verfassung anbetrifft, eine ungewöhnlich schlichte Natur; denn er weiß immer, was er will: ein eifriger Katholik nimmt er die Lehre der Kirche zum Ausgangspunkt seiner Erwägungen; durch die unerschrockene Konsequenz seiner Gedanken erinnert er an Leo Tolstoi.

Als Sohn Peter Moszyńskis, dem Verstand und große Rechtlichkeit seinerzeit ein ungewöhnliches moralisches Ansehen in der polnischen Gesellschaft erworben hatten, wurde Georg in den Grundsätzen der Liebe zu Gott und dem Vaterlande auferzogen. ‚Oh, das ist sicher,' — ruft er — ‚daß die Kinder immer von einer solchen Atmosphäre leben, welche die Eltern um sie geschaffen haben, und es gibt keine Kraft, die aus ihrem Herzen die Liebe zu Gott, der Wahrheit und dem Vaterlande reißen könnte, wenn die Eltern in dieser Liebe das einzige Lebensziel sehen. Selbstaufopferung, Selbstverleugnung, Willensstärke, Mut, Reinheit der Gefühle, Wahrheitsliebe, Verachtung der irdischen Seite des alltäglichen Lebens: das waren die Grundsätze, die der Vater nicht so mit Worten als durch die Tat und sein Beispiel uns einimpfte. Indessen an sich moralisch zu arbeiten, um einst der Ehre würdig zu werden, dem Vaterland zu dienen, das war der stärkste Ansporn zur Versittlichung, das war der Gegenstand der heißesten Gebete zu Gott, das war das Kettenglied, das unsere Herzen mit Gott verband. Im Namen der Vaterlandsliebe erregten in uns jeglicher moralische Schmutz, jegliches Falsch, jegliche Heuchelei den stärksten Anstoß.'

Es kam das Jahr 63. Mit Feuereifer zog es den 16jährigen Georg zum Schlachtfeld, doch der Vater befahl ihm, zu Hause zu bleiben, und drohte ihm andernfalls mit der Entziehung seines Segens. Der Jüngling ehrte den Willen des Vaters, blieb und überwachte aus der Ferne den Verlauf des Aufstandes, in dem sein älterer Bruder den Tod fand. Mit beredten, schmerzerfüllten Worten beschreibt er seine innere Demütigung, weil er zu Hause geblieben war, während die anderen ausgezogen waren, um das Vaterland zu verteidigen.

Nach Beendigung der Studien ließ er sich auf seinem Gut im Königreich Polen nieder. ‚Und so begab ich mich' — fährt er weiter fort — ‚auf mein Gut im Königreich und gab mich mit doppelter Begeisterung der Arbeit hin, die mich gelehrt hat, daß, wenn das Opfer des Blutes erhaben ist, so doch das Opfer des Lebens nicht minder erhaben und, wer weiß, ob nicht

Maria Caspar-Filser pinx.

Reife Wiesen in Morgenstimmung.

schwerer ist. In dieser Arbeit fand ich das Ziel meines Lebens, in ihr fand mein schmerzerfülltes Herz Linderung. Aber zugleich lernte ich auch das Land kennen, seine Leute und Verhältnisse, und diese Erkenntnis führte mich zu der Überzeugung, daß es keine noch so ungünstigen Bedingungen gibt, unter denen nicht ein rechtschaffener Mensch, von gutem Willen beseelt, im Bereich der bestehenden Gesetze ein Feld für öffentliche und nützliche christliche Arbeit finden könnte.'

Eben diese Kenntnis der schweren Lebensbedingungen der polnischen Gesellschaft und die darauf gestützten Erwägungen über das politische Leben der europäischen Völker lehrten Moszyński, daß das polnische Volk ein für allemal von seinen Unabhängigkeitsträumen Abschied nehmen müßte. In dieser Überzeugung wurde er noch durch geschichtliche Studien bestätigt. Die Tatsache, daß kleine Völker das Material waren, aus dem sich große politische Konglomerate entwickelten, erschien ihm als ein Gesetz der Natur und Geschichte, gegen das keine menschliche Macht anzukämpfen imstande wäre. Daraus folgte als Resultat, daß Polen nach dem Verlust seiner politischen Existenz, statt um Wiedergewinnung derselben zu kämpfen, sich den neuen Bedingungen anbequemen sollte. Aber vor der Verzweiflung, die aus einer so pessimistischen Anschauung über das Geschick des Vaterlandes zu fließen schien, rettete ihn sein tiefes religiöses Gefühl. Wenn es einem Christen — folgerte er — nicht erlaubt ist, im materiellen Wohlstand sein höchstes Glück zu suchen, so ist, wendet man diesen Grundsatz auf das Leben der Völker an, die politische Unabhängigkeit und Macht nur als Mittel anzusehen, das die Erfüllung der christlichen Pflichten, die in gleicher Weise Nationen wie die Individuen vor sich haben, erleichtert, keineswegs aber als endgültiges Ziel. Die Glückseligkeit der Völker und Gesellschaften, die auf dem von Christo gewiesenen Weg wallen wollen, ist nicht vom materiellen Wohl abhängig, sondern von dem Bewußtsein, daß alle Pflichten auf dem Felde der Arbeit an dem moralischen und geistigen Fortschritt vernünftig und ehrlich erfüllt sind. Dieser Idee gab sich Moszyński mit der ganzen Leidenschaft seines Charakters hin und begann sie seit dem Jahre 1880 in allen seinen Arbeiten durchzuführen. Im Schluß einer seiner frühesten Broschüren (1882) veröffentlichte er folgende bedeutungsvolle Worte: ‚Begraben wir ein für allemal die in der Diplomatie sogenannte „polnische Sache", um das polnische Leben wiederzuerwecken. Sagen wir unseren offenen und heimlichen Feinden, daß es keine polnische Sache, keine polnische Dummheit, keine polnische Raserei gibt, daß wir uns nicht mehr an dem Gängelband patriotischer Phraseologie ins Verderben wollen führen lassen; sagen wir ihnen, daß ein polnisches Volk lebt, das fern ist von dem Gedanken, sich mit eigenen Händen zu erdrosseln.'

Doch dieses Leben, zu dem Moszyński aufruft, sollte überall auf der Verwirklichung der christlich-katholischen Idee beruhen, vor allem jedoch im Bereiche zweier Fragen: der sozialen und der Frage über das Verhältnis zu den drei Regierungen. Da Moszyński kein Ökonomist von Fach war, so befaßte

er sich nicht mit einer allseitigen Zergliederung der sozialen Frage, sondern erwog als Edelmann, welche Pflichten ein solcher dem Volke gegenüber habe, und auf welche Weise die Großgrundbesitzer an einer solchen Gestaltung der Verhältnisse zwischen dem Edelhof und der Hütte arbeiten sollen, damit keine sozialrevolutionäre Agitation zu den Gemütern der Landleute Zutritt haben könnte. ‚Es gibt' — schrieb er — ‚für die soziale Arbeit nichts Schlimmeres als ein unaufhörliches Nomadentum in der Leere unerreichbarer Hoffnungen. Wir, Edelleute und Grundbesitzer zugleich, brauchen nicht zu nomadisieren, denn wir haben unsere uralten Familiensitze, an die unzählige Pflichten der Familie dem Vaterland und dem Landvolk gegenüber geknüpft sind.' Erwägungen über diesen Gegenstand führten ihn zu der Überzeugung, daß der Kampf mit dem Wucher allein nicht genüge; unbedingt müßte auch der Zersplitterung des Kleinbesitzes entgegengearbeitet werden, namentlich mit Hilfe billigen und zugänglichen Kredits für Landleute, die bei der Teilung des vom Vater ererbten Eigentums die übrigen Mitglieder der Familie auszuzahlen haben. Dieser Gedanke wurde zur Tat, und in einer besonderen Abhandlung berichtete Moszyński über seine in dieser Richtung gemachten Erfahrungen und schilderte die Organisation des von ihm in seinen Gütern eingeführten Kredits für das Landvolk. ‚Ich will niemanden überreden,' — fügte er hinzu, — ‚ein abstraktes, doktrinär ersonnenes Projekt anzunehmen; ich trete hier mit einer unter dem Einfluß einer 13jährigen Praktik gereiften Frucht hervor.' Diese Arbeit hatte, wie der Verfasser versicherte, zur Folge, daß er sich die Dankbarkeit und das Vertrauen des Volkes erwarb, was gegenwärtig besonders wichtig wäre, ‚da der Sturm des sozialen Haders bereits feindlich die Hütten der Landleute umtose.' Er führt eine Reihe von Beispielen an, welche die ausgezeichnete Harmonie zwischen ihm und der Landbevölkerung der Umgegend bezeugen; noch wichtiger aber ist der Umstand, daß er dieses Volk, besonders aber die nicht seltenen edlen und verständigen Einzelpersonen darunter näher kennen lernte, die im ganzen Dorf oder in der ganzen Gemeinde den Ton angeben; und das eben ist die Hauptaufgabe des Adels, diese ausgezeichneten Individuen unter dem Volk mit Verständnis herauszusuchen, um sie in ihrer Wirksamkeit aufrecht zu erhalten und zu stärken; ‚denn sie strahlen über den ganzen Stand der Landleute ein gesundes und kräftiges Licht aus.'

‚So ist es!' — endigte der Verfasser. ‚Nur eine enge Verknüpfung des Edelhofes mit dem Volke auf dem Gebiete ökonomischer und moralischer Arbeit, nur eine tiefere Einsicht in die beiderseitigen Interessen, Bedürfnisse und Schwierigkeiten erzielen ein näheres Sichkennenlernen und weben ein festes soziales Band. Denn nur bei einer solchen Annäherung hört sowohl der Gutsherr für den Landmann als auch der Landmann für den Gutsherrn auf, eine abstrakte, vom Leben abgerissene Formel, ein theatralischer Figurant zu sein, der Erntefeste, Hochzeiten oder andere Familienfeste dekoriert; er wird zum Menschen, den man näher kennt, dem man aufrichtig wohlwill, dem man mit Wort und Tat zu Hilfe eilt, — er wird zum Nächsten. Und dann hört

auch das Christentum auf, für uns eine abstrakte, vom Leben abgetrennte Theorie zu sein, mit der unser Gewissen mit aller Ruhe die Ausschreitungen der Leidenschaft, der Habsucht, der Ausschweifung und des öffentlichen Ärgernisses auszusöhnen pflegte. Dann hört auch Gott selbst auf, für den Menschen der nebelhafte Begriff einer Gottheit zu sein, die zwischen dem Hochmut der menschlichen Vernunft und der Elektrizität, dem Magnetismus und dem Äther schwebt; sie wird für ihn zum persönlichen, einzigen, dreifaltigen Gott, zur höchsten Liebe und zur höchsten Wahrheit.'

Ungleich eingehender befaßte sich Moszyński mit der Frage über das Verhältnis Polens zu den Okkupationsmächten. Diesen Erwägungen widmete er alle seine bisher herausgegebenen Arbeiten, und indem er auf dem Boden der evangelischen Liebe Fuß faßte, zog er mit der ihm eigenen unerbittlichen Konsequenz alle möglichen Schlüsse aus den Worten Christi: ‚Und so ihr euch nur zu euren Brüdern freundlich tut, was tut ihr sonderlich? Tun nicht die Zöllner auch also?' (Matth. 5.) Also sollen wir die lieben, die uns Böses tun; also sollen wir Böses mit Gutem vergelten. Wird nun dieser Grundsatz auf die Regierungen angewandt, denen wir unterliegen, so sollten wir die Pflichten, die aus unserer Untertänigkeit hervorgehen, nicht nur äußerlich, nicht nur als schweren Zwang erfüllen, sondern von Herzen, durchdrungen von dem Prinzip, daß jede Gewalt von Gott stammt. Wir sind als Mitglieder der Gesellschaft verpflichtet, für das Wohl des Volkes, an der Hebung der niederen Schichten zu arbeiten, und diese Arbeit ist nur im harmonischen Einverständnis mit der Regierung möglich. Weg also mit jeglichem Opportunismus, kein Lavieren, kein Markten mehr, weg mit einer Politik, die von Tag zu Tag ihr Leben kümmerlich fristet! Man verdammte nach den Erfahrungen des Jahres 63 das Streben nach Unabhängigkeit, da es sich heutzutage nicht mehr verwirklichen läßt; doch konnte man von dem Traume nicht scheiden, daß die Unabhängigkeit das größte Glück des Volkes, eine Bedingung der Blüte seiner Kräfte sei. Also müssen wir sogar diesen Traum aus dem Herzen reißen als eine vergiftete Frucht, dagegen uns als ein Teilchen derjenigen Regierung bekennen, mit der uns das Geschick verbunden hat, und zwar als ein für immer unzertrennbares Teilchen. Die Kraft aber der auf der Lehre Christi beruhenden Grundsätze und Taten ist eine solche, daß diese scheinbare Askese, diese Aufopferung des teuersten Ideals der Nation zur Quelle der moralischen Macht derselben den Völkern und Staaten gegenüber sein wird, mit denen die Vorsehung das Los Polens verknüpft hat.

So begann Moszyński mit einer gewaltsamen Verurteilung des Messianismus, der, wenn ich mich hier seiner Ausdrucksweise bedienen darf, Polen zu einer vierten Person der Dreieinigkeit machen wollte, verfiel aber selbst in eine andere Art von Messianismus: unerbittlich verfolgte er die Reste der messianistischen Wahngebilde in den Schriften Szujskis und Tarnowskis, während er selbst allerdings nicht wie die messianistischen Schwärmer an ein freies, großes, an der Spitze der Völker dahinschreitendes, sondern an ein

stilles, untertäniges und von der Karte Europas gestrichenes Polen dachte; doch sollte dieses Polen auf der Bahn des von der Kirche vorgeschriebenen Ideals durch den Glanz der moralischen Kraft, welche der katholische Glaube verleiht, die Nationen und Staaten, mit denen zu leben und für die zu arbeiten ihm Gott gebot, kräftigen und geistig erheben. Dieses Ideal erweckte in ihm männliche Hoffnung, eröffnete vor ihm einen unermeßlichen Schauplatz für geistige Arbeit und geistigen Fortschritt, und seine Begeisterung steigerte sich. ‚Fort mit aller Verzweiflung, fort mit aller Skepsis!' rief er; ‚an ihre Stelle trete der Glaube an uns selbst, der Glaube an die Nation, der Glaube an unseren Willen, unsere Lebenskraft, unsere Selbständigkeit, und hören wir endlich einmal auf, der Spielball blinden Geschicks, das Werkzeug fremden Zwecks, fremder Politik, das Aschenbrödel in fremden Händen zu sein!'

Bestrahlt von dem Glanze katholischen Eifers werden die häßlichen Nebel des Opportunismus im öffentlichen Leben sich senken. Der Opportunismus — so beweist Moszyński in seiner ‚Physiologie des polnischen Chauvinismus' — sitzt auf zwei Schemeln; er ist eine Lüge und darf als solche in dem Gewissen eines Katholiken keinen Platz finden. Indessen war er es, der aus Furcht vor jedem entscheidenden Schritt vor einer stäten Vereinigung der polnischen Gesellschaft mit irgendwelchem politischen Organismus zurückschreckte und dadurch zur Ursache unseres Unglücks wurde. Der Opportunismus hat die Autonomie des Königreichs Polen vernichtet, da er es im Jahre 1830 durch sein Schwanken zum Ausbruch zugelassen hatte; der Opportunismus stürzte später den Markgrafen Wielopolski dafür, ‚daß dieser eine dauernde Verbindung der Entwicklung des polnischen Landes mit Rußland angestrebt hatte,' und heute halten sich die im Opportunismus versunkenen vornehmen Schichten im Schatten und fürchten sich vor jeder Verantwortlichkeit; sie lassen die Leitung der Angelegenheiten aus ihren Händen und überlassen sie unwillkürlich den ersten besten Marktschreiern; ‚und der Opportunismus, der sich gegenwärtig in der herrschenden Partei der Gesellschaft festgewurzelt hat, besitzt nicht die Kraft, einen Herd zu schaffen, um den sich die Gedanken und Gefühle gruppieren könnten.' Man nahm Abschied von dem Ideal, das den früheren Geschlechtern als Quelle ihrer Kraft und Tugend vorangeleuchtet hatte; doch schied man von ihm nicht ‚im Namen des göttlichen Gesetzes und der Logik der Geschichte', sondern aus praktischen Rücksichten. Und was bot man dafür als Ersatz? Höchstens einen ‚Schwall nebelhafter Phrasen', deren Sinn endgültig darin gipfelt, daß es Zeit wäre, das lichte Ideal, welches bis dahin Trost und Linderung war, fahren zu lassen, dagegen aber nach der Verbindung mit einem mächtigen Staate zu streben in der Hoffnung, daß diesem ‚die kulturellen Eigenheiten des polnischen Volkes zugute kommen würden', und daß ‚dieser die Polen zur Entwässerung von Sümpfen, zum Bauen von Eisenbahnen und zum Graben nach Gold würde gebrauchen können'! Zu einem solchen Ideal führt das oppurtunistische ‚Filtrieren der Wahrheit', die Folge eines unaufhörlichen Schwankens zwischen der Vernunft und der einst durch

den begeisterten Messianismus großgehegten Schwärmerei. Indessen ‚sollen wir uns‘ — ruft Moszyński — ‚zu den Höhen der Wahrheit emporschwingen, mit unseren Gedanken und unserem Herzen bis zu ihrem Herde, bis zu ihrem Sonnenlichte selbst empordringen, neben dem die Irrlichter der falschen nationalen Ideale erbleichen und erlöschen müßten, und in dem sich das wahre sittliche, politische und soziale Interesse der polnischen und russischen Nation vereinigen würde.‘ Diese Sonne der Wahrheit läßt sich aber nur in der Kirche finden, — und von einem festen Verbande mit Rußland träumend wünschte Moszyński mit Rußland auf einem Gebiete zu arbeiten; Polen sollte auf dasselbe nicht ‚durch kulturelle Eigenheiten‘ im allgemeinen, nicht durch Liefern von Ingenieuren und Geschäftsmännern, was es bereits seit lange tut, sondern durch katholische Kultur, d. h. durch jene Kraft, die nur der echte Glaube geben kann, einwirken.

Dies ist das Ideal, von dem sich Moszyński hinreißen und begeistern läßt, das seinen Worten Flügel verleiht und ihn trotz seiner oft anstößigen und nachlässigen Form zu einem unserer besten Schriftsteller macht. Wäre Moszyński dabei stehen geblieben, so würden wir ihn als den Erben und politischen Interpreten der Ideale der polnischen Poesie erklären können, besonders aber des letzten Wortes derselben, das Krasiński aussprach, als er seinen Iridion in ‚das Land der Gräber und Kreuze‘ gehen ließ, auf daß er dort durch christliche Arbeit und Mühen das Erbarmen Gottes gewänne. Aber Moszyński ging weiter: Da Gott den Polen ihre Unabhängigkeit genommen, die Polen aber sich mit dem Willen Gottes versöhnt haben, so sollen sie eben dies verkünden, sich dessen sogar rühmen, so sollten sie alle vergangenen Bestrebungen nach Unabhängigkeit für eine Dummheit, ja fast für eine Schande, und die zukünftigen, würden solche stattfinden, für eine Gemeinheit ansehen und die Unabhängigkeit selbst als das größte Unglück anerkennen, von dem das polnische Volk betroffen werden könnte. Mit dem Inhalt dieser Beweisführung werden heute viele einverstanden sein, aber die Form wirkte und wirkt bis jetzt noch abschreckend auf jeden.

Deswegen auch ging Moszyński trotz seiner glühenden Seele und seines glänzenden Talentes an der Gesellschaft fast spurlos vorüber. Wohl leuchtete in seiner Hand die Fackel einer großen Idee; doch entzündete er mit ihrem Lichte nicht die Gemüter derer, die ihm nahe standen; im Gegenteil, er reizte sie eher und machte sie scheu. Treffend, obwohl traurig, sagte er von sich, daß ‚sein Leben sich in fruchtloser Jagd aufreiben werde‘; doch kann ich in den Schluß dieses Satzes nicht einstimmen, daß vielleicht ‚seine Ideale im Dunkel der Vergessenheit verschwinden werden‘. Keineswegs! Sobald die Leidenschaften des heutigen historischen Momentes vorübergegangen sein werden, wird die Nachwelt ihn gerecht beurteilen, und seine ganze Wirksamkeit wird ihr als Zeugnis für die erhabenen Gefühle und heldenmütigen Bestrebungen gelten, die in den Tiefen der polnischen Seele sogar in der verzweiflungsvollen Epoche der Vernichtung aller Hoffnungen Keime getrieben haben.

IV.

Ähnlich wie Moszyński begeisterte sich auch P. Leo Zbyszewski († 1907) für eine vollkommene Verwirklichung des katholischen Ideals in der polnischen Nation, doch gab er diesem Ideal einen anderen Ausdruck als Moszyński.

Der Unterschied zwischen Zbyszewski und Moszyński beruht vor allem auf der Verschiedenheit des Temperaments. Einst begründete Turgenieff in einer hinreißenden Vorlesung seine treffende Beobachtung, daß in den ersten Jahren des XVII. Jahrhunderts, also fast gleichzeitig, zwei Meisterstücke der Kunst erschienen waren, in denen sich zwei extreme und einander direkt zuwiderlaufende Typen, zwei Pole der Menschheit widerspiegelten — der Don Quichotte und Hamlet. Einem dieser Pole nähert sich nach Ansicht des russischen Schriftstellers in höherem oder geringerem Maße jeder Mensch, jeder hat etwas vom Don Quichotte oder Hamlet in sich. Legen wir diesen Maßstab an unsere beiden Schriftsteller, so werden wir zugeben, daß der ewig in eine erträumte Ferne des Ideals schweifende, ewig zum Kampf bereite und nach vorübergehenden Zweifeln und Mißgeschicken stets mit erneuter Kraft und mit frischem Mut sich erhebende Don Quichotte Moszyński ist, wogegen an den in sich vertieften und verschlossenen, düsteren und oft zweifelnden Hamlet Zbyszewski erinnert, der sogar unter den Titel seines Werkes über die katholische Demokratie in Polen die skeptischen Schmerz atmenden Worte setzte: Vox clamantis .....?

Aus dem Unterschied des Temperaments fließt die Verschiedenheit ihrer Anschauungen über das Verhältnis des von ihnen verkündeten Ideals zur Wirklichkeit: Moszyński ist mehr extensiv; gern möchte er seine und seiner Nation Wirksamkeit auch auf die Nachbarstaaten, besonders auf Rußland übertragen und träumt von einer Einwirkung auf dasselbe im Geiste katholischen Idealismus; Zbyszewski hingegen blickt gegen Rußland hin mit feindlichem Argwohn und fordert zur inneren Sammlung aller Kräfte Polens auf, um an einer Vervollkommnung im christlichen Sinne, an der Erlösung der eigenen Seele zu arbeiten. Doch der wichtigste und prinzipiellste Unterschied zwischen ihnen zeigt sich in ihrer Anschauung über das Verhältnis der Kirche zur Gesellschaft und zum Staat. Beide bedauern, daß der Einfluß der Religion auf die Seelen so gering sei, und daß sich unter dem Deckmantel der Kirche zuweilen Parteien und Bestrebungen verbergen, welche die Kirche bloßstellen; doch versucht der heißblütige Moszyński als ausdrücklicher Anhänger des Ideals polnisch-russischer Harmonie und in der Überzeugung, daß der religiöse Opportunismus oder Indifferentismus, der sich der Religion zu patriotischen Zielen bedient, diese Harmonie störe, dieses Hindernis mit einem Stoß aus dem Wege zu räumen und erklärt, daß die Kirche als Wächterin des offenbarten Gesetzes nur die Erlösung der Individuen anstreben und dadurch auf die Hebung der Gesellschaften einwirken solle, niemals aber sich in den Lauf der Politik einmischen dürfe; im Gegenteil, in dieser Hinsicht sollte sie gewissermaßen die

vollendeten Tatsachen sanktionieren, denn ‚was in der Natur, somit also auch in der gegenwärtigen staatlichen oder nationalen Entwicklung, einmal geschehen ist, das war ein notwendiges Resultat der Logik des Naturgesetzes, das geschah zu Zwecken, welche die Vorsehung der Menschheit vorgeschrieben hat'. Zbyszewski dagegen sieht weiter in die Zukunft, und indem er sie mit dem Auge des Theologen betrachtet, erglüht er in dem schwärmerischen Gedanken, der einst den Geist Gregor VII. geleitet hatte, und erkennt als Aufgabe der weltlichen Gewalt nur die Leitung alles dessen an, was der kirchlichen Gewalt entbehrlich ist, um die Seelen zum Himmel zu führen; die naturgemäß beweglichen Grenzen dieses engen Bereiches der staatlichen Wirksamkeit kann nur die Kirche bestimmen. Eine solche Erhebung aber der Kirche über alles in der Welt und eine solche Schwärmerei von der Absorbierung des Staates durch die Kirche stellt ihn in einen scharfen Gegensatz zu allen liberalen Strömungen im Katholizismus, besonders zu dem Prinzip, welches die französischen liberalen Katholiken durch die Formel: Freie Kirche im freien Staat ausgesprochen haben, eine Formel, die heutzutage in Amerika praktische Verwertung findet.

Diesen Erwägungen über das Ideal der Allmacht der Kirche und über die Wege, die zur Verwirklichung derselben überall auf Erden, besonders aber in Polen, führen könnten, widmete Zbyszewski sein Werk: ‚Die katholische Demokratie in Polen', das einzige größere, das er geschrieben hat und das die Frucht der Arbeit seines ganzen Lebens bildet. ‚Das Christentum' — sagt P. Zbyszewski — ‚kann als eine Kraft angesehen werden, die alle natürlichen, in die Seele vom Schöpfer niedergelegten Potenzen zum Handeln belebt.' Die demokratische Organisation würde den Zielen des Christentums am besten entsprechen, denn ‚das ganze Evangelium atmet die Gleichheit der Völker vor Gott, deren gemeinsame Liebe und — was dieser besonders eigentümlich ist — die Achtung für die Kleinen'. Den Armen predigt man das Evangelium — heißt es beim hl. Matthäus; treffend also konnte Bossuet das kühne Wort wagen, die Kirche wäre für die Armen gestiftet, Aufgabe des christlichen Staates aber sei ‚die Verwirklichung des irdischen Postulats des göttlichen Reiches', mit anderen Worten das Streben, mit Hilfe gerechter Gesetze, durch Erteilung weltlichen Unterrichts im Sinne der geoffenbarten Wahrheiten und durch Erleichterung der Lebensweise der Individuen die Massen des Volkes zur Annahme der göttlichen Lehre und zum Leben nach dieser Lehre fähig zu machen — zu dem Endziel, daß die menschliche Gesellschaft, soweit dies möglich, sich bereits hier auf Erden in eine himmlische Gemeinschaft der Menschen mit Gott umgestalte. (S. 15—16.) ‚Sollte man sogar aufhören, die Menschen zu taufen,' — ruft der Verfasser an einer andern Stelle aus, — ‚sollte sogar der Himmel offiziell geschlossen werden, nie wird diese Utopie eines himmlischen Lebens auf Erden aus der Welt schwinden, bis sie sich verwirklicht haben wird.'

Diese Utopie aber sucht eine Revolution, die sich auf das Ideal des wiedergeborenen Heidentums stützt, aus den Herzen der Menschen zu reißen.

Sie tritt die christliche Demokratie, ‚die auf der Wertung der Seelen und deren himmlischen Ziele, auf der Ehre Gottes und der Tugend beruht,‘ mit Füßen, träumt von einem irdischen Paradiese, verleugnet Gott und tritt mit der Erklärung der Rechte des Menschen hervor, einer Erklärung, die bereits einmal die Welt erschüttert hatte, damals, als die Kirche durch die Erklärung der Pflichten des Menschen diese Welt umgebildet hatte.‘

Die Revolution, deren letzten Ausdruck der Sozialismus bildet, droht mit der Wiederkehr des Barbarentums; deswegen auch hängt die Zukunft der Nationen und somit auch Polens von einer klugen Bekämpfung derselben im Namen des christlichen Ideals ab. Und an dieser Stelle umfaßt die tieftraurige Seele des Verfassers mit warmem Flügel den Traum des Messianismus, und der Wirklichkeit zum Trotz führt die Phantasie ihm sein Volk als umgestaltete, vollkommene, christliche Gesellschaft vor. ‚Wenn alles,‘ — ruft der Verfasser, von dem schönen Traum bezaubert, aus, — ‚was auf Unglauben und Abtrünnigkeit steht, in Kürze von den Stößen des wissenschaftlichen Barbarentums, das bereits die Massen ergreift, erschüttert stürzen wird, so werden die in den Wellen dieser Sintflut zerstreuten Schiffbrüchigen, auf uns hinweisend, rufen müssen: Sehet, die müssen wahrlich von einem Zauber beschützt sein! Da alles zersplittert und untergeht, halten nur sie allein fest zusammen und schwimmen, ohne einen Staat, ohne Bajonette, ohne Flotten zu haben; folgen wir ihrem Beispiel, um nur zu leben!‘

Aber der Traum weicht einer traurigen Erwägung. Ist Polen auch fähig, die Bahnen christlicher Arbeit zu betreten? Die Gesellschaft huldigt seit über 30 Jahren dem Ideal organischer Arbeit. ‚Wir alle aber fühlen,‘ sagt der Verfasser, ‚daß sowohl organische Arbeit notwendig ist als auch noch etwas, was tiefer in das soziale Innere eindränge, was höher zielte und weitere Kreise umfaßte.‘ Polen indessen war jahrhundertelang zerrüttet, und diese Sünde der Vergangenheit drückte der heutigen Gesellschaft zwei Merkmale auf, hinterließ zwei Folgen, die beim Vergleich unserer sozialen Organisation mit derjenigen anderer Völker in die Augen springen: ‚Lose moralische Konstitution des Individuums und lose soziale Verknüpfung.‘ Sowohl das eine wie das andere definiert der Verfasser gemeinschaftlich als Entgesellschaftlichung und bezeichnet dies als einen Zustand der Sünde; denn ‚die Sünde ist die Entfernung des Menschen von Gott, und durch die Lockerung des gesellschaftlichen Bandes hört Gott auf, in der Gesellschaft, sei es als Herrscher, sei es als Verband der Menschen untereinander gegenwärtig zu sein‘. Hochmut, Widerspenstigkeit und Eigenwille, dann Habsucht, schließlich Fleischlichkeit verbunden mit Trägheit und Wollust sind das Resultat dieses Zustandes; Gott hat dagegen eine Arznei: Armut, Keuschheit und Gehorsam gegeben. — Ist aber eine Besserung noch möglich? Wird das Volk den Weg, den Gott gewiesen, beschreiten wollen? Bei dieser Frage steigt der Verfasser aus dem Abgrund des Zweifels und der Trauer in einen zweiten noch gefährlicheren hinab und ergibt sich, mit der Abhandlung Anton Rolles über die Erblichkeit des Wahnsinns in der Hand,

Betrachtungen darüber, daß ‚bei uns kein Herd existiert, an dem man wenigstens nur einen Geisteskranken finden könnte‘, d. h. daß uns nach der Entgesellschaftlichung, die bereits vollzogene Tatsache ist, auch noch Entartung droht. Nolle führte drei Ursachen an: die alte, seit den Zeiten der sächsischen Dynastie herstammende Unenthaltsamkeit, Heiraten in der Familie und Zügellosigkeit, die Zbyszewski ganz besonders in beredten Worten verdammt, indem er noch eine vierte, tief gedachte und schön ausgedrückte Ursache hinzufügt, namentlich den flammenden und seinem Wesen nach edlen, doch des christlichen Ankers entbehrenden Patriotismus, der eben deswegen ‚als verzweiflungsvolle Welle des Volkswillens gegen den Felsen einer Tatsache schlägt, die sich durch keine Übermacht beseitigen läßt‘.

Sollte also jede Hoffnung geschwunden sein? Vor diesem verzweiflungsvollen Schluß schützt den Verfasser der Glaube an Gott. Gott will, daß das Volk von diesem Falle sich aufraffe. Es wäre unwürdig, daran zu zweifeln. Gott will, daß wir ihm als Werkzeug seiner Ziele auf Erden dienen sollen. Unter dem Einfluß dieses Gedankens, nach vorausgegangener Konstatierung, daß die Nation krank sei, unterwirft er die Geschichte Polens einer eingehenden Untersuchung, um zu erforschen, ob sich unter der Schale der sündigen Anarchie nicht bessere Elemente verbargen, die unter anderen Bedingungen sich hätten entwickeln und aufblühen können. Dieser Abschnitt, der die schwache Seite des Werkes bildet, ist ein Phantasiegebilde des Verfassers, der trotz allen Vorbehalts, daß er kein Messianist sei und auch keiner sein wolle, sich doch von der aprioristischen Neigung lenken läßt, eine Grundlage zu entdecken, die dem Vaterlande eine katholische und glänzende Zukunft sichern könnte. Kein Wunder, daß er begeistert den lebendigen Glauben hervorhebt, der im Laufe der Geschichte zu den Hauptmerkmalen der polnischen Seele gehörte; dagegen bezeichnet er die vordem von ihm selbst verdammte Anarchie als ‚Mangel an staatlicher Organisation‘ und hält sie nicht für eine Folge von Krankheit und Disharmonie der sozialen Kräfte, sondern für ein ursprüngliches Chaos, aus dem mit der Zeit ein vollendeter sozialer Organismus hätte entstehen können, indessen nicht entstand, da eine äußere Übermacht es verhinderte. Dieser Mangel an höherer staatlicher Organisation macht aus Polen das Zukunftsmaterial, das dank der Kraft des Katholizismus sich eigne, in der katholischen Gesellschaft aufzugehen. ‚Unter den slavischen Völkern,‘ sagt der Verfasser, ‚sind wir die einzigen, die trotz Nachäffung fremder Krankheiten von der Verehrung des Staates, die alles ringsum angesteckt hat, freigeblieben sind als ein Element, dem — sollte es diesen Vorsprung zur Erhebung des sozialen Organismus zur Reinheit des katholischen Typus auszunützen wissen — unbestritten eine Aufgabe von hoher Wichtigkeit im Christentum bestimmt ist.‘ ‚Also werden wir uns,‘ dies ist das Endresultat, ‚vom Falle erheben und das Werkzeug sein, falls es uns gelingen würde, das Ideal der katholischen Gesellschaft in uns zu verwirklichen.‘

Ein erhabener Einfall — doch die Verwirklichung?

Um sich von der Sünde der Entgesellschaftlichung zu entlasten, um den

aus der Verderbnis der Natur fließenden Egoismus zu dämpfen und den Trieb zur Aufopferung für die Nächsten zu erwecken, gibt es zwei Mittel. Zwei Herde sind es, an denen wir uns für Wahrheit und Begeisterung entzünden sollten: der Herd der Gewalt oder das Papsttum und der Herd der Kraft, d. i. der sakramentale Leib Christi. Die Notwendigkeit einer Verknüpfung Polens mit dem ersten Herde ist bereits von anderen hinreichend gewürdigt und hervorgehoben worden. Zbyszewski aber will höher hinaus und führt seine Leser auf die nicht für jeden zugänglichen Höhen der Mystik, um dort die religiösen Gemüter durch die Macht des vom Herde der Kraft in die menschlichen Seelen dringenden Lichtes zu entflammen. ‚Wir betreten hier,‘ sagt der Verfasser, ‚das Gebiet der Mystik; doch ist die Mystik durchaus keine Poesie, kein Wahngebilde. Diese Mystik ist eine geheimnisvolle Wahrheit, sie ist uns fern, aber Gott nahe. Sie ist Gott näher, also eine wirklichere Wirklichkeit.‘ Die hl. Eucharistie ist das Band der Liebe und der Einigkeit, doch einer höheren denn jene gewöhnliche, die eine Folge gemeinsamer Grundsätze und Ziele, denn sie bildet eine Einheit, die durch das Sakrament des Fleisches und Blutes auf das innige Verhältnis Christi zu den Seelen gestützt ist.

Kurz: die Eucharistie, die aus den Menschen gewissermaßen ‚ein vorsintflutliches Geschlecht göttlicher Söhne‘ macht, ist der Zement der Vergesellschaftlichung; unter ihrer Einwirkung können wir zu einem Verband von Individuen werden, die im Dienste Gottes vollkommen geübt sind, zu seinen Bundesgenossen in seinen ewigen Höhen. Daraus folgt für jedes Individuum die Notwendigkeit innerer, mit Hilfe des sakramentalen Christus unternommenen Arbeit, um die eigene Seele in ein Gott gehorsames Material umzuwandeln.

Doch begleitet diese Erwägungen über die Kindschaft Gottes durch die Eucharistie ein schmerzliches Gefühl: sie sind ein ‚scandalum Judaeis, stultitia Graecis‘ — die flache Mehrzahl wird sie nicht verstehen. Der Verfasser glaubt also nicht, daß die religiös erkaltete polnische Gesellschaft fähig wäre, ohne Hilfe, aus eigener Kraft die steilen Bahnen zu betreten, die zu den Höhen des christlichen Ideals führen. Daher müssen zu Vermittlern zwischen der zerrütteten Allgemeinheit und Gott die Priester werden; denn sie sind ‚das Salz und die Ordnung‘ der Gesellschaft, da sie bei dem alltäglichen Opfer der hl. Messe alltäglich mit Christo verkehren und daher das göttliche Element, die Gesellschaft erlösen zu können, in sich tragen. Von diesem hohen Gedanken durchdrungen endet der Verfasser sein Werk mit einer erhabenen Mahnung an die Priester: er fordert sie auf, in ihrer Sendung auszuharren und eingedenk zu sein, daß, wenn sie alltäglich auf den Altären den Leib und das Blut des Herrn für die Sünden der Menschen opfern, es ‚ihnen nicht erlaubt sei, dieses Geheimnis zu vollbringen, ohne mitsamt dem Erlöser, auf dessen Kreuze, nach seinem Willen auch die eigene Person und das eigene Leben und alles, was sie sind und haben, zu opfern‘.

Mit einem Wort: um die Nation zu erlösen, sind Männer notwendig,

die großer Opfer fähig sind, Männer, die wie Anhelli* durch ihre Heiligkeit die Sünden aller loskaufen würden. In der Sehnsucht nach solchen auserwählten Seelen gipfelt der Gedanke P. Zbyszewskis wie auch die Ideen Moszyńskis und unserer größten Dichter und Denker, schließlich die Idee der gegenwärtigen Epoche.

* * *

Die Lage Polens ist die erschütterndste, welche die Geschichte kennt. Die Polen haben ihre Freiheit verloren und stehen inmitten der beiden größten Staatskolosse der Welt, die sich verbündet haben, sogar den Namen Polens von dem Erdboden zu vertilgen. Aber eben darum — ob bewußt oder unbewußt — werden die Polen zu Trägern der Gerechtigkeitsidee in der Politik. Dieser Idee und dieser Mission müssen sie sich würdig erweisen, sonst werden sie untergehen. Deswegen pflegen auch nicht nur die Dichter und Denker, sondern auch die hervorragendsten Politiker in Polen zuweilen mystisch und messianistisch gestimmt zu sein. ‚Alle Mittel, die Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, haben fehlgeschlagen,' — schrieb im Jahre 1902 der eben verstorbene Graf Adalbert Dzieduszycki, der gewesene polnische Minister in Österreich, — ‚alle Wege sind uns verschlossen, aber irgend ein Ideal, die Überzeugung von irgend einem großen Ziel unserer Leiden und unserer Ausdauer, irgend eine große Hoffnung müssen wir haben, wenn wir nicht verzweifeln und elend verkümmern sollen.'** Auf einer solchen Hoffnung beruhen, wie aus dem Obigen erfolgt, die religiösen Grundlagen der polnischen Neukultur. Diese Hoffnung war und ist der Sporn zum Ausharren für die besten Söhne Polens, die auf dem Schauplatz der Tat, in allen Sphären des öffentlichen Lebens die Existenz der Nation gegen den Andrang zweier Mächte, den des Panrussicismus und des Pangermanismus verteidigen, welche von zwei Seiten das Polentum mit Vernichtung bedrohen.

---

* Der Held einer Dichtung Slowackis, in der die messianische Idee einen besonders poetischen Ausdruck gefunden hat.

** M. Zdziechowski: ‚Die Grundprobleme Rußlands.' (Wien-Leipzig. Akad. Verlag 1907. Vgl. S. 393—394.)

Kleine Bausteine

# Das Nachleben Berthold Auerbachs.

Unter seltsamen Umständen bin ich mit Auerbachs Dorfgeschichten bekannt geworden. Da hatte ich auf der Schule einen guten Kameraden, den Sohn eines hochgestellten und wohlhabenden Beamten, der mich ein und das andere Mal in der Woche mit einem Schälchen Kaffee bewirtete, das in seinem Studierzimmer verzehrt wurde, einem dämmerigen Raum, dessen Fenster in einen Lichthof schaute, aber nicht geöffnet werden durfte, weil es dann zu übel gerochen hätte. Kein Sonnenstrahl verirrte sich je in diesen Luftschlot und im heißen Sommer habe ich dort gefroren. Nach dem Ergötzlichen folgte das Nützliche, und sobald die Jause abgetragen war, rückte der Freund, der ein ehrlicher Bursch war, aber schwach, zumal in Latein und Griechisch, mit seinen Büchern hervor, und es begann der unentgeltliche Unterricht. Am meisten Not bereitete dem Genossen Horaz. Nun hatte ich mir — es wird um die Mitte der Sechziger Jahre gewesen sein — von einem trefflichen Lehrer die vielbeneidete Kunst angeeignet, die Strophen des venusinischen Sängers zu ‚konstruieren', d. h. aus der invertierten die Wortfolge der Prosa herzustellen, womit ein beträchtlicher Teil der Schwierigkeiten entfiel. Also ächzte ich ein paar Stunden unter dem Bemühen, dem Lockenhaupte des Freundes das Verständnis der Verse Horazens einzutrichtern, daß schließlich jede Freude an dieser ziervollen Poesie verloren ging. War ich dann müde geworden, wollte ich mich heimwärts wenden und vom Wiederkommen nichts mehr wissen, dann verstand mein Kamerad ein anderes Lockmittel aufzubieten: er wischte mit einem Heft hervor — oder waren's nur etliche lose Bogen — und wies mir die wunderlichen Titel der Dorfgeschichten Berthold Auerbachs, von denen damals eben eine Gesammtausgabe, vielleicht in Lieferungen, erschien. Nun war ich als Knabe ein wütender Leser — mehrmals habe ich Zschokkes Traktat über die Lesesucht aus den ‚Stunden der Andacht' auf das Gebot des strengen Vaters hin laut vorlesen, einmal sogar abschreiben müssen — und mit solchem Köder war ich leicht zu fangen. Es kam daher ein Vertrag zustande: gegen eine Dorfgeschichte eine Horazlektion, und einige Sommerwochen durch habe ich dies Übereinkommen auch eingehalten. Mit wirklicher Begeisterung habe ich diese Stücke gelesen, die Fortsetzung gespannt erwartet, und der tiefen Eindrücke entsinne ich mich noch sehr gut, die sich an ‚Ivo der Hajrle', an den ‚Lauterbacher', den ich seiner Weisheit wegen verehrte,

an ‚Luzifer' knüpften, über alles andere jedoch hinweg an die ‚Geschichte des Diethelm von Buchenberg', die ich beinahe auswendig wußte.

Darf man sich heute zu einem solchen Enthusiasmus noch bekennen — auch wenn er um vierzig Jahre zurückliegt — ohne dadurch alle Reputation einzubüßen? Seit jenen Tagen habe ich Auerbachs Dorfgeschichten noch wiederholt gelesen, nicht mehr mit dem alten leidenschaftlichen Interesse, immer jedoch mit dankbarem Genuß und mit der Freude an dem guten Buch. Und ich gestehe gern, daß etwas von der Wärme, die aus seinen Erzählungen den Leser überkommt, mich auch für die Person Auerbachs erfüllt, deren Zauber sich im Leben niemand zu entziehen vermochte, und die jetzt, gerade noch zur rechten Zeit, ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode, von Anton Bettelheim* der Nachwelt wieder vor die Augen gestellt wird. Diese Biographie des Dichters, Erklärung und Kritik seiner Schöpfungen, bildet ein würdiges und dauerndes Denkmal für ihn. Bettelheim hat keine Mühe gescheut, er hat weit gesucht und tief gegraben, um ans Licht zu bringen, was dem Verständnis Auerbachs und seiner Werke dienen konnte. Mit der Gewandtheit, welche die vielgeübte Hand und Feder verrät, hat er das Wesen seines Autors, sein unruhiges Schweifen, seinen erstaunlich ausgebreiteten Verkehr mit Menschen beschrieben, und seine Darstellung ist dabei ehrlich und gerecht geblieben. Ich weiß nicht, ob sobald sonst Jemand es über sich vermocht hätte, die Schwächen der Werke eines Dichters, dem er lange Jahre des Sammelns und Aufbauens gewidmet hat, so ruhig und scharf, aber nicht lieblos, vor uns aufzudecken und mit der Eigenart der Begabung zu verknüpfen. Dafür mag Bettelheim die Beruhigung mit sich nehmen, daß an der Summe seiner Arbeit, die er in den schönen letzten Kapiteln gezogen hat, die spätere Literarhistorie nichts Wesentliches wird zu ändern wissen.

Allerdings, die Entwicklung, die zwischen Auerbachs Mannesalter und unserer Gegenwart liegt, hat sich auch in dem Urteil über Auerbachs Dorfgeschichten geltend gemacht; sie sind verschiedentlich hin und hergerückt, zuweilen auch ganz zurückgeschoben worden. Schlägt man sie heute auf, so glaubt man sich von der Erinnerung zunächst betrogen; denn sie sehen anders aus, als sie uns einstens vorkamen. Die Frische, das Frohe darin, die Freude an Leben und Welt treten uns daraus entgegen und bleiben wohl unvergänglich, aber die Mittel, die zu solcher Wirkung führen, sind andere, denn wir vermuten. Vom heutigen Standpunkt aus, hinter dem der Naturalismus bereits versunken ist, sollte man meinen, der große erste und nachwirkende Erfolg von Auerbachs Dorfgeschichten sei hauptsächlich dem Realismus, dem offenen Sinn für die Wirklichkeit des Bauernlebens, zu verdanken, die sich darin auftun. Das ist keineswegs der Fall, die Wahrheit des Darstellens ist dort nirgends ungeschminkt; Auerbach schildert die Menschen und Dinge nicht so, wie er sie gesehen haben muß. Einmal, weil

* Berthold Auerbach. Der Mann, sein Werk, sein Nachlaß. Von Anton Bettelheim. Stuttgart und Berlin, Cotta 1907.

sein Naturell, das sich dabei mit den Kunstprinzipien seiner Zeit im Einklang befand, der Verwertung des Häßlichen in der Poesie sehr gemessene Schranken zog: wie seine Bauern zwar nicht gerade hochdeutsch reden, sondern eine bequeme Umgangsprache, auf welche die Mundart nur in Silbenkürzungen und gelegentlichen Verkleinerungen abfärbt, so sind sie in bezug auf Erscheinung, Auftreten und Gedanken durch eine Art von reinigendem Bad gegangen, in dem sie jedoch mit dem Schmutz zugleich die volle Echtheit, mit dem rohen Wesen zugleich die Ursprünglichkeit abgestreift und zurückgelassen haben. Sie sind nicht unwahr, aber sie sind geleckt und stilisiert. Nun wäre es ja gar nicht schwer, zu zeigen, daß nicht bloß Auerbach das Dorfleben nicht anders schildern konnte, sondern daß seine Zeitgenossen es auch anders gar nicht vertragen hätten. Sind doch Auerbachs Schwarzwälder als eine unerhörte Neuerung empfunden worden (man erinnere sich an Freiligraths schönes Empfangsgedicht), und der Willkomm, den man ihnen bot, wäre so herzlich nie ausgefallen, sofern nicht schon ein paar Lustren vor dem Sturmjahr 1848 der Landbevölkerung ein teilnahmsvolleres Empfinden der gebildeten Städter sich zugewandt hätte. Wie mächtig war damals noch das Stilideal von Goethes Alter, das mittelst der Entkleidung des Individuums von den rein persönlichen Qualitäten bis zum Typus vordrang! Und noch viel später hat nicht Gottschalls schwachmütig-zimperliches Urteil, das sich die Nase verhielt vor den Misthaufen der Bauern des Berner Oberlandes, weite Kreise deutscher Leser von den Werken Jeremias Gotthelfs ferne gehalten, die erst Gottfried Keller auf die rechte Höhe zu stellen lehrte?

Es kommt aber noch ein Zweites in Betracht. Gerade, wenn man ihn an Jeremias Gotthelf mißt, läßt sich merken, daß dessen grandiose epische Kraft Auerbach fehlt, und daß dafür etwas an sich Hochschätzbares, jedoch Schwächeres, ihn zur Dichtung treibt: die Lust zu fabulieren. Sie betätigt sich in dem lebhaftesten Geplauder, das seinen Verkehr charakterisierte und so reizvoll gestaltete, ganz ebenso wie bei seiner Schriftstellerei. Allein diese Art ist dem liebevollen Verweilen auf Sachen und Menschen nicht günstig, die zur schönen Breite des epischen Stiles gehört; Auerbach ist selten dazu gekommen, sich die von ihm beschriebenen Vorgänge selbst so intensiv vorzustellen, auszumalen, durchzudenken, daß sie dann auf die Leser sinnenfällig wirken und zugleich der reproduzierenden Überlegung standhalten. Daher kommen die zahllosen Flüchtigkeiten, Versehen, graßen Unmöglichkeiten, auf die man allerorts bei Auerbach stößt, selbst in seinen besten Werken und nicht am wenigsten in seiner bedeutendsten Schöpfung der Frühzeit, dem Diethelm von Buchenberg. Gewiß hat das erste Publikum des Erzählers über solche Mängel hinweggelesen, und die große Menge wird es auch künftig tun; das ändert aber an dem Sachverhalt nichts, den die heutigen, durch den Naturalismus geschärften Augen erkennen und als eine historische Eigenheit Auerbachs nicht zu seinen Vorzügen rechnen. Sicherlich hängt diese Lockerheit, dieser Mangel an Straffheit des epischen Zusammenhanges mit dem Tempo zusammen, in dem Auerbach

erzählt: es geht alles bei ihm ungemein rasch vor sich, am auffälligsten, wenn jemandes Gesinnung umschlägt oder ein zäher, harter Charakter bekehrt wird. Diese Eilfertigkeit bezeichnet die Technik der älteren Erzähler: unter den Ahnherren von Auerbachs Dorfgeschichten besitzt sie vor allem Zschokke, dessen ausgezeichnetes ‚Goldmacherdorf' in der Gegenwart dadurch um einen großen Teil seiner Wirkung gebracht wird, daß sich die Ereignisse auf ein paar Jahre zusammenschieben, indes unser Sinn für das Mögliche und Reale sie ebensoviel Jahrzehnte hinausstrecken möchte.

Immerhin besitzen die ‚Dorfgeschichten' auch für den modernen Leser Eigenschaften, die ihren dauernden Einfluß verbürgen, mag Auerbachs feineres weißes Mundgebäck gleich nicht so haltbar sein wie das schwere schwarze Roggenbrot von Jeremias Gotthelf. Schon die Geschichte der deutschen Literatur während der beiden letzten Menschenalter legt dafür entscheidendes Zeugnis ab. Nicht bloß Anzengrubers überragende Kraft hat zuerst von Auerbach gelernt, wie man Geschichten schreibt, Roseggers glückliche Anlage hat sich von ihm die Bahn weisen lassen, sondern der große Schwall deutscher Erzählungen für den Massenkonsum ist durch geraume Zeit von den Schwarzwälder Dorfgeschichten bestimmt und geführt worden. Wer einmal diese Entwicklung zu studieren und zu zeichnen hat, wird die treibende Kraft Auerbachs erst im vollen Umfange würdigen.

Bettelheims Buch lehrt uns, wie diese Wirkungen sich aus der Persönlichkeit Auerbachs verstehen. Insbesondere aus der ganz außerordentlichen, bis hoch ins Alter hinauf unverkümmerten Frische seines Wesens, die fest in der Freude an Natur und Welt, in der untilgbaren Überzeugung vom endlichen Siege des Guten wurzeln. Auerbach hätte für einen glücklichen und glückspendenden Menschen gehalten werden müssen in jenen seligen Zeitläuften, da noch nicht der Druck den Einfluß der lebendigen Rede gestaut hatte; was von seinem frischen Weltmut, in Bücher eingefangen, uns erübrigt, reicht aus, um ihm auch für eine noch anspruchsvollere Zukunft ein dankbares Gedächtnis zu sichern.

Anton E. Schönbach.

---

# Plattdeutsche Dichtungen.

In der Folge von Klaus Groths ‚Quickborn', das 1852 erschien, ist ein Jungbrunnen frischer, klarer Poesie aufgesprudelt, der nicht nur seinen plattdeutschen Mutterboden, sondern alle Lande deutscher Mundarten tränkte und labte. Im Jahre darauf erschienen Fritz Reuters ‚Läuschen un Rimels', und dann folgten sich dessen gemüt- und humorvollen Werke, deren plattdeutsche Titel heute in aller Mund sind. Reuter, der auf seinem letzten Krankenlager zweifelnd seine Frau fragte: ‚Glaubst du wohl, Luise, daß meine Schriften mich überdauern werden?', kommt heute mit Ausgaben und Namensnennung Klassikern nahe. Keiner der anderen plattdeutschen Dichter hat ihn an Popularität auch nur annähernd erreicht; auch Klaus Groth nicht, der vielfach

als der Erwecker der plattdeutschen Muse und auch Anreger Reuters bezeichnet wird. Er mag ein äußerer Anlaß gewesen sein. Aber Reuter und dem plattdeutschen Volk muß Wort und Dichtung schon auf der Zunge gelegen haben, daß sie gleich so frisch und voll hervorströmten. Hätte der ‚Quickborn' vielleicht eher als ein edles Schwanenlied einer untergehenden Sprache erscheinen können, so überzeugt uns Reuters naive Ursprünglichkeit und Fruchtbarkeit vom Gegenteil. Die plattdeutsche Zunge wollte sich rühren und sie hatte vieles zu sagen, vieles durch Fritz Reuters Mund und manches auch seither noch, Dinge, die in hochdeutscher Konvenienzsprache nicht halb so urwüchsig und echt klingen.

Das Aufleben der plattdeutschen Dichtung fällt mit einem allgemeinen Eindringen des Dialekts in die Literatur zusammen. Der Dialekt ist durch die naturalistische Dichtung auch für die ‚hohe' Kunst, die keine heimatliche Tendenz hat, hoffähig geworden. Dem Streben nach voller, ungeschminkter Lebenswirklichkeit bot er sich von selber als nächstes, natürlichstes Kunstmittel dar. So gehen die poetische Freude der Heimatkunst, wo ein Volksteil für seine Heimatliebe und seine Stammeseigentümlichen dichterischen Ausdruck suchte, und die kühl beobachtende realistische Kunst, die das Seiende in allen nächsten besten Lebensformen erkennt und gestaltet, nebeneinander her in ähnlichem Streben und vereinigen sich auch mit wechselndem Übergewicht. Es ist dabei kein Zufall, daß weniger bekannte Dialekte den Vorzug bekommen, die noch nicht in aller Leute Mund und jedermanns Feder abgegriffen und abgeschliffen waren. Daraus mag sich auch miterklären, daß die Dialektblüte als realistisches Mittel nicht so frühzeitig und vor allem nicht so kräftig im Schwäbischen, Bayerischen oder noch weiter östlich anhub; denn hier hatte man schon mit Talmidialekten für Humoresken und sonstige seichte, süßliche Unterhaltungslektüre abgewirtschaftet. Der Realismus suchte kräftigere Mundarten, und diese fanden ihre Dichter wie etwa der schlesische in Hauptmaun und der plattdeutsche in Stavenhagen.

Gerade das Plattdeutsche aber ist Stammesregung und Stammespoesie weit eher als naturalistisches Kunstmittel. Denn das Platt ist immer noch nicht nur Dialekt, sondern eine lebendige, originelle und ganze Sprache, ein ‚Urdeutsch', wie es Goethe nannte. Freilich ist es nicht einheitlich; der süddeutsche Leser hat die Schwierigkeiten verschiedener Dialekte zu überwinden. Jeder Dichter hat nach Geburt und Schreibart sein eigenes Platt, wie Groth das dithmarscher, Reuter das vorpommerisch-mecklenburgische. Diese beiden haben u. a. auch über diesen Punkt einen derben Zusammenstoß gehabt. Das Platt kämpft gegenwärtig um seinen Besitzstand, und seine künstlerischen Mittel sind glänzende Waffen. Aber schließlich werden die allem Rückgange und Totsagen entgegenarbeitenden hartnäckigen Bestrebungen, es als einheitliche Sprache auszubilden und zu erhalten, ihren engeren Erfolg nicht mehr haben. Dem Fernstehenden mögen unentwegt plattdeutsch abgefaßte Resolutionen sogar ein Lächeln ablocken, zumal wenn er darin nicht selten über ein

aus dem hochdeutschen Wörterbuch entnommenes Fremdwort stolpert. Aber es kann nur als Gewinn betrachtet werden, wenn das Platt in seiner dichterischen Sphäre lange lebenskräftig bleibt, und vor allem auch, wenn noch eine schöne Zahl kerndeutscher Wörter, wie ja bereits geschehen, aus ihm in den allgemeinen deutschen Sprachbesitz übergeht.

Das Platt wurde als literarische Frage aktuell, als vor einigen Jahren mit dem Freiwerden von Reuters Schriften* die Frage einer Übersetzung ins Hochdeutsche ins Rollen kam. Der alte Reuterverlag Hinstorff selber kam mit einer Verhochdeutschung. Da wurde das übrige Deutschland aufmerksam, daß dort oben an der ‚Waterkant' eine starke Sprachgemeinde bestand, die mit aller Energie ihre Interessen vertrat. Der ‚Allgemeine plattdeutsche Verband', der ein besonderes Verbandsorgan, die plattdeutsche Zeitschrift ‚De Eekbom', hat, bekämpfte den Übersetzungsgedanken auf das allerentschiedenste, ‚as en Pietätlosigkeit gegen den Dichter, de sik sulben dargegen utspraken hett.' Durch eine Umfrage bei sprachlich, literarisch und sonst bekannten Persönlichkeiten, deren Antworten, die in dem von ihm herausgegebenen ‚Johrbok'** 1903 veröffentlicht sind, ihm zum größten Teil recht geben, verschaffte er seiner Resolution Nachdruck und Verbreitung. Auch Herder kann hier als Zeuge mitgenannt werden, der die Übersetzung des allerdings erst durch ihn allgemeinstes Volksgut gewordenen Liedes ‚Anke van Tharaw öss, de my gefôllt', von dem Memeler Dichter Simon Dach aus dem ostpreußischen Platt für seine ‚Stimmen der Völker' mit folgenden Worten begleitete: ‚Es hat sehr verloren, da ich's aus seinem treuherzigen, starken, naiven Volksdialekt ins liebe Hochdeutsche habe verpflanzen müssen, ob ich gleich, so viel möglich war, nichts geändert.'

Die Notwendigkeit der Übersetzung des plattdeutschen Reuter ins Hochdeutsche kann nicht stichhaltig bewiesen werden mit der Begründung, daß der Dichter dem ganzen Deutschland leicht genießbar gemacht werden müsse. Leichter Genuß ist der Vorzug einer Unterhaltungslektüre. Ist aber bei Reuter oder bei irgend einem anderen Dialektdichter mehr zu finden als bloße Unterhaltung und glatter Bücherhumor, dann muß er auch der Mühe des Einlesens wert sein. Und dazu braucht es recht wenig eines Wörterbuchs. Es verschlägt durchaus nichts, wenn im Anfang auch eine Anzahl Wörter unbekannt bleibt. Allmählich offenbart sich doch die seelische Eigenart des Dichters, seines Stammes und seines Dialektes. Und dann bekommen die fremden Wörter schließlich Gestalt und Farbe, Örtlichkeit und Stammeskraft, anders als durch die Übersetzung des Wörterbuches. Denn nicht die Sprache an sich hat Leben und Charakter, sondern in der Art ihrer Verwendung stecken sie, in der

* Der Herausgeber Karl Friedrich Müller der billigen Reuterausgabe bei Max Hesse, Leipzig, hat sich bei dieser Gelegenheit besonders um eine kritische Richtigstellung des Textes angenommen, der nicht immer mit Sorgfalt behandelt worden war.

** Berlin, Deutscher Kulturverlag.

Kürzung und Dehnung, Stellung und Umstellung, wie in dem kleinen Häuflein der Tonleiter der ganze musikalische Reichtum enthalten ist. Und unsereiner, ein Schwabe also oder überhaupt ein Süddeutscher, kann sich auf diese Weise ins Platt einlesen, das beweist die Verbreitung Reuters in Oberdeutschland und die Erfahrung. Mag sein, daß es dem Österreicher noch schwerer fällt, da er weniger mit norddeutschen Stammesbrüdern in Berührung kommt, die ihm dies oder jenes Sprachzwischenglied vermitteln. Aber die Mühe wird weit aufgewogen durch den Gewinn, unter all dem konventionellen Buch- und Zeitungsdeutsch wieder einmal ein paar vollklingende, runde und harte Worte in den Griff zu bekommen. Eines freilich muß dem Süddeutschen verloren bleiben: der urechte Klang des Wortes, wie es aus der Kehle quillt und sich im Munde formt, die Mundart im eigentlichen Sinne. Indes sind wir mehr oder minder gewohnt, das gedruckte Wort anschaulich und hörbar zu genießen, und ahnen in den kurzen, klaren und vokalreichen Wortbildern des Platt die frische, derbe Kraft.

Im Grunde kann ein Dialektdichter nicht übersetzt werden, und zwar um so weniger, je wurzelechter er ist. Man kann hier nicht einwenden, die Dichtungen fremder Sprachen würden auch ins Deutsche übersetzt; denn da handelt es sich um Übersetzung aus einer Konvenienzsprache in die andere. Der Schatz bildhafter Anschauungen ist hier und dort ähnlich und läßt sich austauschen, allerdings, wie bekannt, auch nicht restlos. Der Dialekt steht aber nicht im gleichen Verhältnis zu der Schriftsprache. Er ist original und primitiv. Die bildhaften Anschauungen und die Gleichnisse sind dem täglichen Leben entnommen und der alltäglichen Hantierung. Sie atmen so viel Erdgeruch und im Platt vor allem Seegeruch, haben so viel Arbeitsschweres an sich, daß sie, in die mühelose Atmosphäre der verfeinerten Sprache erhoben, grob und klotzig und dabei doch leer klingen. Und gerade in ihnen, in den ‚Kraftausdrücken', ist echter und eigentlicher Humor daheim, die spielerische Entladung des Geistes und Witzes, der primitive Kunsttrieb des Volkes. Und wenn irgendwo der Unterschied der Stämme deutlich wird, so zuerst und am fühlbarsten in der Art des Humors. Diese aber muß in einer Übersetzung ganz abgeschliffen werden. Wie anders ist der Humor eines Mörike z. B. im ‚Stuttgarter Hutzelmännlein' als der eines Reuter oder Brinkmann. Und auch Mörike hat außer dem durchschwebenden, leisen Dialektklang zur Zuspitzung eine Menge schwäbischer mundartlicher Ausdrücke benützt.

So ist es denn auch kein Zufall, daß die plattdeutsche Dichtung vor allem zwei Humoristen hervorgebracht hat, Reuter und Brinkmann. Diese sind, so betrachtet, charakteristischer als der Lyriker Groth. Dialekt und Humor gehören zusammen. Nicht der Humor der Wortwitze und gesellschaftlichen Albernheiten, sondern das befreiende Lachen, mit dem sich das Gemüt über alles Alltägliche hinweg- und hinaushebt, mit dem es die wechselnden Zufälle des Lebens wie die eigene Derbheit verschönt und veredelt. Schon der Anekdotenbestand voll gesunder Komik, den Fritz Reuter in den ‚Läuschen un

Rimels' gesammelt hat, ist, wenn auch dichterisch geringer zu werten, doch ein rechtes Volkszeugnis und bleibendes Denkmal. Der gleiche trockene Humor, nur feiner und individueller, lacht in den großen Erzählungen, die Reuters Persönliches in sich tragen, in einer goldenen Freudigkeit trotz seines widrigen Geschicks und des lange verpfuschten Lebens. Und wenn er vielleicht mit einem weinenden Auge lacht, wenn sich in den Humor eine allzu weiche, fast sentimentale Regung schleicht, so mögen wir darin Nachwehen dieses Lebens und des ihm daraus verbliebenen leiblich-seelischen Übels, seiner Trinkkrankheit erkennen. Für den Menschen Reuter wird die Teilnahme nur stärker.

In Brinkmanns 'Kaspar-Ohm un ick'* zittert so viel Persönliches nicht. Da sitzt der alte Seebär so recht breitbehaglich, wie es scheint's nur der seefahrende Norddeutsche kann, beim knallenden Ofenfeuer hinter seinem steifen Grog und spinnt ein Garn von seinen Jugendzeiten. Wie er seinen 'Kaspar-Ohm' hinters Licht geführt mit treuer Hilfe von dessen Tochter Greetewäschen, seiner kleinen Freundin, wie er mit seinen Kameraden getollt und mit dem verzärtelten Eikater, des Professors Knallerballer Sohn, umgesprungen, Ernstes und Heiteres mit gleich unverwüstlicher Laune. So ein derbfröhlicher Jugendübermut hat etwas Gesundes und Stählendes und wäre geeignet, den ungesunden Geist, aus dem die Schülerselbstmorde entspringen, mit Schalksgelächter und guten Rippenstößen zu vertreiben.

Einen wohltätigen Einfluß übt die Dialektdichtung auf die Literatur schon durch die Art der Stoffe aus, auf die sie angewiesen ist. Wo unverfälschter Dialekt gesprochen wird, da ist noch echtes, unvermischtes, seßhaftes und konservatives Volk; da ist vor allem noch mit der Scholle verwachsenes Bauerntum. Dazu kommen im Platt, in welches immerfort die See hineinbrandet und Sprachformen hineinwirft, die auf ihr und im Kampf mit ihr entstanden sind, die Fischer und Seeleute. Man ist an der Wiege des Menschen, an dem Boden, wo er aufwächst und sein Brot sucht. Man ist bei Vater, Mutter, bei Geschwistern und Kameraden und Nachbarn, bei Individuen, deren Eigentümlichkeiten man schon mit Kindsaugen gesehen und später begriffen hat. Man sieht lauter starklinige Gesichter und wird nicht abgestumpft durch die verschwimmenden Eindrücke von freizügigen Wanderern. Eine kleine Welt und doch gerade dort oben mit der steten Ahnung der weiten Ferne, aus der ein frischer Seehauch herweht. So ist der Stoff. Da gibt es keine Gesellschaftskombinationen, die mit ihrer gesellschaftlichen Modewertung stehen und fallen; da gibt es auch keine Problemdichtungen voller subjektiver und hysterischer Sehnsüchte. Da gibt es nur einen kernhaften Menschenschlag mit seinen angewachsenen Tugenden und Fehlern. Im Verband der Familie und im Zusammentreffen mit den Nachbarn ergeben sich Entwicklungen und Konflikte. Das Gesellschaftliche ist alter konservativer Brauch. Da gibt es auch keine

* 'Kaspar-Ohm un ick.' Von John Brinkmann. Neu herausgegeben von Wilhelm Schmidt-Rostock, Bilderschmuck von Adolf Jöhnssen. (Nürnberg, E. Nister, gebunden M. 3.—.)

ins All und Nichts zerfließende Naturseligkeit und keinen lyrischen Augentau, sondern die Freude des Bauern an der nützlichen Gottesgabe, wenn er Sonntags mit geputzten Stiefeln durchs Feld geht, und den Schmerz, der sich an der Arbeit in der Natur tröstet und heilt. Und wo sich menschliche Kraft dramatisch aufbäumt, da verpufft sie nicht in schnellen Theatereffekten; denn Brauch und Natur sorgen für den steten Gang. Darum die Behaglichkeit und epische Ruhe. Auch Recht und Unrecht gleichen sich aus ohne moralische Übereilung, sondern einfach nach dem Sprichwort: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.

So in Wilhelm Poecks Roman „In de Ellernbucht, en Geschicht von de Hamborger Waterkant'.* Dort trägt der alte Geizkragen Grootvadder Kassen Knip-den-Büdel seine Milchkannen so lange unter die Wasserpumpe, bis er in der Stadt von der Polizei erwischt wird. Doch dies Mißgeschick, das ihm zum Schaden den Spott bringt und ihn notgedrungen bessert, passiert ihm recht spät. Da hatte er seine schimmeligen Geldbeutel schon lange mit harten Talern gestopft, da hatte er schon lange vorher einen vollen Beutel nach Hamburg auf Zins bringen wollen an jenem schönen, von Rauhfrost glänzenden Morgen, als er, um das Geld für den Dampfer zu sparen, mit seinem Enkel Fietje die Fahrt nach Altona im Kahn durch den eistreibenden Fluß wagte, als er dann in den Schollen stecken blieb, dann den Kahn durch Schwanken loseisen wollte, bis Fietje und der volle Geldbeutel aus seiner Brusttasche über Bord schossen, Fietje auf eine Eisscholle und der Geldbeutel auf eine andere daneben. Großvater Knip-den-Büdel langte nach dem Beutel und, als er ihn erwischt hatte, konnte er sehen, wie Fietje von der Scholle herabgeglitten war. Eine Hand krabbelte noch aus dem Wasser nach dem Rande des Schollens, glitschte aber zurück. ‚Weg wör he.' Der Mutter Fietjes und Schwiegertochter des alten Rechenkünstlers, die sich immer um die mit der gewässerten Milch genährten Stadtkinder erbarmen mußte, gab es den Tod, als die hartgefrorene Leiche ins Haus gebracht wurde. Großvater aber blieb groß in der Rechenkunst, wiewohl er klein geworden war in den Augen seiner Enkelin Anngreeten, die Fietjes Tod vom Ufer aus mitangesehen hatte. Schmerzlich war es ihm, daß es diesmal zwei regelrechte Särge vom Schreiner kostete, während er früher einmal eine Eierkiste zu einem Sarg selber umgezimmert hatte. Solche Aufwendungen verstand er nicht; sein Glaubensbekenntnis lautete auch dementsprechend: „Herr Pastoor, weten Se, wat ick glööw? Dat twee Pund Ossenfleesch en gode Zupp gewt.' Dabei ist dieser verknöcherte Pfennigkratzer und seine ebenbürtige Ehehälfte mit einem warmen Humor geschildert, der auch die fröstelnden Szenen mit des Alten klappernder Angst vor dem Tode durchwärmt. Dieser Alte und seine Häuslichkeit bilden das Milieu, in dem Anngreeten, Line und Fietje aufwachsen. In feiner Detailzeichnung werden die Charaktere der beiden Schwestern geschildert, der genußsüchtigen, weichen,

* Hamburg, Gutenbergverlag Dr. Ernst Schultze.

katzenartigen Line, die ihr Schicksal macht und findet, und der ernsten Anngreete, die schön und gut im Mittelpunkt steht und in Ehren ihren Hinnerk bekommt, den Durchgänger, der sich vorerst die Hörner hatte ablaufen müssen und ein wackerer Seemann geworden war, nur daß ihm noch ein Schiff fehlte. So hatten die verschimmelten Geldbeutel noch einen ordentlichen Zweck bekommen.

Poecks prächtiger, auch an schönen Naturschilderungen reicher Roman ist in Platt gedacht und künstlerisch durchgefühlt. Man spürt es, wie lebendig und sicher der Dichter und sein Stoff von der Sprache getragen wird. So sehr er ein ureigenes Element beherrscht, so viel verdankt er an dichterischer Wirkung dem Dialekt. Die originale Sprache gibt von sich aus dichterische Wahrheit und Sicherheit, so zwar, daß ein plattdeutscher Dichter in hochdeutscher Sprache vielleicht sich selber nicht ebenbürtig ist. Reuters hochdeutsche Sachen erreichen seine plattdeutschen auch nicht; ebenso verhält es sich bei Klaus Groth. Auch von Poeck war unlängst in einer Zeitschrift eine hochdeutsche Erzählung zu lesen, die nur als amüsante Unterhaltungslektüre zu werten ist.

Wie der darstellerische Reiz des Dialekts einem Werke zugute kommt, zeigt auch Augustin Wibbelts ‚Schulte Witte, eine Erzählung in münsterländischer Mundart‘.* Es handelt sich um den Gegensatz von Stadt und Land, von Urwüchsigkeit, Bodenständigkeit und Wesenstreue und einem stadtbürgerlich vornehm tuenden Bildungsphilistertum. Dies Thema ist mit dem behäbigen, unverschrobenen Schulte Witte, seiner gestrengen bildungsbeflissenen Gattin und einer Rolle spaßiger Mitläufer frisch und drollig behandelt. Guter Mutterwitz und frohe Laune lachen immer wieder auf, und sie brechen aus dem Grunde eines echten Humors hervor; denn sie halten auch in ernsten Szenen unaufdringlich stand. Andererseits macht sich doch die Richtung zum spaßhaften Effekt bemerklich, zu einer humoristischen Tonart, die aber eben dank des Dialektes doch in der Nähe des ungesucht Natürlichen festgehalten wird, so daß sich die Freude an der Heimat immer noch ohne zuviel fremden Witz selber vorträgt.

Das moderne Kunstbestreben, dem es um seinen inneren Fortschritt zu tun ist, sieht von der heimatlichen Quelle ab und erkennt in dem Dialekt ein realistisches Kunstmittel. Freilich ist auch hier der Heimatboden nichts weniger als ausgeschaltet, aber er bildet nicht eine begrenzte lokale Szene, sondern ist ein allgemeiner Hintergrund und Träger der dichterischen Idee und ihrer sprachlichen Form. Er ist viel weniger Selbstzweck als Mittel. So war die dialektwarme Sprache in Handel-Mazzettis ‚Jesse und Maria‘ die sprachliche Resonanz des Kampflärms in dem um seine Religion kämpfenden Land. In noch realistischerer Darstellung tritt die Idee ganz in die Wirklichkeit hinein und wird im Dialekt in jedermanns Schnabel, wie er ihm eben gewachsen, unvollkommen oder gar nicht ausgesprochen. Nur unmerklich hat

* Essen-Ruhr, Fredebeul u. Koenen.

der Dichter die Zügel in den Händen. Es ist eine frohe dichterische Lust, den Stoff ganz so spröd, wie er ist und sich dem unvoreingenommenen Auge zeigt, zu packen und zu kneten. Ein solcher erfordert eine kräftigere Arbeit als der durch die konventionelle Bearbeitung weich gewordene, der zerfließt und keine Form mehr behalten will. Auch der geistige Gehalt gewinnt in der soliden Materie neue Kraft wie in Nanny Lambrechts ‚Armsünderin‘. Da redet der Mensch nicht wie ein Buch, der Bauer nicht wie ein Philosoph. So wird der Dialekt realistisches Kunstmittel in Roman und Drama.

Vor wenig Jahren ist der plattdeutsche Dramatiker Fritz Stavenhagen gestorben. Eine starke dichterische Kraft ist in ihm früh erloschen, der in seinen Dialektdramen eine scharfe Beobachtung mit einer sicheren Durchführung und schnellen Abfolge der Dramatik verband. Ihm ist der Dialekt notwendig zu kräftigster realistischer Darstellung, notwendig, um die Bilder der Bauern in ‚De ruge Hof‘ etwa oder der Fischer in ‚Mutter Mews‘* bis ins einzelne zu zeichnen. Um die Wahrheit des Geschehens, daß z. B. Mutter Mews, an sich keine böse Schwiegermutter, durch ihr ewig tadelsüchtiges, nörgelndes Wesen ihre Schwiegertochter aus bester Eheeintracht heraus ins Wasser treibt, zu beweisen, werden alle kleinen Züge im Dialekt herausgearbeitet. Man kennt sie, wenn man sich alle Widerwärtigkeiten einer Lebenslage vorstellt, die das Dasein vergällen konnten und die man in einer anderen kaum mehr begreift. Hier kommen solche kleine Tücken gegen allen guten Willen zuhauf und führen zum äußersten. Wir können uns mit ganzem Verstande einleben und an das Ereignis glauben. Haben wir aber das Spiel verlassen, so fühlen wir den Eindruck geschwunden. Wir sind dann in einer andern Lebenslage. Daraus schließen wir, daß die überzeugende und nachhaltige Größe des dramatisch Aufwühlenden fehlt. Wir genießen mosaikartig komponierte Bilder, kommen aber zu wenig hinter die Ereignisse, fühlen zu wenig einen unwandelbaren Hintergrund. Wir bewundern einen scharfäugigen Dichter, glauben auch an die Möglichkeit und selbst Wirklichkeit seiner Schöpfungen, aber wir sehen nicht die Notwendigkeit. Diese aber macht erst überzeugende Kunst, vor allem tragische Kunst. Wenn wir schließlich sehen, daß der Dichter in ‚De ruge Hof‘ über die sieghafte Schlechtigkeit des Weltlaufs grimmig lacht, so verstehen wir auch, wie das Vertrauen zu ewigen Ideen fehlt, die vom zufälligen Bilde unabhängig sind. Wir verstehen die Gefahr, in realistischem Detail die Idee zu verlieren, in der die nur naturalistische Kunst umgekommen ist. Auch Stavenhagen schwebte in ihr. Er ist gestorben, bevor er sie überwinden konnte.

* Diese beiden wie auch seine anderen Dramen erschienen in Hamburg im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze. M. 2.— und M. 2.50.

Konrad Weiß.

Kritik

# Einheitsbestrebungen in der Psychologie.

Kant schreibt einmal: ‚In dem, was wir Seele nennen, ist alles im kontinuierlichen Flusse und nichts Bleibendes.‘ Eine Zeitlang schien es, als übertrage sich diese Unstäte vom Gegenstand auch auf die Wissenschaft von der Seele, auf die mit empirischen Forschungsmitteln in den letzten Jahrzehnten so mächtig neu- und weiterentwickelte Psychologie. Wer an sie unbefangen herantritt, gewahrt zunächst wohl eine schier unübersehbare Flut mannigfaltiger Tatsachen und rasch wechselnder Theorien. Und mit Recht bemängelt Mercier:* ‚Vielfach häuft die empiristische Denkweise so mancher modernen Psychologen Einzeltatsachen auf ohne leitende Idee, ohne Gesamtüberblick.‘ Eine solche Beschränkung auf das bloße Sammeln und Erforschen immer neuer Einzeltatsachen kann aber in jeder Wissenschaft, wie in der menschlichen Denkentwicklung überhaupt, immer nur ein Zwischen- und Hilfsstadium sein, das von der vereinheitlichenden Zusammenarbeitung des reichen Materials immer wieder abgelöst wird und abgelöst werden muß.

In eine Zeit der theoretischen Selbstbesinnung ist die moderne Psychologie in den letzten Jahren offenbar wieder eingetreten. Es wurde an dieser Stelle schon früher darauf hingewiesen, wie in dem umfassenden, großartigen Sammelwerk der experimentellen Ergebnisse, in Wilhelm Wundts ‚Grundzügen der physiologischen Psychologie‘ (deren 6. Aufl. nun zu erscheinen begonnen hat), die theoretischen Linien immer stärker sich herausheben, und auch hinsichtlich des scharfsinnigsten Vertreters der introspektiven, d. h. mit reiner Selbstbeobachtung arbeitenden Psychologie, Theodor Lipps, wurde bereits einmal betont, daß sein ‚Leitfaden der Psychologie‘ das Schwergewicht ganz auf die theoretische Begriffsentwicklung verlegt und das Tatsachenmaterial im wesentlichen als bekannt voraussetzt. Die neue, zweite Auflage** zeigt dieses Gepräge eher noch verstärkt, indem die ehemals angehängten ‚metaphysischen Schlußbemerkungen‘ mehr oder minder deutlich in die Grundvoraussetzungen mit aufgenommen sind.

Kann man überhaupt ein systematisches Lehrgebäude der Psychologie ohne Metaphysik aufführen oder nicht? Diese Grundfrage verlangt bei den neuen theoretischen Einheitsbestrebungen vor allem eine klare Entscheidung; denn die einem empiristischen Zeitalter genügende Beruhigung bei einem ‚psychophysischen Parallelismus‘, der — sofern er ernst gemeint war — jede Vorstellungsweise des Verhältnisses zwischen Leib und Seele einfach als außerwissenschaftliche Privatsache erklärte, diese bequeme Ausschaltung einer obersten Grundfrage genügt bei der

* Im Vorwort seiner ‚Psychologie‘, die nach der 6. und 7. Auflage des Urtextes von L. Habrich in sehr verdienstlicher Weise verdeutscht worden ist. Zwei Bände, Kempten und München, 1906—1907. Kösel'scher Verlag. Gebd. Mk. 14.—.

** Leipzig 1906. Verlag von W. Engelmann. Geb. M. 9.—.

nun angestrebten Festlegung theoretischer Fundamente unmöglich mehr. So sehen wir denn auch seit Busses bedeutsamem Werk über ‚Geist und Körper, Seele und Leib'* die Gegnerschaft gegen die parallelistische Auffassung in steter Zunahme begriffen, und auch die geschickte, die verschiedenen Ansichten oft glücklich zusammenfassende Gegenschrift von Eisler über ‚Leib und Seele'** vermochte daran nichts zu ändern. Immer zahlreicher werden die Verfechter einer ursächlichen Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, meist im extrem dualistischen Sinne von Descartes. Auf der anderen Seite pflegen aber auch diejenigen, denen die Parallelismustheorie doch nur Deckmantel für eine monistische oder rein materialistische Grundansicht war, diese nun unverhohlener auszusprechen, und mit der Aufgabe des metaphysischen Versteckspielens ist sicher beiden Teilen und vor allem der sachlichen Klärung am besten gedient.

Der glänzendste, auch in der sprachlichen und allgemein disponierenden Form bestechendste Überblick des psychologischen Gesamtwissens vom materialistischen Standpunkt aus, des Feuerbachianers Fr. Jodl ‚Lehrbuch der Psychologie', ist jüngst in dritter Auflage erschienen.*** Dem Wiener Gelehrten ist die Psychologie ein für allemal eine philosophische Wissenschaft, auf deren Darstellung die besondere Denkrichtung gar nicht ohne Einfluß bleiben kann. Er betont sogar: ‚Ich bin dieser Wechselwirkung so wenig aus dem Wege gegangen, daß sie vielmehr einen Hauptreiz bei dieser Arbeit für mich gebildet hat.' Den von Theoretikern wie Lipps so sehr betonten Begriff der unbewußten seelischen Vorgänge lehnt Jodl rundweg ab; ihm ist das Bewußtsein letzten Endes nur eine Begleiterscheinung von Nervenprozessen;† kein Wunder also, daß alle Bewußtseinserscheinungen nach ihm im Grunde den ‚gleichen Typus' zeigen. ‚Nur der Entwicklungsgrad ist verschieden; die Elemente sind die gleichen.' Auf der Ursprungsform der einfachen Sinnesempfindung und im wesentlichen mit den scheinbar mechanischen Gesetzen der assoziativen Vorstellungsverknüpfung baut Jodl geschickt alle höheren Entwicklungsstufen des Bewußtseins auf. Der Entwicklungsbegriff dient ihm, wie so vielen auf verwandtem biologischem Gebiet, zur Verwischung aller qualitativen Grundunterschiede.

Man darf sich nicht verhehlen, daß ein so schroffer Dualismus zwischen Leib und Seele, wie ihn die meisten neueren Vertreter der Wechselwirkungstheorie annehmen, mit vielen Ergebnissen der Psychophysik schwer zu vereinigen ist und daher einen Rückfall in den Materialismus sehr begünstigt. Schon deshalb darf das philosophische Fundamentierungsstreben nicht bei der Descartesschen Auffassung stehen bleiben, sondern muß noch tiefer graben. Der richtig verstandene aristotelisch-scholastische Seelenbegriff, der die Seele von vornherein auch als das Lebensprinzip des organischen Körpers bestimmt, ist berufen, das rechte Verhältnis zwischen Psychologie und Biologie wieder herzustellen, zumal in ihm auch der Entwicklungsgedanke längst seine bedeutsame Stelle gefunden hat. Der ansehnlichste Versuch, auf diesem philosophischen Boden die Ergebnisse der modernen Psychologie und Biologie begrifflich mit dem überkommenen Lehrsystem in eins zu arbeiten,

* Leipzig 1903. Dürrscher Verlag. Geb. M. 10.—.

** Leipzig 1906. Verlag von J. A. Barth. Gebd. M. 5.20.

*** 2 Bde. Stuttgart 1908. Cottascher Verlag. Geb. M. 20.—.

† Den gleichen ‚monistischen' Standpunkt vertritt der bekannte Physiologe M. Verworn mit erkenntnistheoretisch und psychologisch sehr schwachen Voraussetzungen, aber lehrreichen nervenphysiologischen Einzelheiten in seiner ‚Mechanik des Geisteslebens'. (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 200.) Teubner 1907. Gebd. M. 1.25.

liegt in der oben schon zitierten ‚Psychologie' von Desiré Mercier vor. Und mag in seinem Werk auch noch manche Unausgeglichenheit zwischen überlieferten Lehrformen und neuzeitlichen Forschungsergebnissen verbleiben, die eingeschlagene Grundrichtung ist jedenfalls die am meisten Erfolg verheißende, und man möchte in mancher Hinsicht fast bedauern, daß der weitblickende Begründer der Löwener Schule durch seine Erhebung zum Kardinalerzbischof der wissenschaftlichen Weiterarbeit entrissen wurde. Aber es sind andere im gleichen Sinne am Werke, und in Joseph Geysers ‚Lehrbuch der allgemeinen Psychologie'* verfügen wir nun auch bereits über ein originaldeutsches Werk, das die Hauptideen der aristotelisch-scholastischen Philosophie in tiefgründigen Begriffsklärungen festhält, ohne sich die Freiheit der Abweichung bei sachlichem Erfordernis irgendwie beeinträchtigen zu lassen. Der theoretische Scharfsinn eines Lipps ist auf Geyser offenbar nicht ohne Einfluß geblieben, und auch das Lehrgeschick eines Jodl mag man in der ähnlichen äußeren dreistufigen Anordnung mit Hilfe des Entwicklungsgedankens wirksam finden. Aber mit wie ganz andrer geistiger Selbständigkeit und Standpunktklarheit ist das ganze weitschichtige Material durchdrungen und — freilich nicht zum rasch fertigen Anlesen, aber zur denkenden Aneignung — dargeboten!** Zum ganz besonderen Vorzug ist dem Geyserschen Werk die zielsichere und maßvolle Verwertung des Entwicklungsgedankens anzurechnen, die z. B. hinsichtlich des ‚Gesetzes der spezifischen Sinnesenergie' mit Hilfe des schon von Wundt wiedereingeführten Anpassungsbegriffs zu einer eigenartigen Rehabilitierung der scholastischen Theorie von der Sinneswahrnehmung gelangt. Auch aus den neuesten experimentellen Untersuchungen des Denkens von Messer u. a. weiß Geyser bereits sehr glücklich für die übersinnliche Geistigkeit der menschlichen Seele Beweisgründe zu ziehen. Selbst in den engst metaphysischen Fragen findet Geyser mit Recht die Vereinbarkeit scholastischer und ‚moderner' Auffassung bei richtiger Betrachtung nicht so schwer, als manche meinen, und betont dies ausdrücklich hinsichtlich der Kontroverse zwischen Vertretern des substanziellen und des aktualistischen Seelenbegriffs. Gerade hinsichtlich Wundts, des Hauptvertreters letzterer Meinung, wurde seinerzeit auch schon an dieser Stelle betont, wie nahe er an vielen Stellen der aristotelischen Lehre kommt, ohne freilich die letzten Konsequenzen zu ziehen. Wenn gegen Geysers verdienstvolles Werk an dieser Stelle auch ein allgemeines sachliches Bedenken geäußert werden soll, so betrifft es die noch zu stark intellektualistische Auffassung des gesamten Seelenlebens, in der er — aus sehr begreiflichen Gründen – mit vielen Vertretern scholastischer wie empiristischer Grundauffassungen einig geht: Die Vorstellungsseite unseres Seelenlebens läßt sich am ersten begrifflich darstellen und gesetzlich formulieren; sie ist natürlich auch gerade bei allen wissenschaftlichen Denkern besonders stark entwickelt. Trotzdem hätten wohl der voluntaristischen Gegenströmung unserer Tage, die wieder zum anderen Extrem neigt, stärkere Zugeständnisse gemacht werden sollen.

Wie dieser philosophische Hauptgegensatz unserer Tage, in dem sich zugleich die gegenwärtige Durchdringung von Philosophie und Psychologie spiegelt,

---

* Münster i. W. 1908. Verlag von Heinrich Schöningh. Brosch. M. 7.50.

** Zur vorherigen ersten Einführung in das Tatsachenmaterial dient trefflich die ‚Einleitung in die Psychologie' von Adolf Dyroff (Leipzig 1908, Quelle & Meyer. Gebd. M. 1.25); zur kurzen und klaren allseitigen Orientierung, auch über die metaphysischen Grundfragen sei ganz besonders empfohlen ‚Das Leben der Seele. Eine Einführung in die Psychologie' von Wladislaus Switalski. (Braunsberg 1907, Benders Buchhandlung. Brosch. M. 2.80).

wie der Gegensatz von Intellektualismus und Voluntarismus auch in die Behandlung wichtiger seelischer Einzelprobleme hereinspielt, das sei schließlich an einigen der jetzt immer häufigeren theoretisch-psychologischen Monographien noch kurz verdeutlicht. Nach den beiden gegensätzigen Polen betitelt Ernst Meumann, der eigentliche Begründer der experimentellen Pädagogik, frisch zugreifend und manche glückliche Nutzanwendung ziehend, sein Buch ,Intelligenz und Wille',* in dem er die notwendige Harmonie der Grundfunktionen betont, aber der Vernunft doch die eigentliche Führerrolle zuerkennt. Dem Stiefkind der meisten Psychologen, dem ,Gefühl', widmet Theobald Ziegler eine bereits in vierter Auflage vorliegende Einzeluntersuchung,** die aber — Horwicz folgend — diese subjektivste aller Bewußtseinstatsachen von Anfang an in nahe Beziehung zur Sinnesempfindung bringt und eigentlich zur primitivsten und zentralsten Erkenntnisart macht; gerade den höheren Gefühlsformen, ästhetischen, ethischen und gar religiösen wird Ziegler trotz vieler geistreichen Bemerkungen nicht gerecht. Das Gesamtbild, das er vom menschlichen Seelenleben auf der Gefühlsgrundlage entwirft, ist ein seltsam zerflossenes, ganz entsprechend der zum Schlusse bekannten pantheistischen Weltanschauung. Ähnliche Folgen hat für die Psychologie des Vorstellungslebens eine so starke Betonung der ,Phantasie', wie sie Emil Lucas Monographie*** ihrem ebenfalls von der Zunft meist vernachlässigten Gegenstand zuweist. Für Lucka erscheint sehr im Gegensatz zu dem oft dargestellten mechanischen Geschiebe der Vorstellungsmassen ,das Zueinanderstreben ähnlicher Inhalte als strukturelles Grundgesetz im Bewußtseinsleben'; auch die Begriffsbildung ist ihm nur ein Spezialfall dieses Grundgesetzes. Nach manchen wertvollen Einsichten zum Wesen der wissenschaftlichen wie der künstlerischen und der mystischen Phantasie und bemerkenswerten Ansätzen zu einer auf dem Gegensatz geistiger Produktivität und bloßer Reproduktivität beruhenden Charakterologie gelangt schließlich Lucka doch zu einer Überschätzung der Phantasie als einziger kulturschaffender Macht, die der höchsten Spontaneität des Geistes nicht gerecht wird; denn die Phantasie kann immer nur aus gegebenen Vorstellungselementen neue Kombinationen bilden. Die letzte Wurzel aber schöpferischen Geistes ist mittels solcher Empirie nicht bloßzulegen.

Wie alle vorgenannten Monographien wird auch die Luckas im Grunde zu einer Psychologie im kleinen. Und erst recht ist dies unvermeidlich der Fall bei einer Einzeluntersuchung jenes zentralen Grundproblems, welches den untrüglichen Prüfstein intellektualistischer oder voluntaristischer Denkrichtung an die Hand gibt, bei dem Problem der Aufmerksamkeit. Théodule Ribots ,Psychologie der Aufmerksamkeit', die uns jüngst nach der neunten Originalauflage ziemlich überflüssigerweise verdeutscht wurde,† zeigt uns eine voluntaristische Grundansicht, aber in einer durch einseitige Beachtung krankhafter Zustände verzerrten Form: Bewegungsinnervationen erscheinen als die letzte Wurzel aller Bewußtseinsvorgänge, somit auch die höchsten Momente geistiger Konzentration nur als körperlich bedingte, allmählich entwickelte Endformen niederster, halb unbewußter Regungen.

Man darf nach dieser Probe, die von Ribots bestem Können schwerlich den rechten Begriff gibt, nicht den ganzen mächtigen Zug, der viele neueren Psychologen und Philosophen zum Voluntarismus hinführt oder ihm wenigstens

* Leipzig 1908, Quelle u. Meyer. Geb. M. 4.40.

** Leipzig 1908. Göschenscher Verlag. Geb. M. 5.20.

*** Wien und Leipzig 1908, Verlag von Wilhelm Braumüller. Brosch. M. 2.50.

† Von Dr. Dietze, Leipzig 1908. Verlag von Eduard Maerter. Geb. M. 3.25.

sehr nahebringt, mißkennen. Es kommt darin, freilich mit den natürlichen Übertreibungen jeder Reaktion, ein tiefbegründetes Überwindungsbedürfnis der intellektualistischen Einseitigkeiten zum Durchbruch. Aber diese wie jene Einseitigkeit muß eine Psychologie, die dem ganzen Wesen menschlichen Seelenlebens gerecht werden will, überwinden. Vereinheitlichung eines Wissensgebietes wird nie durch Vereinseitigung gefunden, sondern allein durch Zurückgreifen auf die allgemeinsten Zusammenhänge und Grundwahrheiten menschlichen Wissens und Denkens.

Dr. Max Ettlinger.

---

# Die Memoiren Bertha von Suttners.

Freifrau von Suttner, die bekannte ‚Friedens-Bertha', hat kürzlich ihre Memoiren erscheinen lassen* — einen großen dicken Band von 553 Seiten in Lexikon-Format. Ich fürchte, der erste Anblick des kolossalen Buches ist, so hübsch es sich mit seinem klaren Druck präsentiert, nicht gerade geeignet, zum Lesen anzureizen. Es gehört ein gewisser Entschluß dazu, ein so anspruchsvolles Werk in Angriff zu nehmen, wenn man nicht schon von vornherein überzeugt ist, daß der Umfang des Buches im richtigen Verhältnis zur Bedeutung des darin Gebotenen und des Verfassers steht; nehmen sich ja z. B. die Memoiren Bismarcks mit ihren bis jetzt erschienenen beiden Bänden neben den Lebenserinnerungen Frau von Suttners fast harmlos aus. Hat sie uns um so viel mehr zu sagen?

Stürzt man sich aber mutig in die Lektüre, — und der Verehrer dieser merkwürdigen Frau und Schriftstellerin wird ja dazu keines besonderen Mutes bedürfen, — so wird man bald gefesselt und auch schon auf der ersten Seite begreifen, warum Frau von Suttners Memoiren ein so massiver Lexikon-Band geworden sind. Da steht nämlich der Taufschein der kleinen Bertha, getreu kopiert von der Aktennummer an bis zur unleserlichen Unterschrift des Pfarrers von St. Maria-Schnee. Frau Bertha ist eben ungewöhnlich gründlich: sie teilt im weiteren Verlaufe des Buches ebenso ausführlich Stammbuchblätter aus dem Album ihrer kleinen Freundin wie später Briefe ihrer Freunde und Anhänger, Zeitungsartikel und Aktenstücke, fast immer in extenso mit, so daß man sich nicht wundern darf, daß der Band immer mehr anschwillt. Stellt man sich etwa vor, daß Herr v. Bismarck, auf den die Verfasserin schon als Österreicherin nicht ganz gut zu sprechen ist, auch nur die wichtigsten seiner Aktenstücke ebenso behandelt hätte, so würden seine ‚Gedanken und Erinnerungen' zu einer Bibliothek angewachsen sein, wobei die Wichtigkeit und Bedeutung der beiderseitigen Geschichtsmaterialien nicht einmal in Vergleich gezogen werden soll.

Die ‚Stärke' des Buches ist also zugleich seine Schwäche, vielleicht seine größte und einzige. Nicht ohne Absicht habe ich diese Bemerkungen über die fehlerhafte Ökonomie der Suttnerschen Memoiren an die Spitze gestellt. Nun, da ich sie hinter mir habe, kann ich mich um so ungehinderter dem Genuß ihrer reizvollen Einzelheiten hingeben. Frau von Suttners Buch zerfällt in zwei, dem Umfange nach ziemlich gleiche, dem Inhalt nach sehr ungleichartige Teile. Im ersten erzählt uns die Verfasserin den interessanten Roman ihres reichen Lebens, im zweiten den trockeneren der Friedensbewegung. Die zweite Hälfte des Buches kann in der Tat als eine Geschichte der Friedensbewegung gelten, zu deren Be-

---

* Memoiren von Bertha von Suttner. Mit 8 Bildnissen der Verfasserin. M. 10. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

rühmtesten Gründungsmitgliedern Bertha von Suttner bekanntlich gehört. Ich sage: Bertha von Suttners Leben ist interessanter als ihre Geschichte der Friedensbewegung. Damit meine ich, daß die Lebensgeschichte einer geistvollen Frau immer allgemeiner interessieren wird als die zum Teil notgedrungenen polemischen und dem Widerspruch ausgesetzten Ausführungen über die Herbeiführung des ewigen Friedens. Bertha von Suttner wurde am 9. Juni 1843 als Tochter des Feldmarschalls Grafen Kinsky in Prag geboren. Nicht nur ihr so originell an die Spitze des Buches gestellter Taufschein, auch der ‚Gothaische‘ würde uns verraten, daß Frau von Suttner heute eine 66jährige Frau ist. Würde die schöne Komtesse Bertha Kinsky die streng umzirkelten Bahnen, die ihren Standesgenossinnen in Österreich vorgezeichnet sind, nie verlassen haben, so wäre heute kaum etwas von Bedeutung von ihr zu melden. Man muß diese Kreise ein wenig aus eigener Anschauung kennen, um den ungeheuren Mut beurteilen und schätzen zu können, mit dem diese merkwürdige Frau ihr Leben so ganz anders gestaltet hat. Liebenswürdig und natürlich plaudert Frau von Suttner über ihre sorglose Jugend, deren Spiele und Freundschaften. Schon in jenen Blütentagen verrät sich in einzelnen Zügen wie in der ungewöhnlichen, wenn auch wahllosen und frühreifen Lektüre ein ungewöhnlicher Geist. Sie erwächst zu einer am Hofe Napoleons III. in Paris wie in Baden-Baden von Kaiser Wilhelm I. gefeierten Schönheit, sie liebt und wird wieder geliebt. Aber der Rechte ist noch nicht gekommen. Eine Vernunftheirat zerschlägt sich noch im letzten Augenblick, ein geliebter Standesgenosse stirbt ihr als Verlobter auf einer Fahrt nach Amerika. Der Mangel an Nationalität, eine gewisse Internationalität, die später die Friedensidee begünstigen mußte, ist bei Bertha Suttner kein Zufall; sie ist eine Folge ihrer aristokratischen Geburt, ihrer Reisen und ihrer ausgebreiteten internationalen Bekanntschaften.

Der feste Charakter des jungen Mädchens zeigt sich erst im schönsten Lichte, als sich die Verhältnisse der Familie verschlechtern. Die junge Komtesse kann so viel an Sprachen, Literatur, Musik, ja Naturwissenschaften und Philosophie, daß sie jede Stelle annehmen kann. Sie nimmt eine Stellung an als Erzieherin und Kameradin von vier erwachsenen Töchtern im freiherrlichen Hause Suttner. Hier entspann sich nun zwischen dem jüngsten Sohne des Hauses, Arthur Gundaccar, und der jungen Gräfin eine tiefe Herzensneigung, die für Bertha zum Schicksal werden sollte. Vorerst zwar kämpft sie tapfer dagegen, ja sie verläßt das Haus, in dem sie alle liebten und ihr eine zweite Heimat boten, und geht auf ein Inserat als Sekretärin nach Paris zu Alfred Nobel, dem Erfinder des Dynamits. Aber sie hat ihre Entsagung überschätzt. Schon nach acht Tagen flieht sie nach Wien, in die Arme des jungen Suttner, um ihn nicht mehr zu verlassen. Ganz auf sich gestellt und ihr Können finden die jungen Vermählten im Kaukasus bei alten Freunden ein gastliches Unterkommen. Hochfliegende Pläne zerschlagen sich, aber es geht langsam aufwärts, als sie beide ihr schriftstellerisches Talent entdecken. Das der jungen Frau erweist sich als das bedeutendere, und nun entstehen in ziemlich rascher Folge Romane, Novellen und Zeitungsartikel, die Bertha von Suttner bald einen Namen machen. Später folgte dann auch die Aussöhnung mit der Suttnerschen Familie. Erhöhte Einnahmen erlauben das früher gewohnte Reiseleben wieder aufzunehmen. Man lebt in Italien, besucht die Pariser Salons, die eine höchst anschauliche Schilderung im Buche erfahren, und hier flammt der Verfasserin, die sich bis dahin gegen die Politik völlig indifferent verhalten, plötzlich und zum ersten Male die Friedensidee auf. Sie hört, daß es in London eine

‚International Peace and Arbitration-Association' gibt, deren Zweck es sei, durch Schaffung und Organisation der öffentlichen Meinung die Einsetzung eines internationalen Schiedsgerichts herbeizuführen, das — an Stelle der Waffengewalt — ‚in zwischenstaatlichen Streitfällen' zu entscheiden hätte. Diese Idee ergreift sie mit aller Macht, oder vielmehr sie wird von ihr ergriffen, besessen, und der weitere Verlauf des Buches wie ihres Lebens gehört nunmehr ganz der Friedensbewegung. Sie wird darin von ihrem Gatten unterstützt. Die Schilderung ihres Herzensromans, ihrer idealen, von keinem Mißton gestörten Seelengemeinschaft gehört zu den anziehendsten Partien des fesselnd geschriebenen Buches.

Bald nennt der Schwiegervater die beiden mit Recht Friedens-Commis-Voyageurs; von jetzt an gelten alle Reisen nur mehr der Propaganda und dem Besuche von Anhängern und Kongressen. Wir lernen nun an der Hand Bertha von Suttners alle jene Persönlichkeiten in wiederholtem Gedankenaustausch kennen, die auf diesem Gebiete in Deutschland, Frankreich, Italien, England und Rußland tätig sind. Zwar Deutschland sollte ich nicht an der Spitze nennen. Außer mit August Bebel und dem freisinnigen Herausgeber der ‚Nation', Barth, war nicht viel zu machen. Die eminente Sprachenkenntnis der neuen ‚Friedens-Bertha', ihre internationalen Bekanntschaften prädestinieren sie geradezu zur Reise-Agitatorin. Sie spricht und korrespondiert in allen Sprachen, sie schreibt ihren berühmtesten Roman ‚Die Waffen nieder!' und ist auf allen Kongressen zu sehen und zu hören. Liest man den der Friedensbewegung gewidmeten zweiten Teil des Suttnerschen Buches, so wird man kaum daran erinnert, daß diese Bewegung im Grunde nichts Neues ist, sondern eben auch schon eine Vorgeschichte hat. Als hundert Jahre vorher, im Jahre 1795, Immanuel Kant bei Friedrich Nicolovius in Königsberg seine köstliche kleine Schrift ‚Zum ewigen Frieden, ein philosophischer Entwurf' herausgab, konnte er sie schon mit gewohntem Tief- und Weitblick mit den Worten schließen: ‚Wenn es Pflicht, wenn zugleich gegründete Hoffnung da ist, den Zustand des öffentlichen Rechts, obgleich nur in einer ins Unendliche fortschreitenden Annäherung wirklich zu machen, so ist der ewige Friede, der auf die bisher fälschlich so genannten Friedensschlüsse (eigentlich Waffenstillstände) folgt, keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele (weil die Zeiten, in denen gleiche Fortschritte geschehen, hoffentlich immer kürzer werden) beständig näher kommt.' Inzwischen haben wir es ja etwas weiter gebracht, aber die Mittel, wie wir zum Frieden gelangen, sind ganz merkwürdige geworden und lagen dem Zeitalter Kants ferne. Alfred Nobel, mit dem die Suttner später noch wiederholt zusammentrifft, sagte ihr schon bei der ersten Pariser Begegnung: ‚Ich möchte einen Stoff oder eine Maschine schaffen können von so fürchterlicher, massenhaft verheerender Wirkung, daß dadurch Kriege überhaupt unmöglich würden.' Und als Frau von Suttner viel später auf dem Rückweg vom Berner Kongreß Nobel in Zürich besuchte, sagte er ihr: ‚Meine Fabriken werden vielleicht dem Kriege noch früher ein Ende machen als Ihre Kongresse; an dem Tag, da zwei Armeekorps sich gegenseitig in einer Sekunde werden vernichten können, werden wohl alle zivilisierten Nationen zurückschaudern und ihre Truppen verabschieden.'

Es hat gerade heute allen Anschein, als ob der Weg Nobels wirklich eher zum Frieden führen könnte als der Weg der Friedenskongresse und Resolutionen; aber gewiß ist er der langsamere und — kostspieligere, dafür vielleicht der sicherere. Aber die Menschheit hat ja Zeit zu einer, wie Kant sagt, ‚ins Unendliche fortschreitenden Annäherung'. Am 12. Dezember 1896 ist Alfred Nobel ein-

sam gestorben. Die Verfasserin macht uns mit seinem Testament bekannt und wie der große Erfinder und edle Mensch seine Reichtümer in den Dienst der Wissenschaft und der — Friedensidee stellte. Sie macht uns auch bekannt mit Wassilij Wereschtschagin, dem russischen Maler, zu dem Kaiser Wilhelm II., als er in Wien seine Napoleon-Bilder ausgestellt hatte, gesagt haben soll: ‚Damit, lieber Meister, kämpfen Sie gegen den Krieg wirksamer an als irgendwelche Friedenskongresse!' Im August 1898 erlebte Bertha von Suttner das Manifest des Zaren und in Konsequenz dieser alle Welt überraschenden Manifestation am 18. Mai 1899 die Eröffnung der ersten Friedenskonferenz im Haag. Der Jubel der Friedensfreunde war groß. Heute freilich denken wir kühler und skeptischer über das Ergebnis jener ersten und mancher späteren Friedenskonferenz. Es scheint doch bei Meister Nobels eisernem Rezept bleiben zu sollen. Bertha Suttner führte ein genaues Tagebuch über den Haager Kongreß und gab es heraus; es fand aber, wie sie sagt, wenig Interesse.

Am 10. Dezember 1902 starb Arthur Gundaccar von Suttner, viel zu früh für die Welt und noch mehr für die ihn anbetende Gattin. Mit einem kurzen Schlußwort endet das Buch nach den letzten traurigen Tagebuchblättern. Das Leben der Verfasserin bleibt nun ausschließlich ihrer großen Friedensidee gewidmet, aber es spielt sich nicht mehr so in der Öffentlichkeit, sondern mehr in der Stille ab. An Alfred H. Fried hat Bertha von Suttner nicht nur ihren eifrigsten Mitkämpfer, sondern auch einen ihre Arbeit in der Zeitschrift ‚Die Friedenswarte' fortsetzenden temperamentvollen Herausgeber gefunden. Fast gleichzeitig mit dem großen Memoirenwerke der Suttner ist von ihrem Mitstreiter eine kleine Broschüre* erschienen, die trotz ihres revolutionären Titels, der schlecht zum Inhalt paßt, die vernünftigen und in absehbarer Zeit erreichbaren Wege und Ziele der Friedensbewegung wirkungsvoll zusammenzufassen sucht. — In ihrem Schriftsteller-Roman sagt Bertha von Suttner einmal mit Recht: ‚Das Federführen allein gibt noch keinen Anspruch auf den Titel Autor, gerade so, wie das Pinselführen noch keinen Maler macht.' Frau von Suttner schreibt gewandt und gut, kaum daß wir an einzelnen Stellen einmal einen Austriazismus entdecken, dessen grausamste Blüte freilich das im k. k. österreichischen Amtsdeutsch eingeführte ‚Witwe nach Heraclius von Georgien' ist (pag. 149). Ein gleichwertiges Amtsdeutsch ist nur noch in dem dort noch heute üblichen: ‚über Auftrag des Statthalters' zu finden. Auch sollte man nicht sagen: ‚Die Entrüstung, die mein Mann darüber (über das antisemitische Treiben in Wien 1891) empfand, überschäumte.' (S. 215).

Doch das sind im schönen Ganzen kaum störende Kleinigkeiten. Bei aller modernen Gelehrsamkeit und Belesenheit, über die Frau von Suttner verfügt, ist sie kein Blaustrumpf, sondern, wie alle sagen, die sie kennen, ein ebenso liebenswürdiges, vollwertiges Weib wie eine mit Genuß lesbare Schriftstellerin; und auf sie selbst findet keine Anwendung, wenn sie an einer andern Stelle des obengenannten Romans entrüstet losdonnert: ‚Welch ein unberechenbarer Wust von Absurditäten, Überspanntheiten und Wässerigkeiten wäre unserer Literatur erspart geblieben, wenn die Blaustrümpfe auf der ganzen Linie energisch Hemden genäht hätten! Und wieviel mehr besäßen wir da Wäsche und um wieviel weniger Gewäsch!'

* Die Grundlagen des revolutionären Pacifismus von Alfred H. Fried. (Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr [Paul Siebeck] 1908. 68 S. in 8°.)

Alfred Freiherr v. Mensi.

## Die unabhängige Ethik in der französischen Laienschule.

Ein Hauptargument aller derjenigen, welche die Religion durch eine unabhängige Ethik ersetzen wollen, besteht in folgender Behauptung: Die Ethik sei das Gemeinsame, die Religion hingegen das Trennende im Kulturleben. Dabei wird ganz vergessen, daß die heute noch bestehende Gemeinsamkeit der ethischen Vorstellungen durchaus auf der Nachwirkung der religiösen Autorität beruht, die es bisher in weiten Kreisen verhindert hat, daß man die wirklichen Konsequenzen des individualistischen Standpunktes gezogen und die ethische Überzeugung ohne jede höhere Führung ganz auf die eigene fragmentarische Erfahrung und das eigene unsichere Denken gestellt hat. In Deutschland hat man seit etwa einem Jahrzehnt mit diesen Konsequenzen begonnen — im Anschluß an Nietzsches Angriff gegen David Strauß. Nietzsche behauptete, daß Strauß zwar das religiöse Dogma zerstört, dafür aber kritiklos das moralische Dogma beibehalten habe. Auf allen Gebieten unseres Kulturlebens sehen wir heute die suggestive Kraft der moralischen Tradition gebrochen und sehen eine Umwertung aller Werte im Gange, die schließlich damit enden muß, daß jeder einzelne seine eigene Sittlichkeit hat, die nur der Reflex seines eigenen Wollens und Begehrens ist, statt seine Subjektivität großen objektiven Wahrheiten unterzuordnen.

Daß in unserm Nachbarlande Frankreich eine ähnliche Entwicklung im Gange ist, zeigt ein sehr interessanter Bericht des Rev. Myers in dem kürzlich erschienenen umfangreichen Buche von Prof. Sadler: ‚Moral Instruction and Training in School, report of an internationel Inquiry; London 1908. Der genannte Reverend zitiert zunächst zwei Fragen, die ein M. Gsnell im Jahre 1905 an eine Reihe hervorragender Männer gerichtet habe. (Vgl. ‚La Revue‘, 15. Nov. und 1. Dezember.)

1. Kann man sich eine Moral ohne Gott überhaupt vorstellen, kann man ihr zustimmen?
2. Kann die autonome Moral, angenommen einmal, daß sie nicht ein Widerspruch in sich selbst sei, überhaupt den Anspruch erheben, eine Gesetzgeberin für alle zu sein?

In den Antworten auf diese Fragen sei schon die ganze ethische Anarchie des gegenwärtigen Frankreich zutage getreten. Diesen Zustand habe der bekannte liberale Philosoph Fouillée schon vor 25 Jahren vorausgesehen, als er in seiner Critique des systèmes de morale contemporaine bemerkte:

‚Man hat einst herzbewegende Worte geschrieben, um zu zeigen, wie die religiösen Dogmen verschwinden; man könnte heute noch viel herzbewegendere

Worte über eine noch weit wichtigere Frage schreiben: nämlich wie die moralischen Dogmen verschwinden.'

Seitdem haben sich die Dinge weiter entwickelt, und heute (1904) bemerkt Fouillée in seiner Schrift: ,Le Moralisme de Kant et le Moralisme Contemporain':

,In unseren Tagen, weit mehr als vor dreißig Jahren, ist die Moral selber, ihre Realität, ihre Notwendigkeit und Nützlichkeit in Frage gestellt... Ich habe mit lebhafter Sorge gelesen, wie grundverschieden und einander widersprechend meine Zeitgenossen auf diesem Gebiete denken. Ich habe versucht, mir über alle diese verschiedenen Meinungen eine Meinung zu bilden. Soll ich sie sagen? Ich habe gefunden, daß auf moralischem Gebiete eine solche Ideenverwirrung und Gefühlsverwirrung herrscht, daß es mir unumgänglich schien, das, was man die zeitgenössische Sophistik nennen könnte, einmal gründlich zu beleuchten.'

Wenn Fouillée sich nicht bloß darauf beschränkte, die faktische Anarchie auf ethischem Gebiete zu konstatieren, sondern auch die Ursachen dafür festzustellen, dann muß er unausweichlich in der sogenannten Laienmoral den notwendigen Ausgangspunkt dieser ganzen Zersetzung entdecken und die große Illusion erkennen, die darin lag, daß man von dem bloßen ethischen Individualismus jemals etwas anderes hat erwarten können, als das völlige Chaos. Geht man in dieser Richtung weiter, so wird einst jeder Seminarlehrer und jeder Morallehrer in der Volksschule seine eigene Ethik lehren, den bloßen Ausdruck seines Subjekts; von einem ethischen Unterricht innerhalb solcher Zustände kann dann natürlich nur die Wirkung ausgehen, daß auch die Jugend an Stelle der Autorität, die sich auf die Religion, die Tradition, den consensus sapientium stützt, nur noch die Laienautorität ihrer eigenen individuellen Einfälle gelten läßt. Wir können es nur begrüßen, wenn auf diese Weise die Selbstgewißheit des Radikalismus, die aller tieferen Kulturphilosophie widerspricht, einmal gründlich und lehrreich ad absurdum geführt werden wird.

Fr. W. Foerster.

Maria Caspar-Filser pinx.

Ährenleserin Zugvögeln nachschauend.

Hochland

# Rundschau

## Zeitgeschichte.

Shackletons Südpolar-Expedition. Am 1. April 1904 traf Kapitän Scotts Schiff Discovery in Lyttleton (Neu-Seeland) ein, nachdem er in dreijähriger Forscherarbeit so manches Rätsel der Antarktis gelöst und späteren Forschern die Wege gewiesen hatte. Fast genau fünf Jahre später hat einer seiner Begleiter, Leutnant Shackleton, mit dem Nimrod Neu-Seeland wieder erreicht, der auf einer viel kürzeren Reise weit über seinen früheren Kommandanten hinausgekommen ist, und am 24. März brachte die Londoner Daily Mail die umfangreiche Depesche (Halbmond-Bai, Neuseeland, Dienstag, 23. März), in welcher der große Entdecker seine Erlebnisse und Ergebnisse zusammenfaßt. Im Novemberheft 1906 des Hochland habe ich Scotts ausgezeichnetes zweibändiges Werk besprochen; im Anschluß daran jetzt einige vorläufige Notizen über die Reise seines Nachfolgers — vorläufige Notizen, denn das Material beschränkt sich bis jetzt auf Shackletons Depesche und ergänzende Mitteilungen des Professors David über die wissenschaftliche Ausbeute der Expedition aus Wellington (Neu-Seeland), 26. März, veröffentlicht in der Times vom 29. März.

Scotts Resultate waren im wesentlichen folgende: Die schon von Roß entdeckte, später nur noch von Borchgrevinck gesehene ‚große Barriere', ein zuweilen 200 Fuß übersteigender senkrechter Eisabsturz, der sich von Kap Crozier (Ostspitze der Roß-Insel) Hunderte von Kilometern ostwärts bis zum King Edward VII.-Land zieht, ist die Front eines Hunderttausende von Quadratkilometern bedeckenden flachen Seegletschers, der jedenfalls zum großen Teile nicht auf festem Boden liegt, sondern auf dem Wasser der Roß-See schwimmt. Das Innere des Süd-Viktoria-Landes, der westlichen Einrahmung der Roß-See, ist ein Seitenstück zum Innern Grönlands. Nach Überwindung des Küstengebirges, das in Süd-Viktoria-Land 15000 Fuß übersteigt, kommt man auf ein zunächst noch langsam ansteigendes, dann nur ganz geringfügige Niveau-Unterschiede zeigendes Gletscher-Plateau von etwa 9000 Fuß Seehöhe, und die Schilderung des mühseligen Vorstoßes in diese Eiswüste, die Scott ungefähr unter dem 78. Breitegrad unternimmt, liest sich fast genau so wie die Durchquerung des nördlichen Grönland durch Peary. Die Ostküste des Süd-Viktoria-Landes hat Scott auf seiner großen Schlittenexpedition über den Seegletscher bis über 82° hinaus verfolgt.

Auf dem letzteren Marsch (2. November 1902 bis 3. Februar 1903) hat ihn Leutnant Shackleton begleitet. Seinen Namen (Shackleton Inlet) erhielt der große Fjord, der bei dem erreichten südlichsten Punkt, Kap Wilson, in das Süd-Viktoria-

Land einschneidet, während sich jenseits des Fjords wieder hohe Berge zeigten. Anschaulich erzählt Scott, wie auf dem fürchterlichen Rückweg Shackleton erkrankt, wie er stolpernd, stürzend, hustend, Blut speiend sich hinschleppt, halb tot die Station auf der Roß-Insel erreicht und einige Wochen später widerstrebend einwilligen muß, auf einem Entsatzschiff heimwärts zu fahren.

Wenige Jahre später finden wir diesen knapp dem Tode Entronnenen als Führer einer eigenen Expedition. Während die Discovery sich im Mac Murdo-Sund (zwischen Süd-Viktoria-Land und der Roß-Insel) einfrieren ließ, sollte diesmal das Expeditionsschiff, der kleine Dampfer Nimrod, Shackleton und seinen wissenschaftlichen Stab auf King Edward-Land aussetzen und später wieder abholen. Gleich zu Anfang wurde eine Änderung des Planes nötig. Der Nimrod, der Neu-Seeland am 1. Januar 1908 verließ, ist allerdings bis King-Edward-Land vorgedrungen, auf die Errichtung einer Station dortselbst aber mußte verzichtet werden, und als Stationsort wurde wieder die Westküste der Roß-Insel gewählt, ein Punkt südlich vom Kap Royds (nicht Kap Royal, wie die vielfach fehlerhafte erste deutsche Preßdepesche meldete).

Dies war der Ausgangspunkt für mehrere höchst erfolgreichen Forschungsreisen. Schon bald nachdem der Nimrod den Mac Murdo-Sund verlassen hatte, wurde der gewaltige Vulkan Mount Erebus bezwungen, der, gerade über Kap Royds aufragend, mit dem etwas kleineren Schwesterberge Terror schon Roß eine majestätische Überraschung bereitete. Am 5. März 1908 verließen die Besteiger Kap Royds, schon am zweiten Tage nachher erreichten sie, zuerst mit Schlitten, dann das Gepäck selber tragend, eine Seehöhe von 9500 Fuß, wo ein dreißigstündiger Sturm sie aufhielt. Am 9. März ging es weiter zum alten Krater (11000), dessen vulkanische Tätigkeit sich auf Fumarolen beschränkt, und schon am nächsten Tage standen die Forscher auf der höchsten Spitze des Walles, der den tief eingebetteten, noch tätigen neuen Krater umschließt (rund 12000 Fuß). Noch am gleichen Tage eilten sie fast 7000 Fuß zu dem Punkte hinab, an dem der Schlitten zurückgelassen war, und am 11. März waren sie schon wieder bei Kap Royds — eine Geschwindigkeit, die nur unter der Annahme zu erklären ist, daß das unbekannte Terrain verhältnismäßig leicht gangbar war.

Der Winter 1908 (unserem Sommer entsprechend) wurde mit Beobachtungen und Vorbereitung der Schlittenexpeditionen ausgefüllt. Die erste rückte am 5. Oktober 1908 aus. Sie ging nördlich über das Eis bis jenseits des Drygalski-Gletschers (Ostküste des Süd-Viktoria-Landes, zwischen 75° und 76°), wendete sich dann landeinwärts und erreichte am 16. Januar 1909 den magnetischen Südpol, unter 72° 25′ südl. Br. und 154° östl. L. auf einem 7000 Fuß hohen Gletscherplateau gelegen, 260 Statutmeilen nordwestlich von dem am Drygalski-Gletscher errichteten Depot. Die genaue Lage ist nach Prof. David durch trigonometrische Messungen festgestellt worden, die sich über eine Linie von 200 Meilen vom Mount Erebus bis zum Mount Melbourne (Süd-Viktoria-Land, zwischen 74° und 75°) erstreckten. Von besonderem Werte ist Davids Mitteilung, daß der magnetische Südpol nicht mehr wie zur Zeit von Roß in östlicher Richtung seine Lage verändert, sondern in der gleichen nordwestlichen Richtung wie der magnetische Nordpol.

Am 29. Oktober 1908 wurde der große Marsch nach Süden über den Seegletscher östlich von Süd-Viktoria-Land angetreten, diese absolut tote, eintönige Fläche, auf der Shackleton sechs Jahre vorher zuerst durch Hunger und dann durch Krankheit und Erschöpfung bei-

nahe den Tod gefunden hatte. Die Transportfrage (damals Hundeschlitten) wurde diesmal in etwas anderer Form gelöst. Im ursprünglichen Plan war ein Motorschlitten in Aussicht genommen; man hat über dieses Eisschnauferl gespöttelt, und es erwies sich auch als unbrauchbar. Ein Motorwagen dagegen leistete bei der Anlage von Proviantdepots gute Dienste, aber bei der großen Südreise ließ man ihn zurück und spannte statt der Hunde mandschurische Ponies vor die Schlitten, die sich vortrefflich bewährten, allerdings eins nach dem andern als wandelndes Fleisch Verwendung fanden. Ungefähr auf der früheren Route ging es rasch vorwärts. Bis zu seinem früheren südlichsten Punkt brauchte Shackleton statt 48 Tagen nur vier Wochen. Von hier aus hatte er am 30. Dezember 1902 mächtige Berge in südöstlicher Richtung gesehen, welche vielleicht die Südküste der von dem Seegletscher bedeckten Roß-See bilden. Als er sich jetzt diesen Bergen näherte, zeigte die flache Eisdecke Spalten und ging in festes Land über, und am 5. Dezember begann der Aufstieg in das Innere von Süd-Viktoria-Land über einen 120 (engl.) Meilen langen und 40 Meilen breiten Gletscher. Der wegen der vielen Spalten überaus mühselige Aufstieg nahm mehrere Wochen in Anspruch. Erst am Tage nach Weihnachten erreichte man das Inland-Plateau, das von 9000 bis zu 10 500 Fuß anstieg. Vom 4. Januar 1909 ab verwendete man die Pfähle des einen der beiden Zelte als Wegweiser für den Rückmarsch, wurde vom 7. bis 9. Januar durch furchtbaren Sturm aufgehalten und entschloß sich noch am letzteren Tage, auf den Weitermarsch zu verzichten. Der südlichste Punkt lag 88° 23′ (nicht 13′) südl. Br. und 162° östl. L., also nur 30 bis 40 Stunden vom Pol entfernt, den Shackleton ohne den Sturm vielleicht erreicht haben würde. Berge waren nicht sichtbar, und Shackleton hält es für sicher, daß der Pol etwa 10 000 Fuß über dem Meere auf dem Gletscher-Plateau des Süd-Viktoria-Landes liegt. Möglicherweise erstreckt sich dieser antarktische Kontinent über den Pol hinweg bis zum Grahamland, südlich von Südamerika, über mehr als 60 Breitegrade. Auf dem Rückmarsch über das Plateau folgte Shackleton den eigenen Spuren, da der Sturm die Flaggen von den Wegweisern abgerissen hatte. Ende Februar war er wieder am Mac Murdo-Sund, mußte aber dann noch einen krank zurückgelassenen Gefährten abholen.

Am 1. Dezember 1908 ging eine dritte Expedition über den Mac Murdo-Sund westlich zum Süd-Viktoria-Land und stieg den großen Ferrar-Gletscher empor. Wie weit sie gekommen ist, lassen die dürftigen Notizen nicht erkennen. Alle drei Expeditionen wurden, eine nach der andern, zum Teil unter sehr bedenklichen Umständen, von dem Expeditionsschiff Nimrod aufgenommen, das am 1. Dezember 1908 von Lyttleton abgefahren war. Shackleton, der auf dieser gewaltigen Reise nicht einen einzigen Mann verloren hat, wird Anfang Juni in England erwartet. Dr. H. Cardauns.

☙ **August Mau.** Es wird wohl nur wenige Altphilologen geben, die sich in Rom einige Zeit aufgehalten und den Archäologen Prof. August Mau nicht kennen gelernt hätten. Für viele aber wird sich sein Name unlöslich mit der Erinnerung an unvergleichliche Stunden geistiger Erhebung verbinden, zumal bei den Gymnasiallehrern, die er im amtlichen Auftrage durch sein eigentliches Reich, die Ruinen von Pompeji, geleitet hat. Und wer gar das Glück hatte, dem schlichten, lieben Menschen auch persönlich nahezutreten und ihn in seinem Heime aufsuchen zu dürfen, dem ist die Via della Consolazione, wo Mau seit vielen Jahren wohnte, gar oft zu einer wirklichen ‚Straße der Tröstung‘ geworden. Ich selber könnte von mehreren solcher Fälle berichten. Denn er war nicht bloß eine Autorität

auf dem Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft, er kannte auch das heutige Rom in jeder Beziehung wie nicht leicht ein zweiter und war nicht zuletzt ein Herzenskenner, dem das schöne Prädikat ‚durch Mitleid wissend‘ (im Sinne der neulich in dieser Zeitschrift niedergelegten Ausführungen F. W. Foersters) zugesprochen werden muß. Und seine liebenswürdige Dienstbereitschaft wurde nur noch durch seine Bescheidenheit übertroffen. An ihn mußte ich in erster Linie denken, als Adolfo Venturi, der berühmte Kunsthistoriker an der römischen Universität, vor Jahren einmal äußerte, er könne sich nicht leicht etwas Freundlicheres und Bescheideneres vorstellen als einen deutschen Gelehrten der ältern Generation. Auch das anspruchslose Äußere drückte schon diesen Grundzug von Maus Wesens aus. Wer einmal von einem vollen Blicke seiner freundlich-ernsten Denkeraugen getroffen wurde, der mußte Vertrauen fassen zu diesem echten Typus eines stillen Gelehrten.

Nun ist er in der Nacht vom 6. zum 7. März in Rom verschieden; die Folgen einer Lungenentzündung rafften den niemals kräftigen Mann schnell dahin, und die Lücke, die sein Tod gerissen hat, wird sich nicht so leicht ausfüllen lassen. — Einfach wie sein Wesen war auch sein Lebensgang. Geboren am 15. Oktober 1840 in Kiel, widmete er sich dem Studium der klassischen Philologie und Archäologie, nach dessen Beendigung er einige Jahre als Gymnasiallehrer tätig war. Aber schon im Jahre 1872 mußte er seiner schwächlichen Gesundheit wegen den heimatlichen Norden mit Italien vertauschen. Er wandte sich nach Rom, wo seine Wissenschaft zu Hause ist. Nichts weniger als leicht ist ihm dieser Wechsel geworden, und manchmal hat er in jener Zeit des Lebens bittern Ernst zu fühlen bekommen. Seit 1873 gehörte er dem Deutschen Archäologischen Institut in Rom als Hilfsarbeiter und Bibliothekar an. Ein hervorragender Kenner alter Handschriften, die er nicht selten im Auftrage von auswärtigen Gelehrten in den römischen Bibliotheken und Archiven für neue textkritische Ausgaben verglich, konzentrierte er allmählich seine ausgedehnten wissenschaftlichen Arbeiten auf das Studium des altrömischen Privatlebens, für das er im Laufe der Zeit zu einer internationalen Autorität geworden ist. Durch diese Beschäftigung, die ihn naturgemäß immer wieder nach Pompeji führte, dessen Haupt-Ausgrabungsstadien er miterlebte, gelangte er dann zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe, der Erforschung von Pompeji. Auf das engste wird Maus Name mit diesem Orte stets verbunden bleiben, dessen bester Kenner er ohne jeden Zweifel ist. Monatelang arbeitete er Jahr für Jahr in den Ruinen der verschütteten Stadt, und es ist bezeichnend für die Achtung, die er auch bei den Italienern genoß, daß mein Führer in Pompeji mit einer ehrerbietigen Bewegung seines Kopfes zu Mau hin, den ich dort zum ersten Male traf, sagte: ‚Der kennt hier jedes Steinchen!‘

Die Ergebnisse seiner Studien legte er zunächst in Fachzeitschriften in zahlreichen Aufsätzen nieder, aus denen allmählich seine größern Werke entstanden. Das erste von diesen erschien 1879 unter dem Titel ‚Pompejanische Beiträge‘; ihm folgte 1882 seine fundamentale ‚Geschichte der dekorativen Wandmalerei in Pompeji‘, in der er erstmals die Reihenfolge der vier Dekorationsstile in der pompejanischen Wandmalerei feststellte. 1884 arbeitete er die 4. Auflage des bekannten populären Werkes über Pompeji von Johannes Overbeck zu einem fast völlig neuen Buche um, in dem namentlich der topographische Teil auf eine gänzlich neue wissenschaftliche Grundlage gestellt wurde. 1893 erschien sein in zahlreichen Auflagen verbreiteter, trefflicher ‚Führer durch Pompeji‘, der schon vielen Tausenden von Besuchern das rechte Verständnis für diese einzig-

artige Ruinenstätte vermittelt hat. Alles aber, was er über Pompeji in ernster Forscherarbeit je zusammengetragen hatte, das veröffentlichte er in seinem großartigen Hauptwerke, ‚Pompeji in Leben und Kunst‘, das 1899 in englischer und 1900 in deutscher Sprache erschien. Es ist das Beste, was jemals über Pompeji geschrieben worden ist, und wird seines Verfassers Namen sobald nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen. Daß dieses tiefgründige, fast ganz und gar auf eigner Forschung beruhende Werk schon nach acht Jahren in wesentlich verbesserter und vermehrter Auflage* erscheinen konnte, ist eine der letzten Freuden Maus gewesen. Überall erkennt man die bessernde und ergänzende Hand des gewissenhaften Gelehrten: die Baugeschichte der Stadt in ältester Zeit ist ausführlicher behandelt worden, desgleichen der Tempel der Venus Pompejana, dem jetzt ein ganzes Kapitel gewidmet ist. Die hochwichtigen Ausgrabungen zur Erforschung der älteren Formen des großen Theaters werden nunmehr eingehend besprochen, und das neu ausgegrabene Kastel der Wasserleitung wird beschrieben und abgebildet. Auch für die Wanddekorationen ist äußerst wichtiges neues Material beigebracht worden. Besonders erfreulich ist aber, daß die neue Auflage auch ein eignes Kapitel über Herkulanum bringt, das alles, was wir über diese Stadt wissen, sorgsam zusammenfaßt. Eine gemeinverständliche, leicht zugängliche und zudem zuverlässige Darstellung über Herkulanum fehlt ja noch gänzlich, während auf der andern Seite das Interesse für diese Stätte durch die von der italienischen Regierung versprochenen Ausgrabungen ungemein angeregt worden ist.

Möge das Buch auch in seiner neuen Gestalt zahlreiche Leser finden; es wird ihnen zweifellos zu einer Quelle höchsten Genusses werden! Und wer seine Belehrung genossen, der denke auch des stillen, deutschen Gelehrten, der seine Schätze zum großen Teile selber entdeckt und dann mit Bienenfleiß zusammengetragen hat, um vor einen weiten Leserkreis eine versunkene Welt in aller Lebensfrische hinzuzaubern, daß dem Zuschauer Herz und Sinne sich vor Freude weiten.

E. M. Roloff.

## Kirchengeschichte.

Neuere Forschungen zur Geschichte der römischen Kurie. In einer Zeit der spezialisiertesten Detailgeschichtsforschung muß man sich eigentlich wundern, daß ein so wichtiges Institut, wie es die päpstliche Kurie während des Mittelalters für die ganze gebildete Welt war, und wie sie es zum guten Teile noch heute ist, bis jetzt ohne einheitliche und zusammenhängende historische Darstellung geblieben ist. Damit soll indessen natürlich nicht in Abrede gestellt sein, daß in den letzten Jahrzehnten von einer Reihe einzelner Gelehrten mehr oder minder bedeutende Beiträge zur Geschichte der römischen Kurie veröffentlicht worden sind; es handelte sich aber dabei meist nur um die mehr gelegentliche und fragmentarische Herausgabe einzelner Quellenstücke, ohne daß eine eigene pragmatische Geschichte des Kurialwesens beabsichtigt gewesen wäre. Unterdessen sind seit mehreren Jahren eine Anzahl berufener Forscher am Werk, das zu dem gedachten Zwecke erforderliche Material aus den Archiven, namentlich den römischen, zusammenzutragen und zu bearbeiten, und zwar in der ausgesprochenen Absicht, daraus eine lückenlose Geschichte der Kurie herauswachsen zu lassen. Welche Fülle von Licht dabei nicht nur auf die Kirchengeschichte, sondern auf das ganze Leben des Mittelalters, das religiöse und kirch-

* Pompeji in Leben und Kunst von Aug. Mau. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Kapitel über Herkulanum. Mit 304 Abbildungen im Text, 14 Tafeln und 6 Plänen. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1908. XXII und 564 Seiten. Geheftet 17 Mk., eleg. gebunden 20 Mk.

liche wie das bürgerliche, fallen muß, ist ohne weiteres zu ermessen.

Einer der ersten, die ex professo auf die eingehende Erforschung der kurialen Verwaltung als auf die zunächst wohl wichtigste Aufgabe der mittelalterlichen Kirchenhistoriker hinweisen, ist Prälat Paul Maria Baumgarten. Er betont: ‚Wer die Schicksale der Kirche von der Abdankung Cölestins V. ab in allen ihren Einzelheiten recht verstehen will, muß zuvor eine nähere Bekanntschaft mit dem Verwaltungs- und Beamtenkörper der Kurie gemacht haben.‘ Seinen und Professor J. P. Kirschs Anregungen ist es mit zu verdanken, daß die Görresgesellschaft mit der Leogesellschaft ein Abkommen getroffen hat, wonach die Veröffentlichung der Verwaltungsurkunden der päpstlichen Kurie, und zwar zunächst der Kammerbücher, systematisch in Angriff genommen werden soll. Baumgarten geht aber noch einen Schritt weiter, indem er betont, daß sich nur an der Hand von sorgfältig bearbeiteten Verzeichnissen der verschiedenen Beamtenklassen die Bedeutung der einzelnen Ämter klar erkennen lasse. Man wird ihm darin zustimmen müssen, daß sich nur auf diese Weise die Ämterschemata mit Fleisch und Blut nach der kirchlichen, politischen, sozialen und kulturellen Seite hin ausfüllen lassen. So machte er sich denn an die Aufstellung von abschließenden Beamtenlisten gewisser Kategorien. Schon sein 1898 erschienener Band über die Camera Collegii Cardinalium gehört hierher. Noch viel ausschließlicher zu diesem Zwecke verfaßt ist aber die neueste Publikation mit dem Titel: ‚Aus Kanzlei und Kammer.‘* Es sollte zunächst eine Sammlung von Nachrichten über die clerici camerae apostolicae werden; im Laufe der Sammelarbeit wurde der Kreis aber auf das gesamte Siegelamt (die Bullatores), das kuriale Wohnungswesen (die Taxatores domorum) und die päpstlichen Cursores ausgedehnt; eine Reihe verwandter Untersuchungen, z. B. über Fälschungen päpstlicher Urkunden, läuft nebenher. Es werden aber — und das ist das kulturhistorisch Interessante an der Publikation — nicht nur die Beamtenlisten mitgeteilt, sondern auch die Ämter selbst werden nach ihrer Einrichtung, Ausstattung, Aufgabe und Tätigkeitsweise geschildert, so daß ein hochbedeutsamer Ausschnitt aus dem Bilde des Kirchenwesens des für die ganze spätere Entwicklung so verhängnisvollen späteren Mittelalters dem Leser entgegenleuchtet. Der Nichtfachmann wird ja schwerlich zu dem Buche greifen, und insbesondere den ausgedehnten und sorgfältigen Urkundenanhang wird er sich schenken; aber auch ihm wird dieses für Historiker so brauchbare Hilfsmittel indirekt insofern zugute kommen, als es den Charakter der Kirche des ausgehenden Mittelalters, das so viele Rätsel noch heute aufgibt, klären hilft.

Und doch sind Baumgartens verdienstliche Untersuchungen schließlich nur Grundlagen und Vorarbeiten für die eingangs skizzierte Aufgabe. Von umfassenderem Gesichtspunkte hat — es ist nicht meine Absicht, alle bezüglichen Forscher hier zu erwähnen — Dr. Emil Göller, früher am Kgl. Preußischen Historischen Institut in Rom, jetzt Professor des Kirchenrechts in Freiburg i. Br., die Geschichte der Kurie angegriffen. Dieser hat sich das Ziel gesteckt, eine abgeschlossene historische Darstellung der päpstlichen Kurie durch jeweilig vollständige Behandlung ihrer einzelnen oder doch ihrer hervorragendsten Institutionen zu liefern. Zunächst hat er es unternommen, die Geschichte der päpstlichen Pönitentiarie, der neben der Kanzlei und der Kammer vor allem im Mittelalter wichtigsten Kurialbehörde, in ihren Grundzügen und in ihrer Ge-

* Paul Maria Baumgarten, Aus Kanzlei und Kammer. Erörterungen zur kurialen Hof- und Verwaltungsgeschichte im 18., 14. und 15. Jahrhundert. — Bullatores, Taxatores domorum, Cursores. — XVIII und 412 S. gr. 8°. Freiburg 1907, Herder.

samtentwicklung zu verfolgen. Heute besitzt ja die Pönitentiarie, nachdem durch ihre Umgestaltung unter Pius V. und Benedikt XIV. ihre Kompetenzen fast ganz auf das forum internum (Erteilung, Vermittelung und Expedierung geistlicher Gnaden, namentlich Absolutionen, Dispensationen, Kommutationen und Revalidationen) beschränkt ist, nicht mehr jene überragende äußere Bedeutung; aber im Mittelalter erstreckten sich ihre Vollmachten in sehr weitgehendem Maße auch auf das forum externum; und so ergibt sich besonders mit Rücksicht auf das Gebiet des kirchlichen Zensuren-, Absolutions- und Dispensationswesens die Bedeutung der Pönitentiarie sowohl für die allgemeine Kirchengeschichte des späteren Mittelalters wie speziell für die kirchliche Rechts- und Verfassungsgeschichte jener Periode. Vorerst hat Göller als III. und IV. Band der ‚Bibliothek des Kgl. Preußischen Historischen Instituts in Rom' uns den ersten Band seines hochinteressanten und bahnbrechenden Werkes* vorgelegt, der selber wieder in zwei Teile zerfällt (Darstellung und Quellen), und welcher bis Eugen IV. reicht, während der Schlußband die Zeit bis Pius V. umfassen soll, unter dem die Pönitentiarie ihren mittelalterlichen Charakter verlor. Es ist hier nicht der Ort für eine fachwissenschaftliche Prüfung der gelehrten und exakten Arbeit; nur diejenigen von Göller erzielten Resultate, welche auf ein allgemeineres Interesse Anspruch machen dürfen und einen wirklichen Fortschritt in der geschichtlichen Erkenntnis bedeuten, sollen hervorgehoben werden. Außer einem Einblick in die bisherige Literatur und die Quellen, die zum ersten Male vollständig verwertet werden, bietet Göller in dem vorliegenden ersten Teile vor allem eine klare Darstellung der Organisation und der Geschäftspraxis der Pönitentiarie. Von weiter greifendem Interesse sind hier besonders die Beziehungen der Pönitentiarie zu der kirchlichen Reformbewegung, auf deren früheste Erscheinungen gar nicht sorgfältig genug geachtet werden kann. Was Einzeluntersuchungen betrifft, so hebe ich an neuen Ergebnissen heraus, was Göller zur Geschichte der Ablaßverleihungen und des kirchlichen Strafverfahrens beibringt. Beim ersteren Punkte handelt es sich um die Plenarindulgenzen auf grund des Confessionale und deren Zusammenhang mit dem Jubiläums- und Kreuzzugsablaß, beim andern um die sogenannten Processus generales der Päpste, wobei über die Grundlagen und den Ursprung der Bulle In coena Domini eine Reihe ganz neuer Gesichtspunkte aufgedeckt wird. Bemerkenswert ist auch, daß unter den Kurialbeamten am Ende des Mittelalters eine solche Menge von deutschen Namen begegnet, besonders in denjenigen Ämtern, die exakte Arbeitsleistung verlangen, was auch durch die Baumgartensche Veröffentlichung bestätigt wird, eine Erscheinung übrigens, die seit der Reformation nicht mehr zu verzeichnen ist. In dem schon ziemlich druckfertig vorliegenden zweiten Bande soll dann nicht nur die Geschichte der Pönitentiarie bis zu dem erwähnten Zeitpunkte weitergeführt, sondern es sollen auch mehrere verwandte Fragen untersucht werden, vor allem die Geschichte der poenitentia publica, die noch im 13. und 14. Jahrhundert häufig und bis ins 16. vereinzelt vorkam, und dann das Taxwesen der Pönitentiarie. Auch für die übrigen Kurialämter hat Göller das Material bereit liegen, so daß auch deren ebenmäßige Darstellung in absehbarer Zeit zu erwarten ist.

Wenn nun — was immerhin noch eine Frist von einigen Jahren erfordern wird

---

* Emil Göller, Die Päpstliche Pönitentiarie von ihrem Ursprung bis zu ihrer Umgestaltung unter Pius V. Erster Band, Die päpstl. Pönitentiarie bis Eugen IV., 1. u. 2. Teil. XIV u. 278 bezw. V u. 189 S. gr. 8°. Rom 1907, Löscher u. Co.

— diese ganze Arbeit einmal getan ist, dann wird wohl die Zeit gekommen sein, die einheitliche Geschichte der römischen Kurie zu schreiben; und wenn das von einem überlegenen Geiste geschieht, der Theologe, Politiker, Kirchen-, Profan- und Kulturhistoriker, Soziologe, Nationalökonom, Jurist und womöglich noch Künstler ist, dann werden wir in ihr wie in einem Brennspiegel alle Lebensenergien des ausgehenden Mittelaters reflektiert sehen. J. Mumbauer.

## Geschichte.

Das österreichische Revolutionsjahr. Als am 21. Dezbr. des vorvorigen Jahres das österreichische Herrenhaus den Beck-Wekerleschen Ausgleich annahm, erinnerte man daran, daß an demselben Tage vor vier Jahrzehnten die ‚Dezemberverfassung' und mit ihr der Dualismus geboren worden war. Das Doppelreich konnte mit frohen Hoffnungen in das Jahr eintreten, welches das 60jährige Regierungsjubiläum seines Herrschers brachte. Ganz unwillkürlich weckte dieses hinwiederum Erinnerungen an die stürmische Zeit, in die seine Thronbesteigung fiel, und die unruhigen Zustände der Gegenwart, nicht zum wenigsten die Vorgänge auf österreichischen Hochschulen, riefen das Treiben der im ‚tollen Jahre' zu ihrem Schaden verhätschelten Akademiker ins Gedächtnis zurück. Selbst bei der alle Welt überraschenden Tat der Einverleibung Bosniens und der Herzegowina gedachte manches greise Haupt der damals von Ljuderit Gajs verfochtenen groß-illyrischen Idee. Gar zu gern vergleicht der geschichtlich denkende Mensch das Jetzt mit dem Einst, besonders dann, wenn Vergangenheit und Gegenwart in einer Person von hervorragender Bedeutung gleichsam verkörpert erscheint, wie dies in gewissem Sinne bei dem österreichischen Kaiser der Fall ist. Sein Geschichtschreiber wird immer bei ihm mit der österreichischen Revolution und ihrer Vorgeschichte beginnen. So hat deren Darstellung zumal von der Hand eines die Bewegung miterlebenden, ja eines mitunter selbst bei den Geschehnissen mittätigen Zeugen hohen Wert, doppelten, wenn sie Anschaulichkeit mit dem Gepräge strenger Sachlichkeit verbindet, wie man es dem Werke ‚Geschichte der österreichischen Revolution im Zusammenhange mit der mitteleuropäischen Bewegung der Jahre 1848—1849' von Jos. Alex. Frhr. v. Helfert* nachrühmen muß. Befremdet den Leser zuerst die eigenartige Anlage des starken Bandes, dem statt eines Inhaltsverzeichnisses eine genaue chronologische Übersicht über die wichtigen Ereignisse vom 16. Juni 1846, dem Tage der Wahl des Papstes Pius IX., bis zum 25. April 1848, der Geburtstagsfeier des Kaisers Ferdinand, vorausgeschickt ist, so fühlt er sich rasch von der lebendigen Schilderung der Zustände und Ereignisse gefesselt. Mit wenig Strichen charakterisiert der Verfasser in dem einleitenden Abschnitt die verhängnisvollen Fehler der Politiker in der Restaurationsperiode, vor allem den Mangel an Verständnis für den Zeitgeist. Dann legt er in dem Kapitel ‚Im Herzen von Europa' ihre Befangenheit in der Nationalitätenfrage dar und belehrt über deren Entwicklung selbst. Die Revolution wird dargestellt in den Kapiteln ‚Wolken am politischen Horizont' (1846), ‚Gewitterschwüle' des Notjahres 1847, ‚Die dritte französische Revolution', ‚Völkerfrühling' mit dem auf die bekannten Märzereignisse deutenden Zusatze ‚Äquinoktialstürme', ‚Mißverständnisnebel', ‚Mitteleuropäische Revolution'. Im achten Kapitel ‚Annus confusionis' lenkt der Verfasser den Blick auf die Polen und die anderen Slaven und schließt dann den Band mit dem Erlaß der ‚Verfassung', die im Anhang mitgeteilt ist. Dieser bringt neben einzelnen Aktenstücken einen höchst lehrreichen Aufsatz über den ‚vormärzlichen Rassen- und

* 1. Band: Bis zur österreichischen Verfassung vom 25. April 1848. Freiburg i. B., Herder.

Sprachenkampf in Ungarn'. Ist durch die seltsame Wahl der Überschriften der Inhalt der einzelnen Abschnitte etwas verdeckt, so findet derjenige, welcher nur einzelnes lesen will, doch rasch das Gesuchte durch ein sehr zuverlässiges Register und wird nicht ohne Belehrung und Dank das Buch aus der Hand legen.

Dr. S. P. Widmann.

## Literatur.

Joseph von Eichendorffs Tagebücher.* Von der großen historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke Eichendorffs ist jetzt zuerst der 11. Band erschienen, der die Tagebücher enthält. Die gleichzeitig veranstaltete Volksausgabe** wird sie nicht bringen, sondern, wie billig, nur die vollendeten Dichtungen und die Biographie von Professor Kosch-Freiburg, also einen musterhaften und bedeutend billigeren Ersatz bieten für die Originalausgabe der sämtlichen poetischen Werke, dritte und letzte Auflage Leipzig 1883. Die große Bibliotheksausgabe wird außer dem genannten noch enthalten Übersetzungen, literaturgeschichtliche Schriften, vermischte Schriften und Fragmente, Briefe und Lesarten und Register. Beide Ausgaben sollen im Jahre 1911 vollständig vorliegen. —

Nur der junge Eichendorff hat Tagebücher geführt. Wer den vollendeten Mann und Dichter verstehen will, muß sie kennen, denn der Richtung, die er früh genommen, ist er auch später treu geblieben, und immer wieder verjüngt er sich in Erinnerung an seine Jugend. Sie war so glücklich, morgenfrisch und froh, wie wenige unserer bedeutenden Dichter sie genossen. Überall taucht der junge Baron mit seinem flotten Bruder Wilhelm in den Strom des geselligen Lebens, und es entrollt sich uns ein Kulturbild vom deutschen Adelsleben am Anfang des 19. Jahrhunderts, von Alt-Halle und Alt-Heidelberg, von Berlin und Wien zur Zeit der Franzosenherrschaft. Meist schreibt er unter dem frischen Eindruck der Erlebnisse, und selbst wenn einmal sein älterer Bruder nach Jahr und Tag eine Szene aus der Heimat im Tagebuch nachträgt (S. 145/46), klingt es, als hätten sie's gestern zusammen erlebt. In dem knappen Bericht der Tatsachen werden intime persönliche Stimmungen aufs äußerste zurückgehalten und oft in unverständliche Hieroglyphen zusammengedrängt. Die Sprache zeigt alle Schattierungen vom trockenen Schlagwort bis zum lyrischen Erguß und ist durchweg echt und schlicht. Wer dies Tagebuch liest, versteht, warum Eichendorffs Gefühl und Phantasie sich nicht verirren konnte, wie bei manchen anderen Romantikern.

In seinem ‚Erlebten' gab der greise Dichter selbst nach den Aufzeichnungen aus seiner Jugend Wahrheit und Dichtung. Auch in der wertvollen Biographie von seinem Sohne Hermann im 4. Bande der erwähnten sämtlichen Werke (1883) wurden in neuerer Zeit auf Grund des handschriftlichen Tagebuchs einige vermeintliche Reste von Dichtung statt Wahrheit entdeckt.* Aber in allen wichtigen Punkten stimmen die nun gedruckt vorliegenden Aufzeichnungen mit jener Biographie, im großen Ganzen auch mit dem ‚Erlebten' überein. Bruchstücke des Tagebuchs veröffentlichte schon A. Nowack**

* Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe. In Verbindung mit Ph. A. Becker herausgegeben von W. Kosch und A. Sauer, Regensburg. J. Habbel o. J. 11. Band: Tagebücher, geheftet 4.—M., gebunden in Leinen 4.50 M., bei Subskription auf alle 12 Bände geheftet 2.50 M., geb. in Leinw. 3.—M.

** Volksausgabe in 5 Bänden, der Band gebunden ca. 2.—M.

* Vgl. H. A. Krüger, der junge Eichendorff, 2. Ausgabe Leipzig 1904, und E. Reinhard, Eichendorffstudien. Münstersche Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 5. Heft. Münster 1908.

** A. Nowack, Lubowitzer Tagebuchblätter Joseph von Eichendorffs. Herausg. v. A. N. Groß-Strehlitz 1907 und A. Nowack, Fahrten und Wanderungen Joseph und Wilhelm von Eichendorffs. Ebenda. 1907.

ungenau, weil zu populärem Zweck, doch mit wertvollen Anmerkungen. Die neue Gesamtausgabe bietet nun das Promemoria so vollständig wie möglich. Leider klaffen noch immer Lücken, deren Ausfüllung aber nahezu ausgeschlossen ist, wie das knappe gut orientierende Vorwort bemerkt. Die Aufzeichnungen beginnen mit einigen Notizen aus den Jahren 1798 — 1800, sind dann vom 14. November 1800 an ziemlich regelmäßig geführt und müssen ihrer letzten Erwähnung in Hermann von Eichendorffs Biographie zufolge mindestens bis 1816 gereicht haben. Sie fehlen aber vom 4. April 1808 bis Anfang Oktober 1809, weiter vom 25. Juli 1810 bis Anfang Juni 1811, und aus der Zeit nach dem 5. März 1812 sind nur noch Notizen vom 22. April bis 1. Juni 1815 aufgefunden. Zunächst erhalten wir einen orthographisch treuen Abdruck des einzig maßgebenden Originals, das sich im Besitze des Freiherrn Karl von Eichendorff in Wiesbaden befindet; doch lese ich auf der zweiten beigegebenen Faksimileseite Zeile 26 Genovefa statt Genofeva auf Seite 306 Zeile 8. Dem Texte folgt ein reiches Anmerkungenmaterial; bei der wohlbedachten Knappheit ist für Einzelheiten auf Nowacks teilweise Vorarbeit verwiesen, einiges Unwesentliche auch fortgelassen, dafür überall gleichmäßige Vollständigkeit in Personal- und Literaturnachweisen erstrebt und wichtiges neues Material herangezogen, wie bei einem kurzen Durchblättern des Tagebuchs sich nun zeigen wird.

Nach dem ungebundenen Leben auf dem heimatlichen Lubowitzer Schloß kommt der dreizehnjährige junge Baron mit seinem Bruder Anfang Oktober 1801 auf drei Jahre ins Breslauer Konvikt. Mit jedem Jahre wird das Alumnatsleben toller, die Ferien in Lubowitz fast immer schöner, das Naturgefühl des sich leise regenden Dichters lebendiger. Den Baron von Zedlitz, dem Eichendorff die Erlaubnis erwirkt, auf dem Konvikttheater mitzuspielen, bezeichnen die Anmerkungen wohl mit Recht als Christian Freiherrn von Zedlitz-Nimmersatt, der später als Dichter bekannt wurde. Mit großer Sorgfalt werden wir unterrichtet über Eichendorffs Lehrer, Zeugnisse usw. und manches obskure Theaterstück, das er sieht. Vom Mai 1805 bis Juli 1806 studieren die Brüder in Halle, wo sie der vornehmen Landsmannschaft Silesia angehören. Für das dortige barocke Studentenleben und die Theaterfahrten nach Lauchstädt, wo Goethe mit seiner Truppe Gastspiele gibt, zieht schon Krüger reiche Literatur heran. Goethes Sohn August, der sich auch einmal in das Treiben der Studenten mischt und tapfer mittrinkt (S. 140), wird in den Anmerkungen nicht erwähnt. Steffens Vorlesungen und manche schöne Stunde auf dem Giebichenstein mit Tiecks ‚Sternbald' wecken und nähren romantische Stimmung, die schon überraschenden Ausdruck findet in dem prächtigen Bericht von einer großen Reise der Brüder im September 1805. Mit hoch entwickeltem Naturgefühl empfindet der junge Dichter alle Zauber des Harzes und des Meeres; und nicht weniger staunend nimmt sein offener frischer Sinn das verwirrend gewaltige Treiben Hamburgs und Lübecks auf. Für die nun folgende glänzendste Lubowitzer ‚Jubelperiode' vom August 1806 bis Anfang Mai 1807 erhalten wir neue Aufschlüsse über die Troppauer Adelskreise, an deren Festen die jungen Barone im Oktober 1806 teilnehmen. Philippinchen, des Dichters ‚Genius von 1806' ist kaum einunddieselbe Person mit dem schönen Röschen, wie die Anmerkung (Seite 347) anzunehmen scheint; sie kommen später nebeneinander vor (Röschen am 26. und 30. April 1807, Seite 182/83, Philippinchen am 5. Mai, Seite 186). Eine tiefere Liebe zu einer schönen Frau in Ratibor weckt leise die Liebeslyrik, und wie ein Gedicht in Prosa

klingen die Worte am 1. Mai 1807: ‚Und so lebe auch du wohl, goldner, schöner Abend! Ach! nachdämmern wirst du mir wohl über ein ganzes Leben, aber wiederkehren vielleicht nie mehr. — Schimmre immer nach, schöne Zeit! Kann ich doch weinen, wenn ich nicht mehr hoffen darf! —‘ Mit besonderer Liebe vertieft sich der Herausgeber in die so wichtige Heidelberger Studienzeit vom Mai 1807 bis April 1808. Für die Universität, das Leben und die Umgebung der schönen Neckarstadt damals wird neues Material benutzt. Hier erhält Eichendorff entscheidende dichterische Anregung durch Anschluß an die Heidelberger Romantik. Im Sommer 1807 lernen die Brüder Görres persönlich kennen. Vorbereitet durch die herrliche Umgebung, Arnims und Brentanos Wunderhorn, verschiedene, auch italienische Studien und manches andere, kommt im Winter 1807/08 bei Joseph der Dichter zum Durchbruch, in einer Zeit großer seelischer Niedergedrücktheit. Gerade hier lassen uns die außerordentlich wortkargen Aufzeichnungen vielfach im Stich. Die innige Freundschaft zu dem schwächlichen verschwärmten Romantiker Grafen Loeben, genannt Isidorus Orientalis, ist aus seinem damaligen Zustand zu erklären. Zweifellos war sie für den innerlich gesunden Dichter eine rasch vorübergehende Episode. Für die von Kosch* und Steig** mit Recht angenommene persönliche Bekanntschaft mit Arnim und Brentano im folgenden Frühjahr 1808, das vielumstrittene wichtigste Ereignis der Heidelberger Zeit, werde ich in einer Fachzeitschrift einen neuen sicheren Beweis bringen. Aus dieser und der folgenden Zeit bis Anfang Oktober 1809 fehlen die Tagebuchblätter. Aus dem Bericht über die Pariser Reise der Brüder zitiert Hermann von Eichendorff einige Stellen, wohl nicht ganz genau, wie auch sonst, doch konnten die Anmerkungen vielleicht darauf hinweisen. Im Oktober 1809 treffen wir den Dichter, der inzwischen Bräutigam geworden, in Ratibor wieder, wo er alle seine Poesien ins Reine schreibt. Die merkwürdige Fahrt im November auf Kohlenschiffen die Oder hinab nach Berlin (schon durch Nowack bekannt) wird wohl hauptsächlich zum Studium des Volkslebens unternommen. In der preußischen Hauptstadt erlebt Eichendorff die Anfänge der neuen Berliner Romantik, der Reinhold Steig sein inhaltschweres Buch ‚Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe‘ gewidmet hat. Mit Arnim, Brentano, Adam Müller wird er vertraut; aber daß er den Dichter Heinrich von Kleist kennen lernt, ist ein Irrtum der Anmerkung auf Seite 372. Auch das werde ich in der Fachzeitschrift näher ausführen. Infolge einer peinigenden, noch unaufgeklärten Krankheit, die ihn etwa acht Wochen an sein trostloses Zimmer fesselte, kann er nur kurze Zeit Fichtes philosophische Vorlesungen hören und noch eben am 23. Dezember 1809 den erhebenden Einzug Friedrich Wilhelms III. mit ansehen. Nach einer abermaligen empfindlichen Lücke vom 25. Juli 1810 bis Mitte Juni 1811 finden wir die Brüder schon in Wien, wo sie bei heißer Examensarbeit und zeitweisem Hungerleben doch in regem Verkehr stehen mit ausgezeichneten Geistern und vornehmen Adelskreisen; Joseph findet auch noch Zeit, ‚fleißig am Roman‘ zu schreiben (‚Ahnung und Gegenwart‘). Friedrich Schlegel und Adam Müller bieten weniger religiöse als ästhetische und politische Anregung. Durch die Freundschaft mit Schlegels Stiefsohn Philipp Veit gewinnt der Dichter folgenreiche Beziehungen zur romantischen Malerei, zu den Präraffaeliten. Da uns vor und nach dem erhaltenen Bruchstück von den Wiener Aufzeichnungen rund $1^1/_2$ Jahre fehlen, bleibt zweifelhaft, ob die Brüder den damaligen preußischen

* Euphorion, XIV, 310 ff.

** Deutsche Literatur-Zeitung XX. S. 263/68.

Gesandten in Wien Wilhelm von Humboldt und den Dramatiker Collin kennen gelernt haben. Das Großstadtleben mit seinen vornehmen Bällen und ausgelassenen Redouten wird angenehm unterbrochen durch Einladungen nach den Gräflichen Schlössern Seebronn und Grusbach (ähnlich im zweiten Buch von ‚Ahnung und Gegenwart'). Auch hier erhalten wir eindringende neue Aufklärungen, wenn auch einige Intimitäten dunkel bleiben. Die wenigen Notizen aus dem Jahre 1815 bestätigen die Angaben Hermanns von Eichendorff, daß sein Vater während des zweiten Feldzuges gegen Napoleon in Lüttich in persönliche Berührung mit Gneisenau kam und in Aachen mit Görres wieder zusammentraf. —

Die hervorgehobenen großen Lücken hätten vielleicht auch äußerlich fürs Auge kenntlich gemacht werden können durch größere Absätze oder Anfangen auf einer neuen Seite. Von einigen belanglosen Druckfehlern in den Anmerkungen abgesehen, sei nur berichtigt, daß Arnims Gut im Ländchen Bärwalde nicht Wiegersdorf (Seite 366 und 417) sondern Wiepersdorf hieß. Den Anmerkungen folgt ein äußerst wertvolles Register der vorkommenden Personen, Orte und Theaterstücke. Das letztere ist eine Illustration zu der erschreckenden Macht Kotzebues in jener Zeit. Nach einem sorgfältigen Verzeichnis der Stellen, die auf Literaturwerke Bezug nehmen, schließt der Band mit einem Stammbaum der Familie Eichendorff seit der Übersiedlung nach Schlesien.

Unter mehreren guten, zum Teil bisher unbekannten Portraits, die dem Texte beigegeben sind, erfreut vor allen das schöne Jugendbildnis am Anfang, auf dem sich der Dichter von einem ‚nicht ganz talentlosen Maler' 1809 in Ratibor für seine Braut als schwarzer Ritter hat abbilden lassen. Eine entstellende Holzschnittreproduktion ließ bisher nichts von der Schönheit ahnen. Auch für zwei Karikaturen des jungen Eichendorff sind wir dem Herausgeber dankbar. Und so legen wir den schmucken Band mit dem Wappen derer von Eichendorff in rot und gold auf der lichtgrünen Einbanddecke mit Befriedigung aus der Hand und erwarten den 10. Band der Werke, der demnächst die Briefe des Dichters bringen soll.

Reinhold Wesemeier.

‚L e b e n i s t L ü g e'; in diesem Sinne: wir unglückseligen Menschen können uns von dem Schmerz um dies jämmerliche Leben nur dadurch ein wenig lösen, daß wir heucheln, lügen und betrügen, im Kleinen und im Großen. Wir heucheln Tugenden, wir lügen uns Religionen zurecht, die wir brauchen, um uns und andere zu betrügen. So ist das Leben. — Diese Ueberzeugungen hat Kai von Vorderbrüggen, um dessentwillen Liliencron seinen biographischen Roman ‚Leben und Lüge' schrieb,* aus den Erfahrungen seines Lebens gewonnen. Kein Wunder, denn l e b t e er überhaupt je? Er w a r d a, lernte Schulweisheit und Soldatendrill, jeute, liebelte, kneipte mit frohen Gesellen, diente seinem König, weil es selbstverständlich war, in zwei Feldzügen, spielte mit seinem märchenhaften Reichtum an Gold, der ihm eines Tages in den Schoß fiel, fand, daß er hellbraune Orlofftraber hochschätzte, und glaubte in spanischen Herzoginnen besondere Menschen zu sehen. Auch tändelte er mit ästhetischen Gefühlen. Und als alle diese leichten Berührungen des Daseins ihn erregt hatten, überfiel ihn mit tödlicher Kraft das ‚Sehnen nach Unsterblichkeit', von dem die Shakespearesche Kleopatra spricht, und trieb ihn mit ausgebreiteten Armen dem Göttlichen zu, das er in verbissenem Hochmut nicht zu nennen wagt, dem ‚Stern Aldebaran', der ihn aus dem Dasein lockt. Solches Leben ist Lüge. Dieser Kai griff nur zu,

* Bei Schuster und Löffler, Berlin, brosch. M. 2.–, gebd. M. 3.—

wo etwas lockte, oder wo eine im Wesen unerkannte Pflicht ihn stieß; er blieb ewig Kind. Und das Dasein dieses Kindes verfolgt man zuerst mit Lächeln; man vermag diesem so gänzlich natürlichen Wesen nicht böse zu sein und sieht schließlich mit Bedauern und Schmerz, daß es um das Leben herumtändelt und schließlich versinkt, ohne dem Rätsel, das es im Dunkel ahnt, jemals an die Brust gesprungen zu sein. Aber wenn wir, nachdem dieses Leben an uns vorbeizog, uns in der Erinnerung tiefer hineinsenken, wenn wir es genau und lange betrachten und den Zauber, den dieses Kind Kai auf uns strömte, abstreifen, dann packt uns das Grauen, ein langes Leben so jämmerlich vertan zu sehen. Ihm glitt der Schaum der Oberfläche durch die tändelnden Finger; er ließ sich froh von den Wellen wiegen, solange die Sonne schien, ohne nach den Wundern zu tauchen, welche die Tiefe für den Kühnen und Beharrlichen birgt, und als das Gestirn sich neigte und das Flimmern rings umher erlosch, versank er, die Unsterblichkeit erhoffend, er, der d i e s e s Leben nicht begriff.

Die Form, in der Liliencron Kais Leben uns bietet, entspricht durchaus dem Inhalt. Anfangs erzählt er sicher, warm, freudig, mit Fontanescher Behaglichkeit die Jugend seines Helden in einer winzigen Festung. Aber bald wird's ihm zu mühsam. Er verschmäht es, die Wonne zu empfinden, die das Bezwingen des Stoffes dem Künstler gibt, und wirft hier und da harmlose oder belangvollere Episoden hin, reicht Lesefrüchte oder erzählt eine Novelle, die mit Kai nichts zu tun hat. Und doch ist es reizvoll, das Buch zu lesen, aus künstlerischen Gründen; denn die natürliche Lebendigkeit einzelner Szenen entzückt durchaus. So atmen besonders die knappen Tagebuchnotizen aus den beiden Feldzügen die prächtigste Unmittelbarkeit. Denn die Dinge spiegeln sich hier in einem völlig naiven, unreflektierten Gemüt. Diese sinnliche Anschaulichkeit macht den Reiz des Buches aus. Und selbst die kindliche Mache, die so oft zutage tritt und uns, fänden wir sie bei andern, empören würde, macht uns bei Liliencron lächeln. Denn die gelassene Selbstverständlichkeit, mit der er sich über die einfachsten Regeln der Technik hinwegsetzt, entwaffnet uns einfach, wie uns das Geplauder eines geliebten Kindes entwaffnet, das Lüge und Wahrheit mit lachender Miene zu phantastischer Erzählung mischt.

Ein Beispiel. Liliencron will die Stimmung, die ein altes Lied auf ihn ausgeübt, dem Leser vermitteln. Er läßt seinen Kai also zur Jagd fahren, nachmittags schon, zu dem eine Stunde entfernt liegenden Forsthaus, das mitten in einem großen Walde liegt. Man führt ihn früh ins Fremdenzimmer, und als die Sonne hinter den Bäumen versinkt und die ersten Schatten durch den Forst dunkeln, tritt ein junges hübsches Bauernmädchen mit Flachshaaren in das Zimmer, um es für die Nacht zu richten. Ohne Widerstand läßt es sich von Kai nehmen. Und als die Morgendämmerung kam: ‚hörten sie beide unter ihrem Fenster ein viel hundert Jahre altes Minne- und Wächterlied, dem Hohenstaufenkaiser Heinrich VI. zugeschrieben, das zu einer Harfe gesungen wurde: Bleib noch mein lieb Gespiel ....‘. Und er läßt das schöne Lied durch alle Verse singen.

Liliencron nennt sein Buch einen ‚biographischen Roman‘ und regt damit die Frage an, wieweit er selbst sich mit Kai Vorderbrüggen identifiziert. Es scheint, als wenn es ihn drängte, nicht sowohl das zu geben, was er wirklich erlebte, als was er zu erleben w ü n s c h t e. Er hat sich von jeher (seine Gedichte beweisen es) zu dem epikuräischen Dasein eines Grandseigneurs gesehnt. Er hat immer davon geträumt, in einer Welt zu leben, in der Edelknaben mit Königinnen

tändeln, gute Rosse einen leichten Wagen schnell über gepflegte Wege ziehen und intime Feste im grüngoldenen Dämmer alter Parks gefeiert werden. Oder — bei ein wenig Resignation — in einer Welt, in der man, die Jagdflinte über der Schulter, die Felder durchstreift, Kognak in der Feldflasche hat und hinter blühender Weißdornhecke den Arm um ein dralles Bauernmädel legt. Alle diese Wünsche leben auch in dem neuen Roman. Aber es kommt noch ein besonderer Ton hinzu, der das schmächtige Buch zu einem erschütternden Selbstbekenntnis macht: das tragische Motiv der Erkenntnis, wie leicht verflogen, wie kühl und arm dieses ganze Leben war trotz der lieben Mädels, trotz der Millionen, der Ozeanyacht, der hellbraunen Orlofftraber und trotz der ästhetischen Stimmungen. Über diese Dinge hinaus wächst das gewaltige Begehren nach dem Übernatürlichen, das sich hier in dem Stern Aldebaran verbirgt. Dieser Stern, an dessen Stelle Gott zu setzen Kai in kindischem Hochmut sich scheut, zieht ihn von den Festtafeln des Lebens fort, und wie Simplizissimus spricht er: „Fahr wohl, Welt, du arge und schnöde Welt!" In einer Nacht, als der Stern heftig glüht wie nie, verläßt Kai sein Schloß, und die Arme geöffnet schreitet er dem Licht zu, das über ihm leuchtet, und verliert sich im Dunkel und in den Sümpfen, die sein Schloß umgeben.

Franz Herwig.

Henrik Ibsen, B. Björnson und ihre Zeitgenossen.* Wenn alle Bändchen der Sammlung ‚Aus Natur und Geist' diesem 193ten gleichen, kann man den Herausgebern nur Glück wünschen. Denn es will etwas heißen, in einem so beschränkten Rahmen eine so inhaltreiche, objektive und klare Darstellung der Koryphäen, der norwegischen Literatur unserer Tage zu geben. B. Kahle begnügt sich nicht, wie man das wohl bei Ibsen-Besprechungen finden kann, mit schönen Allgemeinheiten und tief sein sollenden Tiraden, die dann in Besprechung irgend eines der leichteren Gesellschaftsdramen Ibsens auslaufen — er geht mit einer Sachkenntnis, die bei einem Ausländer erstaunt, und mit einer wohltuenden Klarheit an die Schilderung des norwegischen Geisteslebens mit all seinen Strömungen und Tiefen.

Die Ibsenschen Werke werden genau – und wie mir scheint, durchaus richtig analysiert. Der Kierkegaard-Einfluß wird mit Recht sehr betont. Er macht sich übrigens nicht nur in ‚Brand' fühlbar. Es sei mir gestattet, die Erklärung, die Kahle von dem Schlußworte in ‚Brand' gibt — ‚er ist Deus caritatis' — als unvollständig zu bezeichnen. ‚Deus caritatis' muß absolut Sinn haben in bezug auf die Bewertung des Lebens Pastor Brands. Es ist gewiß ein schneidender Hohn auf dessen Christentum — und damit auf das ‚konsequente' Christentum überhaupt. Ein Durchbruch der Subjektivität Ibsens, die einen Widerspruch findet zwischen den Begriffen: Gottes Güte und das Kreuz als Symbol des christlichen Lebens — dieser Widerspruch — Ibsen liebt ja Gegensätze — ist natürlich sein Gedankenprodukt und ein ‚Rätsel', das er mit Bitterkeit hervorhebt, um so den Schluß des ganzen Stückes in Dissonanz ausklingen zu lassen.

Vielleicht hätte der Verfasser auch die Stücke ‚Rosmersholm' und ‚Bygmester Solness' noch mehr werten können. Sie gehören durchaus zu den großen Dramen, die das Wesentliche Ibsens ausmachen — im Gegensatz zu den Dramen, durch die Ibsen beim Theaterpublikum berühmt geworden ist, — wie z. B. Stützen der Gesellschaft, Puppenheim usw.

Sehr gut sagt Kahle von Ibsen: ‚Er ist Romantiker gewesen — er wurde Realist, das Symbol spielt eine immer wachsende Rolle bei ihm und schließlich

* Henrik Ibsen, B. Björnson und ihre Zeitgenossen. Von B. Kahle, B. G. Teubner.

die Mystik.' Er hätte hinzusetzen können: Ibsen wurde zuletzt wieder Romantiker, wie er dies in seinem ‚Epilog' bekennt.

Treffend sind auch Kahles Bemerkungen über Ibsens Technik, so z. B. von den späteren Dramen: „Jedes Wort ist bedeutsam, läßt man eines fort, zerstört man ein kunstvolles Mosaik.'

Dies wird jeder norwegische Ibsenkenner gern mitunterschreiben!! —

Ungleich leichter sind ja die anderen Verfasser darzustellen, allen voran B. Björnson. Bei letzterem ist es nur schwer, aus der Fülle des Gebotenen das Geeignete zur Besprechung herauszuschneiden. Aber auch hier erstaunt der Leser über die Gediegenheit und Anschaulichkeit, mit der Björnsons, Kiellands, Jonas Lies Art vorgeführt wird. Mit Recht sagt Kahle von Björnson: ‚Seine Erzählungskunst beschränkt sich im wesentlichen auf die Bauernnovelle. Die Probleme seiner Dramatik zeugen von einer gewissen Einseitigkeit.'

Immerhin scheint mir, daß Kahle doch ‚Ein Falissement' hätte höher einschätzen können und die gewaltige Spannung dieses Dramas des ‚Schauspiels' ein wenig andeuten können. Auch ‚Der König' hätte vielleicht etwas interessanter besprochen werden dürfen, zumal ja Kahle selber schreibt, daß ein großer Kampf sich daran anschloß.

Über die andern Besprechungen braucht hier nichts mehr gesagt zu werden, denn sie sind, wie oben erwähnt, alle mit großer Liebe und großem Geschick behandelt. Es weht einem beim Lesen geradezu norwegische Luft entgegen. Ich schließe mit den eben so wahren wie schönen Worten, die Kahle wie einen Gedankenstrich unter seine Arbeit setzt: ‚Es ist nicht Fremdtümmelei, wenn wir Deutsche voll Bewunderung auf das norwegische Schrifttum dieser Zeit blicken. Durch seine Literatur hat Norwegen sein Recht bewiesen, ein selbständiges Volk zu sein, ein Recht, das es durch kühne Tat in diesen Tagen gekrönt hat.'

Frederic Carlsen.

Französische Literatur. Wie sehr wir heute im Banne ausländischer Literatur stehen, zeigen uns die unermüdlichen Anzeigen moderner Übersetzungsverlage. Neben den Russen und Skandinaviern behaupten auch die Franzosen ihren Rang. Der alte Moscherosch würde sich im Grabe umdrehen, wenn er wüßte, was der Deutsche alles an welschem Schrifttum verschlingt. Die Übersetzung als Vermittlung geistiger Werte verdient alle Hochachtung; aber wieviel zielt dabei nicht auf den Geschmack eines sensationslüsternen Publikums. Von Baudelaire bis auf die neuesten Sensationsheroen des ‚Mercure de France' sind fast alle Franzosen bei uns heimisch. Da freut es uns aufrichtig, wenn von Zeit zu Zeit berufene Kenner dem großen Publikum pfadweisend an die Hand gehen, wie Johannes Jörgensen in seiner Schrift ‚J. K. Huysmans',* die zu Weihnachten auf den Büchermarkt gelangte. Dieser Essai ist eine feine und verständnisvolle Würdigung des ehemals vielgenannten Schriftstellers. Jörgensen geht Schritt für Schritt der religiösen Entwicklung des literarischen Sonderlings in seinen Büchern nach, Licht und Schatten ruhig und gerecht abwägend. Ein inniger Gefühlston, das starke Bewußtsein, gleich Huysmans mit Gott gerungen zu haben, begleitet die Darstellung, die auch sprachlich die bekannten Vorzüge der Jörgensenschen Diktion besitzt. Der dänische Schriftsteller hat uns in dieser literarischen Arbeit ein kleines Meisterwerk psychischer Analyse gegeben, das wir nur empfehlen können. Wer Huysmans gelesen hat, ist auch mit dem klingenden Namen eines Barbey d' Aurevilly und eines Villiers de l'Isle-Adam befreundet. Beide feiern gleichsam bei uns eine Auferstehung, wie es die Heliogravüre in einer letztjährigen

* Sammlung ‚Kultur und Katholizismus' 1908. Kirchheim, Mainz, 1,50 Mk.

Broschüre des französischen Pamphletisten Bloy bekundet, auf der die Ruhmesgöttin die Bretter vom Sarge des letzten Dichters reißt.

Im Dezemberhefte der Westermannschen Monatshefte hat Richard Schaukal, der Wiener Dichter, seine ‚Nachschöpfung' des unsäglich feinnervigen Schriftchens von Barbey d'Aurevilly ‚Vom Dandytum und von G. Brummell' selbst angezeigt.* Das in den 60er Jahren erschienene Schriftchen, in dem Barbey d'Aurevilly uns das Wesen des Dandysmus in natureigener Einfühlung und glänzenden Paradoxen, durchrankt von der traurigen Geschichte der gesellschaftlichen Herrschaft und des trostlosen Endes des ehemals berühmten Engländers Brummell, auseinandersetzt, hat literarisch nur den Wert blendender geistreicher Causerie. Durch die neue deutsche Sonderausgabe aber und die liebevolle Übersetzung erhält es einen gewissen kulturhistorischen Anstrich, indem es die moderne Vorliebe für den Kulturparoxysmus des Geistes kennzeichnet, der von französischer Basis aus auch die deutsche Dichterpsyche beeinflußt. Die ‚Feinnervigkeit' des Franzosen, die darin besteht, auch die feinsten Schattierungen seines einfühlenden ‚Esprit' sprachlich umzuwerten, konnte nicht umhin, den Sprachkünstler Schaukal zu reizen. Andrerseits war auch das rein Stoffliche dieser Arbeit anziehend genug, eine Übersetzung zu wagen. Die Gattung ‚Dandy' darf ebenfalls in der Kulturhistorie nicht übergangen werden, da sie, wenn auch in England ausgereift, doch ihre Wurzel in der menschlichen Natur aller Länder und Zeiten hat, wie d'Aurevilly an anderer Stelle einmal betont.**

‚Der Dandysme ist eine ganze Art zu sein, und man ist nicht Dandy bloß im äußerlich, körperlich Sichtbaren. Man kann ein Dandy sein mit einem nichts weniger als sorgfältigen Anzug. Es ist eine bestimmte Art, ihn zu tragen, die das Dandytum bedingt.' Ein Dandy ist unabhängig von den Dingen, sein Wesen ‚bringt die Ruhe der Antike mitten in die moderne Beweglichkeit; aber die Ruhe der Alten kam aus der Harmonie ihrer Fähigkeiten und der Fülle eines mit Leichtigkeit entfalteten Lebens, während die Ruhe des Dandy die Pose eines Geistes ist, der durch viele Ideen hindurchgegangen sein muß und zu sehr angewidert ist, sich für irgend etwas zu erwärmen'.* Mit lässiger, gleichgültiger Grazie, die mehr ist als Blasiertheit, die an Ironie grenzt, steht der Dandy über der Gesellschaft und regiert sie. Unter dem Bürgerkönige Louis Philippe blühte dieses seltsame Menschengewächs in mancherlei Arten, die ein französischer Kulturhistoriker in einem Buche gesammelt hat.** Die französische Früh- und Spätromantik füllt diese Zeit, und da nach Schaukal selbst Dandy ein Begriff ästhetischer Wertung ist, so sind die Zusammenhänge zwischen Dandysmus und Romantizismus, literarisch genommen, innigere, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Baudelaire hat auch sein Kapitel über dieses Thema geschrieben, und auch er war in gewissem Sinne ein Dandy, wie ihn Theophile Gautier nennt. Barbey d'Aurevilly gilt als der letzte klassische Vertreter dieses Typus, zu dem wir jetzt auch Schaukal zählen. Sein seltsames Buch ‚Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten'*** berechtigt uns ja dazu. Auch er läßt sich darin ‚über den „Dandy" und Synonyma' hören. Er stellt ihn in Gegensatz zum Gentlemen,

* Verlag Georg Müller, München und Leipzig. 1908.

** Un dandy avant les dandys. S. 104. Oeuvres de Barbey d'Aurevilly.

* Wir zitieren in willkürlicher Zusammenstellung nach Schaukals Übersetzung.

** J. Boulenger. Sous Louis-Philippe: Les Dandys. Paris, Ollendorf 1907.

*** Verlag Georg Müller, München und Leipzig 1907, geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

einem ethischen Begriffe. Schaukal weiß aber wohl am richtigen Orte beide Begriffe harmonisch zu verbinden, kann ich mir doch nur aus solchem Geiste heraus dieses Buch erklären, das in seinen vielen treffsicheren Glossen ernster genommen werden will, als es den Anschein hat.

Ein drittes Buch, dem wir noch unsere Beachtung schenken wollen, ist der nicht minder feinnervige Roman ‚L'Eve future — Edisons Weib der Zukunft' von Villiers de l'Isle-Adam.* Ein französischer Kritiker hat den Dichter ‚den König der Träumer' genannt. Das Land der Seele war seine geistige Heimat, ohne daß er dabei die sichtbare Welt aus dem Auge verlor. Sein gewaltiges Wissen bricht sich immer wieder in seinen Schriften Bahn. Schon vor Jahren war er in unseren modernen Zeitschriften kein Fremder mehr, und H. H. Ewers hat schon einmal den genannten Roman in ‚Fremde Zungen' übertragen. Schätzen auch viele ‚Axël' und ‚Contes cruels' höher, so ist doch auch dieser Roman in seiner Art ein glänzendes Meisterwerk, getragen von einem tiefen, ethischen Grundgedanken, der verhaltenen Sehnsucht nach der ‚Frau', in der Körper und Geist sich in inniger Harmonie einen. Enttäuschtes Leben, wenn man seinem eifernden Freunde Bloy Glauben schenkt, hat diese seltsame, in das Bereich wissenschaftlicher Möglichkeiten gerückte Satire geschaffen, die in der Schöpfung einer Andreide (menschenähnliche Figur) durch Edison als vollem Ersatz für das getrübte Frauenideal gipfelt. ‚Die Eva der Zukunft' ist ein Spuk kühner himmelstürmender Phantasie, vorgetragen mit einem Ernste, der trotz der breiten wissenschaftlichen Erklärungen wie ein Märchen fesselt. Dabei ist Villiers ein Künstler des Wortes und seelischer Empfindung, der in der gelungenen, hingebend nachschaffenden Übersetzung auch den Spröden mitreißen wird.

Pierre Paulin.

* Verlag Hans von Weber. München 1909. Geh. 5, geb. 6 Mk.

## Kunst.

Der Schönheitsbegriff in der Landschaftsmalerei hat im Verlaufe des 19. Jahrhunderts, des Jahrhunderts, das sich rühmt, die Landschaft endgültig entdeckt zu haben, die verschiedensten Formen angenommen. Namen wie Rottmann und Preller gegenüber Richter oder Schwind, Böcklin gegenüber Trübner oder Liebermann, ohne Franzosen zu nennen, bedeuten solch weite Klüfte und Sprünge des Gedankens, daß die Anschauung sich kaum schnell genug auf die jeweilige Besonderheit einzustellen vermag. Freilich geht auch in Deutschland eine ruhigere Entwicklung mitten durch. Diese aber ist viel klarer und einheitlicher in Frankreich verlaufen, wo die Schule von Barbizon mit Künstlern wie Corot, Millet oder Rousseau den Höhepunkt des Anfanges und der Impressionismus den Höhepunkt des Endes bedeutet. Wir Deutschen unterschätzen heute, von der darstellerischen Leichtigkeit und größeren Koloristik der Franzosen geblendet und durch den tatsächlich großen Einfluß der französischen Kunst auf die deutsche zu weit verleitet, die eigenen Kräfte, wie sie sich in Leibl oder Trübner oder Kalckreuth zu sachlichem Ausdruck drängten, zu einem ebenso malerisch reichen wie individuell ehrlichen Realismus. Dieser ist das immer wieder anders bewußt gewordene Leitmotiv und Ziel der Landschaftsmalerei trotz modischer Abschweifungen. In diesem Sinne empfinden wir auch Thoma teilweise, Haider oder Steppes nicht als spezifisch modern. Aber wenn wir dann in Deutschland ausgesprochen moderne Landschafter suchen, dann sind die Namen äußerst spärlich. Wen können wir einem Cézanne entgegenstellen, vor dessen raumvollen Landschaften und Stilleben wir die Rhythmen eines Marées empfinden und vor dessen kältester Natürlichkeit wir eine Brücke ahnen von selbstloser Landschaftskunst zu objektiver Monumentalität?

Das kunstgenießende Publikum, auch das ernste, pflegt sich indes um Entwicklungen wenig zu kümmern, wenn es sich nur von dem Landschaftsbilde angesprochen fühlt. Darnach richtet sich sein Urteil über dessen Schönheit. Ein Bild von Richter, Schwind oder Thoma ist ihm schön; denn es löst schnell eine Reihe poetischer Gefühle bei ihm aus. Die schroffen Felsen und blühenden Täler mit dem glänzenden Fluße, alte, sagenumsponnene Häuser und Burgen, verwitterte Baumstämme im Vordergrund, Ausblicke in eine romantisch wechselvolle Landschaft, im Bilde glückliche Menschen, tanzende Kinder, wandernde Gesellen, das alles spricht zum Gefühl und regt die Phantasie freudig und sehnsüchtig an. Das alles ist aber nicht nur aus Bildern, sondern auch aus Gedichten und anderen poetischen Schilderungen bekannt. Die poetischen Gefühle stellen sich leicht und gewohnheitsmäßig ein selbst vor schlecht gemalten Bildern. Die Anschauung wird nicht mehr jedesmal neu geschaffen, sondern einfach reproduziert. Damit wird sie aber vom Bilde getrennt, leer und farblos. Der Blick wird für das Bild selber blind und dieses vertrocknet. Das ist ein Grund der malerischen Umwälzung.

Schließlich aber, wozu bedarf es so vieler Mittel wie reicher Landschaft, altersgrauen Gemäuers, glücklicher Menschen, all des erzählenden Details. Das alles sind Hilfen, um die Phantasie in poetischen Schwung zu setzen, zu viele und unnötige. Ist nicht in einer reifen Wiese allein so viel farbige Schönheit und wüchsige Fülle, daß sie dem schönheitssuchenden Auge und Sinn mehr als genug bietet auch ohne diese poetischen Hilfen? Die Bejahung dieser Frage ist das Fundament der modernen Landschaftskunst. Aber ein Stück Wiese allein malerisch so darzustellen, daß es auf der Leinwand die ganze gesättigte Atmosphäre der Natur atmet, ist schwerer, als mit Hilfe vieler poetischer Details eine gefällige Landschaft zu komponieren. Das erfordert viel mehr malerische Bewältigung, eine größere Übung des Auges und eine selbstlosere Hingabe. Das ist ein Teil der modernen malerischen Probleme, und in diesem Ringen und Gelingen liegt die Gesundheit und Ehrlichkeit der modernen Landschaftsmalerei.

Das Gefühl, mit dem wir ein solches Landschaftsbild betrachten, ist ein anderes als früher. Es ist zugleich bestimmter und allgemeiner. Wir begnügen uns nicht mit einer allgemein poetischen Gehobenheit, die in Jean Paulschem Überfließen immer den ganzen Himmel und die ganze Erde umfaßt, sondern versenken uns in ein kleines Stückchen Erde, um gerade seinen organischen Wuchs, seine eigentümliche Belebung nachzuerleben und mit dem Künstler nachzuschaffen. Zu jeder Stunde ist diese Schöpfung eine andere, und die Kraft der Nachfühlung muß für jedes Bild verschieden sein. Jede Darstellung verlangt neue Schöpfergefühle. So stählt sich eine Urkraft heran, die umfassender und tiefgründiger mit allem lebendigen Organismus verwachsen ist als jene allgemeine Naturfreude. Diese Kraft verzichtet selbst auf die Stimmung, da auch diese ein subjektives poetisches Reizmittel ist. Ihre Quelle ist die Selbstlosigkeit, die verhindert, daß sich in alles Geschaffene das Ich eindränge. Eine lange Entwicklung war nötig, um diesen individuellen Ballast, der zugleich noch aus vielen literarischen Reminiszenzen bestand, ablegen zu lernen. Ging mit ihm auch viel heitere Poesie verloren, so ist auf der anderen Seite der Zuwachs an malerischer Kraft ein reichlicher Ersatz und Gewinn für die Zukunft. Der äußerliche, glatte Schönheitsbegriff wird in einem tieferen Wesen als Echtheit, Wahrheit, Unmittelbarkeit erkannt und empfunden.

Die Bilder der jungen württembergischen Künstlerin Maria Caspar-Filser

geben Anlaß zu diesen allgemeinen Gedanken, da sie nach Farbe und Empfindung im besten Sinne modern, dabei aber frei von Moderichtung sind. Sie tragen sich ohne modische Zutaten schlicht und ehrlich mit einer stillen Poesie selber vor. Der erste Eindruck vor den drei von uns wiedergegebenen Bildern wird bei der ‚Ährenleserin, Zugvögeln nachschauend' am stärksten sein. Ein goldigklarer Abendhimmel wölbt sich weit nach hinten. Das kahl geerntete Feld und die nur als einfache Massen hingesetzten Hügelzüge verstärken die Anschauung des weiten Raumes, aus dem sich das Licht des scheidenden Tages zurückzieht. Das Gefühl des Scheidenden, abendlich sich Neigenden, zwischen der Südenfahrt der Zugvögel und der Heimkehr Schwankenden sammelt und vergeistigt sich in der schlicht edlen Gestalt des Bauernmädchens, die mit ihrer einfachen Stellung und Armhaltung fast monumental über die Scholle herauswächst. Eine frühere Landschaft ähnlichen Charakters würden wir sicher ‚Sehnsucht' betiteln. Hier will uns dies nicht gelingen. Für diesen Eindruck, so ursprünglich und bestimmt und doch so naturhaft allgemein, klingt das Wort Sehnsucht zu leer, abstrakt und dichterisch.

Aber die moderne Landschaftsmalerei geht noch weiter. Sie empfindet selbst einen solchen in der Staffage seelisch ausgesprochenen Stimmungsgehalt als ein Zuviel, als nicht unmittelbar genug. Der Beschauer soll keinen Dolmetscher im Bilde selbst haben. Die Poesie soll noch absichtsloser empfunden werden, wie in dem ‚Wiesental in der Kirschblüte' oder den ‚Reifen Wiesen in Morgenstimmung'; in letzterem Bild ist der Mann kein seelischer Sammelpunkt, sondern nur eine farbige Lebensform. Beidesmal ist es ein Stück Wieswachs mit Bäumen bestanden, ein Ausschnitt aus der Natur ohne jede künstliche Komposition und Umrahmung. Es ist nur die Sache selbst. Und die ganze Macht des Eindrucks muß durch die rein malerische Bewältigung erreicht werden. Es gilt, den grünen, mit zahllosen Blüten bedeckten Grasboden und sein Wachstum, die laubigen und blühenden Bäume in ihrer nährenden Atmosphäre im gegenseitigen elementaren Bedingtsein überzeugend zu schildern. Es muß ein Hauch von den Bildern ausgehen, der sich genießen läßt wie ein köstlicher Atemzug. Wie diese Wirkung von der malerischen Bezwingung abhängt, zeigen die beiden Bilder deutlich, da sie nicht auf gleicher malerischer Stufe stehen. Die Glätte des Gras- und Blütenbodens auf dem Frühlingsbild ist nicht nur der malerische Ausdruck des kurzen, gleichmäßig gewachsenen Frühlingsrasenteppichs. Die steifere Haltung der Bäume ist nicht nur die Folge der Winterstarre, die sich im Frühlingssaft noch nicht ganz gelöst hat; und der milchig blaue Himmel ist nicht nur wegen der durchsichtigeren Luft so fern. Diese Glätte und Gebanntheit ist eine Folge des noch weniger entwickelten malerischen Prozesses. Die Farben sind nicht so locker und frei hingesetzt wie in dem Sommerbild. Hier senkt sich die Luft als ein taugesättigter Dunst zwischen die Bäume, Grasstengel und Blütenköpfe. Alles ist von der Morgenfeuchtigkeit durchtränkt und schwebt darin. Die Materie löst sich auseinander, um in eine Lebensäußerung aufzugehen. Und doch ist sie nicht zur bloßen Impression verflüchtigt. Wie saftig krautig stehen die vorderen Grasmassen, wie schwimmen die Blütenbüsche schaumartig nach hinten! Das Sonnenlicht ist nicht nur ein anderes als im Frühlingsbild, sondern ist auch malerisch viel sprühender behandelt. Alles ist aufgehellt, durchwärmt und durchleuchtet. (Man muß dabei beachten, daß der Vierfarbendruck die Farbenmischung vergröbert hat, wie er überhaupt die moderne Farbenverteilung weniger gut wiedergibt als die früheren tonigen Flächen.) Vor solchen Bildern lassen sich keine Poesien erzählen.

Man kann sie nur wie die Natur genießen. Das will die reine Malerei.

In einem Bilde ‚Schnitterinnen‘ hat die Künstlerin die ganze von einem stumpfblauen Himmel über das Ährenfeld herablastende Hitze dargestellt, die in den Halmen sengt und knistert. Von den beiden Schnitterinnen vorn hat sich die eine schwer aus der gebückten Haltung aufgerichtet und lugt geblendet in die heiße Welt. In einem anderen ‚Herbstsaat‘ sind die warmbraunen Schollenfurchen mächtig hingelagert, bereit, den Samen aufzunehmen und zum Keimen zu bringen. Sie erscheinen wichtiger als der Säer und das Gespann. Denn in ihnen vollzieht sich das Wunder des Werdens, das der Bauer nur vorbereitet. In einigen Gemälden hat die Künstlerin die Stimmungen der Jahreszeiten am Rande der schwäbischen Alb wiedergegeben, besonders in einem ‚Vorfrühling‘, wo der Boden nach der Schneeschmelze wie unter Schritten quallt und sickert. Bei all diesen Naturstudien aber verliert sie sich nicht ins Detail, sondern fühlt sich immer mitten im Naturganzen.

Es gibt kein Schön oder Häßlich in dieser Landschaftsmalerei. Da ist ein Bild ‚Verregnete Kirschblüte‘. Auch in diesen hängenden, tropfenden Zweigen, in den trauernden Blüten, in dem trüben Grau ist Schönheit, die Schönheit, die nur der hingebenden Gestaltung gelingt, gleicherweise wie in ihren feinen schlichten Stillleben. Da gibt es keine unmalerischen Stoffe. Wie sie einigen Vorstadtbildern mit ihren poesielosen Brandmauerflächen farbiges Leben abgenommen hat, beweist, daß auch zur modernen Landschaftsmalerei Poetenaugen gehören, nur andere als zu der früheren, solche, die auch im Alltäglichen Schönheit und Freude finden, nicht nur im Sonntäglichen und Geputzten.

Indem sich der moderne Künstler auf diese Weise auch das Unscheinbare verklärt, wozu ein gut Stück Selbstlosigkeit gehört, indem er den Schönheitsbegriff nach der Echtheit und Kraft hin orientiert, hat er ein neues Schönheitsideal geschaffen. Die moderne Landschaftsmalerei ist scheinbar gleich realistisch wie das moderne Leben und doch heimlich voller gesunder Poesie.

Konrad Weiß.

Der Kunstmarkt hat sich heute mehr wie je von dem Begriff der Kunst weg zu dem des Marktes hin entfernt. Die Kunst geht nach Brot wie immer, aber was sie erwirbt, davon nähren sich heute zwei, der Künstler und der Kunsthändler. Und wenn es schließlich einmal zum Kuchen reicht, so bekommt den ersten und größeren Teil der Kunsthändler. Die Kunstwellen, die sich in überstürzender Eile über das breiteste Publikum ergießen, fließen nicht wieder als goldener Strom zu den Künstlern zurück, während man doch nach dem allgemeinen Kunstgerede schließen müßte, nie hätten die Künstler bessere Tage gesehen als in der Gegenwart. Ein gut Stück Verdienstmöglichkeit haben dem Künstler die modernen Reproduktionsverfahren entzogen, die ihre Erzeugnisse immer mehr bis zu täuschender Originaltreue vervollkommen; denn damit haben sich die Künstler aller Zeiten und Völker in ungezählten Bildern und Wiederholungen zur Konkurrenz eingestellt. Aber nicht nur in diesem Kunstfabrikationszweig, der in mechanischen Bildern ein künstlerisches Scheinleben erweckt, — denn eine Reproduktion ist und bleibt bei aller technischen Feinheit dem Originale gegenüber etwas Totes, das um so mehr, je mehr sich die Reproduktionsart von dem natürlichen Werdeprozeß des Bildes entfernt, — sondern auch im lebendigen zeitgenössischen Kunstleben hat der Kunsthandel eine ausschlaggebende Rolle zu spielen angefangen. Die kaufmännische Spekulation macht Kunst, indem sie die Kunstwerte in Marktwerte selbständig umsetzt und dadurch die Schaffenden in die Hand bekommt. Das hat bereits hier und da zu denken gegeben. Im 2. Februarheft des ‚Mercure de France‘

beklagt der Kunstkritiker dieser Zeitschrift Charles Morice die neue Sachlage. ‚Heute mehr als je schiebt sich zwischen die Produktion des Künstlers und den Geschmack oder die Liebhaberei des Publikums der eigennützige Vermittler, der Händler. Wiederholt sprach man davon, ihn auszuschalten, und machte dahin zielende Versuche... Ich weiß, daß man eben jetzt neue Versuche macht; von ganzem Herzen wünsche ich ihnen Erfolg. Unterdessen bleibt der Händler im künstlerischen Leben ein bedeutsamer Faktor. Sein Einfluß auf die doppelte Kundschaft der Produzenten und der Käufer kann nicht geleugnet werden. Er wächst unaufhörlich. Die Galerien der Kunsthändler vermehren sich. Die Kunstfreunde und Kritiker haben sich daran gewöhnt, regelmäßige Wanderungen dorthin zu machen. Wenn diese Bewegung in der steigenden Entwicklung verharrt, die wir nun seit fünf bis sechs Jahren beobachten konnten, wird sie mit einer schweren Schädigung der jährlichen Kunstausstellungen endigen. Diese sind schon jetzt fast nicht mehr als umfassende Wiederholungen der Privatausstellungen oder derer von engeren Gruppen, welche in den Handlungen vor die Öffentlichkeit treten, ja sie selbst fügen sich allzu gelehrig in die Tyrannei der Händler, als die eigentlichen Aussteller, die reden und Auftrag geben in Vertretung einer beifälligen Menge. Dieser Bankrott der Ausstellungen, die fast durchweg Bazare geworden sind, wäre durchaus nicht beklagenswert, wenn er sich nicht vollzöge zugunsten der Verkaufsmagazine.‘

Die Kapitalisierung der Kunst muß, auch ohne Rücksicht auf die Gewinnanteile betrachtet, einer stetigen und gesunden Fortbildung solider künstlerischer Grundsätze schädlich sein. Den sichersten Profit macht dabei die nirgends anstoßende Mittelmäßigkeit; aber auch extreme unvergorene Auswüchse können mit Hilfe und Reklame eines spekulativen Kunsthändlers, der das nötige literarische Organ zur Hand hat, goldene Ernten bringen. Kunstanschauungen können gemacht werden, dem entspricht die zeitgenössische Erscheinung des Snobismus. Wie's gemacht wird, zeigt eine Notiz, die unlängst die ‚Kunst für Alle‘ der ‚Neuen freien Presse‘ entnommen hat. ‚Man braucht kein besonders gewitzter Kenner der Verhältnisse zu sein, um an der Art, in der solche Umwälzungen der Anschauung, namentlich aber des Preises, entstehen und um sich greifen, zu merken, daß der Antrieb dazu nicht so sehr von Kunstforschern, Liebhabern, Sammlern ausgeht als vielmehr vom Kunsthändler. Man kennt ja die Verfahren, die in solchen Fällen eingeschlagen werden. Etwa so: Irgend eine Weltfirma (eine solche muß es natürlich sein, am besten eine Pariser; schon London hat nicht mehr diese internationale Bedeutung; Berlin oder gar Wien zählen überhaupt nicht mit!) beschließt, einen — lebenden oder toten — Künstler zu machen. Es wird also vorerst alles aufgekauft, was von ihm zu haben ist. Nach geraumer Zeit erscheint in einer solchen Auktion ein solches Gemälde, in ausgezeichnetster Gesellschaft, zu einem phantastischen Ausrufspreis. Für die nötige Reklame ist schon gesorgt worden; kapitalskräftige Kunstfreunde hat man privat darauf aufmerksam gemacht, daß hier ein ganz besonderer Fang zu machen sei. Das Publikum ist präpariert. Will niemand anbeißen, so wird keineswegs im Preise nachgelassen, sondern das Werk wandert unverkauft wieder in den Laden des Besitzers zurück oder es wird ein Scheinkauf durch einen Strohmann inszeniert. Nach zwei oder drei Jahren erscheint das Stück wieder bei einer solchen Gelegenheit mit dem Vermerk: Bei der Auktion X im Jahre so und so um diese oder jene Summe verkauft. Das wirkt dann gewöhnlich. Irgend ein Amerikaner findet sich, und der An-

fang ist dann gemacht. Es ist selbstverständlich, daß es sich bei solchen Unternehmungen nicht einfach um einen plumpen Schwindel handelt. Es wäre nicht möglich, dem seriösen Kunstmarkt eine beliebige, offenkundige Talentlosigkeit dauernd als Valeur aufzudrängen. Es handelt sich vielmehr darum, ein wirkliches, bisher oder doch während der letzten Jahre weniger beachtetes Talent zu erkennen und die günstige Konjunktur dafür abzuwarten. Die Folge solcher Manöver ist, daß die Werke gewisser Meister und ganzer Epochen in unsinnige Preislagen getrieben werden, andere weit unter ihrem künstlerischen Werk an der Kunstbörse kotiert erscheinen. Italienische Meister zweiten Ranges aus dem 17. Jahrhundert z. B. sind jetzt, und wenn es sich auch um ausgezeichnete Stücke handeln würde, fast überhaupt nicht anzubringen. Eine mißlungene Skizze von Turner und Géricault, einige Farbflecke von Millet oder Courbet, neuerdings auch von Daumier oder Monticelli werden mit Tausenden bezahlt.‘

Diese Vorliebe unserer Zeit für den Paysage intime und die Realisten und diese Abneigung gegen die Spätbarockmaler ist nun sicher nicht bloß eine Folge der Marktspekulation, sondern entspricht dem Sachempfinden unserer Zeit. Kaufmännisch aber ist die unverhältnismäßige Preistreiberei, die doch eine schädliche Sprunghaftigkeit in den Anschauungen, ein Verlieren richtiger Wertmaßstäbe, selbst eine Beeinflußung der ernsthaften Kunstgeschichtschreibung zur Folge hat. Die schlimmste Folge aber ist, daß diese Art von Kunsthandel einer sachlichen Kunsterziehung schnurstracks entgegenwirkt. Wie nach berühmten Namen verkauft wird, so wird auch nach berühmten Namen eingeschätzt. Das Auge sucht nicht die Bildwerte, sondern die Signatur. Auf diese Weise konnten die jüngst abgeurteilten Münchener Bilderfälscher ihre ‚Schmarren‘ in Umlauf bringen.

Freilich ist der Kunsthandel einstweilen ein notwendig gewordenes Übel. Am rentabelsten für den Künstler und am bildendsten für den Käufer wäre der direkte Atelierbesuch, der auch die Kluft zwischen einer allgemein bedeutenden und einer art pour art - Kunst verhindern würde. Der Kunstkritiker des ‚Mercure de France‘ verlangt, daß von seiten des Staates ein Ausstellungsraum zu dauernder Verfügung der Künstler gestellt werde. ‚Aber ich vergesse,‘ fügt er mit bitterem Spott hinzu, ‚daß man diesen immerfort für die Automobile braucht.‘ Dieser Hieb auf Paris trifft viel weiter. Der Automobilismus und die übrigen sportlichen Verrohungen, die die Kapitalien aufzehren und an der stillen Kunst vorbeilärmen, schaden den Künstlern fast mehr als der Kunsthandel.

W.

## Musik.

Neue Briefe von Franz Liszt. Über die Einschätzung der tonschöpferischen Bedeutung von Franz Liszt sind auch heute die Akten noch nicht geschlossen. Die eminenten Leistungen des genialen Pianisten auf organisatorischem Gebiete, als Bahnbrecher und Förderer der modernen Musik, die nie bezweifelt worden sind, treten neuerdings aber immer klarer in die Erscheinung, jemehr die Einsicht in das Detail der Lebensgeschichte Liszts erschlossen wird. Eine Reihe in dieser Hinsicht wichtiger Dokumente ist kürzlich durch die Veröffentlichung des Briefwechsels des Künstlers mit dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen (Breitk. und Härtel, Leipzig 1909. Preis 5 M.) wieder neu zugänglich gemacht worden. Diese den langen Zeitraum von 1845 bis 1886 — dem Todesjahre Liszts — umfassenden Dokumente erscheinen in vieler Hinsicht als einer der wichtigsten neueren Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der modernen Musik.

Im Jahre 1841 war Liszt zuerst in

Beziehung zu dem in Weimar residierenden Großherzog getreten, und bereits im folgenden Jahre war der Künstler durch die Ernennung zum ‚großherzoglichen Kapellmeister in außerordentlichen Diensten' wenigstens zeitweise an die kleine Ilm-Residenz mit der großen Vergangenheit gefesselt, bis es 1848 zur dauernden Niederlassung dortselbst kam. Nunmehr wurde das kleine Weimar auf Jahrzehnte hinaus die Hochburg aller fortschrittlichen Bestrebungen in der Musik. Die als Wirkungsort Goethes geweihte Stätte war es, von der aus namentlich Richard Wagners Kunst ihren Siegeszug durch die Welt antrat. Die Weimarer Opernbühne eroberte zuerst dem ‚Fliegenden Holländer' und ‚Tannhäuser' das wahre Verständnis und die Liebe des Publikums; hier fand im August 1850 die denkwürdige Uraufführung des ‚Lohengrin' statt, jenes populärsten neueren deutschen Opernwerkes, dem sich damals die großen Hofbühnen, als der Schöpfung eines verfehmten politischen Flüchtlings schroff verschlossen. Allen diesen Bestrebungen und Taten seines genialen Künstlerfreundes brachte Großherzog Karl Alexander feinfühliges Verständnis und tatkräftige Förderung entgegen, so daß dieser es wagen konnte, den Fürsten bei jedem noch so kühnen und neuartigen künstlerischen Plan ins Vertrauen zu ziehen. Da ist es nun sehr interessant, im Briefwechsel der beiden Männer die später in Bayreuth verwirklichte Wagner'sche Festspielidee auftauchen zu sehen. Zu Anfang der fünfziger Jahre hatte Wagner die Arbeit am ‚Ring des Nibelungen' begonnen. Die in größten Dimensionen angelegte Tetralogie war ihrer ganzen künstlerischen Tendenz nach im Rahmen des gewöhnlichen Spielplans der damaligen Opernbühnen überhaupt nicht praktisch zum Leben zu erwecken. Der Meister dachte vielmehr bekanntlich von Anfang an an die Aufführung in einem separaten Theater und im Charakter selbständiger Festspiele. Liszt griff diesen Gedanken mit Begeisterung auf, und zwar sollte seinem Plane nach Weimar die Geburtsstätte jener großen dramatischen Tat werden. In einem denkwürdigen Schreiben aus Zürich vom 10. November 1856 unternahm er es, den Großherzog für die gewaltige Idee zu gewinnen; für die Ehre des Fürsten als Kunstmäcens, schreibt* er da, wie für die Ehre Weimars, als einer Hochburg des künstlerischen Fortschrittes halte er es für unbedingt notwendig, daß Wagners ‚Nibelungen' in Weimar zur ersten Aufführung kämen. ‚Diese Aufführung ist ohne Zweifel keine ganz einfache und leichte Sache; man müßte außerordentliche Maßnahmen treffen, wie z. B. den Bau eines Festspielhauses und das Engagement eines speziell zu diesem Zweck nach den Intentionen Wagner zusammengesetzten Künstlerpersonals.' Die Schwierigkeiten würden sich bei ernstlichem Willen aber wohl beseitigen lassen und der materielle wie ideelle Erfolg sicher befriedigend ausfallen. ‚Das Werk Wagners', schreibt Liszt weiter, ‚wird unsere Epoche als die gewaltigste Leistung der zeitgenössischen Kunst beherrschen; es ist unerhört, wunderbar und erhaben. Wie beklagenswert wäre es, wenn es der ärmlichen Rücksichtnahme auf die unter gewissen Umständen herrschende Mittelmäßigkeit gelänge, es zu verhindern, die Welt mit seinem Strahlenglanze zu erfüllen. Gestatten Sie mir, fest zu vertrauen, daß dem nicht so sein wird, und daß Euere Königl. Hoheit nicht anstehen werde, die sich bietende hohe Aufgabe zu lösen.' Diesem Schreiben Liszts lag auch ein Brief Wagners bei, der einen ziemlich pessimistischen Ton anschlägt, aber die ‚hochherzigen Bemühungen' des fürstlichen Freundes und Schützers mit warmherziger

* Die Briefe sind im Original französisch; die hier folgenden Zitate daraus werden in freier, sinngetreuer Übersetzung mitgeteilt.

Anerkennung feiert. Der Großherzog zeigte in seiner Antwort (28. November 1856) größte Bereitwilligkeit, auf Liszts idealen Vorschlag einzugehen: ‚Das, wovon Sie mir in Ihrem Briefe sprechen, läßt mich ersehen, daß uns ein neues Wunderwerk des Wagner'schen Genies bevorsteht. Ich sehe ihm mit großer Erwartung entgegen und bin gerne bereit, seine Aufführung zu erleichtern. Bei Ihrer Rückkehr werden wir zusammen die Möglichkeit davon besprechen. Bitte sagen Sie dies Wagner einstweilen und danken Sie ihm für seinen Brief.'

Wiederholt wurde der großartige Plan zwischen Liszt und dem Großherzog mündlich und schriftlich besprochen und bis Anfang der sechziger Jahre hielt Liszt an der Hoffnung fest, die Aufführung der ‚Nibelungen' in Weimar zu ermöglichen. ‚Daß er ihr endgültig entsagen mußte', sagt La Mara in der Vorrede der neuen Briefe, ‚und seine Großtaten für Wagner somit der Krone beraubt sah, trug dazu bei, daß er sich in Rom fesseln ließ. Wer konnte freilich zu jener Zeit ahnen, daß sich für Wagner und sein Werk in Bayreuth, dank der Huld König Ludwigs eine Siegesstätte, ein noch geeigneterer Boden wohl als Weimar ihn darbot, auftun würde?' In der Tat hatte Wagner später an dem jungen Bayernkönig einen noch mächtigeren fürstlichen Beschützer gefunden, durch dessen Hilfe der Festspielgedanke mit der ersten Aufführung des Nibelungenrings zu Bayreuth im Sommer 1876 verwirklicht werden konnte. Liszt sowohl wie der Großherzog schenkten dem Bayreuther Unternehmen interessierteste herzlichste Anteilnahme, die nie von einem Hauch der Eifersucht getrübt war. In einem Brief vom 3. November 1872 schildert Liszt dem Großherzog die Anfänge der Vorbereitungen zu den Festspielen: ‚Das „Nibelungen"-Theater erhebt sich imponierend am Gipfel eines Hügels, auf einem ausgedehnten und sehr günstigen Platz, den die Stadt zur Verfügung gestellt hat. Im Ganzen genommen ist das Unternehmen sicherlich das staunenswerteste und großartigste im Kunstleben der Gegenwart. Groß bis zur Kühnheit sagt man. Mag sein — aber es hat größte Aussicht auf Erfolg, und wir sehen, daß man es sehr konsequent betreibt... Wenn der Tag des Erfolgs gekommen ist, wird Deutschland die Ehre davon haben und das übermenschliche Genie Wagners als Dichter, Musiker und Dramaturge, wie seine langen und unermüdlichen Bemühungen um die Erhebung der ganzen dramatischen Kunst aus den Niederungen der alten Theaterroutine in gerechter Weise rühmen.' Karl Alexander antwortete darauf mit merkwürdig klarer Erkenntnis der Sachlage: ‚Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß er (Wagner) sein Ziel erreichen wird, aber . . . ich zweifle, ob er es nicht nur für einen Augenblick erreicht und . . . ich weiß nicht, ob ich an der Möglichkeit zweifeln soll, „Olympiaden" dauernd zu erhalten, die nicht den Bedürfnissen eines Volkes, sondern dem Bedürfnis eines (einzelnen) Genies entsprungen sind.' In der Tat hatte mit den Festspielen von 1876 der ‚Bayreuther Gedanke' noch nicht definitiv gesiegt. Wagner selbst machte nach dem Festspieljahr das pessimistische Geständnis, man habe die ‚große Unbequemlichkeit Bayreuths' ihm und seinem Werke zu Gefallen auf sich genommen, scheue sich aber vor einer Wiederholung. Nur die immer wachsende Begeisterung, mit der der ‚Nibelungenring' seit seinem Übergang auf die gewöhnlichen Opernbühnen überall aufgenommen wurde, gab dem Meister den Mut, es nochmal mit Bayreuth zu versuchen, und diese zweiten Bayreuther Festspiele, die ersten Aufführungen des Bühnenweihfestspieles ‚Parsifal' im Sommer 1882 entschieden den endgültigen Sieg Bayreuths. Liszt nahm auch damals wieder den regsten Anteil an den Unternehmungen seines

künstlerischen Freundes; am 9. Oktober berichtet er seinem Versprechen gemäß an den Großherzog über die Vorbereitungen in Bayreuth: ‚Die Partitur des „Parsifal" naht der Vollendung. Die Aufführung im Bayreuther Wagnertheater Ende Juli 1882 wird das große Ereignis der deutschen Kunst sein. Sie werden ihr in hoher fürstlicher Gesellschaft beiwohnen. In den anderen Reihen werden sich Tausende von neugierigen Zuschauern versammeln: vernarrte Enthusiasten und Kritiker, Freunde und Gegner, Gemäßigte und nicht Gemäßigte ꝛc. ꝛc. Glücklicherweise sind Wagners Werke heute „Mode" im weitesten Sinn des Wortes.' So war es Liszt also vergönnt, den letzten und herrlichsten Triumph an der Seite des Künstlerfreundes noch mitzufeiern. Auch nachdem im folgenden Jahre die Gruft sich über dem Schöpfer Bayreuths geschlossen hatte, blieb Liszt dem Festspielhause ein treuer und stets begeisterter Gast. Noch im Juli 1886 wohnte er mit schon ersterbender Kraft Bayreuther Aufführungen des ‚Tristan' und ‚Parsifal' bei; geleitet von diesen Sphärenklängen nahm er am letzten Tage des Monats für immer Abschied von der Welt.

Dr. Eugen Schmitz.

## Verschiedenes.

Das Fuldaer Prozessionale. Die Kunstschrift des Mittelalters erhielt sich bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts; die Erfindung der Buchdruckerkunst konnte das Schriftwesen wohl zur mechanischen Gleichheit führen, aber den Künstler der Handschrift nicht ohne weiteres verdrängen. Die Psalter- und Evangelien-Initialen der Fust-Schöfferschen Offizin in Mainz werden zwar viel bewundert, sie bieten aber keinen Ersatz für den künstlerisch vollendeten Buchschmuck des lateinischen Psalters aus dem 7.—8. Jahrhundert im Kloster des heiligen Augustin zu Canterbury (British Museum. Cotton MS. Vespasian A. I.) oder der Lindesfarne-Evangelien aus den Jahren 690—700 (British Museum. Cotton MS. Nero D. IV.). Selbst die lateinische Bibel von Tours (British Museum. Additional MS. 10546), geschrieben um die Mitte des 9. Jahrhunderts in der Schulschrift Alkuins, zeigt so reizvolle Initialen, daß der allermodernste Buchschmuck mit ihnen nicht zu rivalisieren vermag. Betrachten wir gar erst die herrlichen Buchschriften der englischen Klöster aus dem 11. und 13. Jahrhundert, z. B. die lateinischen Evangelien von Winchester (British Museum. Royal MS. I D. IX.) und die lateinische Bibel von William of Devon (British Museum. Royal MS. I D. I.), dann erreicht unsere Bewunderung den Höhepunkt; feinster Bilderschmuck umrahmt die korrekteste Typenhandschrift; innige Frömmigkeit paart sich mit Scherz und Ironie; fein stilisierte Kleinzeichnung zeigt den Miniaturenzeichner auf der Höhe seiner Kunst. Stellen wir uns noch den Gold-, Silber- und Purpurschmuck dieser Prachtwerke vor, dann lernen wir verstehen, daß die Buchdruckerkunst hier versagen mußte, daß sie den Buchkünstler nicht ersetzen konnte. Wir würdigen dann auch die Abneigung, welche die Freunde der alten Kunst gegen die Erfindung der beweglichen Letter erfüllte. Geht es uns denn heute anders? Wenn wir sehen, wie ein Meisterstück nach dem andern durch die Maschine schablonisiert wird, dann beschleicht auch uns eine gewisse Wehmut, daß nun wiederum ein Stück Kunsthandwerk aus der Werkstatt verschwindet und der Arbeiter oder Meister zum Werkzeug der Maschine geworden ist.

Um das Jahr 1500 regt sich an den alten Kunstplätzen der Widerspruch gegen die Erzeugnisse der Druckerpressen. Äbte ermahnen ihre Ordensbrüder, in der Ausübung der Schreibkunst nicht zu erlahmen; sie geben Aufträge auf Meß- und Gebetbücher und versäumen nicht, den Schreiber auf den Wert und auf die Wichtigkeit seiner Kunst aufmerksam zu machen. So

ist zweifellos auch das Fuldaer Prozessionale entstanden, das sich unter ‚Le ms. latin 10517' in der Nationalbibliothek zu Paris, wie mir der Chef der Nationalbibliothek in liebenswürdigster Weise mitteilt, befindet und dem XVI. siècle zugeschrieben werden muß. Wer sich näher für dieses Prachtwerk handschriftlicher Kunstarbeit interessiert, der findet ein Faksimile in der ‚Festgabe zum Bonifatius-Jubiläum 1905', Fulda, Aktiendruckerei, Mk. 5.—. Ich verdanke diesen Hinweis Herrn Pater Manser O. S. B. von der Erzabtei Beuron, ein Freund paläographischer Studien wie auch ich. Nachdem ich die Festschrift gelesen und das Prozessionale-Faksimile eingehend geprüft, drängte sich mir die Frage auf, woher der Name stamme und welchem Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts das Prozessionale zuzuweisen wäre. Meine Rundfragen gingen an die Ständische Landesbibliothek nach Fulda, an die Nationalbibliothek in Paris, nach Monte Cassino, an bekannte Paläographen und Studienfreunde; doch vergebens. Der Name ‚Processionale Fuldense' ist da. Das ist alles. Ein dichter Schleier liegt über dem Ursprung des Werkes gebreitet. In Vermutungen will ich mich nicht ergehen. Möglich wäre es, daß Herren, die in Fulda studiert und sich mit den Regesten der Erzabtei beschäftigt haben, auf einen Kunstschreiber des 16. Jahrhunderts gestoßen sind. Mir kam, als ich das Faksimile sah, unwillkürlich der Gedanke, daß die schöne Typenschrift, welche den vierzeiligen Noten in Gotisch und Antiqua beigefügt ist, von Frauenhand herrühre; wurden doch viele Notenbücher von Klosterfrauen angefertigt. Weiter will ich in meinen Vermutungen nicht gehen. Uns bleibt bloß der Name ‚Fuldaer Prozessionale', sonst keinerlei Anhaltspunkt. Wer lüftet den Schleier? Ich will noch bemerken, daß Herr Prof. Dr. Gregor Richter in Fulda die Entstehung des Prozessionale ins 15. Jahrhundert verlegt. Siehe die Festschrift S. LXX. Die Nationalbibliothek in Paris klassifiziert sie aber ins 16. Jahrhundert.

Karl Kempe sen.

Benutzungsmängel der deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken. Wer hätte sich noch nicht über die zeit- und müheraubende Arbeit geärgert, die es braucht, ein Buch aus einer wissenschaftlichen Bibliothek herauszubekommen, besonders wenn er die zweitägige Angelegenheit mit einem Metzgergang abschließen muß! Den häufig in den Tageszeitungen wiederkehrenden Beschwerden gegen lokale und prinzipielle Mängel in der Bibliothekbenutzung hat sich nun vor einiger Zeit in der ‚Frankf. Ztg.' ein Amerikaner angeschlossen, der Vergleiche zwischen der amerikanischen Beweglichkeit z. B. der Harvard-Bibliothek und der deutschen Schwerfälligkeit von Staats- und Universitätsbibliotheken auf Grund seiner üblen Erfahrungen zieht und genaue Vorschläge macht, den alten Zopf abzuschneiben. In einer einleitenden captatio benevolentiae macht er Deutschland das Kompliment, ‚daß kein Land der Erde solche Bücherschätze besitzt wie eben Deutschland, daß die Wissenschaftlichkeit der Katalogisierung wenig zu wünschen übrig läßt, daß das preußische Unternehmen des Auskunftsbureaus und des damit verbundenen, im Entstehen begriffenen Katalogs aller preußischen Bibliotheken Deutschland in diesem Teile des Bibliothekwesens an die Spitze aller Länder stellt'. Im umgekehrten Verhältnis zu diesen Vorzügen stehen aber die Benutzungsbedingungen. Die beiden Hauptmängel sind, daß ein gewünschtes Buch nicht sofort bei der Bestellung mitgenommen werden kann, sondern, oft schon den Tag vorher, vorausbestellt werden muß, sodann daß dem Buchsuchenden die Katalogbenützung sehr erschwert, ja der Zutritt zum Katalog an vielen Bibliotheken überhaupt verboten ist. Zum Schlusse seiner an illustrierenden Einzelheiten rei-

chen Bibliothekserlebnisse schlägt der Amerikaner, um der Misere ein Ende zu machen, folgende fünf Neuerungen vor:

1. Alle Kataloge müssen anstandslos, ohne Rücksicht auf ihre jetzige Form und ohne vorherige Anfrage jedem Besucher durch offene Türen zugänglich sein.

2. Jedes bestellte Buch muß durch einen Laufbuben sogleich dem Benützer am Ausleihtisch oder an seinem nummerierten Platze im Lesesaal zugestellt werden.

3. Das Ausleihezimmer muß ohne Pause von 9 bis 5 Uhr geöffnet sein, wobei nur ein Teil der Beamten um die Mittagszeit zugegen zu sein braucht.

4. Ein großer Lesesaal mit wenigstens 20000 der am meisten gebrauchten Bücher (nicht nur Nachschlagebücher) und mit den gewünschten Zeitschriften und Zeitungen — alles zur freien Benutzung — muß eingerichtet werden, wo die Professoren auch die für ihre Vorlesungen zu benützenden Werke ausstellen sollen.

5. Ein einziger neuer Beamter muß angestellt werden, damit dieser neue Lesesaal ohne Pause bis 9 oder 10 Uhr abends geöffnet bleiben kann.

Ein deutscher Oberbibliothekar hat auf diese Angriffe und Vorschläge in der gleichen Zeitung mit Bedenken und Einwendungen geantwortet, die, wie die Redaktion dazu in einer Fußnote bemerkt, ‚im Grunde den lebhaften Eindruck noch verstärken, daß unsere wissenschaftlichen Bibliotheken, soweit die Technik ihres Betriebs in Betracht kommt, den Anforderungen der Zeit nicht mehr genügen und daher nicht länger gezögert werden sollte, energisch mit umfassenden Verbesserungen vorzugehen'. Im einzelnen wird allerdings die Forderung, die Kataloge ohne Rücksicht auf ihre jetzige Form allgemein zugänglich zu machen, nicht ohne weiteres erfüllbar sein da, wo mit losen Zettelkatalogen gearbeitet wird. Eine bessere Katalogisierungsart muß dann allgemein werden. Der Einwand aber, daß die Beamten bei ihrer Arbeit durch die Katalogbenützer gestört werden, ist nicht hinreichend, den Katalog der Allgemeinheit zu entziehen. Je praktischer sodann die Kataloge angelegt werden, desto weniger braucht der Suchende die Hilfe eines Beamten in Anspruch zu nehmen. Oberbibliothekar Ebel schlägt vermittelnd die Herstellung besonderer Kataloge für den allgemeinen Gebrauch vor, verweist aber hier wie für die anderen Neuerungen auf die Geldfrage. Alle Forderungen lassen sich, zumal bei noch ganz rückständigen Bibliotheken, nicht auf den ersten Anhieb durchsetzen. Wandel muß aber schließlich geschaffen werden und gerade der Versuch, eine größere Fixigkeit der Bibliothekbenützung einzuführen, dürfte am wenigsten kostspielig sein.

Der Außenstehende hat vielfach den Eindruck, als ob bei uns die Bibliotheken zu sehr als Selbstzweck betrachtet werden; die Bücherernte wird in die Scheunen gesammelt, aber sie kommt nicht als geistiges Brot unter die Allgemeinheit. Die Bibliotheken scheinen ein Professorenreservat, so daß wohl nicht selten ein Buch aus einer Universitätsbibliothek, das der junge Student auch einmal gern gesehen hätte, zum eisernen Bestand der Privatbibliothek eines Dozenten Zeit seines Lebens gehört. Wenn der Amerikaner Laufburschen wünscht und vor Anstellung ehemaliger Unteroffiziere warnt, so mag er die Erfahrung gemacht haben, daß man bei „gedienten Leuten" nicht selten auf patriarchalische Manier mit Geld und guten Worten weiter kommen muß. Wenn schließlich akademische Lesehallen und Bibliotheken nichts miteinander zu tun haben, so erinnert uns doch die Zeitschriftenfrage daran, daß die jeweils erschienenen neuen Lieferungen, falls die Zeitschriften in den Bibliotheken überhaupt zugänglich sind, zuerst unter den „Nächstbeteiligten" zirkulieren, bevor sie der Lesesaalbesucher zu Gesicht bekommen kann. Solche und andere lokale

Mißstände werden von selbst behoben, wenn weniger patriarchalische, mehr demokratische und geschäftsmäßige Benützungsbestimmungen zum Prinzip erhoben werden.

**

# Neues vom Büchermarkt.

Deutsches Wörterbuch von F. L. K. Weigand. 5. Aufl. Neubearbeitet von Prof. Karl von Bahder, Prof. Herm. Hirt und Karl Kant. Herg. von Hermann Hirt. Ca. 12 Lieferungen à Mk. 1.60. — Verlag Alfred Töpelmann, (vorm. J. Ricker) Gießen 1907. —

Ein deutsches Wörterbuch — mäßig im Umfang, nicht allzu teuer, ausreichend, wissenschaftlich zuverlässig — fast scheut man sich die oft so gewohnheitsmäßig gebrauchte Phrase von dem Bedürfnis zu wiederholen — so sehr war es ein Bedürfnis. Das s. Zt. bestberufene Wörterbuch dieser Art, der Weigand, war lange vergriffen. Wenn auch einst nach dem Urteil der Brüder Grimm das zuverlässigste aller kurzen deutschen Wörterbücher, hatte doch die fortschreitende Sprachforschung es in vielen Einzelheiten zurückgelassen. Einen neuen der Aufgabe vollständig gewachsenen Herausgeber und die nötigen sich dem Plan unterordnenden Mitarbeiter zu finden, war keine leichte Sache. Daß es dem Verleger Alfred Töpelmann gelungen ist, verdient als eine kluge und weitsichtige Unternehmung allen Preis. Nach nahezu 15 Jahren ist die erste Lieferung dieses volkstümlichsten deutschen Wörterbuches in neuer Form, neuer Anordnung, vorzüglichem Druck wieder erschienen. Das ist für jeden Deutschen, der sich einmal ernstliche Kenntnis seiner Muttersprache zur Aufgabe gemacht hat, ein begrüßenswertes Ereignis. Die Leistung der genannten namhaften Lexikographen ist sichtlich durch das Bewußtsein gespornt, eine alte Arbeit deutschen Gelehrtenfleißes, die sich der besonderen Gunst der Brüder Grimm erfreuen durfte, im selben Geiste wissenschaftlicher Tüchtigkeit und Exaktheit nicht nur zu verbessern, sondern weiterzuführen und auszubauen. Die Ansätze dazu waren gegeben. Der alte Weigand († 1878 zu Gießen) hatte schon damals den praktischen Sinn besessen, die gebräuchlichsten Fremdwörter mit aufzunehmen, deren Einfügung in den Sprachschatz nun einmal eine kulturgeschichtliche Tatsache von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Auf die Etymologie ist besonderes Gewicht gelegt. Durch diesen Hinweis auf den Zusammenhang der Wörter einer Sprache unter sich und mit den Wörtern der verwandten Sprachen, wird nicht nur das Verständnis für die konkrete Bedeutung eines Wortes geweckt, sondern auch ein tieferer Einblick in die damit bezeichnete Sache erschlossen. Während schon die Alten dieser Sprachenkenntnis für einen richtigen Gebrauch der Sprache die größte Bedeutung zumaßen, ist sie doch erst mit der Sprachforschung des 19. Jahrhunderts aus einer zum Teil müßigen Spielerei zu einer aufschlußreichen Wissenschaft geworden. Nicht zuletzt verdient als ein besonderer Vorzug dieser Neuausgabe des Weigand'schen Wörterbuches hervorgehoben zu werden, daß es zahlreiche seltene und landschaftliche Wörter aufgenommen hat, was, wie der Herausgeber mit Recht im Vorwort bemerkt, in keinem andern kurzen Wörterbuch der Fall ist. Diese Nutzbarmachung der mundartlichen Forschung ist aber gerade in einer Zeit doppelt erwünscht, wo durch die Besinnung unserer Dichtung auf landschaftliche Eigenart („Heimatkunst") wieder so manches Wort in Aufnahme kommt, das vorher nur im engen Kreise ein bescheidenes Leben geführt hat. Möchten die Bemühungen der Herausgeber und Mitarbeiter sowie der Verlag die allgemeine Anerkennung finden, die sie im Interesse der vaterländischen Gesinnung verdienen.

M.

**Die Entwicklungstheorie und der Mensch.** Von Dr. Joh. Bumüller. Mit 7 Abbildungen. Herausgegeben von der ‚Gesellschaft für Naturwissenschaften und Psychologie'. München 1907. 1 Mk.

Einleitung: Der Mensch ist seiner körperlichen Seite nach ein Tier, d. h. er ist nach demselben Grundplan aufgebaut wie der tierische Körper; das beweist die Embryologie, die Anatomie, die Physiologie. — Da nun unter den Tieren unstreitig die anthropoiden (menschenähnlichen) Affen dem Menschen am nächsten stehen, so fragt es sich zunächst: gehört der Mensch wirklich anatomisch zur Ordnung der Affen oder nimmt er in der Tierwelt eine selbständigere Stellung ein? Der Verfasser verficht seit Jahren mit

überzeugenden Gründen die letztere Ansicht. ‚Der Mensch paßt nicht in die systematische Reihenfolge der Affen‘. Der Mensch steht ‚als „Gehirntier“ und als selbständiges Glied der animalen Welt den quadrupeden (vierfüßigen) Rückenmarkstieren gegenüber‘. Daraus würde also unmittelbar folgen: der menschliche Körper kann sich nicht aus dem Affenkörper direkt entwickelt haben. Nun aber die entscheidende Frage: ist vielleicht auf dem Wege paläontologischer Forschung ein besserer Anknüpfungspunkt für die Herleitung des menschlichen Körpers aus dem Tierreiche zu gewinnen? Da ergibt sich als wichtiges Resultat, ‚daß die höhere Entwicklung des Affentypus im allgemeinen gar nicht dem Menschentypus zustrebt, sondern im Gegenteil sich in geradezu extremer Weise von letzterem immer weiter entfernt‘. ‚Der Mensch erweist sich als eine gesonderte Gruppe, wie es deren viele in der organischen Welt gibt‘, ein der anatomischen Untersuchung genau entsprechendes Ergebnis. Und weil ‚die älteste Tierbevölkerung der Erde ganz gegen eine allgemeine Abstammung der Tierwelt und mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, für eine gesonderte Entstehung mindestens der einzelnen Stämme spricht‘, so wird dies auch für den Menschenstamm zu gelten haben.

Wer wissenschaftlich gediegenes und zugleich leicht verständlich und übersichtlich verarbeitetes Material bedarf zur eigenen Aufklärung und zur Belehrung anderer, der greife nach diesem Schriftchen; es wird ihm mehr bieten als manches andere größere Werk.

P. Gander, O.S.B.

**Die Mission in unseren Kolonien.** Von Pastor C. Paul. Vierter Teil: Die Deutschen Südsee Inseln. Mit vielen Illustrationen und einer Karte. 260 S. Dresden-A 1908. Mk. 2,50.

Die beiden ersten Kapitel: Ozeanien und das Deutsche Schutzgebiet und eine Rundfahrt durch die deutsche Südsee enthalten eine gute ästhetische, wirtschaftliche und geographisch-ethnographische Würdigung unseres Südseebesitzes.

Der entsagungsvollen Tätigkeit der christlichen Missionare wird mit Recht das vollste Lob gespendet. Um so unverständlicher ist die Polemik des Verfassers gegen die katholischen Missionen. Fast mit Bedauern spricht er von ihren Fortschritten und Erfolgen. Die evangelische Missionsarbeit ging von der Londoner Mission aus und wurde von der melanesischen, Methodisten- und der mikronesischen Mission des Amerikan Board fortgesetzt. Nicht darf übersehen werden die Tätigkeit der deutschen Missionare auf Neu-Guinea. Die katholische Mission wird relativ eingehend besprochen, leider auch hier nicht mit der notwendigen Objektivität.

Den Schluß des Buches bilden Geschichten und Bilder aus der Mission auf den deutschen Inseln.

Dem, der sich rasch über den Stand der Missionen in der deutschen Südsee orientieren will, wird das Büchlein gute Dienste leisten.

Dr. Schmidt.

**Dreißig Jahre in der Südsee von Parkinson.** Herausgegeben von Dr. B. Ankermann, Directorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin. Mit zahlreichen Tafeln und Textbildern. Lieferung 1—5. Vollständig in 28 Lieferungen zu je 50 Pfg. Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart.

Ein 30jähriger Aufenthalt in den verschiedensten Teilen der Südsee berechtigt den Verfasser dazu, eine zusammenfassende, allgemeine Beschreibung des Bismarckarchipels zu geben. Über manche Gegenden wie z. B. Squoilly Island erhalten wir hier die ersten Nachrichten. Der geographischen Betrachtung der einzelnen Inseln bzw. Inselgruppen schließen sich die ethnographischen Partien an. Die Illustrationen sind bis auf einige Wiedergaben von Landschaften, soweit ein Urteil auf Grund der vorliegenden fünf Lieferungen möglich ist, von tadelloser Deutlichkeit. Es wäre zu wünschen, daß das Werk, das bei den Fachgelehrten außerordentlich freundliche Aufnahme gefunden hat, seinen Weg in die gebildeten Kreise unseres Volkes fände. Es verbindet in glücklicher Weise lebhafte und sprachlich elegante Schilderung mit objektiver, keineswegs schönfärberischer Darstellung. Und was bei ähnlichen Werken, auch die Stephanschen (Hochland V, 203 ff.) nicht ausgenommen, außerordentlich selten ist, es ist auf die Naturschilderung, die ästhetische Würdigung der kolonialen Landschaft viel Liebe und Sorgfalt verwendet worden.

Dr. Schmidt.

**Populäre Astrophysik.** Von Prof. Dr. J. Scheiner 718 Seiten mit 210 Illustrationen und 30 Tafeln. Teubner, Leipzig 1908, M. 12.—.

Dieses stattliche Werk darf auf um so größere Teilnahme gebildeter Laienkreise rechnen, als das behandelte Spezialgebiet der Astronomie noch niemals in populärer Darstellung dargeboten worden ist. Und doch umschließt diese Welt nicht nur eine Fülle der reizvollsten Erkenntnisse, sondern sie erschließt sie verhältnismäßig auch dem Laienverständnis leichter als so manche andere astronomische Disziplin, weil man wenigstens in dieser populären Darstellung mit geringeren mathematischen Voraussetzungen auskommt, die der Verfasser möglichst vermeidet, dort aber wo sie unvermeidlich waren, dem Standpunkt eines Gymnasialabiturienten angepaßt hat. Speziell über Himmelsphotographie belehrt Scheiner in der Weise, die man schwerlich gleich gut anderwärts finden wird.

H.

**Aus der Jugendzeit.** Erinnerungen von Dr. D. Robert Bosse, weil. Königl. Preuß. Staatsminister. Mit einer Silhouette. — Leipzig bei Fr. Wilh. Grunow. 331 S.

Diese autobiographischen Aufzeichnungen des bekannten einstigen preußischen Kultusministers geben ein sonniges Bild aus der Frühlingszeit eines prächtigen Menschen. Es ist ein Buch, welches so recht in den ‚Grenzboten'-Verlag und zu seiner etwas altfränkisch, aber stets bieder und gesund schmeckenden Kost paßt und uns einen Blick tun läßt in jene ganz spezifische dort sich kundgebende protestantische Welt — stark gouvernementalen Anstrichs — mit ihrer etwas aufgeklärt angehauchten, aber sonst ehrlichen Religiosität, in jene Welt, die durch eine wohltuende und vornehme konfessionelle Duldsamkeit und preußische Loyalität einen besonderen Zug erhält, aber leider zugunsten der fanatischen Romfeinde immer mehr ausstirbt. Wer diese Reminiszenzen gelesen hat, wird vieles an dem späteren Minister besser würdigen können und insbesondere so manches Menschlichschöne an dem edlen Manne entwicklungsgeschichtlich verstehen. Ganz reizvoll sind die Tage der Kindheit und die Schulzeit in dem Harzstädtchen Quedlinburg wieder ins Leben gezaubert; manche Abschnitte mit ihrem liebevoll herausgearbeiteten, anheimelnden Detail lesen sich wie ein Idyll von Poetenhand und erinnern mich fast an Hebbel's Fragment ‚Meine Kindheit.' Auch die Erinnerungen aus den Studentenjahren in Heidelberg, Halle und Berlin sind charakteristisch, wenn auch nicht mehr so lebensfrisch und farbensatt wie jene aus dem ‚Vorfrühling.' Daß überall wertvolle Bemerkungen über Schule und Erziehung, über religiöse und kirchliche Verhältnisse abfallen, läßt sich denken. Die Memoiren, deren schlichter und prägnanter Stil in jedem Satze den feingebildeten Mann verrät, brechen mit dem Beginn der amtlichen Laufbahn ab. Über die Zeit bis 1876 hat der Herausgeber kurze Notizen hinzugefügt. Von da ab existieren bekanntlich wieder eigene Aufzeichnungen Bosse's. Wir haben wenige Tagebuchblätter moderner Staatsmänner, die einen so liebenswürdigen und christlich-religiösen Geist atmen wie die hier besprochenen.

J. M-r.

**Karl Spindler.** Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Romans und der Unterhaltungslektüre in Deutschland nebst einer Zahl bisher ungedruckter Briefe Spindlers. Von Dr. Joseph König. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte 15.) Leipzig 1908 Quelle & Meyer. geh. M. 5.—

Einst einer der Beherrscher des literarischen Unterhaltungsmarktes ist Spindler jetzt eine selten fehlende und sehr ausdauernde Zierde der Antiquariatskataloge, obwohl der Leser mit ästhetischem und psychologischem Interesse immer noch Partien uud Einzelzüge von packender Wirkung in den Büchern dieses starken Talentes findet, das sich leider im Spannenden und Stofflichen skrupellos austobte. Der Literar- und Kulturhistoriker darf erst recht nicht die Unterhaltungsliteratur, selbst die von ganz zweifelhaften künstlerischen Werten, außer acht lassen, denn sie ist immerhin bezeichnend für den Geschmack und vielfach auch für die Ideen und Ideale, die heimlichen Wünsche der großen Masse einer bestimmten Zeitperiode. Vielleicht hätte Joseph König in seiner Monographie über Spindler diesem Punkt mehr Aufmerksamkeit schenken sollen, er ist in den entgegengesetzten Fehler wie Mielke verfallen und hat über den ästhetisch-technischen Fragen die eigentlich geschichtliche fast ganz beiseite gesetzt. Freilich beruht die Anziehungskraft Spindlers wesentlich in seinen Eigenschaften als spannender Erzähler und nur zu einem verhältnismäßig geringen Teil in tendenziösen Wirkungen. Mit vielem Fleiß hat König die Eigenheiten von Spindlers Kompositions- und Charakterisierungsmethode, die Besonderheiten seiner Motive und seiner geschicht-

lichen Stoffe, seines Stils zusammengestellt und kommt zu dem Resultat, daß ein vorzüglicher Sinn für das realistisch Wirksame und eine früh im unstäten Schauspielerleben geschulte Beobachtungsgabe den Wert von Spindlers Büchern ausmachen, nicht etwa künstlerisch bebesonnenes Streben. Der Anhang bringt zehn ungedruckte Briefe Spindlers aus den Jahren 1828—1845, darunter die meisten an Wilhelm von Chezy und seine Mutter Helmine.

M. Behr.

**Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte dargestellt von Dr. Herm. Frhr. von der Pfordten. F. Trowitzsch u. Sohn, Berlin 1908, geb. Mk. 6.**

Daß dieses Buch in verhältnismäßig kurzer Zeit vier Auflagen erlebt, spricht für seine Brauchbarkeit. Und darauf kommt es bei einem zur Einführung in den besseren, tieferen Genuß der Werke geschriebenen Buch schließlich allein an. Weder ästhetisches Philosophieren noch kritische Untersuchung können dabei mithelfen. H. von der Pfordtens Buch hingegen gibt alles an die Hand, was man wissen sollte, wenn man an das Kunstwerk Richard Wagners als Genießender herantritt. Nach einer allgemeinen Würdigung der einzelnen Werke werden wir in die Handlung eingeführt. Diese Einführung erstreckt sich sowohl auf die stoffliche Unterlage und den Text als auch auf die musikalische Ausgestaltung. Die Hauptpunkte finden wir in Notenbeispielen angegeben, die so gewählt sind, daß auch der Ungeübtere noch mit kann; kurzweg ein praktisches und verlässiges Buch für Musikalische und Unmusikalische. — Bei dieser Gelegenheit sei für Wagnerfreunde und Menschenkenner auf eine schöne interessante Darbietung des Bruckmannschen Verlags, München, aufmerksam gemacht, auf ein kleines und feines Bändchen: **Richard Wagners photographische Bildnisse** mit einem Vorwort von A. Vanselow (Preis geb. Mk. 3). Es sind im Ganzen 34 Porträts aus den Jahren 1860 bis 1882, köstliche Dokumente für die äußere Erscheinung des Meisters, z. T. erstmalig veröffentlicht aus dem Besitze des Hauses Wahnfried und der weiteren Familie. Welche Betrachtungen ließen sich nicht an diese Bilder anknüpfen! Für den Leser einer Wagner-Biographie etwa der jüngsten von Max Koch (Hoffmann u. Co., Berlin) von der jedoch vorerst nur der erste Band erschienen ist, oder die Chamberlainsche (Bruckmann, München) ist diese Sammlung eine reizvolle Zugabe, die durch die Betrachtung der bekannten Porträts aus Künstlerhand nicht ersetzt werden kann.

* *

**Aus Dichtung und Sage.** Vorträge und Aufsätze von Wilhelm Hertz. Stuttgart und Berlin 1907, bei Cotta. Geh. Mk. 3.—.

An diesen frischgeschriebenen Essays des feinsinnigen Dichtergelehrten wird sich ein größeres Publikum freuen können, als an seinen bereits 1905 gesammelten strengwissenschaftlichen Abhandlungen. Die Schilderung mittelalterlichen Minnelebens in der Abhandlung ‚Über den ritterlichen Frauendienst‘, die Darstellung der Walküren- und Nibelungensage, und namentlich des Beowulf darf man mit dem Herausgeber Karl Vollmöller zu den besten Einführungen zählen, die es für Nichtfachleute in diese Stoffe gibt und den entsprechenden Schriften Uhlands ebenbürtig zur Seite stellen. Die eingehende Beschäftigung mit der ‚Mythologie der schwäbischen Volkssage‘, die unmittelbar Uhlands schwäbische Sagenkunde fortführt, wirft manches Licht auch auf die Stoffwahl von Hertzens Eigendichtungen, auf deren vervollständigte und mit seinem Porträt geschmückte Gesamtausgabe (2. Aufl. ebd. 1904, geh. Mk. 6.—) bei dieser Gelegenheit ebenfalls empfehlend hingewiesen sei.

* *

**Sophokles' Antigone.** Metrische Übersetzung von Hermann von Schelling. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Karl Curtius, Berlin 1908. Preis des mit besonderer Sorgfalt ausgestatteten Bandes M. 2.—.

Die deutsche Übersetzungsliteratur hat nicht weniger als ca. 150 Bearbeitungen der Antigone aufzuweisen. Daß unter diesen der vorliegenden die Palme zuerkannt werde, hat der bescheidene Sinn des nun verewigten Verfassers wohl niemals beansprucht. Aber ihre Vorzüge können ihr nicht genommen werden. Dazu gehört vor allem jenes feine Gefühl für sprachlichen Wohlklang, das indessen in noch höherem Grade in der Odysseeübersetzung desselben Verfassers zum Ausdruck kommt. Sein feines Stilgefühl war es auch wohl, das ihn veranlaßte, die metrische Form des Originals beizubehalten. Aber es ist zu befürchten, daß er damit bei modernen Lesern auf wenig Verständnis stößt; es

ist ja auch im Grunde genommen eine Stilwidrigkeit, solange es nicht gelingt, einen neuen Stil zu schaffen, wie es Voß mit seinen Übersetzungen gelang. Was uns aber die vorliegende Übersetzung besonders wertvoll macht, ist die Persönlichkeit des Verfassers. Er hat sie als achtzehnjähriger Jüngling verfaßt und als Vierundachtzigjähriger den vorliegenden Neudruck des Werkes veranstaltet. Dazwischen war er preußischer Justizminister und hat die Odyssee in achtzeilige wohlklingende Stanzen übersetzt. Einen preußischen Justizminister (1889 bis 1894) an Homer und Sophokles übersetzen zu sehen, kann aber für Freunde griechischer Bildung nur ein wohltuender Anblick sein. Gern hätte ich gewünscht, daß diese Besprechung dem Verewigten, der auch an meinen Versuchen Anteil genommen hat, noch zu Gesicht gekommen wäre. So möge sie ihm ein Gruß sein über das Grab.

Martin Jöris.

Felix Austria. Österreichische Dichter im Jubiläumsjahre 1908. Herausgegeben von J. F. Willigens. Verlag Lumen. Wien und Leipzig 1908 geb. Mk. 5.

Das geschmackvoll ausgestattete Buch darf keinen Anspruch auf literarischen Wert erheben. Die Zahl der Beiträge ist ja sehr groß, wenn ich auch manchen klangvollen Namen lieber gesehen hätte, als die Schar von Gelegenheitsdichtern, die hier zu Wort kamen; bei all der Fülle bietet Willigens aber nur leichte, mitunter sogar schwüle Feuilletonlektüre. Die reichen Erzählungen sind durchwegs wertlos. Nur in Karl Hans Strobls ‚Das große Werk‘ und Hans Ludwig Roseggers ‚Ein Vogeldrama‘ schimmert die Kunst eines Talentes durch. Der religions-philosophische Essay Richard Münzers paßt schon gar nicht herein. Die lyrischen Beiträge überragen das kindlich-liebe Krippenlied Handel-Mazzettis, das kräftige ‚schön teutsch Reiterlied‘ Kernstocks und das bilderreiche, farbenschwere ‚Herbstsonett‘ Stefan Zweigs; alles andere ist zumeist Reimgeklingel unbekannter Verseschmiede. Es ist schade, daß Willigens schöner Plan eine so schwache Ausführung fand.

Johannes Eckardt.

## Unsere Kunstbeilagen.

Das höfisch elegante Bild des Fürsten Klemens **Metternich** von dem berühmten englischen Modemaler seiner Zeit Sir Thomas **Lawrence** entspricht ganz dem Eindruck, den wir von dieses Staatsmannes Persönlichkeit aus seinen Briefen und der psychologischen Analyse Martin Spahns erhalten. Lawrence hatte durch seinen Aufenthalt in Paris und den Kongreß von Aachen (1818) Gelegenheit bekommen, die Porträte der Sieger und Diplomaten zu seinem eigenen und ihrem Ruhme zu malen. Trotz des äußerlich glänzenden Vortrags mit Empiredrapierung und aristokratischer Eleganz, die auf stoffliche Prunkmittel nicht verzichtet, eignet ihm doch eine wenn auch nicht sehr tiefe Konzentration und geistreiche Lebendigkeit.

Die drei Landschaften von Maria **Caspar-Filser** werden in dem Rundschauartikel ‚Der Schönheitsbegriff in der Landschaftsmalerei‘ besprochen.

## Offene Briefe.

**stud. K. P. in L.** Von neuen katholischen Ausgaben der hl. Schrift sind zu nennen Loch und Reischl (Manz, Regensburg) und vor allem die neue Übersetzung von J. Arndt S. J., welche die ehemalige im gleichen Verlag (Pustet, Regensburg) erschienene Allioliausgabe zu ersetzen bestimmt sein wird. Vom neuen Testament nennen wir die Übersetzungen von Weinhart (Herder, Freiburg) und Grundl O. S. B. (Lit. Inst. Hutler, Augsburg).

**Berichtigung:** In dem Aufsatze ‚Seliges Leben‘ im Aprilheft sind S. 13 oben die Worte „sagte er selbst“ zu streichen.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München.
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Verlag und Druck der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

L. H. Becker pinx.

Heliogr. Kösel

Sonntagmorgen

Hochland

Sechster Jahrgang. Juni 1909. 9. Heft.

# Sittliche Zustände und Bestrebungen im heutigen Frankreich.

Von

Michael Wittmann.

Den geistigen Strömungen, die sich zurzeit im Schoße Frankreichs vollziehen, haben die Ereignisse der letzten Jahre die Aufmerksamkeit des Auslandes in erhöhtem Maße zugewendet. Zunächst brachten kirchenpolitische Vorgänge eine solche Wirkung mit sich. Wie sehr sich in unserem Nachbarlande die Gegensätze der Lebensanschauungen verschärft haben, trat in der Ferne erst vollends zutage, als man auch nach außen die letzten Konsequenzen zog und den formellen Bruch zwischen Staat und Kirche herbeiführte. Weitere Streiflichter wurden dann auf französische Zustände durch die Enzyklika Pascendi geworfen. Mit der Frage, wie sich Kirche und Staat, Christentum und Kultur fürderhin zueinander stellen werden, wurden jetzt zugleich die inneren Verhältnisse des französischen Katholizismus mehr als bisher in den Bereich der Beachtung gerückt. Es wurde bekannt, daß es nicht an tatkräftigen Bemühungen fehlt, jenen Zwiespalt zu überwinden, zwischen der christlichen Lehre und den unerläßlichen Forderungen modernen Geisteslebens einen inneren Einklang herzustellen, so jedoch, daß hiebei der Konflikt mit der kirchlichen Autorität mehrfach nicht vermieden wurde. Diese Sachlage ist es, die dem jüngst erschienenen Werke* eines geschulten und bedeutsamen Pariser

* ‚La Crise Morale des Temps Nouveaux.' — Préface de M. Alfred Croiset. Deuxième édition. XII. 462. Paris.

Soziologen als Hintergrund dient. Paul Bureau widmet der sittlichen Krisis, die über Frankreich hereingebrochen ist, eine weitausholende und überaus sorgsame Untersuchung. Eine Fülle wertvoller Aufschlüsse, die hier geboten werden, verdient auch in Deutschland weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden. Die überraschenden Einblicke, die sich erschließen, sind nicht wenig geeignet, die Vorkommnisse der jüngsten Vergangenheit einem tieferen Verständnis näher zu bringen. Außerdem dürfte die Entwicklung, die auf französischem Boden vor sich geht, auch den deutschen Katholiken beachtenswerte Lehren erteilen. Sind wir auch von einer Gestaltung der Dinge nach französischem Muster weit entfernt, so zeigt eine vergleichende Betrachtung doch, welch betrübende Perspektiven ein verkehrtes Verhalten auch uns zuletzt eröffnen müßte.

Bureau geht von der Feststellung aus, daß das moderne Leben zwar auf allen Gebieten die mannigfachsten Errungenschaften aufweist, daneben aber auch bedenkliche Mängel mit sich führt. So erfreulich unsere staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen im Vergleich mit früheren Zeitaltern erscheinen, so erheblich Staat und Gesellschaft an Lebenskraft und innerem Werte gewonnen haben, so nötigt uns doch die rauhe Wirklichkeit das Geständnis ab, daß auch zerstörende Kräfte mit großem Erfolge an unseren Lebensformen tätig sind. Ja, das Werk der Auflösung ist teilweise so weit gediehen, daß es den Eindruck erweckt, als wäre die Menschheit der zum sozialen Leben nötigen Eigenschaften verlustig gegangen. Ein Geist der Anarchie breitet sich aus, eine Stimmung des Unbehagens bemächtigt sich der wärmsten Freunde moderner Ordnung, immer allseitiger bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß eine ernste soziale Krisis begonnen hat. Ehe und Familie, Schule und Arbeit, Staat und Kirche, Parlament und Militär, alle Kreise der menschlichen Gesellschaft sind davon ergriffen. Die Frage nach dem Grunde dieser beklagenswerten Erscheinung wird von besonnenen Geistern nicht mehr zugunsten irgend einer politischen Partei entschieden; es hat sich gezeigt, daß das Übel tiefer sitzt. Das Problem liegt in der Sphäre der Erziehung und des persönlichen Lebens. Nicht eine Lücke des Wissens oder der Technik kann für die Schäden verantwortlich gemacht werden, wohl aber hat die Ausbildung der Persönlichkeitswerte mit der Entwicklung der äußeren Verhältnisse nicht gleichen Schritt gehalten. Soweit hiebei auch die wirtschaftlichen Fähigkeiten hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben sind, sieht der Verfasser von dem Gegenstande ab. Seine Aufgabe ist es, speziell die sittlichen Mängel zu untersuchen, und zwar ganz vom sozialen Gesichtspunkte aus. In der Einhaltung des Sittengesetzes eine unentbehrliche Voraussetzung der sozialen Wohlfahrt erkennend will er dartun, wie es in dieser Hinsicht mit dem heutigen Frankreich bestellt ist.

Ein Versuch, die ‚Bilanz der Unsittlichkeit' zu ziehen, ergibt ein außerordentlich düsteres Bild. Zunächst wird das Privatleben vom Laster erfaßt. Wütet der Alkoholismus vorzugsweise in den niederen Volksschichten, so be-

stehen für die verschiedenen Formen der Unzucht Schranken dieser Art nicht. Wie weit die Verheerungen um sich gegriffen haben, wird ersichtlich an dem korrumpierenden Einfluß auf die öffentliche Meinung und das öffentliche Leben. Ist es doch, wie im Februar 1906 in der Kammer der Abgeordneten festgestellt wurde, traditionell, daß Mitglieder aller politischen Parteien die Trunksucht der Massen zugunsten der Wahlen ausnützen. Begreiflich genug, daß sich die Gesetzgebung gegenüber den Auswüchsen des Alkoholismus eine auffallende Zurückhaltung auferlegt. In einem bedenklichen Licht erscheinen die offiziellen Kriminalstatistiken, sofern hier eine geradezu verblüffende Schwäche der Gesetzgebung hereinspielt. Ein Gesetz weist nämlich die Rechtsprechung an, in der Bemessung der Strafe um so milder zu sein, je verbreiteter das Vergehen ist. Je häufiger eine Übertretung wird, desto größer deshalb die Nachgiebigkeit des Richters. Von selbst liegt darin die Tendenz, eine sich fortwährend steigernde Anzahl von Übertretungen durch Freisprechung zu erledigen. Dann aber ist die Statistik nicht mehr geeignet, die wirklichen Tatbestände zu enthüllen. So erklärt es sich, daß ein Bericht über die letzten Jahrzehnte etwa eine ständige Abnahme des Kindsmordes verzeichnet, obschon der gegenteilige Sachverhalt offenkundig ist. Hiemit noch nicht zufrieden hat der Gesetzgeber im Jahre 1901 der öffentlichen Meinung neuerdings eine Konzession gemacht, durch eine Bestimmung nämlich, die für jenes Verbrechen die Strafe noch eigens herabsetzt. Darnach vermögen wir es dem Verfasser nachzuempfinden, wenn er klagt, daß die Öffentlichkeit gegenüber der Frechheit des Lasters einen abstoßenden Pharisäismus zur Schau trägt.

Von einer ernstlichen Gefahr sind Ehe und F a m i l i e bedroht. Schon die Tatsache, daß die Zahl der Eheschließungen im Abnehmen begriffen ist, dient zur Kennzeichnung der Situation, wenn auch die Gründe dieser Erscheinung nicht ausschließlich auf sittlichem Gebiete liegen. Wieder verliert die Gesittung den Halt an der öffentlichen Meinung; auch auf grobe Verirrungen reagiert das allgemeine Urteil nur unmerklich. Die Ehescheidung nimmt rapid überhand und verkündet laut den Rückgang der allgemein lebendigen Sittlichkeit. Vielen erscheint die Eheschließung überhaupt nicht mehr als bindender Vertrag, der ernste Pflichten nach sich zieht, sondern als ein ‚Versuch‘, der zunächst einmal angestellt wird, so zwar, daß die Eventualität der Trennung von Anfang an in Rechnung gezogen ist; und das ist noch nicht einmal die schlimmste Deutung, die dem Akte gegeben wird. Wollte das Gesetz vom Jahre 1884 die Scheidung nur auf wichtige Gründe hin zulassen, um nämlich die Möglichkeit zu bieten, sich von einem treulosen Gatten zu befreien, so hat die Entwicklung den damaligen Optimismus des Gesetzgebers längst Lügen gestraft; was man damals kurzsichtigerweise nicht voraussehen wollte, ist eingetreten: die Scheidung auf grund gegenseitiger Zustimmung ist feste Übung geworden.

Begreiflich, daß die Erfüllung der elterlichen Pflichten aus solcher Atmosphäre wenig Nahrung empfängt. Der sittliche Ernst, der Geist opfer-

williger Hingebung, wie ihn die Aufgaben des Familienlebens voraussetzen, ist einem großen Teil der jetzigen Generation abhanden gekommen. Man weiß, wie in Frankreich das Wachstum der Bevölkerung unter diesen Verhältnissen zu leiden hat. Mit jedem Jahr wird eine neue Abnahme der Geburtsziffer gemeldet, so daß sich der Überschuß der Geburten fortwährend vermindert, die Vermehrung des Volkes also immer langsamer vor sich geht. Mit patriotischem Schmerz denkt Bureau an die Folge, daß sein Vaterland an Bedeutung und Rang im Völkerleben verliert. Bleibt es nämlich beim bisherigen Gang der Dinge, so wird nach zehn Jahren Deutschland die Aushebungsziffer doppelt so groß haben wie Frankreich; und dies, obwohl 1860 beide Länder einander gleichstanden. Nicht ohne Überraschung ist es, zu erfahren, wie tief das Übel eingewurzelt, wie fest es mit dem französischen Familienleben verwachsen ist; das bekannte ‚System' ist von der ersten Stunde an ein bestimmender Faktor in der Einrichtung des Haushalts. Und wiewohl diese Zustände völlig notorisch sind, bringt man es über sich, die Ursachen des stetigen Rückgangs der Geburtsziffer durch private und offizielle, parlamentarische und außerparlamentarische Kommissionen untersuchen zu lassen, um dann nach umständlichen Erhebungen die Schwächung der Gesundheit, die Last der Steuern, den Militärdienst und die Kindersterblichkeit verantwortlich zu machen. Daß nach dem deutsch-französischen Kriege die Zahl der Geburten mit einem Male beträchtlich stieg, tat man mit der heuchlerischen Phrase ab, daß die Natur wunderbarerweise Geschmeidigkeit genug besitze, um entstandene Lücken alsbald von selbst wieder auszufüllen. So besteht freilich abermals hinlänglich Anlaß, den Pharisäismus zu geißeln, der vor der nackten Wirklichkeit geflissentlich die Augen schließt.

Bemerkt sei, daß der Verfasser nicht im mindesten dazu neigt, die Zustände seines Vaterlandes schwärzer zu malen, als sie tatsächlich sind, vielmehr ängstlich bemüht ist, jede Übertreibung fernzuhalten. Er verfehlt nicht, immer wieder ausdrücklich die gebührende Einschränkung anzubringen, anzuerkennen, daß auch in der französischen Familie gute Sitte noch vielfach eine Heimstätte hat, und zwar in allen Kreisen der Gesellschaft. Daß jedoch geordnete Lebensführung daran ist, neue Gebiete zu erobern, vermag er nicht einzuräumen. Überhaupt ist das Buch mit peinlicher Sorgfalt gearbeitet. Durchweg von den Grundsätzen eines streng wissenschaftlichen Verfahrens geleitet versteht Bureau das Material mit Umsicht zu analysieren, die Ergebnisse mit wohltuender Unbefangenheit zu ziehen, Licht und Schatten mit gewissenhafter Genauigkeit zu verteilen. Der Ton ist durchweg vornehm und von gewinnender Eleganz.

Lassen schon die bisherigen Mitteilungen ahnen, wie nachteilig die Lockerung der Sitten vom Privatleben auf die G e s e l l s c h a f t übergreift, so muß doch diese Seite der Sache noch eigens beachtet werden. Zahlreich sind die Formen, worin die Korruption im Erwerbsleben auftritt. Für die Beurteilung des republikanischen Staatswesens ist von Wert, daß auch die Or-

gane der öffentlichen Gewalten wieder eine bedeutsame Rolle spielen, nicht selten das Interesse der Gesamtheit dem der einzelnen zum Opfer bringen. Mögen wir auch, so meint der Verfasser, von amerikanischen Bräuchen weit entfernt sein, so ließe sich doch über den Gegenstand ein langes und interessantes Kapitel schreiben. Handels- und Industriegesellschaften zahlen einflußreichen Staatsmännern unter irgend einem Titel jährliche Summen aus. Und jüngst hat das Schicksal der klösterlichen Vermögen weit über Frankreich hinaus Aufsehen erregt. Höchst bedenkliche Streiflichter fallen auch auf die Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern, so zwar, daß im Zusammenhalt damit die zahllosen Ausstände, die sich auf französischem Boden abspielen, und die damit verknüpften Ausschreitungen allerdings symptomatische Bedeutung gewinnen.

Eine vollends betrübende Erscheinung ist die antimilitaristische Bewegung. Unter dem Beifall von Tausenden darf verkündet werden, daß man einer Mobilmachung mit einem allgemeinen Widerstand der Reservisten begegnen würde, und zwar ohne in eine Untersuchung darüber einzutreten, welches der Angreifer ist! Träger dieser Bewegung sind neben den Arbeitern besonders die Elementarlehrer. Alle bedeutenderen pädagogischen Zeitschriften geben sich dazu her, das Feuer zu schüren und vaterländische Gesinnung mit allen Mitteln zu bekämpfen. Die Unterrichtsleitung erweist sich gegenüber solchem Treiben wehrlos. Unwillkürlich erwägt der Leser, wie der Chauvinismus, der gerade in Frankreich von jeher so üppig in die Halme schoß, nunmehr in das gerade Gegenteil umschlagen kann.

Wahre Orgien feiert der Zeitgeist in der Weckung und gewinnsüchtigen Ausbeutung antiklerikaler Instinkte. Hat Voltaire kirchenfeindliche Gesinnung in Frankreich zur Mode gemacht, so ist daraus während der drei letzten Jahrzehnte geradezu ein Beruf, ein Geschäft geworden, geeignet, zu Ehren und besseren Lebensstellungen zu erheben. Ungezählt sind jene, die so ihre Existenz gegründet haben. Keineswegs bloß Minister haben an jene Instinkte der Massen appelliert, um sich durch eine geschickte Ablenkung aus der Verlegenheit zu helfen. Die Hoffnung, durch fortgesetzte Kundgebung antiklerikaler Sinnesart für immer der erste Mann der Provinz zu werden, ist gar oft die Seele und die treibende Kraft aller Unternehmungen.

Wie weit im Staatsleben die auflösenden Mächte vorgedrungen sind, in welchem Umfange der Geist staatsbürgerlicher Pflichterfüllung dem zügellosesten Egoismus zum Opfer gefallen ist, wie sehr die Gesamtheit vor kleineren Interessengruppen zurückstehen muß, darüber wäre noch manches zu sagen. Mit erstaunlicher Ungeniertheit nützt die ausschlaggebende Partei ihre Macht zugunsten bloßer Privatinteressen aus. Die häßlichsten Auswüchse treten am Parteiegoismus zur Zeit der Wahlen zutage. Die Vorgänge, die hiebei nichts Ungewöhnliches mehr sind, dürften an die in den Vereinigten Staaten gelegentlich der Präsidentenwahl beliebten Praktiken heranstreifen. Die staatliche Verwaltung verfällt in allen Zweigen dem wachsenden Einfluß der

Parteipolitik. Und das schlimmste ist, daß dieser Einfluß auch vor den Gerichtshöfen nicht haltmacht. Wahlagenten etwa, welche sich die Zufriedenheit ihrer Auftraggeber erworben haben, dürfen notorisch vor Gericht auf Begünstigung rechnen.

Wie die Erfahrung zeigt, pflegt das Laster, sobald es einmal eine größere Ausdehnung erlangt hat, entsprechende Theorien nach sich zu ziehen. Was bisher bloße Tatsache und verbreitete Übung war, soll nunmehr auch theoretisch gerechtfertigt werden. Soweit das moralische Empfinden gegen die Ausschreitungen noch reagiert, soll es durch eine entgegengesetzte Lehre entwurzelt werden. Auch in Frankreich hat man diesen weiteren Schritt getan, und zwar gerade im Interesse jener Mißstände, welche die soziale Wohlfahrt am empfindlichsten treffen. So gehen die Theorien einerseits aus der lebendigen Wirklichkeit hervor und wirken andererseits darauf zurück, tragen zu deren Befestigung bei. Abgesehen vom Alkoholismus, gegen den ein bescheidener, höchst ungenügender Kampf eingeleitet wurde, gibt es keine Verirrung des Privatlebens, die heute nicht ihre Verteidiger hätte. Philosophen und Dichter, Romanschreiber und Dramatiker teilen sich in diese Aufgabe. Nicht etwa bloß entschuldigt werden die Laster, sondern gerechtfertigt; vom Standpunkt der Vernunft und der Moral aus wird ihnen zugestimmt. Mit Behagen feiert man das Recht des Menschen auf fleischliche Genüsse, wie man andererseits die schlimmen Folgen beklagt, die mit einer unauflöslichen und fruchtbaren Ehe verbunden sind. Unter Berufung auf die Natur zu argumentieren, wie im Anschluß an Diderot zahllose Male geschehen ist, will allerdings nicht mehr angängig erscheinen, nachdem Zola und andere die Liebe ihres romantischen Charakters gründlich beraubt haben. Indessen kommen die Theoretiker der Sittenlosigkeit dadurch nicht in Verlegenheit, Ethiker und Psychologen wissen sich auch jetzt noch dem Tagesgeschmack anzupassen. Im Namen der geheiligten Menschenrechte, der Unveräußerlichkeit der individuellen Freiheit, im Namen des Rechtes auf ein glückliches Dasein verkündet man mit nicht geringem Nachdruck, daß die Unauflöslichkeit der Ehe dem Menschengeschlecht zum Verderben gereiche, Laster, Unglück und Tod mit sich führe. Einzig und allein das Glück der Ehegatten bildet den Zweck, wozu das eheliche Band geknüpft wird. Es ist darum eine veraltete Moral, unverträglich mit der durch die Revolution erkämpften Freiheit, einer Auflösung der Ehe begegnen zu wollen. Die Sklaverei ist abgeschafft, ewige Gelübde sind untersagt; möge dann auch eine unglückliche Ehe den Menschen nicht für immer fesseln! Mit solcher Begründung hat im Jahre 1903 eine an die Abgeordnetenkammer gerichtete Petition die umfassendsten Freiheiten verlangt, ohne auf den Widerstand der öffentlichen Meinung zu stoßen. Abgesehen von wenigen religiös gesinnten Blättern hat die führende Presse keinen Einspruch erhoben. Kein Wunder, wenn durch solche Gefügigkeit auf der einen Seite die Keckheit auf der andern nur noch mehr gesteigert wird, um alsbald vom Staate Rechte zu fordern, die weit über obige Ansprüche hinausgehen. Mit gutem Grunde konnte

man deshalb an den sittlichen Zuständen und Lehren der Gegenwart eine Wiedergeburt des Heldentums feststellen, die Preisgabe von Errungenschaften, die den Bemühungen von zwei Jahrtausenden zu danken sind. Kein Zweifel, daß das Laster am Mark des Volkes nagt, eine gewaltige Summe individueller und sozialer Lebenskräfte aufzehrt. Jahr für Jahr fallen Tausende der Ausschweifung zum Opfer, hören auf, sich als nützliche Glieder der Gesellschaft zu erweisen. Längst weiß man etwa in Frankreich selbst, warum dort Handel und Industrie mit dem Ausland nicht zu konkurrieren vermögen. Der jungen Generation gebricht es an Tatkraft. Statt das Werk der Väter zu erweitern und neue Absatzgebiete zu erobern, lassen es sich die Söhne reicher Fabrikanten und Kaufleute nicht selten genug sein, mit dem ererbten Vermögen ein bequemes Dasein zu führen.

Von Wert und Interesse ist es, den Ursachen des Übels nachzugehen. Seit anderthalb Jahrhunderten schon vollzieht sich in der sittlichen Ideenwelt Frankreichs eine tief einschneidende Wandlung. Der Begriff der sittlichen Pflicht, des strengen Gebotes, der unbedingt bindenden Anordnung, verliert den bisherigen Sinn. Nicht als ob die Träger des neuen Geistes das Leben einer vollen Ungebundenheit ausliefern wollten; vielmehr glauben sie, einer sittlichen, dem Gedeihen der Gesellschaft förderlichen Lebensführung desto festere Grundlagen geben zu können. Nur besteht die Auffassung, daß fortan die Verstärkung des rationellen Moments an die Stelle äußerer Gebundenheit zu treten hat. Eine bessere intellektuelle Kultur, ein höheres Maß der Aufklärung soll berufen sein, die Bestrebungen des einzelnen mit den Aufgaben der Gesamtheit mehr und mehr in Einklang zu bringen. Je länger desto mehr soll der Zwang durch das spontane Verhalten ersetzt werden. Im besonderen hat dieser neue Zeitgeist die Formen des öfteren gewechselt. Zunächst mußte die Natur das Schlagwort abgeben. Alle Verirrungen werden von den Enzyklopädisten als Abweichungen vom natürlichen oder ursprünglichen Zustand gedeutet. Die Natur, wie sie da verstanden wird, sollte darum wieder in ihre Rechte eingesetzt und zur Norm aller Lebenstätigkeit erhoben werden. Im Namen der Natur wurde dann die Auflöslichkeit der Ehe gefordert. Doch waren die Erfahrungen, die das Zeitalter der Revolution mit dem Schlagwort machte, nicht dazu angetan, demselben zur Empfehlung zu dienen. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fühlte man das Bedürfnis, eine neue Formel zu finden, und setzte fortan die Hoffnung auf die Fortschritte der materiellen Kultur und der wissenschaftlichen Erkenntnis. Jede Verbesserung der Technik macht, so urteilte man, die Produktion ergiebiger und zugleich müheloser; und je mehr der Wohlstand zunimmt, desto mehr nimmt die Sittenlosigkeit ab. Von anderer Seite wurde gleichzeitig betont, daß eine höhere Verstandesbildung das sichere Mittel sei, den Menschen zur Wahrung der wohlverstandenen Interessen und zu einem guten Verhalten anzuleiten. Je mehr sich die Schulen füllen, desto mehr werden sich, so lautet jetzt auf lange Zeit die Parole, die Gefängnisse leeren.

Im Schatten der Schulen und der Bibliotheken wird das sittliche Leben gedeihen. Elend und Unwissenheit sind die beiden Krankheiten des sozialen Lebens, Reichtum und Wissen sind die entsprechenden Heilmittel. Der Trieb, die Schranken der alten Ordnung niederzulegen, brach aus dieser Geistesatmosphäre gewaltsam hervor. Zur Auflösung der ehelichen Gemeinschaft griff man auf die Gesetzgebung der Revolution zurück, um dem einzelnen wenn möglich eine unbegrenzte Freiheit zu gewähren. Im wirtschaftlichen Leben wurde die absolute Konkurrenzfreiheit an die Stelle der Ordnung gesetzt und geradezu das Wort geprägt: ‚La morale, c'est la concurrence!‘ Die Konkurrenz wird unfehlbar jeden Fehler rächen und ebenso sicher jeden Vorrang belohnen. Der religiöse Glaube, der Gedanke an den persönlichen Gott wird entschiedener noch als von den Männern der Revolution beiseite gestellt. Ohne Religion soll die Wissenschaft die Rätsel des Daseins lösen. Soweit diese neuen Lehren eine handgreifliche Lockerung der sittlichen Verhältnisse zur Folge hatten, tröstete man sich mit dem Gedanken, daß darin die Merkmale der Übergangszeit in die Erscheinung traten. Eine Zeit, welche die alten Stützen der Ordnung schwinden sieht, ohne die neuen allseits und wirksam zur Anwendung zu bringen, muß die Symptome der Unsicherheit und damit mancherlei Verirrungen mit sich führen. Haben sich die neuen Ideen einmal vollständig eingelebt, so werden sie der gemeinsamen Ordnung desto größere Festigkeit verleihen.

So oft sich auch die besonderen Formen dieser modernen Denkweise verändert haben, stets herrscht das Bestreben, an die Stelle strenger Gesetze Normen treten zu lassen, die mit menschlichen Interessen und Wünschen zusammenfallen. Das Gebot wird durch das Nützlichkeitsinteresse abgelöst, die Pflicht in eine spontane Regung der Menschennatur umgewandelt. Rein wirtschaftliche Erwägungen sollen der Ordnung Inhalt und Bestand verleihen.

Was nun die Erfolge dieser Bestrebungen angeht, so ist anzuerkennen, daß die Fortschritte der Wissenschaft und der Technik nicht bloß das materielle Dasein, sondern auch die sittliche Lebenshaltung auf eine höhere Stufe gehoben haben. Indessen bleibt in letzterer Hinsicht das tatsächlich Erreichte hinter den Erwartungen weit zurück. Die neuen Kräfte, die das moderne Leben geweckt hat, um sie für Staat und Gesellschaft nutzbar zu machen, haben sich ebenso bereitwillig in den Dienst unsittlicher Interessen gestellt. Man hat verkehrterweise die Sittlichkeit, diesen wesentlichen Faktor des Menschheitslebens, ausgeschaltet und so eine Summe von neuen, bis dahin nicht gekannten Gefahren über die menschliche Gesellschaft heraufbeschworen. Von der sittlichen Grundlage abgelöst haben sich die Errungenschaften der Kultur als zweischneidige Schwerter erwiesen. Die neuen Kenntnisse auf dem Gebiet der Hygiene und der Biologie gestatten nicht nur die Erhaltung zahlreicher Existenzen und unterdrücken nicht bloß unendlich viele Leiden, sondern boten auch den verschiedenen Formen der Ausschweifung willkommene Hilfsmittel dar. Ebenso klar ist, daß auch die Vervollkommnung der Technik und

das Wachstum des nationalen Wohlstandes zugleich der Ausbreitung des Lasters zugute gekommen ist. Die Statistiker lassen nicht im Zweifel darüber, daß auch die Verbesserung des Schulwesens die Gefängnisse nicht entleert hat. Die religionslose Schule hat zwar die Kenntnisse des Volkes bereichert, die Vermehrung der Verbrechen aber durchaus nicht hintangehalten. Und am allerwenigsten kann geleugnet werden, daß die freie Konkurrenz neben einem ungeheuren Aufschwung der Produktion auch die allerverheerendsten Wirkungen hervorgebracht hat. Es war ein Irrtum, an eine absolute Identität privater und sozialer Interessen zu glauben. In dem Streben, die Konkurrenzfähigkeit zu erhöhen, hat man sich der Erfüllung der wichtigsten Obliegenheiten, wie dem Militärdienst, zu entziehen gewußt. Und oft genug ist man in der Mißachtung sozialer oder staatsbürgerlicher Pflichten bis an die äußerste Grenze gegangen, so weit nämlich, bis sich zuletzt die Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Interesse an der eigenen Person rächte.

Auf allen Gebieten wurde so die Erfahrung gemacht, daß bloße Nützlichkeitserwägungen keine Bürgschaft gewähren, das menschliche Leben im Sinne der gemeinsamen Wohlfahrt zu leiten. Eine Auflösung der moralischen Verhältnisse und im Gefolge davon ein sozialer und politischer Niedergang wird offen eingestanden. Die Gegenwart sieht sich der moralischen Krisis gegenüber. Vergebens hat man sich gerühmt, jene Fragen, welche die Väter mit sittlicher Tugend zum Austrag bringen wollten, mit Wissenschaft und Technik zu lösen. Die neuen Formen, in die man die sittliche Pflicht gekleidet hat, haben sich nicht wirksam erwiesen. Nunmehr gilt es, die Zeichen der Zeit nicht länger zu übersehen. Nur wenn die moralische Gesinnung mit den kulturellen Errungenschaften Hand in Hand geht, erfüllen letztere ihre Bestimmung.

Der Irrtum, der im neuen Zeitgeist enthalten ist, hätte niemals so einschneidend gewirkt, wäre ihm nicht eine ebenso verhängnisvolle Täuschung von der anderen Seite zu Hilfe gekommen. Der radikalen Neuerungssucht hat man eine allzu hartnäckige Anhänglichkeit an das Überkommene entgegengestellt. Die Bewahrung der überlieferten Lebensformen erschien hier als das höchste sittliche Interesse. Von selbst erhält damit die sittliche Lebensaufgabe einen vorwiegend negativen Charakter. Mehr eine Moral der Entsagung als der Tat, nimmt sie weniger auf die Entfaltung wertvoller Anlagen als auf die Unterdrückung unstatthafter Triebe Bedacht. Im Familienleben wie in Staat und Gesellschaft gilt es als Gesetz, jede Berührung mit der modernen Welt, ihren Anschauungen und Einrichtungen zu vermeiden, ein Verhalten, das die Ausbreitung moderner Doktrinen begünstigt hat. Daß bis auf den heutigen Tag die Anhänger der Tradition in dem Grafen De Maistre einen ihrer angesehensten Führer verehren, ist bezeichnend genug. Die Verhältnisse und die Ideen des ancien régime bilden für ausgedehnte Kreise immer noch die Richtschnur des Denkens. Dann können freilich auch die unentbehrlichsten Bestandteile moderner Lebensordnung keinem Verständnis be-

gegnen; Fortschritt und Freiheit, Wissenschaft und Kultur werden schlechterdings keiner vernünftigen Würdigung teilhaftig. Noch aus der jüngsten Vergangenheit werden Stimmen angeführt, die wahre Abgründe verkehrtester Denkweise erschließen. Was soll man sagen, wenn an der modernen Staatsordnung nur das Werk der Revolution, an der modernen Gesellschaft nur das zügellose Streben nach Freiheit, an der modernen Wissenschaft nur der Hochmut des Unglaubens erblickt wird! Wenn das irdische Dasein nur in düsteren Farben gemalt, die Bestimmung des Menschen gegenüber dem Diesseits nur negativ gefaßt wird! Wenn keinerlei Errungenschaft, keinerlei Bereicherung des Lebens berechtigt sein soll, den Menschen mit gehobener Stimmung zu erfüllen! Und das betrübendste ist, daß eine solche Haltung mit den Grundsätzen christlicher Weltanschauung gerechtfertigt, ja, als die einzig zutreffende Auslegung der christlichen Lehre hingestellt wird. Wahrlich, das Schicksal der Kirche Frankreichs bildet unter solchen Umständen kein Rätsel mehr! — Dabei wird nicht übersehen, daß die Anhänger dieser Denkrichtung dem sittlichen Leben des Volkes sehr große Dienste geleistet haben. Insbesondere hat die Reinheit und Festigkeit des Familienlebens in ihnen mächtige Vorkämpfer gefunden. Bedenkt man, wie unzulänglich in dieser Hinsicht die vom modernen Zeitgeist ausgehenden Bemühungen sind, so muß zugegeben werden, daß die traditionelle Lehre an der Verhinderung des vollen Zusammenbruchs wesentlich beteiligt ist. Andererseits darf nicht verkannt werden, daß sich auf solcher Basis die moralische Erziehung den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr durchweg gewachsen zeigt. Daß neue Verhältnisse auch in sittlicher Hinsicht neue Aufgaben positiven Charakters stellen, wurde nicht beachtet. Die Gewöhnung an veraltete Lebensformen gewährt gegenüber den Gefahren unserer Zeit keinen ausreichenden Schutz. So wird verständlich, daß außerordentlich viele an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten und die Sitten der Väter von sich geworfen haben. Es war eine unglaubliche Kurzsichtigkeit, sich gegenüber den unerläßlichsten Aufgaben des Lebens in hartnäckiger Untätigkeit abzuschließen und selbst den vornehmsten kulturellen Bestrebungen den Dienst zu versagen. Man war von der Schwäche des Menschen in dem Maße erfüllt, daß man ihm keine eigentliche Steigerung seines Wissens und Könnens zutraute; war von den Mühsalen des Erdenlebens derart durchdrungen, daß man an keine wirkliche Hebung der materiellen Lage glauben konnte. Auf diese Weise konnte sich in der öffentlichen Meinung das Urteil festsetzen, daß es in der modernen Gesellschaft Feinde des materiellen und geistigen Fortschritts gibt, ein Urteil, das durch das Verhalten zahlreicher Schichten der kirchlich gesinnten Bevölkerung mit jedem Tage aufs neue bestätigt wird. Sind doch so viele auf dieser Seite den wichtigsten gemeinnützigen Unternehmungen, wie der Bewegung gegen den Mißbrauch des Alkohols, dem Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit, gegen den Mädchenhandel, der Regelung der Sonntagsruhe u. s. f., teilnahmslos gegenüber gestanden. Kein Wunder, wenn aus dem Antagonismus zwischen Christentum

und Kultur geradezu ein Axiom wurde, eine Sachlage, deren Folgen nahe genug liegen. Einerseits die Abfallsbewegung, andererseits der unausbleibliche Versuch, das Christentum aus dem modernen Leben endgültig zu verdrängen. Wäre es auch völlig ungerecht, den Katholiken allein die Verantwortung für den Kampf gegen die Kirche aufzubürden, so sind sie doch von dem Vorwurf nicht freizusprechen, ihre eigenen Angelegenheiten in der folgenschwersten Weise diskreditiert zu haben. Allein das Verständnis hiefür scheint immer noch in zahlreichen Kreisen auf sich warten zu lassen. Es macht einen eigenartigen Eindruck, wenn man nunmehr meint, die Folgen der so unerfreulichen Entwicklung im Geiste der Ergebung hinnehmen zu sollen, statt einzusehen, daß Ergebung in diesem Falle Schwäche ist und neuerdings zum Mitschuldigen macht.

Kindisch wäre es nach einer zutreffenden Bemerkung des Verfassers, noch zu untersuchen, auf welcher Seite der größere Fehler begangen wurde. Wichtiger ist die Einsicht, daß immer wieder eine Übertreibung die andere herausgefordert hat. Jede Partei sucht sich mit den Mängeln und der Hilflosigkeit der anderen zu rechtfertigen. Muß sich die eine den Vorwurf gefallen lassen, das Familienleben und die sozialen Einrichtungen der Auflösung preisgegeben zu haben, so wird die andere beschuldigt, zur Erfüllung der dringendsten Kulturaufgaben unfähig zu sein. So standen und stehen die beiden Heerlager einander so schroff wie möglich gegenüber. Auf jeder Seite der entschiedene Wille, an den eigenen Anschauungen unbeugsam festzuhalten und jede Berührung mit dem Gegner zu vermeiden, in der Furcht, auch schon durch die geringste Konzession sich von der rechten Linie zu entfernen. Religion und Leben wurden einander ganz entfremdet. Dabei wird der Partei alles zu einer Waffe, selbst die neutralsten Dinge nicht ausgenommen, so daß der Streit nicht selten burleske Formen annimmt. Die Wirkung aber ist auf beiden Seiten dieselbe, diese nämlich, daß die Gesellschaft den sittlichen Halt immer mehr verliert, so verschieden auch die Kräfte sind, die sich in dieser Richtung wirksam zeigen. Sind die einen überhaupt außerstande, dem Leben eine sittliche Grundlage zu verleihen, so wird auf der anderen Seite der gute Wille durch einen allzu engherzigen Konservatismus wirkungslos gemacht. Und könnte die Gegenwart nicht vom Erbe der Vergangenheit zehren, so müßte die Zersetzung sogar schon weiter gediehen sein. Wir empfinden noch, so bemerkt Bureau, den Wohlgeruch eines leeren Gefäßes und gleichen den sorglosen Söhnen, die von der Arbeit und Sparsamkeit ihrer Väter leben. Mit der Zeit aber müßte auf solche Weise auch das reichste Erbe aufgezehrt werden.

Zu Beginn der neunziger Jahre leitete sich endlich eine ethische Bewegung ein. Anfangs wenig beachtet, hat sie in den letzten Jahren das Interesse weiter Kreise auf sich gezogen. Theoretiker wie Praktiker erörtern unaufhörlich die Frage, wie denn die Erziehung moralische Kräfte zu wecken vermag. Zeitschriften und selbständige Werke sind dieser Aufgabe gewidmet. Eine Menge von Vereinigungen ist zum gleichen Zweck ins Leben getreten.

Die Bedeutung, die der sittliche Faktor im Menschheitsleben in Anspruch nimmt, ist Gegenstand ernster Aufmerksamkeit und eingehender Untersuchung geworden. Eines hat die Bewegung auf Grund der schlimmen Erfahrungen bereits erreicht, nämlich eine weit um sich greifende Abwendung vom einseitigen Intellektualismus. Eine bloße Verstandeskultur gilt nicht mehr als ausreichend. Sittliche Werte werden wieder in ihrer Eigenart anerkannt; die Pflicht ist wieder daran, eine selbständige und bedeutungsvolle Größe zu werden. Aber auch in bezug auf den Inhalt der sittlichen Pflicht hat die neue Bewegung alte Überzeugungen wieder in ihre Rechte eingesetzt; die allgemeinsten Grundsätze des sittlichen Lebens finden wieder Anerkennung. Ferner will sich die Erkenntnis Bahn brechen, daß die sittliche Reform vom Privatleben ausgehen, an das Gewissen der einzelnen anknüpfen muß. Es war eine arge Täuschung, die grundlegende Bedeutung zu verkennen, die dem Privatleben in sozialer Beziehung zukommt. Gerade das verborgenste Willensleben ist von der größten Tragweite für das Schicksal der Gesellschaft, so daß es beinahe den Anschein gewinnt, daß das Heil der Nationen zuletzt dem guten Willen der einzelnen anvertraut ist. Die Strafgesetze treffen zwar den Diebstahl, den Mord und die Brandstiftung, aber nicht die Zügellosigkeit der Sitten; und doch ist die menschliche Gesellschaft niemals an jenen Störungen der sozialen Ordnung, wohl aber oftmals an Ausschreitungen mehr privaten Charakters zugrunde gegangen. Das Privatleben entzieht sich dem Eingreifen der Gesetze; und doch, ja gerade deshalb bedingt es das Wohl und Wehe der Völker Hat demnach die sittliche Erneuerung an den Individuen einzusetzen, so gleichwohl — und dies ist ein weiterer Gegenstand übereinstimmender Beurteilung — mit Rücksicht auf die sozialen und politischen Verhältnisse der Gegenwart.

So erheblich aber auch mit solcher Einhelligkeit einer Verständigung vorgearbeitet ist, so wenig reichen die aufgeführten Momente aus. Alles kommt darauf an, dem sittlichen Leben ein genügendes Fundament zu geben; an diesem Punkte aber gehen die Stimmen noch weit auseinander. Es genügt nicht, im besonderen mancherlei Pflichten namhaft zu machen; vielmehr kommt es in der Gegenwart vor allem darauf an, der Pflicht im allgemeinen wieder den notwendigen Halt zu geben. Warum soll der einzelne überhaupt den Egoismus vor höheren Interessen zurücktreten lassen? Mit welchem Recht machen sich solche Forderungen geltend? Wie ist es möglich, die sittlichen Vorschriften zugkräftig zu machen?

Seitdem die bloße Nützlichkeitsmoral in Mißkredit geraten ist, haben die Bemühungen, dem Sittengesetz unabhängig von religiöser Weltanschauung eine genügende Autorität zu sichern, hauptsächlich zwei Theorien gezeitigt, nämlich die evolutionistische Moral und die Moral der Solidarität. Der Inhalt der ersteren ist bekannt. Das Pflichtgefühl gilt als ein Niederschlag einer geschichtlichen Entwicklung, als Reflex von Forderungen, womit Staat und Gesellschaft an den einzelnen herantreten. Herbert Spencer hat den ver-

meintlichen Prozeß nach Vergangenheit und Zukunft mit einer üppigen Phantasie auszumalen gewußt. Die Moral mehr oder minder zum Gegenstand religiöser Empfindungen zu machen, sei nicht mehr begründet. Bloß die Erkenntnis, daß die Gesamtheit in ihrem Interesse bestimmte Forderungen an uns stellt, bedingt das Pflichtgefühl, und zwar auf Grund des sozialen Triebes, der den einzelnen zugunsten der gemeinsamen Wohlfahrt erfüllt.

Mit Recht wird entgegengehalten, daß eine historische Betrachtungsweise zwar zu einem besseren Verständnis moralischer Phänomene nicht wenig beiträgt, für sich allein jedoch keine erschöpfende Erkenntnis ermöglicht. War es einseitig, im Hinblick auf den göttlichen Ursprung des Sittengesetzes örtliche und zeitliche Verhältnisse von den bestimmenden Faktoren der sittlichen Anschauungen auszuschließen, so war es nicht weniger einseitig, den ganzen Inhalt des sittlichen Bewußtseins in Entwicklungsprodukte zu verflüchtigen. Außerdem findet die völlig eigenartige Wertschätzung, die sich im sittlichen Denken ausprägt, in dem Willen einer menschlichen Gesellschaft keineswegs den gesuchten Hintergrund. Mag das sittliche Leben den Interessen der Gesellschaft entgegenkommen, so beruht doch auf dieser Beziehung nicht das ganze oder eigentliche Wesen der Pflicht. Der Beweis, daß alle Pflichten von der Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt diktiert sind, ist durchaus nicht geglückt. So vermag die evolutionistische Moral dem tatsächlichen Sittengesetz weder den Inhalt noch die Natur des majestätischen Imperativs mitzuteilen.

Von anderer Seite wurde vor einem Jahrzehnt der Begriff der Solidarität zur Begründung der sittlichen Ordnung verwendet. Mit großem Jubel wurde das neue Losungswort aufgenommen, in der Gewißheit, endlich das Fundament zu einer rein menschlichen, von metaphysischen und religiösen Ideen vollkommen unabhängigen Lebensordnung gefunden zu haben. Ein Mann des politischen Lebens, Léon Bourgeois, war der gefeierte Entdecker. Ausgangspunkt ist die Erwägung, daß der einzelne durch tausende von Fäden mit dem Leben der Gesamtheit verknüpft ist und so einen großen Teil seiner Fähigkeiten und Vorzüge dem Wirken anderer zu danken hat. Darum muß sich der einzelne auf allen Gebieten seines Daseins als Schuldner seiner Vorfahren fühlen. In leiblicher wie in geistiger Hinsicht lebt er von den Bemühungen solcher, die ihm in der Zeit vorangegangen sind. Und nur dadurch vermag er die Schuld abzutragen, daß er der Gesamtheit in erweiterter Form zurückgibt, was er von ihr empfangen hat, sein Leben und Wirken der Menschheit dienstbar macht. Jedem empfindenden Wesen muß sich diese Pflicht in Regungen der Sympathie für andere fühlbar machen. In Anlehnung an die juristische Redeweise spricht man von einer Art Vertrag, um daraus die sozialen Pflichten des einzelnen zu gewinnen.

Indessen ergibt sich, so wird erwidert, aus der physischen Tatsache der Solidarität nicht schon eine Ordnung von sittlicher Beschaffenheit. Der Übergang vom Physischen zum Moralischen ist nicht hergestellt. Die bloße Tatsache einer Mitteilung begründet nicht schon auf der einen Seite ein Gut-

haben, auf der anderen eine Schuld; Voraussetzung wäre auf seiten des Mitteilenden eine Gesinnung, die über den Egoismus hinausführt. Diese Voraussetzung aber besteht keineswegs in dem Umfange, wie von der Theorie angenommen wird; zur Summe von Vorteilen, die der einzelne der Tätigkeit anderer zuzuschreiben hat, steht auf dieser Seite die uneigennützige Gesinnung keineswegs im geraden Verhältnis. Dazu kommt, daß viele Menschen keinen Anlaß haben, ihr Schicksal zu segnen, aber gleichwohl nicht von der Beobachtung der sittlichen Ordnung entbunden werden können. Auch redet die Solidarität keineswegs eine so eindeutige Sprache, wie auf gegnerischer Seite vorausgesetzt wird. Da die Gemeinschaft für den einzelnen nicht bloß Vorteile, sondern auch Opfer mit sich bringt, so werden daraus nicht alle die nämlichen Lehren ziehen. Werden die einen Pflichten ableiten, so werden die anderen Rechte zu begründen wissen. Je nachdem die Selbstsucht oder eine andere Gesinnung entscheidet, wird die Auslegung so oder anders ausfallen. Vom Geist der Solidarität sind auch die wütendsten Klassenkämpfe inspiriert. Unserem Soziologen fällt es leicht, an der Hand der Erfahrung zu zeigen, wie wenig die Solidarität für sich allein die Norm des Lebens abgeben kann. Nicht ohne behagliche Breite legt er dem Gegner aus dem sozialen Leben der Vergangenheit und der Gegenwart ein erdrückendes Material vor.

Weitere Versuche hat die autonome Moral nach diesen Mißerfolgen nicht mehr angestellt. Die Bemühungen, auf solcher Grundlage eine sittliche Ordnung zu errichten, müssen endgültig als gescheitert gelten. Auch zur positiven Lösung des Problems hält sich Bureau an jene Gesichtspunkte, die sich dem Vertreter der Gesellschaftslehre darbieten. Von der Beobachtung ausgehend, daß sich immerhin auch noch in der modernen Gesellschaft an zahlreichen Punkten sittliche Widerstandsfähigkeit äußert, legt er sich die Frage vor, woraus diese ihre Nahrung schöpft. Eine sorgfältige Analyse der betreffenden Erscheinungen führt zum Ergebnis, daß die Religion als belebendes Element wirksam ist. Überall da, wo sittliches Denken und Fühlen noch nicht ausgestorben ist, verspürt man das Wehen eines religiösen Hauches. Und so erteilt das Leben selbst die Antwort auf die Frage; eine sittliche Ordnung ersteht nur auf religiöser Basis. Diese Erkenntnis bezeichnet den einzigen Weg zur Überwindung der sittlichen Gefahr. Nur die Anerkennung einer theistischen, von einem persönlichen Gott getragenen Weltordnung gibt dem sittlichen Bewußtsein wirklichen Halt. Die Frage, wie wir uns der Existenz eines höchsten Wesens vergewissern, schaltet der Verfasser von einer soziologen Untersuchung mit gutem Rechte aus. Die Feststellung erstreckt sich nur darauf, daß Religion und Moral nach Ausweis der Erfahrung mit einander unauflöslich verkettet sind, und daß infolge dessen die Religion als ein notwendiger Bestandteil des sozialen Lebens zu betrachten ist. Wie jedoch der religiöse Gedanke in den Menschengeist einzieht, auf welche Gründe hin eine religiöse Überzeugung entsteht, bleibt grundsätzlich anderen Abmachungen über-

lassen. Immerhin hat Bureau durch einzelne Bemerkungen den Schleier etwas gelüftet und zu erkennen gegeben, daß er den sog. Modernisten nahe steht. Und dieser Umstand ist es offenbar gewesen, was die Indizierung des Buches veranlaßt hat. Zugleich muß hier die Kritik vom wissenschaftlichen Standpunkte aus einsetzen. Dies gegenüber der Neigung, die Tragweite wissenschaftlicher Einsicht im Sinne eines Positivismus zu begrenzen. Das Modell der Erfahrungswissenschaft soll, wie es scheint, auf die Wissenschaft überhaupt angewendet werden. Der Wissenschaft soll die Aufgabe zufallen, über die Welt der Phänomene zu orientieren und dem Menschen in der Besorgung irdischer Angelegenheiten behilflich zu sein; vom tieferen Wesen der Dinge jedoch, von der Antwort auf die letzten Fragen des Daseins, von der Begründung einer sittlich-religiösen Lebensordnung, wird sie, so scheint es, zurückgehalten. Der Pflichtbegriff enthält eine objektiv wahre, jedoch geheimnisvolle Intuition. Die Religion soll allem Anscheine nach nicht auf verstandesmäßige Einsicht, sondern auf einen eigenartigen Sinn gegründet werden. Somit der bekannte Dualismus, der die religiösen Vorstellungen aus der Sphäre verstandesmäßiger Reflexion herausnimmt, um sie in einem mystischen Seelengrunde zu verankern. Zugunsten unantastbarer Rechte der menschlichen Vernunft muß dieser Weg als ungangbar bezeichnet werden. Nicht die Wissenschaft überhaupt hat sich zur Lösung des ethischen Problems unfähig erwiesen, sondern nur gewisse Denkrichtungen haben ihre Ohnmacht bekundet. Das Interesse an einer sittlichen Lebensordnung bedeutet zugleich eine wichtige Aufgabe der Wissenschaft. Ebensowenig kann die ergründende Vernunft gegenüber dem religiösen Empfinden ihre Ansprüche preisgeben. Zöge der religiöse Gedanke nicht auf dem Wege vernunftgemäßer Überzeugung in die menschliche Seele ein, so wäre sein Schicksal entschieden. Zum Beleg darf getrost auf die religionsphilosophische Entwicklung des letzten Jahrhunderts verwiesen werden.

Wird man sich also dem Wunsche, die französischen Katholiken möchten sich endlich mehr auf ihre Aufgaben besinnen und bei aller Wahrung des kirchlichen Standpunktes eine positivere Stellung zu den Forderungen des modernen Lebens gewinnen, rückhaltlos anschließen, so kann doch der Dualismus der Kantschen Schule nicht dazu dienen, Wissenschaft und Religion in inneren Einklang zu bringen. Eine Lösung dieser Art ist keine Lösung, da sie den Zwiespalt vollauf bestehen läßt. Das eigentliche Thema unseres Werkes bleibt hiebei nach dem Bisherigen unberührt; die Art und Weise, wie die sittlichen Zustände Frankreichs soziologisch erörtert werden, verdient ernsteste Beachtung.

# Amsel Wunderlich, der Träumling.

Der Roman einer Jugend.

Von

Joseph August Lux.

## VII.

Als Amsel wieder zum Bewußtsein kam, lag er daheim in seinem Bett. Die Dinge, die um ihn her vorgingen, und die Menschen, deren Stimmen an sein Ohr drangen, erweckten nur eine unklare Vorstellung. Er hörte den Arzt von einer heißen Suppe reden und von einer tüchtigen Bettwärme, und daß weiters keine Gefahr bestände.

Er hörte die Stimme des Herrn Stengelmayer, der tröstende Worte zur Mutter sprach, die ein wenig jammerte und keifte. Es ging zwar alles unklar vorüber wie im Traum, aber diesmal waren die Stimmen doch Wirklichkeit.

Die Mutter klagte über die Not der Zeit, über die Teufel in Menschengestalt, über die Ungerechtigkeit unter den Sternen, über das harte Joch dieses Daseins und darüber, daß die Armut ein großes, brennendes Hemde sei.

Die Stimme Stengelmayers suchte mit sanftem, beruhigenden Widerstand den Groll der Frau zurückzustauen.

Es würde alles gut enden, meinte er, man müsse sich in Nachsicht und Geduld fassen; wenn auch die Hand des Herrn schwer auf manchen Menschen ruhe, so dürfe man doch nicht ganz verzagen. Gerade an diesem Abend müsse man sich erinnern, daß auch der Heiland in Armut einherging und dennoch den Gedanken des Glücks und der Liebe befestigt habe, weil das Glück, ebenso wie die Liebe, nichts Äußeres sei, und daß es die Seele dabei immer nur mit sich selbst zu tun habe. Es sei eine wirkliche Erlösung in diesem Gedanken, ein wahrer Weltumsturz, und es wäre nicht zu begreifen, daß der Bringer dieser neuen Lehre so viel Haß gegen sich erzeugen konnte. Es sei unheimlich, wie schnell das Gute mißverstanden werde; man dürfe nicht vergessen, daß die Armut der Königsmantel war, den der Herr trug

und den viele tragen, die den Menschen die Gnade des Geistes und des Herzens bringen. Und was das Los des Herrn war, sollte auch von uns nicht als Schande betrachtet werden.

‚Schande? Nein, eine Schande ist sie nicht. Sie ist ein Fluch!' versetzte hart die Mutter. ‚Es ist kein Vergnügen, die Härte und Verachtung, die die Armut erleidet, auszukosten. Es ist kein Vergnügen, Kinder in die Kälte hinausschicken zu müssen und sie halb erfroren in später Nacht zurückzuempfangen, gerade an einem solchen Abend, an dem alle glücklich sein sollen. Aber wer ist wahrhaft glücklich an einem solchen Feste? Die Wohlhabenden sind es. Und die Elenden sind doppelt elend in solchen Zeiten. Für sie ist kein Platz am Tisch der Freude; für sie hat der Herr nicht den Tisch gedeckt. Überzählig sind sie und mögen sich fortscheren, oder erfrieren, oder verhungern, wie sie es lieber haben.'

‚Niemand ist überzählig,' ließ sich die ernste, tiefe Stimme des Lehrers hören; ‚kein liebendes menschliches Wesen ist überzählig, denn alle enthalten die Fähigkeit und Möglichkeit, das Glück in der Welt zu vermehren, und wenn jeder in einem noch so kleinen Kreis von Liebe wirkt, dann ist des Gedeihens kein Ende. Alle haben Platz an der reichgedeckten Tafel, und wenn es auch einige Menschen gibt, die ihre Pflicht der Menschlichkeit verkennen, so dürfen wir nicht gleich alle Hoffnung und allen Glauben an uns fahren lassen. Wenn Sie aber einen Trost darin finden, daß es noch Menschen gibt, die härter betroffen sind als Sie an diesem Abend, so kann ich Ihnen diesen traurigen Trost bringen: Die kleine Anni ist tot!'

‚Schrecklich, schrecklich!' stieß die Mutter hervor und eilte, von neuem besorgt, an das Bett Amsels, um zu sehen, ob er noch lebe, und dann in die Küche, das Süpplein zu kochen.

Klein-Anni tot! Amsel hörte es zwar, aber die Worte brachten kein Erstaunen und keinen Schmerz in ihm hervor. Der Tod bedeutete für ihn zwar etwas Unklares, Schattenhaftes, aber noch nichts Schreckeneinflößendes. Im Gegenteil. Als er so im halbwachen Zustande dalag, sog er sehr viel Süßigkeit aus dem Gedanken, daß Klein-Anni tot war. Die Erinnerung an den Traum spielte herein, und er dachte daran, wie Anni nun jetzt wahrhaft glücklich sein müsse, als Engel so hoch in Glanz und Herrlichkeit oben zu stehen, was eigentlich gar nicht möglich erschien, wenn sie nicht gestorben wäre. Die Mutter brachte die Suppe, aber Amsel wollte nicht kosten. ‚Ich mag den Truthahn nicht,' sagte er, ‚und auch den Lebzelten nicht; ich habe schon soviel gegessen davon. Stelle sie doch dort unter den Christbaum.'

‚Aber Kind, es ist kein Truthahn und kein Lebzelten; eine gute warme Suppe ist es, die dich gesund macht! Was sagst du vom Christbaum? Es ist kein Weihnachtsbaum da! Nun aber heißt es die Suppe essen!'

Amsel ließ sich nicht abbringen. ‚So, so!‘ phantasierte er, ‚du siehst den Weihnachtsbaum nicht? Und horch! Hörst du, wie sie singen? Du hörst sie nicht singen?‘

‚Es ist nichts, Kind! Du träumst. Nun sei schön ruhig und schlafe!‘

‚Ei, die Lichter!‘ rief Amsel. ‚Wie das tropft! Und die Engel, diese schönen Engel, die ganze Himmelsleiter! Und siehst du Anni, Anni mit weißen Flügeln ganz oben! Nein, wie schön!‘

Und nach einer Weile erhob er sich wieder im Fiebertraum und rief: Horch! Die Orgel. Hörst du den Gesang? Hörst du die Stimme des Herrn Stengelmayer? Wie eine große Glocke!‘

Diesmal war es richtig. Die Mitternachtsglocke schwang an alle Fenster und läutete zur Christmette.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Amsel war mit heiler Haut davongekommen. Am dritten Tag nach dieser Begebenheit, als Anni sich den Tod durch Erfrieren geholt hatte, versammelte sich die Schuljugend, um unter der Führung des Herrn Stengelmayer der kleinen Toten das Geleite zu geben. Bevor der Sarg geschlossen wurde, durften die Kinder sie sehen, wie sie in einem Zimmer aufgebahrt lag auf einem hoch aufgetürmten Berg, der mit weißem Zeug und Spitzen bis zur Erde herab verhängt war, in einer Ecke der lichtblau getünchten Stube, während die liebe Wintersonne durch das niedere, vergitterte Fenster schien, über die roten Köpfe der Geranien hinweg, die in den Wohnungen der Armen immer blühen, auch im Winter. Da lag sie oben, ein durchsichtiges Püppchen, weiß wie Alabaster oder wie Bienenwachs, mit ihrem schönsten Kleidchen mit seidenen Bändern angetan, und zu beiden Seiten der hohen Bahre standen hölzerne, schwarzlackierte Leuchter mit langen brennenden Kerzen darin, die mit dem unruhigen Beben ihres Lichts ein sonderbares Leben auf der wächsernen Maske des Todes hervorriefen. Sechs Leuchter zu jeder Seite. Vorn am Fußende der Bahre standen die Spielsachen der Kleinen, auf einem niederen Schemel zusammengestellt und in der Mitte der Siebensächelchen eine kleine Krippe mit dunklen Papierfelsen, den Stall darin und die bekannten Heiligenfiguren, ein heiliges Kripplein, das ihr zu diesen Weihnachten beschert worden war.

Amsel war seltsam zu Mute. Er sah zwischen den Lichtern hin, die engelhaft in zwei Reihen hintereinander standen, und wunderte sich einen Augenblick lang, daß das obere Ende an der Wand zwischen den Lichtern leer geblieben war.

Nur einen Augenblick lang, und schon im nächsten Augenblick sah er den Platz ausgefüllt, sah dort sein Herz stehen, rot wie die blühenden Geranien am Fenster und groß, fast so groß, wie er es geträumt hatte.

Traum, bist du Wirklichkeit, Wirklichkeit, bist du ein Traum?

Und dann in der Kirche sangen die Kinder und sang Herr Stengelmayer und sang auch er im frommen Chor; und die große Orgel sprach liebevoll und gütig drein, und das halberstickte Weinen und Schluchzen rann wie ein tränenhelles Gebirgsbächlein mit dem geruhigen Strom des Gesanges, der das ganze Gotteshaus erfüllte.

Amsel weinte nicht. Unter der allgemeinen Feierlichkeit und stilvollen Schönheit der Vorgänge, der traumhaften und der wirklichen, konnte eine rechte Trauer und ein wirklicher Schmerz noch gar nicht aufkommen. Das waren Dinge, die seinem Leben noch zu fremd und unsichtbar waren.

Nur eine Einsamkeit kam auf Tage und Wochen, ein ungestilltes Verlangen nach der gewohnten Spielgenossin, nach ihrem kindlich zarten mütterlichen Regiment; das Gefühl einer lang andauernden Unlust und einer inneren Leere kam dumpf über ihn.

Es fehlte ihm etwas, und er dachte sehr richtig, daß ihm das Herz fehle; denn dieses, sein großes rotes Herz, stand hoch oben bei Anni, und die hatte es mitgenommen auf ihren Weg über die Sterne.

## VIII.

Wer sein Herz verloren hat, muß in der Richtung wandern, nach der es fortgezogen ist.

Amsel ging unbewußt in dieser Richtung, die nach einer niederen langen Mauer führte. Nach einer niederen langen Mauer, die von dunklem Grün überwachsen war, auch im Winter, und die auf eine mäßige Anhöhe hinaufkroch. Weißes Gestein blinkte aus dem dunklen Grün hervor, und wenn man näher kam, entdeckte man, daß es köstliche Putti waren, kleine Genien mit nackten rundlichen Gliedern und einem großen wunderlichen Ernst in den kindlichen Gesichtern. Da standen sie hoch über der Mauer, hell schimmernd im dunklen Mantel des immer grünen Epheus und des Segenbaumes, standen zierlich angelehnt oder gestützt auf umgekehrte Fackeln, die ebenfalls aus Stein gemeißelt waren. Und weiter sah man, wenn man über die Mauer blickte, marmorne Urnen mit darüber gebreiteten Tränentüchlein, antike Säulenschäfte, die abgebrochen schienen, und zwischen diesen antiken Kolonnen Frauengestalten, das Haupt verhüllend oder in nachdenklicher Trauer leicht in die Hand gestützt, voll klassischem Anstand, der auch in der Trauer das Maß des Schönen nicht vergessen ließ. Und Kränze sah man, dicht geflochtene Kränzlein mit Blumen aus den alten heimischen Bauerngärten, aber ebenfalls fein säuberlich in Stein gemeißelt, eine unübersehbare Zahl von hochgesteckten Kränzlein an einfach steinernen Kreuzen zwischen schwärzlichen Zypressen und architektonisch beschnittenem Buchs.

Den ganzen Zauber eines solch alten Wiener Friedhofes konnte man allerdings nur im Frühling ergreifen oder im Frühsommer, wenn der Flieder blüht und die Rosenbüsche duften, wenn die Finken schlagen und die Lerchen in der blaugoldenen Luft singen. Dann ging man durch diese grünende und blühende Wildnis auf weichen Mooswegen im Schatten der Bäume und Sträucher, zwischen den Reihen von Gräbern hin, an denen die Kunst weilte; und Leben, vielgestaltiges, unstillbar quellendes Leben erfüllte den Hain des Todes.

O süße Wehmut, gemischt aus Schmerz und Labsal, aus Entsagung und Hoffnung, aus Trauer und Erinnerung!

O wundersamer Becher, erfüllt von Tränen und feuchtem Glanz der Himmelsfreude, von Todesschatten und Lebensdrang, von Klagetönen und Vogeljubelsang!

Neige, o Linde, dein traumreiches Schattenhaupt und singe dein Schlummerlied im Abendwind!

Sinne, o Kunst an der Schwelle der Vergänglichkeit, und träume den Lebenstraum der Ewigkeit!

Zärtlich hingeschmiegt an die Lehne des Hügels war dieses Blumenbeet des Todes, von der alten Ziegelmauer umschlossen wie von einem roten Blumentopf. Rostig stand ein altes Gitter an der Mauer wie eine schwarze, kunstvoll gezeichnete Arabeske, rostig und verschlossen wie ein Altargitter, dahinter in roten Laternchen die ewigen Lichtlein glühten; auf Gräbern glühten, wo der Glaube weilte auf manchem schriftbedeckten Stein, und Engelschöre standen als sichtbares Gebet.

Nun aber war tiefer Winter, der Schnee lag und deckte alles zu; nur drei Farben standen in dem Rahmen: das strahlende Weiß, das harte Wintergrün und das ewige Steingrau. Nur dort an einer Stelle bluteten rote Blumen, frische Geranien und Anemonen, die aus dem herrschaftlichen Treibhaus entführt waren.

Dort blutete Amsel Wunderlichs Herz in großen Tropfen, groß wie die abgefallenen Blumenblätter, die von dem weichen, gierigen Schnee getrunken wurden, blutete, ohne daß Amsel es fühlte.

Aber immer wieder rief ihn dieses Herz, und immer wieder kletterte er mit katzengeschmeidiger Behendigkeit über das Gitter und brachte stillvergnügt die Stunden an der Gräberstätte hin, bis die Dämmerung ihre grauen Flügel ausspannte und unten in der Stadt das Lichtermeer entflammte.

Einmal war das Gittertor nur angelehnt; er ging geräuschlos zwischen den Gräber-Architekturen dahin und konnte, hinter einem großen Totenmal versteckt, die Personen belauschen, die den Totenacker zu dieser ungewöhnlichen Jahreszeit besuchten.

Herr Lehrer Stengelmayer war es, der einen Freund heraufgeführt hatte. Eben sprach seine liebe, klare Stimme zu dem Freund und sagte: ‚Siehst du, diese Stimmung habe ich festhalten wollen. Präge dir alles ein, was du hier siehst, den toten Wald dort oben, diese liebliche, traurige Einsamkeit mit den frischen Blumen dort am Busen, und denke daran, daß in diesem Hain ein schwindsüchtiges Kind schläft, das schon lange dem Tode verfallen war und ohnehin bald gestorben wäre, auch wenn es nicht in der bitteren Weihnachtsnacht am Hofe in der Stadt eingeschlafen wäre! Diese schlichte, aber ergreifende Legende, die das Leben hier gedichtet hat, wollte ich in diesen Versen festhalten.‘

Und dann las er in einfacher und doch zu Herzen gehender Weise seinem Freunde ein Gedicht vor, das lautete:

‚Ein unaufhörlich, stummes Blätterfallen
Wie einer Sanduhr Rinnen sonder Klang,
Doch davon schaudernd durch die Seele drang
Ein Echo, wie wenn Todesglocken hallen.

Das Kind, des Wangen bleich und eingefallen,
Darin zwei Rosen brennen, lauschet bang
Dem Echolaut und schaut das Feld entlang,
Wo Nebel still wie Todesengel wallen.

Rot glüht das Laub; bald sind die letzten Rosen,
Womit ihr euch geschmückt, Natur und du,
Dahin; die Tage fliehn mit leisem Flügel.

Nun braust der Sturm im Wald, im blätterlosen,
Ein weißes Leichentuch deckt alles zu, —
Nur frische Blumen dort am frischen Hügel.‘

Die beiden Männer waren stehen geblieben, und als der Lehrer Stengelmayer das Gedicht gelesen hatte, gingen sie weiter dem Ausgang zu und waren bald aus dem Gesichtskreis.

Amsel saß hinter einem schönen Grabstein, und die Tränen liefen ihm über die Wangen. Er wußte nicht, warum; er hatte das Gedicht nicht verstanden, er hatte nur das Gefühl, daß es etwas sehr Schönes und Ergreifendes war. Und es war siedend heiß in seiner Brust heraufgequollen, über die Backen gelaufen und hier glastropfenhart gefroren. War es Schmerz? War es Freude?

Der Herr Lehrer Stengelmayer war ein Dichter! Schon lange war das Gerücht heimlich umgelaufen, daß der Herr Lehrer Stengelmayer ein Dichter sei. Amsel erinnerte sich, daß die Leute in den Gassen, wenn Herr Stengelmayer vorüberging, hinter ihm mit spöttischem Lächeln sagten: Er ist halt ein Dichter! Und das sagten sie, indem sie zugleich mit einer

gewissen Handbewegung an den Kopf deuteten, um auszudrücken, daß es in dem Oberstübchen bei ihm nicht richtig sei. Sie warfen ihm das Wort Dichter nach mit einer mitleidigen Geringschätzung, fast wie ein Schimpfwort, als ob sie ebenso gut hätten sagen mögen: Halbnarr! oder Hungerleider! Amsel hatte immer ein starkes Unbehagen empfunden, wenn er diese Geste der Leute bemerkte; nun aber kam Zorn und Schmerz über ihn, als er daran dachte, jetzt, als die glückselige Ahnung über ihn kam, was denn das bedeutete, ein Dichter zu sein.

Ein Dichter! Unser lieber Herr Lehrer Stengelmayer ist ein Dichter! Es war eine Seligkeit, dieses Wort immer wieder zu wiederholen. Er schmeckte dieses Wort, trank es, schlürfte es aus wie eine süße Frucht, befühlte es nach allen Seiten, schaute es an und fand, daß es immer köstlicher, immer süßer, immer goldener, immer größer wurde, eine ganze Welt, in die bunten Farben der Blumen und der Edelsteine gefaßt.

Ein Lehrer und ein Dichter! Nach und nach wurde es ihm immer klarer, daß es nicht anders sein könne, daß ein Lehrer ein Dichter sein müsse, daß nur ein Dichter etwas Hohes und Schönes lehren könne, daß nur ein Dichter die Liebe in die Herzen der Menschen und der Dinge senken kann, auf daß ihm diese Liebe aus allen Herzen der Schöpfung entgegenblühe und die ganze Welt als Blumenpfand in seinen Händen läge, ja, daß selbst die Tränen und die Herzbluttropfen Diamanten und Rubinen würden, die Seele damit zu schmücken, die der Dichter auf den Thron erheben will.

Nun war Amsel in den Besitz eines großen, kostbaren Geheimnisses gekommen, so ungefähr wie Aladin mit der Wunderlampe; eines Geheimnisses, größer wie der Berg Sesam und mit mindestens ebensoviel Schätzen; und dieses Geheimnis gab seinem Leben zum ersten Male eine Sehnsucht und eine Wunschrichtung.

Ein Lehrer wollte er werden, ein Lehrer und ein Dichter! Denn das schien ihm so notwendig zusammenzugehören, wie daß einmal eins eins ist.

Und dieses Geheimnis vergrub er tief, tief in seiner Seele, damit niemand eine Ahnung davon empfangen könnte. Denn sonst hätte er schamrot werden müssen. Und alle Süßigkeit und aller Zauber wären dahin.

## IX.

In Amsels Jugend war der Tag, an dem der neue Jahreskalender ins Haus kam, ein Seelenfest. Es gab noch einen zweiten ähnlichen Tag im Jahr, der allerdings in den Hochsommer fiel.

Das war der Tag, an dem das Lavendelweib durch die lauwarmen Gassen der ländlichen Wiener Vorstadt ging und mit eintöniger, langgezogener

Stimme im Halbgesang rief: ‚Ein'n Lavendel kauft's — zwei Kreuzer ein Büschel Lavendel!'

Es war ein langer Klageton und doch melodisch anzuhören. Jahraus, jahrein tönte der Ruf in seiner Seele nach wie ein alter süßer Kinderreim und erweckte jenes unnennbar sommerliche Gefühl auch in der späten Jahreszeit, halb Seligkeit, halb Bangen, wie man das leicht verspürt, wenn die Sonne scheitelrecht steht, die Tagessonne, oder die Jahressonne, oder vielleicht auch die Lebenssonne.

Das Lavendelweib hatte etwas von der magischen Kraft des Mittagsgespenstes. Wenn es erschien, dann war die Sommersonnenwende. Und wenn der Kalendermann erschien, war Winterwende. Beide Erscheinungen teilten das Jahr in zwei Takte, davon jeder seinen eigenen Rythmus hatte.

Unbeschreibliches Vergnügen, das der Kalender mit seinem neuen Erscheinen der jungen Seele bereitete. Die abstrakte Gestalt des Kalendermachers stand in Amsels Phantasie groß und ehrfurchterregend da, als ein Jahresregent, nicht geringer als der heilige Nicolo und der Genius der Weihnachten. Saß man also behaglich an dem Tisch, das Gesicht auf die beiden Fäuste gestützt, die Ellenbogen aufgelümmelt, den neuen Kalender vor sich ausgebreitet, und konnte Blatt für Blatt die ganze Herrlichkeit an seinen eigenen Augen vorüber ziehen lassen, ohne kaum mehr als einen Finger zu rühren. Das verdankte man dem Kalendermann.

Der hatte das richtige Gotteshandwerk erwählt, so recht eigenhändig die Welt gebaut, für ein kommendes Jahr lang eingeteilt und behaglich gemacht, daß es sich gut darin hausen ließ. Er führte die schöne Apostelzahl der Monate herein, die wunderlich angetan waren, die Sternbilder als Aureole um das Haupt, die Symbole des Tierkreises an der Brust, die Mondphasen bunt eingestickt an den herrlichen Gewändern, einige sehr lustig und freundlich anzuschauen, andere würdig und hoheitsvoll und wenige ernst und nachdenklich. Eigentlich düster sah keiner aus in jenen Jahren. Aus ihrem Munde strömte die hundertjährige Weisheit, man brauchte nur zu fragen; das Wetter, wie es früher war, und wie es künftig sein wird; die Vorgänge am Himmel und die Einflüsse der Gestirne auf die Träume, auf das Vieh und auf die Geburten; die Namen aller 365 Heiligen, alle fröhlichen und alle traurigen Tage des Jahres, die hohen Feste mit den roten Buchstaben und alle Wochen mit ihren besonderen Bewandtnissen. Das war schön; man konnte von den Ereignissen nicht mehr überrumpelt werden, man wußte alles im voraus. Das kommende Jahr mit seinem Leben hatte sich nach der Vorschrift zu richten; man konnte ihm jetzt auf die Finger sehen. Und was die zwölf Apostel des Jahres nicht wußten, das wußte schließlich der Kalendermacher, der die Vergangenheit und die Zukunft kannte

wie seine eigene Rocktasche. Man brauchte in dem neuen Kalender nur ein wenig herumzublättern, man fand alles schwarz auf weiß. Das große Erdbeben, den Eisenbahnzusammenstoß, Namen und Bildnisse berühmter Männer mit ihren Sterbetagen, die letzten großen Erfindungen, die Hof- und Staatsangelegenheiten, kurz, die ganze Weltgeschichte vom vorigen Jahre samt Geographie und Astronomie. Was nicht im Kalender stand, war einfach nicht geschehen, hatte gar kein Recht zu existieren! Also saß man und konnte die ganze Weltherrlichkeit an sich vorübergleiten lassen und freute sich, daß alles so wohl gefügt und wunderbar eingeteilt war in dem großen Getriebe, daß einem von dem Leben nichts, aber nichts entgehen konnte. Wie ein buntes Spiel Karten ließ sich das Dasein ausbreiten, wie es der Kalendermacher einzuteilen für gut befunden hatte, und auf jeder Karte stand die Deutung und der Gewinn in vielsagender Zeichnung. Es gab nur Gewinn. Und die junge Seele wanderte in dem Kartenhaus des neuen Jahres ein und aus, und sie war weltkundig und fand, daß es für sie keine Geheimnisse eigentlich mehr gebe. Das hatte sie damals von dem Kalendermacher. Damals beherrschte man das Leben.

Aber unser Kalendermacher war nicht nur ein gelehrter, weltkundiger Mann, er war auch ein unterhaltsamer Geschichtenerzähler und verstand es, den schnurrigen Ton seiner Erzählungen mit einfachen Zeichnungen noch bildhafter zu machen. Diese Kernsprüchlein und diese launigen Verslein!

Was konnte Amsel im Nachgenuß an diesen Dingen zehren ein goldenes Jahr lang, und was war das für ein Vorgenuß, während des zweiten Halbjahres in Erwartung des neuen Kalenderbuches! Und immer wieder las er die kräftigen Bauerngeschichten und tat in seiner Phantasie eifrig mit beim Kegelschieben, bei der Sonntagsrauferei und bei dem Walten der Vorsehung, die das unglückliche Liebespaar nach allerlei Fährnissen des Lebens unversehrt vor den ländlichen Traualtar und an die üppige kurzweilige Hochzeitstafel führte. Ja, so verderbt waren die Neigungen geworden, daß sie bei Wassersnot, Kindtaufen und Wildschützenabenteuer eifrigst mittaten. O, Einbildungskraft! Die Namen Anzengruber und Rosegger, um bloß einige der volkstümlichen Schriftsteller zu nennen, wurden dem Halbwüchsigen schon damals vertraut als gute Freunde, mit denen er auf Du und Du stand.

Auch so etwas zu machen, was wäre das für eine Seligkeit! Der wunderliche Gedanke wagte sich zu früh hervor und wurde gehegt wie eine heimliche Sünde, an die man nicht denken konnte, ohne bis unter die Haare rot zu werden. Nur nichts verraten! Aber es war zu früh, viel zu früh, und der Schutt all der später folgenden Jahre begrub die heimlichen Regungen und Versuche.

Kindheit, wie lange währt dein Reich? Seele, wie lange lebst du auf der glücklichen Insel mit den beiden freundlichen Spukgestalten deiner Jugend, mit dem Lavendelweib und dem Kalendermann, die dort ewig friedlich zusammen hausen werden, obwohl sich in der einen der Sommer, in der anderen der Winter symbolisiert! Aber im Märchen ist alles möglich, und die Jugend ist ein Märchen.

Kalendermacher zu sein, davon träumte Amsel. Ein Kalendermacher der Seele, der Himmel und Erde fest zusammenhält, aus dem Chaos des Lebens ein Weltgebäude errichtet, harmonisch und rund formt, klar und verständig wie eine wohlgezeichnete Weltkugel. Aber es ist die Frage, ob er gerade in jenen traumhellen Tagen nicht schon unbewußt der Kalendermacher seines Lebens war, ein viel besserer Kalendermacher als jener Pfründner, der alle Jahre solch ein armseliges Büchlein ins Haus warf und diesen zusammengestoppelten Abhub des fließenden Lebens, dieses Flickwerk, diese Sammlung bunter Hadern und Lumpen die Gotteswelt im Jahre des Heils nannte.

Nein, also nein! Amsel selbst war der eigentliche schöpferische Kalendermacher in jenen jungen Tagen, der es verstand, aus dem Jahr unbewußt eine Einheit zu schaffen, ein Weltgehäuse, darin die Seele thronen mochte, die Seele, die immer in den Mittelpunkt gehört, weil nichts gilt, was nicht durch sie aus dem Chaos gelöst und zu geordnetem Dasein erhoben wird. Himmel und Erde werden durch sie geschaffen, ein persönlicher Fall wie jede Schöpfung. Und die biblische Weisheit der zwölf Apostel des Jahres verkündet vor allem dieses: daß die Seele ihren bestimmten Weg wandle und alles meiden müsse, was ihrer eigenen Natur fremd und zuwider ist; daß diese Seele nur die *eine* Pflicht habe, gerade zu sein und sich treu zu bleiben. Denn nur im Einklang mit sich wird sie eins sein mit allen Sphären, die sie umgeben, und jene Weltharmonie mitschaffen helfen, die immer nur ein Geistiges und ein Persönliches sein kann. Und wer sagen kann, er hat sein Leben gelebt, dumm oder gescheit, aber doch so, daß er es immer wieder auf diese Weise anfangen und vollenden könnte, der hat ein gutes Kalenderjahr gehabt.

In jenen Jahren war Amsel sein eigener Kalendermacher gewesen, ohne daß er es wußte. Wird es so bleiben? Wird er es verhindern können, daß die schöngeformte Weltkugel, die er damals sorgsam auf den Händen trug, gleich jenen Weihnachtstraumengeln seinen Händen entgleitet, und kaputt geht? Wird er imstande sein, die kaputt gegangene Weltkugel wieder zu leimen oder aus den Trümmern eine neue Form zu schaffen, herrlicher als die frühere und sich selbst zur Freude? So genau läßt sich das nicht sagen, denn des Menschen Wege sind wunderbar und verworren.

Aber sicher ist, daß die nächsten Kapitel einige Aufschlüsse über diese Fragen bringen werden.

X.

Damals traten zwei Ereignisse ein, die einen noch nicht im ganzen Umfang erkennbaren, aber in der Folge schwer bedeutsamen Einfluß auf die junge Seele nahmen.

Das eine Ereignis war geradezu ein Wendepunkt, der den Seelenweg in das Dunkle und Irre leitete. Amsel verlor seinen Lehrer Stengelmayer. Der war nach einer Stadtschule versetzt worden, was eine Auszeichnung, ein Aufsteigen im Rang bedeutete. Trotzdem schien es, als ob dem jungen Lehrer der Abschied von der ländlichen Vorortschule am weingesegneten Kahlenbergfuße schwer würde.

Für Amsel war es soviel, als ob die Lichter in seinem Innern verlöscht würden. Die Bücher, die lieben, freundlichen Schulbücher verloren allen Geist, seit nicht mehr die Stimme Stengelmayers den toten Buchstaben erschloß und sinnvoll machte. Das Lernen wurde fast zur Plage.

Der neue Lehrer, namens Dwořak, hatte seine liebe Not. Er stieg auf den Bänken herum mit einem spanischen Rohr in der Hand und konnte nicht genug Hiebe austeilen. Das hatte Stengelmayer nie getan.

Nein, Dwořak war kein Dichter. Mit Verwunderung sah Amsel, daß einer Lehrer sein konnte, ohne Dichter zu sein. Die Welt verlor einen Teil ihres Sonnenglanzes und hatte manchmal recht mürrische Falten im Gesicht.

Diese betrübende Veränderung hätte sofort eine verheerende Wirkung gehabt, wenn nicht mit dem Schmerz ein Tropfen Freude als die beste Narkose der Welt in die Seele Amsels geträufelt wäre. Nun aber wirkte dieser Wandel unmerklich, wie schleichendes Gift, und spät erst konnte man die Folgen im äußeren Wesen erkennen.

Was zunächst die Welt trotz einiger heftiger Schwankungen im Gleichgewicht erhielt, war die Empfindung, daß sein Herz wieder auf dem alten Fleck schlug. Er suchte es nicht mehr am Friedhof bei den roten Blumen im Winterschnee; er hatte Anni fast vergessen, und er fühlte den tiefen, ruhigen Herzschlag in seiner eigenen Brust, der austönte wie die Wellenkreise einer summenden Glocke und über die sonnenhellen, frühlingsblumenbesternten Hügel hinzitterte bis an den blauen Rand des Himmels jenseits der Donau, und die kristallblaue Himmelsglocke selbst schwang in dem Herzschlag zwischen den Erdfurchen mit.

Ja, dieses Kristallglockenhimmelblau mitsamt diesem Frühlingsblütensternenland war in dem rotseidenen Herzen, das nun wieder richtig in der Brust saß, eingeschlossen. Aber all dies zusammen war samt dem Herzen nur das Etui, darin eine kleine Fee eingekapselt war, die sich mit diesem Blau und

mit diesen Blüten schmückte und an Stelle der kleinen Anni in Amsels Herzen mit dem gezackten Goldpapierrand thronte.

Diese neue Fee war Lottchen, Amsels Schulgenossin, die mit ihm in einer Klasse saß.

In der Dorfschule: Die kleine Lotte saß rechts im Mittelgang, erste Bankreihe, Amsel saß links. Wenn sie eine Feder brauchte oder einen Bleistift oder ein Löschblatt, so konnte er es ihr bequem hinüberreichen. Er war mit allem versehen, was Lotte brauchen konnte, Kirschen und Birnen nicht ausgenommen. Auf dem Wege nach und von der Schule ging Amsel an ihrer Seite und wachte mit Argusaugen, daß ja keiner von den Rangen sie auch nur scheel ansehe. Und wenn just einer nicht der Versuchung wiederstehen konnte, sie an den braunen Zöpfen zu ziehen, dann konnte er mit Sicherheit darauf rechnen, daß Amsels Fäuste alsbald wie ein Hagelwetter auf ihn niederfuhren. Wunderlich gehörte zwar zu den körperlich Schwächeren in der Klasse, aber in solchen Fällen nahm er es siegreich mit dem Stärksten auf und stand bald in dem gefürchteten Ansehen, mit geheimen Kräften begabt zu sein, so daß keiner mehr es wagte, sie anzurühren; auch in seiner Abwesenheit nicht. Als einer der Jungen ihr einmal mit der Bekräftigung seines ‚heiligsten Ehrenwortes', wie es Knaben gerne im Munde führen, beteuerte, er werde sie nächstens bei passender Gelegenheit gründlich durchhauen, und Amsel von der Bedrohung des verschüchterten Mädchens erfahren hatte, lauerte er dem Jungen fünf Stunden lang auf, warf ihn ungestüm zu Boden, obzwar er viel größer war als Amsel, und würgte ihn so lange, bis er alle Eide schwur, ihr auch nicht ein Haar krümmen zu wollen. Seither hatte Lotte von keinem aus der Horde etwas zu fürchten; im Gegenteil, sie wurde alsbald auch von den übrigen Knaben mit jener unbewußten scheuen Galanterie behandelt, die den Anfang der idealen, keuschen und ach! so süß dummen Knabenminnezeit bezeichnet.

Die Wildheit der Knaben schien damals erst gebrochen, als sie in eine Klasse kamen, wo Mädel und Buben beisammen waren. Der wunderbare Wandel, der sich jäh vollzog, erstreckte sich auch auf den Lerneifer, der bei vielen früher allzuviel und seit dem Lehrerwechsel auch bei Amsel leider sehr zu wünschen übrig ließ. Aber als Nichtswisser und Nichtskönner beschämt und gerügt vor den immer fleißigen Mädchen dazustehen, hätte der Ehrgeiz nimmer zugelassen. Und so keimten in den Knabenseelen rasch alle männlichen Tugenden unter dem gesittenden Einfluß des zarten Geschlechts und des wärmenden Frühstrahls einer unsagbar reinen, zarten und völlig unbewußten Minne empor, die erst eine spätere Zeit in der Erinnerung als Liebe anerkennt.

Daß sie doch zu schildern möglich wäre, diese süße, heimliche Kinderliebe, die so unirdisch ist wie der unsichtbar umschwebende Duft einer Blüte,

so unsagbar zart, daß man fürchten muß, das ungeschlachte Wort erschlüge ihre Zartheit! Sie ist so ätherisch und kennt doch alle Akzente der Leidenschaft, jedoch ganz fein und leise abgetönt.

Die Seele ist rein und unberührt, von keiner Reflexion angekränkelt, aber sie ist berauscht von mystischen Ideen, und Jubel ist darin, ganz gedämpft, und ein Singen, ein leises Singen wie von silbernen Äolsharfen, wenn sie der Morgenwind küßt; Ahnungen dämmern auf, die glühen und leuchten wie verschleierte Sonnen, und das Leben ist voll lockender Geheimnisse und reizt wie ein verheißungsvolles Rätsel.

Vielleicht trägt jeder Mensch so einen unverwischbaren Sonnenstrahl im Herzen mit, der nur dann und wann sichtbar oder fühlbar wird, wie oft am hellen Mittag die Himmelssterne in den Brunnentiefen sichtbar werden. In solch hellseherischen Stunden wird die Kinderseele in ihrem lebendigen Sarge wach, ihre Stimme klingt vernehmlich aus dem Schutt der Jahre wie aus einem Grabe herauf, und die rückschauende Sehnsucht öffnet mit bebenden Händen ein Hinterfenster nach dem andern, um nach der Vergangenheit auszuspähen; noch mehr, sie führt durch unsichtbare Tore über verwitterte Erinnerungsschwellen und schifft sich auf lichten Schwanensegeln nach der fern abliegenden Insel der Kindheit ein. Dort grüßt man alte Bekannte.

Noch rauschen die Silberbirken mit hellem Getön wie von silbernen Vogelkehlen, noch steht das alte Schulhaus, das Kirchlein, unfern der Friedhof an der Hügellehne und das schloßähnliche, weitläufige Gehöft, wo im echolauten Treppengange Lottchens Stimme jauchzte und alle Winkel und Hallen phantastisch mit schaurigen Geheimnissen bevölkert waren.

Lottchens Eltern waren feine Stadtleute und hatten erst vor geringer Zeit das alte Gebäude an dem liederreichen Kahlenberggehänge, wo jeder Stein einen Märchenmund hatte und der Kranz einer ewigen Jugend blühte, erworben und instand gesetzt. Sie litten es stillschweigend, daß ihre Lotte in dem Schulkameraden einen ritterlichen Beschützer fand.

Dort liefen die heimlichen Wege, wo Wunderlich die stolzesten und herrlichsten Gefühle erlebte. Man ahnt nicht die Lust der heimlichen Wege, die um das Haus der Geliebten führen. Zu den ungewöhnlichsten Stunden schlich Amsel am Hause vorbei, von den Hollunderbüschen des Gartens halb verdeckt, und spähte zu dem Balkon hinauf, wo Lottchen am Morgen zu stehen pflegte, duftig und schön wie eine Pfirsichblüte im März. Nachts warf er Blumen hinauf, Buschwindröschen, Leberblümchen und Veilchen, und was später die Jahreszeit gewährte, was er aber beharrlich in Abrede stellte. Lieber hätte er sich erschlagen lassen, als es eingestehen.

Knabenliebe hat immer etwas Heldenmütiges. Sie ist vom steten Drang

beseelt, für den geliebten Gegenstand irgend etwas Großes, Unerhörtes zu vollbringen, einen Akt der Selbstopferung.

Einmal war es ihm nahe gegangen. Lottchen hatte Appetit nach ein paar schönen Kirschen, die fast unerreichbar an einem dünnen Ast über einem Ententeich hinaushingen. Flugs war Amsel oben, aber der Ast trug nicht; er brach, und Amsel stürzte ins Wasser. Ihm vergingen die Sinne; aber im nächsten Augenblick stand er neben Lotte, in der Hand die Kirschen.

Der Minnedienst fand darin kein Genügen, auch daran nicht, daß er Lottchens wegen ältere Jungen prügelte. Jeder Augenblick fand ihn zu irgend einem Heldenstück bereit, das seine wirkliche Kraft weitaus übersteigen mußte.

‚Lottchen, wenn du willst, spring' ich in den Steinbruch hinab;' und nur ihre entsetzenerfüllte Geberde konnte ihn abhalten, es nicht zu tun. Wenn er am Hause vorüberschlich, konnte er den seltsamen Wunsch nicht unterdrücken, es möchten doch die Flammen herausschlagen, die Grundfesten sollten bersten, damit Gelegenheit wäre, die große Tat zu vollbringen, von der der abenteuerliche Sinn träumte: sie zu retten, sie unversehrt auf den Armen herauszutragen mit der Todesverachtung des Helden.

Daß Liebe so sehr nach Tod verlangt, nach Selbstvernichtung! Wie stark muß sie sein, die elementarste Kraft, den Egoismus zu überwinden!

‚Törichter Knabe!' sagten einige und ahnten nicht, wie reich, wie unermeßlich reich die törichte Seele war in den Stunden vor dem Sonnenaufgang der Leidenschaft. Das damals war keine Leidenschaft. Ein unbewußtes elementares Lieben, unschuldig wie das Lieben der Pflanzen, wie das Lieben im Paradies. Das Höchste und Beste, was Liebe im Dasein bedeutet, das vollzog sich hier, als noch das Bewußtsein schlummerte. In jener Torheit lag alle Weisheit, alles Sitten- und Naturgesetz eingeschlossen. Ein unlauteres Wort aus hämischem Munde, und alle Unbefangenheit wäre dahin, alle Reinheit und Unschuld. Es wäre wie ein Sündenfall.

## XI.

An allen Hängen reifte das Glück. Der Kahlenberg hatte längst seine ersten Veilchengrüße nach der Stadt gesendet. Nun glüht der junge Wein am Stock; die Hügel erheben das weinlaubbegränzte Haupt festlich wie junge Götter, und ein Traumlächeln ging über die Züge in Erwartung der kommenden Freudenräuschlein.

Wer wird das Glück ernten? Wird die Seele diesen Rausch erleben? Wird die mit rebenblutroten Händen und Füßen einherstapfende Fröhlichkeit der Winzerzeit die ihrige sein? Aber die Zeit des Kelterns ist viel zu fern, und alles kann noch anders kommen. Einstweilen schläft noch

der große Rausch mit festverschlossenen Rebenaugen, von den Rankenblätterfingern beschattet, vom Wind gewiegt und von der Sonne warm geküßt. Aber der Traum geht doch über die Landschaft hin, der Traum jenes Tages, von dem es heißt, daß die Berge triefen von Most und in Milch die Hügel schwimmen werden.

Ein lavendelblaues Band war um schnittreife Kornfelder geschlungen, hier neben den Weinbergen und drüben in der opalig schimmernden Ebene des fruchtbaren Marchfeldes. Und dieses lavendelblaue Band, daran zwei goldene Ferienmonate gebunden waren, flatterte durch die schattenkühlen Gassen und Straßen der Stadt und winkte mit Duft und Sang zu allen offenen Fenstern hinein. Die süße alte Klagestimme zog durch den trägen Mittag, der lallende Kinderrefrain gesungen oder vielmehr geklagt von den dünnen Lippen eines zahnlosen, vertrockneten Weibleins, der Refrain des unausgesungenen Märchens von Wald und Wiese, die zur staubigen Stadt wandern. Ein'n Lavendel kauft's . . .! Die Donau hatte mit kühlen Nixenhänden ihren lang nachflutenden wellenfeuchten Schleier um die heiße Sommerstirne gelegt. Und alle Menschen lechzten nach dem erquickenden Atem des Stromes.

In dieser ungebundenen Zeit schweifte Amsel lange Nachmittage mit Lotte in der Umgegend umher, unermüdlich die neuen Wunder und Geheimnisse zu enträtseln, die an allen Weinbergshohlwegen, an den Feld- und Wiesenrainen und in den birkenhellen Donauauen lauerten und darauf warteten, daß sie von zauberkundigen Händen ergriffen würden.

Lottes Augen leuchteten in nervöser Unersättlichkeit nach dem Neuen. Amsel konnte schwelgen. Alle Legenden, die dem Land eine Seele gaben, rief er aus ihrem geisterhaften Sein ins Leben und schmückte sie mit Edelsteinen aus der Schatzkammer seiner Phantasie.

Willst du den Großvezier Kara Mustapha sehen, der auf diesen Schanzen Wien belagerte? Der sah aus wie der Türkenbund, der in den Vorgärten hier wächst, groß und fürchterlich anzusehen mit dem safrangelben Bund am Kopf und dem Unterkleid von dem giftigen Grün einer frischen Paprikaschote.

Oder den Polenkönig Sobieski, der mit dem Entsatzheer anrückte und die Türken verjagte? So hell wie die goldene Turmspitze des Kahlenbergerdörfleins funkelte der Knauf seines Schwertes, das er von dorther in der Sonne strahlen ließ, und die samtenen Wämser der Adeligen waren ganz bestickt und mit Türkisen, Smaragden und Rubinen besetzt, daß sie fast so bunt und schön waren wie die grünen Wiesenraine mit dem roten Mohn, blauen Glocken und weißen Orakelsternen.

Oder wollen wir lieber den Leopoldsberg ersteigen? Milchweiß und

fein wie dieses Wölkchen war der kostbare Schleier der Markgräfin, das Geschenk eines Kalifen, und war aus gebleichten Haaren blonder Tscherkessensklavinnen gewoben, zarter und weicher wie Seide, und im Schein der Vollmondnächte gewoben. Wer den Schleier in der Mittsommernacht trug, konnte die Bäume und Quellen reden hören und von ihnen die Zukunft erfragen. Natürlich wollte die Gräfin den Schleier wieder gewinnen, den ihr ein Windstoß vom Burgsöller entführt hatte. Wo er gefunden wurde, entstand das Kloster, das man von der Höhe sehen konnte, eine Krone wie schwärzliches Silber mit eingelegtem Malachit von der Farbe des Grünspans, in der Talsohle ruhend wie auf einem grün schwellenden Samtpolster, der von der Silberborte der Donau gesäumt war.

Oder wollen wir zur Quelle der heiligen Agnes, wo die alten Sibyllen hocken mit bunten Papiermützen am Kopf und nachts in den Quellengrund starren, darin sich das Glück in Lotterienummern kundgibt, die in einigen Tagen darauf gezogen werden müssen? Überall wohnen gute und böse Geister, und auf jedem Ast hockt eine Prophetenstimme oder das Gespenst einer Begebenheit.

Oder wollen wir sehen, wie der fröhliche Wiegand, der Pfaff vom Kahlenbergdorf, über die Donau geflogen ist? Ganz wie der Flußreiher dort; und sein Kibitzlachen über die pfiffigdummen Bauern, die seinen grünsauren Wein fürs gute Geld tranken, kann man heute noch hören.

Aber am schönsten war doch das Nixenreich am Grund des Donaustromes, wo der Wasserfürst einen großen Glaspalast besaß, darin er mit seinen Töchtern, den gefährlich schönen Nixen und den Seelen der Ertrunkenen wohnte. Da gab es Säle, die in dem zarten Muschelrosa schimmerten und mit Silberschuppen verziert waren; dann gab es Grotten, die leuchteten von dunkelblauen Saphirwänden, auf denen Goldfische tanzten; und riesige Hallen von gelbem Bernstein, der so durchdringend gelb war, als wäre die Sonne selbst in das Wasserreich hinabgestiegen; und Kammern waren, die waren bleich und grünlich wie das Meer, wenn es der Mond küßte, und in diesen meergrünen Dämmerräumen kämmten die Nixen ihr gelbrotes Flammenhaar vor Spiegeln aus Perlmutter und schauten mit unergründlichen Nixenaugen in die Höhe, wo fern Sonne, Mond und Sterne über die gläserne Tiefe stumm weggingen. Und die Seelen der Ertrunkenen starrten als tote Fischaugen, unfähig sich zu rühren, empor und fühlten nichts als eine namenlose Sehnsucht nach dem grünen Land und der warmen, trockenen Luft.

‚Kommen die Nixen ans Land?‘ fragte Lotte.

‚Sie kommen oft abends zum Tanz der Leute oder lauern am Ufer. Wer sie gesehen, hat keine Ruhe mehr und muß hinunter. Das Wasser zieht, Lotte!‘

An einem toten Donauarm zwischen stark bewaldeten Auen lag ein Boot an der Kette, für die Überfuhr bestimmt.

‚Fahren wir ins Nixenland!‘ sagte Lotte.

Amsel sprang hinein und machte die Kette los.

## XII.

‚Lotte, Lotte, steig in das Boot, ich rudere!‘ Und die Kinder fuhren in die Mitte eines stillen Donauarmes hinaus. Dort zogen sie die Ruder ein und saßen still nebeneinander. Ermüdet legte Lotte ihr Köpfchen an Amsels Schulter, und er hielt sie um die Mitte fest. Eine lange Weile verstrich. Er fühlte den warmen Atem der Ermüdeten auf seinem Gesicht und ihre Körperwärme, die ihn überstrahlte. Ihn selbst überkam eine wohlige Müdigkeit, eine Art Rausch. Was war das? Als hätte er glühendes Eisen verschluckt, schoß ihm ein Feuerstrom durch die Adern, und aufsteigende Blutwellen verdunkelten sein Gesicht. Ein neues, fremdes und ziemlich unbehagliches Gefühl überkam ihn. Die erste Regung der schlummernden Sinne .....

‚Lotte!‘ schrie er auf. Sie hatten nicht bemerkt, daß sich der Himmel verdüsterte, als es schon ganz wetterschwarz dastand und der Orkan loslegte. Das Boot peitschte zum Hauptstrom hin, und wenn er es erfaßte, dann waren sie verloren. Amsel jubelte auf. Das Donauweibchen! Die Gefahr war wie eine Erlösung. ‚Lotte, sei ruhig, ich rette dich!‘ Und mit fröhlicher Siegerlaune begann er den Kampf mit Wetter und Wellen. Riesenkräfte schienen die schwachen Arme zu beseelen, und doch — sollte er sich zuviel zugemutet haben? Das Boot schien wie festgenagelt. Der reißende Strom kam näher.

Bleich, aber vollkommen ruhig, saß Lottchen im Boot und sah auf Amsel. Sie vertraute. Und das gab dem Ermatteten immer neue Kräfte. Leute standen am Ufer, rangen die Hände und konnten nicht helfen. Aber allmählich brachte er das Boot mit dem Aufgebot der letzten Kräfte dem Ufer zu.

‚Ich erreiche es nicht,‘ schrie es in seinem Innern, aber der Gedanke an Lotte ließ ihn nicht verzagen. Eine riesige Welle rollte ans Ufer und nahm das Boot gnädig mit. Im nächsten Augenblick lagen beide am Land, das Mädchen ohnmächtig.

Der weitere Verlauf nahm für Amsel eine sehr ungünstige Wendung.

Annis Mutter nährte einen heimlichen Groll gegen Amsel, dem sie die Schuld an dem Tod ihrer Kleinen beimaß. Durch den Unfall Lottes, der durch das Gerücht phantastische Formen annahm, ermutigt klopfte sie bei Lottes Eltern an, um sie vor dem gefährlichen Jungen zu warnen, der

Wilhelm Trübner pinx.

Martin Greif.

das Unglück über jedes Haus brächte, das er betrat und über alle Menschen, die sich mit ihm einließen. Über Klein-Anni habe er den Erfrierungstod gebracht, über Lotte die Gefahr des Ertrinkens. Eine unheimliche Macht läge an dem Wunderlich, der mit Kräften der Verführung begabt sei, die zum Verderben aller Seelen ausschlüge, die in seinen Bann gerieten.

Amsel ein Verführer! Amsel ein mit bösen Mächten behafteter Wicht, der das Unglück mit sich brächte und an jene kette, die sich mit Freundesarmen an ihn schlossen!

Amsel, der Glückliche, der Schönheitssucher, der Träumling, der es wahr machen wollte, daß die Seele ein Glück besitzen und geben könne, das über dem Alltag und seinen schmutzigen verunglimpfenden Händen steht, und der in diesem Glück thronte, das die Jugend mit ihrem goldenen Märchenzauber war!

Amsel Wunderlich ein Gemiedener, Ausgestoßener, Verachteter, mit Üblem Behafteter, dem sich keine Türe öffnete und keine Stimme ein gutes Wort bot!

In der Tat, das Tor zu Lottes Wohnhaus blieb beharrlich verschlossen, und weil er immer wieder kam und zuweilen verstohlen Lottes Namen zum Balkon hinaufrief, erschien eine Dienstperson und jagte ihn mit grobem Schimpf fort. Er möge sich nie mehr blicken lassen.

Amsel sagte kein Wort; er fand es ganz natürlich und dachte nicht einen Augenblick daran, daß es anders sein sollte. Aber eine tiefe Traurigkeit überkam ihn, und er wußte es kaum, wie traurig er geworden war. Stundenlang schlich er einsam in den Feldern und Hohlwegen, auf der Türkenschanze und den Waldpfaden umher, wo sie gemeinsam vergnügt gewesen. Alle neuen, rasch entwickelten Kräfte und Tugenden ließen auf einmal nach; er hatte das ganze folgende Schuljahr nichts gelernt, hielt seine Federn, Löschpapiere und sonstigen Schulsachen nicht mehr in Ordnung und wurde mit einem Worte ein fahrlässiger, unverträglicher Junge. Die Leute wußten nicht, was auf einmal in ihn gefahren war. Es war ihm auch ganz gleichgültig, daß er von der Höhe eines Musterschülers zum abschreckenden Beispiel der ganzen Klasse herabgesunken war. Er litt, ohne es zu wissen. Es fiel wie Frühreif in seine Seele. Er hörte es auch fast stumpfsinnig an, als bald darauf erzählt wurde, daß Lotte in ein Pensionat geschickt werden sollte und entsetzlich weinte und schrie und fast mit Gewalt fortgebracht werden mußte.

Der Lehrer Dwořak hatte seine liebe Not. Mit Amsel war einfach nichts anzufangen.

‚Was willst du denn werden?‘ fragte er den verstockten Jungen. ‚Ein Straßenkehrer wirst du, wenn du es so fortmachst!‘

Der Trotz bäumte sich in Amsels Seele auf.

‚Lehrer will ich werden,‘ erwiderte er herausfordernd, ‚ein Lehrer, wie es Herr Stengelmayer war!‘

Eine dunkle Röte stieg in Dwokaks Gesicht auf; der Stein mochte ihn getroffen haben, der in diesen Worten gegen ihn geschleudert wurde. Er konnte Stengelmayer nicht leiden, und seine Abneigung wuchs zum Haß, je mehr er erkannte, daß die Schuljugend noch immer mit schwärmerischer Liebe an Stengelmayer hing, und daß diese Liebe wuchs, je geringer die Zuneigung wurde, die er selbst in dem Schülerkreis fand.

Aber er ließ sich's nun nicht merken und lachte laut und belustigt auf.

‚Ein Lehrer willst du werden! Ein Straßenkehrer wirst du, ja, ein Straßenkehrer!‘

Und die ganze Klasse lachte mit; denn es war doch zu komisch, daß der faule, unwissende Wunderlich Lehrer werden wollte und obendrein ein Lehrer, wie es der liebe Herr Stengelmayer war! Nein, das ist doch zu komisch!

Auf der Straße gellten ihm hundert Hohnstimmen entgegen, aus jedem Hinterhalt, an jeder Ecke, hinter jedem Tor, wo er ging und stand, brachen sie hervor, und er hatte keine Ruhe mehr. Herr Lehrer! Herr Lehrer Wunderlich! Straßenkramperl!

Sein tiefes, treu behütetes Geheimnis, die heimliche Quelle seiner Hoffnungsfreuden, hatte er sich schnöde entreißen lassen, und nun lag es, von häßlichen Worten begeifert, mit Füßen getreten auf dem Boden und wurde durch den Kot der Straße geschleift mit einem Gejohle, daß es an allen Ecken und Enden widerhallte.

Es war ihm zu Mute, als wäre es sein eigenes Herz, das da durch den Kot der Straße geschleift wurde, dieses in roter Atlasseide schimmernde Herz, das einst hoch auf der Himmelsleiter stand, in unmittelbarer Nachbarschaft der ewigen Sterne. Dieses Herz, das alle Wunder faßte und nun in der Gosse lag, bespien, von schmutzigen Füßen zertrampelt und der holdselige Inhalt hinausgeschleudert in Staub und Unrat, zerbrochen und entseelt. Ein Glück noch, daß er nicht gesagt hat, er wolle Dichter werden. Dieses eine, letzte und teuerste Kleinod war ihm noch verblieben. Aber was nützte ihm das? Mit einem Schlage war es entwertet, seines Goldglanzes beraubt und zu einem Klümpchen nichtigen und unansehnlichen Metalls herabgesunken. Er hätte es hinwerfen mögen, wie man einen schlechten Knopf hinwirft, hin auf den ersten besten Kehrichthaufen. Denn es hatte ja doch keinen Sinn. Ohne Herz, ohne hochgemutes Herz kann niemand ein Dichter werden. Und sein Gefühl war alles andere eher als hochgemut.

Es waren trübe Zeiten.

Damals schloß er Freundschaft mit den verwegensten, verlottertsten Taugenichtsen, die sich in den Großstadtmoränen herumtreiben.

Er war sozusagen in die Wildnis gegangen und führte ein Räuberleben, das aller Welt den Krieg erklärt hatte.

Seine ganze Erfindungskraft war jetzt auf die Erfindung von Waffen gerichtet. Ein ganzes Arsenal von Wurfspeeren aus Bambusrohr, von hölzernen Armbrüsten und Pfeilen, von Tomahawks, aus dickem Pappendeckel gefertigt und an der breiten Schneidseite mit Leinwand überzogen, nach rückwärts breit verlaufend, das ganze mit Silberpapier überklebt; der Tomahawk also mit einem großen Holzstil an dem dicken Ende, das war die Lieblingswaffe geworden. Die wilde Abenteurerphantasie der Prärien und der Rocky Mountains, die nur von Jagd, Krieg, Blutvergießen und Skalpieren träumte, flammte in dem Gehirn Amsels und seiner Spießgesellen auf. Er träumte von Kampf und Gefahr und kam oft mit blauunterlaufenen Schrammen und blutbesudeltem Hemdkragen nach Hause.

Die Türkenschanze war für viele seiner ehemaligen Kameraden unsicher geworden.

Das zertretene Herz mußte gerächt, der grausame Hohn ausgetilgt werden, bis keiner mehr wagte, ihm das verruchte Spottwort über die Straße zuzurufen.

Dann hatte aber auch das Indianerleben seinen Reiz verloren, und als die Farben der Einbildungskraft verblaßten, warf er es hin wie altes Spielzeug. Dann ging er wieder hochmütig an seinen wüsten Kumpanen vorüber und tat, als ob er sie nie gekannt hätte.

## XIII.

Die Mütter hatten doch nicht ganz unrecht, wenn sie Amsel Wunderlich als schlimmen Verführer bezeichneten und ihn von ihren Kindern fernzuhalten suchten. Aber die Verführung bewährt eben darin ihre Kraft, daß alle Ermahnungen und Vorsichtsmaßregeln ihr gegenüber vollständig versagen. Ja, Amsel war ein Verführer und er brachte aufs neue die ganze Jugend an sich. Er besaß diese Gabe als Sohn dieser Stadt, die auch eine Verführerin ist und die Jugend ewig in einen Rausch versetzt. Und wer alt ist, wird wieder jung in dieser Stadt und fällt ihrem bestrickenden Zauber anheim. Das haben viele erfahren, die aus anderen Ländern nach dieser Stadt kamen und den Zauber nicht mehr brechen konnten, so daß sie ihr ganzes Leben zu Füßen der großen Verführerin in unaufhörlicher Bewunderung verbringen mußten. Und die Bewunderung ergoß sich in Worten und Tönen, die unsterblich wurden und in die Welt und in die Jahrhunderte hinauszogen, die fern Lebenden zu berücken. So geht von

Amsels Stadt ein Fluidum über Länder und Meere und zwingt alle Herzen aufzuhorchen und dahin zu horchen, wo eine ewig maiengrüne Jugend sich im Tanz schwingt und ein Zaubermund unerschöpfliche Rhythmen und Legenden erfand.

Der genius loci war auch in Amsel Wunderlich mächtig und verlieh dem Jungen Zauberkraft, die er nun in neuen Facetten spielen ließ, und die ihn zu einem richtigen Seelenfänger gemacht hatten. Er hatte sich ein kleines Marionettentheater gebaut, die Figuren selbst ausgeschnitten und gemalt, in einem leeren Kellerraum eine Wand mit Tüchern abgesteckt mit einem großen Ausschnitt in der Mitte, darin die kleine Bühne mit ihrem Portal erschien und davor Abend für Abend vor einer dichtgedrängten Kinderschar gespielt wurde.

Da stand in einem mystischen Zwielicht der Puppenkasten, fertig abgedeckt, mit brennenden Wachskerzchen besteckt, hübsch und glänzend anzusehen, und Meister Amsel regierte hinter der Wand das Spiel, regierte die kleinen Figuren mit einem Stäbchen und an Drähten, sprach die Stimme dazu, erzeugte den Donner mit Hilfe eines großen Kartons, den er heftig schüttelte, und erzeugte den Blitz, indem er gestoßenen Kolophonium durch ein Rohr über eine brennende Kerze durch die Bühne blies.

Die rührende Geschichte von Genoveva ging anfangs über die Szene und ward zuletzt mit Vorliebe wohl darum gepflegt, weil der Blitz und der Donner darin so viel zu tun hatten und viel süße Schauer über das junge, auf Spuck und Gruseln erpichte Volk ergossen.

Mit billigen Wasserfarben hatte Amsel die Hintergründe gemalt, die er meistens selbst mit einfach klaren Strichen zeichnen mußte, notgedrungen, weil die sonstigen Requisiten und Anschaffungen der kleinen Bühne den winzigen Fonds ohnehin mehr als gebührlich in Anspruch nahmen. Aber die Dürftigkeit der primitiven Mittel kamen dem Stil des kleinen Theaters zustatten und eine Wirkung entstand, die den großen, fast feierlichen Charakter alles Primitiven besaß. Während die einfachen Farben groß und klar im Hintergrund standen, gingen die handelnden Gestalten in bleichen Gobelinfarben mit bedeutsamer Geste flächenhaft und fast unwirklich vorüber und standen übermenschlich erhaben vor der Phantasie der atemlosen Zuhörerschaft, die nicht nur Ohren und Augen, sondern auch den Mund aufriß in grenzenlosem Erstaunen.

Ja, so ist es im Leben. Das Erschütterndste, das Tiefsinnigste, das Übermenschliche, es läßt sich kaum anders ergreifen als in der kleinsten Projektion und in der größten Vereinfachung, im Puppenspiel, in der Märchenphantasie und in der kindlichen Wunderseligkeit.

Seit Amsel Puppenspieler geworden war, hatte er alle Fäden in

der Hand, nicht nur die Fäden seines Spiels, an denen er seine Figuren auf der Bühne leitete, sondern auch die viel zarteren und noch weniger sichtbaren Gefühlsfäden, mit denen er die jungen Seelen lenkte, über sie schaltete und waltete nach seiner Laune. Denn wer zu seinem Puppenspiel kommen wollte, der mußte mit ihm auf gutem Fuße stehen, und damals war es, daß fast alle mit unbedingtem Glauben an ihm hingen. Wenn er abends im Kellerraum hinter dem Spiel stand, mochte es den kleinen Menschen erscheinen, als ob Wunderlich riesenhaft groß über sie hinwüchse, so groß wie sein Schatten, der sich an der Leinwand abzeichnete und an der Decke dunkel über die ganze Schar hinneigte.

Meister Amsel blieb nicht lange bei der herzbewegenden Geschichte der Genoveva. Er blieb auch nicht lange bei den unwiderstehlichen Späßen des Hanswurst, der sich immer herzerquickend unanständig benahm, immer Prügel auf der kleinen Bühne abbekam oder, wenn die Umstände günstig waren, auch austeilte, hageldicht niederregnende Prügel, die unauslöschliches Gelächter hervorriefen, weil es in der Welt kein herzerquickenderes, köstlicheres, zwerchfellerschütternderes Vergnügen geben kann als solche Prügeleien, bei denen zerstümmelt, zerstückelt und geköpft wurde, als ob es nicht Puppenfiguren, sondern leibhaftige rasende Rolande und kämpfende Don Quichote wären. Die Aufregung in den Gemütern war unbeschreiblich.

Noch mehr aber als auf die derbe Komik der Hanswurst- und Prügelszenen, mehr als auf die idiotenhafte Lustigkeit der Thaddädl- und Staberltypen war das junge Volk auf Zauber- und Gespenstergeschichten erpicht, auf die schreckhaften Geistererscheinungen und auf holdselige Wunderbarkeiten. Das war die stärkste Macht, die Meister Amsel über die Seelen ausübte.

Eine Verlegenheit entstand. Wo wollte man die Stücke finden, damit die Märchengier des kleinen Publikums zu befriedigen? Was im Bereich der mageren Börse stand, war unscheinbar und taugte nichts.

‚Mußt sie selber erfinden,' sagte sich Amsel, und er erfand sich selbst die Theaterstücke für seine kleine Bühne. Er öffnete die Tore seiner Phantasiewelt sperrangelweit und ließ die gnadenreiche Lüge daraus im Triumphzug hervorgehen, die schöne Lüge, die als gütige Fee seine Jugend beschirmte und sie mit einer glücksreichen, bildhaft lichtvollen Welt umstellte, mit einer höher gearteten Wirklichkeit, in der sich sein eigentliches Leben bewegte.

Diese Lüge, unerschöpflich wie ein mystischer Brunnen, führte nun ihr berückendes Gefolge auf die winzige Szene, eine unübersehbare Menge von schattenhaften Gestalten, von Lichterscheinungen, von gütigen Feen, von bösen Geistern, von Teufelsspuk und vom Gevatter Tod, von übernatürlichen Wesen in Zaubergärten und von dem düsteren Mord in den edelsteinflimmernden Schatzkammern Blaubarts.

Amsel Wunderlich war in seinem Element.

Das Klappern der Teufelsmühle erscholl auf dem Theaterchen, dessen Rahmen wuchs und wuchs ins Ungeheuerliche, alle Symbole der Welt, alle Tiefen der Vergangenheit, alle Schicksale der Seelen zu fassen und ein unendlich Größeres einzuschließen als die erbärmliche und doch so hart einengende, stumpfsinnige Wirklichkeit des Alltags. Der Müller mit seinen Knechten tat geschäftig, doch nur zum Schein; er war ein verkleideter Raubritter mit seinen Getreuen, und der Mord hauste in der unheimlichen Mühle am Wienerberg. Des Ritters Frau, das verklärte Symbol des Guten, wurde von dem unholden Gatten in den tiefen Brunnen geworfen, die Geister der Hölle erhoben sich, ein furchtbarer Sturm; die unmenschlichen Würger wurden entführt, und das fluchbeladene Haus blieb leer und gemieden. Mit einem Kolophoniumblitz, unter dem furchtbaren Donnern des Pappendeckels, wurde die Verwünschung ausgesprochen. Und täglich um Mitternacht erhob sich der nämliche Teufelsspuk; der Ritter und seine Gesellen ächzten unter der schweren Last der Säcke, die sie tragen mußten, so schwer wie ihre gehäuften Untaten, und eine Klagestimme im Brunnen flehte um Erlösung, bis ein junger, beherzter, aber armer Ritter kam, der ein stolzes Fräulein liebte; der wollte mit seinem etwas vorlauten und dummschlauen Knappen Hanswurst bei nächtlichem Unwetter in der verlassenen Mühle Schutz suchen und stieg während des entsetzlichen Spuks in den Brunnen, die tote Frau herauf zu holen, damit sie in geheiligter Erde den wohlverdienten ewigen Frieden fände. Mit neuerlichem ausgiebigen Kolophoniumblitz und anhaltendem Donnerrollen geschah die Verwandlung. Das verfallene Haus stand schmuck und schön da, die Blumen blühten, der Ritter hielt zu seinem maßlosen Erstaunen einen Goldschatz in den Händen, den er aus dem Brunnen geholt, und das Edelfräulein war schnell erschienen und gerührt von der Treue dem tapferen Ritter um den Hals gefallen. Ja, und wäre der Hanswurst nicht gewesen, und wären seine mitunter recht saftigen Späßlein nicht gewesen, die Gemüter hätten die unendliche Last des Grauens nicht ertragen. Nun konnte man den ganzen Jammer der Menschheit und alle Schauern der Hölle über sich ergehen lassen, floß doch der himmlische Balsam der Freude in das gerührte Herz. Und man hüpfte heim, vor jedem Mauerschatten erschreckend und doch mit einem Flitterglanz des Glücks im Innern.

## XIV.

Das Erfinden und Spintisieren in dem kleinen Spiel war grenzenlos wie die Herzenslust Meister Amsels, die nun unaufhaltsam und frei von allen Fesseln schuf, sich selbst zur Freude. Wunderlich gehorchte nur dieser inneren Stimme, die ersann, gestaltete und dichtete. Aber diese innere

Stimme war die Stimme der Heimat, die all dies geheimnisvoll sinnliche und übersinnliche Leben hervorrief, den Legendenschrein aufschloß und die Geister der Vergangenheit rief, die in dieser Stadt mit tausend unsichtbaren Wunderhänden an der Gegenwart mitbauen, den Blick der Menschen über die Nüchternheit des Alltags hinwegheben und in die Herzen einen Keim des Schönen streuen, das in dieser Stadt zu allen Zeiten so reich geblüht hat.

Der genius loci winkte aus dem Theaterchen hervor, dichtete in den Gestaltungen und Vorgängen dieser Bühne, begabte die Seele Amsels mit Erkenntnissen und Offenbarungen, die nur denen neu und unerhört erscheinen konnten, die geistig blind waren und das andere Gesicht der Dinge nicht zu sehen vermochten.

Dieser Genius der Heimat war es, der Wunderlichs Seele und Wege leitete und sachte den Schleier der Vergangenheit und der Zukunft lüftete, das Trennende von Zeit und Raum aufhob, die Verschlossenheit der gegenwärtigen Dinge und Menschen aufriegelte, so daß man die Seele sehen konnte, die Seele dieser Stadt und die Seele Wunderlichs, die ein und dasselbe waren.

Dieser Genius war es, der Amsel in den Rahmen des kleinen überlebensgroßen Puppenspiels das Bild dieser einzigen zaubervollen Stadt aufdämmern ließ, das Bild, das im Grund aller der hier erzählten Dinge liegt, weil es im Grunde der Gemüter lebt und webt und vor allem im Grund des Gemüts von Amsel Wunderlich.

Und ohne daß Amsel mit einem bewußten Plan zu Werke ging, beschwor er ahnungslos den Geist der Jahrhunderte, der dieses berückende Stadtgebilde dichterisch verklärt; er rief all die traumtragenden Legenden in den Illusionsbereich seines Spiels, obzwar er nichts bezweckte, als in größter Unbefangenheit sich selbst darzustellen.

Und nun schritten diese innig süßen Legenden gleich jenen weißgeflügelten Engeln, die die Schöpfungstage auf ihren Händen trugen, durch das primitive Spiel, und was sie auf den Händen trugen, waren die Schöpfungs- und Seelenwunder dieser Stadt.

Der Stephansdom, das Herz dieser Stadt, darin alle Wege einmünden, erschien in dem kleinen Rahmen; der Meister Puchsbaum, der einen Pakt mit der Hölle geschlossen hatte, um einen zweiten Turm an dieser Kirche bauen zu können, der mit dem ersten an Schönheit und Höhe wetteifern sollte, und der bis auf den heutigen Tag unvollendet blieb, weil ein hohes Werk niemals mit den Mächten der Finsternis vollendet werden kann; der greise Pfarrherr zu St. Stephan erschien, der zur Christnacht in den dunklen und leeren Dom eintrat und dort einen grauenhaften Geisterchor erblickte, dunkle Beter, einen weißhaarigen Priester am Altar, die Schatten

jener Menschen, die im nächsten Jahre sterben würden. Und er erkannte sie alle, die hier knieten; das junge Suschen, beim Stümpfchen Frau Margeret, der alte Klaus auf den Stab gestützt und neben ihm sein Enkelkind. Und als der Priester am Altar sein Antlitz zu dieser schattenhaften Gemeinde wendete, erkannte der Pfarrherr sein eigenes Bild. Vor der Türe aber stand der schwarze Tod, und bald geschah, was der alte Pfarrherr in seinem Chronikbuch geschrieben hatte. Lustiges Gefiedel unterbrach die atemlose Angststille, als ob das Grauen die Narrenkappe aufgesetzt hätte; der liebe Augustin strich die Geige und vergaß den unverwüstlichen Musikantenhumor auch in der Pestgrube nicht, aus der er heil hervorging, zum Zeichen, daß die gute Laune immer siegt.

Der greuliche Basilisk erschien auf der Bühne, der aus einem Ei entstanden war, das ein Hahn gelegt und eine Kröte ausgebrütet hatte. Er hauste in dem Brunnen eines Bäckerhauses und hatte die Gestalt eines Hahnes mit einem Schuppenschweif, plumpen Füßen, fürchterlichen Augen und einem feurigen Krönlein auf dem Kopf. Sein Erscheinen bedeutete für die Stadt drohendes Unheil und für den, der dem Basilisk ins Auge sah, den sicheren Tod. Denn so schreckhaft war der Blick, daß jedes Wesen daran sterben mußte. Aber der schlaue Franz, des Bäckers Knecht, stieg in den Brunnen hinein und hielt dem Untier einen Spiegel entgegen, damit es an dem eigenen Blick zugrunde gehe. Mit einem furchtbaren Knall zerplatzte es; denn Amsel hatte im rechten Augenblick den Zündfaden angesteckt, damit das mit leichtem Sprengstoff gefüllte Gebilde mit Lärm und fürchterlichem Gestank zersprang. Wie wunderbar! Und bald darauf drehte sich über die Bühne der brave Franz im Hochzeitstanz mit des Meisters schönem Töchterlein.

Der berühmte Doktor Theophrastus Paracelsus kam in die Stadt und verrichtete seine Wunderdinge, daß dem kleinen Publikum die Augen übergingen. In Amsels Phantasie und auf der kleinen Wunderbühne machte Paracelsus seltsame Verwandlungen durch; erschien bald als Doktor Faust, bald als Totendoktor Urssenbeck, und bald waren diese drei in eine Sagengestalt verdichtet. Der phantastische Doktor besaß eine Tinktur, die alles in Gold verwandelte, und eine Arznei, die alle Krankheiten heilt, Geschenke des Teufels, der als große schwarze Spinne in einem Astloch gefangen saß und von Paracelsus befreit wurde. Vor den Augen der Zuschauer verwandelte sich die Spinne in einen langen hageren Mann mit siegellackrotem Mantel, Degen und Hahnenfedern und konnte sich wie ein geschickter Jongleur in die Spinne zurückverwandeln und in das Astloch zurückkriechen, worauf Paracelsus das Astloch verklebte, darin der Teufel sitzt bis auf den heutigen Tag. Im Gasthof beglich der fremde Doktor seine Rechnung mit

einer wertlosen Messingmünze, und so wahr sich dieses zur Erde geschleuderte schlechte Messing in ein schweres Goldstück verwandelte, als es der erboste Wirt wieder aufhob und küßte, — Küß-den-Pfennig, — so wahr mußte dieser geizige Filz seinem Sohn die arme, aber brave Marie zur Frau geben.

Küß-den-Pfennig! Wie träumten die kleinen Gehirne diesen fluoreszierenden Worten nach! Aber der drollig ungeschickte Hanswurst löste die Spannung, indem er zum Gaudium als halbbetrunkener Schankknecht hereintorkelte und so tölpisch den Wein kredenzte, daß ihn der Wunderdoktor auf der Stelle verschluckte und einen ganzen Eimer Wasser nachgoß, zum Jammer des Wirts, der himmelhoch um Gnade bat für seinen Schankknecht. Aber wie seltsam, da saß der Hanswurst auch schon auf der steinernen Treppe und wischte das triefende Wasser von Kopf und Kleidern ab. Es waren unerhörte Dinge. Und als sich gar die bezechten fahrenden Schüler, Künstler und Komödianten erkühnten, an die Wand des Weinkellers einen Teufel zu malen in Kleidern von edelmännischem Schnitt, umflattert von einem Mäntelchen aus zackigen Drachenflügeln, da ließ der zaubermächtige Doktor den an die Wand gemalten Teufel zum wirklichen Leben erstehen. Unter plötzlichem Dunkel und mit donnerähnlichem Rasseln sprang der Unhold unter die Menge, mit feuerrotem Gewande, grünem Mäntelchen und heftig flammenden Augen in dem totenfahlen Gesicht. Diesmal kamen alle mit dem bloßen Schrecken davon. Bald ging es aber auch dem Hexenmeister an den Kragen, der mit seiner ärztlichen Kunst stärker sein wollte als der Tod. Da es schien, als ob niemand mehr sterben wollte, wurde der Tod böse auf seinen gelehrigen Schüler, der ihm alle seine Geheimnisse entrungen zu haben glaubte, und er führte ihn ins Schattenreich, wo die Lebenslichter aller Sterblichen brannten und auch das Lichtlein unseres toten Doktors, das eben im Verlöschen war.

Ein dunkles, wehelindes Lebenslied ging aus dem Spiel hervor, ein grotesker Totentanz, ein bunter Reigen von Bildern, die durch die Knabendämmerphantasie niederschwebten, farbig und schön wie die fallenden Blätter des mehr als tausendjährigen goldenen Lebensbaumes dieser Stadt, der sich immer wieder neu und herrlich begrünte. Alles bekam Bedeutung in dem Spiel, die Kruzifixe begannen zu sprechen, die Bäume konnten klagen, die Brunnen begannen zu weissagen; rätselhafte Mächte hatten ihre Hände im Spiel, ob es sich nun um die Teufelsmühle am Wienerberg handelte oder um das Donauweibchen, und immer waren es einige Auserwählte, deren Mutterwitz diese Mächte dienstbar machte, wie jener Schlosserlehrling, der den Gnadenschlüssel zum Stock im Eisen erfand und zugleich den Gnadenschlüssel zu seinem eigenen Glück, vielleicht auch den Gnadenschlüssel zur Wunderseele dieser Stadt.

Meister Amsel, der auch diesen Stoff gestaltete, besaß diesen Gnadenschlüssel; er hatte alle unsichtbaren Mächte, die einstens schalteten und walteten und an der Bildung der Heimatseele schufen, seinem Spiele untertan gemacht, und so wurde seine kleine Bühne, darin sich seine Seele darstellte, ein geheimnisvoller Spiegel, darin alle furchtsamen und phantastischen Träume sichtbar wurden und der Welt ein neues, unerwartetes, erschreckendes oder beglückendes Gesicht gaben. Es waren fast unkörperhafte Vorgänge, eine Handlung ohne Steuer und Ziel, mehr ein spukhaft Irrlichtelieren und eine gleißende Betörung. Aber die Furchtlosigkeit seiner Gedanken und die Kühnheit seiner Phantasie glich einer Meereswoge, die die Seele schaukelnd fortträgt und an allen lichten und dunklen Gestaden des Lebens zauberhaft vorüberführt.

Kein Wunder, daß Meister Amsels Puppenspiel den enormen Zulauf der jungen Welt hatte. Ein Mysterium wirkte in dem kleinen Spiel, die höchste Kraft erschien in diesem kleinsten Maß, ein ungeheurer Zündstoff; aber niemand ahnte es, selbst der Urheber nicht, und alles zerging in einem harmlosen Kinderspiel.

Amsel Wunderlich wollte Dichter werden, und er verzweifelte an dieser Möglichkeit. Er dichtete seine Welt, das Leben seiner Stadt; seine Seele war die Stadtseele, die dichtete, und er wußte es nicht.

Soviel aber war klar, daß er ein unwiderstehlicher Verführer und ein Seelenfänger war, den man sich anders nicht vorstellen kann als mit einem Bündel von Drähten in der Hand, daran er nicht nur seine Puppen, sondern auch die ganze Schar seiner Jugendgenossen nachschleifte.

(Fortsetzung folgt.)

# Clemens Maria Hoffbauer.

Aus Anlaß seiner Heiligsprechung am 20. Mai 1909.

Von

Martin Spahn.

Man kennt die durch Belesenheit und Sachkunde ausgezeichnete Geschichte des deutschen Katholizismus von 1800 bis 1870, die Georges Goyau geschrieben hat. Im ersten Bande findet sich nach dem Bericht über das Staats- und Landeskirchentum der Zeit um das Jahr 1800 ein Abschnitt, der den Anfängen der inneren religiösen Erneuerung des deutschen Katholizismus gewidmet ist. Goyau beschreibt darin ausführlich den Münsterschen Kreis, den die Fürstin Gallitzin, Fürstenberg, Overberg und Stolberg bildeten, sowie die Wirksamkeit, die Sailer in Landshut entfaltete. Nicht einmal erwähnt wird von ihm in diesem Zusammenhange Wien als die Stätte, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts die weitesten Aussichten eröffnete, und der Name Hoffbauers, der mehr als Overberg und Sailer gerühmt zu werden verdiente. Hoffbauer wird in Goyaus Werk nur als der Vorkämpfer der Kurie gegen die nationalkirchlichen Bestrebungen Wessenbergs auf dem Wiener Kongresse und als Gegner Sailers eingeführt. Von dem katholischen Leben in Wien aber ist ausschließlich dort mit ein paar Worten die Rede, wo Goyau sich anschickt, die Philosophie Günthers seinen Lesern nahezubringen.

Hoffbauers geschichtliche Stellung wäre von dem sonst so aufmerksamen französischen Geschichtschreiber gewiß nicht unzulänglich eingeschätzt worden, wenn die Wiedererneuerung des deutschen kirchlichen Lebens und der Ursprung der Bewegung unter den deutschen Katholiken wissenschaftlich und literarisch schon deutlicher aufgehellt wäre, als es der Fall ist. Die wichtigsten Tatsachen sind bekannt oder scheinen es wenigstens zu sein. Die allgemein geschichtlichen Vorgänge dagegen, auf die sie zurückzuführen sind, die Probleme, zu deren Erklärung sie dienen, harren noch der Erforschung. Noch hindert die Blendwirkung des Schlagworts ‚Aufklärung' die deutschen Katholiken daran. Erst wenn sie einmal behoben ist, wird sich das wahre Gesicht und die volle Eigenart der katholischen Bewegung des 19. Jahrhunderts entschleiern lassen. Darauf die Aufmerksamkeit gelenkt und also einen bedeutsamen Anfang gemacht zu haben, ist das dankbar anzuerkennende

Verdienst, das sich Sebastian Merkle durch die Herausgabe seines auf dem Internationalen Historikerkongresse zu Berlin gehaltenen Vortrags: ‚Die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters‘ erworben hat.

‚Die zwei letzten Dezennien des vergangenen und die zwei ersten des jetzigen Jahrhunderts hat man von jeher mit Recht für eine Periode der Auflösung und des Verfalles in Beziehung auf religiöses Leben und kirchliche Entwickelung angesehen.‘ Sebastian Brunner, der lebensprühende, temperamentvolle, oft auch bizarre und voreingenommene österreichische Publizist aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, beginnt sein treffliches Büchlein: ‚Clemens Maria Hoffbauer und seine Zeit‘ (Wien 1858) sogleich mit diesem Satze. Knapper, bestimmter kann man kaum die allgemeine Meinung der deutschen (und der österreichischen) Katholiken von jener Zeit zusammenfassen, in der, wie Brunner weiterhin bemerkt, ‚das in der spezifischen „Aufklärungszeit“ Gesäte seine Blüten treiben und seine Früchte bringen mußte‘. Es ist so: die Katholiken haben einstweilen nur für die Mängel jener Jahrzehnte ein Auge; sie erkennen nicht oder verkennen die Regungen neuen Lebens in ihnen.

Aber nicht erst nach 1820, wie man hiernach denken sollte, sondern schon seit dem Jahre 1760 ist, wenn man genauer zusieht, im ganzen Abendlande ein Sehnen unverkennbar, den flachen und naturalistischen Bestrebungen des Rationalismus zu entgehen, und ebenso erwachte im engeren Bereiche des Katholizismus wieder ein freilich noch unorientierter Wille zu einem volleren und geistigeren kirchlichen Leben, als es im allgemeinen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter den Gebildeten geführt worden war. Dieses Drängen von innen heraus äußerte sich im katholischen Frankreich stärker als im katholischen Deutschland. Hier aber half ein besonderer Stachel nach, bis auch hier die inwendigen Quellen wieder flossen. Erlangte doch in Deutschland der protestantische Norden eben zu jener Zeit zum ersten Male im Laufe der Geschichte das moralische Übergewicht über den katholischen Süden durch kriegerische Erfolge und staatliche Vorzüge, im wirtschaftlichen Leben, in der Philosophie und den Wissenschaften. Der Eindruck der friderizianischen Siege, aber auch aller anderen Leistungen, die der Norden damals vollbrachte, — namentlich der wissenschaftlichen in diesem literarischen Jahrhundert, — war groß. Goethe erzählt von dem Hochmut, den die Norddeutschen durchweg, nicht nur die Preußen, nach dem Siebenjährigen Krieg an den Tag legten. Es fehlte indessen auch daran nicht, daß sich das süddeutsche Selbstgefühl gegen diesen Hochmut auflehnte und den Wettbewerb mit den Nachbarn im Norden aufnahm.

Eine kurze Zeit hindurch drängte sich der Vorsprung der evangelischen Bevölkerungsgruppen den klarer urteilenden Geistern im süddeutschen Katholizismus so erschreckend auf, daß sie sich nicht anders zu helfen wußten als durch Entlehnung des Brauchbaren vom Gegner. Merkle verweist auf einen bayrischen Rechtslehrer von Ruf, der Angriffe auf seine katholische Glaubenstreue zu bestehen hatte, weil er für seine Vorlesungen Lehrbücher protestan-

tischer Verfasser benutzte. Er streift auch die Vorwürfe, die mancherorts gegen die Umarbeitung der katholischen Gesangbücher nach protestantischem Muster erhoben wurden. Aber derlei geschah nur eine kurze Zeit. Denn es wurde mit solcher Hingebung gearbeitet, daß die Katholiken bald wieder aus Eigenem Ebenbürtiges zu geben vermochten. Zwar mischten sie auch dahinein noch oft den Norddeutschen Nachgeahmtes oder den Franzosen Abgesehenes mit zuweilen wunderlichem Erfolge. Dennoch würde (mit welcher Behauptung Merkle Recht behalten wird) einem schweren Irrtum verfallen, wer das Gesamtergebnis der katholischen Aufklärung mit dem der evangelischen gleichsetzte. Ein Name wie der des Fürstabts Martin Gerbert von St. Blasien, Leistungen wie die einer Anzahl katholischer Staatsmänner und mehrerer Bischöfe gegen Schluß des 18. Jahrhunderts, endlich die Wissenschaft einer wahrhaftig nicht kleinen Reihe einzelner Gelehrter und ganzer Klöster werden vielmehr eines Tags noch einmal von der Gesamtheit der deutschen Katholiken anerkannt und mit Ehrfurcht und Dankbarkeit genannt werden. Katholiken und Protestanten stimmten wohl überein in der geringen Widerstandsfähigkeit gegen den Zauber, den die ‚Vernunft‘ auf sie ausübte, in der Überschätzung der intellektuellen Bildung, in den übertriebenen Hoffnungen auf das, was Pädagogik und Moral erreichen können. Während sich aber die protestantische Aufklärung grundsätzlich gegen jeden und allen Supranaturalismus richtete und im Kampfe gegen ihn nicht erschlaffte, blieb sich die katholische Aufklärung bewußt, daß das Übernatürliche die Voraussetzung nicht nur der Glaubens-, sondern der ganzen Geistes- und Gefühlswelt ist, worin der Katholik lebt und schafft. Deshalb beschränkten sich ihre vornehmsten Vertreter darauf, dem Natürlichen neben dem Übernatürlichen im Treiben und Denken der Katholiken seinen Platz zu wahren und zu erweitern. Ihre Hauptarbeit galt der Verbesserung des theologischen Unterrichts, der Hebung der Volksschule und der Einführung einer guten katechetischen Methode, dem Kirchenliede, der Verminderung der Klöster und der Festtage aus Gründen des wirtschaftlichen Fleißes und um eingerissene Unsittlichkeit abzustellen, sowie der Aufsicht über die noch mangelhafte Seelsorge. Zugleich brachten sie durch ihre Persönlichkeit und ihre rührige Kraft den Katholizismus bis zur Jahrhundertwende im allgemeinen deutschen Kulturleben wieder mit solchem Nachdruck zu Ansehen, daß er das große Zeitalter unserer klassischen Dichtkunst und der Romantik, unserer Philosophie, der Germanistik und vergleichenden Sprachwissenschaften wie des politischen Denkens bereitwillig fand, auch aus den Schätzen katholischer Religiosität sich bereichern zu lassen. Was in Goethes und Schillers Dichtungen von katholischem Edelgestein aufblinkt, was den Zauber der religiösen Poesien Hardenbergs ausmacht, ist es etwa rationalistisch verwässerter und entstellter katholischer Glaube?

So haben sich die ernsten Vertreter der katholischen Aufklärung für die Bewahrung und Erhebung des katholischen Lebens unter den Gebildeten der Nation über jede Kritik erhabene positive Verdienste erworben. Was sie

hierfür taten, stellt sich deshalb — folgt man dem Flusse der geschichtlichen Ereignisse aufwärts — als die Vorbereitung und den ersten Anlauf zu der Bewegung dar, auf deren Höhe sich die deutschen Katholiken der Gegenwart so selbstbewußt fühlen. Nur wo sich die katholische Aufklärung auch des Volkes annahm, hat sie mehr geschadet als gebessert. In das Volk war die Aufklärung bis dahin noch kaum eingedrungen. Vielerorts sind ihr erst durch die Reformversuche die Kanäle geöffnet worden, durch die sich ihre religiös zersetzenden Wirkungen insbesondere auf die mittleren Schichten übertrugen.

Im Zusammenhange dieser allgemeinen Anstrengungen des katholischen südlichen Deutschland erscheint auch das Werk Josephs II. von Österreich in gerechterer Beleuchtung, als sie ihm auf katholischer Seite gewöhnlich zuteil wird. Es klingt gewiß für die Ohren der heutigen Katholiken parador, wenn Joseph II. in Verbindung mit den Anfängen der Wiedererhebung des deutschen Katholizismus gebracht wird. Aber auch er hat an ihr, in Eifersucht auf Norddeutschland, mitgearbeitet, ruheloser als alle anderen; Wien und Österreich wurden gerade durch ihn derart stark an der Reformbewegung beteiligt, daß für sie nicht nur die süddeutsche Färbung, sondern auch der Preußen nicht freundliche Einschlag, die Hinneigung zu Österreich Jahrzehnte lang charakteristisch bleiben sollte. Nur war Joseph leider kein großer Geist, bloß ein eifriger Mann, kein Praktiker mit eigenen Ideen, sondern von der Lektüre der französischen Physiokraten und dem preußischen Vorbilde abhängig. Friedrichs des Großen geringschätzige Meinung von seinen Fähigkeiten war ohne Zweifel berechtigt. Auch überwog in ihm das staatlich-österreichische Interesse das kirchliche bei weitem. Worauf er hinauswollte, war in erster Linie (man sollte es nie vergessen!) ein politisches Werk. Wovon er ausging, waren in nur zu vielen Fällen die Flachheiten und die rationalistischen Vorurteile des ‚aufgeklärten', zumal des französischen Zeitgeistes. Was ihn auch bei all seinen kirchlichen Bestrebungen immer geistig gängelte, war der Schatten des Preußenkönigs, des Protestanten, des Freigeists. Joseph II. wollte dem Katholizismus aufhelfen, so ehrlich wie die anderen Männer der katholischen Aufklärung. Da er aber im Banne absolutistischer und aufklärerischer Vorstellungen lebte, war er beständig von der Sorge besessen, daß sich mit den kirchlichen Reformen auch die selbständige Kraft der Kirche neu entfalten könnte. Das fürchtete er. Dazu nahm gerade er sich am meisten der Reform unter dem Volke an.

Der augenfälligste Mangel, der fast allen, auch den bestmeinenden Männern der katholischen Aufklärung anhaftete, war der Mangel an religiöser Innerlichkeit. Durch ihn ist vieles in der ersten Anstrengung Erreichte gegen Ende des Jahrhunderts und zu Beginn des folgenden wieder zuschanden geworden, nicht jedoch die Bewegung selber im Sande verlaufen. Der gleich im Eingang unserer Darlegungen betonte Wille zu einem volleren und geistigeren kirchlichen Leben und die wachsende Sehnsucht, den Rationalismus, der alle idealen Kräfte austrocknete, zu überwinden, brachte ihr Hilfe. In der

Spanne Zeit, die nach dem Erscheinen der sentimentalen Romane Rousseaus und des ‚Werther‘ bis zum Siege der in ihrem Gefühlsreichtum schier untersinkenden Romantik verfloß, ergoß sich durch das katholische wie protestantische Deutschland auch ein neuer Strom mystischen Lebens. Bis in die 20er Jahre des folgenden Jahrhunderts nahm er an Gewalt und Ausdehnung immerwährend zu. Zwar wirkte er zum erheblichen Teile in beiden Konfessionen auf die von ihm erfaßten Elemente separatistisch ein, trieb sie dem Pietismus oder einer Aftermystik zu oder verwischte umgekehrt die Unterschiede der Bekenntnisse. Zahllose Männer und Frauen aber, die mit ganzer Teilnahme im Umkreis des kirchlichen Lebens verblieben, befruchtete er auch, erhob und verinnerlichte sie. Die reinste und rührendste Erscheinung unter diesen war Michael Sailer, der bayrische Professor, der als Greis Bischof von Regensburg wurde. Sein Einfluß auf das ganze Gebiet des süddeutschen Katholizismus, wo die Führer der katholischen Aufklärung vorgearbeitet hatten, ist als überaus wichtig anzusehen. Auf ein mit Pflug und Egge schon wohlbestelltes, aber durstendes Feld taute der Segen, der von Sailer ausging, nieder wie der Regen, den Gott spendet. Nachdem die Achtung der deutschen Kulturwelt vor dem Katholizismus hergestellt worden war, fing die Kirche nun auch an, eine außerordentliche Anziehungskraft auf viele Protestanten auszuüben.

Ähnliche, jedoch begrenztere Wirkungen wie von Sailer gingen innerhalb des Katholizismus gleichzeitig von dem Münsterschen Kreise aus. Dank seiner Bodenständigkeit, seinem Westfalentum, hatten seine Mitglieder vor Sailer noch ein lebhaftes Gefühl für die Gemeinschaft der Kirche und für die Gemeinschaft mit Rom voraus; denn die Westfalen hatten sich die Anhänglichkeit an Rom bewahrt. Aber sie nutzten diese Überlegenheit nicht für den Fortschritt der katholischen Bewegung aus, ließen sie nicht für sich charakteristisch werden. Die einzige weithin wirkende Persönlichkeit unter ihnen war Overberg, und dessen vorwaltende Tätigkeit lag, noch ganz im Sinne der Aufklärung, auf pädagogischem Gebiet, so wie auch Sailer sich noch mehr als Erzieher denn als Bischof fühlte. Sailer und die Angehörigen des Münsterschen Kreises bilden den Beschluß der Generationen, deren inneres Leben von der Aufklärung geformt wurde, und nicht den Anfang der folgenden. Die Einflußsphäre, innerhalb deren sie erneuernd wirkten, stellen noch ebenso ausschließlich wie zur Zeit der vorhergehenden Generation die Gebildeten dar. Zur Volksbewegung wurde die Bewegung noch nicht. Und auch die Hauptursache, die ihren Fortschritt bisher aufhielt, wurde durch die Münsterer und Sailer nicht überwunden: Das zentrale Element katholischen Lebens, jenes Empfinden, das die Theologen den sensus catholicus zu nennen gewohnt sind, blieb gelähmt. Ehe der katholische Sinn aber in ihnen wiederentfesselt wurde, durften die Katholiken nicht hoffen, sich vollends von der pädagogisch-literarischen, erzieherisch-moralischen Weise des letzten Jahrhunderts zu befreien und die Kraft zu einem wahrhaft christlichen Leben der Tat und des Opfers in sich zu erneuern. Dennoch beruhte darauf allein ihre Zukunft.

Hier ist der Punkt, wo Clemens Maria Hoffbauer in die Bewegung eingriff. Er trat von außen her an sie heran, durch seine soziale Herkunft und seinen Werdegang von der Aufklärung unversehrt, ursprünglicher als alle, die ihm vorgearbeitet hatten. Im Jahre 1808 ließ sich Hoffbauer in Wien nieder. Bis zu seinem Tode am 15. März 1820 hat er von hier, von der Hauptstadt Josefs II. und der Stadt des großen Kongresses aus, der nach Napoleons Sturz die Neuordnung Europas begründete, seine Sendung in Deutschland erfüllt.

* * *

Im Maiheft des ‚Hochland' wurde der Versuch gemacht, im Bilde des Fürsten Metternich, der kaum ein Jahr nach Hoffbauers Eintreffen in Wien die Leitung des Staates übernahm, die Hauptzüge der gesamten, der Aufklärung verfallenen Gesellschaft Österreichs des 19. Jahrhunderts anzudeuten. Kirchenfeindlich war sie nicht, aber mit der Josephinischen Angst vor der Kirche behaftet; der Religion gab diese Gesellschaft keine Gewalt über sich. Die wenigen Ausnahmen, die namhaft gemacht werden können, wagten sich nicht vor und fühlten sich allzu vereinzelt. Für die übrigen Schichten der Bevölkerung galt, seitdem der Übereifer Josephs II. den Staat in bedenkliche Unruhen verwickelt hatte, die Ruhe für die erste Bürgerpflicht. Vorzüglich Kaiser Franz hielt auf sie, und Metternich bestärkte ihn in seiner Politik. Sogar die Apathie, der sich die Wiener Bürgerschaft in ihrer Masse allmählich überließ, wurde gefördert, wie wenn man in ihr eine noch vollkommnere Stufe der Ruhe gesehen hätte. Dadurch stockte wie das politische, so auch das kirchliche Leben in dem Wiener Bürgertum. Noch waren die Wiener Bürgerfamilien gewohnt, ihre kirchlichen Pflichten zu erfüllen; ihre Religiosität wurde jedoch immer oberflächlicher und ungeeignet, dem Wienerischen Hang zum Lebensgenuß, der Freude an einem behaglichen Sinnenkultus ein Gegengewicht zu bieten. Um den Klerus war es zum erheblichen Teile nicht übel bestellt. In der theologischen Fakultät lehrten neben einigen platten Köpfen mehrere tüchtige und kirchlich treue Professoren, von denen sich zwei später als Bischöfe bewährten. Der Erzbischof v. Hohenwart war ein ausgezeichneter Priester, den nur sein hohes Alter hinderte, nachdrücklich zu wirken. Wenn trotzdem vom Klerus Ungenügendes geleistet wurde, lag es weniger an den einzelnen als an dem System, das ‚ruhigen Eifer und stilles Wirken' vorschrieb und (wie Brunner begründeterweise spottet) jeder ‚Erregung' sittlicher und religiöser Gefühle, jeder angestrengten, die Seelen aufrüttelnden Seelsorge abhold war. Eine Zeitlang schien es, daß durch den Zuzug vortrefflicher, geistig bedeutender Menschen aus dem Reiche neue Anregung in die stagnierenden Zustände kommen würde; schon der Vorgänger Metternichs, Graf Stadion, hatte sie gerne kommen sehen, Metternich hielt sie bereitwillig in Wien fest. Unter ihnen waren mehrere Konvertiten, vor allem Friedrich Schlegel, seine Frau Dorothea, die Tochter Moses

Mendelsohns, sein Stiefsohn, der Maler Philipp Veit, und Adam Müller. Von Einheimischen, die mit den Ankömmlingen verkehrten, waren die rührigsten der Privatsekretär Metternichs, v. Pilat, und der Arzt und spätere Domherr Johann Emanuel Veith. Auch mehrere Geistliche nahmen an dem Verkehre teil. Nach und nach kamen der Dichter Zacharias Werner, der Maler und Pädagoge Klinkowström, der Historiker Buchholz, für eine kurze Zeit auch der junge Eichendorff dazu. Indessen sie alle erwiesen sich nicht als kräftig genug, in der Atmosphäre des Wiens Franz I. ihren Lebenswillen anderen mitzuteilen. Auch ihnen floß das Blut bald schwer und müde.

Hoffbauer allein hat sich in Wien, ohne daß er eine ihm Einfluß verbürgende oder die Türen ihm öffnende Stellung besaß, imstande gezeigt, Großes zu vollbringen. Er hat das Eis gebrochen, Leben geweckt, Leben behütet. Ein Genius religiöser Tatkraft war mit ihm inmitten der Wiener Kreise erschienen. So wie er sich in der ihn umgebenden, noch ganz von der Aufklärung eingenommenen Welt bewegt, liegt ein Hauch vom Wesen des hl. Franz von Assisi über ihm.

Er war der Sohn unbemittelter Eltern. Sein Vater, mährischer Herkunft, war früh gestorben; von der frommen Mutter wurde er gut erzogen, aber seinen Wunsch, Priester zu werden, konnte sie ihm nicht erfüllen. Er wurde Bäckergeselle. Nachträglich ermöglichte ihm das Wohlwollen eines Abtes, mit dem Studium wenigstens zu beginnen. Auch dann mußte er noch einmal von der Wissenschaft lassen und sein Handwerk wieder aufnehmen. Es lockte ihn in seinen Nöten und Schwierigkeiten bald in die völlige Weltabgeschiedenheit des Einsiedlerlebens, bald zog es ihn nach Rom in den Mittelpunkt der Kirche. Mit einem oder dem andern seiner Handwerksgenossen wanderte er wiederholt (zeitlebens ist er 14mal in Rom gewesen), ‚laut betend (wie Brunner berichtet) und Loblieder Gottes singend,‘ zu Fuß über die Alpen und ‚durch Italiens Städte und Dörfer — wie ein Bild aus früheren Jahrhunderten, als der hl. Franziskus mit Massäus oder Leo oder einem anderen seiner Jünger, Gottes Lob verkündend, dahinzog durch Wälder, Fluren und Städte, über Berg und Tal, fröhliche Kinder Gottes, Söhne der freiwilligen, selbstgewählten und in Heiterkeit und in Herzensfrieden ertragenen Armut‘. Als Hoffbauer zum dritten Male in Rom anlangte, folgte er einem Glockenzeichen in die Kirche des vom hl. Alfons Maria von Liguori nicht lange vorher gestifteten Ordens der Redemptoristen. Das Leben und die Regel der Redemptoristen gefiel ihm, und er wurde als der erste Deutsche einer der Ihren. Nun vollendete er auch seine Studien. Am Stephanstag 1751 geboren, stand er in seinem 35. Lebensjahre, als er endlich zum Priester geweiht wurde.

Da an eine Niederlassung in Österreich zu Lebzeiten des klosterscheuen Joseph II. nicht zu denken war, wiesen seine Oberen Hoffbauer Warschau als Aufenthalt zu. Er nahm sich dort zunächst der Seelsorge der Deutschen an; bald strömten ihm ebenso zahlreich die Polen zu. Weil die ersten Jahre seines Wirkens in Polen mit dem furchtbaren Niederbruche des

polnischen Reiches und mit seiner Aufteilung unter Rußland, Österreich und Preußen zusammenfielen, öffneten sich die Herzen Hoffbauer williger, als er sonst wohl hätte erwarten dürfen. Auch die Zahl seiner Mitarbeiter stieg rasch. Als dann allmählich wieder ruhigere Verhältnisse statt hatten, kam dem unermüdlichen Manne und Organisator zugute, daß die neue preußische Regierung wiederholt ihre Hand wohlwollend über sein Kloster und seine Tätigkeit hielt. Bis zum Frieden von Tilsit im Jahre 1807 konnte er sich seines Werkes freuen. Sein katholisches Vaterland hatte ihm, als er Ordensmann geworden war, die Grenzen verschlossen. Das protestantische Preußen förderte ihn oder duldete ihn doch. Von 1807 an erhielt Polen durch Napoleon I. abermals eine katholische Regierung. Sie zerstörte wieder, was Hoffbauer in zwanzigjähriger Mühe geschaffen hatte. Ihn selbst verwies man des Landes. Auch mehrere Bemühungen, durch die er seinem Orden eine Wirkensstätte am Oberrhein und in Schwaben hatte bereiten wollen, waren kurz vorher gescheitert. Allein und mittellos begab er sich nun doch nach Wien, um als einfacher Weltpriester in der Seelsorge auszuhelfen, wo man ihn gebrauchen konnte oder wollte.

In einer Vorstadtkirche und von 1809 ab in der italienischen Kirche besorgte er den Gottesdienst. Doch blieb er nicht völlig unbeachtet, da sein Ruf ihm von Warschau vorausgeeilt war. Er trat mit einer Anzahl hervorragender Männer in Verkehr. 1813 übernahm er die Leitung des Ursulinerinnenklosters. Nach dem Wiener Kongresse pflog er Beziehungen bis in die meisten Mittelpunkte deutschen katholischen Lebens, in Münster, Frankfurt, München und Rom.

Unternimmt man Hoffbauers Bild zu zeichnen, geht es einem leicht wie beim hl. Franz, zum Vergleiche mit dem er immer wieder herausfordert. Die Zeichnung gerät zu naiv und hinterläßt bei den einen den Eindruck, daß nichts Besonderes an ihm, bei den anderen, daß er einfältig gewesen sei. Alles kommt darauf an, die Aufmerksamkeit des Lesers fest auf die das Wesen Hoffbauers bestimmenden Züge, auf das Heroische seiner Tugenden und seine Führergaben zu richten, durch die der Heilige sich von seiner Umgebung unterschied und über sie erhob. Auf ein paar Seiten ist fast alles erzählt, was man von Hoffbauer Charakteristisches weiß. Ein Buch läßt sich im Grunde gar nicht über ihn schreiben, wenn man nicht vielerlei anderes hineinnehmen will. So wenig bedeutet das äußere und einzelne in seinem der Tat und der Liebe geweihten Leben, das nur durch die unmittelbaren Ausstrahlungen wirksam wurde, die von ihm auf andere Geister und Seelen ausgingen.

Der Protestant Perthes besuchte, wie in seinem ‚Leben' nachzulesen ist, Hoffbauer am 18. September 1816. ‚Hoffbauer setzte sich mit mir in die Mitte des Saales; er ist über 70 Jahre (?), klein von Gestalt, aber rüstig und kräftig. Das Auge, ohne den gewöhnlichen Aufschlag katholischer Priester, ist voll Feuer, scharf und fest aufblickend; die Gesichtszüge sind sehr beweglich, und dennoch ist das ganze Antlitz in einer Ruhe, die man himmlisch nennen

muß.' ‚Seine Demut und Gottesfurcht,' so schilderte der Würzburger Katholik Hemmerich Hoffbauer auf der Kanzel, ‚haben mich so erbaut und ergriffen, daß ich einen Engel Gottes zu sehen glaubte. Gerne hätte ich mit ihm gesprochen; aber eine Menge junger Männer, die ihn umgaben, versperrten mir den Weg zu ihm. Einen Mann wie Hoffbauer habe ich niemals weder in Wien noch in meinem Vaterlande gesehen.' Jede Minute, die nicht durch seine Mitmenschen in Anspruch genommen wurde, brachte Hoffbauer in Betrachtung zu, körperlich oder wenigstens in Gedanken vor einem ihm lieben Altare oder Heiligenbild kniend. Man hört nichts davon, daß er neue Andachten gegründet habe, um so mehr aber von der erschütternden Frömmigkeit, mit der er das Meßopfer darbrachte, von der Rührung, mit der er den Rosenkranz betete, und von dem unermüdlichen Eifer, womit er predigte, ermahnte, Beicht hörte und die Kranken besuchte. Sein Glaube war für ihn nicht nur eine gelegentliche, wenn auch vielleicht häufige Gemütserhebung, wie für die Männer der katholischen Aufklärung, nicht nur eine Gefühlsregung, wie für die Romantiker, sondern sein Leben selbst. Was er tat, stand in Beziehung zu dem, was er glaubte, war Gottesdienst. Suchte Hoffbauer seinen Worten zuweilen ein wenig rationalistischen Beigeschmack zu geben, um sich seinen Hörern anzupassen, geriet es ihm schlecht; ‚es war gegen seine Art,' sagt Brunner. Eines Tages fragte ihn ein Mann, der ihn mitten im grimmig kalten Winter auf dem knisternden Schnee langsam im Gebete auf- und abgehen sah, ob es ihn nicht friere. Er blickte lächelnd auf und erwiderte: ‚Die Liebe macht warm.' Trotz der steten Gemeinsamkeit seines inneren Lebens mit Gott durfte man ihn jedoch eher als nüchtern und praktisch charakterisieren. Es war kein Überschwang in ihm. Er hatte einen starken, bezwingenden Willen, der in seinem Gottvertrauen wurzelte. Dieser Wille verriet sich bei aller Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit des Heiligen in bestimmten Augenblicken deutlich in seinen Bewegungen; er klang aus seiner Rede. Charakteristisch für die Männlichkeit seines ganzen Wesens erscheint, daß er inmitten einer Umgebung, in der die Frauen eine allzu große Rolle spielten, wenig von ihnen hielt und gern mit einem gewissen gutmütigen Ausdruck von ihnen sprach. ‚Alle heiligen Jungfrauen und Frauen,' sagte er, ‚haben einen männlichen Geist gehabt.' Der Dichter Zacharias Werner pflegte von Hoffbauer, dem er sich 1814 aufs innigste anschloß, im Freundeskreise zu sagen: ‚Ich kenne unter den Lebenden nur drei Kraftnaturen: den Napoleon, den Goethe und den P. Hoffbauer.' Den Willen des Mannes unterstützte eine sich auf vollkommene Selbstüberwindung gründende Ruhe, ein klarer Blick für die Umstände, vorzüglich aber eine besondere Gabe, die Menschen, wie seine Biographen es nennen, zu ‚durchschauen', und ein feiner Herzenstakt. Eine instinktive, durch die jahrzehntelangen Erfahrungen seines apostolischen Amts noch geschärfte Einsicht in die Geheimnisse der menschlichen Natur wird an ihm von Klinkowström in ‚Friedrich August Klinkowström und seine Nachkommen' gerühmt. ‚Hoffbauer begann,' erzählt Perthes, ‚das Gespräch mit gebildeter Feinheit

über gemeinschaftliche Freunde, über meine Jugend und meinen Bildungsgang, leitete von Claudius zu Friedrich Leopold Stolberg und dessen Übertritt über und hatte bald mein Herz völlig gewonnen.'

Schon in Warschau hatte er Bewunderung erregt, weil er sich mit Vorliebe unter den niederen Ständen bewegte, sie aufsuchte und wirklich mit ihnen lebte. Umgekehrt wie es Sitte war, widmete er auch in Wien nicht seine Tage den Gebildeten und einen Bruchteil seiner Mußestunden den Elenden und Schwachen, sondern jenen bloß, was diese an Zeit ihm übrig ließen. Mit besonderer Freude sammelte er junge Leute um sich: Studenten, Künstler, Handwerksgesellen fanden sich allabendlich im Verein zu 20 und 30 auf seiner Stube ein; die Ärmsten lud er schon zum Mittagstisch. Sich selbst gönnte er dabei nicht die Muße, unter ihnen sitzend mit ihnen zu speisen. Während er einige kärgliche Bissen zu sich nahm, wandelte er im Zimmer auf und ab, seine jungen Freunde aufmunternd, mit den Anliegen seiner Armen beschäftigt. So stellte er seinen Zeitgenossen auch zuerst wieder das Beispiel caritativer Gesinnung im christlichen Geiste vor Augen und brachte sie dadurch zur Erkenntnis, daß ihr Humanitätsgefühl und ihre Gefühlsschwelgerei, worauf sie sich seit Rousseaus Auftreten nicht wenig zugute taten, nur Sentimentalität war. Dabei gab er der Caritas aber schon jene Wendung zur sozialen Fürsorge, selbst zur organisierten sozialen Fürsorge, die das vornehmste Interesse der deutschen Katholiken des 19. Jahrhunderts werden sollte. In Warschau hatte er einen Verein von Frauen gegründet, der sich der verlassenen weiblichen Jugend erbarmte. In Wien wußte er auf ähnliche Art Mißständen abzuhelfen. Die auf Erden glücklicher Gestellten reichten ihm hierfür um so lieber die Hand, als sie wohl fühlten, daß er ihnen zwar weniger Zeit als den Armen, aber dieselbe Liebe und dasselbe aus der Liebe aufquellende Verständnis für ihre Bedürfnisse entgegenbrachte. Er regte Adam Müller an, eine große Erziehungsanstalt, zumal für die adeligen Kreise, in Wien einzurichten, da ein dringendes Bedürfnis danach bestand. Dann bestimmte er den zur Leitung einer solchen Anstalt geeigneteren Klinkowström zur Ausführung des Plans. Häufig hörte man ihn sagen: ,Die Deutschen lesen gern, und es ist ein Übel, daß man ihnen nichts Rechtes zum Lesen gibt.' Die Freundschaft, die ihn mit Zacharias Werner, Schlegel und Pilat verband, bezeugt, daß er auch mit dieser Redensart nichts Kleinliches meinte. Spornte er einerseits den Elsässer Silbert zu zahllosen frommen Veröffentlichungen an, so half er anderseits mit zur Herausgabe einer poetischen Zeitschrift, der ,Ölzweige', und nahm lebhaften Anteil an dem von Metternich begünstigten und von Pilat redigierten ,Österreichischen Beobachter'.

Es waren die Eigenschaften eines ganzen Mannes und das Leben eines Heiligen, wodurch sich Hoffbauer auszeichnete. Seine Umgebung gab sich um so deutlicher darüber Rechenschaft, als er in seinem Äußeren vollkommen schlicht und anspruchslos war, heiter, sorglos und freundlich, fromme Lieder singend, so oft er allein war, einem Scherze nicht abgeneigt und auch un-

fähig, einen unwilligen Gedanken, der ihn bewegte, zurückzuhalten. Die geistige Einfalt, die an ihm in manchen kleinen Zügen, ganz ebenso wie beim hl. Franz, in die Erscheinung trat, diente nach dem Eindrucke seiner Zeitgenossen dem Genialen in ihm nur gleichsam zur Folie.

In allem war er das Gegenstück zu dem herrschenden Zeitgeiste. Litten seine Zeitgenossen darunter, daß die angewöhnte Sitte, die anerzogene Bildung und Empfindsamkeit ihre natürlichen Kräfte bis zu deren Erschlaffung überwog, daß sie zu elementaren, echten Empfindungen, besonders zu einem starken, unreflektierten Glauben kaum noch fähig und dem Volke völlig entfremdet waren, so erschien in Hoffbauer gerade die Welt der seelischen Fähigkeiten voll entwickelt, Glaube, Wille, Charakter und die Gabe der Intuition ungebrochen, die Verbindung mit dem Volke und dessen Leben unmittelbar. So eignete ihm denn auch in vollkommener Art jener katholische Sinn, der der Aufklärung unfindbar fern gelegen hatte, und von dessen Besitz doch alle weitere und höhere Entwicklung des wieder rege gewordenen kirchlichen Lebens in Deutschland abhängig war. Kraft dessen nahm man an ihm auch ein viel vertrauteres Verhältnis zu Rom wahr, wie es die Aufklärung als möglich gelten ließ. Es zog ihn immerwährend dorthin wie in das Vaterhaus, und er freute sich über päpstliche Weisungen und jede Initiative Roms, weil es sich für sein Gefühl um den Herzschlag des kirchlichen Organismus handelte, nicht jedoch um irgend welche fremden Eingriffe von jenseits der Alpen, wovon man nur mit Mißtrauen hören konnte. Eben darauf, daß Hoffbauers Geistesart der seiner Umgebung vollständig entgegengesetzt war, dieser Gegensatz aber von ihr nicht als reaktionär empfunden wurde, sondern ihr den Ausblick auf die ersehnte Weiterentwicklung eröffnete, beruhte die Unwiderstehlichkeit seines Eindrucks auf sie. Die sich seit 1809 in Wien verehrungsvoll um ihn scharten, hatten sich in dem Niedergange und der Auflösung des 18. Jahrhunderts an den Katholizismus geklammert oder sich zu ihm gerettet und, da sie ihn matt oder gar siech fanden, ihn zu frischer Kraft zu bringen gesucht. Es war ihnen nur in ungenügendem Maße gelungen. Da trat er ihnen in Hoffbauer plötzlich, von allen Zutaten und Fesseln, von allen Vorurteilen der Aufklärung frei, vor Augen — in seiner ursprünglichen Reinheit und Selbstverständlichkeit, in seiner überzeugenden Kraft und Glorie — der allein wahre Gottesglaube, die Religion der Armen, der Halt der Gebildeten, das Glück in der Arbeit und dem Suchen hienieden, die Gemeinschaft der Seele mit Gott in der Gemeinschaft der Kirche hüben und drüben. ‚Wenn er von der Herrlichkeit der katholischen Kirche sprach,' erzählt die durch ihn der Kirche zugeführte Frau Rat Schlosser in Rosentals Konvertitenbildern, ‚und hinzusetzte: Nur die können dies erkennen, die darin stehen, die das Glück haben, ihre Glieder zu sein, da erfaßte die Sehnsucht, ein Kind der Kirche zu werden, das Herz.'

‚In der Moral- oder Pastoraltheologie', urteilt Klinkowström über Hoffbauer, ‚war er geradeso gut bewandert wie viele andere seines Standes. In der Kenntnis des Katechismus stand ihm jeder wohlunterrichtete Katholik

zur Seite. Es war kein Verstandeskampf, den Hoffbauer durchzuführen unternahm.' Er tadelte die Prediger, die die Wahrheit weit in der Ferne suchten, die ihnen doch der liebe Gott vor die Füße gelegt habe. Ihm kam es auf den Menschen an. Als ihm Friedrich Schlegel eines Tags einen Vortrag hielt, um ihn für das seltsame System einer neurologischen Begründung des Katholizismus zu gewinnen, das er sich ausgeklügelt hatte, hörte Hoffbauer ihm lange geduldig zu; dann erhob er sich plötzlich und schloß den berühmten Romantiker in die Arme mit dem Ausruf: ‚Du bist doch mein Friedrich!' Darum könnte Hoffbauer auch kein Vorwurf weniger treffen als der, daß er in religiöser Hinsicht unfrei, in nationaler Hinsicht undeutsch oder auch nur, weil er es sich zum Grundsatz gemacht hatte, immer mit dem Papste zu gehen, daß er ängstlich gewesen sei. Das allgemeinste Zeugnis liefert dafür die Verehrung, die er den Protestanten einflößte. Im einzelnen charakterisieren ihn einige Äußerungen, die seine Zeitgenossen von ihm überliefert haben. Die bekannteste ist eine, die Perthes aufgezeichnet hat: ‚Wir sprachen nun über die Reformation, und Hoffbauer sagte: Seitdem ich als päpstlicher Abgesandter in Polen die religiösen Zustände der Katholiken und in Deutschland die der Protestanten habe vergleichen können, ist es mir gewiß geworden, daß der Abfall von der Kirche eingetreten ist, weil die Deutschen das Bedürfnis hatten und haben, fromm zu sein. Nicht durch Ketzer und Philosophen, sondern durch Menschen, die wirklich nach einer Religion für das Herz verlangten, ist die Reformation verbreitet und erhalten worden. Ich habe das in Rom dem Papste und den Kardinälen gesagt, aber sie haben mir nicht geglaubt und halten fest daran, daß Feindschaft gegen die Religion es sei, welche die Reformation bewirkt habe.' Im zweiten Band der Briefsammlung: ‚Dorothea von Schlegel und deren Söhne Johannes und Philipp Veit' steht ein Brief Hoffbauers vom 12. April 1817 (wohl versehentlich vom Herausgeber aus Frankfurt statt aus Wien datiert) an Johannes und Philipp, die damals im Nazarenerkreise zu Rom als Maler tätig waren: ‚Ich bin nicht wenig stolz darauf, daß unsere Landsleute in der Kunst den übrigen Nationen vorgehen. Sie sind ja gewiß schon ganz Italiener, aber doch hoffe ich, Sie werden Ihr deutsches Herz vorbehalten.' Eine Protestantin erklärte dem Heiligen nach mehreren Unterredungen mit ihm: ‚Nur zu einem kann ich mich noch nicht entschließen, die Heiligen anzurufen.' Hoffbauer erwiderte ihr: ‚Nun, wenn Sie die Heiligen nicht anrufen wollen, so lassen Sie es bleiben, deswegen können Sie doch katholisch werden.' Die Dame trat über und, einmal Katholikin geworden, überwand sie auch ihre Abneigung gegen die Gemeinschaft der Heiligen. Ein junger Mann, der glaubens- und sittenlos geworden war, kränkelte und verzagte voller Mißmut am Leben. Hoffbauer ermahnte ihn: ‚Freund, Sie müssen vorerst beichten; tun Sie das aufrichtig, und es wird in Ihnen dann schon licht werden!' Da er aber bemerkte, daß seine Mahnung nicht auf guten Boden fiel, ließ er sich mit dem jungen Menschen in ein langes Gespräch über seine Lebenserfahrungen und Lebensenttäuschungen ein. Der erzählte ihm bald vertrauensvoll Gutes und

Schlechtes. Als er sich ausgesprochen hatte, sagte Hoffbauer: ‚Gut, mein Freund, jetzt haben Sie schon gebeichtet; knien Sie sich nieder, ich werde Ihnen im Namen Jesu Christi die Lossprechung von Ihren Sünden erteilen, und Sie werden die Ruhe finden, die Sie so lange vermißt haben!‘ Vielleicht die merkwürdigste all seiner Äußerungen berichtet Johann Emanuel Veith, indem er davon spricht, daß Hoffbauer nichts mehr am Herzen gelegen habe, als gerade die Vernünftler und Ungläubigen zu gewinnen: ‚Er empfand sehr tief, daß die Neuzeit neuer Formen der Heilspredigt bedürfe; oft, sehr oft, ja fast alltäglich vernahm ich von ihm die feierlich und nachdrücklich ausgesprochenen Worte: „Das Evangelium muß ganz neu gepredigt werden!“‘

* * *

Hoffbauers Tätigkeit in Wien fällt genau in das Jahrzehnt, in dem Metternich mit großem Geschick die Führung der gesamten europäischen Diplomatie übernahm und sich in der Entwicklung von Prinzipien gefiel, welche die Aufklärung ihm eingab, und von deren Anwendung er sich die Genesung der Welt von der Revolution und die dauernde Begründung der Ordnung in Staat und Gesellschaft versprach. Während sich der mächtige und von sich eingenommene Kanzler auf seiner Höhe immer mehr in seine Ideen einspann, wob um ihn her der bescheidene Redemptorist die Fäden eines neuen, zukunftsreicheren Lebens, schöpfend aus dem nie versiegenden Born der Kirche und des Katholizismus, harrend auf die Wiederkehr eines katholischen Zeitalters für Deutschland und Europa und sorgend, daß Österreich nach allen schweren Erschütterungen des Jahrhunderts immer wieder Kräfte der Wiedergeburt in sich fand. Auch jene Frau, deren Name im letzten ‚Hochlandheft‘ vermutungsweise mit Metternich in Verbindung gebracht wurde, verdankte ihre religiöse Glut, vor der sich Metternich in Ehrfurcht neigte, dem Redemptoristen.

Unmittelbar sind sich Hoffbauer und Metternich schwerlich begegnet. An Verknüpfungen ihrer Wirksamkeit fehlte es dennoch, auch außer jenem persönlichen Erlebnis, nicht ganz. Hoffbauers Ansehen nahm durch denselben Wiener Kongreß erheblich zu, durch den Metternich seine Machtstellung begründete. Er beriet auf ihm die Kurie in den Angelegenheiten der deutschen Kirchenpolitik und arbeitete mit den ‚Oratoren der deutschen Kirche‘ zusammen gegen die Pläne Wessenbergs, eine Nationalkirche zu bilden. Auch in Zukunft hörte man in Rom eine Zeitlang auf seinen Rat, als er davor warnte, Sailer auf einen deutschen Bischofsstuhl zu erheben. Man hat ihm deswegen wohl Vorwürfe gemacht, und ein 1905 im ‚Hochland‘ zuerst veröffentlichtes, abfälliges Wort Schlegels aus dem Sommer 1819 scheint sie auf den ersten Blick zu stützen: ‚Das einzige, was mir noch in Wien einigen Trost und Reiz des Lebens gewährte, war dieser wiedererwachte Sinn für das Christentum! Nun sehe ich es aber sich mehr und mehr entwickeln, daß dieses doch nur als eine Parteisache gemeint und betrieben wird, und das ist mir in der Religion einmal schlechthin unerträglich; und

wenn sie auch den Pater Hoffbauer an die Spitze dieser Partei stellen, es wird mir leid sein, aber ich werde gewiß nicht mit dazu gehören.' Es soll dahin gestellt bleiben, ob sich Hoffbauer nicht in der Tat, wie Schlegel es behauptet, in seiner schlichten Art zu jener Zeit als Vorspann für den erwachenden kirchlichen Parteigeist hie und da gebrauchen ließ. Wäre die Frage gleich zu bejahen, so würde die Feststellung uns doch nur auf Fehler aufmerksam machen, die Hoffbauer bei der Förderung einzelner Persönlichkeiten unterlaufen sind. Unser Urteil über die intuitiven Empfindungen der Abwehr, die er gegenüber Wessenberg und selbst gegenüber Sailer verspürte, würde kaum dadurch beeinflußt werden. Wenn die kirchliche Bewegung in Deutschland zu voller Höhe anschwellen sollte, war ihr in den führenden Stellungen der katholischen Hierarchie weder mit Wessenbergs Plänen zur Reorganisation der Kirche, weil sie mit Josephinischer Befangenheit entworfen waren, noch mit einer Persönlichkeit wie Sailer gedient, die sich an der mystischen Strömung des ausgehenden 18. Jahrhunderts inspirierte. Die mystische Strömung wurde um 1820 geradezu eine Gefahr für den deutschen Katholizismus. Worauf es für das nächste Menschenalter ankam, war die Abschüttelung der Vorurteile und Bande, die den Katholizismus noch von der Aufklärung her in seiner Entfaltung beengten. Er brauchte neue Männer und ein junges Geschlecht, worin jener katholische Sinn kräftig geworden war, der Hoffbauers Stärke ausmachte und durch den sich die Bewegung allein zu voller Selbständigkeit und elementarer Gewalt erheben konnte. So hat Hoffbauers intuitiver Blick ihn auch hier nicht betrogen, obwohl er insbesondere Sailer mit seiner Kritik persönlich Unrecht tat. Insgesamt ist aber Hoffbauers Einfluß die ausschlaggebende Bedeutung auf dem Wiener Kongresse und bei der Kurie nicht beizumessen, die man ihm zugeschrieben hat. Wessenbergs Absichten wären auch ohne das Eingreifen Hoffbauers gescheitert. Sailer ist trotz Hoffbauer zuletzt mit der Mitra geschmückt worden.

Weit wichtiger war, daß während des Kongresses der Kronprinz Ludwig von Bayern Hoffbauer freundschaftlich nahe trat und seine Ratschläge empfing, daß gleichzeitig Goethes Neffe Schlosser und seine Frau durch ihn der Kirche zugeführt wurden, die dem Katholizismus in Frankfurt und auf Stift Neuburg einen überaus wertvollen, gesellschaftlichen und literarischen Mittelpunkt verschafften, und daß die Nazarener zu Rom ihren geistlichen Vater in ihm ehrten. In Wien selbst machte er durch seine Wirksamkeit nicht nur, wie sein begeisterter Anhänger, der spätere Kardinal Rauscher beteuerte, das österreichische Konkordat von 1855 möglich, er streute auch die Saat aus, die in der Gegenwart von den Christlich-Sozialen, der Partei der Wiedergeburt Österreichs, geerntet wird. Er hat es noch erlebt, daß der Kaiser 1820 seine Kongregation auf österreichischem Boden anerkannte. Sein Begräbnis gestaltete sich zum Triumphzuge. Seitdem ist denn auch in Wien seine Verehrung nicht mehr erloschen, gleichwie Rom seinen treuen und begnadeten Mitarbeiter nicht vergessen hat. Leo XIII. sprach ihn 1888 selig.

Neuerdings trifft es sich merkwürdig, daß Papst Pius X. fast gleichzeitig die Jungfrau von Orleans und Clemens Maria Hoffbauer in den Katalog der Heiligen der Kirche eintragen ließ. 40000 Franzosen pilgerten nach Rom, um der Ehrung derjenigen beizuwohnen, in der das katholische Frankreich der Gegenwart seine Nationalheilige begrüßt. Unter den deutschen Katholiken dagegen regt es sich außer in Wien kaum für Hoffbauer, und doch könnten sie sich ihm als ihrem Heiligen mit demselben Rechte zuwenden wie die Franzosen der Jungfrau. Denn jede der beiden Persönlichkeiten symbolisiert die katholische Bewegung ihres Landes während des letzten Jahrhunderts. Unsere französischen Glaubensgenossen umjubeln in Johanna die romantische Kämpferin für ihren Staat und die legendenumwobene Befreierin ihres Vaterlandes. Sie soll heute ihren heimatlichen Boden der Herrschaft entledigen, die die Loge, die Radikalen und Sozialisten an sich gerissen haben, wie sie ehedem die Engländer von hinnen jagte. Das ganze 19. Jahrhundert hindurch haben die französischen Katholiken für den Kampf gelebt; sie lieben ihn heute so leidenschaftlich wie je. In den deutschen Katholiken ist im vorigen Jahrhundert die Streitlust wohl auch zuweilen aufgeflammt, aber immer nur für eine kurze Frist. Sie waren mehr der stillen, nachhaltigen Arbeit und Organisation zugetan, erst der geistigen, dann der sozialen. Bei aller Lebendigkeit des kirchlichen Empfindens, aller Entschiedenheit des kirchlichen Bekenntnisses, aller unbedingten Ergebenheit gegen das Oberhaupt der Kirche blieben sie im allgemeinen auch im Glauben nüchtern, in der Hingabe besonnen, im Zusammenleben mit den Andersgläubigen verträglich, verständig und achtungsvoll. Wer möchte nicht in der Geschichte ihres Strebens und Wirkens mit Genugtuung die Hauptzüge der von Gott gesegneten schlichten Gestalt Hoffbauers wiedererkennen? Möge seine Fürbitte den deutschen Katholiken erflehen, daß sie auf den Pfaden weiterwandern, die er gegangen ist — im gleichen Vertrauen auf Gott, im selben Geiste überzeugten Glaubens, christlicher Liebe und männlicher Pflichterfüllung.

# Gedichte von Martin Greif.*

## In fremder Stadt.

Schon meldet sich die Abendzeit
In frühem Grauen,
Die Stadt legt an ihr Nebelkleid,
Die Dächer tauen.

Laternen brennen rot und trüb
In fremden Gassen,
O, daß ich in der Heimat blieb,
Die ich verlassen!

## Seelieder.

II.

Abendnebel ziehn und wallen
Um der stillen Berge Schnee,
Ferne Glocken überm See
Klingen sehnlich und verhallen.

Was ich floh, das faßt mich wieder,
Ach, ich fühl' mich so allein! —
Himmel, gieß' den goldnen Schein
Deiner Sterne auf mich nieder!

## Ein Tag in der Heide.

III.

Schon hebt im weiten Lande
Sich jeder Schatten ab,
Die Sonne geht am Rande
Der Heide voll hinab:

Ich seh' in immer tiefern
Und rötern Glanz hinein,
Ein Forst von ernsten Kiefern
Blaut fern im Abendschein.

## Der Hochsee.

Zum ernsten Hochsee neiget
Sich tief das Felsgestein,
Das starr und ruhend schweiget —
Nicht könnt' es stiller sein.

Rings grenzen Nebelwiesen
Ihn feucht, doch ohne Schnee,
Das Gras kann dorren, sprießen,
Kein Heuer mäht es je.

Auch wohnt kein Fisch im Grunde
Und springt zum Spiegel auf,
In früher Abendstunde
Zieht schon die Nacht herauf.

---

* Die in diesem Heft mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers wiedergegebenen Gedichte von Martin Greif sind sämtlich aus dem Band „Gedichte" ausgewählt bis auf eines „Auf der Rast", das dem Bande „Neue Lieder und Mären" entnommen ist. Diese beiden wie auch die anderen Werke Greifs sind in C. F. Amelangs Verlag in Leipzig erschienen, von dem für den 70. Geburtstag des Dichters eben eine neue vermehrte Ausgabe „Martin Greifs gesammelte Werke" vorbereitet wird.

## Auf dem Bergpasse.

Nirgends sind mehr grüne Matten,
Ringsum kahler Berge Graus,
Große, dunkle Wolkenschatten
Breiten sich darüber aus.

Wild zeriss'ne Felsenzacken,
Von vergilbtem Moos bedeckt,
Steigen auf mit starrem Nacken,
Riesenhaft emporgereckt.

Jetzt die himmelhohe Zinne,
Jetzt die unermess'ne Schlucht! —
Wie der Geist im Anbeginne
Nach den ersten Formen sucht.

Da und dort im Felsenmeere
Zieht der Römerstraße Spur,
Und ich schau' im Geist die Heere,
Adlerforschend den Augur.

Wo die freien Föhne heulen
Auf dem alten Römerpaß,
Stehen zwei geborst'ne Säulen,
Deren Sinn die Zeit vergaß.

Waren's heil'ge Siegesmale,
Hielten hier die Heere Rast?
Goßen Priester hier die Schale,
Von des Gottes Näh' erfaßt?

Jedes Zeugnis ist zerstoben,
Wo wir jetzt vorüberziehn,
Wie die weh'nden Wolken oben
Fliehn die Menschenalter hin.

Wiegen stoßen sich und Särge
In der Flut der Zeit vorbei,
Und doch mahnen diese Berge,
Als ob alles ewig sei.

## Resignation.

Folge dunklem Lebensdrange,
Nähre Himmelslicht in dir,
Achte, wie's zu End' gelange,
Aber hoffe nichts dafür!

Ob ein Greis mit hundert Jahren,
Weise in die Grube fährt,
Ob ein Jüngling unerfahren, —
Was war all das Treiben wert?

Bald weiß keiner mehr zu sagen,
Wer du warst und wie dein Bild,
Das sie welk hinausgetragen
In ein blühendes Gefild.

Jeder Wehruf ist verschollen,
Jede Klage ist verweht,
Wo mit seinem wechselvollen
Los ein neu Geschlecht ersteht.

Andrer Jugend goldne Tage,
Andern Alters steile Bahn,
Neue Freude, neue Klage,
Alles hebt von neuem an.

## Liebesnacht.

‚O weile, süßer Geliebter!
Es trügt dich nur:
Noch hellt, nur wolkengetrübter,
Der Mond die Flur.‘

„Doch nimmer weilen und halten
Die Wolken dort;
Es führen sie wilde Gewalten
Von Ort zu Ort.“

„Ein Traum ist alle das Treiben
In dunkler Höh',
Doch uns muß ewig verbleiben
Der Sehnsucht Weh.'

„Ich seh' nur Kommen und Scheiden
Am Himmelszelt,
Es zieht die Seele der Leiden
Durch alle Welt."

‚Die Wolken eilen so nächtig
Ohn' Schmerz und Lust,
Ich aber ziehe dich mächtig
An meine Brust.'

## Ritt zum Tajo.

‚Kann Sennora mit uns reiten?'
Frug der Treiber früh,
‚Wo wir abends überschreiten,
Wohnt am Tajo sie.'

Auf das Maultier schwangen beide
Leicht die schönste Frau,
Kahl und brandig war die Heide,
Doch der Himmel blau.

Weiter ging die lange Reise
Fort den ganzen Tag,
Schweigsam war ich, bis ich leise
Abends zu ihr sprach:

‚Wär' im Lande ich geboren,
Das der Tajo tränkt,
Hätt' ich Euer Herz beschworen,
Bis Ihr mir's geschenkt.'

## Auf der Rast.

Als manches Wanderjahr verflogen,
Kam ich zu einem Brunnen klar,
Daran ich einst vorbeigezogen,
Noch nicht getäuscht und nicht betrogen,
Noch da ich munt'rer Jüngling war. —
Wohl hielt ich eine lange Weil'
Im Wandern,
Zog aus der Seele einen Pfeil
Still um den andern,
Und hatt' im Weiterziehen keine Eil'.

Fern drüben um die Alpenspitzen
Die gold'ne Abendsonne lag;
Der ew'ge Schnee hing in den Ritzen
Den starren Firn sah ich erblitzen,
Ganz wie dereinst an jenem Tag.
Mir war zum Wandern wenig Mut
Und wieder,
Wo ich auch einst im Gras geruht,
Streckt' ich mich nieder
Und blickte nach der Berge Abendglut.

Mir war's, als sei kein Tag entschwunden,
Als sei's gewesen nur ein Traum,
Als hätt' ich jene Leidenswunden,
All jene Pfeile nicht empfunden,
Als blühten fort noch Strauch und Baum.
Bis ich allmählich mich besann,
Wie lange
Ich schon, ein müder Wandersmann,
Nach Ruh' verlange,
Und doch des Fahrens nie ein End' gewann.

Das Wasser sah ich weiter eilen
Wie vormals ohne Rast und Ruh',
Und nimmer konnt' ich länger weilen,
Mir dort die kranke Brust zu heilen:
Strebt' ich den weiten Bergen zu,
Das Brünnlein war schon übertäubt
Vom Tosen
Des Gießbachs, der im Sturz zerstäubt,
Im ruhelosen,
Und den dabei doch an kein Ziel es treibt.

## Gesegnete Weiherstunde.

Ein Dichter schritt am Weiher hin,
Er trug ein neu' Gedicht im Sinn,
Quak Quak.

Und als er eine Weil' gedacht,
Da hat er einen Reim gemacht,
Quak Quak.

Der Reim, er schien ihm süß Getön
Und der Gedanke gar so schön,
Quak Quak.

Er schrieb ihn in sein Buch hinein,
Da fiel ihm gleich ein Dutzend ein,
Quak Quak.

Und als er es gesungen aus,
Da ging er mit dem Lied nach Haus,
Quak Quak.

Am gleichen Tag noch sandt' er's hin
Zum Druck ins neue Magazin,
Quak Quak.

Ob wohl auch bald ein Komponist
Für das Gedicht gefunden ist?
Quak Quak.

# Zur Würdigung Martin Greifs.

Von
Christoph Flaskamp.

Des Dichters schönstes Buch
Bleiben seine Lieder.
(Greif, Gedichte.)

Martin Greifs Liederkunst ist also doch Siegerin geblieben. In der Epoche der Bildungsdichter konnte sie nur auf ganz vereinzelte Anerkennung rechnen. Geibel und sein Chorus lehnten sie bekanntlich ab. Dafür ward Greif das Verständnis eines Bayersdorfer und du Prel zuteil, die das Feinste über seine Dichtung niedergeschrieben haben. Daß Mörike und Groth ihren Wert anerkannten, ist für sie selbst bezeichnend: beiden ist Greif innerlich verwandt. Die Moderne brachte der Greifschen Lyrik neue Anhänger. Seitdem hat ihre Zahl sich verzehnfacht; sie wird sich verhundertfachen.

‚Plötzlich erblickte Szenerien der Natur und des Menschenlebens, die ohne Beimischung daran geknüpfter Betrachtungen der Reflexion und ohne jeden Versuch ästhetischer Verschönerung uns vorgeführt werden. Das Auszeichnende, was neben dem sich in bewunderungswürdiger Schärfe offenbarenden Künstlerauge hervortritt, ist der eigenartige und gesunde Humor, der diese der gewöhnlichen Wirklichkeit entnommenen Bilder aus ihr durch seinen Gemütston hervorzuheben und zu vergolden scheint.‘

So charakterisierte Martin Greif im ‚Literarischen Echo‘ 1898—99 ein Büchlein ‚Augenblicksbilder‘ von Johannes Ziegler. Ich kenne diese ‚Augenblicksbilder‘ nicht und weiß also nicht zu sagen, ob das Urteil zutrifft; es gibt aber kaum eine treffendere Bestimmung Greifs eigener Lyrik als diese. Sie enthält in Kürze alle wesentliche Wahrheit über Greifs Schaffensart.

Von den nachromantischen Dichtern ist außer Mörike und Hebbel wohl nur noch Greif als echter elementarer Lyriker anzusprechen. Die Kunst dieser Dichter liegt ganz in der Richtung, die das deutsche Volkslied, Walter von der Vogelweide und im weiteren Verlaufe Goethe und Uhland, um nur die hauptsächlichsten Vertreter zu nennen, anzeigen. Die Schillersche Unterscheidung zwischen naiver und sentimentaler Dichtkunst drückt immer noch am besten den Wesensunterschied dieser Richtung von der Schillers, Hölderlins, Novalis', zum Teil auch Brentanos aus, bei dem Naivität und Sentimentalität ein oft wunderliches Gemisch abgeben.

Diese beiden Richtungen, die schon in der Romantik ineinanderfließen, verlieren in der dann folgenden langen Epoche der Bildungsdichtung an aller Bestimmtheit. In dem Gewirr von antiken, welschen und zumeist doch nur Heine-romantischen Einflüssen ist das einzig Bestimmte die allgemeine dichterische Schwäche der Poeten, die sich allerseitsher anregen ließen und lassen mußten. Das beste Merkmal für die dichterische und künstlerische Unselbständigkeit, für den Mangel an poetischer Urkraft ist das Schwinden des rhythmischen Empfindens und Gestaltens zugunsten eines unisonierenden Metrums, in dem denn auch alsbald jedem Dilettanten das Dichten leicht wurde. Selbst imgrunde so starke und eigentümliche Talente wie Storm und andere konnten sich dem Einflusse dieser nivellierenden Poetenschulen nicht entziehen.

Auch Martin Greif, der in diese Zeit hineingeboren wurde und später in enge Berührung mit den Bildungsdichtern selbst kam, nicht vollständig. Seinem Original sind unverkennbare Merkmale jener epigonenhaften Kunst beigemengt, wenn auch fast nur in technischen Einzelheiten und wenig nur oder fast gar nicht im Wesentlichen seiner Kunst.

Es ist mir aber schier unerklärlich, wie man Greif mit diesen Wortpoeten und Bildungsdichtern zusammenstellen und wie R. M. Meyer, doch wohl lediglich auf solche belanglose, das wahre Wesen der Greifschen Lyrik kaum berührende Äußerlichkeiten hin, Greif einen Milchbruder Linggs nennen konnte. Es kann gar kein Zweifel bestehen darüber, wer der wortreichere, meinetwegen auch wortgewaltigere von beiden, aber erst recht nicht darüber, wer der — aber nur scheinbar — wortärmere, an ursprünglich poetischer Empfindungs- und Gestaltungskraft gewaltigere ist. Denn Dichtung ist nicht oder doch nicht in dem Sinne unseres aus der literarisch-artistischen Kunstanschauung stammenden Ausdrucks nur Wortkunst, sondern im Sinne von *λόγος* seelische Empfindungsstärke, geistig intuitive Denkkraft.

Es freut mich, in der unlängst erschienenen biographischen Darstellung des Entwicklungsganges Martin Greifs von Wilhelm Kosch meine stete Vermutung bestätigt zu finden, daß Greif in seiner ersten Sammlung ‚Gedichte von Fr. H. Frey‘ (1860) noch im Banne der Bildungsdichtung gestanden hat. Sonst wäre es eine einzigartige Erscheinung, daß ein Poet, der wie Greif im Gegensatz etwa zu Hebbel mehr konzilianter Natur ist, inmitten des ihn umgebenden Epigonentums das Wesen seiner dichterischen Begabung so rein erhalten hätte, wie es in den 1868 bei Cotta unter dem Namen Martin Greif erschienenen ‚Gedichten‘ zutage tritt. Daraus ergibt sich also, daß Greif um seine Eigenart gerungen und sie in die gelassene Selbstsicherheit dieser ‚Gedichte‘ hinübergerettet hat aus der Beeinflussung heraus, die jene erste Sammlung beherrscht, über die 1864 erschienene zweite Sammlung ‚Frühlingssturmlieder‘ hin, die, wie Kosch sagt, bereits die vaterländischen Akzente Körners, Uhlands und Rückerts wiederhallen ließ und Frey auf dem Wege zeigt, ein wahrhaft volkstümlicher Dichter zu werden. Beide Erstlingssammlungen hat der Dichter später unberücksichtigt gelassen.

Andererseits erklären sich auf diese Weise auch die trotz allem in den ‚Gedichten' vom Jahre 1868 und in den späteren ‚Liedern und Mären' noch auftretenden epigonenhaften Versmittel — bezeichnenderweise nicht in seinen besten Gedichten — die niemand wegleugnen kann, die aber auch der Bedeutung Greifs nur wenig Abbruch tun.

Man hat Greif auf das ‚Naturbildchen' festnageln wollen. Das zeugt von gänzlicher Unkenntnis der Greifschen Lyrik. Greif ist nicht Dichter eines bestimmten Genres von ‚Naturbildchen', wie etwa sein vielberufener literarischer Pate Mayer. Man erweist Greif mit der Behauptung, daß er das Naturbild in die Literatur eingeführt oder doch es zur Vollkommenheit und Selbständigkeit erhoben habe, zu wenig Ehre. Denn in dieser apodiktischen Form ist die Behauptung einmal überhaupt falsch und zum andern stark mißverständlich, eine Einwendung, die ich auch gegen Kosch machen muß.

Der Ausdruck ‚Naturbild' als Kunstwerk ist nicht ohne weiteres klar. Trotz aller Behauptungen phantasievoller Philosophen und Naturforscher haben wir kein seelisch-geistiges Verhältnis zur animalischen und vegetabilen Natur. Sie bleibt uns im Innern fremd, wenn wir ihr unsre Menschheit nicht leihen, und ist uns heilig nur, wenn wir in ihr die Gottheit finden. Und erst wenn diese beiden Momente im Naturbild oder beim Genuß der Natur zum Ausdruck kommen, kann von Kunst, von künstlerischem Genießen die Rede sein. Es ist also immer ein menschlich Geistiges und ein geistiges Verhältnis zum Göttlichen, das aus der Darstellung spricht.

Dann kann man bei Greif den Begriff Natur unmöglich auf das Vegetabile, Landschaftliche beschränken. Der ganze Reichtum sinnlicher Naturerscheinungen ist in seiner Lyrik, das Leben in Stadt und Land spiegelt sich in seiner Dichtung und nicht zuletzt imgrunde stets das Reich unsichtbarer geistiger Beziehungen von Welt und Ich, von Mensch zu Mensch.

Ähnlich verhält es sich mit Greifs ‚Schlichtheit', die zur vielgerühmten Phrase werden konnte. Greifs Kunst ist schlicht, aber schlicht im Sinne von ‚schlecht und recht', das heißt wahr und echt. Diese Schlichtheit ist Größe, die ein gründliches Wissen und eine tiefe Einsicht, eine reiche Erfahrung und eine im Streit der Welt mit dem eigenen Ich geklärte Lebensanschauung voraussetzt. Es ist die Bescheidenheit und Gelassenheit des Weisen der Erscheinungswelt gegenüber, der ein heißes Mühen um Erkenntnis, um Wahrheit vorausging, um schließlich zu erkennen, daß alles Vergängliche ein Gleichnis ist, ein Symbol unserer geistig-sittlichen Wesenheit in bezug auf eine göttliche Einheit.

Also nichts von hausbackener Güte!

Woher ich's vermag zu wissen?
Durch des Herzens eigne Kraft,
Die in andern Finsternissen,
Als ihr ahnt, mir Licht geschafft.

(Greif, Neue Lieder und Mären.)

F. Rinn mortuum del. L. F. Schnorr v. K. in lap. del.

Clemens Maria Hoffbauer.

Greifs Werden als solches, die Entwicklung zu dem, was wir in ihm erschauen, stellt sich freilich nicht offen zur Schau. Alles ist gleich ins menschlich Ungemeine emporgehoben, zum Bedeutenden, im Sinne Goethes, gesteigert. Aber das menschlich individuelle Erlebnis hat von seiner Bestimmtheit dadurch kaum etwas verloren.

Greif gehört zu jenen tiefen Naturen, die ihre Kämpfe in Stille und Einsamkeit mit sich selbst ausfechten, ein echtes Symptom wahrhaft männlichen Geistes gegenüber dem weibischen Charakter mancher modernen Poeten, die sich so gern in ihren geistigen Geburtswehen prostituieren. Nur aus dem durch den Sieg gestärkten geistigen Kraft- und Sicherheitsgefühl, dem Ausstrahlen erworbenen Erdenfriedens und schauender Gottesfreudigkeit ersehen und ermessen wir den Weg und vernehmen den Nachhall der Leiden und Freuden aus dem tiefen Erlebniston ihrer Rede.

Greif ist ein Einsiedler mit dem unsichtbaren Glorienkranz ums Haupt; er ist kein Säulenheiliger, kein Weltflüchtling, kein idyllischer Sonderling. Er verläßt bei aller idealen Grundstimmung nie den Boden der Wirklichkeit. Er hat sich aus den Stürmen des Lebens die Liebe zu allem Menschlichen und auch den gütigen Humor dem Allzumenschlichen gegenüber gerettet. So muß man an ihn herantreten. Dann wird man immer wieder gern zu ihm in die Einsamkeit hinauspilgern.

Die echten Einsiedler waren keine theoretisierenden Philosophen. Sie lernten und lehrten die bunte Welt liebend erfassen. Einen Denker im Sinne der Wissenschaft wird man Greif natürlich nicht nennen. Dazu ist er eben zu sehr Poet, wie Goethe auch. Es gibt Poeten, die beides in fast gleichem Grade sind; es sind problematische Naturen vom Schlage Hebbels. Aber niemand wird deshalb sagen, daß Hebbel ein größerer Denker sei als Goethe. Goethe war eben eine harmonische Natur, bei dem der Dichter und der Denker eins waren. Das ist auch bei Greif der Fall, womit ich allerdings nicht sagen will, daß Greif an Reichtum und Tiefe dichterischer Erkenntniskraft Goethe gleichkommt, sondern nur jenen entgegnen möchte, denen Greif nur deshalb gedankenblaß erscheint, weil er als echter Dichter meist nur das handelnde Leben selbst sprechen läßt. Es wird aber sehr wohl möglich sein, Greifs Lebensanschauung, die von einer gesunden Herbheit, ja manchmal Spröde ist, diesen seinen dichterischen Gestalten abzuhorchen. Das hätte meines Erachtens Kosch sich noch mehr, als geschehen, zur Aufgabe machen sollen.

Gerade durch die Aufdeckung der Weltanschauung, die Greifs Dichtung bestimmt, und durch die Bloßlegung der Fäden, aus denen sie gewebt wurde zum einheitlichen Muster, wird man den oberflächlichen Urteilen über Greif am besten erwidern. Denn da zeigt sich, um wieviel enger Greifs dichterisches Schaffen mit den Ideen der Zeit verwachsen ist als das der meisten seiner dichterischen Zeitgenossen, weil es tiefer und fester im geistig Unendlichen wurzelt. Er ist darum als Dichter weit mehr der Repräsentant seiner Zeit als alle Bildungsdichter und als die gleichzeitigen eigenständigen Lyriker

Storm, Keller, Meyer 2c., vor denen er überhaupt die tiefere philosophische Grundlage und ein organischeres Lebensgefühl voraus hat. Aus diesem Grunde glaube ich auch, daß seine Bedeutung anhaltender und für die Zukunft wirksamer sein wird, auch rein technisch-künstlerisch, worüber ich einiges in dem Artikel ‚Zur Entwicklung der modernen Lyrik' schon andeutete.

Immerhin hat Kosch sich ein bleibendes Verdienst dadurch erworben, bei der Analyse der Greifschen Lyrik, die volle Anerkennung verdient und die, was mir besonders erfreulich war, die wertvollen neuen Untersuchungen in der Verslehre (Sievers, Saran, Minor) mit großem, wenn auch etwas einseitig philologischem Verständnis verwertet, diese dem tieferen Beurteiler der Greifschen Dichtung vertrauten Momente erneut betont und durch verschiedene spezielle Materialien belegt zu haben.

Übrigens ist es von R. M. Meyer, nebenbei gesagt, sehr bequem, Martin Greifs didaktische Poesie mit den Worten ‚unsäglich triviale Sinngedichte' abzutun. Dergleichen ließe sich wohl auch bei Goethe finden. Doch zieht man da vor, es unerwähnt zu lassen. Warum nicht auch bei Greif? Es ließe sich denn doch manches finden, dessen Goethe sich nicht geschämt haben würde. Doch:

Getrösten kann sich leicht der Mann,
Der sich im stillen sagen kann:
Ich steh im Schatten meiner Zeit
Und warte auf Unsterblichkeit.

(Greif, Neue Lieder und Mären.)

Auch Greifs Leidenschaftslosigkeit ist ein Märchen. Es bricht oft eine geradezu elementare Leidenschaft aus seinen Versen hervor, die zwar nichts Pathetisches wie unter den Neueren bei Dehmel an sich hat, in ihrer verhaltenen Glut aber, in ihrer ‚gemeisterten Ergriffenheit' um so wahrer, um so überzeugender wirkt.

Greifs Humor, ein feiner, tiefer, oft schalkhafter Humor, wie ihn das deutsche Volkslied kennt, wie ihn Goethe selten und in ähnlicher Art vielleicht nur Mörike hie und da bekundet, wird gleichfalls mit der Zeit seine Würdigung finden und seine Wirkung haben. In den ‚Stimmen und Gestalten' sprudelt er in reicher Fülle.

In den ‚Stimmen und Gestalten' finde ich Greifs Bedeutung auf epischem Gebiete, nicht ganz so sehr in seinen ‚Balladen und Mären', obwohl ich auch hier im einzelnen große Vorzüge vor der modernen eklektischen Balladenkunst entdecke. Ich kann mich hier nicht auf die Begründung meiner Ansicht einlassen, möchte aber einschalten, daß ich hiermit zugleich meine Stellung zu Greifs Dramen — vor allem den Volksschauspielen — andeute, in denen ich das in den ‚Stimmen und Gestalten' hervortretende Element dichterisch und künstlerisch genialen Erlebens des sogenannten ‚Milieus' in und mit dem lyrisch erfaßten Einzelcharakter und dessen Situationsstimmung, wenn auch zuweilen geschwächt, wiederfinde. Was ich meine, sagt vielleicht am besten dieses Gedicht:

Denk ich nach, was ich nun bin,
Seit er mich verlassen,
Tauscht mit mir kein' Bettlerin
Wahrlich auf der Straßen.

Tret' ich in die Kirchen ein,
Geht es ans Gedeute,
Donnert recht der Pfarrer drein,
Blinzeln alle Leute.

Geh' ich auf den Bittgang mit,
Weichen sie zur Seiten;
Tanzen! Gott, mein Lebtag nit —
Das Gesichterschneiden!

Mach ich, was ich machen will,
Niemand tu' ich's rechte,
Trutzig heiß' ich, wenn ich still,
Red' ich, heiß' ich schlechte.

Abends kann ich vor der Tür'
Keine Stunde bleiben;
Noch am liebsten ist es mir,
Meine Gänse treiben.

Komm ich an der Godel Haus,
Muß ich mich verfärben —
Wollt', ich wär zum Dorf hinaus
Oder könnte sterben. (Die Verlassene, Gedichte S. 255.)

Ich habe das Gedicht noch aus einem anderen Grunde bevorzugt, um nämlich die sogenannten Unkorrektheiten der Form zu kennzeichnen. Das sind zunächst die Apostrophe, die den modernen Leser genieren. Dem Gedichte aber schadet es auch nicht im geringsten, wenn sie fortfallen, auch nicht, wenn wir statt ‚schlechte' und ‚rechte' einfach schlecht und recht lesen, wenn uns die volkstümelnde Manier nicht gefällt. Man sieht daraus, daß die vielgerügte Laxheit Greifs in der Versbehandlung vielfach rein äußerlich ist, den wesentlichen Wert der Dichtung kaum trifft. Es ließe sich das an noch vielen Beispielen nachweisen.

Zu diesen, unserm durch die realistische Bewegung der letzten Jahrzehnte veränderten Sprachgefühl zuwiderlaufenden Konventionalismen rechne ich bei Greif eine ganze Menge solcher sprachlichen und verstechnischen Einzelheiten.

Zunächst einmal die allzu häufigen Diminutive. Heute setzt kein ernsthafter Poet ein ‚chen' und ‚lein', wo es sich nicht gehört, und es gehört sich höchst selten. Dann die falsche Wortfolge, die bei Greif zuweilen zu wirklich nicht erträglichen Satzverrenkungen führt. Mit Recht verlangen wir vom Dichter, daß er sich von den Normen einer gesunden Prosa nicht allzuweit und nicht willkürlich entferne. Hierher gehört auch ein gewisser eklektischer Klassizismus in der Ausdrucksweise, unter anderm eine bei Greif mehrmals

allzu offensichtliche Goethemanier. Unleidlich sind auch die konventionellen Verswiederholungen, die konventionellen Reime, wo sie nicht durch den geschlossenen Reiz des Gedichtes gehalten werden, vor allem auch die Flickworte: zumal, da, da und, auch, wohl, schier, wie wenn, und gar wenn; die End-e: Herze, mischet usw., usw. Ich gebe R. M. Meyer in der Verurteilung dieser Konventionalismen und Dilettantismen vollkommen recht, behaupte aber, daß sie Greifs an Zahl überwiegenden guten und besten Poesien nicht eigen sind, oder wenn, meist ohne Schaden ausgemerzt werden könnten.

Damit habe ich nun schon zugestanden, daß auch unbedeutendere Gedichte bei Greif sich finden. Manches ist in Manier erstarrt und bekundet kaum noch natürliches Leben. Auch eine Menge Belanglosigkeiten sind gar nicht wegzuleugnen.

Da gilt es aber sehr zu prüfen und zu unterscheiden. Vieles scheint vielen belanglos, nur weil es feinstes, leisestes Empfinden und minutiöse Beobachtung ausspricht, die zu erfassen sehr wenigen Menschen nur gegeben ist. Überhaupt sind fast alle diese scheinbaren Füllsel und Überbleibsel nicht Folge einer Art Überproduktion, an der mancher moderne und frühere Poet weit mehr krankt als Greif. Es sind vielmehr durchweg Momentskizzen, Vorstudien, Versuche, Entwürfe, die keine glückliche Stunde ausreifen ließ, also Dokumente wahrhaft ernsten künstlerischen Strebens, die einen geradezu interessanten Einblick in Greifs dichterische Werkstätte bieten und dem intimen Beurteiler Greifs unendlich wertvoll sind. Aus diesem intensiven künstlerischen Ernst heraus erklärt sich so manche erzwungene Formbildung wie:

,Auch was sonst sie an Zierden hegt'
oder:
,Mit dem Stempel — der Alpenmajestät' u. a.

Dergleichen ist nicht Art des Dilettanten, sondern zeugt von eminent künstlerischem Bewußtsein und Verantwortlichkeitsgefühl, die Greif bei aller Selbstsicherheit seiner dichterischen Kraft auszeichnen. Man begreift den Wert dieser künstlerischen Selbstzucht, wenn man sich die Unsummen der vollausgestalteten Schönheiten in Greifs Gedichten zurückruft, bei denen man ob der Monumentalität des Eindrucks sich kaum der genialen Einfachheit der Mittel bewußt wird. Ich wüßte nicht zu enden, wollte ich anfangen zu zitieren.

Eine andere Frage ist es, ob Greifs dichterisches Schaffen in seiner Gesamtheit auch für weitere Volkskreise Wert haben kann. Ich bezweifle es. Für das genießende Publikum können nur die guten und besten Gedichte in Betracht kommen. Den Ausschlag bei einer solchen notwendigen Auswahl hat der Gesichtspunkt zu liefern, ob der Dichter seine Empfindungen und Gefühle, seine Stimmungen und Gestalten mit seinen Kunstmitteln voll bewältigt hat, ob er uns überzeugt und fesselt: eine selbst für den intimen Kenner nicht leichte Aufgabe. Die übrigen Gedichte sind, weil sie nur verwirrend wirken und die reinen Werte zu sehr verdecken, auszuschließen, um so mehr, als aus dem angeführten Grunde der Greifschen Skizzensammelmanier, über deren Berechtigung in der Dichtkunst einmal zu reden sein wird, auf mehrere solcher

unfertiger Gebilde fast stets ein in jeder Beziehung künstlerisch vollwertiges Gedicht entfällt. Vielfach hat er aber auch für ein und dasselbe Motiv eine ganze Reihe unter sich gleich wertvoller Prägungen geschaffen, ein Beweis für den inneren Reichtum seiner Schöpferseele.

Eine solche Auswahl, die ich hiermit ernstlich anregen möchte, würde Greifs Bedeutung erst voll erkennen lassen und auch diejenigen davon überzeugen, die jetzt so schwer zu einer ernsthaften Beschäftigung mit seiner Kunst zu bringen sind, als ob man ihnen zumutete, einen Krautacker einiger Blumen wegen zu durchsuchen. Sie würden jedenfalls erstaunt sein, welche Fülle von Schönheit ihrem oberflächlichen Blicke entgangen ist. Die Auswahl böte trotz energischer Sichtung einen wohlgefüllten Band gediegenster Poesie, wie wir an Umfang und innerem Wert wenig gleiche in unserer Lyrik besäßen.

Die Literaturgeschichten, glaube ich, werden in der gezeichneten Richtung ihre Ansicht über Greif berichtigen müssen. Er gehört nicht in den Kreis der Münchener, selbst nicht als Mittelglied zwischen diesen und den Modernen. Nur insofern die deutsche Tradition, die, wie schon gesagt, über Goethe, Uhland, Mörike zu Greif hin verläuft, von den Modernen wieder aufgenommen wurde, ist er gerade durch seine bewahrte Unabhängigkeit von der Bildungsdichtung die nächste Verknüpfung mit den Bestrebungen einer neuzeitlichen Lyrik, die erst in letzter Zeit sich herausarbeitet, nachdem durch die Stürmer und Dränger der achtziger Jahre der ungeheure Einfluß der Bildungspoeten gebrochen und der Weg für eine mit dem Leben, nicht bloß mit ästhetischem Geistreichtum verwachsene, aus dem Elementaren schöpfende und elementar wirkende lyrische Kunst geschaffen wurde, wie ich's an anderer Stelle zu zeigen versuchte.* Greif gelang auch das, was der Bildungsdichtung kaum je vollkommen gelang, der fremden Form in einem Maße Herr zu werden, daß man ihres Ursprungs aus einem uns fremden romanischen Dichtungsgeiste vollständig vergißt. Er hat im Naturbild, im einfach liedmäßigen Ausdruck des Gefühls, in der Hymne, in der Elegie, in der lyrischen Ballade Vollkommenes geleistet.

Greif gehört zu den Größten unter den deutschen Lyrikern. Ich glaube, dieser Ruhm wird ihm bald von keinem Einsichtigen mehr bestritten werden.

Dann wird man auch seinen Dramen die entsprechende Beachtung schenken, die denn doch — vielfach schwächende Beeinflussung zugegeben — zu sehr mit den Dramen der Bildungsdichter verwechselt worden sind. Auch die Parallele zu Uhlands Dramen, die Adolf Bartels zog, indem er Greif eine gewisse Wahrheit und Schlichtheit der Empfindung zuschrieb, ist mehr aus der historischen Perspektive heraus gesehen, als durch sachliche Messung gewonnen. Die von Kosch gegebene Linie Shakespeare — Otto Ludwig — Greif hat nicht nur die Tatsächlichkeit der Beeinflussung für sich, sondern auch aus den Dichtungen sich ergebende beweiskräftige Belege und Gründe innerer Wahrscheinlichkeit aus Greifs Dichtercharakter.

* ‚Hochland', Aprilheft 1909 S. 68.

# Gedanken über Christus und Christentum.

Von
**Robert Saitschick.**

30.

Alles Denken bewegt sich in Widersprüchen und Extremen, denn unsere Vernunft ist einer schöpferischen Ausgleichung der in ihr selbst begründeten Gegensätze gar nicht fähig. Daher ist ein originelles Denken stets mit irgend einer Einseitigkeit, Übertriebenheit, Ungerechtigkeit oder gar Verschrobenheit behaftet, besonders wenn sich dieses Denken nicht auf das Denken selbst, sondern auf den lebendigen Menschen richtet. Und wenn unser Denken, statt in Extreme zu verfallen, die handgreiflichen Widersprüche des Lebens irgendwie auszugleichen suchte, so wäre diese Ausgleichung doch nichts anderes als das juste milieu, das Mittelmaß. Das Christentum liegt weit abseits von der Mittelstraße und zugleich von allen Extremen. Also keine Extreme und auch kein Mittelweg. Wer es fassen kann, der fasse es.

31.

Alle, die sich gegen das Christentum zur Wehr setzen, kennen die tief herabreichende, festbegründete und hoch emporragende Welt Christi nicht, ja, es geht ihnen die Fähigkeit ab, sie zu erkennen. Ihre Angriffe sind daher ganz äußerlich und ihre Waffen stumpf. Was gegen die tiefern Seiten des Christentums gewöhnlich vorgebracht wird, ist schon deshalb schwach und verständnislos, weil eigentlich nur derjenige darüber Aufschluß zu geben berechtigt und befähigt wäre, der die tiefen innern Erfahrungen des Christentums hätte. Sonst ist es, als wenn ein Vandale gegen Kultur oder ein nüchterner Philister gegen Kunst sich zur Wehr setzte. — Der nicht religiöse Mensch und der Verstandesmensch befinden sich entweder auf dem Boden der Nüchternheit oder auf dem einer einseitigen Lebensansicht und haben immer den Wunsch, daß unser Inneres um jeden Preis weniger enthalten solle, als es in Wirklichkeit enthält, daß die Wirklichkeit das enge Kleid anlege, das ihr vom einseitigen Verstande und von der ästhetischen Bildung zugeschnitten wird.

32.

Je verwickelter die Lebensverhältnisse werden, je stärker der Druck der angehäuften Masse einzelner Tatsachen und Erkenntnisse auf uns lastet, desto

notwendiger muß die zivilisierte Menschheit wieder zu Christus gelangen, zu der Religion wahrer innerer Freiheit, zu der Ausweitung der einengenden Schranken kalter Intellektualität.

33.

Der vorherrschende Zug im Charakter der ersten Christen war der Glaube, d. h. die Willenskraft, die auf die unsichtbare Welt gerichtet ist: die innere Welt trat für sie als greifbare Wirklichkeit in den Vordergrund des Lebens, denn ihr Inneres stand aller Zersetzung und jedem Zweifel fern. Beim Apostel Paulus vereinigt sich Seelentiefe mit einer ungeheuren Energie, und sein scharfer Intellekt ist nur der Zuschauer der in seinem Innern neu erschaffenen Welt. Ist die unversiegbare Quelle von Kraft, woraus der Glaube die greifbarste Wirklichkeit erschafft, nicht der Gipfel von Charakterhöhe, die höchste Charakterfestigkeit, ein ganz neues und vertieftes Heldentum?

34.

Die energische Überwindung des Todes, das starke Empfinden eines intensiven innern Lebens, wodurch das Jenseits sich über das Diesseits erhebt und es beherrscht, eine Auseinandersetzung mit dem Tode, der keine Gedankenblässe anhaftet — das tritt zuerst im Christentum auf. Die alten Griechen konnten sich mit dem unerklärlichen Gegensatze zwischen Leben und Tod niemals in befriedigender Weise abfinden; auch die griechischen Philosophen, mit gar wenigen Ausnahmen, setzten sich eher über den Tod hinweg, als daß sie sich mit ihm wirklich auseinandergesetzt hätten; die alten Römer und Spartaner schauten dem Tode fest und unverwandt ins Auge, aber dies geschah aus Gewöhnung, Erziehung und einem Heldenmut, der keine geistigen Voraussetzungen hatte; die Stoiker forderten den Tod mit einer trotzigen Gebärde innern Stolzes heraus, und in diesem Stolze lag viel Gleichgültigkeit und Kälte dem Leben gegenüber verborgen; die alten Inder bauten, um mit dem Rätsel des Todes irgendwie fertig zu werden, steile, schwer zu erklimmende Wege zu schwindelerregenden Gipfeln, über denen Wolken des Unfaßbaren lagerten. Für das Christentum ist das Leben selbst nicht durch die äußeren natürlichen Eigenschaften Leben: bei allen Naturvorgängen, wodurch das äußere Leben ermöglicht wird, kann dasselbe doch nur ein Tod bei lebendigem Leibe sein, wenn der durchdringende und belebende Geist nicht hinzukommt.

35.

Wenn das Christentum wie in der ersten Zeit nur eine kleine Gemeinde geblieben wäre, so hätte es vielleicht weit mehr von seiner ursprünglichen Reinheit bewahrt, aber die unvergleichliche, tief eingreifende Wirkung auf die Weltereignisse würde ihm gefehlt haben. Das Christentum kann man sich übrigens als kleine Gemeinde gar nicht vorstellen; denn in der Erscheinung seines Stifters lag bereits die ungeheure Wirkung in die Ferne, der Ausfluß

lebendigster Geisteskraft, die sich allen künftigen Jahrhunderten notwendigerweise mitteilen mußte.

36.

Das Christentum war die größte Schule zur Erziehung der verschiedenen Rassen, aus denen sich die europäische Menschheit zusammensetzt. Man vergegenwärtige sich das römische Reich zur Zeit von Augustin und Prudentius, wie die Gebildeten damals noch eine ungeheuchelte Freude am Blutvergießen im Zirkus und an der Jagd auf Menschen hatten. Man frage sich, was diese Verderbtheit hätte beseitigen können. Daß die europäische Menschheit dem christlichen Geiste das Wichtigste verdankt, was sie ohne ihn niemals gehabt hätte, trotz allem heutzutage idealisierten Germanentum, das ist eine unumstößliche Tatsache, über die sich nur theoretische Voreingenommenheit und Unkenntnis der menschlichen Natur hinwegsetzen können. — Gar manches, was so leichter Hand den Wirkungen des Christentums zugeschrieben wird, z. B. die byzantinische und düstere Lebensverachtung gewisser Epochen, hat, genauer besehen, mit dem Geiste des Christentums gar wenig gemein; es entsprang vielmehr aus der chaotischen Gärung beim Verschmelzen der verschiedenen Rassen, aus dem unvermeidlichen Zusammenstoß entgegengesetzter Lebenskräfte, wodurch in lange andauerndem Kampfe etwas ganz Neues im Fühlen und im Denken hervorgebracht und das Innere des Menschen umgestaltet und vertieft wurde. Die Art und Weise, wie mancher an die Weltgeschichte ohne tief dringendes Gerechtigkeitsgefühl und ohne konkrete Menschenkenntnis herantritt und den geheimnisvollen gewundenen Gang der Menschheit in dogmatischer Kurzsichtigkeit korrigieren möchte, hat etwas Kindisches an sich. Im Sturme der Völkerwanderung, in den zerfleischenden Kämpfen der ungebändigten Rassen, in dem überschäumenden Gischt der aufeinander stürmenden Leidenschaften wären jedenfalls nicht die lebensfremden Theorien der überklugen Geschichtsphilosophen fähig gewesen, klärend, beruhigend, vergeistigend und schöpferisch zu wirken. In der Anpassung an die Wirklichkeit mußte das Christentum die volle Reinheit freilich einbüßen, aber immer wieder zeigte sich der Regenbogen des „Himmelreichs" über dem Gewitter der Leidenschaften, über der Wut und der Vernichtung, die in den Rassen der europäischen Menschheit noch kurz vor der Zeit Dantes mit nicht minderer Kraft tobten als unter den alten Griechen während des Peloponnesischen Krieges.

37.

Im Leben stehen, mit der Wirklichkeit rechnen heißt jedenfalls nicht, sich leicht mit der Gewöhnlichkeit abfinden. Irgendwie flieht der Geist immer aus dem gewöhnlichen Leben, denn ganz in der Lebenswirklichkeit aufgehen, bedeutet in die Gewöhnlichkeit versinken. Erhebt man sich über die Gewöhnlichkeit, so flieht man aus den Lebensniederungen auf eine Höhe, die dem, der aus den Niederungen nicht hinaus will, weltfremd, ja lebens-

feindlich erscheinen muß. Jede Art von Höhe des Geistes ist eine Stufe zum unsichtbaren Reichen. Der Weg dahin führt uns weitab von allem Kleinlichen und Überflüssigen, von dem Kampfe um vergängliche Güter, von der Selbstzufriedenheit und Trägheit, die uns an der gemeinen Scholle festhalten möchte, und auch von der Kraftverschwendung im Dienste des kalten, lieblosen Verstandes: es ist stets eine Flucht von allem Gemeinen, aber zugleich auch ein Kampf gegen das Gemeine, denn dieses bezwingt uns, wenn wir ihm nicht Widerstand leisten. Ohne diesen Kampf wird nichts Großes erreicht und ausgebaut. Unser Leib lebt unten, aber unser Geist muß sich aus allen Niederungen und Gewöhnlichkeiten zu den seiner würdigen Höhen erheben, dabei aber auch die Erde nicht vergessen und die Menschen, die darauf weilen, denen ein lebendiges Beispiel voranleuchten soll. Das Gottesreich ist kein blasser Idealismus, sondern die konkreteste Realität, deren Wirkungen greifbar sind: die Vertreter dieses Reiches setzen sich keinen Augenblick über die Wirklichkeit hinweg, wohl aber erheben sie sich über dieselbe.

38.

Glaube, Hoffnung und Liebe gehören zueinander und müssen sich in einem festen Mittelpunkte zusammenfinden. Der Glaube allein kann zur Starrheit und Einseitigkeit der Willenskraft führen: der Wille würde dann zwar keine Spaltung, aber auch keine Tiefe kennen. Hoffnung allein ist utopisches Denken und Wünschen, eine Abstraktion des Gehirns, eine Betörung des Herzens. Aber auch die Liebe allein, ohne Glauben und ohne Hoffnung, muß zu einem überschwenglichen Mitleid führen, das sich ganz auf das Diesseits bezieht und aus den mannigfachen Verwicklungen der tragischen Wirklichkeit keinen Ausweg findet.

39.

Der Sabbat ist um des Menschen willen und nicht der Mensch um des Sabbats willen. Der lebendige Mensch ist wichtiger als alles, was er hervorbringt. Der Geist ist unvergleichlich wichtiger und wirksamer als alle seine Äußerungen und Hüllen, die zwar zu ihm gehören wie der Körper zu der Seele, die sich aber niemals mit ihm vollständig decken können. Die Tradition erzieht uns, festigt uns gegen den uns inne wohnenden Hang zur Zersplitterung und hält die Geisteskräfte in einem Mittelpunkte zusammen; aber sie darf den Geist sich nicht untertan machen, denn sie ist das Gefäß, des Inhalts wegen da, der Leib, der von der Seele beherrscht und getragen werden muß.

40.

Das Christentum verhält sich zu jeder andern Religion, den Buddhismus nicht ausgenommen, wie das schöpferische Genie zu einem Mittelmaß echter Begabung. Die andern Religionen kennen die tiefste innere Erfahrung, die Erlösung und Erhebung, das Reich, das nicht von dieser Welt ist, in

diesem höchsten Grade nicht. Aber nicht nur dies; der Unterschied zwischen den verschiedenen Religionen ist immer der ihrer Stifter: mit Christus läßt sich keiner vergleichen, und Christentum kann es gar nicht geben ohne Christus.

41.

Christentum liegt ganz abseits von der Kasuistik und überflüssigen Deutelei, womit die Pharisäer die Lebenswahrheit verquicken in der Meinung, der Sauerteig, den sie hinzutun, sei lebendige Kraft. Christentum liegt auch abseits von aller Gleichgültigkeit und Kälte des intellektuellen Sadduzäers, der den Zweck des Daseins auf das trockene Gesetz bezieht und über die notwendig im Leben begründeten Gegensätze und Reibungen, die nach einer Ausgleichung rufen, kalt und rücksichtslos hinweggeht. Christentum ist auch das gerade Gegenteil von der inneren Schwäche und dem äußeren Selbstbewußtsein des Pilatus, der nicht wissen kann, was Wahrheit ist, weil er das Leben in oberflächlichster Weise als Naturtatsache hinnimmt.

42.

Christentum ist weder Philosophie noch praktische Moral, sondern ein höher gelegener Lichtquell, der uns zu einem ganz neuen Leben wachruft. Die unsichtbare Welt ist dann kein Begriff, kein Buchstabe, sondern die unerschütterlichste Tatsache, die unumstößlichste Erfahrung. Auch die Freiheit ist dann kein abstrakter Begriff mehr, sondern das konkreteste Ergebnis der neuen Wahrheit und des Glaubens an dieselbe. Christus sagt: ‚Wenn ihr an meinem Worte haltet, so seid ihr wahrhaft meine Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen‘ (Joh. VIII, 32). Die Wahrheit des Naturgesetzes macht nicht frei, vielmehr lastet sie gar oft auf uns mit der ganzen Schwere der Notwendigkeit, der Gebundenheit und der Gewalttätigkeit, die für die Natur wohl Gesetz ist, für uns aber, solange wir uns über den Kreis der Natur nicht erhoben haben, gar oft doch nur als eingreifende Willkür und Zerstörung erscheinen muß.

43.

Der Welt ist die geistige Freiheit zuwider, weil diese über alle Täuschungen und Selbsttäuschungen hinausführt. Die Welt möchte, daß man sich nicht an Gott, sondern an tausend vergängliche Dinge verschenke, daß man nicht über die Dinge herrsche, sondern in ihnen aufgehe und verschwinde. Sie verlangt, daß man in Nichtigkeiten und kleinen Einzelheiten, nur nicht im Ganzen und Ewigen lebe.

44.

In der Menschheit lebt noch viel Rachsucht, Niedrigkeit und Schlauheit, aber durch die Tafel des Gesetzes nimmt dies alles wenigstens eine organisierte Form an, und die Willkür wird umgrenzt und eingedämmt. Nicht

selten bricht das Tierische des Menschen noch immer ungebändigt als die Triebkraft der Natur gegenüber dem ordnenden und einschränkenden Gesetze hervor. Nur die höhere Freiheit inneren Lebens, die den Inhalt des Gesetzes durchschaut und seine Notwendigkeit voll anerkennt, ist fähig, sich über das Gesetz zu erheben und in einem Reiche, das nicht von dieser Welt und nicht vom Gesetze abhängig ist, zu verweilen.

45.

Wenn wir die Wahrheit wirklich suchen und nicht bei diesem Suchen selbst noch von Illusionen umgeben sind; wenn wir im Suchen uns nicht gefallen und unsere Empfindungen nicht auf alle Weise zerlegen und den Weg, den wir gehen, nicht mit einem gewissen Genusse schildern wie eine Landschaft — dann ist es gar nicht möglich, daß unser Suchen vergeblich bleibe: im aufrichtigen und selbstvergessenen Suchen liegt schon der Keim zu dem, was man finden will; denn die Wahrheit wird von der suchenden Seele angezogen — das ist ein unerschütterliches Gesetz des Geistes.

46.

Die Demut ist keineswegs ein Sichwegwerfen. Auf Schritt und Tritt treffen wir Menschen an, die wegen äußerer Vorteile nicht das geringste Bedenken tragen, sich wegzuwerfen, und doch über die Demut wie über eine unwürdige Schwäche sprechen und lächeln.

47.

Auf alten Gemälden folgt bisweilen dem von oben herunterschwebenden heiligen Geiste ein Engel mit dem Kreuze: der höhere Geist, mit dessen Hilfe die innere Welt ausgebaut wird, ist ohne Kreuz auf Erden nicht denkbar.

48.

Um beim Bekämpfen falscher Ansichten nicht in Ärger und Rechthaberei zu geraten, muß man zweierlei im Auge behalten: erstens, daß man nur das Gefäß der Wahrheit, nicht aber die verkörperte Wahrheit ist, und zweitens, daß die Wahrheit nie mit aufdringlichen und äußern Gebärden in die Seele des Menschen einziehen will. Je feuriger wir für die Wahrheit eintreten, desto mehr müssen wir vor dem Rauche des Feuers uns in acht nehmen und darauf bedacht sein, die uns anvertraute Flamme möglichst rein zu erhalten, damit die Wahrheit nicht verdunkelt und das hohe Ziel uns nicht aus den Augen gerückt werde.

49.

Wer das abstrakte Gebilde eines reinen Christentums gegen das in der Kirche verkörperte ins Feld führen möchte, sollte sich zuerst in aller Gewissenhaftigkeit und Selbstprüfung befragen, ob wohl er und seine Nächsten auch wirklich fähig seien, ganz Geist zu sein.

50.

Die schreienden Widersprüche unseres Daseins erfordern notwendig eine Ausgleichung; der Wirrwarr der streitenden Triebe und heftigen Leidenschaften ruft nach Klärung und Überwindung, und die vielen Ungerechtigkeiten, Gemeinheiten und Ruchlosigkeiten rufen nach überwältigender Gerechtigkeit. Wer sich in dem Lebenswirrwarr einigermaßen zurechtfindet und die ganze Wirklichkeit in ihren sichtbaren Kräften begreifen will, muß die unsichtbaren Kräfte erfassen und notwendig zu einer Unterscheidung und Abgrenzung der Charaktereigenschaften und Charakteranlagen kommen. Gut und böse sind dann keine Schaumblasen des Denkens, sondern konkreteste Lebensmächte. Die ausgleichende und überwindende Gerechtigkeit ist nur zum Teil hienieden sichtbar; ihre volle Gestalt verbirgt sich unsern Blicken für immer. Aber ohne den Glauben an die volle Sühne und erschöpfende Gerechtigkeit wäre unser Dasein nur Verworrenheit und sinnlose Zerstörung.

51.

Die Höllenfahrt Christi ist ein tiefes Sinnbild für das Durchdringen alles menschlichen Elends durch den lebendigen Geist, der in dieses Dunkel mit strahlender Helligkeit hineinleuchtet. Die kalte, abstrakte Vernunft, die das Elend des Menschen wie eine gleichgültige Naturtatsache erforscht, kennt im Grunde das Elend, die Hölle nicht. Mit der nur der göttlichen Liebe und Weisheit eigenen Geistesgewalt hat Christus die Höllenpforten geöffnet und zerbrochen, und seitdem findet der Kampf zwischen den befreienden Mächten des Lichtes und den niedern und dumpfen Mächten der Finsternis offen statt: die Herrschaft der finstern Mächte ist gebrochen.

52.

Der Leib ist ein Tyrann, und doch gehorchen wir ihm in freudiger Untertänigkeit; der Geist ist ein Befreier, und doch hören wir nicht immer genau auf seine Stimme, und wenn wir ihm mit einem Ohre auch zuhören, so erscheint uns seine Sprache lästig und alles, was er sagt, als ein schwerer Druck.

53.

Glaube heißt: was heute nicht möglich ist, kann es morgen werden, denn der Geist kennt keine Unmöglichkeiten, und seine Energie ist unerschöpflich. Wir bedürfen fester Umrisse im Fühlen und Denken, eines starken Glaubens an den Wert unseres Lebens, unseres Denkens und Handelns. Sonst gleichen wir einem, der ohne Richtung und Kompaß sich auf das Meer hinausbegeben wollte: solange die Sonne scheint und die See ruhig ist, merkt er nichts von den Gefahren, die in den stürmischen Wellen verborgen liegen; wenn aber der Sturm hereinbricht, dann sieht er deutlich die unbedingte Notwendigkeit einer festen Richtung ein. Christus sagte: ‚Wenn ihr Glauben habt, so wird euch nichts unmöglich sein.‘ Denn es geschieht dann

in uns eine Wandlung: die leeren und kahlen Stellen unseres Innern werden belebt, die Schatten und Düsterheiten aufgehellt, die Unruhe wird beschwichtigt und aller Kleinmut verscheucht. Der Geist herrscht dann im sichersten Bewußtsein seiner Unvergänglichkeit, und die Materie muß ihm gehorchen. Der Geist steht im Lebenssturm fest und unverzagt; denn er legt das Gewicht und den Wert auf etwas, das nicht von dieser Welt, nicht von der Welt des Stoffes ist. Es geht von ihm wie eine feurige Kraft aus, die alle Schwachheiten vernichtet und das Tote in uns zu einem neuen Leben wachruft. Als der große Sturm sich erhob und die Wellen das Schiff bedrohten, worin Christus und seine Jünger sich befanden, schlief Christus. Die verzagten Jünger weckten ihn: ‚Herr, rette, wir gehen unter!' Er aber, ganz göttlicher Geist in menschlicher Hülle, erwidert ihnen: ‚Was seid ihr zaghaft, ihr Kleingläubigen?' Der erlösende Geist braucht sich nur zu erheben, die Winde und die Wellen zu schelten, der Empörung der Materie seine feste und sichere Herrschaft entgegenzustellen, und es wird still und ruhig. (Matth. VIII, 23—27.) — Ein sogenanntes Gleichgewicht zwischen Materie und Geist ist nur ein schöner Traum, eine Einbildung der Gehirntätigkeit, denn wir können uns gar nicht im Gleichgewicht erhalten. Wo ist der Mensch, der in einem solchen Gleichgewichte länger als nur einen ganz kurzen Augenblick verweilt hat? Ein solcher ungestörter Friede wäre weit wunderbarer als alle Vorherrschaft des Geistes und würde an unsere Glaubenskraft nicht minder appellieren als diese.

54.

Wo ist der Mensch, der in jedem Augenbicke voll inneren Lebens, voller Güte, Ruhe, Milde und doch zugleich voller Kraft, Zuversicht und Festigkeit wäre, und der, eins mit sich und versöhnt mit den andern, ihnen als leuchtendes Beispiel voranginge? Wir alle machen Tage und Wochen inneren Todes, Zeiten des Dunkels und des Zweifels durch: plötzlich versiegt in uns der Lebensquell, Begriffe nehmen die Stelle lebendiger Gefühle ein, und wir empfinden auf einmal Begrenztheit dort, wo wir zuvor Unendlichkeit und begeisternde Flamme gefühlt haben; das klare Auge verhüllt sich plötzlich, und statt tief und rein das Ganze zu schauen, fangen wir an, Bruchstücken nachzugehen und darüber ohne schöpferischen Zusammenhang nachzudenken.

55.

Nur derjenige, der auf den Quell des Geistes zurückgeht und in sich die Verwandtschaft mit dem Geiste und den innersten Beruf fühlt, von ihm zu zeugen und ihn zu vertreten, spricht die erhabenen Worte mit einem Nachdruck aus, der diesen Worten das Gepräge echter Begeisterung und innerster Nötigung gibt. Nur die Abgesandten des Geistes haben eine hinreißende Kraft und können erschüttern und überzeugen: ‚wen Gott abgesandt hat, der spricht die Worte Gottes; denn Gott verleiht den Geist nicht in abgemessener Weise.' (Joh. III, 34.)

56.

Wahre Begeisterung kann nur dem Geiste, den höchsten Dingen gelten; Enthusiasmus, wie schon das Wort sagt, kann sich nur auf den Quell alles Geistes, auf Gott, beziehen. Für irgend etwas müssen wir aber uns begeistern können, denn sonst ist unser Leben öde, und wir verwelken leicht wie eine Pflanze ohne Sonne. Die Begeisterung vieler wirft sich aber auf abstrakte Gedanken oder auf Schwärmerei, die stets ein Mangel an Einsicht in den tiefen Gehalt des Lebens ist. Wenn unser Inneres verflacht und keine Gegensätze und Erfahrungen kennt, dann gehen wir leichten Herzens für irgend eine abstrakte Idee, für irgend eine Schwärmerei in den Tod; denn die Leidenschaft stellt sich dann in den Dienst der Einseitigkeit und Beschränktheit und erzeugt eine Begeisterung, die ihre Quelle, statt in Gott, in irgend einer Menschlichkeit hat. Der wahre Enthusiasmus ist immer rein und seelisch, nie intellektuell, während der Fanatismus aus einer Vermengung des Intellektes mit der Leidenschaft, aus schwärmerischer Intellektualität herrührt: er kennt keine Liebe, vielmehr nur Haß, Abneigung, Trotz und auch Hochmut; oft ist er aus allen diesen Regungen zusammengesetzt.

57.

Je höher der Geist steigt, desto stärker wachsen ihm die Schwingen, bis er fest und ruhig sich auf unsichtbaren Höhen niederläßt. Obwohl unsichtbar, wirkt er doch auf die sichtbare Welt mit fühlbarer Macht, da er in den einen Liebe und Begeisterung, in den andern unwillkürlich Abneigung und Mißachtung hervorruft.

58.

Der höchste Seelenzustand ist der, worin sich die Seele mit dem Willen vereinigt, und der Zwiespalt, der Zweifel, die Kälte, die Teilung und Zerbröckelung verschwinden. Denn in uns waltet dann eine schöpferische Kraft gesteigerten Glaubens, wir sind dann durchglüht und durchleuchtet und teilen die in uns waltende innere Wärme auch den andern mit.

59.

Wer sich auf den Weg nach dem ‚Reiche Gottes‘ begibt, wandert eine Zeitlang wie im Nebel: er verliert die verhältnismäßige Klarheit, die er früher gehabt hat. Es kommen da Augenblicke der Verzweiflung, wo er sich zurücksehnt nach der frühern Sicherheit und nach allem, was er hinter sich gelassen hat. Allmählich erst gewöhnt er sich an die neue Sphäre und faßt hier Boden; er sieht in der Ferne ein helles Licht: manches Unklare wird ihm nun immer deutlicher, und er fängt an, das Leben als ein Ganzes zu überschauen und vieles gewahr zu werden, das ihm früher wie hinter einer dichten Wolke verborgen war. Bald erklimmt er eine Höhe, von der aus sich ein freier Ausblick rückwärts und vorwärts eröffnet. Er *kann* nicht mehr zu-

rück, selbst wenn er es zeitweise auch wollte; denn er kann die erklommene Höhe nicht mehr verlassen. Er weiß aber auch, daß er nicht stehen bleiben darf und immer weiter schreiten muß.

60.

Das Notwendigste für uns ist geistiger Mut, der aber nichts mit dem physischen Mute gemein hat, denn seine Quelle ist ganz anderswo gelegen. Der Geist, mutig und glaubensfreudig, verscheucht alle Düsterheit, kennt keine Gefahren und keine Furcht und befindet sich in steter Erwartung großer Dinge, in erhöhter Stimmung, als wenn das Höchste, das er erwartet, bald kommen sollte. Er kennt kein Sparen mit seinem inneren Lichte und inneren Feuer und läßt alle seine Flammen leuchten, ohne zu befürchten, daß sie ausbrennen und verlöschen könnten. Christus wendet sich an seine Nachfolger: ‚Eure Lenden sollen gegürtet sein und die Lichter brennen, und ihr sollet Leuten gleichen, die ihren Herrn erwarten, wenn er aufbricht von der Hochzeit, damit ihm alsbald geöffnet werde, wenn er kommt und anklopft.‘ (Lukas XII, 36—37.)

## Lebenslauf.

Tautropfen am Morgen;
jeder Strahl der Seele glänzt
tausendfältigen Lichts. —

Hochstirnende Sonne,
den Sinn entzündest du,
stolz ragt die Seele und trotzig am Meer.
Weh! fremdes Volk stürzet die Burg. — —

O tiefer Sang nun
im verschlossenen Herzen! Donnert die Erde nicht
von fernen Heeren? Klingen die Lüfte nicht
von nah'nden Signalen? — O ferner Sang nun!
Aus der Tiefe herauf
schwillt der Strom.

Wilhelm Saiß.

Kleine Bausteine

# Edgar Tinels ‚Katharina'.

Die Niederlande und Belgien, die im 15. und 16. Jahrhundert so lange in bahnbrechender Weise die Führerrolle im musikalischen Europa übernommen hatten, fangen neuerdings abermals an, auf tonkünstlerischem Gebiete bemerkenswert hervorzutreten. Neben Männern wie Vieuxtemps, Bériot, Fétis, Gevaert, Benoit, César Franck ist da vor allem der Name Edgar Tinels als einer der glänzendsten zu nennen, die die jüngste Musikgeschichte unseres nordwestlichen Nachbarlandes aufzuweisen hat. Wie fast alle bedeutenden belgischen Musiker verdankt auch Tinel seine Ausbildung dem Brüsseler Konservatorium, dessen Direktorium der Fünfundfünfzigjährige kürzlich als Nachfolger des verstorbenen Gevaert übernommen hat. Das Werk, das nach manchen erfolgreichen früheren Arbeiten seinen Namen zur europäischen Berühmtheit erhob, ist das Legendenoratorium ‚Franziskus', das am 22. August 1888 in Mecheln erstmalig zur Aufführung gekommen war, und von da an rasch den Weg in alle bedeutenden Konzertsäle des In- und Auslandes gefunden hatte. Nach zwanzigjähriger Pause hat nunmehr der Meister jenem ersten glücklichen Wurf ein zweites in der Gattung verwandtes Werk folgen lassen: anfangs dieses Jahres kam sein neues Legendendrama ‚Katharina' erfolgreich zur Uraufführung. Zweifellos bedeutet auch diese Schöpfung einen neuen Baustein zum musikalischen Ruhm der Heimat ihres Urhebers.

Tinel nennt sein Werk, dessen Dichtung von Leo v. Heemstede, einem in katholischen Kreisen wohlbekannten Autor, herrührt, eine ‚Dramatische Legende'. In der Tat ist das Werk seiner ganzen äußeren Anlage nach für die szenische Aufführung auf der Bühne bestimmt. Während im ‚Franziskus' die Darstellung des Lebens und Wirkens des seraphischen Ordenstifters vorwiegend lyrisch-epischer Natur war, ist die ‚Katharina' als wirkliches Drama gedacht. Nun hat sich ja freilich die Entwicklung von Oratorium und Musikdrama in allen Jahrhunderten vielfach ganz parallel vollzogen; namentlich hat man von jeher oratorienhafte, also eigentlich für den Konzertsaal bestimmte Werke szenisch aufgeführt: Lisztz ‚Heilige Elisabeth' z. B., von der an eine neue, durch den Einfluß der Kunst Richard Wagners gekennzeichnete Epoche in der Geschichte des Oratoriums zu datieren ist, begegnen wir ebenso oft in szenischer wie in konzertgemäßer Wiedergabe. Eine solche Zwitterstellung dürfte in Zukunft auch Tinels ‚Katharina' beschieden sein. Ja, es mag dahin gestellt

sein, ob nicht vielleicht die oratorienhafte Aufführung der Eigenart des Werkes besser entspricht, als die vom Dichter und Komponisten vorgesehene szenische.

Daß das ‚Legendenoratorium‘, dem wir als ‚geistlicher Oper‘ bereits in den ersten Dezennien des 17. Jahrhunderts begegnen, gerade in unserer Zeit wieder besonderen Aufschwung genommen hat, ist eine Folge des Wagnerschen Einflusses. Durch Wagners Werke ist ja das Verständnis für den Mythus, speziell auch für den christlichen Mythus, wieder allgemein geweckt und verbreitet worden. Freilich, je mehr der Mythus sich der eigentlichen ‚Legende‘ nähert, in der nicht rein menschliche, natürliche Motive, sondern das ‚Wunder‘ für den Gang der Handlung ausschlaggebend ist, desto weniger eignet er sich zum dramatischen Stoff. Daß namentlich christliche Heilige als dramatische Helden nicht eigentlich in Betracht kommen können, hat bekanntlich schon Lessing in seiner hamburgischen Dramaturgie dargelegt. So erscheint denn auch Heemstede's Katharinendichtung durch den poesievollen Stimmungs- und Bilderreichtum ungemein dankbar für oratorienhaft musikalische Behandlung; zum Drama fehlt es ihr aber nicht nur an lebhaft fortschreitender Handlung, sondern vor allem auch an entsprechend psychologischer Entwicklung. Die äußere bühnentechnische Aufmachung, die die Autoren ihrem Werke gegeben haben, vermag daran nichts zu ändern.

Die in drei ‚Bilder‘ zerfallende Dichtung stellt die Geschichte der Heiligen in möglichst einfacher Beschränkung auf die aus der Legende allgemein bekannten Grundzüge dar. Das erste Bild ‚Vision und Vermählung‘ zeigt Katharina im Kreise ihrer heidnischen Gespielen; der Einsiedler Ananias bringt ihr die Kunde vom Heiland der Christen. In schwärmerischer Vision schaut Katharina die Gottesmutter mit dem Kind und weiht sich mit heiliger Begeisterung dem Himmel als Braut. Im zweiten Bild erleben wir ein prunkvolles heidnisches Opferfest; unter den Christen, die sich weigern den Göttern zu opfern, ist auch Katharina. Gerührt von ihrer Schönheit, will der Kaiser sie begnadigen; die Weisen des heidnischen Tempels sollen sie zum alten Götterglauben zurückführen. Allein Katharina weiß mit solcher Kraft die Wahrheit des Christentums zu verteidigen, daß die heidnischen Weisen selbst sich von ihren Götzen abwenden und in den Preis des Gekreuzigten einstimmen. Voll Wut heißt der Kaiser sie zum Tode führen; Katharina aber läßt er in den Kerker werfen, in der Hoffnung, daß dies ihren Trotz brechen werde. Hier finden wir im dritten Bild sie wieder; die Leiden der Gefangenschaft haben ihre Glaubensbegeisterung nicht zu brechen vermocht. Standhaft geht sie nun dem Tod entgegen; allein das Rad, mit dem man sie zerfleischen will, zerspringt von selbst in Stücke. Durch dieses Wunder überzeugt, wenden sich der Henker, die treuesten Soldaten und selbst das Weib des Kaisers gläubig dem Christentum zu. Dadurch zum Äußersten gereizt, läßt der Kaiser sie alle töten; er selbst aber trinkt, verzweifelnd an der Macht seiner Götter, den Giftbecher, um dem Leben, das ihn längst ekelt, zu entgehen. Mit einem Fluch sinkt er nieder, indessen Katharina von Engeln zum Himmel emporgetragen

wird. — Wie man sieht, ist der Dichter streng auf die Wahrung des schlicht legendarischen, religiösen Charakters seines Vorwurfs bedacht. Psychologischen Problemen geht er geflissentlich aus dem Wege. Nur ein derartiges Motiv ist wenigstens in leiser Andeutung entwickelt mit der Erscheinung des Lucius, der Katharina liebt und, von ihr zurückgewiesen, sie aus Rache als Christin dem Gericht des Kaisers verrät, dann selbst das Todesurteil an ihr vollstrecken will, zuletzt aber ebenfalls bekehrt wird. Ein ‚moderner‘ Dramatiker hätte dies Moment wohl zum Mittelpunkt des Ganzen gemacht, bei Heemstede erscheint es nur als flüchtig vorüberhuschende Episode. Breiter ist das äußere Milieu, namentlich der prunkvolle Götterkult der Heiden gezeichnet, wodurch die Möglichkeit zu sehr effektvollen musikalischen Kontrastwirkungen geboten wird.

Tinels musikalischer Stil läßt sich nicht mit einem Schlagwort kennzeichnen. Er ist stark eklektisch, ohne daß ihm jedoch jene ästhetischen Mängel anhaften, die sonst gewöhnlich mit Eklektizismus verbunden sind. Denn Tinel ist eine starke Eigennatur, die alles Fremde mit kräftiger Selbständigkeit verarbeitet. Vlämisch-französisch ist in erster Linie seine klangvolle, kernige Harmonik. Hier begegnet uns jener reich schattierte edle Wohllaut, den wir als Hauptvorzug der Musik seines großen Landsmannes César Franck bewundern. Weit sorgfältiger als Franck hat sich Tinel dagegen von dem äußerlichen lärmenden Jargon der französischen ‚großen Oper‘ ferngehalten. Eine so fatale Meyerbeerreminiszenz, wie sie etwa der ‚Goldchor‘ in Francks ‚Béatitudes‘ bedeutet, hat Tinel weder im ‚Franziskus‘ und noch viel weniger in der ‚Katharina‘ je gebracht. Um so liebevoller hat er sich dafür in die Welt der deutschen Romantiker versenkt, und namentlich der Geist Robert Schumanns schwebt über der Partitur der ‚Katharina‘ wie über der des ‚Franziskus‘. Die lyrische Melodienfreudigkeit insbesondere, die als eine der hervorragendsten Seiten von Tinels Kunst erscheint, ist ihrem ganzen technischen wie geistigen Charakter nach ein Erbe jenes deutschen Meisters. Für die musikdramatische Gesamtgestaltung kommt außerdem natürlich Richard Wagners Vorbild in Betracht: namentlich die leitmotivische Anlage verrät seine Spuren. Auch einzelne Situationen weisen in ihrer musikalischen Durchführung unwillkürlich auf entsprechende in den Werken des Bayreuther Meisters hin. So Katharinas Erscheinen vor des Kaisers Gericht an die ähnliche Szene der Elsa im ersten Akt des ‚Lohengrin‘, so der Heiligen träumerisches Sinnen inmitten der heiteren Spiele ihrer Freundinnen an Senta im zweiten Akt des ‚Holländers‘. In geringem Maße lassen sich dagegen Einwirkungen der älteren Musik aufweisen; die Partitur der ‚Katharina‘ ist darin noch zurückhaltender als die des Franziskus; nur gewisse Dreiklangsfortschreitungen, wie:

(Katharinas ‚träumerisches Sinnen‘ in der eben erwähnten Szene) können Erinnerungen an Palestrina wachrufen.

Zwei Ausdruckswelten stehen sich in der Musik der ‚Katharina‘ gegenüber: das Heidentum mit seiner weltfreudigen Lust und seinem prunkvollen Götterkult, und das Christentum mit seiner stillen, visionären Schwärmerei. Mit markanten Strichen hat Tinel beide Sphären auseinandergehalten. Den bombastischen Pomp der heidnischen Götzendienerei charakterisiert beispielsweise ganz vortrefflich gleich das die Ouvertüre einleitende stolze Akkordthema:

Largo

ff

das dann später in der Opferszene eine führende Rolle spielt. Eine andere Seite des Ausdrucks erschließt sich in dem zu den reizvollsten Teilen der Partitur gehörigen Einleitungsgesang der Gespielinnen Katharinas:

Andante grazioso.

Du rau-schen-des Meer, ihr brau-sen-den Wo-gen, was schwillt eu-ren Bu-sen in freu-di-gem Drang? Po-sei-don kommt mit den Ros-sen ge-zo-gen, ihm tö-net ä-o-li-scher Har-fen-klang.

Das ist eine jener lieblichen Weisen, die direkt den empfindungszarten Sphären der deutschen Romantik entstammen. In anmutigster Tonmalerei verschlingt sich das Orchester durch Figuren wie:

tr

mit der Singstimme. Diese Art der Orchesterführung in Akkordbrechungen ist übrigens für Tinel charakteristisch, wovon gleich nachher näher zu reden sein wird. Minder reich ist Tinels Ausdruckskraft, wo es sich um die Charakterisierung starker Leidenschaften handelt: so namentlich bei einigen Stellen in der Partie des Kaisers Maximin. Hier kommt der Komponist in der Regel über ein ziemlich äußerlich wirkendes und im Grunde genommen nichtssagend aufgeregtes Gebahren des Orchesters nicht hinaus. Sechzehntelmotive wie:

(des Kaisers Zorn über die Bekehrung der Weisen) sind dabei das beinahe ausschließliche Material: markantere thematische Gedanken fehlen dem Komponisten in dieser Ausdruckssphäre so gut wie ganz. Deshalb kommt z. B. auch die in ihrer dichterischen Anlage großartig gedachte Schlußszene, wie der Kaiser, während Katharina unter dem Schwert des Henkers fällt, in wilder Verzweiflung den Giftbecher trinkend sein Leben endet, nicht recht zur Wirkung. Außer den obligaten Sechzehntelgängen ist hier ein ziemlich billiger chromatischer Orchesterlärm entfaltet, der durchaus kalt läßt. Offenbar ist es Tinel ebenso wie seinem Lieblingsvorbild Schumann nicht gegeben, den Ton gewaltiger dramatischer Tragik gleich eindruckstark wie zartere Stimmungen zu treffen. Weit mächtiger wirken einige ausdrucksverwandte Chöre, so namentlich ein paar dem Muster der ‚turbae' in der Passion entsprechende, kurze leidenschaftlich erregte Chorsätzchen in der Gerichts- und Opferszene.

In seinem eigensten Element bewegt sich aber der Meister mit den Partien seines Werkes, die der schwärmerischen Welt des Christentums gehören. Hier entfaltet sich in leuchtender Schönheit der Wohlklang der orchestralen Harmonik, hier quillt in unerschöpflichem Reichtum der Born edelster Melodik. Der Ausdruck bewegt sich dabei von schlicht volkstümlichen Klängen, wie der ergreifenden Weise:

Andantino.
Kath.
Heu-te noch in vol-ler Pracht blüht die Ro-se
Orchester.

ü - ber Nacht kommt der Schnitter Tod, der ra - sche;

die Katharina vor dem Richterstuhl des Kaisers im Angesicht des Todes anstimmt, bis zu der mit schwelgerischester Klangpracht ausgestatteten visionären Erdentrücktheit, wie sie etwa das folgende, dem Vorspiel entnommene Thema:

Con cantato espressivo.

Adagio.

pp

atmet. An diesem Beispiel sehen wir wieder die oben bereits einmal beobachtete Art der Orchesterführung in Akkordbrechungen; bei gesangvollen Stellen ist sie für Tinels Stil typisch. Dieses Hingleiten über ruhende Harmonien unter der in klangvoller Höhe strahlenden gesangvollen Melodie wirkt gewiß elementar, aber in solch ausgedehnter Anwendung, wie in der ‚Katharina‘ auf die Dauer doch auch ermüdend. Man sehnt sich je länger, je mehr nach etwas reicherer polyphoner Arbeit im Orchester, das fortgesetzte Schwelgen in eitel Wohlklang befriedigt zuletzt nicht mehr. Die als eines der charakteristischen Stilmerkmale der modernen Musik erscheinende polyphone Führung des Orchesters läßt aber Tinels Werk überhaupt vermissen. Auch wo im Orchester ein regeres motivisches Leben herrscht, wie z. B. im Dialog des Lucius mit dem Statthalter in der Opferszene, ist von eigentlicher thematischer Arbeit keine Rede: es sind orchestrale Melismen aber keine wirklichen Themen. Auch das ist ein Zug, der in den späteren Werken Schumanns zu beobachten ist; wir sehen somit abermals, daß Tinel nicht nur die Licht- sondern teilweise leider auch manche Schattenseiten mit seinem berühmten Vorbild gemein hat. In dieser melismatischen Orchesterführung unterscheidet sich Tinel aufs schärfste von Brahms,

dessen Einfluß man im übrigen in manchen melodischen Wendungen namentlich des Chorsatzes nicht verkennen kann. Durch die überwiegende Homophonie des Orchesters aber, die sich teils auf schlichte Akkordbegleitung, teils auf jene oben erwähnten figurativen Harmoniebrechungen beschränkt, steht Tinel auch im Gegensatz zu der deutschen Wagnerschule, deren führende Meister wie z. B. Richard Strauß, gerade in der glänzenden Ausgestaltung der orchestralen Polyphonie ihre Stärke haben. Der Komponist der ‚Katharina‘ bewegt sich in diesem Punkte noch ganz in den Bahnen Liszts, dessen Orchester ebenfalls polyphoner Bewegung fast ganz entbehrte und, auf feinere Arbeit verzichtend, als Haupteffektmittel jene klangsatten Harmoniefigurationen verwendete, die bei Tinel als speziell Liszt'scher Zug erscheinen. Es ist das ein ‚al fresco-Stil‘, der gewaltiger Wirkungen fähig ist, aber auf die Dauer doch versagt.

Der Chorapparat der ‚Katharina‘ ist nicht übermäßig groß; wohl mit Rücksicht auf die szenische Aufführung hat sich der Komponist da gewisse Beschränkungen auferlegt. Von den dramatisch eindruckskräftigen bewegten Heidenchören war bereits die Rede; in wirkungsvollem Gegensatz zu ihnen stehen einige kurze weihevolle Lobgesänge der Christen und die ausdruckszarten Engelchöre. Schlichte Homophonie herrscht auch hier vor, in diesem Falle jedoch mit bester Wirkung. An Instrumentalstücken enthält die Partitur einen kurzen Opfertanz im zweiten Bild, sowie das die Hauptmotive des Dramas ziemlich breitlinig aber in wirkungsvoller Verkettung entwickelnde Vorspiel.

Der künstlerische Gesamteindruck des Werkes ist trotz einzelner ästhetischer Bedenken zweifellos ein sehr bedeutender und namentlich die katholische Musikwelt darf Tinels ‚Katharina‘ als wahrhaft würdige Verherrlichung einer der lieblichsten Erscheinungen der Heiligenlegende freudigst begrüßen.

Dr. Eugen Schmitz.

---

# Instinkte und Gewohnheiten junger Tiere.

Unter allen den stets wiederkehrenden Eigenheiten, die sich im Verhalten der Tiere sorgfältiger Beobachtung aufdrängen, hat von jeher eine in ganz besonderem Maße die Aufmerksamkeit und Erklärungsmühe der Forscher in Anspruch genommen: die hohe Zweckmäßigkeit und angeborene Vollkommenheit, mit der die wichtigsten Lebensbetätigungen bei entsprechendem Anlaß prompt und sicher von den Tieren vollzogen werden. Junge Enten etwa, die man unter Ausschluß jedes elterlichen Vorbilds an ihrem ersten oder zweiten Lebenstag in ein laues Bad fallen läßt, schwimmen nach kurzem erschrockenen Umsichschlagen binnen wenigen Sekunden behend und zielsicher einher; die Bewegungen ihrer beiden Füße sind alsbald fehlerfrei zusammengeordnet, die Tiere halten ebenso leicht eine gerade Schwimmrichtung ein, als sie jede beliebige Wendung ausführen oder auch ohne Ortsveränderung Wasser treten, kurzum, sie sind in ihrer artentsprechenden Ortsbewegung von vornherein völlig auf eigene Füße gestellt. Nicht minder überraschend als derartige bereits in

den ersten Lebenstagen auftretende tierische Fertigkeiten sind solche, die erst in späteren Lebensstadien zweckentsprechend sich einstellen, wie z. B. der kunstvolle Wabenbau der Biene oder das Kokonspinnen der Seidenraupe. Die Beobachtung solcher angeborenen Fertigkeiten bereitet dem menschlichen Verständnis namentlich deshalb so viel Befremden und Mühe, weil derartige Erscheinungen in ausgesprochenem Gegensatz stehen zu den nächstentsprechenden Erfahrungen, die wir an uns selbst und an unsresgleichen machen können. Wir Menschenkinder haben bekanntlich die unserem Organismus angemessenste und geläufigste Art der Ortsbewegung, das Aufrechtgehen, erst langsam und mühselig erlernen müssen, und selbst die vorausgehenden primitiveren Formen der Ortsbewegung, das Herumkrabbeln auf allen Vieren oder das charakteristische Herumrutschen auf dem Gesäß sind uns nicht in die Wiege gelegt worden; geschweige denn, daß wir die im späteren Leben eintretenden Daseinsbetätigungen, wie namentlich den Bau des eigenen Nestes, mit angeborener Vollkommenheit und ohne fremde Hilfe auszuführen vermöchten.

Der besagte Unterschied des tierischen und menschlichen Verhaltens ist in den ersten Lebensstadien am allerausgeprägtesten; erst in den späteren findet innerhalb eines begrenzten Bereichs eine gewisse Anähnelung statt, insofern, als wir schließlich manche vielgeübte Tätigkeiten, wie gerade das Gehen, ohne eigene Anstrengung und Überlegung ebenso sicher und geläufig ausführen wie das Tier von vornherein seine sogenannten Instinkthandlungen. Auf Grund dieser offenbaren Ähnlichkeit der angeborenen tierischen Instinkthandlungen mit den erworbenen menschlichen Gewohnheitshandlungen ist man von jeher geneigt, sich die rätselhaften Fertigkeiten der Tiere durch möglichste Gleichsetzung mit den wohlvertrauten eigenen Geschicklichkeiten verständlicher zu machen; man nimmt, um dem zunächst recht leeren Wort ‚Instinkt' (= Antrieb) einen etwas bestimmteren Vorstellungsinhalt zu geben, erstlich an, daß die vermutete seelische Auslösung beim Tiere ebenso im Bereich des ‚Unterbewußtseins' oder des ‚unbemerkten Vorstellungshintergrundes' verbleibe wie gemeinhin der Antrieb zu unseren Gewohnheitshandlungen; und seit der Annahme der Abstammungslehre dehnt man gerne die Analogisierung noch des weiteren dahin aus, daß man auch die Entstehung der tierischen Bewegungsantriebe auf wesentlich die gleichen Faktoren zurückführt, auf denen die individuelle Entwicklungsgeschichte unserer Gewohnheiten sich aufbaut. Nur soll es sich bei den Instinkten um Stammesgewohnheiten handeln, die also nicht vom Einzelwesen, sondern von ganzen Generationen allmählich erworben wurden, in steigendem Maße durch Vererbung sich fixierten und schließlich ohne alle individuelle Nachhilfe rein ‚automatisch' sich einstellen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese hypothetische Annahme viel zu einfach ist, um allerwegen zureichend zu sein; das lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die Fülle der mannigfaltigen Tatsachen, die man unter dem Worte Instinkt zusammenfaßt. Am augenfälligsten ist die Unmöglichkeit einer gewohnheitsmäßigen, also durch häufige Wiederholung geregelten Ausprägung bei

jenen Instinkten, die nur ein einziges Mal im Leben eines jeden Tieres zur Ausübung gelangen und dann bei ihrer Unentbehrlichkeit für die Arterhaltung sofort tadellos funktionieren müssen, wie dies bei zahlreichen Tierarten von den Brut-, Nestbau-, Pflege- und auch Begattungsinstinkten gilt. So viel steht in jedem Falle fest: allein aus der Vererbung angewöhnter Fertigkeiten ist der hohe Anpassungsgrad vieler tierischen Instinkte nicht verständlich, sondern es müssen zum mindesten noch eine ganze Reihe weiterer Faktoren mitbestimmend gewesen sein. Der heutige Stand wirklicher wissenschaftlicher Erkenntnis erlaubt uns aber noch lange nicht, hierüber festbegründete und ausreichende Allgemeintheorien aufzustellen; und zwar ganz einfach deshalb nicht, weil wir die Tatsachen selbst, die theoretisch erklärt werden sollen, weder im zureichenden Umfang noch mit einwandfreier Sicherheit kennen. Ehe wir speziell die etwaige Abstammung der tierischen Instinkte aus erworbenen Gewohnheiten verstehen können, müssen wir zum mindesten vollkommen klar darin sehen, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen jeweils ein Instinkt in Funktion tritt, eine Gewohnheit sich ausbildet. Unter den gewöhnlichen Beobachtungsbedingungen treten beide Tatsachenklassen nicht rein und unverfälscht in Erscheinung; denn weitaus die meisten älteren Tierbeobachtungen fanden an erwachsenen Tieren statt, wo dann immer die unkontrollierbaren Einflüsse ihres ganzen bisherigen Lebenslaufs miteinspielten; und selbst wo einmal ausnahmsweise auch ganz junge Tiere beobachtet wurden, pflegten diese sich gewöhnlich in der Umgebung ihrer Eltern zu befinden und daher von deren Verhalten in mannigfaltigster Weise beeinflußt zu sein.

Nur durch die Isolierung junger Tiere sofort nach der Geburt läßt sich mit aller Sicherheit ermitteln, welche ihrer Verhaltungsweisen weder unter dem Einfluß der älteren Generation angelernt, noch aus eigener Lebenserfahrung erst allmählich erworben sind, wo wir es also wirklich im eigentlichsten und engeren Sinne mit Instinkthandlungen zu tun haben. Nur bei dermaßen isolierten jungen Tieren läßt sich auch die Entstehung der ersten erworbenen Gewohnheiten ohne alle verfälschenden Nebeneinflüsse der Nachahmung und sonstigen sozialen Einflusses klar und sicher in allen einzelnen Stadien verfolgen und feststellen. Einer der ersten, welcher die Wichtigkeit solcher Beobachtungen an jungen isolierten Tieren einsah, war der Mitbegründer der modernen Kinderpsychologie, Wilhelm Preyer. In seinem bekannten, zuerst 1881 erschienenen Buche über ‚Die Seele des Kindes' gibt er auch mit die ersten zuverlässigen Feststellungen über die Sinnesentwicklung neugeborener Tiere, und zwar vorwiegend von Säugetieren, wobei er, ohne zunächst weitergehende theoretische Folgerungen zu versuchen, oft genug seinem Erstaunen über den hohen Vollkommenheitsgrad des Sehens, Hörens, Riechens usw. im Vergleich zu den Fähigkeiten des menschlichen Säuglings Ausdruck geben muß. Preyers Beispiel hat, worüber er noch in der letzten eigenhändigen Ausgabe 1895 klagt, wenig Nachfolge gefunden, obgleich derartige Versuche, wie er mit Recht sagt, ‚in hohem Grade wünschenswert sind, um endlich der vergleichenden und genetischen

Psychologie als Wissenschaft und Erkenntnisquelle zu ihrem Rechte zu verhelfen.' Auch das ebenfalls schon aus dem Jahre 1881 stammende Tagebuch des Franzosen Pérez über die vierzig ersten Lebenstage junger Katzen hat, wie es selbst Preyers Umschau entging, auch sonst kaum Beachtung gefunden. Im vollen Umfang ist nach noch mancherlei Gelegenheitsbeobachtern die theoretische Wichtigkeit, praktische Durchführbarkeit und sachliche Ergebnisfülle derartiger Versuche erst dargetan worden von dem englischen Zoologen C. Lloyd Morgan, Universitätsprofessor in Bristol, der seit 1890 eine ganze Reihe systematischer Beobachtungen vornehmlich an jungen Vögeln durchgeführt hat. Diese Tierklasse hat vor den sonst meist verwendeten Säugetieren noch den methodischen Vorzug, daß bei ihr jegliche Beeinflussung durch das säugende Muttertier gänzlich wegfällt; die Isolierung findet vielmehr bereits im Ei statt, welches dann durch einen Brutapparat zur vollen Reife gebracht wird. Ergebnisreiche Studien an Haushühnern haben zwar bereits auch schon vor Morgan einige Forscher gemacht, wie Douglas, Spalding, Preyer, Eimer und Wesley Mills. Was aber Morgans Arbeiten neben ihrer methodischen und theoretischen Vertiefung besonders auszeichnet, ist die Ausdehnung gerade von den Haushühnern auch auf eine ganze Reihe verwandter und ähnlicher Tiere wie Teichhühner, Rebhühner, Perlhühner, Fasanen, zahme und wilde Enten, Kiebitze rc. Schon in diesem verhältnismäßig engen Tierkreis zeigen sich so augenfällige und weittragende Verschiedenheiten der angeborenen Instinkte wie der erworbenen Gewohnheiten, daß ihre Kenntnisnahme bereits ein sehr heilsames Gegenmittel gegen voreiligen Theoretisiereifer bildet, zumal sich auch die Tatsachen an sich schon als lehrreich und anziehend genug erweisen. Die überaus begrüßenswerte erste Übertragung eines Morganschen Werks ins Deutsche, nämlich desjenigen über „Instinkt und Gewohnheit',* kann daher zum willkommenen Anlaß dienen, etwas näher auf dieses interessante Tatsachengebiet hinzuweisen, zu dessen weiterer Aufhellung übrigens auch mancher auf einfache Beobachtungsbedingungen angewiesene Tierfreund noch wertvolle Beiträge erbringen kann, soferne er sich nur des strengsten Tatsachensinnes befleißigt. Morgan hat sein Augenmerk vor allem auf die Ortsbewegungen, Freßbewegungen, Ausdruckslaute, Paarungs-, Nist- und Bruttätigkeiten der Tiere gerichtet, überall auf die Sonderung der angeborenen und erworbenen Elemente ihres Verhaltens bedacht. Um nicht ins Unabsehbare zu geraten, beschränken sich die folgenden Anführungen auf die Klasse der Ortsbewegungen, der ja auch bereits unser erstes Beispiel von der schwimmenden Ente entnommen war.

Im Gegensatz zu der angeborenen Schwimmgeschicklichkeit solcher Wasservögel, wie der Enten und Teichhühner, zeigen die Jungen dieser Arten auf

---

* Deutsch von Maria Semon. Leipzig und Berlin 1909. Verlag von B. G. Teubner. Geb. M. 6.—. Nach obigem braucht kaum noch eigens gesagt zu werden, daß der größere empirische Teil des Werks weit wichtiger und einwandfreier ist als seine letzten, noch allzusehr von dem Neodarwinisten Weismann beeinflußten theoretischen Kapitel.

dem Lande zunächst einen ziemlich wackeligen und unsicheren Gang. Bei spezifischen Laufvögeln dagegen, wie jungen Haushühnern, Rebhühnern, Fasanen, Perlhühnern und Kiebitzen, macht sich nach einem etwa zwölfstündigen Ausruhen von dem ‚Choc‘ des Ausschlüpfens bereits im Brutapparat ein reger Bewegungseifer nach den Ecken der Schublade hin geltend, und sobald man sie dann herausnimmt und auf die Erde setzt, zeigen sie eine hochgradige angeborene Fertigkeit im Ausschreiten. Bereits am zweiten Tag rennen sie ganz selbständig umher. Wie fest sie sich von Anfang an auf den Beinen fühlen, zeigt ganz besonders die folgende Beobachtung Morgans: ‚Ein Hühnchen, Rebhuhn oder Fasan steht bereits am ersten Tage seines Lebens auf einem Bein, sich mit dem andern am Köpfchen kratzend, kaum daß es ein wenig dabei ins Schwanken gerät; eine Ente dagegen pflegt bei solchen Versuchen umzupurzeln oder rückwärts auf ihren Schwanz zu fallen; die doppelte Koordination des Aufeinemfußstehens und Kopfkratzens übersteigt zunächst noch ihre Kräfte.‘ Auch unter den Laufvögeln treten rasch verschiedene Besonderheiten der Bewegungsweise zutage. Kleine Teichhühner z. B. zeigen die Neigung, unter eigentümlichem Übereinandersetzen der Flügel auf alle möglichen Gegenstände hinaufzuklettern. Dabei vermögen sie freilich die eigentümlichen Flügelkrallen, die den erwachsenen Artgenossen zum Anklammern dienen, noch nicht zu benützen. Als aber Morgan dann einmal mit einem sechs Wochen alten Teichhühnchen an einem kleinen Bach vorbeikam, kletterte das Hühnchen an dem Uferhang hinauf und schlüpfte zwischen dem Röhricht ein und aus, ‚als habe es nie eine andere Umgebung gekannt‘; und doch hatte es bisher keinerlei Erfahrungen mit Hindernissen solcher Art sammeln können. Es zeigt sich also hier in eklatanter Weise die spezifische Anpassung des Instinktes wie des Körperbaues an die besonderen normalen Daseinsbedingungen des Tieres.

Die sicheren Ortsbewegungen der jungen Tiere haben übrigens, soviel darf bei aller theoretischen Behutsamkeit doch hier gesagt werden, deshalb auch für den Anthropologen ein besonderes Interesse, weil sie die in der Menschenpsychologie so umstrittene Frage, ob die Wahrnehmung der dritten Raumdimension angeboren oder erst erfahrungsmäßig erworben sei, für einen weiten Bereich der Tierwelt im ersteren, ‚nativistischen‘ Sinne lösen. Damit ist die Frage für den Menschen zwar noch nicht endgültig gelöst, aber jedenfalls die vielbestrittene prinzipielle Möglichkeit, daß auch bei uns die Tiefenwahrnehmung angeboren sein könnte, bewiesen.

Bei den hier in Frage kommenden Tieren nun ist nicht etwa nur die Dreidimensionalität des einzelnen Sinnes, also des optischen und des Tastraums, eine angeborene, sondern auch die Harmonie zwischen Gesicht und Tastsinn von Anfang an in erheblichstem Umfang gegeben, wie sich aus den wohlkoordinierten Bewegungen auf bestimmte gesehene Ziele hin ergibt. Die erstaunlichsten einschlägigen Feststellungen gewann Morgan hinsichtlich der Pickbewegungen seines jungen Geflügels, und zwar bei dessen verschiedenen Arten wieder in spezifisch abgestuften Formen. Bereits bei den ersten Pickversuchen des Haus-

hühnchens erweist sich dessen Treffsicherheit als eine sehr exakte; das Zielen ist zwar nicht jedesmal vollkommen sicher, aber das etwaige Verfehlen doch immer nur ein ganz knappes. Schiebt man die lockenden Körner oder Eierbröckchen mit einer Nadel hin und her oder läßt sie dicht vor dem Hühnchen niederfallen (wie dies auch die Mutterhenne häufig tut), so ziehen sie das Augenmerk noch besser auf sich. Am allerbemerkenswertesten aber ist aus den oben angedeuteten theoretischen Rücksichten die von Morgan betonte ‚Tatsache, daß die jungen Vögel nur nach Gegenständen zielen, die sich innerhalb erreichbarer Entfernung befinden, daß der Entfernungsbegriff also nicht erst durch Erfahrung von ihnen erlernt zu werden braucht. Nach einem in erreichbarer Nähe befindlichen Gegenstand von gewisser Größe zu picken ist folglich ein ausgebildet ererbter Instinkt und nicht das Resultat erworbener Geschicklichkeit'.

Die Unterschiede dieser Geschicklichkeit bei den verschiedenen von Morgan beobachteten Arten bestehen zunächst in dem höheren oder geringeren Grad der Treffsicherheit. Junge Rebhühner sind ganz besonders treffsicher, Kiebitze nicht weniger; Hühner und Perlhühner stehen ungefähr auf der gleichen Stufe, Fasanen etwas tiefer. Besondere Eigentümlichkeiten zeigen wieder die Teichhühner. Sie kauern sich mit zurückgebogenem Kopf und Hals auf den Boden nieder, ähnlich wie junge Nesthocker, und picken dann mit ziemlicher Sicherheit zunächst nur nach Futterbrocken, die man ihnen von oben hinhält. Dagegen dauert es einige Zeit, bis sie selbständig kleinere Gegenstände vom Boden aufnehmen. Als Morgan zwei Teichhühnchen möglichst wenig mit der Hand fütterte, um sie zur selbständigen Aufnahme der Nahrung zu veranlassen, gingen beide ein. Auch dieses Verhalten unter künstlichen Bedingungen stimmt ganz mit den entsprechenden Beobachtungen in freier Natur überein; denn hier pflegen die alten Teichhühner ihre Jungen mit dem Schnabel zu füttern.

Morgans Pickbeobachtungen sind auch ganz besonders geeignet, uns an einer und derselben Tätigkeitsform die Unterschiede des angeborenen Instinktes von der erworbenen Gewohnheit zu verdeutlichen. Anfangs nämlich pickte sein junges, des elterlichen Beispiels entbehrendes Geflügelvolk fast unterschiedslos nach allen möglichen Gegenständen, die ihm ungefähr von der Größe des artüblichen Futters in erreichbarer Entfernung zu Gesicht kamen. Nur etwa eine besonders hastige Bewegung und lautes Summen des ins Auge gefaßten Dings konnte hie und da alsbald zur scheuen Unterlassung des Zulangens führen. Sonst aber wurden zunächst ringsum Steinchen, Papierschnitzel, Zigarettenstummel, Zwirnfädchen, Flecken auf den Dielen ebensogut angepickt als Brotkrumen, Beeren, Körner oder Würmer, selbst die Augen und Zehen der Genossen und auch die eigenen Füße werden anfänglich nicht immer geschont. Die nähere Unterscheidung des Freßbaren vom Ungenießbaren erfolgt zum größten Teil erst durch allmähliche Gewöhnung, und die instinktive Abneigung muß selbst gegenüber den Stinkregenwürmern oder den Raupen mit sogenannten Schreckfarben erst erfahrungsmäßig erworben werden. In solchen krassen Fällen wird allerdings die neue Gewohnheit auch entsprechend rasch erworben. Ein Teich-

hühnchen z. B., das zu allererst einen Stinkregenwurm vorgesetzt bekam, zögerte dann lange, bis es überhaupt wieder irgend einen anderen Wurm anrührte. Ein anderes Teichhühnchen dagegen, das die ekle Nahrung erst nach einigen besser mundenden Würmern zu kosten bekam, nahm fortan jeden vorgesetzten Wurm vorsichtig auf, um ihn je nachdem wieder wegzuwerfen oder zu verzehren.

Auch die selbständigeren Beispiele von erworbenen Gewohnheiten bei jungen Tieren entbehren doch niemals der Anknüpfung an irgendwelche bereits angeborenen Instinkte. Mögen die schließlich angenommenen Verhaltungsweisen auch noch so neuartig und selbst artwidrig erscheinen, ihren Ursprung gewinnen sie doch stets aus irgendwelchen bei dieser Art althergebrachten Tätigkeitsformen durch diese oder jene Art von erfahrungsmäßiger Abänderung; sei es nun daß die Elemente der Instinkthandlung neue Zusammenstellungen eingehen, oder daß ihre möglichen Variationen sich bestimmten Klassen von Reizanlässen spezifisch zuordnen und anpassen. Der starke Trieb z. B. des Anschmiegens an weiche, warme Gegenstände, der unter natürlichen Bedingungen die Kücken bei dem Muttertier hält, erfuhr unter Morgans künstlicher Anordnung die Umgestaltung, daß sich die Haushühnchen wie die jungen Fasanen, Kiebitze und Teichhühner nach kürzester Zeit fest in die Hand ihres Züchters hineinhuschelten und wohl gar die Köpfchen zutraulich zwischen den Fingern herausstreckten. Die Anhänglichkeit wurde bei vielen der Tierchen nach wenigen Tagen so groß, daß sie dem Experimentator auf Schritt und Tritt nachliefen, dagegen allen lockenden Glucktönen und Fütterversuchen der hinzugebrachten Mutterhenne keine Beachtung schenkten. Die ursprüngliche Zahmheit und Zutraulichkeit der jungen Vögel ist da, wo sie nicht alsbald durch die Warnungslaute des Muttertieres zur Schreckhaftigkeit erzogen worden sind, eine erstaunlich große; selbst junge Fasanen, und nicht etwa nur die Jungen des Hausgeflügels, zeigen zunächst gar keine Furcht vor Menschen, Katzen, Schlangen. Damit stimmen bekanntlich auch die Erfahrungen überein, die man bei vielen Arten erwachsener Vögel einsamer Inseln gemacht hat, bei denen die Scheu vor dem Menschen erst erworben wird. Die Zahmheit unseres Hausgeflügels ist also nicht etwa eine vom Menschen angezüchtete neue Gewohnheit, die sich durch Vererbung befestigt hätte, sondern der ursprüngliche Naturzustand. Auch alle die neuen nützlichen Spezialgewohnheiten, die der Mensch bei sonstigen Hausgenossen aus dem Tierreiche allmählich auszubilden wußte, sind diesen nicht etwa wider ihre Natur aufgezwungen, sondern unter kluger und geduldiger Verwertung der angeborenen Instinkte ausgebildet worden, wie denn auch heute noch gerade die geschicktesten Dresseure ihre schönsten Erfolge durch ein an Morgans Kückenfreundschaft erinnerndes Eingehen auf die ursprünglichsten Neigungen der Tiere und durch die genaue Beobachtung von deren oft sonderbaren angeborenen Instinktregungen erzielen.

Beim Jagdfalken etwa wird, wie Morgan des näheren dartut, das ganze so prächtig angepaßte Verhalten des Tieres mittels einer langwierigen Dressur voll Geduld und Zielbewußtsein immer wieder aus den ursprünglichen

Instinkten des wildeingefangenen Raubvogels herangebildet. Zuerst gilt es, den Wildling überhaupt an den Menschen zu gewöhnen; dann wird er dazu gebracht, bestimmte Worte und Zurufe mit der Fütterung zu assoziieren. Nun kommt der Unterricht mit einem toten Köder, der vor dem ermunterten Falken in immer weiterer Entfernung ausgeworfen wird. Und erst zum Schlusse lernt er durch Wegnehmen des Köders das Herabstoßen, welches dann an lebendem Wild vollends ausgebildet wird. Schließlich ist der Jagdfalke so weit gebracht, daß er aus beträchtlicher Höhe jeder Bewegung seines Herrn von Feld zu Feld folgt, immer bereit, herabzustoßen, sobald das Wild in Sicht kommt oder eigens aufgescheucht wird.

In diesem wie den meisten anderen sicher belegten Fällen erweist sich also der Instinkt durchaus als das Ursprüngliche, aus dem die Gewohnheiten im invidulellen Lebensgang immer wieder neu erwachsen. Eine Vererbung hingegen dieser erworbenen Gewohnheiten auf die folgenden Generationen ist meist nicht nachweisbar, sondern die etwaige Tradition findet wesentlich durch Nachahmung statt.

Gerade aus den Erfahrungen der Jäger scheint sich aber doch auch wenigstens ein sicheres Beispiel dafür zu ergeben, daß wenigstens einige angeborenen Instinkte aus den erworbenen Gewohnheiten früherer Generationen entsprungen sind, die bis zur vollständigen Automatisierung wiederholt worden waren. Bereits Darwin berichtet aus eigener Erfahrung, daß junge Vorstehhunde oft bei Ausschluß jeder vorherigen Abrichtung vor Wildspuren ‚stehen'; mir ist die gleiche Tatsache wiederholt von Jägern, die schwerlich Latein sprachen, als unfraglich versichert worden. Nun handelt es sich allerdings bei diesem eigentümlichen Verhalten der Vorstehhunde auch nur um einen durch Gewöhnung abgeänderten ursprünglichen Instinkt, um das modifizierte Lauern des Raubtieres. Es ist aber kaum denkbar, daß diese Modifikation ursprünglich einmal durch allmähliche kleine Variationen zur Auslese kam, — denn diese kleinen Unterschiede hätten weder dem Tier noch dem Menschen etwas genützt, — sondern die zweckdienliche Umbildung kann nur durch eindringliche, immer wiederholte Angewöhnung erworben worden sein, die sich schließlich bis zum erblichen Automatismus geläufig wurde. Andere Fälle von aus Gewohnheitsursprung ererbten Instinkten sind ohne völligen Verlaß von Hurt und Tait berichtet worden, denen zufolge junge Hunde und Katzen vor aller Dressur aus freien Stücken die bekannte Haltung des ‚Bittens' einnehmen sollen. Der Franzose Hachet-Souplet, der seit einigen Jahren die Erfahrungen der gewerbsmäßigen Tierdresseure für tierpsychologische Einsichten zu fruktifizieren sucht, will unzählige Male festgestellt haben, daß die Neigung, einen beigebrachten Trick auszuführen, sich von einer Generation auf die andere überträgt. Nach ihm ‚kommen in den Zirkusställen Hunde zur Welt, welche sozusagen schon abgerichtet sind'.

Auch Morgan hat trotz seiner theoretischen Abneigung gegen die Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften gerade im Hinblick auf einige seiner oben von uns angeführten Beobachtungen nicht leugnen können, daß sie

die Annahme der Erblichkeit sehr nahelegen. Die besondere Kletterneigung z. B. des jungen Teichhuhns, bevor ihm noch seine Flügelkrallen als Hilfe dienen können, ist kaum anders begreiflich als aus einer irgendwie übertragenen Nachwirkung der bei seinen Vorfahren ausgebildeten spezifischen Gewohnheit; und das gleiche gilt von dem Zurückbleiben des Teichhuhns in der Pickgeschicklichkeit hinter den häufiger darin geübten Artverwandten. Gerade auch diese hohe Pickgeschicklichkeit der meisten jungen Geflügelarten und die dabei zutage tretende Treffsicherheit läßt sich kaum irgendwie aus der allmählichen Häufung jener kleinen Abweichungen verstehen, aus denen die extremen Vertreter der darwinistischen Zuchtwahltheorie alle Anpassungen ableiten wollen. Ein Hühnchen, das nicht von vornherein seine Futterkörner mit erheblicher Zielsicherheit trifft, ist überhaupt nicht existenzfähig und müßte ebenso rettungslos eingehen wie die von Morgan isolierten, des selbständigen Pickens unkundigen Teichhühnchen.

Mannigfach hinüber und herüber scheinen zwischen Instinkt und Gewohnheit die Entwicklungslinien verlaufen zu sein, und es ist fraglich, ob ihre Entwirrung jemals dem forschenden Menschengeist gänzlich gelingt. Wie es um die angeborenen und die erworbenen Lebensgewohnheiten der entschwundenen Tierformen bestellt war, das vermögen wir nur in einigen besonders glücklich gelagerten Fällen* indirekt zu erschließen. ‚Versteinerte Instinkte' sind uns, so klagte schon Darwin seinem Jünger in der Tierpsychologie G. J. Romanes, nirgends erhalten. Um so dringlicher aber ist für ganze Forschergenerationen die Aufgabe gestellt, Sein und Werden der tierischen Instinkte und Gewohnheiten da, wo sie uns zugänglich sind, also bei den jetzt lebenden Tierarten, mit allen zweckdienlichen Erkenntnismitteln zu beobachten und aufzuklären. Kein glücklicherer Beginn ist bisher zu diesem fernen Ziele gewonnen als durch die Isolationsversuche Morgans.

---

* Weitaus das glänzendste, freilich auch recht verwickelte Beispiel einer solchen entwicklungstheoretisch rückschließenden Aufhellung hat P. Erich Wasmann in seiner Entwicklungsgeschichte der Sklavereiinstinkte und des sozialen Parasitismus bei den Ameisen gegeben. Einen kurzen Überblick der Instinktregulationen bei den Ameisen findet man auch in der jüngst erschienenen 2. Aufl. seines Hauptwerks ‚Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen' (Stuttgart 1909, E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 9,60), das an Bedeutung des beigebrachten neuen Tatsachenmaterials den Morganschen Arbeiten mindestens gleichkommt, an Klarheit der theoretischen Grundanschauungen sie zweifellos noch übertrifft.

Dr. Max Ettlinger.

## Kritik

# Werturteile über Frauen und Frauenfrage.

In unserm schnellebenden Jahrhundert verwandeln Zeiterscheinungen sich frühe in geschichtliche Tatsachen und prägen sich alsbald in so weit gerundeten Formen aus, daß sie dem Historiker faßbar und ein Gegenstand zum Forschen und Bewerten werden. Bei dem geringen Abstand des prüfenden Geistes vom Gegenwärtigen wird das Augenmaß freilich oft zu kurz genommen, und manche Täuschung wird bei jenen mit unterlaufen, die das, was sie am nächsten angeht, geschichtsphilosophisch betrachten wollen. Um der Kurzsichtigkeit des Zeitchronisten zu entgehen, hat P. Augustin Rösler C. SS. R. seine Betrachtungen über die Frauenfrage in die weitesten Zusammenhänge hineingestellt und dieselbe vom Standpunkt der Natur, der Geschichte und der Offenbarung zu beantworten versucht.* Im Gegensatz zur übrigen Geschichtsliteratur über die Frauenbewegung beschränkt sich der Verfasser nicht auf die Begründung und entwicklungsgeschichtliche Darstellung derselben, sondern unternimmt es, durch die Weiträumigkeit seines Themas begünstigt, von höherer Warte aus Werturteile zu fällen und dem Ablauf der geschichtlichen Tatsachenreihen hier eine haltgebietende Verneinung, dort eine ermutigende Bejahung entgegenzurufen. Auf diesen Bewertungen beruht die Eigenart und Stärke des umfangreichen Werkes, das bei aller breiten Fülle des hineinverarbeiteten ethnologischen, psychophysiologischen, historischen, literarischen Materials doch von der einen tönenden Stimme des Verfassers widerhallt, die ihren subjektiven Klang zugunsten der objektiven Wahrheit zu dämpfen strebt und mit prinzipieller Klarheit des Urteils die ungeheuren Stoffmassen meistert, mit einem Urteil, das seine Kraft und Wucht und Festigkeit von der Begeisterung für das sittlich-religiöse Idealbild des Menschen empfangen hat.

Dies Idealbild, vom Standpunkt des Mannes aus geschaut, trägt entsprechende Züge und wird freilich dem Manne mehr als der Frau gerecht. Das sind Einseitigkeiten, die P. Rösler bei aller weitherzigen Gesinnung und redlichen Bemühung um eine genaue und gerechte Würdigung der natürlichen Bestimmung der Frau, ihrer geschichtlich erkannten Leistungskraft und Leistungsmöglichkeiten, sowie ihres offenbar gewordenen ethisch-religiösen Wesens doch nicht hat vermeiden können. Und dieser unwillkürliche Fehler fordert die Frauenwelt, die sonst dem Buche und Verfasser zu großem Dank verpflichtet ist, immerhin zur Kritik heraus.

Im Anschluß an das biblische Idealbild und die religiöse Berufung des Mannes hält Rösler am absoluten Autoritätsanspruch des männlichen Geschlechtes fest und behält, um denselben allenthalben wirksam zu begründen, häufig den geklärten Charakter des Mannes und den ungeklärten der Frau im Auge; ohne sich dessen bewußt zu sein, berücksichtigt er das geschichtliche und tatsächliche Bild des

* ‚Die Frauenfrage vom Standpunkte der Natur, der Geschichte und der Offenbarung.' Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Freiburg, Herder 1907. Geb. M. 9.40.

Mannes weniger als seinen Höhentypus, während er mit dem Frauenwesen eher umgekehrt verfährt, und er geht hierin so weit — trotz seiner Feststellung, daß es für beide Geschlechter nur eine Moral und bei aller seelischen Differenzierung nur eine Vollkommenheit geben könne — dennoch in der weiblichen Anlage zur Liebe eine gewisse Schwäche gegenüber der männlichen Anlage zur Gerechtigkeit zu finden, im Manne den Inhaber beinahe aller höheren, inneren und äußeren Vorzüge zu erblicken und seine Superiorität soweit auszudehnen, daß es am Ende sogar den Künstlern als eine Weichlichkeit verdacht werden muß, wenn sie den Begriff des Engels in weibliche Hüllen kleiden!

Dergleichen abstufende Werturteile und die Einteilung der beiden Geschlechter in ein Mehr und Minder sind weder eine Hilfe für den Mann noch für das Weib, noch führen sie zu einer befriedigenden Begründung und Lösung der Frauenfrage. Wir kennen das historische Hebelwerk, das aus der Frauenbewegung eine öffentliche Erscheinung machte, wir bezeichnen als ihre innere Ursache gewisse geistige Strömungen der letzten Jahrhunderte; unterhalb und jenseits dieser Strömungen und des öffentlichen Lebens aber hat es von jeher eine Frauenbewegung gegeben in Form eines Strebens nach Umwertung eben derjenigen Bewertungen, welche P. Rösler, wenn auch mit vielem Gefühl für Recht und Billigkeit, mit aller Duldung und Anerkennung der gleichbedeutenden Menschlichkeit der Frau, dennoch wieder auffrischt: der Höherbewertung männlicher Eigenschaften und aller äußeren und faßbaren Kulturarbeit, worin der Mann die Frau bei weitem übertrifft und zweifelsohne immer übertreffen wird. Weil aus diesen Bewertungen alle höheren Rechtsansprüche des Mannes hervorgegangen sind, so ist die ganze Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts in ihrem äußeren Gebahren eine Kraftprobe und ein Versuch gewesen, von rechtlicher, geistiger, wirtschaftlicher Not getrieben es dem Manne auf allen möglichen Arbeitsgebieten gleichzutun. Von außen gesehen war sie ein Kriegszug zur Erlangung der Gleichberechtigung, war sie Emanzipation vom Manne — im Innersten ist sie und war auch jeder leise, verborgene und ganz private Frauenaufstand nur ein Kampf um Werturteile, ein Verlangen nach Zubilligung der Gleichwertigkeit und also eine geistige Annäherung an den höherbewerteten Mann; und diese Gleichwertigkeit, die auch P. Rösler prinzipiell und stellenweise zugibt, läßt sich nur auf alle die Imponderabilien gründen, welche das Weib dem Menschheitsleben spendet, ohne Anspruch an Autorität, aber mit tatsächlicher Autorität überall dort, wo die Frau dem Manne in Sitte und Sittlichkeit voraus ist und seinen Anschauungen Gehorsam und Unterwerfung weigern müßte. Sittlichkeit und Autorität fallen in eins zusammen, selbst wenn letztere kaum empfunden und nicht herausgekehrt wird, und so muß denn in Zeiten, wo sich die Neigung der Männer zum Egoismus auf moralischem, wirtschaftlichem, politischem Gebiet verstärkt, eine Verschiebung des Autoritätsverhältnisses zugunsten der Frauen eintreten, dafern sie selbstloser, opferwilliger, beherrschter, mäßiger, reiner, duldsamer, friedfertiger als Männer sind. Weil aber trotzdem die Autorität des Mannes gesetzlich wirkende Kraft hat, so müssen in solchen Zeiten und Zuständen die Vorrechte des Mannes und seine höhere Bewertung mit besonderer Schwere auf dem Gewissen und Gedeihen der betroffenen Frauen lasten.

Aus dem Gefühl dieser Belastung und aus dem freilich unwägbaren Autoritätsanteil der Frauen ist die Frauenbewegung hervorgegangen — die Rückbesinnung auf die ‚Menschenrechte' des weiblichen Geschlechts war nur ihre Etikette;

sie erschien auf der geschichtlichen Bildfläche, weil die Männerwelt sich dem Frauengeschlecht gegenüber im allgemeinen keiner gottverordneten Autorität befließ, weil der Mann seiner religiösen Berufung nicht gerecht wurde und seinem Idealbild zu wenig entsprach. P. Rösler und mit ihm andere Historiker haben übersehen, daß die Frauenbewegung als Akt der Selbsthilfe ein beschämendes Ereignis für die Männerwelt ist, daß sie überdies als ein Versuch, der staatlichen Gesetzgebung die Berücksichtigung von Frauenrechten einzufügen, eine notwendige Vervollständigung der politischen Ordnungen des männlichen Geschlechtes ist, und daß sie letzten Endes sich zu einem wahrhaft erlösenden Werke auswachsen kann, insofern sie die vergleichende und feindliche Gegenüberstellung von Mann und Weib von der Tagesordnung abzusetzen trachtet und die übermäßige Verschiedenheit von Mann und und Weib, die ein Grund des übermäßigen geschlechtlichen Reizes ist, den beide aufeinander ausüben, und eine Mitursache der ‚sexuellen Hypertrophie des Menschengeschlechts', auszugleichen sucht durch Bekämpfung der Überweiblichkeit, weitergreifende Übertragung bestimmter Moralbegriffe auf die Männerwelt, Hinlenkung der Interessen des Weibes auf gemeinsame Angelegenheiten, Harmonisierung der Bildungsunterschiede, Beteiligung der Frau an sozialen Aufgaben und Erziehung zu einem seelischen Gemeinschaftsleben, das den Grund legen soll zu der ‚inneren organischen Lebenseinheit von Mann und Frau'.

In dem Maße, als beide Teile sich vergeistigen, fühlen sie sich wesenseins; im Aufstieg zu den Höhen des sittlich-religiösen Lebens wird die Ungleichheit und jeder Streit um Superiorität und Autorität aufgehoben — das lehrt die Heiligengeschichte der katholischen Kirche! Hingegen wird in eben dem Maße, als ein solcher Ausgleich weniger tief erlebt und beachtet wird und mit dem Überhandnehmen des Intellektualismus, der Skepsis und Gewissenlosigkeit der Geltungswert des Sittlich-Religiösen sinkt, auch das Ansehen der Frau abnehmen. Diese Zusammenhänge hat auch P. Rösler im Auge. Und weil ein allmähliches Hervortreten der metaphysischen Gleichheit das ideale Ziel der menschheitlichen Entwicklung ist, und weil solche Gleichheit eine gesunde und harmonische Verschiedenheit nicht ausschließt, so muß die Frauenbewegung mit all ihren Grundsätzen, Lehren und Strebungen von diesem höchsten Endziel aus beleuchtet und erleuchtet werden. P. Rösler hat sich daher der Frauenbewegung gegenüber durch seinen Hinweis auf die religiösen Ideale durchaus verdient gemacht, denn was ihr — (die als allumfassende Bewegung und bevor sich konfessionelle Gruppen bilden konnten, einen interkonfessionellen Charakter zu tragen gezwungen war) — zuzeiten doch fühlbar mangelte, das sind die höchsten wegweisenden Vorbilder. Wenn aber das religiöse Ziel innerhalb des zeitlichen Lebens in die Forderung eingeht, daß Mann und Weib im Zusammenwirken und doch relativ unabhängig voneinander ihre seelisch-sittliche Vollkommenheit zu erarbeiten haben — eine Forderung, die P. Rösler ganz zu der seinen macht — so müssen beiden Teilen konsequenterweise auch alle Wege geöffnet werden, die zum Zusammenwirken, zur Unabhängigkeit und zur Vervollkommnung führen.

Es ist daher nicht einzusehen, warum P. Rösler die soziale Gleichberechtigung und Gleichstellung der Frau sowohl mit ihrer Heilsarbeit und ihrer geistigen Lebenseinheit mit dem Manne, als auch mit ihrer selbständigen Charakterentwicklung, ihrer Erwerbsarbeit und ihren weiblichen Sonderpflichten für unvereinbar hält. Was heißt denn soziale Gleichstellung? Gleichheit vor dem Recht, gleichwertige Arbeits- und Bildungsmöglichkeit, ein gleiches Maß von gesetz-

lichen Verantwortungen, gleiche Freiheit, gleiche Bürgerpflichten. Von diesen ‚Gleichheiten‘ sind die meisten schon ganze oder halbe Wirklichkeit geworden; nur gegen den Ausgleich der bürgerlichen Rechte, beziehungsweise Pflichten lehnt sich die öffentliche Meinung in der Männerwelt entschieden auf, und zwar mit dem Hinweis, daß es zur Erhaltung einer gesunden Verschiedenheit der Geschlechter vonnöten sei, wenn das bürgerlich-politische Leben die Sphäre des Mannes, das häusliche Leben Frauenbereich bleibe und daß eben diese Unterschiedlichkeit der Wirkungskreise die soziale Gleichstellung des weiblichen Geschlechts ausschließe. Nun sind zwar in Deutschland bis zur Altersstufe 30 nur 46 Proz. aller Mädchen verheiratet und nach dem 50. Jahre sind etwa 50 Proz. Witwen, im ganzen gehen 77 Proz. eine Ehe ein und soundsoviele ohne Anwartschaft auf Versorgung und ein Verbleiben im häuslichen Wirkungskreise; überdies haben wir in Deutschland 1 200 000 Frauen mehr als Männer, und diese Überschüsse stehen doch schon zum großen Teil als Berufsarbeiter halb und halb im öffentlichen Leben; aber selbst auf dieses und all die sonstigen zahlreichen Argumente verzichtend, die zugunsten des Frauenstimmrechts aufgebracht worden sind, wird die Forderung einer Mitarbeit der Frau an der Gesetzgebung, an kommunalen und politischen Aufgaben vermittelst des Wahlrechts, sich gerade eben auf die Tatsache des Geschlechtsunterschiedes stützen können und ebensowohl auf den Wunsch nach gegenseitiger geistig-sittlicher Annäherung. Solange der Mann nicht der vollverständige Vertreter des anderen Geschlechts und also auch nicht Autorität in allen Frauenfragen ist, solange er als Gesetzgeber das öffentliche und das Privatleben beider Geschlechter nicht unparteiisch und fehlerlos zum allgemeinmenschlichen Besten regelt, so lange wird seine Geschäftsführung einer Ergänzung vonseiten der Frauen bedürfen, so lange wird die Frau nach den bürgerlichen Rechten streben müssen, die ihr die Möglichkeit verleihen, bessernd an der eigenen und an der Weltlage mitzuarbeiten.

Fr. W. Foerster hat sich in seinem neuen, von edelstem sozialen Geist durchwehten Buche ‚Christentum und Klassenkampf‘* in anderem Zusammenhange zu dieser Frage geäußert; er sagt:

> ‚Die ganze Bewegung zur Gleichberechtigung, zur bürgerlichen Mitbestimmung steht im vollsten Einklang mit den höheren Anforderungen, welche heute die menschliche Arbeit an die persönliche Initiative des Individuums stellt. Will ich keine bloße Sklavenhand, sondern eine Persönlichkeit als Produktionsfaktor, so ist die volle bürgerliche Ehrung dieser Persönlichkeit ein elementares Gebot ihrer psychologischen Behandlung — wer von den anderen nicht als mündig behandelt wird, der verliert nur zu leicht auch selbst das Gefühl seiner Würde und seiner Mündigkeit und benimmt sich dementsprechend. Die Zubilligung der „Menschenrechte“, die Lösung von sozialer Bevormundung gehört untrennbar zur Weckung und Stärkung des eigentlich menschlichen Elementes in jeder Arbeitsleistung.‘

Seit dem Bestehen der Frauenbewegung ist die Erfahrung gemacht worden, daß Berechtigungen die weibliche Leistungsfähigkeit über die bloßen Imponderabilien hinauszuheben vermögen und die Arbeitskraft vieler, die nicht Haus und Familie haben, zur Volksfamilie hinüberleiten; demzufolge wäre die bürgerliche Gleichberechtigung auch nur eine Stufe für die Frau, um zu einer, den männlichen Begriffen enger angepaßten Gleichwertigkeit aufzusteigen, und zugleich ein Weg, um die bisher noch nicht vollgewogenen Werte ihres Wesens zur Geltung zu bringen. Dem Singen und Sagen des Mannes: ‚Das Vaterland muß größer

* Zürich 1908. Verlag von Schultheß u. Co.

sein!' steht das Wort der Frau gegenüber: ‚Das Mutterland muß größer sein!' und man begreift, daß es für die Gestaltung des innerpolitischen Lebens bedeutungsvoll sein müßte, wenn dem Worte überall Taten folgen dürften.

Die Befürchtung, daß durch die eine sozialpolitische Funktion — die Ausübung des Stimmrechts — das Wesen der Frau verändert und ihr Wirkungskreis verschoben werden könnte, wird durch die Tatsache hinfällig, daß sich heutzutage ganz andre Mächte zur Beeinträchtigung einer gesunden, sich selbst getreuen Weiblichkeit verbünden: einerseits die wirtschaftliche Not, wodurch so viele Frauenkräfte von den Familienpflichten abgedrängt werden und im Doppelberuf erschlaffen, andrerseits der Luxus, durch welchen eine Fülle von Frauenkraft lahmgelegt und dem häuslichen Pflichtenkreise durch ein außerhäusliches Vergnügungsleben entzogen wird, und schließlich der Intellektualismus in der Frauenbildung. Derselbe — durch die neue preußische Mädchenschulreform stellenweise noch verstärkt, wenn auch mit festen und sich deutlich von einander abhebenden Bildungszielen umgrenzt — ist eine fast zu weitgehende Annäherung an die Werturteile und Bildungsbegriffe des Mannes, denen Foerster die Gewissensfrage stellt:

‚Was ist denn die sogenannte höhere Bildung unsrer Zeit? . . . Sie ist ein blindes und planloses Bewältigen ungeheurer Stoffmassen von Wissen, wobei alle Unterschiede des Hauptsächlichen vom Nebensächlichen verlorengegangen sind. Eine Bildung, durch die in Wahrheit nichts gebildet wird, weder der Geist, noch das Gemüt, noch der Wille. Der Mensch wird ein täglich wachsender Katalog von allem möglichen und hat keine Beziehung mehr zur lebendigen Wahrheit.'

Foerster weiß dem Intellektualismus des weiteren nachzusagen, daß er durch entwertende Abschätzung der häuslichen und handarbeitenden Berufe die persönliche Entwicklung des Weibes beeinträchtige, da ja ‚Persönlichkeit nur durch Liebe geweckt, durch Dienen erweitert, durch Selbstüberwindung befestigt — und Bildung nur durch energisches Eindringen des Geistes in die Welt des Stoffes, durch ordnende Seelengewalt gewonnen wird: Dazu aber gibt gerade der häusliche Beruf die stärksten Anregungen und Aufgaben'.

Daß Bildung weniger auf intellektueller Beweglichkeit und Aneignungsfähigkeit, als auf Innenkultur beruht, bekräftigt auch P. Rösler, und er stellt — im Hinblick auf ‚das letzte Erziehungsziel jedes Menschen' und im Anschluß an den Grundsatz Fénelons, daß ‚die Verschiedenheit der künftigen Lebensaufgaben beider Geschlechter die Verschiedenheit der Vorbildung begründe' — Richtlinien für eine naturgemäße Mädchenerziehung auf. Die preußische Mädchenschulreform nimmt in dem Lehrplan für die den höheren Töchterschulen anzugliedernden Lyzeen (Frauenschulen) hierauf insofern Rücksicht, als diese Anstalten den Unterricht in der Haushaltungskunde und praktischen Kinderpflege (in Krippe, Kindergarten, Samariterkursen) zu erteilen haben werden, eine Neuerung, die sich bezeichnenderweise des Beifalls der Philologinnen nicht erfreut. Immerhin aber müssen die Töchter unsres Jahrhunderts, bei verminderter Heiratsmöglichkeit und um sich zu anderweitiger Berufsarbeit einzuschulen, auf vielen Gebieten die gleiche Vorbildung verlangen wie die Söhne und sich den männlichen Maßstäben anpassen. P. Rösler kämpft als Forscher dagegen an: Indem er auf mancherlei Berufsgebieten die Leistungen der Männer und Frauen gegeneinander abwägt und erkundet, wieviel weibliche Eigenart oder Unzulänglichkeit in jeden Beruf hineingetragen wird, gelingt es ihm in vielen Fällen festzustellen, daß das Eindringen der Frauen in Männerberufe nicht eben eine Arbeitsteilung in höherem Sinne zu nennen ist,

weil sich die Frau den männlichen Methoden entweder zu enge anzupassen oder hinter ihnen zurückzubleiben gezwungen ist; er empfiehlt daher eine Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Berufsarten überhaupt, was unter den obwaltenden Verhältnissen nur durch Überfüllung der alten und Eröffnung neuer Frauenberufe zu ermöglichen wäre, womit in beiden Fällen ein materieller Notstand verbunden sein müßte. Und eine gesonderte Vorbildung, wie sie Rösler z. B. für den medizinischen Frauenberuf vorschlägt, für welchen eine Fachschule anstelle des Universitätsstudiums genügen soll, würde die geistige und praktische Tüchtigkeit der Frau in den Augen des Mannes immer wieder entwerten, und mit einer niederen Einschätzung und abfälligen Beurteilung der Frauenarbeit würde der alte Zustand solange wiederhergestellt sein, bis die Umwertung alter Werturteile einmal Fortschritte gemacht haben wird.

Dieser Umwertung redet Foerster in ‚Christentum und Klassenkampf‘ ein gewichtiges Wort, insofern er den ‚Bildungswert des häuslichen Berufs‘ und die von diesem abzweigenden sozialen Aufgaben mit dem Lichte einer höheren Schätzung bestrahlt. Er redet nicht davon, daß Frauen als Kolleginnen des Mannes in so manchen Fällen und aus mannigfachen psychophysischen Ursachen mit ihren Leistungen hinter ihm zurückbleiben, sondern daß sie auf männlichen Arbeitsgebieten oftmals hinter sich zurückbleiben. Die Frau ‚geht in die Männerberufe, um des Geistes und der starken Arbeit froh zu werden, entdeckt aber, daß diese Männerberufe alles Menschliche in ihr brachliegen und verkümmern lassen. Ohne dieses Menschliche aber kann sie nicht arbeiten. Und so kehrt sie enttäuscht zurück‘. Der gleichen Enttäuschung aber ist sie bei häuslicher Tätigkeit ausgesetzt, wenn und wo dieselbe ‚zu wenig intensive Arbeitsgelegenheit gibt und damit gerade für energische Naturen zum unerträglichen geschäftigen Müßiggange wird‘, und weil ‚heute auch dem persönlichen Dienst die rechte Beseelung, Erklärung und Verklärung fehlt, die klare Beziehung zu höheren Gütern des inneren Menschen, die feste Verbindung mit großen Lebenszielen . . . Das Kleine ist vom Geist des Großen verlassen‘, eine Auferweckung dieses Geistes aber vermag die entwerteten, klein erscheinenden, häuslichen und persönlichen Dienste, die auch in soziale Hilfe übergehen, zu Kulturleistungen zu erhöhen, welche — mit der männlichen Kulturarbeit verglichen — dem erleuchteten Auge nicht mehr minderwertig erscheinen.

Nach Foerster sollte die eigentliche Frauenfrage nicht lauten:

> ‚Soll man den Frauen den vollen Eintritt in die Männerberufe und die Männerbildung erlauben oder verbieten, sondern vielmehr: Wird und muß die freigewordene Frau nicht selbst aus eigenster, selbständiger Erkenntnis des Lebens und ihrer eigenen Natur ihre Domäne beschränken und freiwillig den größten Teil der ihr freigegebenen Gebiete den Männern überlassen? Wird sie sich nicht auf dem Boden der gewonnenen Freiheit neue Berufe schaffen, die ihren besonderen Fähigkeiten entsprechen? Und wird sie von hier aus vielleicht reformatorisch auf das ganze Arbeits- und Bildungswesen wirken?‘

Foerster redet im Futurum — in der Tat aber sind schon von Frauen neue Berufe geschaffen und ist die kirchliche Caritas-Arbeit auch von der interkonfessionellen Frauenbewegung zu mannigfachen Sonderberufen und sozialen Leistungen auseinandergelegt worden; neben diesem meist freiwilligen oder ehrenamtlichen Wirken aber steht die Existenzlosigkeit, und die Nichtkapitalistin, um ihr Auskommen zu finden, ist also immer wieder auf die männlichen Berufsgebiete angewiesen, weil die rein weibliche Arbeit zu gering entlohnt wird — sind doch

z. B. viele Kindergärtnerinnen genötigt, ihren Beruf zu wechseln, weil sie meistens nicht pensionsberechtigt und weit schlechter besoldet sind als etwa Telephonistinnen oder bessere Dienstboten mit freier Station. Dergleichen Zustände werden gemildert, wo religiöse Kongregationen den zugehörigen Arbeiterinnen sowohl die Not als auch die berufliche Entmutigung fernhalten — und vielleicht wird auch vonseiten der interkonfessionellen Frauenbewegung die Bildung von freien Vereinigungen mit Existenzgrundlage in Aussicht genommen werden müssen; eine durchgreifende Besserung jedoch und ein vermehrter Andrang zu den eigentlich weiblichen Arbeitsgebieten wird erst zu erwarten sein, wenn — was auch Foerster im Anschluß an John St. Mill lebhaft befürwortet — ‚jene merkwürdige Rangordnung der Arbeitsäquivalente in unserer Gesellschaft, nach der gerade die mühsamste oder schmutzigste oder freudloseste Arbeit durch die geringste Gegenleistung entlohnt wird', abgeändert sein wird.

Erst dann ist Röslers Meinung und Foersters Rat völlig zeitgemäß, daß ‚die Frauen sich zunächst einmal mit aller Konzentration derjenigen Berufe annehmen sollten, die eine unmittelbare, persönliche Beziehung zum Menschen haben, — sei es der Bedienung, der Haushaltung, der Erziehung, der Pflege oder der geistigen und moralischen Hilfe — also Berufe, die sozusagen eine erweiterte Mütterlichkeit oder Schwesterlichkeit darstellen und die stärksten Begabungen und Neigungen der Frauennatur in Dienst nehmen. Diese Berufe gilt es, nach allen Seiten auszubauen und zu erweitern, sie technisch und methodisch zu vervollkommnen, und vor allem gilt es, ihnen diejenige geistige Vertiefung und diejenige *höhere Inspiration* zuzuführen, *welche das praktische Leben mit den Bedürfnissen des inwendigen Menschen zu vermählen, ja das eine durch das andere zu befruchten und zu steigern vermag.* Und ferner gilt es, die falschen und ganz oberflächlichen Begriffe von Bildung und Persönlichkeitskultur zu entlarven, auf grund deren man heute die sogenannten geistigen Berufe als die allein wahrhaft vornehmen und wahrhaft bildenden Arbeitsgebiete feiert und einem Berufe umso weniger Bedeutung für die Entfaltung der Persönlichkeit zumißt, je mehr unmittelbare Beziehung zum Menschen und je mehr Handarbeit er enthält. Es wäre zu zeigen, daß gerade das Umgekehrte die Wahrheit ist.'

Foerster zeigt es und seine Beweise und seine Vorschläge, wie häusliche Arbeit pflichtenreicher zu gestalten sei und zur sozialen Arbeit ausgeweitet werden könne — beginnend bei der Lösung der Dienstbotenfrage, dem friedlichen Abschluß des ‚Klassenkampfs im Hause', und zur sozialen Versöhnung durch soziale Hilfe fortschreitend — das wolle man in seinem schönen Buche nachlesen. Uns genügt für den Augenblick die Feststellung, daß hier ein Geist gesprochen hat, der durch Rückbesinnung auf die höchsten Ideale des sittlich-religiösen Lebens seinen Blick für unsichtbare Werte soweit schärfte, um im Frauenwesen und -wirken alledem, was man nicht hört und sieht und greifen kann, mit wahrer Schätzung begegnen zu können.

Ebensowohl darf es P. Rösler zugebilligt werden, daß er, bei aller Hervorhebung der männlichen Kulturarbeit, als Seher von religiöser Warte herab doch das Gleiche in Absicht hat und die unwägbaren Gaben hoch veranschlagt, welche die Frau als Gattin, Mutter, durch sittliche Menschenwürde und geistige Mütterlichkeit der Gesellschaft zubringt. *Viel hängt für Frauen davon ab, ob die höchsten Lebensziele in das unsichtbare Reich der Seele oder in die Welt der äußeren Erfolge hineinverlegt werden.*

Wo unsre Ziele liegen, da liegen auch unsre höchsten Werte, und die jeweils gültigen Werte pflegen das allgemeine Streben zu bestimmen und zu lenken. In Zeiten, da die reinweltliche Persönlichkeit das höchste ist, da die Frau sich ihren Wert nur als Mitschöpferin der objektiven Kultur verdienen kann, wird sie im Nachteil sein. Dem weltlichen Blick muß sie als minderwertig erscheinen, der religiöse Blick hingegen, der das Unsichtbare schaut, sieht in ihr das gleichwertige Wesen. Auch der Geschichtsforscher vermöchte nachzuweisen, wie mit dem Kommen und Schwinden des religiösen Blicks Frauenart in der allgemeinen Schätzung steigt oder sinkt, Frauenwirken sich entweder verinnerlicht oder durch Veräußerlichung an Wert verliert. Das Frauenstreben unsrer Tage ist etwas geistig, rechtlich, wirtschaftlich Notwendiges und zugleich Preiswürdiges, steht jedoch zu sehr im Banne der modernen Weltlichkeit, die das Greifbare höher wertet als das Ungreifbare und das Männliche höher als das Weibliche. Else Hasse.

---

# Frauenbriefe aus der Biedermeierzeit.

In unserer Zeit mit ihrer unverkennbaren Neigung, auf die Vergangenheit zurückzugreifen, sich an ihr zu orientieren und ihre Errungenschaften festzuhalten, ist es wohl angebracht, auch an eine Kunst unserer Urgroßmütter zu erinnern, die wir leider sehr verloren haben: das Schreiben guter Briefe. Wir lieben es heute, unserer häuslichen Umgebung, ja unserer Kleidung einen Anstrich des ‚Biedermeierstils' zu geben. Vielfach ist das eine Spielerei, wie alles absichtliche Stilbetonen. Aber mustergültige Formen fest zu halten, und das außerordentlich feine Linien- und Farbengefühl damaliger Zeit wieder zu wecken, ist gewiß ein berechtigtes Bestreben, obschon wir in einer sehr anderen Zeit leben, die im Großen und Ganzen einer anderen Formensprache bedarf.

Auch unser geistiger Verkehr, mündlich und schriftlich, ist naturgemäß ein anderer geworden. Wir lächeln über die rührende Gefühlsseligkeit unserer Großmütter! Dennoch konnten sie manches besser, als wir; und vor allem, sie waren oftmals mehr als wir, die wir in unserer raschlebenden Zeit häufig nicht dazu kommen, ein Charakter, eine Persönlichkeit zu werden. Und wie wir nach den eigenartigen Stilformen ihres Lebens greifen, so sollten wir ruhig auch nach den geistigen Ausdrucksformen und Fähigkeiten trachten, in denen ihre Persönlichkeiten sich äußerten. Zu dem, was sie ohne Zweifel auszeichnete, gehört ihre warme Begeisterung für alles Schöne und Große, eine sozus. uninteressierte Anteilnahme rein um der Freude der geistigen Betätigung willen. Wir heutigen Frauen sind durchschnittlich sehr praktisch in unseren Zielen und Arbeiten. Wir haben so werden müssen durch die Entwicklung der sozialen Zustände. Allein es wäre kein Schade, wenn wir etwas mehr von jenem ‚Idealismus' — der in seinen Uebertreibungen gewiß kraftlos war, — besäßen, der den Briefen jener Frauen Farbe gibt. Wir schreiben Ansichtskarten und höchstens vier Seiten lange Briefe — statt der eingehenden Episteln unserer Urgroßmütter; wir berichten im Plauderton von sozialen Einrichtungen und neuen Dramen — anstelle der pathetischen Betrachtungen, die sie solchen Dingen widmeten. Liegt das bloß an unserm berüchtigten Zeitmangel? oder nehmen wir vielleicht die Dinge nicht mehr so wichtig? Wir scheinen die Neigung verloren zu haben, uns ernsthaft über die Ereignisse im Leben und in der Kunst auszusprechen.

Und sollte das nicht seinen Grund darin finden, daß wir vor lauter geistigen Interessen gar kein wirkliches Interesse mehr haben für den Ernst und die Schönheit innersten persönlichen Lebens?

Wer hätte nicht schon Briefe einer alten Großmutter in Händen gehabt, und mit Rührung den verschnörkelten Ausdruck weiblicher Frömmigkeit und Liebe darin gelesen? Oder ein urgroßmütterliches Poesiebuch, mit seiner Fülle von Gedichten, Sinnsprüchen und seitenlangen Auszügen? Mag sein, daß alles ein wenig sentimental war! Aber wie viel Ernst und Fleiß, wie viel Wärme und Eigenart liegt in solchen alten Schriftstücken! Wo gibt es heute Hausfrauen, welche kein Buch lesen, ohne sich zusagende Aussprüche herauszuschreiben? und denen ein persönlicher Gedankenaustausch Bedürfnis ist? Und dann — selbst wo die Neigung dazu besteht, wie viele vermöchten denn, klar und zu gegenseitiger Belehrung ihre Gedanken in angenehme briefliche Form zu bringen? Unsere Vorfahren konnten es! Sie schrieben Briefe über Briefe, an deren Veröffentlichung gewiß nie gedacht wurde; vieles, was darin steht, interessiert uns heute gar nicht mehr; aber daß sie geschrieben wurden und ihre zum Teil bewunderungswürdige Form ist des größten Interesses wert.

Es ist durchaus kein Zufall, daß es eine reiche Auswahl gerade von Frauenbriefen gibt. Gute Briefe zu schreiben, ist eine ganz besondere Frauenkunst. Dafür gibt manche Briefsammlung Zeugnis, die wir mit Recht schätzen um des Zeitbildes willen, das sich in solchen Aufzeichnungen spiegelt. Die ganz persönliche und intime Art der brieflichen Aussprache entspricht der weiblichen Eigenart, die Dinge des Lebens sehr persönlich anzusehen und stark individuell gefärbt wieder zu geben, auch wohl die gewonnenen Erfahrungen betrachtend einzuflechten, kurz, uns ein Stück Leben durch eine Persönlichkeit hindurch schauen zu lassen.

Vielleicht die bekanntesten Briefe aus der uns so anziehenden Zeit unserer Groß- und Urgroßmütter sind die der Frau Rat Goethe. Auch wohl die Briefe und Tagebuchblätter von Rahel Varnhagen, die man vielleicht mit Recht die geistvollste und genialste Frau ihres Jahrhunderts nennt. Viel zu wenig bekannt sind Karoline Schellings hochinteressante Briefe, die ihr Gatte als ‚Meisterstücke des Geistes' bezeichnete. Vor allen Dingen aber der Briefwechsel Dorothea v. Schlegels, Mutter der beiden Maler Joh. und Philipp Veit. Sie war gleich Rahel eine geb. Jüdin — Tochter des Philosophen Mendelssohn, — und fand erst nach etwas bewegtem Leben die innere Harmonie der Seele im Christentum, von der ihre Briefe ein schönes Zeugnis ablegen.

Erst jetzt herausgekommen sind die Briefe von Helene Maria v. Kügelgen,* Mutter des ‚alten Mannes', der durch seine ‚Jugenderinnerungen' wohl jedem Deutschen bekannt ist. Das Sympathischeste in diesen Briefen ist der Ton der Familieninnigkeit und der Einfachheit. Kein hervorragendes Leben, keine originelle Persönlichkeit, aber das Bild einer frommen, liebevollen Frau findet sich darin gezeichnet, deren Zeit und Freundeskreis interessant ist. Im Hause des seinerzeit berühmten und an verschiedenen Höfen als Portraitist beliebten Malers Kügelgen in Dresden trafen allerlei bedeutende und hochgestellte Menschen zusammen z. B. Goethe, Hofrat Beckedorf, Maler Friedrich, Professor v. Schubert 2c. Aber das häusliche Leben, die ernste und innerliche Richtung aller Familienglieder wurde nicht dadurch berührt; das Aeußere des Lebens blieb eben das äußerliche, unwesentliche.

* Helene Marie v. Kügelgen. Ein Lebensbild in Briefen. — Stuttgart 1903. Chr. Belsersche Verlags-Buchhandlung.

Im Gegensatz dazu wird in einem andern kürzlich erschienenen Buch,* ein Frauenschicksal geschildert, zum großen Teil ebenfalls in Briefen, unter dem anspruchsvollen Titel ‚Im Schatten der Titanen'. Dies Leben ist hauptsächlich bestimmt von den äußeren Lebensbeziehungen der Heldin zum Weimarer Hof, zu Goethe, schließlich zu Napoleon und seiner Epoche: Die Schreiberin (übrigens die Großmutter der bekannten Sozialistin Lili Braun) ist eine uneheliche Tochter Jerôme Napoleons. Ob man es für einen großen Vorzug halten will, auf diese Art zum Titanengeschlecht Bonapartes zu gehören, ist Geschmacksache. Jedenfalls lächeln wir nüchternen, heutigen Menschen über die tiefe Andacht, mit der Jerôme und noch mehr Goethe behandelt wird, dessen Leben und Werke geradezu das Evangelium für diese Frau ist! Warm berührt indessen ihre große Menschenliebe und das unermüdliche geistige Arbeiten bis ins höchste Alter. Man wünschte diesem Geiste etwas festere Richtlinien; vielleicht wären der Heldin viele schmerzliche Muttersorgen erspart geblieben, wenn sie und ihre Kinder in einer nicht so ausschließlich ästhetischen Atmosphäre geatmet hätten.

Bewunderungswürdig in allen diesen erwähnten Aufzeichnungen und Briefen ist es, wie eigenartig, eingehend und fließend diese Frauen zu schreiben verstanden. Es wäre kein Schaden, wenn wir cum grano salis es ebenso verständen!

---

* ‚Im Schatten der Titanen'. Ein Erinnerungsbuch an Baronin Jenny v. Gustedt. Von Lili Braun. Verlag von George Westermann, Braunschweig.

Bertha Göring.

Hochland-Echo

## Die Zukunft unserer Kultur.

Die Parole des ‚Laissez faire, laissez passer' hat im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben der Völker nachgerade abgehaust. Auch für das geistige Leben all der Nationen, die sich gerne ‚Kulturnationen' nennen, scheint allmählich wieder der Zeitpunkt heranzurücken, wo nicht mehr vom gänzlich freien Spiel der Kräfte das höchste Heil erwartet wird, sondern die einheitliche Richtung auf bestimmte Kulturideale, die zielbewußte Ausübung einer grundsätzlichen Kulturpolitik als das einzig nachhaltige Mittel zum geistigen und sittlichen Fortschritt anerkannt wird. Um die Zukunft unserer Kultur, in deren vielmißbrauchtem Namen nun lange genug ‚probiert ein jeder, was er kann', beginnt es angesichts der ständig wachsenden Direktionslosigkeit allgemach selbst denen bange zu werden, die bisher jeder willkürheischenden Freiheitsphrase Beifall riefen und jede pflichtenlehrende Wegweisung zu festen Geisteszielen als reaktionäre Hemmung des natürlichen Entwicklungsgangs ablehnten.

Die Tatsache allein, daß nun schon selbst ein so ‚freigeistiges' Blatt wie die Frankfurter Zeitung ungeduldig wird und eine Rundfrage über die Möglichkeit und Notwendigkeit einer bewußten Kulturpolitik notwendig befindet, ist von noch größerer symptomatischer Bedeutung, als der Inhalt der auf ihre Frage eingelaufenen Antworten.*) Denn der Ausfall dieser Rundfrage über ‚die Zukunft unserer Kultur' war natürlich von vornherein stark bestimmt durch die einseitige Auswahl der angegangenen ‚Kulturkämpfer im neuen Sinne'. Immerhin enthalten die hier gesammelten ‚Stimmen über Kulturtendenzen und Kulturpolitik' auch für Leser andrer Grundanschauung des Erwägenswerten genug.

Unwiderstehlich kommt bei fast allen diesen Kulturrichtern die *eine* Erkenntnis zum Durchbruch, daß mit einer bloßen Hebung der intellektuellen und schöngeistigen Bildung, anders ausgedrückt: mit äußerer Zivilisation kein wirklicher Fortschritt gewonnen ist, sondern daß ‚wahre' Kultur immer den ganzen Menschen von innen heraus in all seinem Wollen und Tun erfassen und beherrschen muß. Richard *Dehmel*, dessen Antwort mit Fug und Recht unter den vorhandenen an die Spitze gestellt ist, betont:

> ‚Nationale Kultur bleibt leere Phrase, wenn sie nicht ein humanes Programm bedeutet: *bestimmte Veredlungswerte der Menschheit*, die das Volk selbstbewußt in sich ausbilden soll. Allgemeine Bildung ist nur ein Ziel für hochbegabte Persönlichkeiten; im Durchschnitt des Volkes läuft sie leider

---

* Veröffentlicht in den Nummern 101, 103, 104, 105 des genannten Blattes.

auf allgemeine Verbildung hinaus. Gar eine schöngeistige Bildungspflege ist fürs gesamte Volk ein Unding, war stets nur gewissen bevorrechteten Gesellschaftsklassen wirklich erreichbar, deren leibliche Wirtschaftsbedürfnisse von anderen Klassen besorgt wurden. Alle organische Kulturpolitik muß zunächst natürlich darauf bedacht sein, besonders leistungsfähige Berufsstände zu begünstigen, an die sich die übrigen angliedern können, je nach den hauptsächlichen Volksanlagen und den zeitlichen wie örtlichen Entwicklungsbedingungen.'

Dehmel ist unter allen den Gefragten einer der Wenigen, der bei Entwicklung des näheren Kulturprogramms nicht nur irgend ein Steckenpferd reitet, wie z. B. Julius Hart seinen ‚Monismus' oder Ferdinand Avenarius seine ‚Ausdrucks-Kultur' oder Friedrich Naumann seinen Sozialliberalismus oder Bertha von Suttner ihren Pazifizismus. Gegenüber diesen kleinen Klubdogmen wirkt Dehmels Idealbild, auch wenn man ihm nicht rundweg zustimmt und einige Wendungen zur gewünschten Versöhnung wenig förderlich findet, doch großzügig und sachbegründet:

‚In Deutschland wird man sich höchstens vielleicht auf das Zugeständnis einigen: wir scheinen eine industrielle Kultur ziemlich hohen Ranges zu schaffen. Aber die Folgerung lautet dann meistens: folglich braucht sie nicht mehr begünstigt zu werden. Und gewisse Idealisten zetern sofort: das ist ja „bloß materielle" Kultur, ist also überhaupt keine, ist „nichts als" Zivilisation! Nun, ich bin selber ein Idealist, allerdings keiner mit fixen Ideen, und eine Grenze zwischen jenen beiden Begriffen läßt sich meines Erachtens durchaus nicht fixieren. Eine Industrie von materiellem Höchstwert ist notwendigerweise zugleich ideell, oder zum mindesten intellektuell, nämlich angewandte Naturwissenschaft; da ist also schon ein Punkt aufgedeckt, wo Zivilisation in Kultur übergeht. Die Industrie ist ferner genötigt, sich wegen ihrer technischen Qualitäten ästhetische Werte anzuzüchten; und die teilen sich dann natürlich dem Volk mit, das ihre Produkte herstellen, vertreiben und verbrauchen hilft. Und daß durch ein gründliches Industriesystem auch allerlei sonstige Disziplin, ökonomische, juristische, hygienische, moralische in der Volksmasse ausgebildet wird, ist ohne weiteres selbstverständlich; Bernard Shaw hat darüber im letzten Akt seiner Komödie „Major Barbara" sehr räsonnabel phantasiert.

Bleibt somit lediglich auszuprobieren, ob in der Tat unsere Industrie — in Arbeitgebern wie Arbeitnehmern — schon so starke Kulturpotenzen umspannt. daß sie die übrigen Machthabergruppen von ihrem Vorzugsrecht überzeugt, z. B. die Herren Agrarier und den nicht minder herrlichen Klerus. Sobald die geistig bedeutendsten Machtgruppen eine dauernde Hebung ihrer Wohlfahrt, sei es direkt oder indirekt, von einer materiellen Tendenz erwarten, schlägt diese bereits ins Ideelle um, in eine sozialpolitische Sympathie aller Stände, die sich bis zu religiöser Ekstase und poetischem Enthusiasmus steigern kann; siehe die Zeit der Kreuzzüge, die aus agrarischen Interessen emporkam. Dergleichen geht meist viel rascher vor sich, als die fixen Idealisten glauben; aber ehe es wieder möglich wird, müssen freilich erst die führenden Geister der einzelnen Berufskreise mehr Fühlung miteinander erlangen, als zur Zeit bei uns vorhanden ist, mehr Achtsamkeit und mehr Verständnis für die gegenseitigen Ergänzungswerte. In-

zwischen hat jedermann im Volk, erst recht aber jeder leitende Mann, das eine zu tun, das immer nottut: seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Bildung predigen kann jeder nichtsnutzigste Nörgler; gute Lehren sind gut, gute Vorbilder besser. Im eignen Beruf etwas Tüchtiges leisten und fremde Tüchtigkeit anerkennen, das ist schließlich die beste Kulturpolitik. Kurz: möglichst wenig davon reden im allgemeinen, möglichst viel im besondern dazu tun!'

Den von Dehmel erhofften Umschlag der materiellen Kultur in die geistige und die einheitliche Fühlungnahme der führenden Geister stellt sich der scharfsinnige Georg Simmel nicht so einfach und selbstwirksam vor. Er unterscheidet in feineren Kontrasten:

,Der Pessimismus, mit dem die Mehrzahl der tieferen Geister den gegenwärtigen Stand der Kultur zu betrachten scheint, hat seinen Grund, so weit ich sehen kann, in dem immer weiter klaffenden Abgrund zwischen der Kultur der Dinge und der der Menschen. Was uns an Geräten und Techniken dient, was sich an Kenntnissen und Künsten, an möglichen Lebensstilen und Interessiertheiten bietet, hat durch die Arbeitsteilung der letzten Jahrhunderte eine unerhörte Vielfältigkeit gewonnen. Allein die Fähigkeit des Individuums, dies Material zu persönlicher Kultivierung zu verwenden, kommt diesem Wachstum nur sehr langsam, und immer weiter hinter ihm zurückbleibend, nach. Wir können all jenes, wie durch ein unaufhaltsames und gegen uns gleichgültiges Schicksal sich Vermehrendes, nicht mehr in unser Sein aufnehmen, es lebt ein rein sachlich entwickeltes Leben für sich, das wir zum allergrößten Teil nicht einmal verstehen können. Was das Griechentum an Politik und Wissenschaft, an Strategie und Genußmöglichkeiten hervorgebracht hatte, das war an Stil einheitlich und an Struktur einfach genug, um von jedem gebildeten Mann einigermaßen begriffen zu werden: er konnte die Summe der objektiven Kultur ohne weiteres zum Aufbau seiner subjektiven verwenden, und so konnten sich beide in jener Harmonie entwickeln, die durch ihre moderne Verselbständigung gegeneinander zerrissen ist. In unserer unsäglich vermannigfachten Kultur schlägt sich das Denken und Können der Individuen in Dauerformen nieder, in denen die Resultate des individuellen Lebens von diesem Leben selbst unabhängig werden; ihre Vielheit entzieht sich schon durch den unvermeidlichen Mangel eines einheitlichen Stiles im Tiefsten der Aneignung durch den einzelnen. Der Subjektivismus des modernen Individuallebens, seine wurzellose Willkür, ist nichts als der Ausdruck dafür, daß diese unabsehbar ausgedehnte, komplizierte, verfeinerte Kultur der Dinge, der Institutionen, der objektiven Gedanken dem einzelnen die innerlich einheitliche Beziehung zu dem Kulturganzen nimmt und ihn wieder auf sich zurückweist. . . .

Es sind nicht irgend welche Kulturinhalte, die uns fehlen, und keine Vermehrung von Wissenschaft und Literatur, von Gütern des politischen Lebens und Kunstwerken, von Verkehrsmitteln und feinen Umgangsformen kann seinem Mangel abhelfen. Wie der Besitz von allebem den Menschen noch keineswegs glücklich macht, so macht er ihn auch noch nicht kultiviert. Kultur vielmehr erscheint mir als die Beziehung der subjektiven, in dem Einheitspunkte des Ich gesammelten seelischen Energien zu dem Reiche der objektiven, historischen oder ideellen Werte. Der

Mensch ist kultiviert, wenn diese objektiven Güter geistiger oder auch äußerlicher Art in seine Persönlichkeit derart eingehen, daß sie sie über das gleichsam natürliche, rein durch sich selbst erreichbare Maß von Vollendung fortschreiten lassen. Weder was wir ganz von uns selbst aus sind, und sei es durch die größte ethische, intellektuelle, religiöse oder sonstige Anlage, noch was uns an Produkten der Arbeit der Menschheit umgibt, und seien es deren überwältigendste Maße und Perfektionen, bedeutet die Höhe der Kultur, sondern die harmonische Vollendung des ersteren durch die befruchtende innere Assimilation des anderen.'

Indem Simmel die von ihm anerkannten überpersönlichen Werte allzusehr auf eine bloße Gegenwartkultur beschränkt, kommt er über eine letzte ,tragische Diskrepanz zwischen der unbegrenzt vermehrbaren objektiven und der nur sehr langsam zu steigernden subjektiven Kultur' nicht hinweg und mündet in ein recht unbestimmtes Programm von Erziehungsreformen aus. In der Forderung einer erzieherischen Tradition geistiger Werte gipfelt auch Karl Lamprechts Gutachten, wobei er als Professor begreiflichermaßen in erster Linie an die Wissenschaft denkt. Aber doch nicht an sie allein. Seine letzte Betrachtung geht vielmehr aus von dem ,Unterschied zwischen Zivilisation und Kultur':

,Zivilisation bedeutet Herrschaft über die leblose Natur und die organische Natur einschließlich der bloßen, fremder Gewalt unterworfenen Physis des Menschen durch äußere, technische, in unserer Zeit vor allem wissenschaftlich-technische Mittel: Kraftkonzentratoren, Kraftumwandler, Arbeits- und Zerstörungs-(Kriegs-)Maschinen usw. Zivilisation in diesem Sinne hat mit Kultur nur indirekt zu tun und kann, individuell und national, bestehen, ohne daß von einem spezifisch hohen Kulturstand Besonderes zu bemerken wäre. Zivilisation in diesem Sinne ist also nicht Gegenstand der Kulturpolitik; und so mag man die lehrmäßige Überlieferung unserer Zivilisation, namentlich auch soweit sie die Kriegskunst betrifft, an fremde Völker ruhig unmöglich machen, insoweit sie den Stand unserer Herrschaft in irgend einer Richtung gefährdet: die Fragen der Kulturpolitik trifft das nicht. Denn Kultur ist etwas anderes, und zwar wie schon eine elementare universalgeschichtliche Erfahrung ergibt, weit Höheres. Kultur bedeutet die spezifische geistige Behauptung der Welt: ist Religion, Kunst, Wissenschaft, insoferne diese der Weltanschauung zustrebt: ist das Unvergängliche, weil unbedingt Traditionsfähige im Leben der Völker: und dadurch das, was letzten Endes Ansehen und Ausschlag gibt im Verlauf der Geschichte.'

Keiner unter den befragten Künstlern — diesen sind bezeichnenderweise weitaus die meisten Stimmen zugebilligt, — Wissenschaftlern und Politikern erkennt die festen geistigen und ethischen Werte, nach denen sie alle sich sehnen, in irgend einer Form als bereits unabänderlich gegeben an. Die meisten erwarten in fast messianischer Verzückung von der Zukunft jene ,schöpferischen Persönlichkeiten', in denen der Zeiten Fülle wieder Gestalt annehmen soll. Eine Geistesstimmung wie die vor einer Religionsgründung zieht durch diese Feuilletonspalten der Frankfurter Zeitung.

Des Christentums gedenkt unter allen befragten Autoritäten ausdrücklich nur einer: Kurd Laßwitz. Und auch dieser versieht den betreffenden Passus seines verwässerten Kantextrakts mit charakteristischen Spitzen:

> ‚Die Einheit der Kultur ist nur möglich auf Grund einer Weltanschauung, die das verstandesmäßige Ergebnis dem allgemeinen Gefühle eines unendlichen Zusammenhangs übermittelt und zu religiöser Vertiefung bringt. Aber dieses religiöse Leben dürfte nicht wieder dogmatische oder kirchliche Formen annehmen, sondern müßte sich auf die innere Wirkung des persönlichen Glaubens beschränken....
>
> Während alle Bestandteile der klassischen Bildung und des Christentums, die erst die moderne Kultur ermöglichten, in dieser als wirkend fortbestehen, würde als Grundlage der Erziehung allmählich die neue Kulturrichtung selbständig treten können. Sie müßte Persönlichkeiten von entsprechender Größe in die Mitte stellen, die uns unmittelbar verständlich und menschlich nahe sind, wie wir sie zum Glück in Goethe und Schiller besitzen.‘

Auch hier also bricht die Hoffnung durch, die neue Kulturschöpfung der kommenden Umwerter aller Werte werde das bisher als Kulturbestandteil noch unentbehrliche Christentum ganz ausschalten.

Gewiß nicht ohne Absicht werden alle Stimmberechtigten dieser Enquête von ihrer Veranstalterin als ‚Kulturkämpfer im neuen Sinn‘ bezeichnet; die ersehnte ‚bewußte Kulturpolitik‘ soll wohl, solange man nicht einig wird in dem, was man will, deutlich wenigstens nach dem orientiert werden, was man nicht will, der Feind in dem kommenden großen Kampf um die Weltanschauung soll markiert werden. Aber das Ergebnis der Rundfrage entspricht offenbar nicht ganz der Erwartung ihrer Veranstalter. Den meisten der erkorenen Vorkämpfer fehlt von vornherein die rechte Kampfbegier und Siegesgewißheit. Die überall durchbrechende Sehnsucht nach festen geistigen und ethischen Werten wird gewiß eher als zur Zerstörung zur endlichen Besinnung führen auf die letzten und höchsten Kulturwerte, die heute gelten wie gestern und immerdar.

E.

**Rundschau**

## Philosophie.

Die Verabsolutierung des Gefühls, wie sie im schroffen Gegensatz zur Philosophie der verstandesstolzen ‚Aufklärung‘ gegen Ende des 18. Jahrhundert von Friedrich Heinrich Jacobi proklamiert wurde, erscheint unserer Generation weit weniger seltsam, als den meisten seiner Zeitgenossen. In der seitdem verflossenen Geistesgeschichte rückblickend und umblickend gewahren wir so zahlreiche Bekenner eines ‚nicht wissenden Wissens‘, eines Ungenügens mit reinen Begriffserkenntnissen, eines Verlangens nach gefühlsinnerlich fundierten, jeder Verstandeskritik entrückten Geisteswerten, daß Jacobi nimmermehr nur noch als ein absonderlicher ‚Reaktionär‘ außerhalb jeder fortschreitenden Entwicklungslinie mißachtet werden kann, sondern zum Rang des Vorläufers nachfolgender Allgemeintendenzen emporgehoben erscheint. Vielleicht ist die Wertung Jacobis als eines ‚Vorläufers der Romantik‘, wie sie ihm jüngst der feinsinnige Schilderer seiner Persönlichkeit und Lehre, Friedrich Alfred Schmid,* zuerkannte, noch zu eng; denn auch die Romantik stellt in dem Entwicklungsgang ästhetischer Weltanschauungen, der vom Geniekult des 18. Jahrhunderts bis zur Lehre vom Uebermenschen und den anderen neuesten Ausprägungen eines unbeschränkten Individualismus führt, nur eine breite vorwiegend literarisch geprägte Episode dar; freilich hat zur Romantik Jacobi durch seine beiden philosophisch-pädagogischen Romane ‚Allwill‘ (1775 f.) und ‚Waldemar‘ (1779) besonders enge Beziehungen, da an diese sich ja ‚Wilhelm Meister‘, das Evangelienbuch der Frühromantik, unmittelbar anschließt. Aber gerade in Jacobi vollzieht sich auch bereits der Umschwung von der poetischen zur eigentlich philosophischen Verfechtung einer ästhetischen Weltansicht. (‚Ueber die Lehre des Spinoza‘ 1785, ‚David Hume über den Glauben‘ 1787 u. a.), soweit man bei der aphoristischen Schreibweise, die er mit seinen Geistesverwandten von Hamann bis Nietzsche teilt, von gedanklichen Begründungen sprechen kann. Ueber eine gewisse unklare Mittelstellung zwischen Poesie und Philosophie können alle derartigen alt- oder neuromantischen Gefühlsdenker nicht hinauskommen, wie sie gerade für Jacobi auch bereits Goethe in dem Satze bezeichnet: ‚Zum Poeten und Philosophen fehlte ihm etwas, um beides zu sein‘.

Die unbestimmten und mehrfach umgeprägten Grundbestandteile der Jacobischen Philosophie in kurzen Worten scharf herauszuheben, ist fast unmöglich. Da bereits von der berufensten Seite, nämlich

* F. H. Jacobi. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seiner Philosophie als Beitrag zu einer Geschichte des modernen Wertproblems. Heidelberg 1908. Carl Winters Verlag. Brosch. Mk. 8.—.

von F. A. Schmid selbst, im Augustheft 1905 des Hochland eine ausführliche Skizze seiner nunmehrigen Gesamtdarstellung geboten wurde, genügt es hier durch Hervorhebung einiger charakteristischen Einzelheiten wieder die Aufmerksamkeit auf das Ganze zu lenken.

Im Gegensatz zu aller wissenschaftlichen Begriffsmetaphysik, als deren ausgeprägtester Typus ihm Spinoza gilt, will Jacobi jedes menschliche Erfassen einer jenseitigen Welt gänzlich auf ein besonderes höheres Wahrnehmungsvermögen zurückführen, das er zuerst im Anschluß an die Mystiker als den ‚Sinn', später in teilweiser Annäherung an Kant als ‚Vernunft' (Vermögen der Ideen im Unterschied vom Verstand) benennt, dessen wahrste Natur aber durch den auch von ihm gebrauchten Ausdruck ‚Ahnung' oder religiöser Gefühlsglaube bezeichnet ist. Jede bestimmtere Gottesvorstellung und gar jede Offenbarungsgläubigkeit lehnt Jacobi durchaus ab; zum Christentum bekennt er sich nur im Sinne eines reinpersönlichen Mystizismus, der Wahl- und Charaktersache jedes einzelnen bleibt. ‚Wer das Genie der Liebe hat, der glaubt notwendig an Gott, an Vorsehung, an Unsterblichkeit. Der Same dieser Begeisternng ist in allen Herzen. Wo er unter den Menschen nicht mehr aufginge, ganz stürbe, würde alles wüst werden, lauter Tod sein. Das kann nie geschehen.' Das dem Menschen ursprünglich durch ‚Eingebung' innewohnende Gefühl des Ueberirdischen glaubt Jacobi dadurch der Naturhaftigkeit aller genialen Geistesbetätigung noch näher zu rücken, daß er es mit dem Instinkt der Tiere in unmittelbare Parallele stellt. ‚Auch im Tiere ist Weissagung, und nur eine höhere im Menschen. Jenes weiß, sucht und findet die ihm noch unsichtbare Nahrung; dieser ebenso ein unsichtbares, das er auch nicht kennt und nur im Bedürfnis weiß'. Selbst daß dieses seelische Bedürfnis, im Sinne von Kants Postulaten der praktischen Vernunft, auf sittlicher Denknotwendigkeit beruht, erkennt Jacobi nicht an; für ihn gibt es ebenso wenig eine wissenschaftliche Ethik als eine wissenschaftliche Metaphysik. Auch hier ist ein sittlicher Urtrieb, eine jedem Menschen ursprünglich innewohnende Anlage zum sittlichen Genie, zum Heiligen und Helden, das allein eigentliche treibende und bestimmende. Von Kants Pflichtbegriff will Jacobi den Trieb zur Tugend ebenso unabhängig wissen, als von jeder Gier nach Glückseligkeit. Die ‚Tugendliebe' ist sich selbst Zweck und oberster Richter in allen Fragen des Ethischen ist darum nirgends der auf allgemeinverbindliche Normen gerichtete Verstand, sondern die geniale Persönlichkeit. Das Sittengesetz ist das Werk des sittlichen Genies, nicht seine Aufgabe. ‚Mir ist Personalität', schreibt Jacobi an Lavater, ‚Alpha und Omega. Wer Persönlichkeit in meinem Sinne nicht gelten läßt, der kann auch meine Philosophie nicht gelten lassen, ich bin kein Mann für ihn, meine Lehre ist keine Lehre für ihn.'

Ein so ausgesprochener Individualismus konnte von Jacobis früh- und spätromantischen Nachfahren wohl im einzelnen, aber nicht mehr im Prinzip übertroffen werden, und bereits auf ihn trifft das Wort zu, das schließlich Nietzsche auf sich selber münzte: ‚Dieser Denker braucht keinen, der ihn widerlegt; denn er widerlegt sich selbst'. Besonders die Religionsphilosophie Jacobis trägt, wie es ihre geschichtliche Fortentwicklung erwiesen hat, den Keim der Selbstauflösung in sich; Zeller hat dies in seiner Geschichte der deutschen Philosophie bereits deutlicher hervorgehoben als Schmid. Elemente von bleibenderem positiven Wert finden sich vor allem in Jacobis Ethik und deren Auseinandersetzung mit der begrifflichen Starrheit des Kantschen Autonomismus. Wo sich Jacobi seines Gegensatzes zu der kritischen und speziell der spinozistischen Art des Philosophierens am klarsten bewußt wurde, da schwebte ihm zugleich auch am

deutlichsten als sein eigenes Ideal der Platonismus vor. Aber auch hier blieb Jacobi bei der gefühlsmäßigen Ahnung des rechten Weges stehen, ohne ihn selbst zu beschreiten.

Dr. Max Ettlinger.

Wissenschaftsfeindliche Konsequenzen des Materialismus. Während gegen materialistische Wissenschaftsverflachung jetzt schon in sehr viel energischerer Weise gekämpft wird als es früher der Fall war, treten auch wieder und wieder retrospektive Gedankenentwicklungen auf, die nur auf dem Standpunkte des extremsten Materialismus Sinn haben, ob sie gleich im einzelnen manchen brauchbaren Fingerzeig enthalten mögen. Als eine solche Leistung ist ein jüngst erschienenes Buch von Walter Pollack zu betrachten*. Für seine methodologische Grundlehre hat Pollack den Namen ‚Hypothetischer Perspektivismus‘ erfunden, der besagen will, daß alle Leistungen der Wissenschaft, wenigstens bisher, einen hypothetischen Charakter tragen. Die Wissenschaft ist nichts als eine Kombination von Gesichtspunkten, Perspektiven. Ihr Zweck ist nicht, wie man bislang glaubte, Wahrheit zu finden, sondern die Erfüllung des im Menschen nun einmal liegenden forschenden Betätigungstriebes. Ob es überhaupt so etwas wie eine objektive Wahrheit gibt, wer kann das sagen? Möglich ist es ja, aber nicht gewiß. Wenn aus den unendlichen Möglichkeiten durch immer mannigfaltigere Kombination von Gesichtspunkten wissenschaftlich wertvolle gefunden werden sollen, so ist als methodische Grundlage unbedingt ein hypothetischer Perspektivismus notwendig. Die Anerkennung einer Wahrheit oder Tatsache würde den Forschungsbetrieb viel zu sehr einengen. Die Evidenz oder das Evidenzgefühl, der letzte Ankergrund aller Gewißheit, wie Sigwart sagt, wird für Pollack im wissenschaftlichen Forschen nicht nahezu, sondern völlig wertlos. Aber wie soll dann die Möglichkeit einer objektiven Wahrheit, die auch Pollack noch als eventuelles Wissenschaftsziel gelten läßt, ihre Funktion üben können, den Forscher diesseits eines sterilen Skeptizismus zu halten? Wenn die einsichtige Notwendigkeit entwertet ist, was soll dann noch über sie hinaus gefunden werden können, das für eine auch nur eventuell existierende Wahrheit einsteht? Mit der Evidenz verschwindet auch die eventuelle Möglichkeit einer Wahrheitserkenntnis, der Wissenschaft wird alle Aussicht verrannt, jeder Sinn entzogen. Dann fällt auch der wissenschaftliche Wertgegensatz ‚wahr und falsch‘ weg, möglicherweise haben beide denselben Wert, wie ja auch Nietzsche, den Pollack als Schutzzeugen anruft, deutlich ausspricht: ‚Ob nicht die Lüge etwas Göttliches ist, ob nicht der Wert aller Dinge darin beruht, daß sie falsch sind?‘ Welchen Sinn hat es dann noch, irgend etwas zu behaupten? Man sieht, das Buch Pollacks wie manche andere, obzwar aus wissenschaftlicher Fortführungslust geboren, hat nur den negativen Wert zu zeigen, wie Überspannung der wissenschaftlichen Freiheit und überhaupt aller notwendigen Voraussetzungen des Forschens, indem sie die Wissenschaft sinnlos macht, sich selbst ad absurdum führt. Und so ist es mit jedem Irrtum, wenn er auch in einer Zeit als höchste Errungenschaft gefeiert wird. Die Wahrheit geht einmal still als Siegerin hervor, der Irrtum führt sich immer einmal selbst ad absurdum.

Dr. Karl Adolph.

* Über die philosophischen Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung, als Beitrag zu einer Methodenpolitik. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 2,50. geb. M. 3,50.

## Literatur.

Francis Marion Crawford †. Zwei Dichter der angelsächsischen Sprache haben in dieser Frühlingszeit Abschied genommen und ruhen nun beide an den Stätten, die sie am meisten geliebt. Swinburne, den Briten mit der ungestill-

ten Sehnsucht nach der versunkenen hellenischen Welt haben sie auf der Insel Wight bestattet, unfern des Meeres, dem so viele seiner Hymnen gegolten. Marion Crawford ruht in Sorrent, an der sonnigen Küste, die ihm zur zweiten Heimat geworden.

Solches scheint eine Eigentümlichkeit der amerikanischen Nation, daß sie sich auf fremdem Boden ein Heim schaffen kann, vielleicht weil sich das Volk der freien Bürger aus so vielen Rassen zusammengeschweißt hat und in den einzelnen Individuen nun bei der Berührung mit andern Kulturen unbewußt Heimatsgefühle erwachen, die möglicherweise durch eine um Generationen zurückliegende Stammesverwandschaft zu erklären sein dürften. — Zu Crawford, dem als Sohn eines Bildhauers die künstlerische Tradition der latinischen Erde schon im zarten Alter vertraut werden mußte, redete Italien zunächst als sein wirkliches Geburtsland; und zwar war diese Stimme so mächtig, daß der Weltwanderer der späteren Jahre nach seiner in Amerika, England und Süddeutschland verlebten Studienzeit, nach ereignisreichen journalistischen Lehrjahren in Indien immer wieder nach Italien zurückkehrte. Und wenn die indischen Eindrücke in seinem Erstlingswerk ‚Mr. Isaacs'* und später in dem phantastischen Roman ‚Zoroaster' wiederklangen, wenn er sich vorübergehend wie in ‚Katharine Landerdale' amerikanischen Verhältnissen zuwandte, in ‚A Cigarette-Maker's Romance' u. ‚Greifenstein' nach Deutschland hinüberschweifte, so verlegte er doch von seinem dreißigsten Lebensjahre an den Schauplatz seiner Romane vornehmlich nach Italien. Sein künstlerisches Ziel war bescheiden: Er bezweckte nicht mehr, als seine Leser angenehm zu unterhalten, wie er selbst es mehrfach ausgesprochen hat. Doch da ihn Talent und Neigung auf das historische Gebiet verwiesen, da es ihn lockte, den Schicksalen der romantischen Charaktere nachzugehen und ihr Wachsen und Werden aus ihrer Zeit heraus zu erklären, so nötigte ihn schon das weite Bereich seines schriftstellerischen Werks zu umfassenden kulturgeschichtlichen Studien. So hat er sich mit allen Phasen der Entwicklungsgeschichte Italiens vertraut gemacht, von den Tagen, wo Mythe und Geschichte nebelhaft ineinander verschwammen, bis zu den Umwälzungen, die aus dem Zentrum des Kirchenstaates die Metropole des Königreiches schufen. Die Ereignisse der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat er in der vortrefflichen Saracinesca-Serie sehr eingehend und interessant geschildert. Zwar bildet das Geschichtliche nur den belebten Hintergrund, denn Crawford hat einen viel zu scharfen Blick für die Gesamtheit der Lebenserscheinungen, um in der errinnerungsreichen Örtlichkeit mehr als Kulisse zu sehen, eine rein äußerliche Umrahmung, bei der der Erzähler keinesfalls zu lange verweilen darf, da es nicht Zweck des Romans sein kann, einen Baedeker unentbehrlich zu machen. Vor diesen lebendigen Hintergrund mit seiner nur skizzierten landschaftlichen Umrahmung stellt Crawford seine großzügigen, mit einem Blick auf das Typische des Zeitabschnitts ausgewählten Charaktere. In ihrem Verkehr miteinander, in ihrem Verhalten gegenüber den politischen Geschehnissen übermitteln sie dem Leser einen klaren Begriff der damaligen Gesellschaft und sind in ihrer Art ebenso lebenstreu, wie die rein historischen Aufzeichnungen, auf denen sie ruhen. Bisweilen freilich verführt das Ziel der Sittenschilderung in der einzelnen Persönlichkeit den Erzähler zu Verallgemeinerungen, die scharf Individualisiertes wieder zu verwischen scheinen, besonders in den späteren Werken. Doch findet sich in solchen Einschiebungen so manche glücklich treffende Definition, so daß man sie auch da nicht

* Sämtliche hier aufgeführten Romane Crawfords erschienen bei Tauchnitz, Leipzig.

missen möchte, wo sie vom konstruktiven Standpunkt entbehrlich wären.

Am glücklichsten abgewogen scheinen Handlung und Reflexion in den Romanen der Saracinescaserie. Während sich die ersten beiden, ,Saracinesca' und ,Sant' Ilario' fast ausschließlich mit der Familiengeschichte des römischen Fürstengeschlechts zu beschäftigen scheinen, fügt sich dieser doch in kleinen Abzweigungen eine sich ganz von selbst ergebende Charakteristik des Wandels der Zeit ein. Dem Fürsten Sant' Ilario als treuem Anhänger des Papstes ist die politische Karriere verschlossen; er muß sich auf die Verwaltung seines Landbesitzes beschränken, eine Tätigkeit, die seine Fähigkeiten nicht voll beschäftigt, mit der er sich aber resigniert abfindet. Seine Söhne sind schon unzufriedener. Don Orsino sucht sich einen Beruf, der freilich seinem Ehrgeiz nicht Genüge tut und ihn obendrein in die Bauspekulationen der aufstrebenden Residenzstadt, des königlichen Rom verwickelt. Der Marchese San Giacinto, der zum Gastwirt herabgesunkene Sprößling der Nebenlinie, der in die überfeinerte römische Aristokratie den frischen Wind eines kraftvollen, im täglichen Kampf um die Existenz gehärteten Volkstums hineinträgt, steht als Vermittler zwischen der alten und der neuen Welt. Er weiß sich durchzusetzen, sogar gegen die Maffia, mit der im letzten Buch ,Corleone' ein neues Motiv hinzutritt, das Crawford aber auch nur als malerischen Hintergrund verwendet.

Oft noch hat Crawford die Spuren verfolgt, die auf latinischer Erde die drei Reiche der Kulturwelt, das alte Rom, die Renaissance und die Gegenwart miteinander verbinden. Da ragt in den Träumen einer sensitiven Aristokratie die Kaiserzeit in die moderne Welt hinein (,Cecilia') oder die Wasserläufe des unterirdischen Rom begleiten die abenteuerliche Geschichte, ,The Heart of Rome' genannt, worin erzählt wird, wie die modernen Schatzgräber das Labyrinth der Katakomben nach verborgenen Kunstwerken durchforschen. Das mittelalterliche Venedig und die Künstlergilde von Murano wird lebendig in der anmutigen Liebesgeschichte von ,Marietta' und ihrem getreuen Zorzi und auf einem alten Kastell über der Sireneninsel begegnen sich die Unsterblichen vergangener Jahrhunderte und tauschen ihre Erinnerungen und Erfahrungen. (,With the Immortals.')

Dies letztgenannte Büchlein nimmt eine Sonderstellung ein; es ist mehr essayistische Plauderei als Roman. Daneben hat sich Crawford auch mehrfach auf dem Gebiet des Abenteuerromans betätigt, z. B. in der mit ,Soprano' beginnenden Serie Künstlerromane und in dem letzten halbgeschichtlichen ,Arethusa', der Konstantinopel vor der türkischen Eroberung schildert.

Gelegentliche Abstecher zur historischen Skizze hinüber lassen uns in Crawfords Werkstatt hineinschauen: drei schön ausgestattete Werke: ,Ave Roma Immortalis'. — ,The rulers of the South: Sicily, Calabria, Malta' und ,Gleanings from Venetian History' (Macmillan, London) bieten eine ansprechende Lektüre, wenngleich der Geschichtsforscher sie ob ihrer Mischung des Unterhaltlichen und Wissenschaftlichen leicht bewerten wird. Doch entbehren sie stellenweise der Grazie, die Crawfords Romane so anziehend und ihre Lektüre in Stunden der Abspannung zu einer wirklichen Erholung macht. Keine Dissonanz, die nicht ihre Lösung fände, alles harmonisch getönt und doch dramatisch genug, um zu fesseln und festzuhalten. Der so schrieb, hatte Freude am Fabulieren bis in sein Alter hinein und diese Lust des Dichters an seinem Werk teilt sich dem Leser mit. So werden viele von Crawfords Freunden dem Manne nachtrauern, über dessen Erzählungen sie so manche graue Stunde vergessen konnten.

B. da Prilipp.

Ein Roman aus dem Sturmjahr 1848, der noch idyllisch in der Metternichzeit beginnt und seinen dramatischen Höhepunkt in den März- und Oktobertagen erreicht, ist Emil Ertls letztes Werk. Er bildet nicht eigentlich nach inneren Problemen, wohl aber in seiner losen Anknüpfung an die ‚Leute vom blauen Guguckshaus', die noch in die neue Generation hineinleben, und noch mehr in der geschichtlichen Weiterführung des Milieus, der Altwiener Stadtgeschichte, eine Fortsetzung dieses ersten Romans. Das Milieu selbst wird zum Träger der Handlung und der Ideen. Und in der Tat ist die Stadt- und Bürgergeschichte des 19. Jahrhunderts zumal in jenen gärenden Jahren dazu ganz geschaffen, wo die mit der neuen Zeit reif gewordenen Gedanken in der Allgemeinheit aller Volksschichten kräftig Wurzel faßten und sich das politische und soziale Antlitz der Gegenwart nicht ohne krampfhafte Zuckungen formte. Diese politischen und sozialen Kämpfe hat Ertl mit der Geschichte einer Wiener Seidenweberfirma eng verflochten und so den städtischen Ereignissen persönliche Reflexe, den Zeitideen indivuell verschiedene Gestaltung und die sittliche Klärung gegeben, die schon der Titel andeutet ‚Freiheit, die ich meine.'*

Alle Klänge des Wortes Freiheit vereinigen sich zu dem Sturmgeläute, das in den März- und Oktobertagen eine neue politische Gesellschaftsform einläutete. Das Schlagwort wirft seine Wellen in die studentische Jugend, wo es politisch, national und edelmenschlich ausgelegt wird und sich in reinster unpraktischer Begeisterung im mutigen Straßenkampf bewährt. Während uns ein Teil der studentischen Nachkommenschaft diese heute noch spukenden aber immer mehr in bloßer Theorie erblaßten Freiheitsideale in Mißkredit gebracht hat, geht der Drang nach sozialer Befreiung tiefer ans Mark des Lebens. Wenn die Freiheitswellen bei der Jugend hoch aufspritzten, so wühlten sie bei den Arbeitern in die Tiefe und wühlten aus dem Grunde das Proletariat herauf. Beide, die Wolkenkämme und die Grundwellen haben in das vorher so friedliche Heim und die klappernde Weberwerkstätte der Leodolter hineingebrandet und beide haben Opfer gefordert. Ferdl, der junge Student und Freiheitsheld, der sich durch sein reines Ideal zu weit hatte fortreißen lassen, wird standrechtlich erschossen, erst nach beendeten Kämpfen; und die Arbeiterrevolte läßt das Leodolterische Geschäftshaus in seinen Grundfesten erzittern und macht den Onkel Muschir, das energische Oberhaupt der Geschwisterfamilie, mürbe und schaffensmüde; sein kleiner Sohn Görgi, der jüngste Stammhalter der Firma, war in der brennenden Fabrik umgekommen. Diese fortschrittliche Fabrikantennatur, die erfinderisch mit technischen Neuerungen und Maschinen den Übergang von der patriarchalischen Hauswirtschaft zum Fabrikbetrieb förderte und in Hinsicht auf alte Arbeiterinvaliden zu rasch vollzog, mußte dem Kampf um die neue Ordnung dieses unschuldigste Opfer bringen. Auch Petz, der Bruder Muschirs und die künstlerische Hand des Geschäfts, in dem die bürgerliche Sehnsucht nach Freiheit und Erlösung von bureaukratischer Bevormundung einen schwärmerischen Fürsprecher hatte, überlebte das Sturmjahr und seine Früchte nicht ganz; ein gütiges Schicksal ersparte dem Idealisten den Schmerz über die Hinrichtung seines einen Sohnes Ferdl, aber den Zweifel, ob nicht die goldene Volksfreiheit nach dem Aussehen, das sie in Wirklichkeit annahm, ein Phantom sei, hatte es ihm mitgegeben. Doch durfte das feste Vertrauen auf seinen anderen Sohn Poldi sein Sterben leicht machen. In Poldi ist der Begriff der Freiheit am edelsten verkörpert: sittliches Pflichtbewußtsein und unaufdringliche Sorge für das Wohl der Angehörigen sowie der Allgemeinheit, soweit sie immer

* Leipzig, L. Staackmann, brosch. M. 6.—, gebd. M. 7.50.

zum persönlichen Wirkungskreis Beziehung hat. In seinen Händen ist schließlich die Zukunft der Leobolterischen Seidenfirma gut aufgehoben. Indem Poldi des Barons Auenwald Tochter Else zur Braut gewinnt, erhält das schlimme und tragische Verhängnis in dieser adeligen Familie, zu dessen Lösung Ferdl durch Tötung des Sohnes Bela im Kampfe gewaltsam beigetragen hatte, einen versöhnlichen Ausgang.

So ist es immer wieder das vieldeutige Wort Freiheit, das ausgesprochen wird im Straßentumult und am Familienеßtisch, in der Studentenkneipe und vom Erziehermund, in politischer, sozialer und persönlicher Anwendung, bitterernst und humorvoll. Es ist charakterbildend und lebenzerstörend, die glänzende Sonne einer neuen Zeit und das stille innere Leuchten, das schon immer in der Welt war. Unter der studentischen Schwarmgeisterei für wissenschaftliche Glaubens- und Gewissensfreiheit leckt wie unter wallendem Rauch hie und da die Flamme der Charbonnerie und geistigen Anarchie hervor. Dazu kommt noch manch besondere Betonung für Österreich. Das österreichische Rassenproblem reckt sich unter dem Lockwort von der nationalen Selbständigkeit wie eine vielköpfige Hydra empor. Einen merkwürdigen Vertreter hat die Preßfreiheit in dem Zensurbeamten und Journalisten Mießrigel gefunden. Wenn dieser nicht ein so persönlich sonderlicher Kauz wäre, könnte er als die vorbedeutsame Verkörperung des zwiespältigen Wesens der Presse gelten.

Die Zeichnung persönlicher, vielfach etwas sonderlicher, indes doch nicht komplizierter Naturen ist eine besondere Stärke, um nicht zu sagen Liebhaberei Ertls. Allein die vielköpfige Geschwisterfamilie der Leobolter hat deren eine ganze Reihe: den mehr engdenkenden Geschäftsmann Muschir, der die freiheitlichen Träume für ‚Extremitäten' erklärte und in seine späte Ehe mit der stillen zarten Julie Patruban die sorgliche Liebe, aber nicht das feine Verstehen mitbrachte, den stillen künstlerischen aber für das Wehen der großen Zeit begeisterten Petz, die männlich kaufmännische Sephine, die hausmütterlich wirtschaftliche Michaela, die feinsinnige kränkliche Bethi, die frauliche Cajetana, die mit ihrem Gatten Beywald mitten in den Stürmen eine Oase voll Kindersegens ausbaut, die extravagante Susanne, die mit ihrem demokratischen Amerikanergemahl in die neue Welt geht, wo er selber, der vorher so schüchterne Hauslehrer Schinackel erst als Seifensieder Selbständigkeit gelernt hatte, zuletzt den jüngsten Bruder Edi, den weichlichen Bummler, der aber den Zwang, für die Stadt zu kämpfen und zu sterben, ohne Widerrede auf sich nahm; schließlich im Mittelpunkt der Familie und der Geschehnisse, die beiden Buben von Petz, der treue Poldi und der feurige Ferdl. Wie zwei wüchsige Bäumchen stehen sie in dem Garten, den der Dichter um sie anlegt. Das eine bricht der Sturm, das andere erstarkt zum wackeren Stamme.

Es ist ein idyllischer Garten, den der Dichter angelegt hat, keine dem Sturme weit offene Landschaft. Das Sturmjahr läuft als ein ruhiger Fluß hindurch, der, wenn er auch immer wieder zum reißenden Strom anschwellen will, durch lauschige Buchten und freundliche Inseln aufgehalten, geteilt und geglättet wird. Die Kämpfe brechen sich in der Familie vielverästelt, verfeinert und verkleinert. Auch der Erzählerton ist ein episch-lyrischer. Die tieferen grundstürzenden Kräfte der Zeit bleiben fast ganz unter der Oberfläche und machen nur den Boden erzittern, der sich hie und da öffnet, die Opfer hinabzuholen. Wie die Wucht des Geschehens gedämpft ist, so sind auch die einzelnen Ereignisse gemildert. Zwar begeht der Pöbel Untaten, aber der einzelne daraus wird doch weich und ist hilfbereit wie beim Löschen der angezündeten Fabrik. Wenn wir bei einer

Besprechung von Ertls früheren Werken geurteilt haben, daß der Dichter seinen Stoff noch nicht ganz in der Hand habe, so können wir dies Urteil vor diesem neuen mehr abgewogenen, aber gleichartigen Roman dahin abändern, daß es Ertls dichterische Eigenart ist, sich in seinen Stoff wie in eine alte Familiengeschichte zu versenken, jeden Brief darin und jede gepreßte Blume gleich liebevoll zu beschauen. Indes bleibt er nicht bei dem Gefühle stehen, sondern erlebt die ganze Lebensführung der Großeltern kräftig nachschaffend mit. Nur eben weniger als ein herber Gestalter und Rätseldenker denn als ein harmonisch Mitlebender. Wie er sich etwa nur in die Technik der Weberei verliert, in die alten und neuen Stühle, und nicht müde wird, den Leser davon zu unterhalten! Seine Erzählart ist selber wie ein feines geblümeltes Seidengewebe aus der Biedermeierzeit. Es ist merkwürdig, daß sich in Österreich nicht nur bei Ertl diese etwas gegenwartsflüchtige rückwärtsgewandte, mit Waldmüller und Danhauser liebäugelnde Art der Poesie findet. Auch der eben im ‚Hochland' erscheinende Roman ‚Amsel Wunderlich' von Joseph August Lux gemahnt daran.

Konrad Weiß.

## Theater.

Berliner Theater. Gerhart Hauptmann hat mit der Aufführung seiner ‚Griselda', einem Schauspiel in 9 Szenen, der langen Reihe seiner Mißerfolge einen weiteren angefügt. Zwar glich der Premièrenabend äußerlich keinem Durchfall, und dennoch wurde das Stück von dem einsichtigen Teil der Zuschauer rundweg abgelehnt. Es zeigt schärfer als irgend eine seiner früheren Bühnendichtungen den inneren Zerfall des Dichters, seine fortschreitende mangelnde Fähigkeit der geistigen Durchdringung und Gestaltung eines Stoffes, wie die dramatische Kunst sie verlangt. In diesem Falle übernahm er die schon vor ihm und zuletzt von Friedrich Halm dramatisierte Legende des Boccaccio, ließ sie örtlich und zeitlich auf italienischem Boden, verpflanzte sie geistig aber in seine schlesische Heimat. Dadurch gelangt schon ein eigenartig Zwitterhaftes in den Stoff, der als Ursache bei der unzureichenden Durchführung der Charaktere von Anbeginn mitgewirkt haben mag. Der Vorhang geht hoch, und wir schauen in die Szenerie eines scheinbar schlesischen Bauerngehöftes, jedenfalls erweckt das Bauliche, das Inventar und vor allem Erscheinung und Redeweise seiner Besitzer die Illusion in uns, während wir uns im stillen verwundern, im Hintergrunde auf einer Kulisse die schlanken, dunklen Schäfte einiger Zypressen zu erkennen. Doch dies kommt nicht recht ins Bewußtsein, da im Vordergrunde der alte Helmbrecht seine Sense dengelt und schlesische Redensarten in seinen Bart kaut, seine Tochter, eine vor innerer Kraft wie geladene Kuhmagd, damit beschäftigt ist, einen Heubund, der ihr nicht parieren will, zu malträtieren, in einem Zorn, der uns grundlos erscheint, auf der Bühne aber nach altem Muster Volkstümlichkeit und verhaltene Kraft ausdrücken soll. Im Verlauf gesellt sich dieser Gruppe ein Dritter bei, den wir seines lümmelhaften Benehmens wegen (einige wollten darin einen Augenblick zum eigenen Enttäuschen die Kraft eines Petruchio wittern) für einen verbummelten Forstadjunkten halten möchten. In der zweiten Szene, die zu unserem nicht geringen Erstaunen auf einem lombardischen Schlosse spielt, dessen Insassen einen kräftigen Jargon pflegen, entpuppt sich der lieberliche Forstadjunkt als der erbberechtigte Graf Ulrich, von Herrn Albert Bassermann, der Hauptstütze des Lessingtheaters, in salopper pfälzischer Mundart und Bewegungen gespielt, die zu der nun von ihm vorgetragenen Lebensphilosophie in keinerlei Zusammenhang stehen; wohl aber zu der unerwarteten, gänzlich unmotivierten Waschlappigkeit seines Hysteriker-Charakters, den Gerhart

Hauptmann im folgenden entwickelt. Der erbberechtigte Graf Ulrich, der mit einer Mistgabel in der Hand und Zoten auf den Lippen das Schloß betritt, erklärt den Seinen (zum wievielten Male wissen wir natürlich nicht), daß er nicht heiraten wolle, sie also auf einen Stammbaumhalter verzichten müßten; es sei denn, er dürfte eine heimbringen, die eine Tracht Prügel vertragen und austeilen könnte; er denkt an seine weizenblonde Kuhmagd, die er kurz vorher vergewaltigte in ihres Vaters eigenem Hause.

Bis dahin scheint dem willigen Zuschauer der Wert des Stückes fragwürdig und unentschieden. Das folgende Bild weckt neue Hoffnung in ihm. Der Grafensproß mit der Mistgabel, der ein Kraftmensch sein möchte, versammelte die Kavaliere und Komtessen des Schlosses auf dem Bauernhof des Vater Helmbrecht, wo die schöne Griselda gerade im Apfelbaume sitzt, die Früchte zu brechen. Das Bild, das sich entwickelt, der Dialog, der sich entspannt, sind lebendig und pikant, voll Witz und Laune, voll amüsanter Gegensätze; des Dichters wärmste Fähigkeiten sind hier für einen Augenblick erwacht. Sie besteht die Probe, indem keiner sich ihr zu nahen vermag; er bewältigte sie (nachdem er sie vorher schon vergewaltigt hat), indem er ihr das Schlachtmesser, mit dem sie jeden der Kavaliere, der ihr einen Kuß rauben sollte, sich vom Halse hielt, entwindet, und führt sie als Braut heim. Die nächste Szene, das Bild nach der Trauung, enthüllt in grellem Gegensatz hiezu das künstlerische Unvermögen des Dichters, den aufgegriffenen seelischen Konflikt glaubhaft durchzuführen. Griselda steigt in Samt und Seide die Treppen des Schlosses herab und spricht den umstehenden Kavalieren und Komtessen plötzlich in gebildetstem Hochdeutsch schlesische Volksweisheiten zu und zeigt sich auf Wunsch des Gatten ihnen überlegen dadurch, daß sie mit der Sense umzugehen weiß, recht zart und sentimental nun, die vorher nach Kuhstall Duftende, unter deren Tritt kein Gras wuchs, und dadurch, daß sie die Sämereien zu unterscheiden vermag. Und diese Prinzessen-Allüren und Prinzessen-Redeweise hält sie nun bei, auch als der alte Vater sie im Schloß zu besuchen wagt — mit Täubchen und frischen Eiern, wie auf einem alten Madonnenbild — um sich, ohne den Widerspruch seiner Tochter zu sehen, von dem nun schon eifersüchtigen Gatten davonjagen zu lassen. Denn aus dem Grafensproß mit der Mistgabel, dem kein Gartenzaun zu hoch war, einer Dirne nachzusteigen, ist nun ein weinerlicher Hysteriker geworden, der eifersüchtig wacht auf jeden, der in sein Gehege kommt, am meisten aber auf das zu erwartende Kind. Und in geradezu kindischer Weise sehen wir ihn die Wehen der Niederkunft Griseldas durchmachen, sechs Mann müssen ihn halten, während die einstige Kuhmagd niederkommt, deren und deren Gatten renommistischer Wunsch es doch war, auf den dürren Blättern des Waldes ohne Beistand sich selbst zu entbinden. Das Kind wird der Mutter genommen und heimlich beiseite geschafft; Graf Ulrich treibt sich wie ein krankes Tier wieder in den Wäldern umher. Da entschließt sich Griselda, aus ihrer Einsamkeit heraus das Schloß zu verlassen, und beginnt nun wieder seltsame Philosophien in derber Volksmundart, die sie doch an dem ganzen, einer unglücklichen Dichterphantasie ohne jeden Lebensgehalt entsprungenen Geschick unschuldig ist, etwa so: dieses Haus ist durch mich geschändet, ich bin zu Unrecht erhöht worden, nie wieder kehre ich hierhin zurück, es sei denn um die Stufen der Treppe als Magd zu reinigen. Bei diesen seltsamen Worten möchte man, so gewaltsam es scheinen mag, wie auch schon bei einigen, die Griselda nach der Trauung sprach, an des Dichters unglücklichen Lebensgang und an seine Beziehungen zum Lessing-Theater selbst denken, ihnen so symbolische Bedeutung

beimessend, wie eine ähnliche aus der ‚Versunkenen Glocke' herauszulesen war. Wir wissen nicht, ob des Dichters Absicht darin lag, aber unmöglich wäre es nicht; denn zu Unrecht ist er erhöht worden, vermochte den Ruhm nicht zu tragen, und es wäre schon denkbar, daß er nach den vielen schwachen Stücken sich vorgenommen habe, nicht wieder in das Lessing-Theater zu ziehen, es sei denn mit einem Werk der Selbstreinigung. Leider ist Griselda dieses Werk nicht, so sehr manches von des Dichters alter Empfindungskraft in ihm aufblüht. Aber die intellektuelle Kraft reicht nicht aus, und so wird es wohl mit Hauptmanns ferneren Versuchen gehen wie mit Griseldas gutem Vorsatz; sie erscheint im Schloß, wütet mit dem Scheuerlappen auf den Marmorstufen umher; er kommt, ein Blick, ein Kuß, und alles schließt in Rührung: Ist es der Direktor Brahm, der nur zu winken braucht, und Gerhart Hauptmann ist wieder zur Stelle, nachdem er nach dem letzten Mißerfolg sich gelobt hatte, drei Jahre lang kein Stück spielen zu lassen?

Gerhart Hauptmann sollte, um sich über den wahren Wert seiner heutigen Leistungen klar zu werden, ein solches Stück einmal anonym spielen lassen, anonym dem Theaterdirektor einreichen. Da könnte er etwas erleben. So muß der alte Glanz des Namens immer wieder herhalten, die Blößen zu decken. Es bedeutet aber eine Verlotterung des öffentlichen Gewissens, gegen derartige heutige Machwerke nicht aufs schärfste zu protestieren, oder dem Dichter gar zuzujubeln, wenn er am Schluß vor dem Vorhang erscheint. Der Berliner Liberalismus ist sehr nachsichtig, wir haben ihm für unsere Kultur deshalb nichts zu danken. Die Freunde des Dichters, Mitglieder dieses links-liberalen Kreises, fanden die einstimmige Ablehnung von seiten der Kritik roh, weil der Dichter früher doch so gutes geleistet habe und ein so feiner Mensch sei und deshalb Schonung verdiene. Wir zweifeln nicht, daß Gerhart Hauptmann ein feiner Mensch ist, aber als solcher muß er den Takt besitzen, mit seinen schlechten Stücken zu Hause zu bleiben und nicht fortfahren wollen, im Tiergartenviertel ein großer Mann zu sein. Ein trauriges Kapitel unserer Zeit, solches Verlangen!

Rudolf Klein.

Wiener Theater. Das heurige Spieljahr hat mit großen Versprechungen eingesetzt; neue Theater, neue literarische Unternehmungen u. dgl. sollten entstehen. Die Sprechbühnen wurden aber nur durch die ‚Neue Wiener Bühne', das umgestaltete Danzer'sche Orpheum, vermehrt, das durch einige Zugstücke — ‚le roi', ‚la femme nue' —, ein brauchbares Ensemble gute Geschäfte machte. Ich darf heute auch schon über die Tätigkeit der alten Bühnen ein abschließendes Urteil geben. Denn die Neuaufführungen der letzten Spielwochen sind nur bedeutungslose Lückenbüßer, Gefälligkeiten gegen angestammte Autoren und gegen Liebhabereien von Schauspielern; so die Aufführung von Felix Falzaris Effektstück ‚Der marmorne Löwenkopf' im ‚Burgtheater', die dem achtzigjährigen Baumeister in einer neuen Rolle staunenden Beifall brachte.

Unter unsern Bühnen eroberte sich heuer das ‚Deutsche Volkstheater' einen Ehrenplatz; nicht durch ein reiches Repertoire von neuen und alten Stücken — was vielen für die Bewertung maßgebend erscheint —, sondern durch achtenswerte künstlerische Taten, durch den großen Zug seines Programmes. Relativ wurde unser Burgtheater von ihm bereits überflügelt. Sein Neubau steht nun seit 1888 auf dem Franzensringe und seit dem 1. Februar 1898 führt Dr. Paul Schlenther, der einstige Theaterkritiker der ‚Vossischen Zeitung' in Berlin, die Direktion; es zeugt von einer großen Balanzierkunst, wenn ein Direktor durch 10 Jahre sich

an einem Institute hält, das weniger von dem eisernen Willen seines Vorstandes, als von vielen, der Öffentlichkeit unbekannten, Kräften geleitet wird. In den ersten Jahren arbeitete Schlenther mit einem großen Fehlbetrag; das machte ihn bei der Intendanz mißbeliebt; nun nahm er einen anderen Kurs und strebte nach gefüllten Kassen, befriedigenden Jahresabschlüssen. Aus diesen Gründen kamen wertlose Effekte, wie — um an die letzten Spieljahre zu erinnern — das Zirkusstück, der dramatisierte Roman Tolstois, ‚Anna Karenina' oder ‚La femme X' von Alexander Bisson, die Vereinigung eines Ehebruchdramas und eines Kriminalstückes, in das Repertoire. Heinrich Laube hatte das Programm, die hervorragendsten dramatischen Werke der Weltliteratur in jedes Spieljahr so einzugliedern, daß der ständige Besucher des ‚Burgtheaters' ein abgeschlossenes Bild der dramatischen Weltliteratur sehen kann. Schlenther erreichte dieses Ideal nicht einmal in den 10 Jahren seiner Leitung. Ich will seine Verdienste nicht vergessen; er gab einen Schillerzyklus, beide Teile des Goethe'schen ‚Faustes', er führte die Muse Raimunds und den Humor Nestroys in das ‚Burgtheater', studierte Werke von Shakespeare und Grillparzer neu ein; aber in 10 Jahren müßte mehr geleistet werden; Spielereien, wie die Kostümierung der Freytag'schen ‚Journalisten' nach den Vierzigerjahren sind doch keine Taten. Auch das moderne Repertoire läßt vieles zu wünschen übrig; es liegt seiner Auswahl kein System, kein Ziel zugrunde. Zufälligkeiten, Galanterien gegen einflußreiche Damen und Herren, Launen charakterisieren die Herrschaft Schlenthers. Ich möchte nur einige Beispiele anführen. Der Wiener Dichter Stephan Zweig hat das ausgezeichnete Trauerspiel ‚Tersites' geschrieben. Warum mußte es in Dresden zur erfolgreichen Uraufführung kommen; oder warum blieb uns Schlenther überhaupt seine Bekanntschaft schuldig? Und heuer, wo sich nicht nur Österreich rüstet, die Jahrhundertfeier der Tiroler Freiheitskämpfe zu begehen, geht Schlenther an all dem Jubel still vorüber, wiewohl Karl Domanigs Trilogie des ‚Tiroler Freiheitskampfes' ihm einen schönen Programmpunkt böte. Freilich drängt sich da gleich die Frage auf, ob das Burgtheater-Ensemble Domanigs, Tirols naives Heldentum in seiner ursprünglichen Kraft gestalten könnte. Dieses Bedenken kommt aus der Erkenntnis, daß Schlenther weder einen tüchtigen schauspielerischen Nachwuchs heranzuziehen, noch die von anderen Bühnen herübergenommenen Kräfte mit den alten harmonisch zu vereinen verstand. So erklärt sich die exzentrische Stellung von Kainz, der schon unter Burckhard angagiert wurde und heute größtenteils Schlenthers äußere Erfolge bedingt. Die wirklichen Größen des Burgtheaters sind gealtert — Baumeister — oder tot. Das Vorjahr nahm Kraftel und das heurige Frühjahr Sonnenthal, der seit 1856 Mitglied des Burgtheaters war. Als er in Wien debutierte, mißfiel er dem Publikum; nur Heinrich Laube nahm sich seiner angelegentlichst an, wiewohl auch ihn sein fremder Rede-Akzent störte, und lehrte den jungen, strebsamen Künstler die Beherrschung des Wortes, die Harmonie des Spieles; Laube ließ ihn moderne Rollen mimen, um ihm dadurch das jugendliche Theaterpathos abzugewöhnen; so lernte auch Sonnenthal — wie Laube sagt — für das moderne Stück eine geistige wie formelle Überlegenheit gewinnen, für das höhere Stück aber einen schönen Ausdruck der Wahrhaftigkeit erreichen. Hatte schon Laube auf die Harmonie des Spieles scharfen Blick geworfen, so betonte Dingelstedt ganz besonders die Versinnlichung der Bühnenkunst. Diese doppelte Leitung des jungen Talentes reifte in Sonnenthal einen Bühnenkünstler der Seele, stark im

Wort, edel in der Gebärde und wahr im Spiele. Sonnenthal kokettierte nicht mit dem Publikum; wenn er auf der Bühne stand, lebte er mit dem Dichter; und es kam oft vor, daß man ihn überwältigt von den Brettern tragen mußte. Das Gegenteil von Matkowsky; ihn interessierte die Wirkung seiner Virtuosität auf das Publikum; er interpretierte den Dichter und ließ seine Wirkung eigentlich erst in der Seele des Zuhörers reifen. Sonnenthal zog alle zu sich heran; man folgte seiner Kraft, lebte mit und in ihm. Die letzten Jahre stand er noch fleißig auf der Bühne, wenngleich seine Kräfte versagten; man betrachtete den alten Mann immer noch mit verehrender Pietät. Der Tod nahm ihm die Erfüllung eines unbegründeten Wunsches; Sonnenthal wollte den Shylock als Sinnbild des im Mittelalter verfolgten Juden geben; in welch falsches Licht hätte er dadurch diese köstliche Shakespeare'sche Lustspielfigur gestellt!

So wird die große Kunst des Schauspiels im Burgtheater verwaist. Das bedingt ja zum Teil auch die Oberflächlichkeit des Repertoires. Die letzten Monate brachten nur die Sensation 1909 von Gerhart Hauptmann ‚Griselda', die im Berliner Berichte ausführlicher besprochen wird. In Wien hatte das perverse Stück keinen Erfolg. Ein Mann, der seine Frau aus Eifersucht gegen das Kind, welches sie ihm in ihrer Liebe schenkte, haßt und verstößt, ekelt an; der rohe, derbe Ton der Rede, die flüchtige Sprache, eine lächerliche Armseligkeit der Gedanken, der Mangel an dramatischer Lebendigkeit haben dem Stücke jede Wirkung vornherein genommen.

Auch die anderen Wiener Bühnen führten in den letzten Monaten nichts Bedeutendes auf. Nur das Märchendrama Karl Schönherrs ‚Das Königreich'* interessierte im ‚Deutschen Volkstheater'.

Einstmals hatte der Hof seinen guten Engel; da war alles fromm und gut und rein. Hoffräulein Maria war der Engel; die war nicht von der Welt; die war vom Himmel; wo ihr Fuß hintrat, da sproßten weiße Blümlein auf; und wo sie ging, da floß von ihr das Licht. Nie ward bei Hofe ein unrechtes Wörtlein je gehört. Bei einem Frühlingsfeste stand plötzlich ein schwarzer Ritter unter den Gästen; der ließ von ihr kein Auge und folgte ihr allerwegen; er versprach ihr Gold und Seide und Edelgestein ohne Zahl, wenn sie ihm Liebesgunst bezeige. Da hörten mit einemmal im Park die Vöglein auf zu singen; die Blumen ließen die Köpfchen hängen; das Fest war gründlich aus. Fräulein Maria nahm weinend Abschied von der hellen Sonne: nun könne sie vor Scham das Licht des Tages nie mehr schauen; sie barg ihr Angesicht tief in den Schleier und lief dem tiefsten Keller zu. Und als es Abend war, ließ sie den Fürsten, der damals blutjung und engelfromm war, bitten, es möge sich niemand im Park und Garten zeigen; dann ging sie; hinter den Fenstern lagen schluchzend Herr und Diener und Gesinde. Sie sah nicht auf; und zog zum Tore hinaus, die dunkle Straße fort; und kam nicht wieder. Der Lumpenritter aber war nirgendswo zu finden; nur an der Treppe, wo er stand, stank es wochenlang nach Schwefel. Der ganze Hof trauerte um Maria; der Fürst ließ ihr zu Ehren eine Kapelle bauen. Nach sechs Monden kam der welsche Musikus, Exzellenza Diabolo; mit ihm war Schwefelgestank wieder da; er habe als junger Fant in der heiligen Stadt von dem frommen Fürstenhofe gehört und wollte eben dorthin wandern, als ihm in einer Karosse mit zwei Schimmeln jene schöne Donna entgegenfuhr, von der die heilige Stadt viel Böses zischelte. Ihr langer, grauer Schleier, in den Silberkreuzlein eingewoben waren, flatterte im leichten Winde; sie winkte dem jungen Musikanten; er stieg zu ihr

* Stuttgart und Berlin, 1908. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Nachfolger. 120 Seiten. Geheftet M 2.—

in den Wagen und sie fuhr im Galopp nach Haus; als sie von seinem Reiseplane hörte, gab sie ihm Grüße an den Fürstenhof und die Botschaft, daß ihr in der heiligen Stadt der Knopf des Lebens köstlich aufgegangen sei, und schenkte ihm den Schleier. So war Diabolo an den Hof gekommen; dort glaubte man seiner Lüge; der Fürst war verwandelt; ‚es gibt keine Reinheit auf der Welt' schrie er durch alle Gänge und Exzellenza Diabolos Geige — wohlgebaut aus gegerbter Menschenhaut, ein Fiedelbogen, mit dem Haar der schönsten Dirne sechsfach überzogen, schwirrt darüber — riß in ihm die Ströme sinnlicher Begier zum Leben; sein reiner Hof ward zur Hölle; Dirnenlust und Becherklang töteten den frommen Sinn; nur die edle Fürstin blieb rein und betete um Erlösung aus diesem Teufelszauber. Immer wilder ward des Fürsten Begierde; der Durst, ein Meer von Lust zu trinken, und doch nur einen Strohhalm an den Lippen zu haben, quälte ihn. Bis ihn einmal nach wüst durchpraßter Nacht plötzlich fernes Klingen weckte; ein Geigenspiel, himmlisch rein, seidenweich die Luft durchzitternd; es rieselte wie frischer Quell durch seine dürre Seele; er konnte aber den Wundersänger nicht finden; auch die Diener suchten vergebens; nur Diabolos Gefährte Leonhard sah durch ein Fensterchen im Keller den göttlichen Geiger; es war ein rührendes Bild: Ein Knabe kniete vor einem Mägdelein und geigte; im Keller saß auch eine Frau; die spann; sie trug ein armes Flickgewand und war doch fein; es ging von ihr ein Licht aus. — Und als wieder einmal der Sündentaumel am tollsten war, durchzitterte ein Geigenton so zart wie ein Kindergebetchen die Dirnenluft; der Fürst hält inne; die Tänzerinnen, die Schönen, die Diener lauschen; nur Diabolo hört das Engelsingen aus reiner Seele nicht. Der Fürst und der Hof gehen den süßwonnigen Weisen nach, die ihre kranken Seelen gesunden sollten, und finden in der ärmlichen Kellerwohnung des Prügelknaben Rauschenplat das Königreich inniger Gattenliebe und heiliger Kinderunschuld. Der Fürst erkennt in den feinen Zügen der armen Frau das Hoffräulein Maria; die Lügen Diabolos sind entlarvt; der Schleier, durch den alles in der Welt nur schlecht erschien, war zerrissen. Exzellenza Diabolo hatte seine Rolle ausgespielt; freilich läßt der Dichter das Unschuldspärchen, Dolf und sein Bäschen, noch des Teufels Opfer werden. Das Unschuldskleidlein ist ein zart Gewebe! Ein Ritzlein nur, und Diabolos Geigentöne dringen ein. Der Glitzerglanz seiner höfischen Eitelkeiten bezaubert die einfältigen Kinderherzen; die Eitelkeit, die Gefallsucht sind die Teufelinnen, welche diese zartesten Opfer in Diabolos Netze locken. Durch diesen unmotivierten Sieg des Bösen wird die Freude an der Macht des Guten, Reinen, des unschuldig Verfolgten getrübt; ein Pessimismus stört die harmonische Wirkung, der um so drückender wird, als die Märchenseele der Dichtung auf den Ton reiner Freude gestimmt ist. Schönherrs ‚Königreich' zerflattert; es geht kein einheitlicher Gedanke durch die Dichtung; ein steter Kampf des guten mit dem bösen Elemente, ein Abbild des Weltengeschickes also; aber nicht durch die verheißene Hoffnung auf den Sieg des guten Willens, des reinen Herzens verklärt, sondern in die düsteren Schatten der Verzagtheit, des Unglaubens an sich und das Gute der Welt gehüllt. So kann das ‚Königreich' Schönherrs auch keinen einheitlichen klaren Eindruck geben; Einzelheiten entzücken, Bilder haben eine schöne lyrische Wirkung und mancher Gedanke, in ein wohlgeformtes Sprachkleid gefaßt, zittert in der Seele nach. Daß aber der Teufel, der im mittelalterlichen Legendenspiel entweder die tragische Figur des Bösen war oder eine komische Rolle hatte, über das Königreich der Reinheit des Empfindens siegt, zerstört all diese Schönheiten der Dichtung. Die nach Art von Arnims ‚Halle und Jerusalem' durch Rhythmus, Binnenreime ge-

hobene Prosa erhöht die Märchenstimmung beträchtlich.

Johannes Eckardt.

## Kunst.

Belgische Maler der Gegenwart. Daß Belgien auf die deutsche Kunst im letzten Jahrhundert einmal einen äußerst nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat, ist für uns Heutige nur noch eine historische Tatsache. Wir können den großen Eindruck, den die beiden Gemälde ‚Abdankung Karls I' von Louis Gallait und ‚Kompromiß des niederländischen Adels zur Abwehr der Inquisition' von Ed. de Bièfve auf die damalige vorwärts strebende deutsche Künstlergeneration gemacht haben, kaum mehr begreifen, die Bilder selber dieser und anderer belgischer Historienmaler sprechen unser Gefühl nicht mehr stärker an als die unserer eigenen Geschichtsmaler. Obwohl auch diese Art von Malerei nach Realismus und Kolorismus strebte, so liegt doch eine ganz anders geartete Entwicklung zwischen heute und damals. Inzwischen haben auch bei den Belgiern wie bei uns die intime Landschaft, der Realismus und der Selbstzweck der Farbe und die soziale Bewegung das Angesicht der Malerei ganz verändert. Die belgische Kunst ist wie teilweise und in weiterem Abstand auch die deutsche von Frankreich in andere Wege gewiesen worden. Entsprechend der Schule von Fontainebleau spricht man von einer Schule von Tervueren. Courbet hat mit seinen revolutionären Anschauungen auf Belgien gewirkt. Dann hat der Impressionismus, in dessen technischer Bravour das Schulemachen und die internationale Verbreitungsmöglichkeit begründet ist, in Belgien Eingang gefunden, ebenfalls von Frankreich her, während Belgiens anderes Nachbarland, Holland, die alte Kulturstätte der Landschaftsmalerei, mehr für Deutschland Anreger war. Schließlich ist von den Ausläufern des Impressionismus, den Neoimpressionisten auch ein Belgier, Rysselberghe ein Hauptführer.

Der belgische Maler findet von selber den Weg nach Paris. Das konnte der Kunst des kleinen Landes nur von Vorteil sein während des 19. Jahrhunderts, da Frankreich die Führung in der malerischen Entwicklung hatte. In der Tat konnte Belgien bei seiner retrospektiven Ausstellung 1905 auf ein Jahrhundert reichen nationalen Kunstschaffens zurückschauen.

Was die belgische Moderne nicht in der französischen Kunst aufgehen läßt, ist eine gewisse betonte derbflämische Gesundheit, die sich die Belgier als nationales Erbe und Merkmal zulegen Sowohl diese flämische Rassigkeit, die satte Art der Anschauung und des Vortrags im Lande eines Jordaens' und Rubens' ist im schweren, fruchtbaren Ackerboden des Landes begründet als aber auch die stark soziale Seite der belgischen Kunst, die ihren Nährboden in den großen belgischen Industriezentren hat und als deren bedeutendste Vertreter de Groux, Meunier und gegenwärtig Laermans erscheinen. Ihnen ist die soziale Kunstübung nicht ein äußerlicher Ausdruck wie vielfach anderwärts, wo der Naturalismus in der sozialen Bewegung einen dankbaren Inhalt für neue malerische Aufgaben gefunden hat, sondern eine echte künstlerische Ausdrucksform des Lebens. Dessen ist schon Beweis, daß soziale Künstler wie die genannten nicht nur virtuose Techniker, sondern ganz bestimmte Persönlichkeiten waren und sind, und vor allem, daß die Darstellung der Arbeit wie der sozialen Not oft die Kraft und den Sieg des Menschen nicht ohne heldenhafte Gebärden schildert.

Die belgischen Künstler, in zwei Gruppen, die ‚Société Royale des beaux arts' in Brüssel und die ‚Art contemporain' in Antwerpen geteilt, entfalten mit Ausstellungen ein rühriges Leben. Letzten Winter fand in Berlin eine haupt-

sächlich der Gegenwart gewidmete Ausstellung statt. Auch die literarische Propaganda hat kräftig eingesetzt mit dem Unternehmen der ‚Collection des artistes belges contemporains', in der schon eine Anzahl moderner belgischer Maler ihre gut ausgestattete Monographie erhalten hat: so der feine impressionistische Landschafter Emile Claus, der aristokratisch-symbolistische Fernand Khnopff, als eine Lütticher Sondergruppe die vier Maler Rassenfosse, Maréchal, Donnay und Berchmans in einem Sammelband ‚quatre artistes liègeois', sodann Eugène Laermans und Henri Evenepoel,* die als zwei charakteristische Malertypen zu einer eingehenderen Betrachtung Anlaß geben. Beide haben außer dem gleichen Stamme auch im Stoff manchmal etwas Verwandtes, unterscheiden sich aber in ihrer Kunstanschauung und Technik schon infolge ihrer Entwicklung und persönlichen Schicksale vollständig. Evenepoel ist in Paris Künstler geworden und gewesen, damit bekommt schon das Artistische ein Übergewicht. Laermans kann sich infolge eines körperlichen Gebrechens von seiner Vaterstadt Brüssel nicht wohl trennen und zieht darum alle seine künstlerische Nahrung aus dem eng begrenzten Heimatboden. Die Belgier sehen in ihm die flandrische Tradition eigenartig lebendig geworden.

Henri Evenepoel, ein Brüsseler, aber in Nizza geboren hat eine kurze Laufbahn gehabt. Er ist schon 1899 in Paris gestorben, erst 28 Jahre alt. Doch haben die wenigen Jahre persönlichen Schaffens, die von 1894 ab datieren, als er schon seit 1892 in Paris zum Zweck des Kunststudiums anwesend, in die Schule und unter den begeisternden persönlichen Einfluß Gustave Moreaus gekommen war, ihn unter die ersten modernen belgischen Maler gestellt. Von Moreau wurde er auf die Pflege der Farbe verwiesen, die Möglichkeiten ihrer Tiefe und Feinheiten. Er notiert in seinen Briefen, deren Wiedergabe die Monographie schätzenswert macht, Moreaus Ausspruch: ‚Man muß die Natur kopieren mittels der Einbildungskraft, das ist's, was den Künstler macht. Die Farbe muß gedacht sein, geträumt, überlegt, eingebildet . . . Glauben Sie mir, nur diejenige Malerei wird bleiben, welche geträumt, gedacht, überlegt, mit dem Gehirn, nicht allein mit einer Leichtigkeit der Hand gemacht ist'. Dieser Ausspruch ist mehr charakteristisch für den Meister, als daß er ein Leitmotiv für den Schüler wenigstens im Sinne Moreaus geworden wäre. Evenepoel ließ sich lebhaft durch das ihn umgebende Pariser Milieu beeinflussen, in dem Moreau noch Manet und Whistler wirksam erkannte. Hier macht die Farbe nicht diesen weiten Weg der Ueberlegung durch, sie geht unreflektierter als Augengenuß von der Natur auf die Leinwand. Auch die zeichnerische Manier eines Toulouse-Lautrec, Steinlen und anderer zog den jungen Künstler an, da die künstlerische Tätigkeit im Plakatentwerfen ein Feld gefunden hatte. Er hat ein ansehnliches Werk zusammengearbeitet, angefangen von den Agonieskizzen vor seinem sterbenden Großvater bis etwa zu dem bekannten Bild ‚Der Spanier in Paris'. Eine lebhafte exotische Note brachte sein Aufenthalt in Afrika 1897 mit Negertänzen und südlichen Landschaften hinein. Seine malerischen Stoffe findet er überall. Da sind scharf modellierte Porträte, z. B. das Clemenceau's, Straßenbilder wie der ‚Sonntag im Bois de Boulogne' oder ‚Am Fest der Invaliden', Arbeiterszenen wie der ‚Feierabend', Ansichten von der Seine, Stilleben, Café- und Varietedarstellungen und als eine ihm besondere liebe Arbeit Kinderbildnisse. Immer kommt es ihm auf das farbige Leben an, das er in oft

* Eugène Laermans par Gustave Vanzype. Mit 28 Kunstbeilagen und 14 Illustrationen. Fr. 7.50. — Henri Evenepoel par Paul Lambotte. Mit 31 Kunstbeilagen, worunter Heliogravüren, und 14 Illustrationen. Fr. 10 —. Je mit Oeuvrekatalog. Brüssel, G. van Oest u. Cie.

fast arabeskenhaften flächigen Rhythmen gestaltet. Außer den farbigen Zusammenklängen interessiert ihn kein Schön oder Häßlich. Wenn die Passanten, etwa Soldaten oder Invaliden zur Unzufriedenheit der Patrioten wie Karikaturen aussahen, so ist das von ihm kaum beabsichtigt, wenn nur der Raum farbig auf- und ausgebaut erschien. Auch das Varietebild hat nicht die dumpfe Montmartre-Atmosphäre, sondern ist eine Fixierung sprühender Licht- und Farbenreize. Evenepoel ist stets in erster Linie künstlerisch interessiert, auch wenn er die müde Haltung und den schleppenden Gang von Arbeitern festhält. Er ist von dem internationalen künstlerischen Paris erzogen. Ein ganz Fertiger ist er nicht geworden; vielleicht hätte ein längeres Leben ihn sehr hochgebracht, vielleicht hat ihn sein kurzes mit dieser schnellen Blüte entschädigt.

Eugène Laermans ist alles weniger als Nurmaler. Seine Bilder sind ganz Psychologie, Massenpsychologie des stumpfen Jammers und man nennt ihn einen Pessimisten. Er steht als Sondererscheinung neben den Malern der fetten Triften und satten Tiere, neben den Impressionisten, denen eine flimmernde Atmosphäre alles ist, und als starker Kontrast im gleichen Lande neben dem ästhetischen, geheimnislüsternen Khnopff. Er ist ein Demagog, ein Ankläger. Und dieser sozial wirkende Künstler ist fast stumm, denn er ist mit elf Jahren infolge einer Krankheit taub geworden. Geboren 1864 und auf der Brüsseler Akademie gebildet, ist er infolge dieses Gebrechens auf eine enge Welt beschränkt geblieben. Diese ist von seinen leidenschaftlichen Augen gesehen, unfroh und verkrüppelt. Sie ist da, wo Brüssel durch die Vorstadt in das bäuerliche Land übergeht, nicht mehr Land und noch nicht Stadt, verdorbene Natur und unfertige Kultur, der Tummelplatz der sich rackernden Bauern und die Erholungsstätte der abgemühten Arbeiter, beide vielfach ineinander übergehend als ein und dieselben. Sie sind noch mit dem Boden verwachsen und treten ihn doch teilnahmslos mit müden Füßen. Dieser Heimatboden ist merkwürdig organisch mitempfunden. Er ist gleichsam zum Zeugen angerufen für alles Tun und Leiden seiner Bewohner. Seine Linien sind auf einfache Formeln gebracht. Wie eine Arbeitstenne breitet sich die Erde unter den Füßen der Arbeiter, wie eine zwingende Schienenbahn führt der Weg den Blinden in die heimatlose Weite, trostlos unklar geht die verschneite Straße unter den wankenden Schritten des Betrunkenen weg, eintönig langhin zieht sich die Mauer mit kurz und hart vorspringenden Stützen, um den Zug des Elendes oder Todes vorbeizulassen. Wie in eine schwere, hilflose Materie gehen Mensch und Erde bei den Begräbnissen zusammen. Da waren früher vor der Stadt dunkle Sümpfe; diese leuchten jetzt, in der Erinnerung noch größer und dunkler geworden, dem Künstler in seine Kompositionen hinein. Unheimlich gleißt das Wasser längs des düsteren wie geladenen Zuges der streikenden Arbeiter über den Köpfen her. Aber auch ohne die menschliche Gestalt mit ihren oft als absichtlich empfundenen Arbeits- und Leidensgesten kann Laermans die Landschaft mit schmerzlichen Mienen erfüllen wie in ‚l'eau songeuse' mit dem brütenden Wasser, mit den dunklen Häusern und ihren grellen Giebeln am Ufer und dem zerrissenen Himmel.

Man hat Laermans mit Brueghel verglichen, dem er in der Stoffwahl z. B. der Blinden und Krüppel stark ähnelt. Der Verfasser seiner Monographie zieht diese Parallele aber mit Recht nicht durch, da der moderne Künstler aus einer ganz anderen Gemütsverfassung heraus darstellt als der alte. Er stellt ihn aber mit Rubens in Vergleich, um zu zeigen, daß sein Pessimismus dank seiner gesunden flämischen Art schließlich doch durch die Augenfreude an der farbigen Welt überwunden werde. Das Gefühl wird sich da-

von nicht recht überzeugen lassen. Was die Farbe dafür spricht, spricht die Form dagegen. Und diese hat das letzte Wort. Die Linien, mit denen Laermans seine Menschen umzieht, sind oft Mittel zum Zweck anzuklagen und zu protestieren. Der eingedrückte Brustkorb, die vorgekrümmten Hälse und Köpfe, die belastet schleppenden Schritte wollen appellieren oder nicht einmal das, sie tragen sich in trotziger Resignation absichtlich vor. Innerlicher wird der Vorgang, wo die Natur größeren Umfang und mehr Gewicht bekommt. Auch sie ist psychologisch komponiert. Aber in ihr werden Sein und Wollen einheitlicher und tiefer. Da gelingen die monumentalen Eindrücke, die der ‚Blinde' (‚Hochland', Juli 1904) hinterläßt in einem starken seelischen Nachbild.

Konrad Weiß.

## Verschiedenes.

**Weiteres zur Ratgeberfrage.** Im zweiten Märzheft hat Avenarius auf die Vorwürfe geantwortet, die wir ihm nach seinem Vorwort zum Dürerbund-Ratgeber machen mußten. Leider geht der Kunstwart-Herausgeber um den Kern der Frage herum. Denn wir bewiesen ihm, daß er alle ‚Literarischen Ratgeber', also auch den unsrigen, der Bestechlichkeit durch Inserate geziehen hatte und es bedeutet nichts, wenn Avenarius nun sagt: ‚im zweiten Februarheft 1908 habe ich einmal den katholischen Ratgeber den besten aller erscheinenden genannt.' Denn der ‚Dürerbund-Ratgeber 1909' ist eine literarische Erscheinung für sich, und es wäre sicher gerechter gewesen, hätte Avenarius bei seinem entschieden verdammenden Urteil über alle ‚Ratgeber' mit zwei Worten den unsrigen ausgenommen. Wir wollen aber jedenfalls die nachträgliche ausdrückliche Erklärung Avenarius' hierhersetzen: ‚er halte den katholischen Ratgeber nicht nur für ein literarisch gediegenes, sondern auch für ein in keiner Weise bestechliches Unternehmen.' Und: ‚hätten wir auf unserer Seite ein gleichwertiges gehabt, so hätte ich die Weiterführung des Kunstwart-Ratgebers durch den Dürerbund nicht angeregt.'

Aus unsrer Erwiderung greift Avenarius dann einen Satz heraus, mit dem wir die Priorität unseres Ratgebers vor dem seinigen in Anspruch nahmen. Wir geben zu, daß wir uns in diesem Punkte irrten. Aber dieser Punkt war ja gar nicht der springende. Vielmehr protestierten wir gegen jene Worte Avenarius', die wir nochmals hierher setzen: ‚Ich erinnere an das, was unseren Ratgeber weit über alle Kataloge (!) hinaus wichtig macht. Er allein (auch im Urtext gesperrt!) zieht nicht nur die Neuheiten des letzten Jahres, sondern die gesamte alte sowohl wie neue Literatur heran.' Leider vergißt es Avenarius, diesen Satz zu beweisen oder zurückzunehmen. Wenn er dann die Zeilenzahl der beiden Ratgeber, die vielleicht um ein geringes differiert, und die Anzahl der behandelten Materien gegen einander abwägt, so scheint das wenig angebracht zu sein. Oder will Avenarius im Ernst behaupten, daß der größere Umfang allein den Wert einer Schrift ausmacht?

Auch um den Kern der Tatsache, daß der Dürerbund-Ratgeber zwischen deutscher Literatur und katholischer streng unterschied, geht Avenarius herum. Es lohnt also nicht, auf seine Erörterungen einzugehen. Nur ein Satz sei herausgehoben, jener, in dem Avenarius sagt: ‚wenn wir auf der nichtkatholischen Seite aufrichtig und ehrlich sein wollen, so können wir gewisse Erscheinungen nicht so schätzen, wie sie von Katholiken geschätzt werden, und umgekehrt.' Dieses ‚umgekehrt' konnte gespart werden. Für uns ist die Verschiedenartigkeit der Weltanschauung kein Grund, künstlerische Vorzüge nicht anzuerkennen, was hundertfach und leicht aus unserm Ratgeber zu beweisen ist. Es bleibt also bei dem glatten Zu-

geständnis, daß man drüben noch tief in der Enge sitzt und das Bedeutende nicht sieht, das jenseits der eigenen Weltanschauung wächst. Und das paßt denn auch vortrefflich zu der Tatsache, daß der Dürerbund-Ratgeber, wie bemerkt, eine ‚deutsche‘ Literatur und eine ‚katholische‘ kennt.

Franz Herwig.

---

# Neues vom Büchermarkt.

**Die Philosophie im deutschen Geistesleben des XIX. Jahrhunderts.** Von Wilhelm Windelband. Tübingen 1909. Verlag von J. C. B. Mohr. Geb. M. 2.80.

Anknüpfend an den Wiederholungskurs, den neuerdings die philosophische Denkmode von Kant bis zu Hegel durchnimmt, entwickelt der Verfasser in fünf gemeinverständlich gehaltenen Vorlesungen die Hauptlinien der Geistesentwicklung seit hundert Jahren. Weitsichtig verbindet er in jedem seiner Kapitel (I Das ästhetisch-philosophische Bildungssystem, II Romantik und Hegelianismus, III Irrationalismus, Materialismus, Pessimismus, IV Positivismus, Historismus, Psychologismus, V Die neuen Wertprobleme und die Rückkehr zum Idealismus) die jeweils vorherrschende Ideenrichtung mit den wichtigsten Wendepunkten der allgemeinen Kulturgeschichte; alle Theorien sind ihm ‚in letzter Instanz doch nur der Spiegel des Lebens‘, ohne daß er deshalb zu einseitigem Pragmatismus gelangte. Gerade die rechte Mitte zu finden zwischen den wechselvollen Extremen der letzten Jahrzehnte, zwischen der einander ablösenden Überschätzung und Unterschätzung der Theorie (hie Rationalismus, dort Irrationalismus) erscheint als das immer sehnsüchtiger erstrebte Ziel der jüngsten Denkentwicklungen. ‚Was wir heute von der Philosophie erwarten, ist die Besinnung auf die bleibenden Werte, die über den wechselnden Interessen der Zeiten in einer höheren geistigen Wirklichkeit begründet sind.‘ Diesem und manchem anderen Grundgedanken des überaus lehrreichen Überblicks ist auch da ernste Beherzigung zu wünschen, wo die eine und andere hegelianische Einzel- und Schlußwendung mit Fug abgelehnt wird.

Dr. M. E.

**Johanna Kinkel.** Nach ihren Briefen und Erinnerungsblättern von J. F. Schulte. 135 S. Münster i. W. 1908. Heinrich Schöningh. broschiert M. 2,00.

Als vor fünfzig Jahren aus London, wo Gottfried Kinkel nach seiner Flucht aus der Festung Spandau sich und seiner Familie ein neues Heim geschaffen hatte, die Kunde von Johannas tötlichem Sturz aus dem Fenster ihres Schlafgemaches kam, da heftete sich an diese Unglücksbotschaft das hartnäckige Gerücht, als sei dieser Sturz ein freiwilliger und Eifersucht der Beweggrund dazu gewesen. Die Londoner Freunde, unter ihnen Freiligrath, Rodenberg, Malwida von Meysenbug, glaubten freilich von Anfang an einen Unfall und Freiligrath schrieb damals: ‚Wir haben die feste Überzeugung, daß dieses klare nnd immer nach harmonischer Durchbildung ringende Leben nicht mit einer so schneidenden Dissonanz endigen konnte.‘ Auch Schultes Büchlein schließt sich energisch dieser Überzeugung an und entwirft von der begabten Frau, deren geistiges Streben von ernster Wahrhaftigkeit beherrscht war, in klaren und schlichten Linien ein Bild, dessen Züge kaum auf eine Tat verzweifelnder Schwäche deuten. Durch frühzeitige religiöse Zweifel und Irrungen, durch das innere Unglück der ersten und das zeitweilige äußere der zweiten Ehe, durch den Kummer um den irrsinnig gewordenen, alten Vater hindurch hatte sich Johanna jene anregende Lebenskraft bewahrt — zuletzt allerdings durch körperliches Leiden mannigfach gehemmt — die ihr einst im Berliner Kreis Bettina von Arnims' und später im Bonner poetisch-musikalischen- ‚Maikäfer‘-Kränzchen ihren bevorzugten Platz anwies.

M. Behr.

**Der Messiaszüchter und andre Novellen.** Von Wilhelm Weigand. München, Verlag von Georg Müller. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Mit der feinsinnigen formpflegenden Erzählerkunst, die der Verfasser der ‚Frankenthaler‘ auch in diesem Novellenband bewahrt, verbindet sich hier durchwegs leise lächelnde Ironie. In der köstlichen Erzählung von dem kommerzienrätlichen, selbstgeadelten Gutsherrn, Honicke von Helmhausen‘ und in der allzu gedehnten Münchhauseniade ‚Frauenschutz‘

wirkt diese Mischung restlos ergötzend; aber in der ‚Iliade von Bobstadt', die vom Streit zweier fränkischer Landstädtchen um ein wundertätiges Muttergottesbild berichtet, und in der Literatensatire ‚Der Messiaszüchter' fehlen nicht ganz verstimmende Züge. Ein gewisses Übermaß künstlerischer Sensibilität mag deren letzter Ursprung sein. Für Weigands Art ist ein Satz bezeichnend wie der folgende: ‚Wenn auf Erden etwas einen Laut von sich gibt, schwingen Nebentöne mit, die wahrer sind als der grobe Laut, der jedes Ohr trifft.' E.

Saat und Sonne. Neue Gedichte von W. Lennemann. Niedersachsen-Verlag Karl Schünemann, Bremen. M. 2.—, geb. 3.—.

Lennemann und seine Art sind dem Hochlandleser aus einigen Gedichten bekannt. Ihm gelingen zarte, duftige Stimmungen aus Sommer und Ernte am besten. Doch steht sein Dichten in vielem nicht unabhängig genug da, und die kernige Gesinnung ersetzt nicht den häufigen Mangel an Gestaltung. Immerhin ist Lennemann ein vor manchem anderen beachtenswertes Talent aus der Schule Liliencrons und Falkes. F.

## Unsere Kunstbeilagen.

Das Bild ‚Sonntagmorgen' von Ludwig Hugo Becker ist ein vortreffliches Beispiel des älteren Schönheitsbegriffs in der Landschaftsmalerei, der in unserem letzten Hefte mit dem modernen Schönheitsbegriff in Vergleich gesetzt wurde. Die anmutige, hügelumsäumte Talbucht, die zwischen Bäumen versteckten Häuser, der ausgetretene Kirchpfad, das Kirchlein auf der Anhöhe, dann die uralte Dorfeiche, die schon viele Generationen vorbeiziehen sah wie eben jetzt die in reizvoller Absicht nacheinandergeordneten Kirchgänger, nicht zu vergessen die beiden Vögelchen im Vordergrund, das alles spricht ebensosehr zur Phantasie wie zur Anschauung. Gestützt auf so viele poetische Motive und Erinnerungen kann diese Kunst auf die elementare schöpferische Kraft verzichten, die in der Darstellung nur ein starkes Lebensgefühl zum Ausdruck bringen will. Hier ist nicht diese Kraft, sondern ein Frohgenuß, nicht ein und das Naturgefühl, sondern eine in Harmonie gesammelte vielfältige Sonntagsfreude. Der Abstand von der Natur ist bei allem Motivreichtum größer. Die malerische Weiterentwicklung bewegte sich nicht auf diesem Wege. Beckers Bild ist aber ein äußerst liebenswürdiges Beispiel der Düsseldorfer Landschaftsmalerei um die Mitte des letzten Jahrhunderts. Becker ist geboren 1833 in Wesel und gestorben 1868 in Düsseldorf; er war ein Schüler Schirmers.

Das Porträt Martin Greifs, das den Dichter zu seinem 70. Geburtstage auch im Bilde ehren soll, ist ein Werk Wilhelm Trübners, der mit Leibl zusammenhängend zu den solidesten und ehrlichsten deutschen Malern der Gegenwart, zumal als Porträtist, gehört. Es ist ihm nicht um eine geistreiche Auffassung etwa des Dichterischen zu tun, sondern des Dichters Bild wirkt allein durch die sachliche Ruhe und durch die unaufdringliche Vornehmheit, mit der aus einer ungeschminkten Umgebung Hände und Kopf des Dargestellten heraustreten. Ebenso still deutet das Maiglöckchen-Sträußchen auf den Blumenfreund.

Das Bild Clemens Maria Hoffbauers soll nur die Züge des neuen Heiligen zeigen, wie sie P. Friedrich Rinn am Abend des Todestages festgehalten hat. Die Ähnlichkeit der Zeichnung wurde gerühmt. Von Ludwig Ferdinand Schnorr von Karolsfeld, dem Bruder des Nazareners, wurde sie auf Stein übertragen.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München.
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Verlag und Druck der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Moritz von Schwind pinx.

Morgenstunde.

Ferd. von Schwind pinx.

Morgenstunde.

Hochland, hohen Geister Land – Sinn dem höchsten Zugewandt.

Hochland

Sechster Jahrgang. Juli 1909. 10. Heft.

# Was ist Stil?

Von

Karl Storck.

Die Klage, daß unsere heutige Kunst keinen Stil habe, ist häufig zu hören. Ebenso häufig ist die umgekehrte Erscheinung, daß man mit dem Namen verschiedenartigster Künstler (Böcklin, Eckmann, van de Velde, Messel usw.), die durch irgendeine Eigenart der Formengebung hervortreten, ja sogar mit dem Namen von Zeitschriften (‚Jugend') das Wort Stil verbindet. Damit will man doch — ob mit Recht oder mit Unrecht ist hiefür gleich — behaupten, daß der betreffende Künstler Stil habe, oder genauer, daß er einen Stil habe. Also während auf der einen Seite geklagt wird, daß wir keinen Stil haben, haben wir auf der anderen scheinbar eine Fülle von Stilen. Dieser Widerspruch erklärt sich leicht aus der Tatsache, daß die beiden Gruppen unter Stil verschiedenes verstehen. Ich halte es für vorteilhaft, diesen Begriff ‚Stil' einmal näher auf seine Bedeutung hin zu untersuchen.

Die Geschichte der Sprache kennt auch eine Geschichte der Bedeutung der Worte. Am schroffsten ist dabei der Wandel dort, wo das Wort sich eingestellt hat, weil die Klarheit des Begriffes fehlte. Ästhetische und ethische Begriffe zumal lassen sich oft nur andeutungsweise umschreiben. Wers nicht fühlt, wirds nie erjagen, was diese Begriffe im Wesen zu bedeuten haben, und das Wort muß dann den Mangel innerer Erkenntnis zudecken. Aber auch wo sich der Begriff schärfer fassen läßt, ist es doch nur durch eine weitere

Umschreibung möglich, für die die gewöhnliche Umgangssprache keine Zeit hat. Da gewinnt dann das Wort den Charakter der Münze, für die man sich verschiedenartige Werte einkaufen kann. Dieses Wort bleibt stehen, im großen ganzen unverändert, durch die Jahrhunderte; der Begriff, für den es überhaupt niemals mehr als notdürftige Bedeckung gewesen, wandelt sich inzwischen. Wenn nun gar die betreffenden Begriffe im innersten Zusammenhang stehen mit der gesamten Weltanschauung, so können dem gleichen Worte ganz entgegengesetzte Werte untergelegt sein. Was muß das Wort ‚Schönheit' decken oder das Wort ‚Ideal' oder ‚Religion' usw.!

Die Schwierigkeit beginnt, wenn durch die Art der geschichtlichen Entwicklung zwei entgegengesetzte Auffassungen gleichzeitig ihre Vertretung finden, und es muß zur Unklarheit kommen, wenn diese beiden entgegengesetzten Richtungen dasselbe Wort für ihre Meinung in Anspruch nehmen. Bei dem Worte ‚Stil' geht das soweit, daß ein und derselbe Mensch es für zwei verschiedene Anschauungen braucht. Dieser Mensch kann dabei sehr wohl ein feiner Kunstkenner, ja Ästhetiker sein. Und doch ist dieser verschiedenen Stilauffassung sogar auf historischem Wege beizukommen.

Wenn wir heute einem neuentstandenen und neuartigen Werke gegenüber sagen: dieser Künstler, dieses Kunstwerk hat Stil, so würden wir damit die Anerkennung verbinden: dieser Künstler hat hier ein Werk geschaffen, das seinem Zwecke, seinem Inhalt eine Ausdrucksweise, eine Form gegeben hat, die sich mit dem Inhalt völlig deckt, die mit ihm so eins wird und verschmilzt, daß wir das Gefühl haben, vor einer Schöpfung aus einem Gusse zu stehen, deren hohe Einheitlichkeit durch jegliches Hinzufügen wie durch jegliches Hinwegnehmen zerstört werden würde. Der Stil haftet also an der Erscheinungsform eines bestimmten, einzelnen Kunstwerks. Demgegenüber behandelt die Kunstgeschichte den Stil als etwas für sich Stehendes; sie zählt alle formalen Merkmale eines bestimmten Stils auf, sie bildet sie vor; wir erhalten geradezu schematische Musterbücher der Eigentümlichkeiten eines sogenannten Stils. Trotzdem müssen wir daran festhalten, daß jegliche dieser Formen ursprünglich als Erscheinungsform eines einzelnen Inhalts ins Leben getreten ist.

Der schöpferische Künstlergeist war immer das Ursprüngliche, das erste; etwas in diesem Geiste, in der Phantasie Entstandenes, suchte sich der Welt mitzuteilen, brauchte dazu eine Erscheinungsform. So sicher nun jeglicher künstlerische Inhalt in jeder der Künste zum Ausdruck gelangen kann, so gewiß muß es doch auch für jeden künstlerischen Inhalt eine Kunst geben, in der das besonders der Fall ist, und innerhalb dieser Kunst muß es *eine* Ausdrucksform geben, in der jener künstlerische Gedanke seine vollkommenste, seine ideale Ausdrucksform findet. Das Grundwesen der heutigen Kunstauffassung zielt dahin, *diese ideale Erscheinungsform eines Inhalts* als Stil zu bezeichnen. Man kommt zu dieser Auffassung nur dann, wenn wir in der Kunst mit Goethe als Genie die Fähigkeit der inneren Produktion sehen, die Schöpferfähigkeit; daß dagegen die Art, wie sich diese Schöpfertätigkeit der Welt

zu zeigen und mitzuteilen imstande ist, erst das zweite, wenn auch ein noch so hohes ist. Schroff ausgedrückt heißt das: die Form ist nur Mittel zum Zweck, sie ist nur das Ausdrucksmittel eines Inhalts, Mitteilungsweise. Dieser geistige Inhalt ist der Gebieter, er gestaltet sich seine ihm entsprechende Form.

Es braucht gar nicht erst gesagt zu werden, daß damit für die Kunst die volle Herrschaft der einzelnen schöpferischen Persönlichkeit oder eines Gedankens verkündigt ist. Das erstere haben wir am charakteristischsten erlebt in der Musik; das zweite im modernen Kunstgewerbe. Die Art, wie sich aus der alten Symphonie die Beethovensche und aus dieser die symphonische Dichtung entwickelt hat, zeigt diesen Weg. Gerade in der Musik war früher die Art der Formengebung aus dem Material des Themas und der Seitenthemen, aus der Art des Periodenbaus oft bis in die entsprechenden Wechselbewegungen der Tonart und des Rhythmus hinein bestimmt. Beethoven übernahm diese fertigen Formen. Er sah sie aber nicht als etwas Geheiligtes an, sie waren für ihn nicht feste Masse, sondern noch gewissermaßen weicher Bildhauerton, an dem er nun hin- und herknetete, den er je nach Bedarf verschob, so daß schließlich ein ganz anderes Gefäß herauskam, als er ursprünglich in die Hand genommen hatte. Die ‚symphonische Dichtung‘ wollte dann von einem solchen Gefäße überhaupt nichts wissen, sondern nahm den Modellierton als zusammengeknetete Masse und schuf sich daraus die Form, die sie brauchen wollte, die für diesen einen Augenblick günstig war. Im idealen Verhältnis, in der Hand des großen Künstlers bedeutet also die moderne Musikbewegung keineswegs ein Zersprengen von Formen, sondern ein stetes Neuschaffen derselben. Und das ist zweifellos das Ideal. So wie Hans Sachs in Wagners ‚Meistersingern‘ es zu Walter Stolzing sagt, als der ihn fragt: ‚Wie fang ich nach der Regel an?‘ — ‚Ihr stellt sie selbst und folgt ihr dann.‘ Der ja gewiß trostlose Zustand, in dem wir heute die Form der ‚symphonischen Dichtung‘ erblicken, beruht nicht auf der Schwäche dieser Kunstgattung, sondern auf dem Mißbrauch derselben durch unfähige Künstler, auf ihrer Schwierigkeit. Denn es ist natürlich leichter, eine überkommene Form notdürftig anzufüllen oder in etwas anderen Tönen und Farben wieder nachzubilden, als etwas völlig Neues zu schaffen, das, trotzdem es von einem einzelnen als Bekenntnis dieses einzelnen geschaffen wird, den Eindruck der Formvollendung für zahlreiche Menschen machen soll. In der Tatsache, daß diese ‚symphonische Dichtung‘ fortwährend in die Zwittergattung der Programmusik abirrt, sehen wir, wie sehr der Künstler, der innerlich nicht die Gedankenkraft besitzt, um eine Kunstidee schaffen zu können, die nun gesetzgeberische Gewalt über die Formen auszuüben imstande wäre, zu einem bereits fertigen Gedanken seine Zuflucht nimmt.

Dieses letztere Verhältnis ist das natürlich gegebene beim Kunstgewerbe. Und so haben wir denn auch die Tatsache, daß die zahlreichsten und offensichtlichsten Versuche, einen sogenannten Stil zu gewinnen, auf dem Gebiete des Kunstgewerbes gemacht werden. Der Gedanke, der hier herrscht, ist die

Zweckmäßigkeit. Alle diese Gegenstände haben einen von vornherein bestimmten, klaren Zweck zu erfüllen. Aufgabe des bloßen Handwerks wäre es, etwas zu gestalten, was diesem Zweck vollkommen entspricht. Aufgabe der Kunst ist es, dieses schön zu gestalten. In allen jenen Zeiten, in denen die gesamte künstlerische Kultur der Menschheit tief stand, hat man das so verstanden, daß die Kunst an das vom Handwerk geschaffene Erzeugnis herantrat und dieses fertige Erzeugnis schön zu machen versuchte, indem sie es verzierte. Der Grundgedanke dagegen des wahrhaften Kunsthandwerks ist, die Kunst als wesentliche Mitgestalterin des ursprünglichen Zweckgedankens von vornherein tätig sein zu lassen. Auf der anderen Seite erlebt man es täglich — wir brauchen ja nur unsere Möbel anzusehen, — daß die Kunst nicht nur nicht zur Erfüllung des ursprünglichen Gedankens beitrug, sondern ihm geradezu entgegenarbeitete. Wir brauchen aber nun nur zu bedenken, daß die Art des Bedarfs gegenüber jedem Möbel im letzten Sinne fast bei jedem Menschen wechselt, ich meine, daß es nur wenig Menschen gibt, für die irgend ein Gebrauchsgegenstand von etwas verwickelterer Art die schlechthin ideale Form gemeinsam hat, um zu erkennen, daß gerade das Kunstgewerbe Millionen von Gestaltungen desselben Gegenstandes zuläßt und erheischt, wenn die Bedingung erfüllt werden soll, daß für einen bestimmten Zweck, unter bestimmten Verhältnissen ein bestimmter Gegenstand die für bestimmte Benutzer dieses Gegenstandes ideale Ausdrucksweise erhält. Wir erkennen gleichzeitig hier die Möglichkeit, die künstlerische Formengebung des Gegenstandes beizubehalten, während man jene Eigenschaften des Gegenstandes, die lediglich durch die Gebrauchsfähigkeit bestimmt sind, verändern kann. Man nehme einen ganz rohen Fall. Damit ein Stuhl seinen Daseinszweck vollkommen erfüllt, müßte er so gehalten sein, daß die Lehne in Schwung und Anordnung genau den Bedürfnissen des betreffenden Menschen entspräche. Nimmt man hinzu, daß diese Bedürfnisse auch noch wechseln, daß man zu Zeiten den Kopf anlehnen will, sich ausstrecken möchte und dergleichen, so sieht man, daß jeder einzelne eigentlich verschiedene Stühle braucht. Man könnte diesen ‚praktischen' Ansprüchen nun Genüge tun und dennoch alle diese Stühle in ihrer künstlerischen Form gleich gestalten. Wenn wir in alte Bürgerhäuser oder auch in Bauernhäuser sehen, so treffen wir dieses Verhältnis oft genug. Überhaupt haben die Zeiten und oft auch die Gegenden der künstlerischen Hausarbeit die höchste Zweckmäßigkeit der Gebrauchsgegenstände mit sich gebracht. Wir haben heute etwas derartiges höchstens noch bei den Handarbeiten der Frauen, die auch sich der Art und dem Bedürfnis des zur Verfügung stehenden Raumes und der Persönlichkeit, die sie brauchen soll, vollkommen anzupassen vermögen, bei steter Wahrung eines gegebenen künstlerischen Formgedankens.

Ich habe diese Gedankenreihe nur ausgeführt, um zu zeigen, wie aus dieser scheinbar größten Willkür zum Schlusse sich wieder ein Schaffensgesetz herauszubilden vermag, bei dem die Form ein Vorherdaseiendes, ein Gegebenes ist, das dann übernommen, in dem gestaltet wird.

Das innere Gesetz des Kunstgewerbes bleibt Zweckmäßigkeit, die aber in verschiedenen Formen zu erreichen ist, weshalb von vornherein kein ‚Stil' verworfen werden darf. Daß auch die einseitige Betonung der Zweckmäßigkeit zu starken Entgleisungen führen kann, zeigt ja das moderne Kunstgewerbe. Immerhin ist nicht zu leugnen, daß in dem Gedanken ein starker idealer und wahrer Kern enthalten ist. Wenn man sich dann noch klar wird, daß bei der eigentlichen Kunst die Zweckmäßigkeit keine Rolle spielt, so wird man auch vor jener Nüchternheit bewahrt bleiben, die vielfach das Kunstgewerbe ergriffen hat.

Im Gegensatz nun zu den vielen Stilentdeckungen auf dem Gebiete des Kunstgewerbes klagen wir für unsere neue Kunst über Stillosigkeit oder doch über Mangel an Stil. Und das hat zweifellos seinen letzten Grund in dieser Auffassung des Begriffs Stil als jeweilig reinsten Ausdrucks eines Inhalts.

Dieser modernen Auffassung des Begriffs Stil steht aber in der Praxis auch des heutigen Lebens die andere gegenüber, die wir jetzt als historisch bezeichnen möchten, die in Wirklichkeit aber mit dem Wortbegriff Stil sich deckt. Man denke an die Architektur, und man weiß, was wir meinen. Die Architektur baut in gewissen Stilweisen, d. h. sie gibt einem Gebäude eine ganz bestimmte, bis in ihre Einzelheiten durchgebildete Form, die wir auch im heutigen modernsten Sprachgebrauch als gotischen, romanischen usw. Stil bezeichnen.

In diesem Sinne vermag ein Stil nur dadurch zu entstehen, daß die Form Gesetzgeberin ist; daß eine Form da ist, die mit einem Inhalt angefüllt wird, daß für irgend einen Inhalt eine bestimmte, in ihrer Art festgelegte Form übernommen und allenfalls besonderen Anforderungen des betreffenden Inhalts angepaßt wird. Man wird dann unter solchen Verhältnissen bereits als günstige Lösung der gestellten Aufgabe betrachten, wenn der Inhalt durch die Form nicht gelitten hat; natürlich als ein noch günstigeres Verhältnis, wenn die betreffende Form gerade den Inhalt begünstigt, z. B. die Gotik gegenüber den Kirchen. Natürlich ist jede dieser Formen einmal Inhaltsausdruck gewesen. Sie ist einmal so entstanden, wie auch heute noch eine neuartige Formgebung entstehen müßte, dadurch nämlich, daß sie einem Künstler als der geeignetste Ausdruck eines künstlerischen Gedankens erschien. Aber daß diese Formgebung die Geltung eines Stils erlangte, war nur dadurch möglich, daß sie einer großen Zahl von Menschen, streng genommen der Gesamtheit, als idealer Ausdruck des betreffenden Inhalts erschienen ist. Immerhin darf nicht übersehen werden, daß sich auch rein formal aus Form neue Form entwickeln kann. Man denke daran, wie sich der gotische Spitzbogen langsam aus dem Rundbogen herausentwickelt, im Grunde doch veranlaßt durch das steigende Vermögen der Bautechnik. Allerdings ist nachher der Geist des gotischen Gesamtbaus ein ganz anderer als der des romanischen. Im einzelnen sind natürlich die Grenzen zwischen Ursache und Wirkung nie so genau festzustellen. Immerhin war doch in der Kunst zweifellos zumeist der Geist die treibende Kraft. Danach fand sich, wo der Wille war, auch der Weg zu seiner technischen Erfüllung.

Man erkennt schon aus diesen Ausführungen leicht, daß Stile dann zuerst zu entstehen vermögen, wenn das Gemeinsamkeitsgefühl oder die gemeinsame Art zu fühlen sehr verbreitet ist. Stil wird dann entstehen, wenn die künstlerische Persönlichkeit sich aus der Gesamtheit heraus so entwickelt, daß sie nicht als Gegensatz zu dieser auftritt, sondern als Steigerung. Der künstlerische Schöpfer muß empfinden wie die Masse, für die er schafft; er muß nur stärker und tiefer empfinden. Hieraus ergibt sich sofort zweierlei: erstens, weshalb das Mittelalter soviel Stile auf allen Gebieten hervorbrachte, zweitens, weshalb die Neuzeit zu keinem Stil kommt.

Das Mittelalter hat die denkbar höchste Einheitlichkeit des Empfindens erreicht. Individualistisches Empfinden hat es im Mittelalter überhaupt kaum gegeben, die wenigen Mystiker ausgenommen, die als Einspänner durchs Leben gingen. So trägt denn auch die ganze mittelalterliche Kunst ausgesprochenen Stilcharakter. Am auffälligsten in der Architektur. Der Tatsache entsprechend, daß das kirchlich Religiöse das ganze Leben des Mittelalters beherrschte, bildet sich der Stil in der Kirche. Der romanische wie der gotische Stil ist auch für unser heutiges Fühlen noch ein Idealausdruck des Kirchlichen. Wir haben noch nichts gefunden, was uns stärker das Gefühl der Kirche zu wecken vermöchte, was zweckentsprechender für die kirchlichen Bedürfnisse wäre als diese beiden Stilarten. Der Zentralkuppelbau entspricht eigentlich streng genommen nur der Idee der Peterskirche in Rom, gewissermaßen dem Mittelpunkt der katholischen Christenheit; bei einem Werke wie dem protestantischen Dom Berlins wirkt er durchaus als Fremdkörper. Bezeichnenderweise ist aber gerade in der evangelischen Kirche der Neuzeit immer stärker das Gefühl, daß die gotischen und romanischen Formen nicht mehr dem Geiste entsprechen. Aus dem protestantischen Leben der Gegenwart schwindet das eigentlich Kirchliche immer mehr; im günstigen Falle tritt das Religiöse als Durchdringung des gesamten Lebens mit Religion an seine Stelle. Bis heute haben eigentlich nur die kleineren Sekten Englands einen Kirchenstil dafür gefunden, indem sie mit der Kirche die Anstalten des sozialen und geistigen Lebens zu vereinigen strebten. Dieses Ganze stellen sie dann, wie sich Muthesius etwa ausdrückt, ‚als Hochburgen religiösen Lebens, als Asyl der Nächstenliebe und des Friedens' hinein in die buntbewegte Welt der heutigen Großstadt.

Das Mittelalter dagegen stand so im Bann des Kirchlichen, daß es den in der Kirche ausgebildeten und der Kirche angepaßten Stil auf das ganze Leben übertrug, alle Gebrauchsgegenstände des Lebens danach gestaltete bis in die Alltagsgewänder hinein. Es ist leicht erklärlich, daß wir heute an einem gotischen Rittersaal unsere Freude haben. Aber wir dürfen darüber nicht vergessen, daß auf diesen Stühlen ein schrecklich ungeschicktes Sitzen war, daß diese Möbel mühselig im Gebrauche waren, ebensowenig wie wir den Festgewändern der betreffenden Zeit gegenüber verkennen können, daß sie für eine praktische Lebensbetätigung im höchsten Grade ungeeignet waren. Daß dann die Sitte etwa den Frauen ein schnelles Laufen verbot, was bei der Art der

Kleidung eben völlig unmöglich war, steht wie überhaupt das gesamte kulturelle Leben der betreffenden Zeit in so enger Wechselbeziehung mit diesen Dingen, daß es unmöglich ist, Ursache und Wirkung hier säuberlich zu scheiden.

Die große Stileinheitlichkeit gilt ebenfalls für die Malerei; deshalb können wir so deutlich von Schulen sprechen; deshalb tritt der einzelne schaffende Künstler gegenüber der Werkstatt, aus der er hervorgegangen ist, zurück. Und wenn solche Riesen kommen wie Dürer, so sind sie nicht durch die Verschiedenheit ihres Wesens von dem der anderen bedeutsam, sondern dadurch, daß sie die Eigenart der Gesamtheit zu höchster Reinheit und überwältigender Kraft in sich kristallisierten.

Wie stark vom Stil beherrscht ist die ganze mittelalterliche Dichtung? Volksepik, Ritterepik ist scharf geschieden. Desgleichen höfische Lyrik und Volkslyrik. Ja wir können noch innerhalb des Landes nach der Stilreinheit Grenzen ziehen, so daß der Osten volkstümlicher ist als der Westen, Oberdeutschland stilistisch reiner als Niederdeutschland. Eine Erscheinung wie Wolfram von Eschenbach bereitete den Leuten schon Schwierigkeiten — ich meine jetzt die Form, nicht den Inhalt, wo es sehr begreiflich ist, — bloß, weil er sich zuweilen kleine Eigenwilligkeiten gestattete, ohne darum gegen den Zwang der Gesamtform sich aufzulehnen.

Am allerüberraschendsten zeigt sich die Stilherrschaft in der Musik. Der Stil der kontrapunktischen Polyphonie ist so einheitlich bei den verschiedenen musikalischen Völkern, daß wechselseitiger Austausch stattfindet, daß es eigentlich völlig unmöglich ist, nach einem Musikstück mehr zu erraten als allenfalls die Zugehörigkeit zu einer großen Gruppe. Und wiederum sind die hervorragendsten Meister wie Josquin, Palestrina und Orlando di Lasso nur durch die erhöhte Gewalt ihres Vermögens über die Mitstrebenden erhoben, aber nicht von ihnen unterschieden. Was sich in der Musik so scharf offenbart, die Internationalität, man könnte auch sagen die Nationallosigkeit der Kunst dieser Periode, gilt eigentlich für alle Zeiten, in denen so die Form als gesetzgeberischer Stil herrscht, und gilt für alle Künste. Wir brauchen nur daran zu denken, daß die deutsche Ritterepik im Grunde Übersetzungsliteratur ist, daß die deutsche Minnelyrik Art und Wesen aus den Gesetzen der französischen Troubadourpoesie ableitet. — Wie die Baustile die ganze Welt umschlossen, beweist ein Blick in jede Kunstgeschichte.

Die nationale Verschiedenheit tritt viel stärker hervor in der Renaissance. Wenn man bedenkt, daß es dieselbe bewußte Persönlichkeitskraft ist, die in England einerseits Shakespeare, andererseits das intime häusliche Leben, das etwa in der Virginalmusik seinen höchsten Ausdruck findet, erzeugt; die in Spanien zu Lope de Vega und Calderon führt; in Deutschland die ausgesprochen persönliche Betätigung des Religiösen in der Reformation hervorruft; in Frankreich jene Gauloiserie der phantastischen, lachenden und satirischen Übertreibung eines Rabelais großzieht (das Urfranzösischste in der Kunst); in Italien die wunderbare Harmonie Raffaels gestaltet, den Titanentrotz

Michelangelos entfesselt und der universalsten Künstlernatur, Lionardo da Vinci, das unbegrenzte Betätigungsfeld eröffnet; ich sage, wenn man bedenkt, daß alle diese Verschiedenheiten aus der gleichen neuen Kraft des Auslebens der Individualität hervorgingen, ist es unschwer, die Betätigungsart der größten Genies dieser betreffenden Völker zu der Zeit aus der Geschichte und aus den Kulturverhältnissen der Länder zu erklären, in denen sie lebten, der Nationen, zu denen sie gehörten. Man wird dabei dann auch am leichtesten die Erklärung für die Wirkung des Germanenblutes in Italien finden. Trotzdem haben wir in jedem dieser Länder und darüber hinaus durch die ganze Welt die Herrschaft eines Stils oder der Stile der Antike. Also in der Periode, die wir als persönlichkeitsreichste zu feiern gewohnt sind, haben wir dennoch Stile. Der scheinbare Widerspruch löst sich leicht auf, wenn wir bedenken, in wie hohem Maße die ganze künstlerische Seite der Renaissance Freude an der Form war, daß die Renaissance, soweit sie ‚Wiedergeburt' heißt, ja überhaupt auf dieser Übernahme fertig gestalteter Formen beruht.

Daß selbständige Persönlichkeiten sich so wohl dabei fühlten, in diese Formen einen Inhalt zu gießen, statt für den in ihnen vorhandenen Inhalt eine neue Form zu suchen, beruhte nicht zuletzt auf der Wonne, die der Kampf erzeugte, den es erheischte, diese antiken Formen mit neuem Leben zu erfüllen. Im übrigen sehen wir bei jedem großen Künstler der Renaissance das Neue, das persönlich Gestaltende. Vielleicht liegt es überhaupt nur an der Tatsache, daß jetzt die Antike mit ihrem wunderbaren Formenreichtum gewissermaßen wieder in die Welt trat, daß wir so stark die Renaissanceperiode als stilistische Periode empfinden. In Wirklichkeit sind die Abstufungen untereinander und die persönlichen Färbungen außerordentlich reich, so daß man fast geneigt werden könnte, nur von einer gemeinsamen Sprache zu reden, die Ausdrucksweise dagegen als persönlich zu bezeichnen.

Immerhin ist es nicht zu verkennen, daß die ganze Renaissanceperiode von einem großen einheitlichen Empfindungszug beherrscht war. Durch dieses gemeinsame Empfinden der entscheidenden Faktoren war also wiederum die Grundlage für die Entstehung von Stilen geboten. Auch in der Renaissance stand die Künstlerpersönlichkeit nicht als Gegensatz zur Welt, sondern war der stärkste Ausdruck des Zeitverlangens und der Wünsche der Masse. So kommt es, daß in der Renaissance der Individualismus geradezu Stil wird. Der fessellose Subjektivismus wird dann zum Stil im Barock. Auch das ist keineswegs so merkwürdig, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Die Beteuerung der Kraft, so daß sie geradezu zur Krafthuberei ausartete, das Pochen auf die persönliche Stärke, die persönliche Geltung, die aufgeregte Betätigung aller Kräfte, bei der man sich gebärdet, als sei alles in Bewegung, als laufe alles über, war keineswegs Charakter einzelner Erscheinungen dieser Periode, sondern war Zug der Zeit. Alle die schrecklichen Heimsuchungen, die diese Jahrhunderte der Kriege, des Elends, der Vergewaltigung, der Seuchen und Krankheiten über die Völker gebracht hatten, hatte ein Geschlecht über-

dauert, dem Betätigung der Kraft als einzige Möglichkeit des Daseins erscheinen mußte; ein Geschlecht ferner, das stets erlebt hatte, wie die brutale Kraft gesiegt hatte; ein Geschlecht endlich, dem es ja überhaupt nur möglich war, wieder erträgliche Verhältnisse zu schaffen, wenn es an Kraft glaubte, wenn es unter Umständen Kraft heuchelte. Also auch diese Krafthuberei des Barocks ist keineswegs Eigenschaft einzelner, sondern Zeitstimmung. Man möchte trotz des Wortes Kraft sagen: Zeitkrankheit. Wir haben dazu die Parallelerscheinung im modernen Übermenschentum unserer Literatenleutlein, unserer Nietzscheaner. Der große Unterschied in der Erscheinung der Krankheiten beruht darauf, daß es damals ein tatsächlich körperlich starkes Geschlecht war, das von der Krankheit befallen wurde, während es jetzt das schwächliche fin de siècle-Volk, die Nervösen der Cafés und Cabarets waren, die sich ein Gehaben zum oft gut ernährenden Lebensberuf gemacht haben, als böte ihnen die Welt nicht den Raum, den sie zur Betätigung nötig haben.

Das Rokoko bringt dann wieder eine ähnliche Unterlage für die Entstehung eines Stils, wie sie das Mittelalter geboten hatte. Die Parallele äußert sich auch in der Tatsache, daß wiederum die Etikette eine Herrschaft ausübt, wie nur innerhalb der ritterlichen Gesellschaft, und daß wieder ein ganz scharf aus der Gesamtheit des Volkes herausgeschnittener Teil das ganze Leben nach seinem Belieben und seinen Bedürfnissen gestaltet. Absolutismus und Herrschaft bestimmter Gesellschaftskreise sind das Kennzeichen dieser Periode; der Stil, der herausgebildet wird, ist auch dieses Mal ebenso wenig wirklich wahre Lebensbeteurung, wie es der Ritterstil für das Mittelalter gewesen war. Auch jetzt hat man dasselbe Gefühl wie dem Rittertum gegenüber, daß die Etikette nur deshalb so außerordentlich streng und so bis ins kleinste hinein das Leben zu regeln suchte, weil sonst diese Leute nicht zu bändigen waren, weil dem einzelnen jede Fähigkeit zur Selbstzucht mangelte. Man braucht nur die Memoiren der französischen Rokokozeit zu lesen, um zu erkennen, daß diese Periode abgezirkelter gesellschaftlicher Höflichkeit in Wirklichkeit von einer erschreckenden inneren Roheit ist. Genau so, wie im Mittelalter uns die ganze Rauflust der Ritterschaft es leicht begreiflich macht, daß die Leute nur dann zu einem feinen gesellschaftlichen Verkehr zu kommen vermochten, wenn sie alle Formen desselben so genau regelten, daß der einzelne niemals nach seinem Geschmack sich darin bewegen durfte, sondern nur nach einem eingelernten Wissen. In unbeschränktem Maße offenbart sich dann der Absolutismus des französischen Lebens, die Beherrschung des Geschmacks durch die oberen Gesellschaftsschichten in der Tatsache, daß die Herrschernamen zu Stilbezeichnungen werden konnten (Ludwig XIV., XV., XVI).

Nach der französischen Revolution dagegen ist es nie mehr so recht zur Herrschaft eines Stils gekommen. Das Empire hat niemals die Macht erlangt wie vorangehende Stile und war insofern eine weit abgeschwächte Renaissancebewegung, als sie viel mehr von Gedanken als von sinnlicher Anschauung beherrscht war. Der letzte eigentliche Stil, wenn man ihn überhaupt

so nennen darf, ist das Biedermeiertum. Es ist bezeichnend, daß dieser Stil sich nicht auf den Höhen der Menschheit entwickelte, sondern aus jenen Kreisen des Bürgertums hervorging, in denen das absolutistische Regiment eine freie Entfaltung der an die Öffentlichkeit sich wendenden Kräfte nicht zuließ. Wohl ist das Biedermeiertum ein durchaus zutreffender Ausdruck der einerseits etwas beschränkten, andererseits in dieser Umschränkung selbstgefälligen und gezierten Häuslichkeit, eine Kunst der Kleinwelt mit den bescheidenen Schönheiten der Genügsamkeit, aber doch so hervortretend, daß man dabei fühlt, daß just diese kleinen Schönheiten das waren, wodurch der einzelne Mensch oder das einzelne Haus sich gegenüber anderen hervortun konnte. Nach dem Biedermeiertum ist es für die bildende Kunst zu keinem volksbeherrschenden Stil mehr gekommen. Es hat innerhalb der Kunst Richtungen gegeben für die Art des Ausdrucks und der formalen Gestaltung, die gewisse Gruppen von Künstlern zusammenschließen und innerhalb dieser Gruppen gewissermaßen als Stilprinzip gelten können. Aber die Empfindung seitens der Nichtkünstler sieht eben in solchen Gruppen Richtungen, also Zusammenfassung einer größeren Zahl von Persönlichkeiten, und hat nicht das Gefühl, daß hier eine Kunstform gebildet sei, die an sich die Kraft oder den Wert einer gesetzgeberischen Formgebung besitze. Wir haben über dieses Verhältnis der Neuzeit noch weiter unten zu sprechen. Zunächst müssen wir uns noch den anderen Künsten zuwenden.

Für die Musik liegt die Grenze für das Verhältnis der Künstler zum Stile zwischen Mozart und Beethoven. Gerade Mozarts Verhältnis ist außerordentlich charakteristisch. Für ihn gibt es deutlich ganz verschiedene Musikstile, den italienischen, den französischen, einen ausgesprochenen Stil für Kirchenmusik, einen anderen für Kammermusik, einen großen Instrumentalstil. Wir können es bei Mozart verfolgen, wie er einen Stil nach dem anderen sich zu eigen macht und das Wunderbare an seiner Persönlichkeit ist die Art, wie er diese Stilformen sich so zu eigen macht, daß sie ihm gewissermaßen zum Wortschatz werden, wobei er dann in jedem Augenblick für das betreffende Empfinden das geeignetste Wort, den treffendsten Ausdruck einsetzt. Es ist also durchaus nicht Mangel an Ideen oder an starkem Empfinden, daß Mozart ohne Stilneuerung auskam. Wir dürfen nie vergessen, daß diese feststehenden Formen den stärksten und höchsten Ausdruck von Empfindungen zuließen, aber eben nur dann, wenn diese Empfindungen von typischer Art waren, und das ist bei Mozart der Fall, dessen Verhältnis zu Welt und Ewigkeit ein durchaus harmonisches war, so daß ihm auch die widrigsten Lebensschicksale nichts von der für ihn ja sprichwörtlich gewordenen göttlichen Heiterkeit rauben konnten.

Erst Beethoven stellte mit dem Grundsatze des ‚Dichtens in Tönen‘ als Forderung für die Musik hin: ein bestimmtes, nur ihm gehöriges Erleben mitteilen zu können. Damit war dann die Gültigkeit irgend einer Form durchbrochen oder jedenfalls von dem merkwürdigen Zufall abhängig gemacht, daß dieses ganze persönliche Erleben dem der Allgemeinheit vollauf entsprechen konnte. Dieser Zufall konnte um so seltener eintreten, als Beethoven eine

prometheische Natur war, eine Natur, die im Gegensatz zur Welt stand. Wir können ebensogut sagen titanisch, faustisch, und erkennen dabei gleich, daß diese Stimmung etwa von der französischen Revolutionsperiode (Rousseau, Sturm und Drang) an häufiger in die Menschheit eindrang, daß sie in dieser Menschheit stets gewachsen ist, so daß heute wir im Künstler fast von selbst einen Kämpfer sehen: den Einzelmenschen, der den Kampf aufnimmt wider die sogenannten Ewigkeitssatzungen der Gottheit, der Welt, der Gesellschaft; der sich durchsetzt im Widerstreit mit der Welt. Es ist heute so weit gekommen, daß wir Künstler, die ganz harmonische Naturen sind, kaum mehr zu würdigen vermögen; noch weniger Künstler, die völlig in einer überlieferten Weltanschauung aufzugehen vermögen. Der letzte Grund, weshalb z. B. Bruckners Symphonien in ihrem gedanklichen Gehalt nur von so wenigen Menschen voll gewürdigt werden, liegt am glaubenstreuen Katholizismus dieses Mannes, für den die ganze Welt keine Probleme enthielt, die ihm nicht das Dogma seines Glaubens leicht löste. Übrigens hatte es schon vor Mozart Musiker gegeben, die sich gegen die Geltung der Stile auflehnten. Am charakteristischsten sehen wir das bei Gluck, der in seinem berühmten Briefe an den Mercure de France vom Februar 1779 es als sein Ziel erklärte, die ‚Herrschaft der verschiedenen Nationalmusiken zu brechen und an Stelle derselben eine überall geltende Musik zu setzen'. Die Musikgeschichte fühlt in Gluck den Gestalter echt deutscher Musik; dennoch hat er recht. Denn Gluck war für die Musik Verkünder des Vorrechts der seelischen Empfindung gegenüber aller gesetzgebenden Macht der Form; ausgesprochener Ausdrucksmusiker, der die Gestaltung seiner Dramen vom Innenleben der in ihnen auftretenden Menschen abhängig machte und sich nicht von äußeren Gesetzen her die Vorschriften dafür geben ließ. Daß wir heute in Glucks Musik überall die geschlossenen Formen sehen, ändert an dieser Tatsache nichts: für seine Zeit war Gluck eben etwas ganz anderes, als er heute uns Rückschauenden erscheint.

Für die Literatur hat der französische Klassizismus zum letzten Mal gewissermaßen ein Stilprinzip aufgestellt. Der deutsche Klassizismus ist etwas ganz anderes, was sich geschichtlich schon darin äußert, daß er aus dem ‚Sturm und Drang' hervorgegangen ist. Er bedeutet die Abklärung der einzelnen durch Sturm und Drang hindurchgegangenen Persönlichkeiten. Als man nachher etwa den Schillerschen Klassizismus zum Stilprinzip erheben wollte, empfand man es sofort als Epigonentum. Seither sind alle literarischen Bewegungen unter dem Siegel der Persönlichkeitsbewegung aufgetreten. Daß hier Gleichmäßigkeiten vorkommen, Zusammengehörigkeiten sich herausstellen, ist natürlich, und durch diese persönlichen Zusammengehörigkeiten entwickelt sich dann wohl etwas, was man zuweilen als Stil bezeichnet. Aber man braucht bloß daran zu denken, daß es uns geradezu unmöglich ist, die Romantik zu definieren, um zu erkennen, daß das Wesen dieser Romantik nicht so in äußerlich erfaßbaren Stileigentümlichkeiten sich äußert, daß man nun die Wesensmerkmale der Reihe nach aufzuzählen vermöchte, wie wir das doch bei eigentlichen Stilen gleich können.

Es ist also in der neuesten Zeit immer mehr die Gleichartigkeit der Gefühlseinstimmungen und gedanklichen Weltanschauung, die in der Kunstgeschichte als Richtungs- und Verbindungskraft wirkt. Das gilt z. B. in der Literatur für das junge Deutschland, für Realismus, Naturalismus, Symbolismus, Heimatkunst und wie man sie alle nennen mag. Sie alle gestatten innerhalb dieser gleichen Einstellung der Absicht die denkbar verschiedenste formale Gestaltung. Es ist nicht Stärke dieser Form, sondern Schwäche der einzelnen in ihr sich betätigenden Dichter, wenn trotzdem eine gewisse Gleichmäßigkeit sich zeigt. Die Größen dabei sind voneinander weit geschieden und wirken auch formal als scharf getrennte Persönlichkeiten.

In Deutschland ist deutschem Wesen entsprechend diese Herrschaft der Persönlichkeitsgeltung am schärfsten ausgeprägt, und zwar für alle Gebiete, auch in der bildenden Kunst, wo am leichtesten die Herrschaft formaler Gesetze sich einstellt, weil hier das Handwerkliche am weitesten ins Künstlerische hineindringt. Alle für die bildende Kunst geltenden Gruppierungen, die von den äußeren Erscheinungen der Kunst hergenommen sind, sind bezeichnenderweise durchweg von Frankreich aus zu uns gekommen: der Impressionismus, Pointillismus, Pleinairismus usw. Das französische Wesen mit seiner Einstellung auf rein sinnliche Wahrnehmung der Welt und künstlerische Wiedergabe dieses sinnlich Wahrgenommenen begünstigt immer von neuem diese Art von Stilbildung, und zweifellos beruht die technische Überlegenheit der französischen bildenden Kunst auf dieser ganzen Art der Einstellung des künstlerischen Empfindens. Es kommt dann dabei wieder genau zu derselben Stiltyrannei, wie sie das Mittelalter gehabt hat, und es werden Techniken, wie etwa gar der Pointillismus, die doch höchstens ganz vereinzelt sich als natürliche Ausdrucksweise einstellen können, als allgemein gültige Malweise auf jeden Gegenstand ausgedehnt.

Diese Gleichmäßigkeit der Bildung und Weltanschauung innerhalb eines großen Kreises, also etwa eines Volkes, ist natürlich immer eine für Stilbildung günstig wirkende Kraft, hat aber auf der anderen Seite ebenso selbstverständlich eine Verarmung des geistigen und seelischen Inhalts der betreffenden Kunst zur Folge; Gleichmäßigkeit bis zur Schablonisierung tritt ein. Der französische naturalistische Roman z. B. war an sich zweifellos künstlerisch ausgereifter als sein Bruder in Deutschland, aber dafür war er auch unendlich gleichmäßiger. Und die französische Malerei hat es trotz ihrer ungeheuren technischen Vollendung und der großen Zahl hervorragender ‚Nur-Maler', die Frankreich hervorgebracht hat, zu keiner einzigen Erscheinung gebracht, die für die geistige und seelische Weltentwicklung von ähnlicher Bedeutung wäre wie eine ganze Reihe deutscher Künstler, z. B. Rethel, Cornelius, Böcklin, die ihr Leben lang mit den Gesetzen formaler Gestaltung gerungen haben, die ihr Leben lang für sich einen ihnen persönlich gehörigen Stil zu erkämpfen trachteten. Auf dieser Persönlichkeitskraft unserer Großen beruht es, daß eine große Zahl mittlerer Kräfte sofort etwas Epigonenhaftes bekommt, während in Frankreich alle diese Leute als geschickte Vertreter einer bestimmten Stilrichtung wirken.

Deshalb ist naturgemäß der Durchschnitt der französischen Kunst — es gilt nicht nur für die Malerei, sondern auch für die Literatur — wesentlich höher als in Deutschland, nimmermehr aber ihr Ewigkeitswert für die Entwicklung der Menschheit.

In England bildet für gewisse Gebiete die außerordentlich gleichmäßig und konservativ entwickelte Lebenskultur einen besonders günstigen Boden für Stilbildung. So hat England ohne äußeren Zwang und ohne Willkür den Bau seines Wohnhauses, die Möbeleinrichtung und auf kleineren Gebieten, z. B. die Buchausstattung, in ganz köstlicher Weise stilistisch entwickelt, so daß ein nationaler Stil erreicht ist, sowohl in der Auffassung von Stil als vorher daseiendes Formgesetz, wie in der anderen Richtung des Stils als höchster Zweckerfüllung. Bei jenen Völkern endlich, die an der großen Kulturentwicklung geschichtlich noch nicht lange beteiligt sind, also vor allem bei den Slaven, für gewisse Gebiete aber auch bei den nordischen Völkern, hat bereits die Betätigung des Nationalgefühls den Charakter des Stils. Am offenkundigsten sehen wir das in der slavischen Musik.

Das bunteste Bild bietet immer Deutschland. Alles was bei uns hier bis in die neueste Zeit als Stil wirkt, hat doch den Charakter des Fremden nicht völlig zu überwinden vermocht. Beim Möbelbau hat man hie und da die Empfindung, als ob sich hier ein Eigenes entwickle, bei der stark gepflegten Buchausstattung fast nie, am ehesten vielleicht noch im Plakatstil, der neuerdings vom Vorbilde Frankreichs und Englands freier geworden ist. Aber auch das Plakat gehört ja eigentlich noch ins Kunstgewerbe, wo eben die innere Bedingung einer Zweckerfüllung als stilbildende Kraft im modernen Sinne wirkt. Hierher könnten wir dann auch einige Bauten der Neuzeit als Versprechung einreihen, Warenhäuser zumal und Theaterbauten.

Im übrigen herrscht gerade in der Architektur noch die denkbar äußerlichste Auffassung des Begriffes Stil im historischen Sinne. Wenn man es erleben muß, wie im heutigen übergeschäftigen und überlebendigen Berlin zu einer romanischen Kirche um der Stileinheit willen eine große Reihe romanischer Häuser hingestellt werden; daß Zigarrenläden, Kaffeeräume im romanischen Stil gehalten werden, der dabei schon dem Wesen unseres nach Licht und Luft strebenden Wohnbaues aufs schlimmste widerspricht; wenn bloß um dieser äußeren Stileinheitlichkeit wegen große Ausstellungshallen, ja die in die Nähe gerückten Bedürfnisanstalten und die Träger der elektrischen Leitungsdrähte in romanischen Formen ausgeführt werden, so ist das ein schreiender Hohn auf das moderne Stilgefühl, das gerade bei Zweckbauten die Erfüllung des Zwecks zur Richtung gebenden Kraft erhoben hat.

Man könnte sich aber auch die Belehrung bei der Vergangenheit holen, weil in allen jenen Zeiten, in denen ein Stil seine Herrschaft führte, man niemals sich einem historisch gewordenen Stil unterjochte, sondern nur immer dem eben lebendigen. Das ist, was man so leicht übersieht. Alle diese ausgeprägten Stilarten der Vergangenheit haben nur durch eine gewisse Zeit ihre

Herrschaft behauptet, nachher wurden sie durch einen anderen Stil verdrängt und es ist niemand in der Vergangenheit eingefallen, um der äußeren Einheitlichkeit willen im Stile der vergangenen Epoche zu bauen. Der Stil ist in allen diesen Zeiten also höchster Zeitausdruck gewesen, vollkommener Ausdruck des Empfindens der betreffenden Periode, und so hat man ohne Bedenken an demselben großen Bauwerke die verschiedenen Teile in verschiedenen Stilformen gebaut. Trotzdem kommt hier eine Einheitlichkeit zu stande, weil wir diesen Werken gegenüber das Gefühl der Wahrheit haben, während wir in Fällen wie den oben geschilderten (der Umgebung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin, aber auch z. B. wenn in Köln in die Nähe des gotischen Domes ein gotischer Bahnhof gerückt wird) das Gefühl einer inneren Unwahrheit oder doch einer groben Äußerlichkeit nicht los werden.

Nur auf einem Gebiete haben wir in Deutschland heute die Herrschaft eines Stils, das ist die Musik. Wenn wir dabei dann sehen, daß dieser große moderne Orchestrationsstil auf alle Gebiete übertragen wird, daß man völlig vergessen hat, daß die musikalische Sprache immer nur Ausdruck für den seelischen Inhalt ist, gerade für diese moderne Musik, deren Entstehung und Entwicklung nur so zu begreifen ist, so versteht man es vielleicht, daß gerade infolge dieser Stileinheitlichkeit unsere Musik an innerer Wirkungskraft mit jedem Tage mehr einbüßt.

Wollen wir daraus für uns die Lehre ziehen, so kommen wir dahin, daß andere Völker, deren Leben mehr mit den Außenerscheinungen der Welt in Verbindung steht, deren Stärke in der Schönheitsgestaltung dieser Außendinge beruht, viel eher zu einem Stile im Sinne der Formgestaltung gelangen können als das deutsche Volk. Der Wert, den das deutsche Volk für die Kunst der gesamten Menschheit zu geben hat, liegt gerade in der Mitteilung des Innenlebens. Da dieses in steter Bewegung und Neubildung begriffen ist, so wird der Kampf um die Form, d. h. das Ringen um den stärksten und treuesten Ausdruck eines innerlich erfaßten Inhalts, wohl dauernd das Charakteristikum wahrer deutscher Kunst bleiben. Dabei ist es leicht möglich, daß für die Kunst, soweit sie in unsere äußerliche Lebensgestaltung eingreift, also für die Kunst im weiteren Sinne des Kunstgewerbes, durch die Entwicklung des deutschen Lebens zu gleichmäßigerem sozialem Wohlstand und freudigerer Lebenskultur die Bedingungen geschaffen werden, die für diese Zweige der Kunst ebenso günstige stilistische Vorbedingungen schaffen, wie sie das englische Volk schon lange besitzt. Ob freilich diese Vereinheitlichung der Lebensweise selbst dann, wenn dadurch der Durchschnitt ein höherer würde, nicht eine Fülle außerordentlich wertvoller Lebenskräfte zerstören würde, mag man mit Recht befürchten. Aber gegen diese Art der Persönlichkeitsbetätigung im Alltagsleben führt ja die ganze moderne Daseinsentwicklung an sich schon einen unerbittlichen Kampf; und so wäre doch wenigstens auf diesem Gebiete die Entwicklung zu allgemeineren Kulturformen noch als der Übel kleineres zu begrüßen.

# Amsel Wunderlich, der Träumling.

Der Roman einer Jugend.

Von

Joseph August Lux.

## XV.

Zwei schwarze Zöpfe, ein paar lustige Äuglein und ein spitzbübisch Gesichtchen, nicht hübsch zwar und von Pockennarben entstellt, aber doch voll anziehendem Eigensinn und voll Auflehnung, von Launen erfüllt, die über sein Alter hinausgingen: dieses Persönchen brachte die Fäden des Spiels in Verwirrung. Seine Unfügsamkeit zerriß alsbald den mystischen Schleier, an dessen Enden alle trugen, die mit dem Hexenmeister Amsel lebten. Philippinchen war nicht bestimmt, den Sternenweg zu wandeln; sie war ein sehr handfestes Erdenkind, mit den markanten Zügen der Wiener Vorstadt ausgestattet, und bewegte sich stramm und sicher auf diesem heimischen Pflaster mit einer Rhythmik in Gang und Bewegung, daß davon das ganze kleine rundliche Körperchen wie von einer musikalischen Vibration umflossen war.

Ach ja, Philippinchen war eine neue Schicksalsträgerin. Sie war ein Erdgeist, ein kleiner Kobold von der Art, wie ihn nur der Wiener Boden hervorbringt. Auch sie war ein allerdings anders gearteter genius loci, ein Tanzpüppchen, eine Walzertraumfee, ein Donauwellenweibchen. Aber sie war auch so herzlos wie dieses Donauweibchen, von dessen Nixenzauber Amsel auf seiner Donaufahrt mit Lotte Wunderdinge zu erzählen gewußt hatte, und dessen gefährlichem Spuk allerdings beide um ein Haar unterlegen waren.

Nun aber war er doch unterlegen. Zwar nicht hinabgezogen, um als gefangene Seele mit toten Fischaugen durch die Edelsteinwände des Donaukristallpalastes sehnsüchtig nach der buntgefärbten Sonnenwelt zu sehen, sondern er war gefangen auf dieser schmerzlich seligen Heimaterde selbst, in den Zauberbann eines gefährlichen Nixleins verstrickt, das aus dem tiefen Kühleborn ans Land heraufgestiegen war wie so viele ihrer Schwestern, die in

dieser Stadt ihr unselig holdes Spukwesen treiben. Aber wie jene ertrunkenen Seelen im Donaufürsten-Reich empfand auch Amsel seither eine unsagbar himmlische Sehnsucht, ein seltsames, nie gekanntes, wunderliches Weh, eine drangvolle Unruhe, die ihn hin- und hertrieb, weg von dem Spiel, weg von allem, das bisher seine Welt war, wieder hinaus in die Felder und Einsamkeiten; aber auch diese waren von Angst und Leid erfüllt, und wenn er sein Haupt in ihren Schoß vergraben wollte, dann verhängten sie wilde, wüste Träume über ihn statt Trost und Linderung.

Philippinchen hatte statt eines Herzens eine singende und klingende Spieldose in der Brust, und statt eines Gemüts schwang eine lichte Harfe ihre Saiten, darauf unaufhörlich verwehte Tanzweisen von Lanner und Strauß ertönten. Aber wie alle Püppchen ihrer Art hatte Philippinchen ein ungeheures Gefühl ihrer eigenen Gewichtigkeit, die sich immer im Mittelpunkt der Bewunderung wissen wollte. Ihre Seele war ein leerer Spiegel, darin sich nichts von der Welt zeigte als das eigene Ich, immer nur dieses lächelnde, selbstverliebte, eitle, um die eigene Achse sich drehende Ich. Nichts neben diesem Idol hatte in Philippinchens Seelenspiegel Platz, weder das Antlitz des fremden Schmerzes, noch die Züge der Treue und Hingebung, noch überhaupt eine Spur von Schönheit, die das Leben täglich tausendfach über die Natur und über die Schicksale ergießt.

Philippinchen besitzt viele verwandt geartete Schwestern ihres Wesens in dieser Stadt. Da sieht man sie Nacht für Nacht mit blassem interessanten Gesicht sich durch menschenerfüllte, von Licht, Rauch und Lärm überflutete Lokale drängen und Blumen verkaufen, Veilchen und Rosen, die sie mit liebenswürdiger Zudringlichkeit den Herren ins Knopfloch stecken; da sieht man sie in vorgerückter Nachtzeit trunken von den weichen Wiener Rhythmen der Streichmusikklänge und den schmelzenden Lauten eines Natursängers den Champagner über den Tisch gießen, um die Zeche der Gäste zugunsten des Wirts ins Maßlose zu steigern; oder den im Taumel sinnlos gewordenen Zuhörern die Banknoten aus den Händen winden, um sie den im schmachtendsten Tremolo schmetternden Sängern und Musikanten zuzuwerfen, von ebensoviel Herzlosigkeit als Sentimentalität beherrscht, mit Gut und Geld anderer wüstend und sich selbst mit sinnloser verschwenderischer Freigebigkeit nach allen Richtungen verschenkend; oder man sieht sie in anderer Gestalt, in Pelze und Spitzen gehüllt, hinter den geschliffenen Kristallscheiben eines der lautlos dahinschießenden eleganten Fuhrwerke, begleitet von der Melodik des fein und stahlhart auf dem Granitpflaster aufklingenden Pferdehufgetrappels — kein proletarisches Wagengerassel, nur dieses melodische Klingen von Stahl und Granit —; dann sieht man sie von den weichen, sorgsamen Händen des Luxus behütet in sieghafter Schönheit an den Stätten des

vornehmen Genusses erscheinen, in den Logen der Theater, auf den Rennplätzen und den Korso-Maifahrten im Prater, und eine leuchtende Woge von Glück scheint sie zu umstrahlen, ein Glück, von dem in den Vorstädten die kleinen Leute, die Hausmeisterinnen und Greislerinnen träumen, wenn sie Töchter haben, damit ja früh genug ein ‚Kavalier' erscheine und das Mädchen in einer solchen leuchtenden Woge von Glück entführe. Oder man sieht sie, wenn es einmal anders kommt, in dunklen Gassen beim trüben Licht der Gaslaterne, mit zinnoberroten Lippen und schwarz unterstrichenen Augenlidern in dem lasterhaften Gesicht für schnöden Lohn den letzten armseligen Flitterglanz einer entseelten Liebe öffentlich anbieten und einen welken, verbrauchten Abglanz der Betörung in die Rinnsale des Schmutzes und der Verkommenheit tragen.

Philippinchen war die vollendetste Tanzpuppe, die auf dem in lauter Harmonien schwingenden Resonanzboden der Wiener Gegend zu denken war. War das ein rhythmisches Spiel der Glieder, wenn sie sich drehte! Jede Linie war Wohllaut, jeder Schritt, jede Gebärde war Tanz, sichtbare Musik! Jede Erregung, jede Erschütterung des vibrierenden Körperchens verklang in Grazie, und jeder Anschlag löste ein melodisches Spiel aus, das in einer Klangfigurenwellenschwingung bis in die Fingerspitzen ausstrahlte. Und welche Unschuld, welches Unbewußtsein lag noch auf diesen Bewegungen, welch ein Schmelz und Reim der naiven Kindlichkeit, welche tiefe Versunkenheit in das eigene Schwergewicht, die den natürlichen Mittelpunkt dieser Harmonie bildete, gleichsam die Seele dieser Marionette, die darum in ihrem Spiel nur immer sich selbst sah, sich selbst spielte, sich selbst tanzte, sich selbst darstellte, und für sich ein eigenes egoistisches Zentrum bildete, das unduldsam und tyrannisch verfuhr und allen jenen, die nicht ihrer Verherrlichung dienten und den Tribut der Unterwürfigkeit zollten, kein Existenzrecht zuerkannte.

Meister Amsel hatte keine einzige Puppe in seinem Spiel, die sich mit ihr vergleichen konnte; keine einzige, die Philippinchen Widerstand entgegensetzen konnte; alle Wunder der kleinen Bühne schrumpften zusammen, und der Trug war entlarvt, als Philippinchen in den Zauberkreis trat. Diese neue Marionette beherrschte das Spiel; sie zerrte an den Fäden und riß den Puppenspieler mit, der die Macht über sein kleines Reich verloren hatte.

Ich möchte nicht mehr in diesem Pimperltheater sitzen, sagte sie; es sind doch nur dumme Papierfetzen und lauter Unsinn! Ich gehe auch einmal zum Theater, aber in ein wirkliches großes Theater, wo gespielt, gesungen und getanzt wird. Kommt's lieber mit in unsere Steinmetzwerkstätte, da tanzen wir!

Und alle zogen hinter Philippinchen her auf den Steinmetzplatz ihres Vaters, wo ein großer sauberer Schuppen war, und wo sich der Kinderanhang des Mädchens in den Spielstunden einfand.

Und Amsel der Puppenspieler, ein entthronter König, zog hinter der Puppe her und war der Hofnarr an einem neuen Hofstaat.

Eine Welt lag hinter ihm in Trümmern. Ihr Zauber war gebrochen und lag in Scherben und Schnitzeln umher, ein paar bunte Lappen, farbige Reste von Holz, Leinwand und Papier, ein verwahrloster Kunterbunt in einem Kellerwinkel, ein farbiger Bettel, dem niemand hätte ansehen mögen, daß sich der berückende Genius dieser Stadt seiner bediente und in dem kleinen Bildwerk seine magische Größe offenbarte. Wunderlich ließ es liegen und folgte einem neuen Stern, der Fiebersehnsuchtsgluten in sein Herz herabträufelte in langen Tropfen, heiß und schmerzhaft wie brennendes Siegellack.

An diesem von Weh durchzuckten Glück oder an diesem glückverklärten Weh empfand er plötzlich, daß er sein verloren geglaubtes Herz wieder besaß, das tief in seiner Brust nun seltsam schmerzhaft hämmerte.

Sein rotes, atlasüberzogenes, mit gezacktem Goldpapierstreifen besäumtes Herz, dieses tiefgestürzte, mit Schmähungen und Verachtung bedeckte, aber immer wieder erhöhte Herz, das er verstoßen hatte, und das ihm treu wie ein Hündlein nachlief, es saß nun wieder warm und bebend in seiner Brust, und er war vor Freude fast bis zu Tränen gerührt, daß er wieder sein Klopfen spürte, wie sehr es auch gelitten hatte.

Es war zwar nicht mehr das große heilige Herz, das hoch oben zwischen den brennenden Wachskerzen und den Engelreihen thronte, mit einer kleinen Heiligen in seinem Gehäuse; es war auch nicht mehr dieses Angebinde an einem blaugoldenen Band, das mit Lotte durch weltentlegene Feenferienlande reiste; es war auch nicht mehr das alte, schöne, unversehrte Herz mit glatter, glänzender Seide und funkelndem Gold; es hatte manchen Schaden genommen, war ein wenig abgestoßen und zerrissen und konnte sogar bluten in kleinen rubinhellen Tröpfchen, die da und dort zwischen der etwas zerschlissenen roten Seide hervorquollen. Aber es war trotzdem Freude und Jubel darin, wenn auch nicht in reinen Sphärenklängen, sondern ein wenig zu Lärm und Unruhe verworren.

Es war ein Tanzherz geworden, ein klingendes, spielendes Herz, das nach einem gewissen Takte hüpfte, ein Herz mit flinken, geübten Beinen, das sich drehen und schwenken konnte immer im Kreise, in einem nie endenden, schleifenden, einwiegenden, kosenden und wogenden Auf und Nieder, im Walzertempo. Und den Takt dazu gab die Meisterpuppe Philippinchen, die mit all diesen hüpfenden und tanzenden Herzen herumwarf, als wären es Spielbälle, und grausam dazu lachte, wenn sie aufklagend an allen Ecken und Enden flogen; lachte wie ein Glöckchen, das zwar eine silberne Stimme, aber selbst kein Herz hatte. Und wie sehr auch diese närrischen Herzen aufquiekten, sie mußten hüpfen und tanzen, tanzen in tollen Reigen um sie.

‚Kommt, ein Werkelmann!‘ Sie rief es, und alle liefen hinter ihrem Ruf her. In einem der weiten Haustore war der Werkelmann eingefahren, und bald darauf quietschten, gellten, hackten, gröhlten und kreischten die ordinären Töne der Drehorgel über die Gasse. Aus dem betäubenden, zerstückten und rohen Lärm floß aber doch eine Melodie heraus, die älteren und die jüngsten Erzeugnisse der Wiener Volksmuse, Walzermusik von altmodischer Lieblichkeit oder von der schmachtenden Sentimentalität der neuesten Operette, auf alle Fälle heimisches Gewächs. Da und dort erschien in den Fenstern ein Kopf und summte träumend die Melodie mit. Klatschend flogen die in Papier gewickelten Kupfermünzen auf dem Pflaster auf, wenn sie der absammelnde Werkelmann mit seiner Kappe nicht geschickt genug auffing, und unterdessen drehte sein zermürbtes Weiblein mit verdrossener Unermüdlichkeit und mit abwechselnden Armen die Kurbel des Leierkastens. Die hatte keine Illusion mehr, wußte nichts von Sentimentalität und Schmachten, das hinter ihrem Kasten einherzog, und blieb gleich mürrisch bei allen Walzern, die sie vordrehte.

Die Illusion war bei der Jugend, die unter dem mächtigen Hausflur auf der hölzernen Diele rund um den Leierkasten im Tanze wogte. Die flog dahin und wiegte sich in den gleitenden und schleifenden Kreisen, Philippinchen, Amsel Wunderlich, der Hauptmannssohn Emil und alle Mädchen und Knaben.

Alle Herzen hüpften und tanzten an einem langen weißen Band im runden Ringelreihen um das Donauweibchen, die Königin des Spieles war, und diese kleine Walzerkönigin hielt das weiße Band, daran die roten Herzen hingen, in den Händen, wie einst Amsel die Drähte seiner Puppen, und regierte nach ihren eigenen grausamen Launen. Und sie gängelte bald dieses und bald jenes Herz heran und tanzte mit Amsel und tanzte mit dem langen Emil und tanzte jedoch am liebsten und längsten mit diesem Hauptmannssohn Emil, und Amsel Wunderlich fühlte, wie die rubinroten Blutströpfchen immer stärker aus der zerschlissenen Seide seines Herzens hervordrängten.

## XVI.

Wer weiß, ob Amsels Herz nicht vor lauter Weh zersprungen wäre, mit einem lauten Knall zersprungen, daß der Pappendeckel durch den roten Seidenbezug durchgekommen wäre, wenn nicht Seraphine zur rechten Zeit ihr von Maiglöckchen duftendes Taschentuch darum gewickelt und die Blutströpfchen darin aufgefangen hätte, so daß dieses Taschentuch richtig aussah wie eine von rotem Mohn betupfte Maiglöckchenwiese. Seraphine dachte dieses heilige Tüchlein der Liebe als Reliquie in der Kapelle der heiligen Veronika unter den Marterwerkzeugen des Herrn aufzubewahren. Aber damit

hatte es noch lange Zeit. Amsel wußte noch nichts von Seraphinens scheuem Liebesschmerzensamaritertum, und hätte er es auch schon gewußt, was hülfe ihm das? Er stand noch ganz im Banne Philippinchens, des gefühllosen Tanzpüppchens, das sein Herz über Stock und Stein nachschleifte, die zierlichen Füßchen darauf stellte und nach Leibeskräften auf ihm herumtrampelte.

Seraphine, des langen Emils Schwester, war erst vor kurzer Zeit aus dem Offizierstöchterinstitut auf längeren Besuch ins Elternhaus gekommen. In Wunderlichs Gesichtskreis stand sie weit abgerückt, fast unkörperlich und schemenhaft wie die aschblonden heiligen Frauen alter deutscher Meister, die fast überirdisch durchsichtig, immer einige Schuh hoch über dem Alltag stehend und mit begehrungsloser Ehrfurcht und Scheu anzusehen sind. Seraphine war in seinen Augen eine Himmelsgnadenfrau, die unnahbar und wortlos aus ihrer Wolkenhöhe auf Wunderlichs Treiben niedersah und eine Verlegenheit um die andere über ihn brachte. Er wußte nicht warum. Aber vor diesem Mädchen war er immer in Verlegenheit, in sprachloser, augenniederschlagender, klaschrosenrot übergossener Verlegenheit. Und weil sie selbst fast kein Wort sprach und er sie nie genau anzusehen wagte, wußte er eigentlich nie recht, ob sie mit dem Lächeln der Gnade oder des tadelnden Spottes auf ihn niederblickte.

Aber die Komödie des menschlichen Herzens, die auch hier schon die Rollen so verteilt, daß sich Lachen und Weinen oft verzweifelt ähnlich sehen, hatte es gefügt, daß auch Philippinchen, diese Naturkraft vom Geschlechte der Rautendeleins, ihr Spieldosenherz verschenkte, nicht an einen, der es mit Blumen besteckt und auf einen Altar der Anbetung gestellt hätte, wonach sich dieser eine gar so sehr sehnte, sondern an einen andern, der es lachend verschmähte und es zum Spaß mit der Fußspitze zum Schnellen brachte. Also war auch über diese Naturkraft das Schicksal der Sterblichen verhängt, das seine Schatten voraus warf. Philippinchen hatte ihr Spieldosenherz nicht an Amsel Wunderlich verloren, sondern an den langen Emil, der immer mit viel Geld um sich warf und der kleinen Tanzfee gewaltig imponierte.

Aber der lange Emil hatte höhere Aspirationen. Den trieb sein Sinn zur Seiltänzer- und Trapezkünstlergruppe ‚Wünschhüttel', die im Weichbild der Stadt ihr Zelt aufgeschlagen und unter freiem Himmel einem schaulustigen und beifallsfreudigen Kleinbürgerpublikum ihre halsbrecherischen Künste in Verbindung mit derben Clownsspässen vorführte. Der lange Emil war Habitué bei ‚Wünschhüttel' geworden und hatte Freundschaft mit einem Trapezkünstler geschlossen, den er mit den Zigarren seines Vaters beschenkte und mit den seiner Mutter erpreßten, verdoppelten und verdreifachten Taschengeldern frei hielt. Wenn der Trapezkünstler Benedetto in fleischfarbenen Trikots und goldenen Franzen daran sich hoch in den Lüften wie ein Papagei

in einem Drahtring wiegte und unter dem Beifallsgejohle der Menge den schwarzlockigen Kopf mit herablassendem Dank leicht neigte, indem er mit etwas starrer Grazie Kußhände ins Publikum warf, sah er aus wie ein Gott. Wenn er aber in den Straßenkleidern steckte wie jeder andere gewöhnliche Mensch, war sein Aussehen merkwürdig unvorteilhaft. Der Körper schien klein, der wirre Kopf viel zu groß, die Kleidung unordentlich, wie etwa ein stellenloser Friseurjüngling oder ein bettelnder Handwerksbursche aussieht, mit einem Stich ins Vagantentum. Amsel empfand eine instinktive Ablehnung gegen diesen Freund Emils. Aber der lange Emil benützte den Trapezkünstler nur als das Seil, auf dem er hinüberbalancierte zur schönen Ballerine Seraglio, die allabendlich auf der Bretterbude unter dem Gequiek der Zirkusmusikanten in einem kurzen steifen Balleteröckchen tanzte und in der Phantasie unreifer Knaben und bierseliger Kleinbürger im Glorienschein thronte. Ungeachtet einer starken Dosis von Unverschämtheit war an dem langen Emil doch noch zu viel Blödheit, als daß er des Trapezes Benedetto entbehren hätte können, um den schwindelhaften Weg zur Seraglio zu finden, wo er am Ende in dummdreister Schüchternheit stand und mit glänzenden Augen ein frech geschminktes Gesicht anglotzte.

Um so größere Heldentaten verrichtete er in der Kunst des Aufschneidens und erzählte dem Amsel von seinen unerhörten Abenteuern, die er erlebt, von den feurigen Küssen, die er in der Garderobe Seraglios ausgeteilt hätte. Wie die feurigen Tränen des heiligen Laurentius ging dieser Sternschnuppenregen von Küssen durch die Traumnächte Amsels, der im Geiste seinem Freunde auf den Abenteurerwegen folgte.

‚Und wie sie tanzt, davon machst du dir keinen Begriff!‘ rief Emil in überströmender Begeisterung; ‚dagegen ist Philippinchen gar nichts! Nein, Philippinchen ist nicht einmal die Schuhriemenlöserin dieser wundervollen Tanzkunst Mignon Seraglios!‘

Armes Philippinchen! Sie konnte keinen Anwert neben der großen Rivalin in Emils Augen finden, der zu Füßen seiner Angebeteten das Herzblut seiner jungen Liebe und auch sein ganzes Taschengeld in den Sand rinnen ließ.

Philippinchen war sehr gekränkt. Von Ehrgeiz und Eifersucht gestachelt, es der Nebenbuhlerin gleich zu tun, hatte es sich das Geschöpfchen in das kleine Gehirn gesetzt, Ballerine zu werden. Und eines Tages hatte es Philippinchens Mutter dahingebracht, daß die Kleine in der Balletschule der Hofoper aufgenommen wurde. So schnell aber waren die Höhen der Kunst nicht zu ersteigen, daß sie von heute auf morgen die Nebenbuhlerin aus dem Herzen des gewiegten Kunstkenners Emil verdrängen konnte. Der lange Emil erzählte wieder mit starkem Farbenauftrag von dem hinreißenden

Spiel Seraglios als Pierette, wie sie nach einem berückenden Tanz in den Armen des als Pierrot verkleideten Clowns auf der Bühne im Flackerschein der Windlichter und unter dem feierlichen Tusch der Zirkusbläser gestorben war und hierauf von einem in Raserei geratenen Publikum mindestens dreißigmal hervorgerufen wurde. ‚Das wirst du niemals können,‘ versicherte er dem in Ungeduld, Eifersucht und Zorn auflodernden Philippinchen.

‚Wir wollen auch ein Spiel aufführen,‘ rief sie und stampfte mit den Quecksilberbeinchen; ‚dann sollst du sehen! Amsel, du mußt ein Spiel erfinden, ein Spiel, in dem getanzt wird, aber nicht ein dummes, totes Puppenstück für das Pimperltheater, sondern ein Stück, darin wir selber spielen, verstehst du?‘

Ein Spiel, darin sie sich selber spielen, ihr junges Leben, ihre Phantasie, ihre Sehnsucht? Amsel ersann dieses Spiel, darin die Komödie des menschlichen Herzens sich in ganz zarten Farben abhob, in nuancenreichen Stimmungen und im poetischen Gewande der Romantik, die seine natürliche Denkweise war.

Auf einem Sattel des Kahlengebirges, der Vogelsang heißt, in der Nähe des Kobenzl, auf einer vom Walddämmerblau umschlossenen Wiese, die von Einsamkeit umhüllt war und durchbebt von der zirpenden Melodik eines Grillenorchesters, das gleich Hunderten von Mandolinen in Gras und Busch konzertierte, spielten sie ihr Gebärdenspiel. Die grüne Wiese war die Bühne, der mit hundert Häuptern Beifall nickende Wald war das Publikum; einige Meter grober Sackleinwand, die Kostüme daraus zu schneiden, etliche Töpfe lustiger Farben, blau, gelb, gold, rot, grün, die Ornamente Schmuck und Stickereien darauf zu malen, Buntpapier für die Kopfbedeckungen, etliche Spitzenbehänge, aus Philippinchens elterlichem Wäscheschrank entführt, das waren die Requisiten des primitiv vollendeten, stilistisch dekorativen Naturtheaters.

Der lange Emil war ein schwermütiger König, der auf einem als Thron mit Purpur ausgeschlagenen Holzstoß saß und von Seraphine, seiner aschblonden, tugendstrengen, heiligspröden, altmeisterlichen Königin nicht aus seinem Tiefsinn erweckt werden konnte. Sein langer Bart war weiß geworden und floß in langen Wattesträhnen bis auf den kupferfarbenen, mit dunklen Glanzpapierflächen, dunkel wie Turmalin, besetzten Gürtel herab. Sein Gesicht war steinern, von jedem Lächeln entvölkert, und sein Blick träumte fern, träumte von einer Pierette, die ein traurig heiterer Pierrot auf seinen Schultern wie eine tote weiße Taube davongetragen hatte. Nie sah der König zu seiner Königin um, die immer hinter ihm stand, lang und unbeweglich, ein Bild ohne Gnade. Nicht einmal Wunderlich, der Narr, konnte mit seinen schellenklingelnden Verrenkungen und grotesken Späßen den König

zerstreuen. Ja, er wurde ganz wild über diesen Narren und schleuderte sein Schwert nach ihm, daß es in dem nahen Stamm stecken blieb, indessen der Narr zusammengekrümmt wie eine zertretene Natter sich hinauswand und seinen Kummer in die Wieseneinsamkeit trug. Nur die Hoftänzerin Philippine durfte vor dem Thron erscheinen und tanzen, immerzu tanzen, weil sie den König entfernt an die Pierette erinnerte. Aber so schwach war dieses Abbild, daß es nur ein Schattenspiel in den Augen des königlichen Träumers erschien und ihn noch fester an das Trugbild in seiner Phantasie kettete. Aber den Schatten, wenigstens den Schatten wollte er nicht missen, und der mußte tanzen, tanzen immerzu.

Philippinchen tanzte ihr eigenes launisches, neckisches, zärtliches, trotziges Naturwesen, sie tanzte den sausenden, wiegenden, blätterwirbelnden Wiener Wald, die sanft gewundenen Wiesentäler mit ihrem Blumengekicher, den gleitenden Schwung des Donaustromes, der seinen mächtigen Arm um den Gürtel dieser Stadt schmiegt und den ganzen Wald wie ein Bukett an ihren Busen drückt, und sie tanzte schließlich diese Stadt selbst, die sich im Mittelpunkt dreht, in ihre eigenen Rythmen versunken und den großen, heiteren Ernst ihrer Tanzseligkeit auf dem Antlitz. Denn sie war der Genius des Tanzes, und dieser Genius stammt bekanntlich von nirgends ab als von diesem Stadtbereich. Vergebens flehten die in irren Kreisen funkelnden Augen der wirbelnden Tänzerin um einen warmen Dankesblick des Königs. Vergebens! Was ist der König für ein Narr, dachte weise der Schalksnarr Wunderlich; und was bin ich für ein König! Wie sind doch die Rollen in dieser Welt vertauscht! Wie würde meine königliche Huld auf Schön-Philippinchen niederlächeln, wie würde mein Herz zu ihren Füßen rollen und mein Blick an seiner Stelle dem wesenlosen Traumbild entsagen, um sich desto tiefer in ihre Augensterne zu versenken! Kummervoll schlich der liebeskranke Lustigmacher über die Wiese, seine Narrenschellen klingelten sterbensmüde zur Erde, und seine Augen, die nichts suchten, fanden sich das Sagenblümchen Schließ-mich-in-dein-Herz, das auf dem Vogelsang blühen soll, ein Blau-Veigelein, aus dessen Kelch auf goldenem Stiel zwei rote Herzlein in einem Kranz von blauen Blumenblättern hingen. Ein Liebeszauber war in dieser Märchenblume eingeschlossen, und wer die Blume fand und sie einem ahnungslosen Mädchen überreichte, konnte es mit einer Liebe binden, die kein Schwert zu trennen vermochte. O Schalksnarr des Glücks, wie wird nun die geliebte Tänzerin ihre Tanzrhythmen im Kreise um dich wie ein Gehege von roten Rosen und blauen Klematis winden, und wie wird ihr Lächeln sonnig über dir stehen, wenn du in diesem Liebeshag von Blaurot und Gold kniest! Und o Priester im schwarzen Talar, mit den weißen Bäffchen an der Brust, mache dich schnell fertig und eile den Bund zu segnen! Aber

der König, von einer plötzlichen Eifersucht gepackt, fuhr dazwischen und verurteilte den Schalksnarren des Glücks zum Tode, weil er den Schatten des geliebten Traumbildes entführen wollte. War auch das Traumbild des Königs einzig und wirkliche Liebe, so war doch der Schatten Philippinchen das einzige, was ihn mit jener Wirklichkeit verband. Der rote Henker in einem Kleid von rotem Ochsenblut und mit einem Schwert auf der Schulter, dreimal so lang als er selbst, erschien wie ein lichterlohes Gespenst auf der grünen Wiese, mit Gebärden, die lautlos, gigantisch und entsetzenerregend waren. Da plötzlich kamen über das starre Bild der Königin Zuckungen, wie wenn die harten, eckigen Linien eines in Gold und Farben gefaßten Heiligenbildes in der Kirche von einem Schluchzen erschüttert würden. Und sie schritt feierlich wie von den Stufen eines Altares herab und hob vor dem finster brütenden König die Hände, um Gnade zu erflehen für den armen Narren des Glücks, der ihr Herz gerührt hatte. Der König durfte nicht widerstehen, wenn die Königin eine Bitte erhob. Des Scharfrichters Riesenschwert, das sich eben erhoben hatte, um auf den Nacken des niedergebeugt knienden Narren niederzusausen, blieb auf einen Wink des Königs in der Luft hängen; statt des Hiebes berührte ihn der sanfte Gnadenfinger der Königin, und der winkte den zum Tode Verurteilten in den Traum des Lebens zurück. Er sollte hinknien und sein Märchenblümchen Schließ-mich-in-dein-Herz dem Tanzpüppchen darreichen dürfen und von Schön-Philippinchen den Kuß empfangen. Schon eilte der Priester herbei im schwarzen Talar mit weißen Bäffchen an der Brust, den Segen zu erteilen. Aber da fuhren plötzlich die Herzen wirr durcheinander, von einem unerwarteten Seelenbeben gerüttelt. Die Woge einer schlummerden Leidenschaft brach plötzlich durch und überschwemmte den Garten des Spiels und riß den schwebenden Kuß noch als Knospe von dem Strauch in den Strudel fort, ehe sie aufblühen konnte. Wild fuhr alles durcheinander und im Nu waren die geordneten Blumenbeete der Romantik zerrissen und fortgeschwemmt. Die Königin war es zuerst, die, von Reue und Leidenschaft erfaßt, den Fortgang hemmte; die ungetreue Tänzerin war die Zweite, indem sie schrie: ‚Ich mag dich nicht küssen!‘ und Amsel vor die Brust stieß, daß er umfiel; der König war der Dritte, der, von plötzlichem Übermut besessen, dem Narren des Glücks die Wunderblume aus der Hand riß, und bald war der sinnvoll gebundene Strauß ein wirrer, ungeordneter Knäuel. Seraphine packte Emil und stürzte mit ihm in einer jäh emporquellenden Empörung davon; Philippinchen, von der Leidenschaft gewirbelt, ihren Kuß dem Könige zu geben, hing sich an den Rockschoß Emils und flog hinter ihm her; der Priester im schwarzen Talar mit weißen Bäffchen an der Brust erfaßte rechtzeitig den Kleidersaum Philippinchens, um in der Verwirrung die Rose des Kusses selbst zu pflücken; der Scharfrichter im

Gefühl seiner beginnenden Herrschaft hielt den Priester am Aermel fest, den Frevel zu verhüten und die Schuld lieber auf sich zu nehmen; und der Narr des Glücks saß auf der grünen Wiese und starrte mit verwunderten Augen den Fliehenden nach. Aber auch er erhob sich und setzte mit flinken Beinen hinter ihnen drein.

In regelloser Flucht ging die bunte Kette über die grüngoldenen Abhänge hinab, eine Königin, ein König, eine Tänzerin, ein Priester, ein Scharfrichter und schließlich ein Narr mit Schellen an der Kappe und einem wehklagenden Herz im Leib. Unaufhaltsam flog die Kette dahin, sprang durch den Wald, über den Kobenzl und hinab über die Wiesen, einer vor dem andern fliehend, einer den andern verfolgend, fort aus dem Zauberwald der Dichtung und heim in die verworrenen Kreise des Lebens, wo die Komödie des menschlichen Herzens in den angedeuteten Grundlinien weiterspielt und sich vollendet. Da flog es dahin, wie ein Blütenkranz, den der erste Sturm der Leidenschaft vom Baum des Lebens weggerissen, verweht im Winde, ein Gebärdenspiel mit Tanz und Küssen, mit Küssen, die nicht geküßt wurden.

Amsel Wunderlich, der Schalksnarr des Glücks, blieb allmählich zurück. Blieb liegen am Wege, wie eine Blüte zur Erde gewirbelt, und sah dem Kränzlein nach, das in Grün und Blau dahinflog. Sein Herz stach ihn gewaltig; er vermeinte, es müsse nun die rote Atlasseide und der Pappendeckel aus dem Leim gehen. In allen Charnieren wimmerte das Weh, und so oft er den Kopf wendete, klangen die Schellen seiner Kappe hell und lustig: ‚Philippinchen, Philippinchen!‘ Wütend riß er die Kappe herunter und schmiß sie hin.

Er war todesmüde. Er streckte sich auf den Boden hin und dachte: ‚Ich will mich mit Rosen bedecken und sterben. Sterben vor Liebe.‘

## XVII.

Aber mit dem Sterben ging es nicht so leicht.

Allerdings, etwas lag am Tode. Was sterben wollte, war das Tanzherz, das singende, hüpfende Herz, das plötzlich schwer und unregsam geworden war. Und wenn es auch fast tot und versteinert in der Brust lag, Amsel mußte sich dennoch wieder erheben und diesen steinschweren Leichnam von einem Herzen in seinem lebendigen Sarge hinunter tragen. Ein mühselig Ding!

Als Amsel sich wieder erhob, waren die Abendwolkenrosen, die vor seinen feuchten Augen schwammen und die den Liebeskranken bedeckten, verdorrt und ein graublaues Dämmertuch war über die schlafende Landschaft gebreitet. Wie die Glieder eines Riesen streckten sich die Hügelketten zu Tal, behaglich gedehnt unter der weichen Decke und unbestimmt in den Um=

rissen; das Haupt des Gebirges lag hoch und sanft gebettet, und unter der schwarzzackigen Krone des Waldes verlosch der grüngoldene Traum des Tages mit seiner bunten Liebesgaukelei.

Der wohlig hingestreckte Erdgeist atmete ruhig und wußte nichts von Schmerz; und auch des Erdgeist kühläugiges Töchterlein Philippinchen wußte nichts von Schmerz und träumte weiter von ihrem König; der König selbst umfing im Schlaf zärtlich sein Traumbild Pierette Mignon Seraglio; der Priester sogar entschlief mit einem verliebten Lächeln auf den Lippen; der Scharfrichter träumte vom Köpfen und schlug mit seinem bis an den Horizont reichenden Schwert blutrote Mohnköpfe ab, aufbrechende Rosenknospen, die ihm auf Mund und Wangen niederfielen, wie Küsse von den Purpurlippen einer Märchentänzerin gespendet; und die aschblonde Königin wurde steif und abgewandt wie ein Heiligenbild, verschlossen, so daß sich niemals sagen läßt, was Heilige eigentlich träumen; nur der Narr, der Schalksnarr des Glücks, trug allein den Schmerz und barg ihn wie ein wundes, blutendes, glühendes Haupt unter dem kalt blaugrauen Dämmertuch der sinkenden Nacht.

Amsel Wunderlich trug den Schmerz heim, der ihm allein zugefallen war. Er vergrub dieses Schmerzenshaupt in den Schoß der Einsamkeit, weit draußen in den Weinbergshohlwegen, über die das Winzerblechhorngetute in der blauen Luft stand wie ein schmetternder Messingvogel; in die geheimnisvoll flüsternde Waldlauschigkeit, die bei jedem Seufzer einer Menschenbrust, bei jedem Schritt, der an den Steinen aufklingt, erschrocken aufhorcht; und endlich in die Nächte, die ihre Mohnkapseln öffneten und Lähmung auf das Wehzucken ausgegossen.

Tagelang, wochenlang ließ sich Amsel nicht blicken, im Dickicht verkrochen wie ein scheues, wundes Tier. Dann aber begann sich das Herz aus seinem Starrkrampf zu erholen, fühlte sich vorwärts getrieben von einer unbestimmten Sehnsucht und ging eines Tages durch. Hüpfte auf den wieder regsam gewordenen Tanzbeinen davon, Philippinchen zu suchen, prallte aber schon bei der ersten Begegnung zurück.

Was können Tage und Wochen für Verwandlungen hervorrufen, daß es Amsel im ersten Augenblick erscheinen mußte, als wären Jahre inzwischen vergangen!

Kam Philippinchen angetänzelt, trug ein langes Kleid, sah aus wie ein Edelfräulein und hing mit einem rosenrot und perlmutterschimmernden Glückslächeln am Arm eines blitzblanken Kadettleins, und das Kadettlein sah feist und stattlich aus wie ein gefüllter Bohnensack und glänzte voll aufgeknöpfter Galanterie.

Amsel vergaß beinahe zu grüßen, so groß war seine augenblickliche

Betroffenheit; am liebsten wäre er davon gelaufen oder hätte sich in einem Haustor versteckt, aber es war zu spät, und so hielt er dem Philippinchen ein qualverzerrtes, sauersüßes, maskenhaft lächelndes Gesicht entgegen. Aber die Schöne tat, als sähe sie ihn nicht. Sie hob ihr Köpfchen ganz dicht an das Ohr ihres Kavaliers und flüsterte ihm etwas zu, worauf beide hell auflachten und der Kadett sich mit weit aufgeklappten Kinnladen wie ein Nußknacker nach Amsel umsah, der in den Boden versinken wollte.

Adieu, Philippinchen, nixenäugiges Donaukind, adieu! Sie wandelte wie alle ihre Schwestern, den Weg zur Stadt, tanzend und scherzend, mit allen Herzen Fangball spielend, immer leichten Sinns und unverwundbar. Zahllos rollen diese Herzen zu ihren Füßen, und sie wandelt knöcheltief darin, als wären es die abgefallenen roten Buchenblätter des Waldes, darin der Fuß versinkt, und die unter den dahineilenden Schritten laut aufrascheln und knacken. So taten auch die Herzen am Wege; sie hatten leise, feine Stimmchen wie die abgefallenen roten Buchenblätter und taten flehen, seufzen und weinen. Unabsehbar sind die Ketten von Herzen, die auf den Wegen des berückenden Donaukindes nieder geflogen kommen, roten Korallenschnüren gleich oder Rosenguirlanden und oft so dicht, als wollten sie sich zu Fallstricken verwickeln, die Schöne zum Straucheln zu bringen, sie zu umklammern, zu ersticken, zu erwürgen, bis das blasse Kind in einer blutrot umhauchten Liebeslaube erdrosselt und entseelt an den rachemörderischen Blumenguirlanden hängt. Philippinchen adieu, adieu!

Armer Amsel! Da stand er verlacht und beschämt, mit Verachtung bedeckt und von dem durchbohrenden Gefühl gepeinigt, daß er eigentlich ein recht dummer, dummer Junge war. Siedend heiß stürzten Tränen in seine Augen, Tränen aus Zorn, Scham und aus anderen unnennbaren Gefühlen. Wie er es haßte, dieses Philippinchen, wie er dieses herzlose Ding so glühend haßte von dem nämlichen Augenblick an! Fort mit diesen kindischen Tränen! Und er fühlte ein mannhaftes Gefühl sich recken und drängte die salzigen Tropfen tapfer in sich hinunter, wie sehr sie auch wieder seinen Willen über die Backen liefen.

Ach, Liebe, was bist du für eine Dornenkron'! Ausreißen wie ein giftiges Unkraut wollte er die Lieb' aus seinem Herzen. Und er riß und riß mit wütenden Fingern und riß die Liebe zu Philippinchen gewaltsam und stückweise heraus; und die Liebe ging, aber die Dornenkrone blieb und bohrte ihre Stacheln tiefer und tiefer in dieses zerfetzte Herz ein, und die salzigen Tränen flossen inwendig in die Wundmale, so heiß, so brennend heiß.....

Aber seine Gedanken konnten es nicht fassen, wie schnell, wie schön und stattlich Klein-Philippinchen in den kurzen Wochen über ihn hinaus gewachsen war, so daß er, der überlegene Spielgenosse, im Handumdrehen

als unreifer, tölpischer Junge neben ihr stand. Je größer sie in seiner Phantasie wurde, desto kleiner, kindischer, lächerlicher kam er sich selber vor.

‚Bin ich denn wirklich noch so?‘ begann die Eitelkeit zu fragen, die sich ein wenig gereizt fühlte und sich auf die Zehenspitzen stellte. Und Amsel begann ängstlich den Spiegel zu prüfen, ob denn nicht endlich die imponierenden Züge einer erwachenden Männlichkeit zum Vorschein kamen. Aber die Prüfung ergab kein durchweg befriedigendes Resultat. Nein, diese starken Kiefernknochen, dieser große Mund, diese etwas allzu üppigen Lippen, wie sehr doch diese ganze untere Partie des Gesichtes sich allzu aufdringlich breit machte, die Stirn zurückdrängte und verkleinerte! Wie gern hätte er eine hohe, ernste Stirn besessen, darin in sinnvollen Denkerfalten die ausgereiften Gedanken sitzen und die männliche Würde thront! Und wie sah er doch knabenhaft unentwickelt aus!

Er konnte freilich nicht bemerken, daß er mit der Zeit auch eine äußere Veränderung durchgemacht und ein starker, tannengerade gewachsener Bengel geworden war, wenn auch die blauäugige Herzenseinfalt seinem Wesen mehr Kindlichkeit erhielt, als es sonst bei Knaben seines Alters der Fall war. Er konnte auch nicht bemerken, daß, so oft er im Laufschritt durch die Gassen schoß, von den fliegenden Haaren wie von einer goldigen Woge umleuchtet, Seraphine hinter dem Fenster erschien, gnadenlächelnd wie ein Heiligenbild unter Glas und Rahmen, und zweifellos geneigt war, ihm die Würde der Männlichkeit zuzuerkennen.

Amsel hatte in dieser drangvollen Zeit für diese hochaufgeschossene, aschblonde Pensionatspflanze keinen Gedanken übrig; und wenn sich eine Erinnerung an sie regte, war sie für Amsel mit einer unerklärbaren Scheu und Verlegenheit verbunden und wurde als Bringerin des Unbehagens sehr schnell verabschiedet.

Bis eines Tages ihm Seraphine durch eine Freundin sagen ließ, daß sie in einigen Tagen zurück ins Pensionat müsse und ihm zum Abschied den Kuß geben wolle, der in dem Spiel mit der Tänzerin in der Luft hängen geblieben war.

Wer hätte gedacht, daß die Gnadenbrünnlein so schnell wieder springen würden, nachdem jeder Trost versiegt schien! Amsel, der Narr des Glücks, fühlte wieder die unendliche Süßigkeit jenes Spiels, als er den Nacken beugte, um den Todesstreich zu empfangen, und anstatt des Schwerthiebes ihn der zarte Finger der Königin berührte, um ihn zur Glückseligkeit zu erwecken. Aber diesmal war es anders, schöner, seliger. Er fühlte sich wie ein Sünder in der Kirche von einer frommen Innigkeit erfaßt, in Anbetung eines Heiligenbildes versunken. Und er fühlte, wie sich plötzlich das starre, hölzerne Heiligenbild liebreich lächelnd vorneigte, sich über ihn beugte, tief, tief au

ihn herab, daß die goldenen Haare des Bildes auf seinen Nacken niederflossen, die Wärme eines unsagbar süßen Antlitzes sein Gesicht bestrahlte, dicht ganz dicht, an seine Wangen heran, und wie ein zarter Gnadenfinger sein Herz berührte, dieses von der Dornenkrone zerfetzte und vom Tränensalz geätzte Herz, das plötzlich alle Schmerzen vergaß und von unendlicher Liebeswonne durchtränkt ward. Er war hingerissen wie ein in frommer Mystik schwelgender Klosterbruder, dem sich ein heiliges Liebeswunder erfüllt hatte. Und so war es: Der Gnadenfinger brauchte nur leise an das Herz zu rühren, und schon blühten aus der Dornenkrone rote Rosen hervor.

Nun war sein altes seidenes Herz wieder schön und ganz und mit Rosen bekränzt, und darinnen stand ein madonnensüßes Bild, Seraphine, aus deren Augen, Mund und Händen dieser wonnesame Balsam floß. Nun erst waren die Schuppen von seinen Augen gefallen, und er wollte erkennen, daß hinter jenem vieldeutigen Lächeln, das ihn verlegen gemacht hatte, hinter jener verschlossenen Schweigsamkeit, die ihm Scheu einflößte, hinter all jener abweisenden Hoheit und Strenge die roten Lämpchen der Liebe glühten für ihn allein wie in einem hinter angelehnten Gittern ruhenden Kapellenschrein, an dem er allzu hastig vorüber gegangen war. Und er sah nun, wie in diesem andächtigen Lichterkranz sein eigenes Bildnis am Altar stand, bestreut von dem bestrickenden Lächeln dieser Gebenedeiten, von diesem Lächeln unter dem glatten, aschblonden Scheitel mit den kunstvoll eingedrehten Zöpfchen an beiden Seiten, daß es aussah wie in Goldschmiedearbeit mit wunderbar feiner Filigrankunst gefaßt. So sah nun Seraphine in Amsels Seele aus. Hatte ein Zufall in den verworrenen Kreisen jenes Spiels das liebeszauberkräftige Blümlein Schließ=mich=in=dein=Herz in ihre Hände gespielt? Wie konnte es sonst anders kommen, daß die Herzen so ineinander ruhten, wie er es sah? Die Sage mußte wohl recht behalten.

Aber, aber! Ein Zittern überfiel Amsel, wenn er daran dachte, wie die Sache wohl in Wirklichkeit aussehen werde. Ob er die Scheu, die sich bei dem bloßen Gedanken lähmend auf seine Glieder, seine Sprache, seine Gedanken legte, wird in dem entscheidenden Augenblick überwinden können? Bei Philippinchen war das freilich was anders; dieses Naturkind zu küssen schien ihm ein leichtes, natürliches Unterfangen, das ohne übermäßige Aufregung geschehen konnte. Aber Seraphine, die so hoch stand, daß er Blei in allen Adern fühlte, als sie noch fremd und gleichgültig zu ihm war, und die nun unendlich höher stand, seit er sie mit einer wahrhaft klösterlichen Glut als die Heilige seines Herzens anbetete! Er hätte sich kasteien und geißeln können, daß das Fleisch in Fetzen hing und das Blut in Strömen rieselte, und es wären nur Himmelswonnen gewesen, wenn es für Seraphine hätte geschehen dürfen. Sie aber leibhaft zu küssen, das schien ihm das

schwerste, ungeheuerlichste, unmöglichste, was es auf Erden gab. Nur in Gedanken, im Geiste, im Träumen schwelgte er wie ein verzückter Klosterbruder und umarmte dieses Gnadenbild mit einem Glutfeuer, das wie ein Fieber zehrend durch die Adern tobte. Aber in Wirklichkeit? Es stand vor ihm wie eine große Furcht.

Endlich kam der Tag der Verabredung, auf dem eine schwere Bangigkeit lastete. Am Abend wollte der lange Emil ihn mit Seraphine zu einem Spaziergang erwarten, zu einem Gang durch stille, traumversponnene Gartengassen mit hohen Mauern und überragenden Baumwipfeln, die in der ländlichen Altwiener Vorstadt damals noch reichlicher zu finden waren als heute. Unsäglich langsam und beladen gingen die Stunden dahin, und der Tag wollte kein Ende nehmen. Amsel konnte nur mühsam atmen, als er am Stelldichein sich einfand und wartete. Er zerquälte sein Hirn, um Worte zu finden, eine schicksame Ansprache, einen Stoff für die Unterhaltung, ein Gespräch, das zu jenem heißersehnten und bitter gefürchteten Ziele führte. Aber je mehr er nachdachte, desto weniger fiel ihm ein, und der Mut wollte ihm vollends entsinken. Einen Augenblick kam ihm der verruchte Gedanke, ob es nicht besser wäre, zu entfliehen und einer heillosen Niederlage zu entgehen. Aber er wies diesen Gedanken als Feigheit zurück, er wollte standhaft bleiben. Und dann überfiel ihn die Furcht, ob nicht etwa sie treulos sein könnte und ihn im Stiche lassen würde. Und so kämpfte er in Furcht und Hoffnung und durchkostete alle Qualen der jungen Liebe, die er nichts weniger als süß empfand. Und als die Ersehnte endlich kam, wollte ihm vollends Hören und Sehen vergehen.

Aber siehe, sie war nicht allein mit ihrem Bruder, sondern es gingen drei, vier ältere Mädchen mit, Verwandte und Freundinnen, und sie kamen in einer unbefangenen Unterhaltung plaudernd und lachend. Im ersten Augenblick wollte Amsel diese Begleitung als eine Erleichterung empfinden; bald aber bemächtigte sich seiner eine große Niedergeschlagenheit. Er ging mit Emil hinter den Mädchen einher, wortlos und zerstreut und vielleicht auch ein wenig gekränkt, denn die Mädchen hatten mit sich zu tun und schenkten ihren Begleitern fast gar keine Aufmerksamkeit.

Ganz im stillen jedoch keimte ein Hoffnungspflänzchen, daß an irgend einer illusorischen Straßenecke die Mädchenbegleitung sich verabschieden und Seraphine den Weg allein mit ihm und Emil fortsetzen würde, ganz abgesehen davon, daß sich später auch Emil als innerlich vollständig Unbeteiligter aus dem Staube machen würde. Aber diesem Hoffnungsreis war nur ein kurzes Grünen beschieden.

Ein neues Wunder überraschte ihn, eine plötzliche Entdeckung, die den Abgrund eines neuen Himmels über ihm aufriß und ihm gleichzeitig

sein eigenes Nichts mit all seiner erbarmungswürdigen Hilflosigkeit zu erkennen gab. Nie hatte er dieses schweigsame Mädchen reden gehört; nie hätte er vermutet, daß in dieser Schweigsamkeit wie in einem starren Mantel solch ein himmlischer Wohllaut der Sprache, solche kleinodienhafte Worte, solch eine rhythmische Folge fast sinnlich anschaubarer Gedanken und Einfälle verborgen sein könnten als jetzt, da er mit wachsendem Entzücken hinhorchte, trunken von Melodien, die sich als starker goldener Strom um das Haupt wanden. Je höher sie da stand in dem kostbar gewebten Kleid des Geistes und der Bildung, desto kläglicher und beschämter kam er sich vor, bettelhaft in all der blößenreichen Verfassung seines Geistes. All die nutzlosen Jahre, die er nichts gelernt hatte, die in Spiel und Tand verstrichen waren, traten nun als kritische Nörgler vor seine Seele und überhäuften diese mit Vorwürfen. Könnte er doch in diesem Augenblick einholen, was er durch Jahre versäumt, lernen, lernen, die Speicher des Geistes mit Wissen ausfüllen bis zum Rand und üben, üben wie ein Akrobat, der über alle seine Kräfte jederzeit Herr ist und die schwierigsten, halsbrecherischsten Athletenstücke des Geistes mit einem Lächeln ausführt, wie wenn es ein Kinderspiel wäre: er hätte einen Zehent seines Lebens hingegeben! Aber seine Ohnmacht sagte ihm, daß alle seine Reue für diesen Augenblick zu spät komme, und daß man nichts besitzen kann, wonach man nicht ehrlich und heiß gerungen hat. Doch der Vorsatz wuchs aus diesem Augenblick stark hervor und drängte alles zurück, was im Vordergrund stand, der Vorsatz, den ungeheuren Becher des Wissens auszuschlürfen und es seinem Ideal gleich zu tun in der leichten und gefälligen Kunst der Darbietung, die all den schweren Dingen ein paar Flügel wob, damit sie sich aus ihrer erdenklobigen Trägheit in die sonnenhaften Ätherhöhen erheben konnten, wo sie thronte, Seraphine, die Himmlische, die Geistumwobene, die Treibhausentsprossene!

Eine Seligkeit kam über ihn, und er empfand mit inniger Dankbarkeit, daß alles so am besten ist, wie es von selber geschieht. Er dankte innerlich dem langen Emil, der als Schutzgeist an seiner Seite ging; er dankte den Mädchen, daß sie eine weiße, frühlingshaft überblühte Wand bildeten zwischen ihm und der Geliebten, und er zitterte bei dem Gedanken, daß der Schutzengel Emil von ihm weichen und die lebendige Scheidewand fallen könne, ehe sie das Haus erreicht hätten. Was hätte er dem Mädchen unter vier Augen sagen können? Er hätte sicher kein einziges Wort hervorgebracht, jetzt, wo ihm der innere Abstand klar geworden, und wo er sich vollkommen unfähig fühlte, in anmutiger Rede etwas Liebes und Herzliches zu sagen, weil ihm für das Liebe und Herzliche, das er empfand, seine Sprache zu arm dünkte! Wie schämte er sich nun dieser seiner Sprache,

seit er der purifizierten Redeweise Seraphinens gelauscht hatte. So gering achtete er in diesem Augenblick seine Sprache, daß sie ihm neben Seraphinens sonntäglich geziertem Redegewand als löcheriger, fleckiger Alltagskittel erschien, als das ärmliche Büßergewand kleinlicher, schwungloser Gedanken, diese ihm einzig vertraute Wiener Sprache, die der Mutterlaut seiner Heimaterde ist und aller mit dieser Erde verbundenen Menschen und Dinge, der Herzenston, darin es süß und hell wie von heimlichen Glocken schwingt und tief verborgene Ströme kreisen, Ströme von wiegender, verwirrender Musik, Ströme eines warmen, rhythmisch pulsiernden, zärtlich sehnsüchtigen Blutes. . . .

Die einzige Sprache, in der das Herz, sein Herz, sagen und singen konnte. Aber sie war nichts, nichts in diesem Augenblick; sie war vollkommen entwertet wie eine schmutzige Spielmünze, auf die man nicht den angeforderten Preis herausbekommt. So spiegelblank und sauber wollte er seine Gedanken gekleidet sehen, wie sie bei Seraphine erschienen; so denaturiert sollten sie sein, als ob sie keine Wurzeln hätten, die sie aus dem lebendigen Sein, aus dem unmittelbaren Schoß der Empfindungen und aus der Volkskraft der Heimat nährten.

Und er war selig, schweigen zu dürfen und ohne Verlangen an den Toren des Glücks vorübergehen zu können, gerade in diesem Augenblick, da dies heißersehnte Glück seine Schatzkammern mit Zauberhänden aufriegeln wollte.

O Narr des Glücks, der selig war, an diesem Glück vorübergehen und verzichten zu dürfen, verzichten, um es zu besitzen!

Wie der reine Tor es in seiner Herzenssehnsucht empfand, so geschah es auch. Denn die illusorische Straßenecke kam nicht, und der Weg lenkte in einem Bogen wieder heimwärts ein, und bald stand man unter dem Tor, sich mit leichten Scherzworten und Händeschütteln Adieu zu sagen. Dem Amsel aber gab Seraphine so leicht die Hand, daß es ihm schien, als hätten ihre Finger die seinigen kaum berührt; und dabei ging ihr Blick, ohne ihn anzusehen, an ihm vorüber, ihn nur ganz leicht und scheu streifend; aber er glaubte bemerkt zu haben, daß ein sehr blasses Rot über ihre Wangen hinhuschte. Doch sie hatte sich schon abgewendet und war durch den Hausflur geflüchtet.

‚Nun habe ich sie nicht verloren!‘ jubelte Amsel und ging wie ein Berauschter in den Abend hinein. ‚Nun ist sie mein!‘ Durch die ahnungslose, lebendige, frühlingsblütenhafte Scheidewand hindurch haben sich die Herzen gefunden, Seele kam zu Seele, auf zarteren Schwingen, als es je auf dem Lippenhochzeitsflug des Kusses geschehen hätte können. Nun wanderten ihre lebendigen Seelen durch Nacht und Ferne zueinander wie Stern zu Stern, die sich weltenfern mit lichtzitternden Ätherhänden umschlingen, und sie begegneten einander in Träumen, die wie das siebenfache

**Gesellschaftszimmer.**

Entworfen von Prof. **Henry van de Velde**, ausgeführt von **Scheidemantel-Weimar.**

**Aus einem Wohnzimmer.**

Entworfen von Prof. Richard Berndl, ausgeführt von Michael Berndl.

**Speisezimmer.**

Entworfen von Prof. **Richard Berndl**, ausgeführt von **Michael Berndl**.

Aus einem Speisezimmer.

Wäscheschrank.

Entworfen von **Karl Bertsch**, ausgeführt von den **Deutschen Werkstätten** für Handwerkskunst.

Wunder einer Regenbogenbrücke die Herzen verbanden. All sein Fürchten war doch unnötig gewesen. Nicht in seinen kühnsten Träumen hätte er solch glücklichen Ausgang seines Liebesereignisses erwartet. Was war doch alles auf dem Spiel gestanden! In seiner ganzen Unwürdigkeit erkannt und als dummer Junge entlarvt zu werden, statt des erwarteten Kusses im letzten Moment Zurückweisung, Gelächter und lieblose Verschmähung zu empfangen, aus den Traumhöhen seiner Liebesseligkeit zu stürzen, elend und siech mit gebrochenen Schwingen dazuliegen, den Herzensfrühling augenblicks verdorren zu sehen, — ein verlorenes Paradies! — Ja, das alles stand auf dem Spiel. Aber die Schamhaftigkeit der Seele hatte die Gefahr abgewendet. Was konnte es der Hohen, Heiligen, Himmlischen bedeuten, einen blöden Knaben zu küssen? Eine Welt wäre vielleicht in diesem Augenblick in Trümmer gegangen. Nun es aber nicht geschah, und der Kuß noch immer in der Höhe schwebte, war diese Welt ganz geblieben, eine runde, herrliche, schöne Kugel mit Sonne, Mond und all den singenden Sternen darauf, und er fühlte sich in Einheit mit dieser Welt, so recht in ihrem Mittelpunkt, denn diese Welt war ihr Herz und sein Herz, die ineinander ruhten.

‚Warum bist du gestern abend nicht noch einmal gekommen? Wir haben dich erwartet', sagte der lange Emil des anderen Tages.

‚Wer?' fragte Amsel.

‚Nun wir beide, Seraphine und ich,' erwiderte der andere und begann dann schwärmerisch seine letzten Liebesabenteuer mit Seraglio zu erzählen.

Über Amsel kam das schleichende Fieber der Reue, die fraß und nagte und bohrte wie eine Ratte an allen Herzwänden; seine Seele klagte und jammerte und rang die Hände, ach, könnte man doch jenen Augenblick wieder zurückrufen! Wie anders, wie ganz anders müßte alles geschehen sein! Und der Narr rüttelte mit wilder Sehnsucht an den Toren des Glücks, aber die blieben finster und verrammelt. Nur die Träume kamen und nährten mit dem Herzblut der Wünsche dieses hoffnungslose Sehnen, Träume, die mit Fieberphantasie alle Erfüllungen vorgaukeln, übertreiben und verherrlichen und doch nicht ganz dem Kranken die ohnmächtige Erkenntnis rauben können, daß alles Hirngespinst ist.

Wer hätte gedacht, daß Küsse so zehren und brennen mögen, Küsse, die man nie geküßt!

## XVIII.

Eine fanatische Lerngier war mit einem Male über Amsel gekommen. Mit beiden Händen griff er gierig nach dem Becher der Wissenschaft und schlürfte in vollen Zügen, bis es ihm dunkel vor den Augen und schwindlig im Kopfe wurde. Lernen, lernen, lernen, es war plötzlich seine einzige

Leidenschaft geworden. In wenigen Tagen durchmaß er den Vorsprung von Monaten, den seine Kameraden vor ihm voraus hatten; lichttoll stürzte er mit unaufhaltsamer Schnelligkeit den Fackeln des Wissens entgegen, die das dunkle Menschenhirn erleuchten sollen.

Aber sein Eifer kam viel zu spät. Er hatte sein schulpflichtiges Alter bereits überschritten und stand vor einem gebieterischen Halt, das seinem kaum begonnenen Sonnenflug ein vorzeitiges Ende brachte. Zum Unglück wies sein Abgangszeugnis wie eine schlechte Landkarte nur die steinigen Unglückswege, die morastischen Untiefen und sonstige unholde Gebiete auf, allwo das muntere Gäulchen Lerneifer stecken geblieben war, die Beine gebrochen hatte und elendig hatte umkommen müssen. Nun sah die Landkarte mit allen Länderbezirken der Schulgegenstände über und über bedeckt aus mit den traurigen Marterln, Zeugen eines unausgesetzten Mißgeschicks. Was aber die Landkarte nicht verzeichnete, war der neue Kurs nach dem feurigen Sonnenball des Wissens, dahin Wunderlich auf seinem zu neuem Leben erwachten Gäulchen wie auf einem Flügelroß sprengte. Aber ebensowenig wie dies waren die anmutreichen Pfade verzeichnet, die seine Seele zu ihrer Anregung und Erbauung erwählt und aus eigener Machtvollkommenheit begangen hatte. Es war in dieser Hinsicht eine schlechte Landkarte, die all diese ungeahnten Gnadenwege nicht verzeichnet hatte.

‚Da hast du dir einen schlechten Reisepaß fürs Leben ausgestellt,‘ sagten die Angehörigen; ‚welchen Lebensberuf wirst du denn auf Grund dieses Zeugnisses erwählen?‘

Da war freilich guter Rat teuer.

Der väterliche Rat ging dahin, Ziegelschupfer zu werden. Ein Ziegelschupfer? Oho, das ist ein lustiges Gewerbe und hat mancherlei Vorteil! Denn erstens bewegt es sich in der frischen, freien Luft, und zweitens braucht man keine Lehrzeit durchzumachen und verdient sofort Geld. Ja, das ist die Hauptsache: verdient sofort Geld. Und hat man Geld, wohlverdientes, ehrlich erschupftes Geld, dann braucht man nicht mehr daheim auf dem Futtersack zu liegen, was natürlich die andere Hauptsache ist. Dann ist man ein gemachter selbständiger Mann, der übrigens auch kein Recht hat, andere für sich sorgen zu lassen. Nein! Das wäre nicht in Ordnung. Alles, was sich gehört. Solange die Hühner nicht flügge sind, müssen sie geatzt werden; dann aber marsch aus dem Nest! Wenn die Lernzeit um ist, dann sind die Hühner flügge.

Amsel dachte über den Ziegelschupfer nach und stand tagelang vor einem Bau, sich die Sache in der Nähe anzusehen. Ei, fein! Ei, lustig! Da fliegen die Ziegel, schön rot, als wären sie mit geröstetem Weizenmehl bestreut, wie das frischgebackene Brot in schönem Schwung von Hand zu

Hand und werden in die ewig auf- und absteigenden Schalen des Paternosters gelegt, darin sie ins Himmelsblau entschweben, in eine ungeheure Höhe, aus der ein kleines Bäumlein mit bunten Bändern herabwinkt. Und den ganzen Tag herrscht ein lautes, regsames Leben, die Ziegel klingen in den ehernen Schalen auf, Zurufe ertönen von unten und oben und allen Seiten, und das eintönige Oohhopp! der Schupfer begleitet das Fliegen der Ziegel als melodischer Gesang. Und während dieses Spiels wächst ein riesiger Bau empor, so groß wie ein Gebirge, man weiß nicht wie.

Aber die Sache hatte doch einen Hacken. Denn bei all der Lustigkeit und dem Singsang, mit dem das Wunderwerk gleichsam spielend erstand, gab es rohe Schimpfworte, die von allen Leitern hageldicht und groß wie Pflastersteine herunterfielen; und die Ziegelschupfer hatten Ziegelmehl in den Augen, daß sie ganz entzündet aussahen; auch sie benahmen sich trotz ihres heiligen Werkes unsagbar roh; ja, einer von ihnen hob einen halben Ziegel auf, um ihn nach Amsel zu werfen, der in seiner augenaufreißenden Schaulust zu nahe in das Arbeitsbereich gekommen war. Wäre Amsel nicht geflüchtet, der Bursche hätte ihn sicher geschlagen; nun aber blieb es bloß bei Drohungen und Schimpfworten.

‚Ach was Ziegelschupfer! Unsinn!‘ empörte sich der Onkel Franz, der, wie bekannt, Gelehrter war. Er kam in einem ehrwürdig alten, langen Rock, in einem hohen Zylinder, dessen Haare in ewiger Widersätzlichkeit gesträubt waren, zum Zeichen der etwas rebellischen Natur des guten Onkels.

‚Ein gutes Handwerk soll Amsel erlernen, das ehrsame Tischlerhandwerk, wie es sein seliger Großvater geübt hat, und wie es schon einmal die Familientradition verlangt. Handwerk hat goldenen Boden!‘

Man konnte leicht sehen, daß Onkel Franz ein Gelehrter war; denn nur Gelehrte, die das Handwerk ganz aus der Ferne betrachten, behaupten dieses. Und zum Beweis führte er eine staatliche Zahl von Verwandten auf, die das Tischlergewerbe gleichsam zur höheren Ehre Gottes betrieben, berühmte Orgelbauer wurden, im Land umher reisten, von Dorf zu Dorf und von Kirche zu Kirche, die Stimme des Herrn, wenn sie heiser geworden, durch geeignete Behandlung wieder klar und volltönig zu machen, damit sie Sonntags vom Chor herab mit lieblicher Donnergewalt aufs neue niederfahren und die Ohren der Gemeinde mit Brausen und Singen erfüllen konnte. Wenn die Zeiten schlecht waren und die Orgelhalskrankheiten gar nicht mehr epidemisch auftreten wollten, so gab es für die Herren Orgelbauer und Schreinermeister dennoch Arbeit in Hülle und Fülle. Denn dann war es immer einmal nötig, des lieben Hergotts Heiligenschrein frisch zu vergolden, oder das versilberte Holzschwert des Erzengels Michael zu erneuern, oder, wenn schon gar nichts anderes zu tun war, die herzinnigen Englein, die auf den weißen Holzwolken

an der Decke lieblich aufklümmelten, zu waschen und frische rote Schminke auf die pausbäckigen Wänglein aufzulegen. Kurzum, es war ein recht ehrsames, in Gott ruhendes Handwerk, und es war nicht einzusehen, warum Amsel Wunderlich es nicht erlernen sollte.

Der dicke Onkel Jakob jedoch erhob eine Einwendung. ‚Es gibt nichts besseres auf der Welt, als ein Soldat zu sein,‘ sagte er. Er selbst war bei den Soldaten und wußte nichts Schöneres für seine Sonn- und Feiertage, als davon zu erzählen, wie es damals so herrlich gewesen war. Nach seinen Worten war das Soldatenleben das reine Schlaraffenleben. So oft ein Regiment beim Haus mit klingendem Spiel vorüberzog, was häufig am Mittag geschah, warf er den Suppenlöffel weg, sprang zum Fenster, nannte alle Generale beim Namen, entwarf Schlachtenpläne und tat so kriegerisch, daß man sich wundern konnte, warum ein solcher Mann nicht Feldmarschall geworden war anstatt einfacher Bierversilberer.

Der gelehrte Onkel Franz wurde ganz giftig über Onkel Jakobs breitspurige Reden.

‚Unsinn,‘ fauchte er. ‚Sie haben gar nichts zu reden. Sie waren ein ganz einfacher Trompeter beim Militär und verstehen nicht ein Zehntel von dem Zeug, was Sie da schwatzen.‘

Die Tante Nina legte sich ins Mittel, um den gelehrten Zorn von dem Haupt ihres gutmütigen Gatten Jakob abzuwenden, und sagte mit näselnder Stimme (sie näselte immer in der Meinung, daß es zur Vornehmheit gehöre): ‚Amsel soll doch einmal selber sagen, welchen Beruf er am liebsten ergreifen würde.‘

Das war in der Tat ein schöner Ausweg, auf den selbst das gelehrteste Hirn nicht so leicht hätte verfallen können. Alle Augen waren auf Amsel gerichtet, daß der einfältige Tor das schwere Rätsel selber löse.

Nun war es das zweite Mal in seinem Leben, daß diese inhaltsschwere Frage an ihn herantrat, die das Geheimnis seines Lebens von ihm verlangte und es der Willkür seiner Frager preisgab. Aber er war in Schaden klug geworden. Sollte er es noch einmal erleben wollen, sein Lebensideal heruntergezerrt, mit Spott und Schande bedeckt zu sehen? Sollte er nicht lieber den Wunsch, Lehrer zu werden, tief in seiner Seele verschließen, bis bessere Zeiten kommen, die ein bereitwilligeres Verstehen mit sich brächten und selbst mit werktätigen Händen mithülfen, das Ideal zu verwirklichen? So lange und so tief war es seit jener ersten Besudelung in der Seele eingeschlossen, daß es in seinem dunklen Gewahrsam ganz verstaubt und fast unkenntlich geworden war. Und sollte er es nun plötzlich in diesem durchaus nicht entschlußfähigen Zustande hervorzerren? Das konnte von ihm nicht verlangt werden.

Aber ein halb Dutzend Stimmen drängen stürmisch auf ihn ein: ‚So rede doch, Junge!‘

Unter der eisernen Schraube eines sechsfachen Willens sagte Amsel mechanisch und eigentlich ganz wider Willen: ‚Dichter will ich werden!‘

Die Wirkung war verblüffend. Ein Gelächter schlug ein, schnalzend, prasselnd, als ob ein Blitz in dürres Holzwerk gefahren wäre, lichterloh auflammte, von Dach zu Dach lief, den ganzen Horizont umzüngelte, in langen Feuerbränden auf und niederwogte, von unaufhörlichen Salven begleitet, ein reines Freudenschießen mit Feuerwerk, von dessen Wiederschein sich das Antlitz Amsels dunkelrot färbte. Er hatte das Gefühl, auf einem brennenden Holzstoß zu stehen und alsbald als verkohlter Strunk in die heiße Asche zu versinken. Aber eine scharfe, kühle Douche fuhr sehr bald dämpfend in das wogige Gelächter, die schneidende Zornstimme der Mutter, die rief: ‚Du elender Taugenichts! Nicht genug, daß du die Schuljahre vergeudet hast, du willst auch noch deine Lebensjahre vergeuden! Als müßiggängerischer Hungerleider dem lieben Herrgott die Tage und deinen unglücklichen Angehörigen das Geld aus der Tasche stehlen, das scheint dein Lieblingsberuf, du Malefizkerl!‘

Amsel fand es geraten, den kalten Sturzregen von sich abzuhalten, indem er doch sein altes Ideal wie einen Regenschirm zum Schutze vorhielt und sagte: ‚Ich meine doch nur, daß ich Lehrer werden möchte!‘

Aber das war Öl ins Feuer.

‚Lehrer werden!‘ höhnte die ganze Gesellschaft mit einem Grinsen, als hätten sie in einen Vexierspiegel geblickt.

Amsel erinnerte sich nicht, jemals einen Kreis von Gesichtern dermaßen ins Horizontale verzerrt gesehen zu haben außer in einem Lachkabinett.

Leider war ihm gar nicht zum Lachen zu Mute.

Der Hinweis auf die Kostspieligkeit einer Lehrerausbildung, dann aber auf das miserable Abgangszeugnis als willkommener Beweis für die absolute Unfähigkeit zu diesem Beruf verbannte sowohl den Lehrer wie natürlich auch den Dichter in das Gebiet erhitzter Knabenphantasien. ‚Krankhafte Ausgeburten einer irregegangenen Seele, weiter nichts!‘ Darin stimmten alle überein und bewunderten den gelehrten Onkel, Bruder und Professor, der doch den weisesten Rat gegeben hatte.

‚Dein Meister wird dir schon die Mucken austreiben, darauf kannst du dich verlassen!‘ Es war eine tröstliche Beruhigung.

Der ehrsame Tischlermeister, der irgendwo in der inneren Stadt in einem Kellergewölbe hobelte, leimte, nagelte und schnitzte und wohl befähigt war, Amsel die Mucken auszutreiben, war bald gefunden.

Und eines wunderschönen Morgens wanderte Amsel mit einem festverschnürten Bündel unter dem Arm stadtwärts.

Wanderte leidensgestärkt nach der Stadt in dem sichern Gefühl, daß ihm nichts mehr geschehen könne, und fröhlichen Muts wie eines der vielen munteren Bächlein, die von den Abhängen des Wiener Waldes herab hurtig nach der Stadt wallen. Sie eilen wie Amsel ganz kláräugig und frischen Sinnes dahin; sie haben sich in den Waldverstecken mit klingenden Tropfenstimmen angerufen und das Echo geneckt; sie sind in den breiten Wiesentälern hin- und hergehüpft und haben sich Kränze gewunden aus Vergißmeinnicht, Dotterblumen, Primeln und Küchenschellen; sie drängen unaufhaltsam vorwärts nach dem tiefen Becken der meerblauen, dunstschimmernden Stadt in der frohen Erwartung, dort in marmorweißen, saubergehaltenen Behältern, zwischen Blumenreihen in bunt verkachelten Gefäßen, dahin zu fließen, neben dem blauen Himmel die dunkelehrwürdigen Schatten der Paläste und der Kirchen mit den blitzenden Fenstern und grellen Goldturmknäufen abzuspiegeln und längs den Promenaden mit den schön geputzten Menschen Bekanntschaft zu machen, die sich freundlich lächelnd über das Geländer neigen mit den Worten etwa: ‚Sieh da, du feiner, wilder Knabe! Blühen schon die Veilchen im Wald draußen? Hast du keine Primeln und Vergißmeinnicht mitgebracht? Gibt es schon Herbstzeitlose? Wann ist heuer Weinlesezeit?‘

Sie ahnen nicht, daß sich lang vor Beginn der Stadt ein dunkel gähnender Torbogen auftut, ein schmutziger Kanal, der sie in den Untergrund der Stadt führt. Aller Unrat wird auf sie abgewälzt, niemals bekommen sie einen freundlichen Tag, die Sonne oder den Himmel zu sehen. Und wenn sie einmal wieder glücklich dem Stadtbereich beim anderen Ende hinaus entronnen sind, dann schleichen sie gedemütigt, trübe, schmachbedeckt dahin und sind froh, wenn sie in den mitleidigen Armen des großen Stromes versinken können.

Nur wenige von ihren Brüdern erleben ein freundliches Schicksal und kommen in den kunstvoll gemeißelten Becken schöner Brunnen zu Ehren. Da dürfen sie in ihrem unbefleckten kristallenen Gewand aufschießen inmitten üppiger Gärten und ihre Künste zeigen, zu denen ihre Natur und der Menschenwitz sie befähigt. Ja, einigen ganz Auserwählten passiert es, daß sie auf fürstlichem Platze mit farbigen Glühlampen illuminiert werden in bengalischer Beleuchtung, das Märchen ihres Lebens träumen zu dürfen, den Donaunixenpalast mit all seinen farbigen Wundern. Fontaine lumineuse!

Ach ja, das möchten alle sein, die nach der Stadt kommen! Amsel dachte mit Rührung an jene, die ihm vorausgeeilt waren, an Lotte, die jäh Entschwundene, an Philippinchen, die Leichthüpfende, an Seraphine, die Hochschwebende. Ob auch sie auserwählt würden? Fontaines lumineuses?

Er war arglos und dachte nicht an die schmutzigen Torbogen der übelriechenden Känale, an die Last der Demütigung, des harten Zwangs, des Unrats, die auf dem Grund des meerblauen Stadtungeheuers lauerten.

Er war ganz arglos und sah im Geiste eine korngoldene Landschaft mit blauseidenem Baldachin überspannt, Dörfer hinter grünen Obstbäumen schelmisch versteckt, in Talfurchen gekauert, kühle Kirchen mit Heiligtümern an den weiß getünchten Wänden und sich selbst sah er auf der Empore der Kirche an der quiekenden Orgel mit dem Blasebalg hantierend, bis ihre Stimme wieder vollsaftig und süß wie Honig aus den Pfeifen quoll; die Englein sah er, die von der Decke herab zuschauten, die fleischigen Händchen in das anmutig verschmierte Antlitz gestemmt; den Hergotts-Heiligenschrein, der, aufgefrischt, wie ein lebendiges Auge funkelte; die Sonntagsgemeinde hörte er, wie sie aus Dankbarkeit das Sangesgebrüll verdoppelte und doch nicht die von ihrem Asthma befreite Orgel überschreien konnte; und sich selbst sah er wieder am Mittag an der üppigen Tafel des freundlichen Herrn Pfarrers, die gebratenen Hühner und den grüngoldenen Landwein vor sich, geehrt und gefeiert als Künstler, während durch die offenen Fenster mit den warmen Wolken von Lindenblütenduft schon das lange Rollen mit dem anhängenden platzenden Geknatter von der Kegelbahn her, die ländliche Sommersonntagsmusik herein wogte. Herrlich ja, ein Meister zu sein, der seine Kunst zur Erbauung der Menschheit übt! Ein Künstler, der in Freiheit schafft im Lande umher, heute da, morgen dort, überall ein hochwillkommener und ungern verabschiedeter Gast! Ja, die goldene Freiheit!

(Schluß folgt.)

# Die Mietwohnung und ihre Einrichtung.

Von

J. A. Braun.

Der Geschmack in Wohnungssachen hat in den letzten fünfzehn Jahren eine durchgreifende Umwälzung erfahren. Fast jedermann sieht sich genötigt, in seinem häuslichen Umkreis dem veränderten Zeitgeist Rechnung zu tragen. Wir haben es heute mit Möbelformen und Ausstattungsprinzipien zu tun, die grundverschieden von denen sind, die vor 15 Jahren Gemeingut waren. Von England ausgehend haben sich neue Konstruktionsprinzipien auch bei uns Geltung verschafft. Das Schaffen der Künstler, die sich dem Gewerbe zugewendet hatten, förderte die Entwicklung eines neuen Wohnungstils, der den einschlägigen Produktionszweigen, dem Möbelmarkt, und folglich dem bürgerlichen Heim eine ganz neue Physiognomie aufdrückte. Der Belgier van de Velde hat in Deutschland bahnbrechend gewirkt und in gewisser Beziehung das englische und schottische Beispiel übertroffen. Andere Künstler in Deutschland sind diesen Anregungen gefolgt, teils mit großer Selbständigkeit ihre Eigenart betonend, teils die dargebotenen Beispiele und Vorbilder verwertend und zu allgemeinen Typen umformend. Unter den schöpferischen Künstlern sind als die wichtigsten neben van de Velde zu nennen: Pankok, Obrist, Behrens, Olbrich, sowie der Künstlerkreis der Wiener Werkstätte mit Joseph Hoffmann und Kolo. Moser an der Spitze. Zu den Typenbildnern gehören Bruno Paul, Riemerschmid, Schultze-Naumburg. Hieran schließt sich ein starker kunstgewerblicher Nachwuchs, Möbelzeichner, die in allen Städten und größeren Betrieben mit mehr oder weniger Geschick den empfangenen Direktiven folgen. Die neuen allgemeinen Grundsätze, die natürlich auch der persönlichsten Schöpfung zugrunde liegen (das Persönliche ist immer der künstlerische Mehrwert), fangen an, wieder Gemeingut zu werden. Immer weitere Kreise des Publikums interessieren sich dafür, um für die eigenen Anschaffungen sichere Anhaltspunkte zu gewinnen. Diesem Zweck dienen die folgenden Ausführungen.

Der Raum. Das Gegebene an der Mietwohnung ist der leere Raum mit den ihn begrenzenden quadratischen Flächen der Wände, des Bodens und der Decke. Die unerschöpfliche Aufgabe ist nun, diesen rechtwinkeligen Hohlraum mit Wohngerät anzufüllen und in zweckmäßiger und ästhetischer Form zu gliedern.

Hier ist alles auf Beweglichkeit gestellt. Es muß von vornherein damit gerechnet werden, daß das Hausgerät leicht fortzuschaffen und in einem anderen Raum mit mehr oder weniger quadratischer Grundfläche aufstellbar ist. Aber das ist kein Grund, daß ein solcher Raum, der einigermaßen vom Nomadendasein bestimmt ist, einer ästhetisch befriedigenden Lösung entbehre. Für die Mietwohnung kommt das Einzelmöbel in Betracht. Es hat die Aufgabe, nicht nur im höchsten Grad rationell zu sein, was Raumausmaß und Zweckdienlichkeit betrifft. Es soll von vornherein die Bestimmung erfüllen, die ihm der Mietsraum auferlegt. Dabei soll es gut gearbeitet sein, in Materialbehandlung und Farbengebung, Konstruktion usw. alle Anforderungen des guten Geschmackes erfüllen. Kurz gesagt, es soll schön sein, schön im besten Sinne, auch ohne besonderen Schmuck, und obendrein, es soll billig sein. Sehr viel auf einmal.

Ein zweiter Grundsatz tritt zu dem ersten und kompliziert die Aufgabe. Dieses einzelne Möbel ist keinesfalls ein ‚Ding an sich'. Das einzelne Möbel steht nicht allein im Wohnraum, wie etwa eine schöne Plastik allein im Raum stehen soll. Das einzelne Möbel hat immerhin noch eine Beziehung zu anderen Möbel auszudrücken. Trotzdem also das Möbel der Mietwohnung ein in sich fertiges, vollkommenes Stück ist, kommt für die Gestaltung des Wohnraumes das Verhältnis der Möbelstücke untereinander dennoch sehr in Betracht. Es wird davon abhängen, ob man den Wohnraum als schön empfinden kann oder nicht. Das Möbel an sich und die Möbel untereinander werden hier noch eine genaue Untersuchung finden. Es gilt nur von vornherein anzudeuten, daß die formale Lösung des Mietproblems von der Art abhängt, wie die Wand und die Grundfläche vom Hausgerät gegliedert wird.

Die Wand. Das leere Gehäuse der Mietwohnung, das wir zur Raumgestaltung übernehmen, ist von Haus aus gegliedert durch die Fenster und Türen. Die Fenster und die Türen geben der Wand von vornherein ein Gepräge, das zur Auseinandersetzung zwingt. Festzuhalten ist, daß die Wand eine Fläche von quadratischer Grundform darstellt. Die Wand selbst stellt nichts als eine räumliche Abgrenzung dar, die als solche noch keinen selbständigen Wert besitzt. Künstlerisches Leben empfängt sie erst durch die Gliederung in übereinstimmende, harmonische Verhältnisse.

Wenn diese Erkenntnis allgemein wird, ist zu erhoffen, daß die gröbsten Fehler, schon von Haus aus, durch die verfehlten Tür- und Fensteranlagen begangen, vermieden werden. Niedere Türen, die das menschliche Maß nur um ein Geringes überragen, können in den verhältnismäßig kleinen Mietwohnungen nur als Vorzug gelten. Sie gestatten zunächst die Übereinstimmung mit dem Höhenmaße einzelner für den Gesamteindruck entscheidender Mobiliarstücke, sowie mit der Bilderhöhe. Dagegen ist mit einer von übermäßig hohen und breiten Flügeltüren unterbrochenen Wand nichts anzufangen. In den weitaus meisten Fällen werden wir es auch vorziehen, daß die Türe nicht die

Mitte der Wand durchbreche, sondern seitlich gerückt werde, um eine möglichst große Wandfläche frei zu lassen. Die Enfilade, eine Fluchtreihe großer Türblicke, gehört dem Palast an, sie ist auf Mietwohnungsverhältnisse übergegangen. Wir begegnen ihr nirgends, wo die bürgerliche Kultur Tradition ist wie in England und Holland, noch weniger natürlich im Bauernhaus.

Es wird im allgemeinen zu wenig bemerkt, daß die Wohnräume des Miethauses hoch, viel zu hoch bemessen sind. Gesundheitspolizeiliche Rücksichten haben zu ganz unmöglichen Verordnungen geführt. Es ist ein Irrtum, daß hohe Wohnhäuser gesünder sind als niedere, es kommt nur auf die Lüftungsmöglichkeit an. Hohe Wohnräume sind nach den übereinstimmenden Erfahrungen schlechter zu lüften als niedere. Die Lüftungsfrage steht mit dem Fenster in Zusammenhang. In hohen Wohnräumen können die Fenster niemals hoch genug hinaufreichen, um die an der Decke stehende verdorbene Luft abziehen zu lassen. Dagegen kann dies ganz leicht in nieder bemessenen Räumen der Fall sein. Hohe Räume sind gesundheitlich auch aus dem anderen Grunde im Nachteil, weil sie sehr schlecht zu erwärmen sind. Die Wärme steht immer im hohen Luftraum, und der Fußboden wird von der großen Abkühlungsfläche der Fenster her immer mit Kälte erfüllt. Sommers ist es umgekehrt der Fall, es ist kein Schutz vor der eindringenden Hitze. Von den Gesundheitsfragen abgesehen kommt das Fenster als Lichtquelle und als Wandgliederung in Betracht. In beiden Fällen ist das Ziel in einer großen, einfachen Flächenbildung zu sehen. Zwei Fenster zerreißen die Wand und stellen in der Regel eine sehr ungünstige Belichtung her. Die beiden Seitenwände empfangen nur grelles Streiflicht, und der Mittelpfeiler zwischen den beiden Fenstern legt einen Schattenkegel mitten ins Zimmer. Außerdem geht die Wand, von der nurmehr sehr wenig übrig bleibt, für eine zweckmäßige Durchbildung verloren. Diese Übelstände sind zum Teil schon klar erkannt. Sie führen dazu, daß man beide Fenster in der Mitte zusammenschiebt, sie zu einem einzigen breiten Fenster verbindet, das einen gleichmäßigen, angenehmen Lichteinfall gewährt, und links und rechts breite Wandteile für die rationelle Anordnung des Hausrates erübrigt. Also keine Palastfenster und keine Palasttüren für die Mietwohnung, keine Supraporten oder schlechtes Schnitzwerk, sondern, wenn's nicht reicht, lieber einfaches, glattes Holzwerk, das nur den Zweck erfüllt und nicht stört. Ferners keine hohen Räume, die schlecht zu lüften und schlecht zu erwärmen sind. Im niederen Raum scheint der Mensch größer.

Die Farbe. Nächst der Körperlichkeit ist die Farbe das stärkste sinnliche Element, mit dem es der im Raum gestaltende Sinn zu tun hat. Die Bedeutung der Farbe für die Abstimmung des Raumes ist bedeutender, als man denkt. Sie ist eines der vornehmsten Mittel der Architektur und kann künstlerisch überlegen angewendet, räumliche Mißverhältnisse ausgleichen oder mildern. So findet man es noch in den alten Innenräumen, in den gotischen Rathäusern mit himmelblauer Decke und goldenen Sternen darin, in Burgen mit Tapeten in

Blau und Gold, in Schlössern des 18. Jahrhunderts mit damastbespannten Gemächern, die nach der Farbe benannt waren: das gelbe, blaue, grüne, weiße Zimmer usf. Die Ornate der Herrscher und der Geistlichkeit, im gewissen Sinne auch die Uniform, der kirchliche Prunk der Liturgie, entfalten die aus wenigen Elementen aufgebaute und unendlicher Wandlungen fähige Farbenpracht der Heraldik. Das Entscheidende liegt jedoch darin, daß die heraldischen Farben Eigentum des Volkes waren und zum Teil noch sind.

Der heutige Mensch, namentlich der städtische, hat Furcht vor der Farbe, vor der einfachen, klaren, starken Farbe. Das Weiß des Elfenbeins, die Bläue des tiefen Himmels oder des Lapislazuli, das Grün der Smaragde und der Sittiche, das Weingelb der Topase, der Chrysanthemen und der indischen und japanischen Seiden von der Zitronenfarbe bis zu den schweren Sättigungen der Orange, des Granatapfels und der Judenkirsche, alle diese reinen Farbenwerte sind Sünde in seinen Augen. Er liebt die gebrochenen, gedämpften, abgestimmten Farben oder, besser gesagt, die Farblosigkeit. Wir begegnen ihr in den modernen Möbeln und in den modernen Räumen. Diese Vorliebe ist ein Niederschlag der modernen Schule des Impressionismus. Der impressionistische Maler sieht nicht die Farbigkeit der Dinge als solche, sondern er sieht sie durch das veränderte Medium der Atmosphäre in den wechselnden Beleuchtungen zu den verschiedenen Zeiten des Tages und des Jahres. Ihm ergibt sich die Impression von Mittelwerten und abtönenden Reflexen, ein Gewebe mit einer neuen Skala von gebrochenen, gedämpften Farben, die er fertig gemischt von seiner Palette nimmt. Ich bin überzeugt, daß diese Farbenanschauung ein Übergang ist.

Warum sollen wir zögern, aus den Wahrnehmungen, die wir an der Kulturarbeit aller Jahrhunderte, aller Völker und Schichten übereinstimmend machen, nicht auch für die Mietwohnung Nutzen zu ziehen?

Wenn wir der Wand die Farbe geben, so ist zu bedenken, daß die Farbe wichtiger ist als das Muster, und daß die Wand als Hintergrund für die farbige Erscheinung des Möbels und des Bildes dient. Es gibt zwei Grundsätze, nach denen eine farbige Übereinstimmung zu erzielen ist: man sucht die Wirkung entweder in der Abtönung auf die Nuancen oder auf den Kontrast. Die erste Methode herrscht heute weitaus vor und hat alle süßlichen stumpfen und toten Farben zur häufigen Konsequenz. Die zweite Methode ist die ungleich kühnere, künstlerische und leichtere, doch setzt sie großen natürlichen Takt voraus, um nicht in schreiende Wirkungen auszuarten. Das Unglück wäre nicht sehr groß. Ein wenig Farbenfreude zuviel ist besser als davon zu wenig. Es ist das heraldische Prinzip. Für die Wand sind nun alle Farben erlaubt, vorausgesetzt, daß sie nicht süßlich sind. Wir können ganz gut ein weißes gelbes, grünes und blaues Zimmer haben, wenn sich die Farbe der Möbel und der Hölzer gut verträgt. Man kann auch die Probe mit starkfarbigen Blumen machen. Ein Raum, in dem eine Blume von schöner, kräftiger Farbe nicht zur Wirkung kommt, ist koloristisch ohne weiteres schlecht, wie es heuzutage die

übergroße Mehrzahl der Mietwohnungen ist. Die üblichen sezessionistischen Blumenstilisierungen an Wänden und Decken, die so häufig anzutreffenden Wasserrosen, Zyklamen, Schwertlilien und Rosen in den bekannten albernen Stilisierungen gehören in das Gebiet des groben Unfugs. Weil von dem Geschmack des Zimmermalers, dem solche Aufgaben gewöhnlich ohne künstlerische Kontrolle überlassen werden, absolut nichts zu erwarten ist, so ist zu empfehlen, Decke und Wände weiß zu lassen oder einfärbig in einer der genannten guten Farben zu streichen, wofern überhaupt eine Einigung in bezug auf gute Farbenwahl mit diesen Leuten getroffen werden kann. Das sicherste bleibt also immer noch das neutrale Weiß mit dem gelblichen Schimmer von Elfenbein, wodurch wenigstens nichts verdorben wird. In den meisten Fällen wird dieses Elfenbeinweiß die beste Zimmerfarbe sein, wenn rote oder gelbe Hölzer, Mahagoni oder Kirschbaum an den Möbeln vorkommen. In anderen Fällen kann die passende Komplementärfarbe nach Maßgabe des gegebenen Mobiliars nachträglich den Wänden gegeben werden. Es ist sebstverständlich, daß man aus der Empfindung der farbigen Wirkung heraus zu einer dekorativen Musterung kommt, die aus einer Zusammensetzung von einigen sehr starken Farbenwerten bestehen und doch eine außerordentlich gleichmäßige und ruhige Wirkung tun kann. In bezug auf die Farbe des Bodens oder Bodenbelages gilt dasselbe wie von den Wänden. Die Farbe sei schön und kräftig, womöglich im Gegensatz zur herrschenden Farbe der Möbel, und der Ton sei einheitlich. Der Grundsatz kann uns nützen, daß wir in der Farbe kühn und in der Zeichnung zurückhaltend sein müssen. Die künstlerische Begabung kann alles wagen. Nur die Ungeschicklichkeit geht fehl. Von der gutgewählten Farbe der Wände und des Bodens, namentlich, wenn sie einen Kontrast ausdrückt, hängt die künstlerisch dekorative Wirkung von Blumen, Plastik und Bild ab, die wir in das Zimmer bringen. Die Blumen und die farbige Keramik als Vase und Kleinplastik gehören zum vornehmsten Schmuck des Raumes.

Das Bild. Für die Hängung der Bilder ist entscheidend, daß nicht die Wand Hauptsache und das Bild bloß hinzutretender Schmuck, sondern daß die Wand bloß Hintergrund und das Bild die Beseelung und Belebung der Fläche ist. Wer von diesem Grundsatz ausgeht, wird bei der Hängung seiner Bilder nicht leicht einen Mißgriff tun. Man wird die Wand als Hintergrund behandeln und sie daher so anspruchslos halten als immerhin möglich. Die beliebten Tapetenblumen können der Bildwirkung immer nur schädlich sein. Man wird seine Wände nur weißen lassen, was am schönsten ist, oder man wird sie in einfachen, ruhigen Farben halten und sich auf die ruhige Tonwirkung beschränken, die allerdings ein feines Farbengefühl bedingt. Sparsam verteilt und in menschlich dimensionierter Höhe müssen die Bilder gehalten sein, denn sie sollen mit ihrem Inhalt deutlich zu dem Beschauer sprechen.

Für die Durchschnittswohnung muß die Reproduktionskunst in den meisten Fällen genügen, wenn überhaupt auf Kunst Wert gelegt wird. Wird

nach den gegebenen Anhaltspunkten verfahren, dann kann sich an den Wänden eine ungeahnte Schönheit entfalten. Um die Kunstwerke mit größerer Geschlossenheit zu vereinigen, wird in manchen Wohnungen in der Augenhöhe eine Holzverkleidung geführt mit regelmäßigen, rahmenartigen Ausschnitten, darin die Kunstblätter hinter Glas stehen und beliebig je nach dem Inhalt der Mappe ausgewechselt werden können. Der Kunstfreund ist solcherart stets im gegenwärtigen Genusse seiner Sammlung und kann den Turnus wechseln, so oft es ihm beliebt, von der feinen dekorativen Wirkung dieses Arangements ganz zu schweigen.

Die bildmäßig dekorative Verwendung anderer Materialien, wie etwa getriebene Paneele in Messing, Kupfer oder Silber, die Kachelschnitte, Mörtelschnitte, Mosaikbilder, Email, Perlmutter rc., die in die Mauer eingelassen werden, kann nur im eigenen Wohnhaus in Betracht kommen, wo der Kunst ein viel größerer Spielraum gegeben ist.

Die Zimmeranordnung. Sie ist im Miethaus fertig gegeben; wir müssen uns abfinden, so gut es geht. Handelt es sich um eine Wohnung für Junggesellen oder eine alleinstehende Dame, so ist die Zimmeranordnung denkbar einfach. In der Regel haben wir es mit einem primären ein- oder zweizelligen Gebilde zu tun, bei dem nichts einzuteilen ist. Nur moderne Miethäuser in ländlicher Gegend, etwa an der Peripherie der Stadt haben von Haus aus für das Vorhandensein solcher kleinsten Wohnungen gesorgt. Die kleine ideale Junggesellenwohnung besteht aus einem kleinen Entree mit Kleiderablage und Sitzbank, die gleichzeitig als Kiste für Schmutzwäsche fungiert; und aus einem größeren Wohnraum mit einer alkovenartigen Nische, die das Bett enthält, durch Vorhänge zu schließen ist, unter der Voraussetzung, daß sich in der Bettnische ein Fenster, d. h. also ein direkter Lüftungsweg befindet. Wenn sich hier zugleich ein Baderaum angliedert, dann ist die Sache besonders schön. Für etwas größere Verhältnisse würde neben dem Wohnraum ein eigener abgeschlossener kleiner Schlafraum sich befinden. In der Regel aber muß damit gerechnet werden, daß in ein und demselben Zimmer geschlafen und gewohnt wird, daß man daher bei diesem Einraum auf möglichst große Ausmaße zu sehen hat, und daß man endlich das Bett mit einem Leinenvorhang verkleidet, der von einer Messingstange am Plafond herunterhängt, seitlich zu schieben ist und am Tage geschlossen bleibt, oder daß man dem Bett eine Sofaform gibt, damit es in zweifacher Art seine Dienste tun kann.

Auch bei etwas größeren Wohnungen, die gewöhnlich von kinderlosen Ehepaaren bewohnt werden, ist man an das bestehende Schema gebunden und hat nicht leicht die Möglichkeit einer Alternative nach persönlicher Maßgabe. Je nach den Ansprüchen finden wir hier nebst Vorzimmer, Küche und Mädchenkammer ein gemeinsames Schlafzimmer und ein gemeinsames Wohnzimmer. In kleinen Verhältnissen ist das Wohnzimmer auch Speise- und Arbeitszimmer. Zum Schlafzimmer wird immer jener Raum ausersehen, der separat liegt, und

der nicht als Durchgang benützt zu werden braucht. Hat man sonst noch die Wahl, wird man einem Schlafzimmer mit Morgensonne den Vorzug geben. Die Beschränkung in solchen Fällen legt natürlich die Notwendigkeit auf, den kleineren Raum als Schlafzimmer zu verwenden, wenngleich den hygienischen Grundsätzen zufolge gerade das Schlafzimmer groß und lüftig sein soll. Aber wer sonst nur einen gemeinsamen Wohn- und Arbeitsraum zur Verfügung hat, überlegt es sich doch, diesen zu opfern. Anders ist es der Fall, wenn die Verhältnisse einen größeren Aufwand gestatten. Er zeigt sich darin, daß sich das Speisezimmer als besonderer Raum abzweigt. Man wird, wofern man die Wahl hat, nicht das beste Zimmer als Speisezimmer verwenden. Als Wohn- und Gesellschaftsraum, Musikraum ꝛc. dient dann der sogenannte ‚Salon'. Es wurde in den letzten Jahren viel gegen die leere Repräsentation dieses ‚Salons' gewettert. Aber von einem menschlichen Gesichtspunkt aus ist es gut zu begreifen, daß Leute, die sonst in kleinen Mietwohnungsverhältnissen stecken, das Bedürfnis haben, den schönsten und größten Raum der Wohnung als ‚gute Stube' zu verwenden, als der Raum, der einigermaßen den primitiven Luxusansprüchen, wenn man hier überhaupt von Luxus reden kann, genügt. Ich glaube es den Leuten recht gern, daß sie zu diesem Zweck ein größeres Zimmer haben wollen, darin sie sich freier bewegen können, sich größer und stolzer fühlen und sich ein klein wenig größenhaft empfinden mögen. Man will scheinen. Und mit Recht. In jeder Entwicklung geht der Schein vor dem Sein; zuerst die Sehnsucht, dann die Erfüllung, wenn's überhaupt dazu kommt.

Bei vornehmeren Ansprüchen tritt eine weitere Differenzierung ein. Zugleich werden die grundlegenden Nutzräume größer und besser in der Ausstattung, je größer gewöhnlich die Wohnung ist. Das ist schon einmal so bei der heutigen Mietbaupraxis. Wer am teuersten wohnt, wohnt am billigsten. Im Verhältnis natürlich. Wir finden die Räume gut ausgewachsen, das Bad ist in der Regel anzutreffen (in den anderen Fällen ist es meistens lange noch ein frommer Wunsch), das Speisezimmer hat größere Dimensionen; man merkt, daß die Leute gewohnt sind, Gäste bei sich zu sehen; der gemeinsame Wohnraum hat sich geteilt, d. h., er hat sich verdoppelt, und dient getrennten Funktionen. Kurz gesagt: Wir finden an Stelle des Salons ein Herrenzimmer und ein Damenzimmer. Die Anordnung wird gern so getroffen, daß die Besucher aus dem Vorzimmer direkt in das Herrenzimmer eintreten, aus dem man in das Speisezimmer gelangt, vorausgesetzt, daß dieses zugleich einen direkten Zugang zum Vorraum und somit auch zur Küche hat. Zur anderen Seite des Herrenzimmers ist das Zimmer der Dame. Es ist zugleich der Musikraum, während sich in das Herrenzimmer die Gesellschaft zu Zigarren und Kognak zurückzieht. Überhaupt wird in solchen Fällen darauf gesehen werden, inwieweit die Räume gesellschaftlich nutzbar sind, und daraufhin wird man die Anordnung treffen.

Sind Kinder da, werden entweder diese Ansprüche zurückgeschraubt, man schränkt sich wieder ein, oder aber es wird auf Grund dieses Standard of life die Wohnung um so größer sein müssen. Zunächst um ein Kinderzimmer.

Man wählt es so, daß es möglichst abseits liegt, vom Vorzimmer direkt zugänglich, am besten neben dem Schlafzimmer der Eltern. Es ist selbstverständlich, daß man vor allem das sonnigste, gesündeste Zimmer dazu erwählt, auch wenn im sonstigen die sinngemäße Anordnung dadurch gestört werden würde. Das genügt auch nur in den ersten Jahren. Sind heranwachsende Söhne oder Töchter da, ist die Fünfzimmerwohnung längst zu klein geworden, man verfügt eine Trennung der Geschlechter, vor allem will der ‚Herr Sohn' sein Zimmer für sich haben, sei es auch nur ein Kabinett. Es treten dann bald Umstände ein, die nicht mehr nach dieser Durchschnittstype zu meistern sind.

Einzelmöbel. Die Frage ist nun, welche Möbel die durchschnittliche Wohnung braucht und welchen Anforderungen diese Möbelformen entsprechen sollen. Der Besteller soll sich Rechenschaft geben können über seine persönlichen Bedürfnisse, wenn er darauf rechnet, einen sachdienlichen, zweckentsprechenden Hausrat zu bekommen. Wir nehmen zunächst an, daß es sich um ein Schlafzimmer handelt und um die notwendigen Schränke für Wäsche und Kleider. Also zunächst um einen Kleiderschrank, der, wenn er viel zu fassen hat, aus mehreren zueinanpassenden Teilen zusammengestellt sein muß, damit er als Einzelmöbel eine nicht zu ungeheuerliche Form bekommt. Wir müssen daran denken, daß ein solcher Schrank viele Fächer zum Legen und zum Hängen enthalten muß. In dem oberen Teil ein Fach für weiche Hüte, unten ein Fach für Schuhe, ein langes Hängefach für Hosen, ein Hängefach für Röcke, eine Lade für Westen, herausziehbare Fächer für Nachtwäsche, Unterwäsche und Hemden, ebensolche kleine Fächer für Socken und Taschentücher, mehrere kleine Laden für Bürsten, Kämme, Knöpfe, Nadeln, für Handschuhe, für Kragen, eine höhere Lade für Manschetten, womöglich ein Fach mit herausziehbarem Spiegel, der aufzustellen ist, und wenn alle diese Notwendigkeiten ermittelt sind, ist zu erwägen, daß die Einteilung praktisch und handgerecht anzuordnen und in entsprechenden Ausmessungen zu halten ist, wobei man die Maße für die Höhe, Breite und Tiefe der einzelnen Fächer und Laden nach den Gegenständen bestimmt, die darin unterzubringen sind. Wir denken dabei, daß in der Mietwohnung der Raum beschränkt und die Dienerschaft gering ist, und daß jeder am besten sein eigener Diener ist. Deshalb müssen Einrichtungen vorgesehen werden, welche eine Unordnung nach Möglichkeit erschweren. Schließlich ist auch daran zu denken, daß ein solcher Schrank für einen einzelnen Menschen, für die Junggesellenwohnung oder für die Herrenwohnung vollständig genügen muß. Der Hauswäscheschrank ist nicht in erster Linie für Junggesellen- oder Männerbedürfnisse vorgesehen, sondern für die Bedürfnisse der Hausfrau. Sie will in regelmäßigen Abständen Fächer zum Einteilen der Wäsche darin sehen; sie will auch Fächer zum Hängen haben, um ihre schönen Kleider darin aufzubewahren. Sie braucht auch ein angemessenes hohes, mittels einer Türe verschließbares Fach für ihre Hüte, mehrere seichte Laden für Schleier, Spitzen, Handschuhe, Seidentücher und einige schmale Laden für Schmuck, Nadeln und ähnliches. Auch dieser Wäscheschrank

und Kleiderschrank kann seines Umfanges wegen nur in mehreren Teilen kombiniert und nach Maßgabe des Bedarfs vergrößert und die Wände entlang beliebig fortgesetzt werden, sei es in Teilen zum Hängen, oder in Teilen mit Fächern zum Legen, oder in Teilen mit Laden, wobei zu beachten ist, daß in regelmäßiger Wiederkehr die hohen Schrankteile von niederen Teilen unterbrochen und in der Anordnung dieser Raumgrößen eine gewisse rhythmische Wiederkehr geschaffen werden kann. Die Hausfrau denkt gewiß auch an einen Toilettespiegel, der möglichst tief herabreicht, um die ganze Figur zu zeigen, links und rechts eine Kasteneinteilung mit Laden enthält, die vorn oder seitlich herauszuziehen sind und sämtliche Toiletteutensilien enthalten. Im Sockel des Spiegels, der gesimsartig vorspringt, mag man sich auch ein verschließbares Fach denken. Es ist gut, wenn Nachtkästchen und Bett in einer gewissen gleichen Höhe abschließen. Es ist ein großer Vorzug, wenn darauf gesehen wird, daß die Höhen der Möbelstücke untereinander nicht allzu willkürlich variieren. Ein auf 2—3 Höhenmaße beschränkter Gleichklang in möglichst rhythmischer abwechselnder Wiederkehr wird eine harmonische Wirkung ergeben.

Auch beim Speisezimmer hat man sich sehr genau Rechenschaft zu geben über die Menge und Art des Kleingerätes, der großen und kleinen Porzellan- und Glasservice, die wir in einem Büffet unterzubringen haben, über die Laden und Fächer für die Tischwäsche, für die Bestecke, für die Glasgarnituren, für die Kaffee- und Teeservice, und wenn dies feststeht, werden wir erst die passende Einteilung des unteren Kastens und des Aufsatzes vornehmen und gerne darauf achten, daß namentlich in dem Aufsatzstück jedes einzelne Fach gerade hinreicht, je ein solches Service oder eine solche Garnitur von Gläsern aufzunehmen, wenn wir Wert darauf legen, daß jedes Ding an seinem Platz steht, und nichts vermengt wird, was nicht zusammengehört. Wir werden auch darauf sehen, daß die Anrichte- und Abstellplatte des Büffets groß genug und hoch genug ist, um es beim Servieren möglichst bequem zu haben. Wir sehen, daß in allen diesen Fällen das Maß an den Menschen und seinen Bedürfnissen zu nehmen ist, und daß wir auf diesem Wege bei fortwährender Prüfung des Lebens zu einem organischen Typus kommen, der eine neue Form darstellt und in den meisten Fällen vollauf entsprechen wird. Beim Speisetisch ist zu beachten, daß auf jede Person mindestens 80 cm Breite zu rechnen ist, und daß er von vornherein auf eine Personenzahl anzulegen ist, die nicht niedriger als die Zahl der Grazien und nicht höher als die Zahl der Musen ist, also mindestens für drei und höchstens für neun Personen. Daß solche Tische ausziehbar sind, um auf die vorhandene Personenzahl eingestellt werden zu können, versteht sich von selbst.

Vor dem Speisezimmer ist an die Küche zu denken und zu beachten, daß hier nicht nur Geschirre, sondern auch Kochvorräte aufzubewahren sind. Hier braucht man einen Schrank mit entsprechenden Laden für den Handvorrat an Mehl, Zucker, Hülsenfrüchten, Reis und ähnlichen Nahrungsmitteln, kleine Laden für Gewürzvorräte, Fächer für Flaschen, Büchsen und sonstige Vorräte

in Paketform und zu unterst Fächer für große Flaschen und Töpfe mit kulinarischen Vorräten. In dem Geschirrschrank will man das Eisengeschirr von dem Tongeschirr trennen und eigene Fächer für Glas, Porzellan und Steingut haben, Laden für Löffel, Küchenbestecke und schließlich auch ein Fach für die notwendige Küchenwäsche. Vom Küchentisch wird verlangt, daß er eine entsprechende große Platte aus hartem, scheuerbarem, ungestrichenem Holz trägt. Je nach den persönlichen Bedürfnissen werden diese Küchenanordnungen entweder sehr groß und umfangreich sein müssen, die Vorräte an Nahrungsmitteln und Geschirren in verschiedenen, nach diesen Gesichtspunkten konstruierten Schränken aufbewahrt werden, oder aber es wird bei kleinerem Bedarf nebst dem Tisch ein Schrank genügen, ja es gibt amerikanische Küchenmöbel, raffiniert konstruiert, die alles in einem enthalten, Tisch, Geschirrschrank und Nahrungsmittelschrank. In den Mietwohnungen sind die Küchen übel daran, weil sie klein beschaffen sind wie alle Nutzräume, eine höchst verkehrte Einrichtung, die das Leben in solchen Wohnungen unerträglich macht. Dazu kommt die Unsitte, daß in der Regel das größte und schönste Zimmer in den beschränkten Mietwohnungen für die bloße Repräsentation vorgesehen wird.

In dem Wohnzimmer wird man nach den örtlichen Verhältnissen eine harmonisch verteilte Anzahl von Glasschränken oder Vitrinen finden, die die Sammelgegenstände oder Kunstwerte, wenn solche vorhanden sind, enthalten. Oder man wird Schränke finden für Bücher und Mappen in ebenmäßigen übereinstimmenden Größen- und Höhenverhältnissen, oder man wird beides finden oder nichts davon, je nach der persönlichen Art und den Verhältnissen des Inwohners. Sicher wird man ein Sofa finden, einen passenden Tisch und Stühle, vielleicht einen Teetisch und ein Arbeitstischchen im Fenster. Vielleicht auch Blumentische, wahrscheinlich ein Klavier, und es kann alles sehr reizend sein, wenn die Formen einfach und gut sind, wie im vorigen entwickelt. Nur in bezug auf das Klavier sind wir noch sehr schlecht daran.

Schließlich ist zu bedenken, daß neben dem Wohnzimmer oder dem Musikzimmer ein Arbeitszimmer des Herrn vorzusehen ist, wenn der Bedarf vorhanden ist. Hier stehen Bücherschränke aus hohen und niederen Teilen im Nebeneinander und Übereinander aufgebaut, an den Wänden fortgesetzt, nicht zu hoch, um die obersten Fächer bequem erreichen zu können, mit Glastüren und einfacher Sprosseneinteilung darin, vielleicht auch Vitrinen, falls er Sammler und Kunstliebhaber ist, Schränke für Mappen und Kunstblätter, Rauchrequisitenschrank und Likörschrank, Lederfauteuils und schließlich das imposanteste Stück des Herrenzimmers, der Schreibtisch. ‚Wollen Sie einen Schreibtisch mit oder ohne Aufsatz, einen geraden oder halbkreisförmigen?‘ würde der Händler fragen. ‚Nußholz oder Eichenholz, gebeizt oder poliert, lackiertes Weichholz oder Mahagoni?‘ Zu erwidern ist, daß ein guter Schreibtisch zunächst gar nicht davon abhängt, ob er gerade oder halbkreisförmig gebaut, gebeizt oder poliert ist. Viel wichtiger zu wissen ist, welche Ansprüche die Art der Arbeit, die am Schreibtisch verrichtet wird, an die Benützbarkeit

stellt. Der Schreibtisch einer Dame, die gelegentlich ein Billet, der Schreibtisch eines Kaufmannes, der Rechnungen schreibt, und der Schreibtisch eines Schriftstellers sind von Natur aus wesentlich verschieden. Was also zunächst entscheidet, ist die persönliche Beziehung des Schreibenden zum Schreibtisch, nicht allein in bezug auf alles, was der Schreibtisch aufzunehmen hat an Schriftstücken, Papieren, Büchern und anderen Gegenständen, sondern auch in bezug auf das menschliche Körpermaß, die für die Größenverhältnisse des Schreibtisches maßgebend sind. Der Schreibtisch muß buchstäblich angemessen sein. Ich werde also dem Handwerker, der den Schreibtisch auszuführen hat, eine Zeichnung anfertigen, in der alles bis aufs Kleinste vorgesehen ist. Jene, die sich nicht selbst helfen können, müssen einen Architekten bitten, daß er Hebammendienste leiste, damit keine Mißgeburt zutage komme. Bei der heutigen Lage der allgemeinen Kultur ist der Künstler, ich meine hier den Architekten, ganz unentbehrlich. Beim Schreibtisch also werde ich das Größenmaß in der Breite nach meinen seitlich wagrecht ausgestreckten Armen, von Fingerspitze zu Fingerspitze gemessen, in die Tiefe nach meinem wagrecht vorgestreckten Arm, von der Fingerspitze bis in die Achselhöhle gemessen, nehmen, weil alles auf dem Schreibtisch im Handbereich liegen muß.

Ist er größer, so wirkt er unförmlich, ist er kleiner, so wirkt er unzulänglich. Die Höhe der Tischplatte wird nach dem sitzenden und schreibenden Menschen genommen. Sodann erfolgt die Bestimmung und Einteilung der erforderlichen Laden und Fächer und deren Anordnung, alles nach Maßgabe des persönlichen Bedürfnisses. Für den Aufsatz wird entscheidend sein, ob und wieviel Papiersorten er aufzunehmen hat, ob er eine Reihe Handbücher zu tragen hat, und ob der Besitzer gern einige Blumen im Glas oder in einer Vase auf demselben stehen hat. Ein seitlich herausschiebbares Brett, das unter der Tischlade eingelassen ist, wird als Aufwärter unter Umständen gute Dienste leisten. Die wichtigsten Konstruktionselemente sind nunmehr vorhanden.

Es bedarf nur eines guten Materials, guter, solider Arbeit, und es ist kein weiterer Schmuck oder irgend eine andere Kunst nötig, um ein brauchbares und schönes Möbel zu erhalten. Die Schränke und Schreibtische sollen entweder bis auf den Boden reichen und ohne Zwischenräume fest aufstehen oder sie sollen ‚fußfrei‘ sein, d. h. auf Beinen stehen, die nicht unter 20—25 cm hoch sind. Es ist das Merkmal eines schlechten Möbels, wenn es auf ganz kurzen Beinen steht, so daß kein Besen unten durch kann, den Staub hervorzukehren. Die unkontrollierbaren Schmutzwinkel sind zu vermeiden. Entweder die Beine so hoch, daß man bis zur Wand sehen kann, was obendrein die Wohnung geräumiger erscheinen läßt, oder gar keine Beine, weil sich unter einem massiv aufstehenden Möbel keine Staubschicht bilden kann.

Zum Tisch gehört der Stuhl, also auch zum Schreibtisch. Sie bilden zusammen eine Einheit. Schreibtischsessel werden häufig mit Rückenlehnen versehen. die nicht höher reichen als zur Schreibtischplatte, also unter den Schulterblättern abschließen. Beim Speisetisch mag das ganz recht sein, weil hohe Lehnen beim

Servieren hinderlich sind, aber beim Schreibtischsessel treten persönliche Ansprüche wieder mehr in den Vordergrund. Wer es liebt, sich von Zeit zu Zeit bequem zurückzulegen und dem Kopf eine Stütze zu geben, wird sich ein Fauteuil bauen lassen müssen, wie sie unsere Vorfahren kannten. Aber man achte darauf, daß die Rücklehnen gerade verlaufen, damit der hohe Stuhl an die Wand gerückt werden kann, ohne sie zu beschädigen, oder von ihr beschädigt zu werden. Die Polsterung mag der Rückenlinie folgen.

Von aller Art Stühlen gilt das gleiche. Wo die Rückenlinie geschweift ist, greifen die Hinterbeine noch weiter heraus, um an die Sesselleiste zu stoßen, und die Lehne von der Wand abzuhalten. Wenn man von der Lehne rückwärts die Lotrechte fällt, so sollen die Hinterbeine mit dem Fußende etwas über die Lotrechte hinausragen.

Die Nutzanwendung im Wohnzimmer für einfache und größere Verhältnisse. Wenden wir uns einmal an die kleinste Wohnung, die von einer alleinstehenden Person bewohnt wird, so finden wir in der Regel ein einziges Zimmer, in dem geschlafen und gearbeitet wird, wobei eine Arbeit vorausgesetzt ist, die nicht viel Unordnung verursacht. Wir finden darin einen Bücherschrank, der eine Menge Bücher enthält, ein Bett, das mit weißen, weichen Leinenvorhängen, die mit Aufnäharbeit versehen, abnehmbar und waschbar sind, verschlossen ist, und bei Tag, wenn die Vorhänge, die in metallenen Ringen laufen, zurückgezogen sind, als Divan benützt werden kann. Das Nachtkästchen, wie ein einfaches Schränkchen gebaut, dient bei Tag als Bücherablage, als Ständer für Vasen und Rauchzeug. Dann ein Tisch, der sicher steht, um daran zu schreiben oder zu arbeiten. Mehrere Stühle, die sich leicht von einem Ort an den anderen bringen lassen, ein Kleiderschrank mit Schubkästen für Wäsche und derlei, und solche Bilder, als es die Mittel erlauben, ja keine Lückenbüßer, sondern wirkliche Kunstwerke, was heute unschwer für wenig Geld zu haben ist; auch eine oder zwei Vasen gehören hierher, um Blumen hineinzutun, namentlich wenn man in einer Stadt lebt. Ein Ofen gehört natürlich ins Zimmer, aber man zieht einen kleinen Gaskamin vor, der, artig von einem Holzgehäuse umgeben, an seinem Bord allerhand Gegenstände der Kleinkunst aufzunehmen geeignet ist.

Im allgemeinen gilt William Morris Wort: Diese Einfachheit können Sie andererseits so kostbar herstellen wie Sie wollen oder können; Sie können Ihre Wände mit gewirkten Tapeten behängen, statt sie zu weißen oder mit Papiertapeten zu bekleben; oder Sie können sie mit Mosaikarbeiten bedecken, oder auch durch einen großen Maler Fresko-Malerei darauf anbringen lassen — all' dies ist nicht Luxus, wenn es um der Schönheit willen und nicht zum Zwecke der Schaustellung geschieht.'

Ein Zusammenhang zwischen Junggesellenwohnung und Herrenzimmer ist durch den Umstand gegeben, daß auch das letztere Wohn- und Arbeitsraum oder auch Salon des Hausherrn ist, wie der Name ‚Herrenzimmer'

überdies schon sagt. Es kommt im Hauswesen dort vor, wo die Hausfrau entweder ihren ‚Damensalon‘ oder ihr ‚Boudoir‘ hat, oder wo man aus Ökonomie auf den Salon überhaupt verzichtet und das eine zu erübrigende Gesellschaftszimmer vorzugsweise auf die Bedürfnisse des Hausherrn hin zurecht macht. Massive, dunkel gebeizte oder polierte Möbel mit einfachen, blanken Beschlägen finden sich darin, ein großer Bücherschrank, ein entsprechender Arbeits- oder Schreibtisch, große, gepolsterte Sitzmöbel mit grauem oder braunem Lederüberzug, alles ernst und einfach und von der gewissen Vornehmheit, die in der Gediegenheit überhaupt liegt. Ist der Hausherr Waffensammler, so findet sich ein Waffenschrank vor, überhaupt Möbel, die seinen besonderen Liebhabereien oder Berufszwecken dienen. In einfachen Rahmen hängen Bilder oder Stiche, manche kühne Modernität, warum nicht? Ein Tropfen Pikanterie vermengt sich mit dem Duft schwerer Zigarren. So findet man es häufig. Aber das dominierende, ehrfurchteinflößende Möbel ist der große Schreibtisch. An ihn werden heute die persönlichsten Anforderungen gestellt, nicht weniger als an den guten Sessel.

So sind die Verhältnisse in einer Junggesellenwohnung, oder in einer Wohnung für kinderlose Ehepaare, wie sie oben geschildert worden ist, in jenen opulenteren Verhältnissen, wo das Wohnzimmer bereits zum Herrenzimmer umgestaltet ist, und wo die Frau ihren eigenen Arbeitsraum hat, also in der Vierzimmerwohnung. Sind die Verhältnisse noch größer wie bei den Fünf- und Sechszimmerwohnungen, wo sich das ausgesprochene Bedürfnis nach einem Salon geltend macht, so bietet sich für uns ein neuer Gesichtspunkt, der eine prinzipelle Behandlung erfordert. Die Hausfrau, der die Sorge um ein standesgemäßes Heim am Herzen liegt, steht dieser Frage häufig ratlos gegenüber. Bei den anderen Räumen gibt es keine solchen Schwierigkeiten. Deren Einrichtung ergab sich notgedrungenerweise aus den Verhältnissen heraus. Aber beim Salon, — das ist etwas anderes. Hier spricht das Bedürfnis nicht so laut; man wohnt nicht darin, man hat ihn gewöhnlich nicht für sich, sondern für die anderen, also, um darin zu repräsentieren. Soll der Salon für unsere Verhältnisse wieder Sinn und Zweck bekommen, dann müssen wir ihn seines anscheinend repräsentantiven Charakters, der für die große Mehrzahl ohnehin bedeutungslos ist, entkleiden und ihm das Gepräge eines persönlich intimen Raumes geben. Nach einer gesunden Auffassung der Sache hat also der bürgerliche Salon die Aufgabe, alle Dinge aufzunehmen, welche die Persönlichkeit, ihre Neigungen und ihre Ideale charakterisieren. Jegliches Ding darin müßte von der Persönlichkeit etwas auszusagen haben. Für die gebildete Hausfrau oder den gebildeten Hausherrn wird der Salon recht eigentlich Bibliothek oder Arbeitszimmer sein, wo die Lieblingsbücher stehen und die Studien gepflegt werden, wo an den Wänden in geeigneten, zum Auswechseln gerichteten Rahmen die Kunstblätter hängen, die Sammlungen aufgestellt sind und aus allen Dingen die geistigen Wesenszüge der Bewohner sprechen. Hier, wo man von allen Gegenständen seiner Neigung umgeben ist, wird man am angenehmsten

plaudern und die Langeweile, dieser tödliche Feind aller Lebensfreude, wird solchen Räumen sicherlich fernbleiben. Die Unterhaltung, die von diesen Gegenständen her Nahrung empfängt, wird leicht und fesselnd sein, weil sie solcherart die Eigenart der Bewohner auf unauffällige und sympathische Weise offenbart und eine wechselnde Neuheit darin besitzt, daß sie sich nicht einmal um die Schwächen der abwesenden lieben Nächsten zu drehen braucht.

Wo diese Auffassung Platz greift, stellen sich die neuen Grundsätze für die zweckmäßige Einrichtung ungerufen ein. Die gute Hausfrau, die bereits gemerkt hat, um was es sich handelt, weiß nun mit einemmal, was sie für ihren Salon braucht. Sie wird Wände und Plafond in einfachen, ruhigen Farben halten, vielleicht einfärbig, bloß mit einem herumlaufenden Fries, oder sie wird, wenn sie Stofftapeten haben will, zu einem modernen Muster greifen. In Stofftapeten ist auch mehr Farbenfreude und Lebhaftigkeit der Zeichnung gestattet. Die Möglichkeiten sind nicht auszudenken, der gute Geschmack wird mit allen Mitteln das Richtige treffen. Die Anordnung der Möbel wird selbstverständlich von der bisherigen Aufstellung sehr verschieden sein müssen. Man wird in einem solchen intimen Raum Wert darauf legen, eine gemütvolle Plauderecke zu besitzen, ein cozy-corner, das eine Ecke des Zimmers erfüllt, eine halbkreisförmige, gepolsterte Sitzgelegenheit besitzt, und ein Tischchen davor, wo man behaglich sitzen kann, den ganzen Raum beherrscht und sich dennoch abgeschlossen und geborgen fühlt. Selbstverständlich muß eine solche Sitzgelegenheit, die meistens in Verbindung mit einem Schrank auf der einen oder auf beiden Seiten steht, zur Aufnahme von Büchern und Kunstgegenständen vom Tischler eingebaut werden, ist aber sicherlich in jeder Wohnung wieder leicht aufzustellen. Das Fenster, das bei der Art unserer Zimmer leider so wenig Raum von der Wandseite läßt, wird einfach von der unteren Seite verkleidet, wenn es sich nicht anders tun läßt. Von diesem Platz aus ergibt sich die geschmackvolle Aufstellung der ganzen Möbelstücke, die immer nur nach Maßgabe der persönlichen Bedürfnisse vorhanden sein werden, sehr leicht.

Bei den Künstlern gehört es zur Überlieferung, die ganz selbstverständlich ist, daß sie ihre Gäste im Arbeitsraum, also in der Werkstatt, im Atelier empfangen. Das Atelier ist zugleich ihr Salon. Darum unterhält man sich bei den Künstlern am besten, weil man von ihrem geistigen Wesen ganz umgeben ist, von allen Dingen, die diese Geistigkeit sichtbar machen. Auf diese Art kann es jedermann halten. Nicht jeder ist Künstler, wird man sagen. Gott sei Dank, nein, aber jeder Gebildete hat geistige Interessen irgendwelcher Art, oder treibt einen geistigen Sport, musiziert, sammelt, liest. Oder sollte ich allzu opitimistisch sein? Gut, man gebe einem Salon das Gepräge eines geistigen Sammelpunktes. Selbstverständlich ist hier die eigentliche Domäne der Frau. Sie ist keineswegs das Weibchen, sie hat kein Boudoir, sie ist die Gefährtin des Mannes, die Genossin, sie steht ebenbürtig an seiner Seite, teilt seine Interessen und greift womöglich selbst ein mit Rat und Tat. Sie kann dem Haus und auch diesem Raum das Beste geben, das eigentlich nirgends

fehlen sollte, die Weihe und Würde und den guten Geschmack. Wer aber in den neuen, ebendargestellten Grundsätzen eine Festigung durch das Beispiel der altehrwürdigen Tradition braucht, der lese die folgende Schilderung des idealen Zimmers, das sich Adalbert Stifter einrichten wollte, den man in dieser Hinsicht ganz gut als einen Vorläufer der Modernen betrachten kann: „Zwei alte Wünsche meines Herzens stehen auf. Ich möchte eine Wohnung von zwei großen Zimmern haben mit wohlgebohntem Fußboden, auf dem kein Stäubchen liegt; sanftgrüne oder perlgraue Wände, daran neue Geräte, edel, massiv, antik, einfach, scharfkantig und glänzend; seidene, graue Fenstervorhänge, wie matt geschliffenes Glas, in kleine Falten gespannt, sind von seitwärts gegen die Mitte zu ziehen. In dem einen der Zimmer wären ungeheure Fenster, um Lichtmassen hereinzulassen, und mit obigen Vorhängen für trauliche Nachmittagsstimmungen. Rings im Halbkreise stünde eine Blumenwildnis, und mitten darin säße ich mit meiner Staffelei und versuchte endlich jene Farben zu erhaschen, die mir eben im Gemüte schweben und Nachts durch meine Träume dämmern — ach, jene Wunder, die in Wüsten prangen, über Ozeanen schweben und den Gottesdienst der Alpen feiern helfen. An den Wänden hinge ein oder der andere Ruysdael oder ein Claude, ein sanfter Guido und Kindergesichtchen von Murillo. In dieses Paphos und Elderado ginge ich dann nie anders, als nur mit der unschuldigsten glänzendsten Seele, um zu malen oder mir sonst dichterische Feste zu geben. Ständen noch etwa zwischen dunkelblättrigen Tropengewächsen ein paar weiße, ruhige Marmorbilder alter Zeit, dann wäre freilich des Vergnügens letztes Ziel und Ende erreicht.‘

Lichtkörper und Heizkörper. Die modernste Lichtquelle, Elektrizität, hat zu Beleuchtungskörpern geführt, deren Form keinem Vorbild entlehnt werden konnte, sondern aus der Natur der Sache geschöpft werden mußte. Hier kann man die lehrreiche Wahrnehmung machen, daß auch solchen rein sachlichen Lösungen ein großer dekorativer Reiz innewohnt. Glühlampen an Leitungsdrähten oder Schnüren in wohlgemessenen Abständen von der Decke herabhängend, können durch ihre Anordnung allein höchst erfreulich wirken. Eine sachlich gelöste Petroleumlampe, die durch zweckmäßige Form allein anständig wirkt, gehört schon nicht mehr zu den Seltenheiten. Für Gasbeleuchtung sind moderne Beleuchtungskörper geschaffen worden aus Metall und Opalescentglas, die formal allen Anforderungen des Durchschnittsgeschmackes entsprechen. Dagegen kommt es z. B. nicht selten vor, daß den Kerzenweibchen oder ehemaligen Kerzenlüstern elektrische Glühlampen aufgesetzt werden, die auf imitierten Kerzenschäften stehen, und solcherart den Anschein einer wirklichen Kerzenbeleuchtung erwecken. Es können immer Fälle vorkommen, bei Festessen z. B., wo man sich lieber der edelsten Lichtquelle, der Kerze selbst bedient, die wie kein anderes Beleuchtungsmaterial geeignet ist, Festweihe und feierlichen Glanz zu verbreiten. Dann aber sollen es wirkliche Kerzen sein. An elektrischen Tischglocken, Tastern, Lichtträgern und Leuchtern hat die neue Zeit viel geschaffen. Man sieht viel

Durchschnittsware von Leuchtern in Gestalt von Lichtträgerinnen, weibliche Gestalten, die Kerzen tragen, bald schwer belastet, bald mit geschlossenen Augen dahinschreitend als Symbol der Nacht, dann emporschwebend wie die züngelnde Flamme, oder hingekauert, den Kerzenschaft wie eine Säule umklammernd. Unzählige Symbole leitet die Phantasie aus dem Lichtmotiv ab und umrankt es mit dem üppigen Gespinst ihrer Formerfindung. Diesen Dingen gegenüber, die meistens minderwertiger Industrieschund sind, ist der Standpunkt festzuhalten, daß ein disziplinierter Geschmack die streng sachlichen Formen an allen Gebrauchsdingen vorzieht, damit die eigentlichen Kunstwerke, die sich im Raum befinden, zu jener unbestrittenen Geltung kommen können, die ihnen zukommt.

In bezug auf die Heizkörper ist ähnliches zu sagen. Frühere Zeitalter, die Renaissance vor allen, hat Öfen gehabt, an denen die Freude am Ornament wahre Orgien feierte. Jede Kachel trug ein anderes Ornament, eine andere figurale Darstellung, eine andere Farbengebung. Das Ganze war ein Wunderbau wie der babylonische Turm. Im Zeitalter des Barock, Rokoko und Empire begegnet man weißglasierten Öfen in geschwungenen Linien, oder Obeliskenformen, die ein Postament für plastische Gruppen vorstellten. Nach Jahrzehnten der Stilnachahmung und des geschmacklichen Niedergangs ist die Hafnerkunst unter der Einwirkung moderner Künstler wieder im Aufschwung begriffen und imstande, trotz industrieller Herstellung sehr befriedigende Resultate zu liefern.

Eine neue Beheizungsart stellt sich vor: die Zentralheizung durch erwärmtes Wasser oder Luft, und die Gasheizung. Man wendet Gaskamine in Wohnungen sehr vorteilhaft an, und kann sich des von der gerippten, blinkenden Metallfläche widerstrahlenden Feuerscheins erfreuen. Diese Einrichtungen sind technisch vorzüglich. Aber sie sind ästhetisch nicht immer auf der Höhe der Zeit. Sie sind gewöhnlich mit den heillosesten Stilschnörkeln verbrämt. Aber es gibt eine wirksame Abhilfe, um den Gaskamin zu einem vollendeten Zimmerschmuck zu machen: das ist eine hölzerne Umhüllung, weiß oder sonstwie lackiert, mit einem Gesimse für kleine Kunstwerke versehen und mit Sitzgelegenheiten links und rechts. Wir haben damit in unserer Stadtwohnung die gemütlichste und traulichste Stimmung gewonnen, wie man sie sonst nur in einem englischen Home zu finden gewohnt ist.

Kleingerät. Ein gesunder, ökonomischer Sinn wird an dem Kleingerät nicht sparen, das dauernd starker Benutzung unterworfen ist, und deshalb hohe Qualitäten besitzen muß. Im allgemeinen ist man leicht bereit für sog. ‚Schmücke-dein-Heim-Artikel‘ oder Luxusartikel verhältnismäßig teuere Preise zu bewilligen und sich für den notwendigen Alltagsgebrauch mit billigem und minderen Kleingerät zu begnügen. Das ist ein falscher Grundsatz. Hinsichtlich der notwendigen Gebrauchsdinge ist darauf zu sehen, daß sie ihre Bestimmung klar und sachlich ausdrücken und nicht durch extravagante Formen den üblen Beigeschmack von den berüchtigten Luxusartikeln und bazarmäßigen Kunstgegen-

ständen empfangen. Es hat eine Zeit gegeben, da man keinen Becher zur Hand nehmen konnte, ohne den Leib eines Gnomen oder Mönchleins zu umschließen, jeder Zigarrenabschneider das Modell einer berühmten Persönlichkeit trug, jedes Gefäß mit Blattwerk, Guirlanden und sonstiger Putzmacherei überladen war, die Wände strotzten von schlechten Bildern, japanischen Schirmen und Photographien. Diese Zeit scheint noch nicht ganz überwunden, wenngleich die Gebildeten im Volk wieder zu Besserem neigen und bei ihren Einkäufen die Forderung des guten Geschmackes fördern helfen.

Stickereien, Stoffe, Teppiche. Niemals unterlasse man bei farbigen Stoffen die ausdrückliche Bedingung der Farbenechtheit. Anleitungen zur Echtheitsprobe gibt der Dürerbund in seiner 25. Flugschrift, die für 10 Pfg. vom Verlag G. D. W. Callwey in München zu haben ist und die jeder gelesen haben soll, der in die Lage kommt, Gewebe für den Hausbedarf zu kaufen. Nach der Lichtechtheit kann je nach der Besonderheit der Fälle die Frage nach der Waschechtheit, Schweißechtheit, Bügelechtheit, Reib- und Schmutzechtheit notwendig werden.

Beim Bedarf an Vorhängen soll man sich vor Augen halten, daß die Ausgestaltung des Fensters nicht ein willkürliches Drapieren im schlechten Tapezierstil bedeutet, sondern die zweckmäßige und in einem gewissen Sinn die architektonische Behandlung des Fensters als Licht- und Luftquelle und als Raumelement, und daß die Vorhänge an der farbigen Stimmung des Raumes einen wesentlichen Anteil haben. Wir werden stets darauf bedacht sein müssen, lichte und reine erfreuliche Farben im Heim festzuhalten. Man wird seitlich zu ziehende, in Stangen laufende, schlicht herabfallende Shawls bevorzugen, die in dieser Form am bequemsten und zweckentsprechendsten sind. Man kann verlangen, daß die Stoffe schöne farbige Muster enthalten, die auf den schlichten Faltenwurf berechnet sind und darin eine dekorative Schönheit besitzten. Die gewebten Muster können auch durch dekorative Aufnäharbeit ersetzt werden, was namentlich bei ganz hellem, einfärbigem Zeug vorkommt.

Auch die verschiedenen Kissen und Decken, die entweder gewebte Musterungen oder dekorative Handarbeiten enthalten, sind nach dem gleichen Grundsatze zu beurteilen. Ihre quadratische oder rechteckige Grundform, sowie die Art der Verwendung als Tischläufer, Decken oder Kissen ist maßgebend für die Anordnung oder Gliederung des Musters, daraus zu erkennen ist, inwieweit der Hersteller und der Käufer imstande waren, das künstlerische Gesetz der von der Verwendung und der Grundform bestimmten ornamentalen Flächenteilung zu erkennen.

Im allgemeinen ist über das Detail der Zeichnung bei diesen künstlerischen Handarbeiten und Geweben zu sagen, daß nicht die naturalistische Wiedergabe irgendwelcher Naturformen, Blumen, Tiere oder sonstigen Gebilde zum Rechten führt, sondern daß die flächenhafte Darstellung, die dekorative Ausnützung der Faden- und Nadeltechniken, sowie endlich der Gewebebildungen

zu ornamentalen Erfindungen führen, die in der Natur nirgends vorkommen als an diesen Kunsterzeugnissen. Es ist klar, daß solche Ornamente an natürliche Formen, wie Blumen und Blätter anklingen und derartige Ideenverbindungen anregen können, aber nicht müssen. Auch das abstrakte Ornament hat seine Berechtigung, um so mehr, als das strenge Gesetz der erwähnten rhythmischen sinngemäßen Flächenteilung unter allen Umständen verbindlich ist und die Erfindung rein planimetrischer Ornamente durchaus rechtfertigt.

Hinsichtlich der Farbe der Stoffteile eines Raumes ist zu bedenken, daß, wie schon erwähnt, ungebrochene klare Farben, von der zartesten bis zur kräftigsten Tönung durchaus den Vorzug verdienen. Um jedoch eine koloristische Unruhe zu vermeiden, gilt im allgemeinen der Grundsatz, daß die Räume auf einen Hauptton gestimmt werden, und daß sich die Flächenmuster und die einzelnen kleinen Träger des farbigen Lebens, wie keramische Gegenstände, Vasen, Blumen 2c. in möglichst komplementären und kräftigen Farben absetzen.

Auch hinsichtlich der Teppiche ist, was Farbe, Qualität und Zeichnung betrifft, das Vorhingesagte maßgebend. Den wundervollen Erzeugnissen der orientalischen Teppichweberei hat die zeitgemäße Kunst annähernd gleiche Werte entgegenzusetzen. An den guten Erzeugnissen dieser Art sind dieselben dekorativen Gegensätze wie bei den besten alten oder orientalischen Erzeugnissen wahrzunehmen. Man hat daher recht, wenn man einer möglichst abstrakten, planimetrischen Teppichzeichnung den Vorzug gibt, weil es für unser Empfinden widerwärtig ist, naturalistisch behandelte Blumen unter den Füßen zu haben. Noch schlimmer ist es, wenn figürliche Szenen, wie sie alten Wandteppichen entnommen oder aus Mißverstand neu ersonnen werden, in Fußteppichen auftreten. Hierin bedarf es kaum einer Warnung, weil jeder geschmackvolle Mensch sie instinktiv vermeidet. Eine ruhige Tönung, und ungeachtet dessen eine breite Bordüre mit einem Farbengegensatz und eigenartiger Zeichnung zeichnet die guten alten, sowie die künstlerisch hervorragenden neuen Teppiche in gleicher Weise aus.

Das Herrlichste, was die menschliche Kultur aus gemusterten Webstoffen, Teppichen und dekorativen Faden- und Nadelarbeiten hervorgebracht hat, war Kunst im Hause. Die bestickten Seiden Indiens, die ornamentalen persischen Teppiche, die Bildwebereien des Abendlandes, die herrlichen Bauernstickereien des Nordens und Südens sind häuslichem Kunstfleiße entsprungen. Noch im alten Bürgerhaus wurde ein großer Teil der im Haus erforderlichen Stick- und Näharbeiten auf Grund ererbter, künstlerisch geadelter Fadentechniken für den eigenen Bedarf hergestellt. Bei den veränderten Erziehungs- und Berufsaufgaben der neuen Zeit kamen auch die letzten Reste des weiblichen Kunstfleißes im Hause zum Schwinden und das Surrogat einer üblen Fabrikware in Verbindung mit der sattsam bekannten Überkunst des Tapezierers trat an ihre Stelle. Der Begriff von Qualität und Geschmack ist im Hinblick auf die Vorhänge, Tischdecken und Teppiche im bürgerlichen Haus sehr ins Hintertreffen geraten. Erst die moderne Bewegung hat den Grundsatz zur Geltung

gebracht, daß wir im Haus nichts dulden sollen, was einer näheren Prüfung nicht standhalten kann. In jedem Heim, wo diese Erkenntnis reift, beginnt alsbald ein lustiger Umsturz, vor dem nichts niet- und nagelfest ist.

Die Anschaffung. Wie allgemein bekannt, hat sich in den letzten 10—15 Jahren ein bedeutender Umschwung in der Möbelproduktion vollzogen, so daß wir im Vergleich zur vorigen Generation gänzlich veränderten Verhältnissen gegenüberstehen. Bis in die neunziger Jahre war die Nachahmung alter Stile unerläßlich. Im Verborgenen blüht auch heute noch die Nachahmung der alten Stile, die gänzlich industrialisiert ist, so daß selbst die Holzschnitzereien mit der Maschine billig und schleuderhaft imitiert werden. Im Gegensatz zu dieser traurigen Praxis haben die modernen Künstler seit 15 Jahren an der Schaffung eines neuen konstruktiven Stiles gearbeitet. Den Forderungen des maschinellen Großbetriebes zufolge, und wohl auch den sachlichen Bedürfnissen gemäß, haben Formen die Herrschaft erlangt, die sich durch größte Schlichtheit und Zweckmäßigkeit auszeichnen, auf Dekors verzichten, wenn sie nicht eine wirkliche künstlerische Leistung darstellen, die man überdies auf dem Markt nicht anzutreffen hoffen darf. Einfache glatte Möbelformen also, die sich mehr durch gute, passende Proportionen und durch möglichst saubere Arbeit auszeichnen.

Was den Kostenpunkt betrifft, so wird man im großen und ganzen daran festhalten können, daß jede Sache gut für ihren Preis ist. Man kann nicht außerordentliche Qualität und außerordentliche Billigkeit zugleich beanspruchen. Man muß sich vor Augen halten, daß die wesentlichen Preisunterschiede nicht so sehr durch die Verschiedenartigkeit der Holzsorten, wofern man nur die gangbaren in Betracht zieht, verursacht wird, sondern vielmehr durch die Sorgfalt der Ausführung und durch etwaige Extrawünsche, die der Herstellung besondere Schwierigkeiten auferlegen. Die Kalkulation hat ihren Schwerpunkt derart verschoben, daß die Unterschiede der Holzpreise keinen Ausschlag mehr geben. Die Tarifmäßigkeit der Löhne, dieselben Holzeinkaufsbedingungen, die annähernd gleich hohen (außerordentlich hohen) Regiekosten im Großbetriebe (100—120 % und noch mehr) haben fast durchwegs die annähernd gleichen Preislagen geschaffen, wofern es sich um marktgängige Ware handelt. Dabei ist zu beachten, daß der Großbetrieb nicht billiger arbeitet als der Kleinbetrieb, er arbeitet nur rationeller, und ist daher imstande, den großen Markt zu versorgen. Der einzelne Besteller wird hier und da auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt Gelegenheit haben, seine Aufträge an kleine Gewerbetreibende des Tischlerhandwerkes zu erteilen, und er wird oftmals bei guter Arbeit sehr viel billiger davonkommen, wofern er es versteht, mit seinem Tischler geistig zu arbeiten und ihm in bezug auf Form, Anordnung und in sonstigen Geschmacksfragen bindende Vorschriften zu machen. Der Zweck dieser Zeilen ist es ja, den Besteller zum aktiven, zielbewußten Mitarbeiter seines Auftragnehmers zu machen. Ich will aber gleich hinzufügen, daß nur einzelne in der Lage sein werden, sich mit einem kleinen Betriebe in persönliche Beziehungen zu setzen, und auf diese Weise auch materiell vorteilhafte Er-

fahrungen zu machen. Für die große Masse ist wohl der nächste und bequemste Weg immer der in die Musterlager der vielen neueren Möbelfabriken und Werkstätten, die bereits in allen größeren Städten existieren.

Die große Menge will immer rasch bedient sein und bevorzugt daher das auf dem Lager Vorrätige. Wenn es sich um Einrichtung ganzer Zimmer handelt, wird man sich allerdings in den häufigsten Fällen entschließen müssen, seine Wünsche mit einem Fachmann durchzuberaten und sich mit der Frist, die zur Anfertigung der Möbel benötigt wird, abzufinden. Die meisten Besteller richten sich darauf ein, daß sie ihre Zimmereinrichtungen in 2—3 Monaten geliefert bekommen. Es muß ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht werden, daß infolge dieser Kurzfristigkeit niemals Qualitätsansprüche erfüllt werden können. Ein gut gearbeitetes Möbel verlangt eine langsame Herstellungsweise. Wer nicht imstande ist, seinen Auftrag mindestens ein halbes Jahr vor der Ablieferung zu erteilen, muß gewärtig sein, daß sich die forzierte Schnelligkeit der Herstellung in mancherlei Mängeln später rächen wird.

Die großen und bekannten Firmen stehen in mehr oder weniger lockeren Beziehungen zu modernen Entwurfskünstlern, die die herrschende Geschmacksrichtung bestimmen. Oder es sind Musterzeichner angestellt, die ihre Zeichnungen mehr oder weniger den geltenden Grundsätzen anpassen, so daß heute ein erträglicher Geschmack durch die ganze Produktion geht, und erfreu licherweise auch dort, wo es sich um ganz maschinenmäßige, großindustrielle, rein zweckmäßige Herstellung handelt, so zum Beispiel in den Fabrikationszweigen für Kücheneinrichtungen und Küchenmöbel, Bureaumöbel und ähnliche Industrien. In den neuen kunstgewerblichen Werkstätten hat der Besteller immer Gelegenheit, seine Wünsche mit einem Angestellten durchzuberaten, ohne Gefahr zu laufen, allzusehr mißverstanden zu werden. Am beneidenswertesten sind die Besteller, die sich von vornherein der Mitwirkung eines anerkannten kunstgewerblichen Entwurfskünstlers versichern können, denn dann sind sie gewiß, Räume zu bekommen, die aus einem Guß sind, sowohl was die Zweckmäßigkeit, die Form und die Anordnung der Möbel betrifft, die farbige Stimmung der Räume, die Wahl der Tapeten, der Stoffe, der Teppiche, der Vorhänge 2c. 2c. Es ist natürlich, daß ein solcher Künstler, dessen Lebensaufgabe es ist, schön gestimmte Räume auszudenken, ungleich bessere Ideen zur Hand hat als etwa der bloß handwerklich Industrielle, oder der geschäftliche Fachmann. Wer sich also vorweg an einen Künstler wendet, hat den Vorzug, nicht nur in den Ausstattungsfragen, sondern auch in finanziellen Angelegenheiten, wie etwa die Beschaffung richtiger Kostenvoranschläge 2c. einen Anwalt seiner Interessen, auch dem Fabrikanten gegenüber, zu besitzen. Die Entschädigung, die der Künstler von seinem Klienten beansprucht, etwa 10—15%, kommt so reichlich wieder herein, und ist obendrein durch die Genugtuung gerechtfertigt, daß der erhöhte künstlerische Geschmack solcher Räume dauernde Freude gewährt. Man hat in der Regel nichts zu bereuen, wenn man seinen Künstler gefunden hat.

# Algernon Charles Swinburne.

Von

**M. Oeftering.**

‚Ein Licht ist von uns für immer geschieden, leuchtender als alle Sonnen des Himmels,‘ sang Swinburne in einem ergreifenden Sonett (A Death on Easter Day, Tristram), als am Ostermorgen 1882 D. G. Rossetti sich zur ewigen Ruhe legte. Gleich ehrende und ernste Totenklage ertönte von den Lippen der Freunde, als vor einigen Wochen am Charsamstag Swinburne starb. Längst waren die Zeiten vorüber, wo in England nach der Veröffentlichung der Poems and Ballads die Presse empört protestiert hatte gegen den ‚fleischlichen, gottlosen, sittenlosen, einfältigen Dichter‘, den man wie einen tollen Hund niederschlagen müsse. England wußte, daß es in Swinburne seinen größten lebenden Dichter besaß, zugleich den einzigen englischen Dichter von europäischem Rang und Ruf neben dem inzwischen gleichfalls heimgegangenen Meredith. Mit Swinburne schied der letzte Überlebende vom Kreise der Rossetti, Browning, Morris, der Erbe der Byron, Keats und vor allem Shelley.

Recht dürftig ist unsere Kenntnis seines äußeren Lebensganges. 1837 in London geboren, aus einer hocharistokratischen Familie stammend, machte er seine Studien in Eton und Oxford, bekleidete nie ein Staatsamt, sondern lebte nach längerer Abwesenheit in Italien fast immer als Privatmann mit seinem Freunde Watts-Dunton zusammen in seiner Villa The Pines bei London (Patney Hill). Er haßte Biographen und Nachlaßhyänen, die ‚alles auskundschaften, alles beschnuppern, die Nase rümpfen, alles beschnüffeln und hohnlächelnd anknurren, keinen noch so heiligen Teil des Lebens unangetastet lassen, sondern alles durchprüfen‘ und einen also Verfolgten berühmt heißen (In sepulcretis, A Midsummer H.).

Shwinburne hat unermüdlich geschaffen,* aber trotzdem können wir nicht von einer eigentlichen Entwicklung sprechen. Sein Dichterleben war kein langsames Aufsteigen, kein schließliches Sichfinden und Schaffen aus dem Vollbesitz der Kraft. Er trat von Anfang an als Gewordener vor die Nation, die Welt seiner Dichtung ist immer die gleiche geblieben.

* Die berühmtesten Werke sind: Poems and Ballads in 3 Serien, Songs before Sunrise, Astrophel, A Midsummer Holiday, A Century of Roundels, Studies in Song, Songs of the Springtides, Atalanta in Calydon, Erechtheus, Chastelard, Bothwell, Mary Stuart, Tristram of Lyonesse, The Tale of Balen.

Dionysius Areopagita erzählt, daß zur Stunde der Geburt Christi griechische Schiffer auf dem Meere eine Stimme hörten: ‚Der große Pan ist tot. Erzählt es überall!‘ und ringsum klagten die Geister. Dieser Klageruf durchzittert auch das Lebenswerk Swinburnes und findet in zahllosen Hymnen Ausdruck. In Hellas gründen die tiefsten Wurzeln seiner dichterischen Kraft. Seiner Leier entströmen immer neue Lieder zum Lobe Sapphos — besonders die Ode Sapphics (P. B.) und On the Cliffs (Springtides) — zum Preise der kyprischen Venus und des ganzen Olymp. Im Gesang der Nachtigall (Aedon) hört der Dichter wie einst der mythenfrohe Hellene die Klage der trostlosen Mutter um den von ihr selbst erschlagenen Sohn Itylus (P. B. I.). An unser Ohr läßt er den unvergleichlichen Anapästenchor aus den ‚Vögeln‘ des Aristophanes erklingen (Studies i. S.), der für des Griechen Ohr Musik gewesen war.

Dem ersehnten klassischen Ideal kommt der Dichter ohne Zweifel am nächsten in dem Drama Erechtheus, in welchem die feste, klare, abgeschlossene Weltanschauung der göttergläubigen Hellenen in den Gestalten Praxitheas und Chthonias Ausdruck gefunden hat. Berühmter ist Atalanta geworden, in der sich aber, auf den ersten Blick erkennbar, ein ganz ungriechisches Element in den Vordergrund drängt, das skeptische Räsonieren, die Rebellion gegen den Olymp. In Erechtheus reden die Helden und Heldinnen trotz aller Bitterkeit, die ihre Seelen überströmt, doch süß und gemessen; in Atalanta winden sich Althaea und Meleager unter dem schwer lastenden Joch der Götter und kündigen den Himmlischen trotzige Fehde an.

Mit gleicher Liebe wie das klassische Hellas umfaßte Swinburne alle Länder, die für die Freiheit bluteten, Italien besonders und Frankreich, die Heimat Mazzinis und Hugos. Dabei vernachlässigte er keineswegs sein meerumgürtetes Vaterland. Welcher Dichter hat je die Südküsten Englands mit ihren Hügelketten, denen der Frühling frische, grüne Samtmäntel umgeworfen hat, auf denen ‚der April seine strahlende Schwadron Blumen und Vögel versammelt‘, herrlicher besungen? (On the Southcoast, Astr.) Er erlauscht, was die Wogen dem Ufersand und den Binsen erzählen, was die Blumenfeen einander zuflüstern. Auf den einsamen Dünen Kents ist Shakespeare die Wundergestalt Perditas begegnet, schön wie eine Fee, und freundlich geleitete er sie in die Obhut des Schäfers. (Evening on the Broads, Studies i. S.). Mit Entzücken wandelt Swinburne an dem Gestade, ‚das einsamer ist als ein Trümmerfeld, am Meere, das fremder ist als der Tod, auf Fluren, auf denen niemals eine Rose blüht, auf bleichen Wüsten, wo dem Wind der Atem ausgeht‘ (By the North Sea, Studies i. S.). Auf einem vielfach verschlungenen Landwege gedenkt er der Zeit, wo Vater Chaucer, das Herz noch bebend von einem eben begonnenen Liede und auf den Lippen ein Lächeln, das die Welt erwärmte, nach Canterbury geritten sein mag, als die Linden blühten (On a Country Road, A Midsummer H.). Auf den furchtbaren Klippen der englischen Kanalinsel Alderney sieht er den Tod auf

dem Throne sitzen, vom Sturmwind begrüßt und dem rollenden Donner bejubelt. Kein Auge vermag zu zählen und keine Hand zu berechnen, welch entsetzlichen Zehent das wilde Meer hier von den Sterblichen fordert (Les Casquets, A Midsummer H.).

Auf einem Bilde des Burne-Jones: ‚Die Tiefen des Meeres' sehen wir eine Sirene, die mit der ganzen Kraft ihrer Arme einen Jüngling umstrickt und ihn auf den Meeresgrund hinabzuziehen sucht. So fest wie diese Sirene ihre junge Beute umklammert, hat die Majestät des Ozeans den Dichter in Besitz genommen. Seine Leidenschaft für das Meer ist bedingungslose Anbetung und seine ganze Poesie ist davon so tief durchdrungen, daß wir fast in jedem seiner Verse den Salzgeruch des Meeres zu riechen oder das Branden der Wogen zu hören glauben. In seinen Hymnen auf das Meer findet ‚der Sohn der Sonne, des Windes und der Gewässer' (By the North Sea, Studies i. S.) Töne des wildesten Enthusiasmus. Zum Meere, seiner Trösterin, will er hinuntersteigen, ‚er will sie küssen, sich mit ihr verschmelzen, sich an sie klammern, sie umfassen, mit ihr ringen'. (Triumph of Time, P. B. I.) In der dunklen Nacht hört Swinburne, wie der Ozean Gewissensbisse empfindet, ‚daß starke Schiffe von den Fängen der hundegezahnten Küste benagt wurden' (Evening on the Broads, Studies i. S.). Somno mollior unda, sanfter als die Liebkosungen des Schlafes sind für ihn die des Meeres, sanfter auch als die der Liebe (A Swimmers Dream, Astrophel). Als er einst in der Normandie mit knapper Mühe vom Tode des Ertrinkens gerettet worden war, weihte er zum Danke seine Person dem Ozean in dem ergreifenden Gedicht Ex voto (P. B. II):

> Nur eines mein Herz begehrt:
> Ein Grab sei einst mir gewährt
> Im Meer, wo nicht wiederkehrt
> Frühling noch Winter . . . .
>
> Der Erde gehört nichts von mir an.
> Ich hoff', ist mein Tagwerk getan,
> Ein Bett für des Tods neue Bahn,
> Das reiner und kälter.
>
> Ich bin nicht der Erde Kind:
> Du Meer und dein Bruder, der Wind,
> Bald brausend, bald sausend, bald lind,
> Seid meine Erzeuger.

Während R. Wagner die Sagen von Tristan und Parzival in Dramen erneuerte, zogen König Artus und seine Ritter, Lancelot und Guinevir voran, auch in die Ateliers der englischen Präraffaeliten ein. Ist es zu verwundern, daß Swinburne, der Freund und Gesinnungsgenosse der berühmtesten dieser Künstler, ihren Bahnen folgte? So dramatisierte er die schöne Aventiure von Locrine und Guendolen, so entstand das Lied von dem edlen Brüderpaar Balen und Balan und das schöne lyrisch-epische Gedicht Tristram of Lyonesse, das die durch Jahrhunderte geheiligte und alles Harten, Eckigen

und Zufälligen entkleidete Sage von Tristan und Iseult erzählt frisch wie der Wind und leuchtend wie die Sonne. Nur ein Moment sei hervorgehoben: Als Tristan in der Bretagne seinem eben angetrauten Weibe Iseult Weißhand von der Herrlichkeit der blonden Iseult singt, da schwinden der ersteren, die sich besungen glaubt, vor Glückseligkeit die Sinne; ihr Herz wird wie eine zitternde Leier. Und als in der Hochzeitsnacht Iseult Weißhand von den Lippen des geliebten Mannes ihren Namen seufzen hört, da jauchzt ihr Mund: Hier bin ich! Das zerreißt Tristans Herz; aber Geist und Fleisch sind seinem ungeheuer starken Willen untertan, die blonde Iseult triumphiert im Kampfe um Tristan über die jungfräuliche Frau (maidenwife), mit der weißen Hand.

Von der Sage wandte sich Swinburne zur Geschichte und hier fand er außer der fleckenlosen Gestalt des Dogen Marino Falieri, die ihn zu einem hochgestimmten Drama begeisterte, eine Heldin nach seinem Herzen, in Mary Stuart, der er die Trilogie Chastelard, Bothwell, M. Stuart widmete. Wie Mücken um das Licht versammeln sich um ihre königliche Gestalt die Liebhaber, um ihr Antlitz zu schauen und an der geschauten Schönheit zu sterben. Ihren Meister findet sie in Bothwell, breitschulterig, gewalttätig und dreist, aber ein Mann des starken Willens, der sie tyrannisiert, die des Glaubens war, die Männer seien für sie nur geschaffen, damit sie den Fuß auf ihren Nacken setze. Man erschrickt ob der Grausamkeit, mit der sie ihren Gatten Darnley kaltblütig in den Tod schickt. Ruhe kennt sie nicht, aus Gefahr und Wagnis fließt für sie Entzücken wie Wein aus der gekelterten Traube. — Bühnenfähige Dramen glaubte wohl Swinburne selbst nicht zu schaffen; vollends Bothwell, in dem man auf verheißungsvolle Ansätze in Chastelard hin das größte Drama seit Shakespeare erhofft hatte, ist nur das längste geworden.

Das ist die Welt, in welcher Swinburne seine Probleme sucht. Mit welchen Augen aber blickt er hinein in die gewaltige Fülle der Erscheinungen? Welches ist seine Weltanschauung? Hier müssen wir die früheren Werke, die sich um Atalanta und die Poems and Ballads gruppieren, und die späteren Schöpfungen auseinanderhalten. Wie ein Wolkenschatten über einer grünen Frühlingslandschaft, so lagert eine düstere, wehmütig pessimistische Stimmung über der ersten Gruppe. Die Skepsis, jene nicht nur intellektuelle, sondern auch moralisch-chronische Atrophie, wie Carlyle sie nennt, ist ihr charakteristischer Zug. Der Kummer als Fixstern, die Freude als Wetterfahne, auf diesen Grundton ist gar manches der Lieder der P. B. gestimmt, der ‚Garten der Proserpina‘, die ‚Refrainballade‘, ‚Satia te sanguine‘, ‚Hesperia‘, ‚Anima anceps‘ und viele andere. Müde der Wollust und des Lachens, überdrüssig aller göttlichen und menschlichen Dinge, hat der Leidende nur noch den Trost, daß der Tod bald das Ende bringt.

Der hier gepredigte Pessimismus ist freilich für den Charakter eines Volkes wie das englische recht wenig geeignet. Auch für Swinburne war

diese Seelenstimmung nur ein Übergangsstadium, und bald leuchtete jenseits seiner schwarzen Schatten das Frührot der Begeisterung. Er erkannte, daß der Künstler mit Pessimismus und Zweifelsucht nichts anzufangen weiß (Prelude, S. b. S.). Der eine mag dionysischen Sturmwind, der andere apollinische Ruhe lieben, wer aber verschleiernde Nebel? ‚Ein Gesetz gilt für die Lebendigen, ein anderes für die Toten‘ (A Lamentation, P. B. I.). ‚Die Sorge mag für eine Nacht uns quälen, der Tag muß uns das Licht zurückbringen‘ (Love laid his sleepless head, P. B. II.). ‚Hoff du nicht viel, doch Furcht, die kenne nicht!‘ (Hope and Fear, Tristram.) In seinen ‚Erinnerungen‘ (Recollections, A Century of R.) ist Resignation, stilles Sichbescheiden eingekehrt; eines aber ruht nie, die Hoffnung, daß Wahrheit und Liebe jeden Wechsel der Zeit überdauern.

Es hieße das Bild Swinburnes in einem der wichtigsten Punkte fälschen, wollte man seine Äußerungen über Monarchie und Christentum verschweigen oder beschönigen, die nicht nur ohne jedes Verständnis und ohne jedes Maß, sondern auch, was besonders das Christentum anlangt, geradezu von abscheulicher Roheit sind. Seine Feindschaft gegen Christus ist für jedes feine Empfinden schlechthin widerlich. Dies sei mit voller Wucht betont, darüber kann auch keine formale Vollendung weghelfen! Der Christengott ist für ihn ein altersschwach gewordener Gott, der mit der Kaste der Priester und Könige einen ruchlosen Pakt geschlossen. ‚Aus deinem Blut (o Gekreuzigter!) machen die Priester Gift und in goldene Münzen prägen sie deine Liebe um‘ (Before a Crucifix, S. b. S.) Als 1889 auf dem Campo dei fiori zu Rom das Denkmal G. Brunos enthüllt wurde, verhöhnte Swinburne in satanischer Bosheit die katholische Kirche, der gegenüber er sich von den übelsten Vorurteilen des romfeindlichen Durchschnittsengländers nie losmachen konnte. Wir ersparen uns und dem Leser weitere Belege dieses fanatischen Hasses. Es ist tief bedauerlich, daß ein Geist vom Range Swinburnes sich so verirrte; denn auch vom künstlerischen Standpunkt aus sind solche Paroxysmen des Hasses verwerflich.

Dem nackten, negativen Unglauben kann Swinburne freilich keinen Geschmack abgewinnen. Nachdem er sich die Füße wundgelaufen auf den Wegen des öden Zweifels, fand er im Pantheismus eine Art von Zuflucht. Hier eine Probe aus ‚A Nympholept‘ (Astrophel):

In all dem Entsetzlichen, das unser Sein vergällt,
In dem Guten und Schönen, das unser Auge sieht,
Erkenn ich dich wieder, du einziger Herr der Welt.
Im Gurren der Tauben, im Brausen des stürmenden Süd,
Im Heulen des gierigen Wolfs, wenn die Nacht uns umzieht,
Wenn der Morgen, der Nymphe gleich, tritt aus seinem Zelt,
In allem, was lebt, bist du und nichts dir entflieht.

Oft ringt Swinburne mit dem Unsterblichkeitsproblem, das auf dem tiefsten Grunde der Menschheit ruht und den Weg ihres geistigen Lebens

Herrenzimmer.

Speisezimmer.

Entworfen von Prof. Richard Riemerschmid, ausgeführt von den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst.

Studierzimmer.

Studierzimmer.

Entworfen von Max Heidrich, ausgeführt von den Werkstätten Bernard Stadler, Paderborn.

bestimmt. Begreiflich auch, denn gerade dieser Drang, den Schleier zu lüften, der uns den Blick ins Jenseits versperrt, ist für den tiefer Blickenden der sicherste Beweis unserer Seelenunsterblichkeit. In dem schönen Gedicht ‚On the Verge‘ (A Midsummer H.), an der Grenzmark des unendlichen Meeres vergleicht Swinburne die Weite der Wasser mit dem Ozean des Lebens. Wo liegt die Grenze? Seufzend, lachend, schreiend, klagend, segnend, fluchend schreiten die Opfer des Todes durch das dunkle Tor. Wer denkt dabei nicht an das ergreifende Monument aux Morts auf dem Pariser Père Lachaise? Als Antwort auf die Frage: ‚Was kommt nach dem Tode?‘ bescheidet sich Swinburne mit einem schwächlichen ignoramus, das so lange dauern werde, bis ‚des Menschen Auge selbst umfächelt wird vom Zwielicht des Todes, bis es gewaschen wird aus dem Strom des ewigen Schlafes.‘

Der Brunnen, aus dem Swinburnes Poesie immer neue Nahrung schöpft, ist ein unbändiger, freilich auch unklarer und stark rhetorischer Freiheitsdrang: ‚Lied, dein Name ist Freiheit.‘ Wie eine Wolkensäule bei Tag und eine Feuersäule bei Nacht zieht Liberty vor dem Dichter einher, um ihm den Weg in das gelobte Land zu weisen. Die Freiheit, als deren Posaunenbläser er sich bekennt — in der Tat haben seine politischen Gedichte den Erzton, aber auch die Nuancenlosigkeit der Posaune — (Mater triumph., S. b. S.), erscheint ihm in den leuchtendsten Farben, auch wenn ihr Gewand zerrissen und mit Staub bedeckt ist. Wenn sie einmal ihr Reich aufgerichtet hat, ‚wird es keinen Krieg und keine Herrscher mehr geben, alle Völker werden ein Volk, alle Menschenseelen versöhnt‘ (A Years Burden, S. b. S.). In Frankreich begrüßt er den 14. Juli als der Freiheit Mutter (The 14th of July, Studies i. S.). Auch hier treibt der fanatische Haß gegen jede Autorität Swinburne viel zu weit: er kennt kein Maß, weder im Inhalt noch im Ausdruck. Er unterscheidet sich manchmal nicht vom brutalsten Jakobiner, nicht einmal im Ton, wenn er den Papst auf die Galeerenbank, Napoleon an den Galgen wünscht (A Song in Time of Order, P. B. I.) und entzückt zusieht, wenn Hunde und Wölfe den letzten Knochen des königlichen Aases verzehren (Thalassius, S. of the Springtides). In derlei blutdürstigen und geschmacklosen Tiraden überschreitet Swinburne sogar die schmale Grenze, die das Großartige vom Lächerlichen trennt. Mit Stolz blickt er natürlich auf den Bombenwerfer Orsini, den patriotischen Tyrannenmörder (For a Portrait of F. Orsini, Studies i. S.). Er verzeiht Frankreich, ‚das seinen jungfräulichen Leib dem Sohn einer Hure hingegeben‘, ‚quia multum amavit‘, weil es Unendliches für die Freiheit gelitten hat. Blasphemisch vergleicht er die Signora Cairoli, welche vier Söhne im italienischen Freiheitskampf verlor, mit der Mutter des Erlösers (Blessed amongst Women, S. b. S.). Die ‚schlafende Nacht‘ in der Sagrestia Nuova, der ihr Schöpfer Michelangelo Ruhe gönnen möchte, so lange Italiens Schmach noch währt, soll jetzt sich erheben (In San Lorenzo, S. b. S.). Jetzt werden die Könige schwach und die Völker stark, und die Zeit, wo die Freiheit ihre Sichel anlegt zur Ernte, ist gekommen (Messidor,

S. b. S.). Als im Jahre 1880 das russische Kriegsschiff Livadia vom Stapel lief, gab Swinburne ihm folgende Begleitverse mit auf die Fahrt:

‚Hoffnung sei von dir fern!
Als dein Pilot sei jähe Furcht bereit,
Dein Kompaß Tod, Verzweiflung sei dein Stern,
Der weiße Schaum sei, Zar, dein Sterbekleid!‘
(The Launch of the L., Studies i. S.)

England ist für Swinburne ein Vorbild für die ganze Welt. Seinen Fürsten sind die Flügel beschnitten, dem Drachen der Monarchie sind die Zähne gefeilt worden. Dieses glückliche Land erscheint dem Dichter so gut wie tot, wenn es nicht zu jeder Stunde für die Freiheit zum Schwerte greifen will (Perinde ac Cadaver, S. b. S.). Wer nicht für die Freiheit ist, ist gegen sie. Die Finsternis verschwindet vor Englands leuchtenden Augen, es sinken die mörderischen Scheiterhaufen, es geht auf die strahlende Sonne des Rechts (England an Ode, Astrophel). Diese donnernden Hymnen haben allerdings für Nichtengländer, aber Kenner der englischen Geschichte, einen bittern Untergeschmack. In berechtigtem Stolz auf seine absolute persönliche Unabhängigkeit ruft er dem Träger des offiziellen Dichterlorbeers zu:

‚Nicht auf Geheiß soll meine Leier klingen,
Unehre bringt Gesang für gleißend Gold.
Ein Höfling mag bald laut, bald leiser singen,
Nicht zirp' ich, hänflinggleich, um Königssold.‘
(Mater triumph., S. b. S.)

Wie ganz anders klingt das zarte Wort Tennysons: ‚Mich dünkt, es sei der adlig nur, der brav und gut‘ (Lady Clara Vere de Vere), in Swinburnes Mund, der den adelstolzen Lords höhnisch zuruft: ‚Vos deos laudamus‘, der dem Grandseigneur vorhält:

‚Daß dein Ahn hohen Mut konnte zeigen,
Daß die Ahnfrau der König geküßt:
Sind wir deshalb wie Vieh dir zu eigen,
Wie ein Affe, der den Peiniger grüßt?
(A Word for the Country, A. M. H.)

Daß die englische Kritik vor 40 Jahren den Dichter der P. B. wie einen tollen Hund niederschlagen wollte, daß ganz England widerhallte von der Entrüstung gegen die ‚perverse Nachtigall‘, verschuldete neben seinen radikalen religiösen und politischen Anschauungen vor allem auch seine glühende Erotik. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß sich viel des Ungeheuerlichen, Gewaltsamen, sinnlich Überreizten und Schwülen in seinen ersten Werken findet. Die Lieder und Hymnen in den P. B. sind nicht mild und sanft wie das Summen der Bienen des Hymettus, sondern stürmisch und donnernd wie ein Alpensturzbach. Nie hat uns ein Dichter den bacchantischen Taumel, die ruhelose Jagd nach Nervenkitzel und Sinnenrausch der entarteten späteren Cäsarenzeit erschreckender vor die Seele gestellt als Swinburne in ‚Hesperia‘,

‚Faustine', ‚Hymn to Proserpine' (P. B. I.). Nirgends aber hat Swinburne den Gedanken der unbezähmbaren Lust gepaart mit Schmerz brutaler und abstoßender zum Ausdruck gebracht als in der Huldigung vor der selbstgeschaffenen Göttin Dolores. Kein Zweifel, dieses Geheimnisvollsinnliche ist abstoßend und beleidigend. Diese Sehnsucht ins Grenzenlose, die tolle Sinnlichkeit des Begehrenden, der Ekel des Enttäuschten sind teilweise lateinisch-romanischen Ursprungs: Martial, Catull, Baudelaire haben auf ihn eingewirkt.

Aber nicht immer stürmt Swinburne in gewitterhaftem Ringen. Betrachten wir das Bild seines Freundes Burne-Jones ‚Love among the Ruins', hier haben wir die Darstellung dessen, was der reife Swinburne ebenso wie Burne-Jones und G. F. Watts geglaubt hat, den Triumph der allumfassenden Liebe. Wie kein anderer hat er das erste Aufflammen der Liebe besungen, z. B. in At Parting, ihre bald laut, bald leiser erklingende Musik, ihren Morgen, wo der Zauber der erwachenden Neigung den Menschen entzückt, ihren Mittag, wo sie aus glutvoller Höhe brennendes Verlangen entzündet, ihren Abend, wo die scheidende Liebesgöttin den Menschen noch einmal mit unendlicher Zärtlichkeit anlächelt. So kühn, vielleicht allzukühn, Swinburnes erotische Dichtung im Vorwurf ist, seine Sprache ist durchaus künstlerisch und nie laszív. Niemals ist Swinburne in den Schmutz herabgestiegen, in dem sich eine ihm in mancher Hinsicht verwandte Dichternatur, der junge d'Annunzio, in dem berüchtigten Intermezzo bewegte. Wie zart und rein klingt z. B. jedes Wort in Tristans Liedern an Iseult oder in der duftig-schönen Oblation! (S. b. S.)

Am sympathischesten ist Swinburne gleich dem Hugo der reizenden Art d'être grandpère, wenn er von unseren Lieblingen, den Kindern, singt. Selten sind so innige Töne zum Lobe der Kleinen erklungen wie aus seinem Munde. Der Winter wird dem Dichter zum Frühling, wenn das Kind seine Knie umfaßt (Maytime in Winter, A M. H.). Es braucht nur zu lächeln und der Himmel scheint blau. Rührt das Kind an Bücher, so wird des Trauerspiels Kleid weiß, statt des Raben singt eine Lerche, das gescheiterte Schiff treibt in den Hafen, die Finsternis wird zum Licht. In der Gegenwart seines Lieblings findet er die rührendsten Töne, so wenn er betet:

‚Ein paar Tage noch gib diesem Kind,
Wo es uns gehört, nicht dir, der Zeiten
Herrn, hoch über uns wie Sonn' und Wind,
Dicht und strahlend in des Himmels Weiten.'

(Nine years old, A M. H.)

Oder:

‚Vöglein — Kind, Vöglein — Kind!
Blauäugleins Majestät
Spricht ein Wort wie's Vöglein dort,
Und die Sorg' vergeht.'

(Baby Bird, P. B. III.)

Zahllos sind diese nur Liebe und Freude atmenden Gedichte. Sie werden uns freilich niemals entschädigen können für die vorhin berührten verletzenden Angriffe auf das, was uns heilig ist; aber sie bringen doch versöhnende Lichter in das komplizierte Gesamtbild des sicher nicht unedeln, aber vielfach irre geleiteten und in rhetorischem Freiheitspathos befangenen Mannes. Ein sympathischer Zug an Swinburne ist auch die Verehrung, mit der er bescheiden auf Mitstrebende und Freunde blickt. Er wird nicht müde, V. Hugo, dem er allerdings formell und inhaltlich auch außerordentlich viel verdankt, als seinen Herrn und Meister zu feiern. Er grüßt über den Ozean hinüber eine verwandte Dichternatur in W. Whitman (S. b. S.). Bei Brownings Tod rief er: ‚Tod, was hast du zu tun mit einem, dessen Herr die Zeit nicht war, sondern dessen Diener?‘ (On the Death of R. B., Astr.) Neidlos begrüßte er Tennyson zu seinem 82. Geburtstage als König und Sonnengott (Birthday Ode, Astr.), und als Tennyson verschied, verkündete Swinburne der Nation, daß seine reine Seele emporgeschwebt sei, geführt von Imogen, der Lichtgestalt in Shakesspeares Cymbeline. Er beklagte den Leidensweg seines früh erblindeten, dichtenden Landsmannes Burke Marston (Via dolorosa, Astr.), er wand in dem schönen Nachruf ‚Ave atque Vale‘ (P. B. II) dem toten Baudelaire einen unverwelklichen Kranz.

Der glänzendste Ruhmestitel des Dichters ist eine bisher unerhörte, vielleicht keinem Engländer in gleicher Vollkommenheit zuteil gewordene Virtuosität in Rhythmus und musikalischem Klang des Verses. ‚Il Verso è tutto,‘ sagt d' Annunzio. ‚Zur Nachahmung der Natur ist kein anderes Kunstmittel lebendiger, geschmeidiger, schärfer, verschiedenartiger, gehorsamer und treuer als der Vers. Kompakter als der Marmor, geschmeidiger als Wachs, subtiler als ein Fluidum, vibrierender als eine Schnur, leuchtender als ein Juwel, duftender als eine Blume, schneidender als ein Schwert, biegsamer als ein Schößling, schmeichelnder als die Welle, furchtbarer als der Donner‘ (d' Annunzio, Piacere) sind Swinburnes Verse. Sie sind geschrieben wie mit Tränen und Blut und Flammenbuchstaben. Bald erbraust in ihnen Sturmwind und Donner, bald lächelt uns freundliche Sonne, bald umfächelt uns liebliches Windeswehen. Die Zaubermusik seiner Sprache ist ein Zwang, der uns unwillkürlich zur Bewunderung hinreißt (Typus: Madonna mia, P. B. I). Tennyson beneidete ihn um die fabelhafte Leichtigkeit seiner Versifikation; begreiflich auch, denn dem Werke Tennysons merkt man deutlich Mühe und Feile an, während Swinburne von dem großen Kunstwerk verlangt, daß es auf den ersten Wurf fertig hingegossen werde, daß es langen Glättens nicht bedürfe, sondern in seiner vollen Schönheit dem Haupte des Dichters entspringe wie die gewappnete Pallas dem Haupte des Zeus. Aber vor all dieser Pracht Swinburnescher Vollendung empfinden wir doch mehr Bewunderung als innere Ergriffenheit. Es gibt auch eine Geschwätzigkeit des Zornes, und in seinem wahnsinnigen Haß gegen Priester und Tyrannen ist Swinburne öfter, als seinem dauernden Ruhme dienen kann, in diesen Fehler verfallen.

In seinem Aufsatz über John Ford sagt er zwar: ‚Facit indignatio versum and admirably too;‘ dennoch ist die Indignation, und wäre es die berechtigtste, dem sanften Chore der Musen auf die Dauer fremd. Swinburnes Indignation aber gleicht leider allzuoft derjenigen des Stiers vor dem roten Tuch.

Was für die Form gilt, mag in mancher Beziehung auch für den Inhalt gelten. Auch hier fehlt Swinburne das apollinische Element, das Maßhalten. Seine Liebe ist unmäßig wie sein Haß, seine Bewunderung überschwänglich (Typus: Lines on the Monument of G. Mazzini, A M. H.), seine Verachtung erbarmungslos. Seine P. B. sind ein einziger Aufschrei und eine zerschmetternde Anklage gegen englisches Scheinwesen. Bis zum Rand vollgefüllt ist er immer von dem Stolz des Lebens und der Glorie dichterischen Sehens. Auf der einen Seite gewaltige Fülle, auf der andern gähnende Leere. Es fehlt Swinburne vor allem an psychologischer Gestaltungskraft. ‚In der Welt der Träume erwählt er sein Teil‘ (A Ballad of Dreamland, P. B. II), und sein gesammtes Schaffen ist von einem verschleierten, nebelhaften Element durchsetzt. Da er kein christlicher Mystiker sein konnte, ist er der Mystiker des Pantheismus geworden. Es fehlt Swinburne ferner jeder Humor. Keinen Augenblick hält er inne in seiner monotonen Predigt von Tod, Liebe, Vergänglichkeit, Gerechtigkeit und Freiheit, niemals lacht er, und doch wären wir ihm für ein Lachen so dankbar. Vielleicht war dieser Freiheitskorybant nicht frei genug zum Lachen? Lessing sagt einmal: ‚Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht, mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde, gegen einen großen ist man unerbittlich‘. Mit dem letzten Maßstabe ist Swinburne zu messen, und da ist es betrübend, sagen zu müssen, daß er unsere Sympathien oft gewaltsam zurückstößt. Er war eine Gewaltnatur und ein Rhetor. Er war ein in Vorurteilen befangener Revolutionär. Liebe und Haß sind grenzenlos, nuancenlos bei ihm, der Ausdruck der Liebe oft maßlos, der des Hasses sinnlos und geschmacklos. Aber wenn man die vier ganz großen Dichter Englands im 19. Jahrhundert nennt, muß man seinen Namen nennen trotz alledem. Wie man neben Byron nur Shelley stellen kann, wird man nicht einen Moment im Zweifel sein, daß neben Browning nur Swinburne gestellt werden darf.

# Zur Naturgeschichte des Automobils.

Von

**Georg Siemens.**

Zur Zeit der Einführung der Eisenbahnen in England, also vor ungefähr achtzig Jahren, wurde im Vereinigten Königreich ein Spottbild verbreitet, welches den Zeitgenossen die Zustände klarmachen wollte, die mit der allgemeinen Einführung selbstfahrender Wagen auf den öffentlichen Verkehrswegen einreißen müßten. Auf dem Bilde sitzen, reiten, hängen und liegen alle möglichen Leute auf den unmöglichsten Maschinen, die sich in wildestem Durcheinander auf der Straße tummeln, so daß der einsame Fußgänger entsetzt das Weite sucht. Der Verfasser wollte mit seiner Darstellung offenbar andeuten, daß die Welt, wenn sich seine abenteuerliche Phantasie je verwirklichen sollte, zuvörderst vollkommen verrückt werden müsse. Die abgerundete Kulturerscheinung, die wir heute als selbstverständlich betrachten, erschien unseren Großvätern noch als vollkommen sinnloser, erheiternder Spuk: Grund genug für uns, ab und zu darüber nachzudenken, wohin wir denn eigentlich damit gekommen sind.

* * *

Als Energiequelle können bei einem Selbstfahrer der Natur der Sache nach drei verschiedene Arten in Frage kommen: Dampf, Verbrennungsgase und Elektrizität. Der Dampf war ursprünglich das Nächstliegende und wurde daher auch zuerst versucht: ein Dampfautomobil war im Grunde genommen weiter nichts als eine nicht an Schienenspur gebundene Lokomotive. Der Umstand jedoch, daß der Dampfwagen nicht nur einen Dampfkessel, sondern auch Wasser- und Kohlenvorräte mitführen muß, schließt leichte und elegante Konstruktionen und größere Geschwindigkeiten auf der Landstraße von vornherein aus; der weitere Umstand, daß der Kessel stetes Nachheizen und Bedienung erfordert, macht den Aufenthalt auf dem Wagen ungemütlich. Als Personenfahrzeug ist die Straßenlokomotive — denn eine solche war die Konstruktion nun einmal — daher niemals in größerem Umfange verwandt worden, ihre Anwendung blieb hauptsächlich auf gewisse Gütertransporte beschränkt.

Nachdem sie eine Zeitlang infolge der ungeahnten Entwicklung der Verbrennungsmotoren überhaupt von der Bildfläche zu verschwinden drohte, sind in neuerer Zeit wieder allerhand beachtenswerte Konstruktionen aufgetaucht, welche hauptsächlich darauf abzielen, einen ganzen Wagenzug zu entwerfen, der sich selbsttätig — mit geringer Geschwindigkeit natürlich — auf der Landstraße bewegen kann. Für derartige Fälle dürfte die mit Dampf betriebene Straßenlokomotive eine gewisse Bedeutung behalten.

Das Automobil im engeren Sinne dagegen hat den Anstoß zu seiner unerwarteten Entwicklung erst durch den Verbrennungsmotor erfahren. Als Leuchtgasmaschine war dieser Motor schon seit den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts bekannt: der gasförmige Brennstoff wurde mit Luft vermischt, in einem Zylinder zur Entzündung gebracht, und die hocherhitzten und hochgespannten Verbrennungsgase trieben den Kolben der Maschine vor sich her, leisteten also mechanisch nutzbare Arbeit. Der Dampfkessel und alles, was mit ihm zusammenhing, kam in Fortfall. Aber dieser Motor konnte erst auf einem leichten Wagen mitgeführt werden, als man lernte, den Brennstoffvorrat in flüssiger Form — Benzin, Spiritus — aufzubewahren und unmittelbar vor dem Gebrauch zu vergasen. Damit war die Grundlage für das Benzinautomobil in seiner heutigen Gestalt gegeben.

Vielfache Konstruktionen sind im Laufe der Zeit vorgeschlagen und versucht worden; man kann jedoch jetzt schon, obgleich die Entwicklung durchaus noch nicht abgeschlossen ist, die Herausbildung eines bestimmten Normaltyps feststellen, der zwar den besonderen Bedingungen des einzelnen Falles selbstverständlich den notwendigen Spielraum läßt, die Hauptteile jedoch und ihre Anordnung in ziemlich einheitliche Formen gebracht hat.

Konstruktiv besteht der Wagen zunächst aus zwei voneinander ziemlich unabhängigen Hauptteilen: dem Untergestell mit den Rädern und der gesamten Antrieb- und Lenkvorrichtung — also der Maschine im weiteren Sinne — und dem darauf gesetzten Wagenkasten oder der Karosserie, bei deren Durchbildung technische Erwägungen mehr in den Hintergrund treten und der Verwendungszweck, Mode und Geschmack den Ausschlag geben. Das Untergestell trägt in seinem vorderen Teile den Motor, dessen — jetzt gewöhnlich vier — Zylinder senkrecht stehen und durch ein Zahnrädergetriebe eine der beiden Wagenachsen, in der Regel die hintere, antreiben. Das Zahnradgetriebe ist so durchgebildet, daß es auf mehrere verschieden große Übersetzungsverhältnisse, den verschiedenen Wagengeschwindigkeiten entsprechend, eingestellt werden kann. Die Lenkung des Wagens erfolgt durch die Vorderräder: diese sitzen nicht starr auf der Achse, sondern die Radebenen lassen sich durch ein vor dem Führersitz aufgebautes Steuerrad aus ihrer normalen Lage nach rechts oder links verdrehen, so daß der Wagen je nach der Größe der Verdrehung einen mehr oder weniger scharfen Bogen beschreibt. Da die Wandungen der Zylinder durch die unaufhörlichen, im Zylinderinneren stattfindenden Explosionen sehr bald glühend heiß werden würden, ist eine ständige Kühlung erforderlich:

in der Regel umspült ein Wasserstrom die Zylindermäntel und wird sodann durch ein Rohrsystem geleitet, welches im vordersten Teil des Wagens untergebracht ist und durch den scharfen Zugwind, vielfach auch durch einen besonderen Ventilator, wirksam abgekühlt wird. Das Wasser kann daher die Wärme, die es von den Zylindern aufgenommen hat, an die Luft wieder abgeben und von neuem zur Kühlung der Zylinder verwandt werden. Kühler und Zylinder werden durch eine große Blechhaube abgedeckt und geben in Verbindung mit der hinter ihnen schräg aufsteigenden Steuerstange dem Automobil sein charakteristisches Äußere.

Dem Verbrennungsmotor steht an sich eine ganze Reihe von flüssigen Treibmitteln zur Verfügung: Benzin, Spiritus, Petroleum. Wenn nun trotzdem für Automobilzwecke das Benzin bis heute unbestritten unter allen den ersten Rang eingenommen hat, so liegt dies wesentlich daran, daß es einmal einen verhältnismäßig großen Heizwert besitzt, daher zur Erzielung einer bestimmten Leistung weniger Brennstoff als z. B. beim Spiritusbetrieb mitzuführen ist, und anderseits, mit dem Petroleum verglichen, einen bedeutend einfacheren und sichereren Betrieb ergibt. Trotz aller Belästigungen daher, welche die Verbrennungsgase des Benzins verursachen, und trotz aller Bestrebungen, namentlich von landwirtschaftlicher Seite, dem Spiritus ein größeres Anwendungsgebiet zu verschaffen, wird der erstere Brennstoff fast ausschließlich im Automobilbetrieb angewandt.

Die Verwendung elektrischer Triebkraft bei Straßenbahnen war bereits seit Jahren durchgeführt und nach allen Richtungen hin erprobt; es war daher natürlich, daß beim Auftauchen selbstfahrender, von Geleisen unabhängiger Wagen auch alsbald die Möglichkeit elektrischen Antriebes ins Auge gefaßt wurde. Selbstverständlich war dabei, daß dem Wagen nicht die elektrische Energie von außen durch einen Fahrdraht zugeführt werden konnte: von einer bestimmten Linie sollte das Fahrzeug ja gerade unabhängig sein, die Kraftquelle — in Form einer Akkumulatorenbatterie — mußte vielmehr auf dem Wagen mitgenommen werden. Der aus den Akkumulatoren erzeugte elektrische Strom wird dann einfach durch passende Schaltvorrichtungen, welche die Geschwindigkeit des Wagens zu regeln gestatten, in zwei Elektromotoren geleitet; diese versetzen dann entweder durch Vermittlung von Zahnrädern oder auch unmittelbar die Wagenräder in Umlauf.

Nun ist der Akkumulator aber keine Energiequelle, welche aus sich heraus unbegrenzte Zeit elektrische Energie zu erzeugen vermag, sondern lediglich ein Sammler oder Speicher, der vor dem Gebrauch aufzuladen ist und nur so lange Arbeit abgeben kann, bis seine Ladung sich erschöpft hat. Je größer die Ladungsmenge, die er aufnehmen und abgeben kann, um so größer seine Abmessungen und vor allem sein Gewicht; es sind also hier bald Grenzen erreicht, die aus praktischen Gründen nicht überschritten werden können. Der Umstand daher, daß das elektrische Automobil nach gewisser, nicht allzu langer Zeit wieder aufgeladen werden muß, und daß geeignete Ladestellen —

Anschlüsse an ein elektrisches Netz — zurzeit nur in größeren Städten vorgesehen werden können, schließt weitere Fahrten über Land mit dem elektrischen Kraftwagen vorläufig aus. Wo freilich seine Betriebsbedingungen erfüllt sind (kürzere Fahrten auf glatter Straße ohne allzu scharfe Steigungen und die Möglichkeit, seine Ladung bald wieder zu ergänzen), da hat er sich rasch sein Feld erobert. Er läuft praktisch nahezu geräuschlos und stoßfrei, und vor allen Dingen belästigt er die Geruchsnerven der Unbeteiligten in keiner Weise; für den Verkehr innerhalb der großen Städte ist er daher das gegebene Fahrzeug.

Der Unterschied zwischen dem Kraftwagen mit Verbrennungsmotor und mit elektrischem Antrieb zeigt sich auch etwas in ihrer äußeren Erscheinung. Man wird bei dieser Gelegenheit überhaupt daran erinnert, daß die Form, in der das Automobil heutzutage aufzutreten pflegt, sich folgerichtig aus einer ursprünglich ganz anderen entwickelt hat. Die ersten Selbstfahrer, die um die Mitte der achtziger Jahre in Frankreich auftauchten, sahen aus wie Kutschen ohne Pferd und Deichsel: kurz und hoch gebaut, mit großen, vielspeichigen Rädern. Nach und nach lernte man dann, daß der Wagen nach jeder Richtung hin stabiler wurde, wenn man den Abstand zwischen Vorder- und Hinterrad, den ‚Radstand', vergrößerte und den Wagenkasten möglichst tief hinunterzog. Dementsprechend wurden nun auch die Räder verkleinert, und die Umkleidung mit dem dicken Gummireifen verstärkte bei ihnen noch mehr den Eindruck des Gedrungenen. So entstand die heutige langgestreckte Wagenform mit möglichst weit auseinandergezogenen Rädern, welche beim Benzinautomobil vor dem Führersitz noch die charakteristische Blechhaube trägt, den Eindruck des Raschen, Voranstrebenden nur noch erhöhend. Das elektrische Automobil hat diese Endform, wenn man sie so nennen darf, noch nicht ganz erreicht, ähnelt vielmehr in seinem Aufbau noch einer der Zwischenstufen, — es liegt eben kein Zwang vor, einen Motor mit stehenden Zylindern vor dem Führersitz unterzubringen; — trotzdem nähert es sich auch allmählich der Gestalt seines älteren Bruders und benutzt bereits häufig die beliebte Blechhaube, um darunter einen Teil seiner Akkumulatorenbatterie aufzustellen.

Jede technische Neuschöpfung, die nicht als Glied eines größeren Ganzen geboren und als solches von dem Unbeteiligten in der Regel nicht weiter beachtet wurde, hat stets eine gewisse Zeit gebraucht, um sich durch die Stadien tastender Versuche hindurch zu mehr oder weniger charakteristischen, festliegenden äußeren Formen zu entwickeln. Sind diese aber erst einmal erreicht, liegt einmal eine gewisse, typische Umrißlinie vor, so kann im allgemeinen angenommen werden, daß der neue Wert damit aus der Gruppe der Probleme ausgeschieden und in die Reihe der festen Kulturfaktoren eingetreten ist. Sein Bild ist dann nicht mehr die Darstellung einer interessanten Einzelerscheinung, es wird Begriff, Symbol, Karikatur. Das Automobil ist bereits so weit.

Aber nicht nur bezüglich der äußeren Form, auch namentlich was Einzelmechanismen, Material und Materialbeanspruchung angeht, hat der Automobilbau vielfach ganz neue Wege erschlossen. Nur wenige Maschinen

gab es ehedem, bei welchen das Gewicht der Einzelteile ausschlaggebend war; ihre Abmessungen wurden in der Regel durch die auftretenden Kräfte oder durch Gründe der Herstellung bestimmt. Hier aber war der Raum aufs äußerste beschränkt, das höchstzulässige Gewicht unerbittlich festgelegt; die Maschine mußte bei einem Minimum von Gewicht ein Maximum von Leistung hergeben. Es mußte nach Formen gesucht werden, die möglichst leicht und fest waren; es mußten Materialien gefunden werden, die nichts wogen und doch etwas aushielten. Eine neue Technik, in vielem abweichend vom bisherigen, bildete sich langsam heran.

Und ihre Wirkungen blieben nicht nur auf ihr Ursprungsgebiet beschränkt. Eine ihrer wichtigsten Errungenschaften, der leichte Benzinmotor, ist dieselbe Maschine, die es auch ermöglicht hat, das Problem des lenkbaren Luftschiffes einer vorläufigen Lösung entgegenzuführen. Hätte nicht der Automobilbau den leichten Motor bereits geschaffen, so hätte ihn die Aeronautik finden müssen, gesucht hat sie schon lange danach: in diesem Sinne kann man das Automobil als den Vorläufer des lenkbaren Luftschiffes ansehen.

* * *

Daß das Automobil zuerst in seiner Eigenschaft als schnellfahrendes Personenfahrzeug die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, hat zur Folge gehabt, daß sich die weitere Ausbreitung des neuen Verkehrsmittels nur unter starkem Widerstreben weiter Bevölkerungskreise vollziehen konnte. Es steht diese Tatsache in einem bemerkenswerten Gegensatz zu dem Entgegenkommen, um nicht zu sagen zu der Begeisterung, mit der manch andere Verkehrsneuerung des 19. und 20. Jahrhunderts von den Zeitgenossen empfangen wurde. Der Grund dafür mag teils in naheliegenden praktischen, teils in etwas tieferliegenden sozialpsychischen Empfindungen zu suchen sein. Das Auto belästigte den Fußgänger der Straße zunächst durch Lärm, Staub und Gestank, versetzte ihn auf den belebteren Verkehrswegen der Stadt durch seine ungewohnte Geschwindigkeit in stete Lebensgefahr und beeinträchtigte auf der Landstraße sehr häufig jedweden Naturgenuß. Kein Wunder, daß lebhafter Unmut über die rücksichtslosen Fahrer, die dazu noch öfter sich der Verantwortung für angerichtetes Unheil durch feige Flucht zu entziehen suchten, immer weitere Kreise ergriff. Aber das waren nicht die einzigen Gründe.

Der elegante Kraftwagen für rasche Personenbeförderung war und ist größtenteils auch heute noch ein Luxusgegenstand, den sein hoher Preis nur einem ganz beschränkten Kreise Wohlhabender zugänglich macht. Es mischte sich also zunächst einmal ein Tröpflein Neid in den Becher der Empfindungen des gemeinen Mannes. Das war vielleicht bei der Equipage der vergangenen Zeit auch so gewesen, aber es wurde doch größtenteils wieder aufgehoben durch einen gewissen Respekt, den vornehme, ruhige Eleganz dem Ungebildeten immer einflößt. Edle Pferde, unnahbar thronende Glattrasierte und glänzendes Geschirr verliehen dem Ganzen etwas Aristokratisches, das Achtung heischte,

auch wenn ein reich gewordener Händler es benutzte. Nun dagegen erschien statt feuriger Rosse eine lärmende, übelriechende Maschine, statt des feierlichen Galonierten ein in schmutziges Leder gehülltes, hockendes Individuum und statt der Insassen in Zylinder und Federhut bis zur Lächerlichkeit vermummte Gestalten. Imponierend war das durchaus nicht. Und dieser Gestalten wurden immer mehr, die Landstraße bevölkerte sich zusehends mit ihnen, das Fahren wurde zum Sport erhoben. Da war für den Mann der Straße der Gedankengang gar nicht mehr so fernliegend: Alles dies sind reiche Leute, die offenbar gar nichts Nützliches zu tun haben, denn sonst könnten sie doch nicht den ganzen Tag ihren Sport- und Klubinteressen widmen und ganze Landbezirke mit ihren Wettrennen in Unordnung bringen. Sozial versöhnend hat der Automobilsport wahrhaftig nicht gewirkt, und daß man in den leitenden Kreisen, die sich vielfach auch für die Einführung des neuen Verkehrsmittels lebhaft interessiert haben, die soziale Wirkung des Sports nicht genügend berücksichtigte, ist nicht nur im Interesse des Automobils zu bedauern. Dazu verbreitete die Presse von jedem Wettrennen und jeder Dauerfahrt eine neue Liste der Schlachtopfer überallhin, manche Übertreibung mag dabei mit untergelaufen sein, und von dem gemeinen Mann übertrug sich die Abneigung gegen das Treiben bald auch auf andere Kreise. Es waren die Schlechtesten nicht, die da meinten, die Sache streife trotz klingender Namen allmählich an groben Unfug.

Nicht viele Steuern sind gefunden worden, von dem Zins der Tantiemenschlucker vielleicht abgesehen, die der breiten Masse des Volkes so das Gefühl der Befriedigung entlockten wie die Steuer auf das Luxusautomobil.

* * *

Aber alle Ausschreitungen arbeitloser Sportfexe konnten doch nicht den ungeheuren Zuwachs an Verkehrsmöglichkeit und damit Kulturentfaltung ungeworden machen, der durch das Automobil in die Welt hineingebracht worden war. Zur Bewertung seiner materiellen Bedeutung ist es erforderlich, sich einmal zu vergegenwärtigen, für welche Gebiete des öffentlichen Lebens das neue Verkehrsmittel von Bedeutung geworden ist, und welche von ihm noch einen Wertzuwachs erwarten dürfen.

Eine derartige Betrachtung muß von einer wirtschaftlichen Fragestellung ausgehen, nüchtern ausgedrückt: wie groß sind die Kosten eines Automobilbetriebes im Vergleich zu anderen Verkehrsmitteln?

Jede, wenn auch noch so rohe Berechnung der Betriebskosten kommt zu dem Ergebnis, daß sie, gemessen an dem Maßstab anderer maschineller Betriebe, ganz außerordentlich hoch sind. Eine einfache Zusammenstellung kann dies näher begründen. Als Beispiel sei ein Privatwagen von etwa 24—28 PS gewählt, dessen Anschaffungskosten schätzungsweise 16000 Mk. betragen sollen und der sich regelmäßig und täglich im Betriebe befindet. Für diesen wären dann etwa, ganz roh geschätzt, jährlich aufzuwenden:

| | | |
|---|---|---|
| An Abschreibungen (25% vom Wert) | 4000 | Mk. |
| „ Benzin | 2000 | „ |
| „ Bereifung | 800 | „ |
| „ Chauffeurlohn | 1600 | „ |
| „ Haftpflichtversicherung | 150 | „ |
| „ Reparaturen | 500 | „ |
| „ Steuern | 400 | „ |
| „ Garage | 300 | „ |
| Zusammen | 9750 | Mk. |

10000 Mk. jährlich ist in Anbetracht des Umstandes, daß der Anschaffungspreis des Wagens nur 16000 Mk. beträgt, sehr viel Geld und gibt einigermaßen einen Anhalt dafür, mit welchen Rentabilitätsziffern allgemein bei Automobilbetrieben gerechnet werden muß. Die Hauptfaktoren, welche die Betriebskosten in die Höhe schnellen lassen, sind einmal der außerordentlich rasche Verschleiß der Maschine, der neben großen Reparaturausgaben Abschreibungsziffern erfordert, wie man sie sonst bei maschinellen Anlagen nicht kennt, ferner der sehr teure Brennstoff und endlich der Umstand, daß die Gummibereifung des Wagens außer den übrigen empfindlichen Teilen nochmals eine besondere Quelle von Unkosten bildet, die sich vielfach nicht einmal im voraus genau berechnen lassen. Soll der Automobilbetrieb also trotz seiner hohen Unkosten vom wirtschaftlichen Standpunkt aus gerechtfertigt erscheinen, so muß er für den Benützer doch eine ganze Reihe von Vorteilen bieten, die sich mit anderen Verkehrsmitteln nicht oder nur noch teurer erreichen ließen.

Dabei sind aus der Betrachtung naturgemäß von vornherein alle diejenigen Fälle auszuscheiden, in denen das Automobil ausschließlich Luxus- und Sportzwecken dient. Derartigen Anwendungsformen ist mit wirtschaftlichen Erwägungen überhaupt nicht beizukommen: ob man zum Zwecke des Kilometerfressens oder des erhöhten Naturgenusses sich des Automobils bedienen will, ist eine Frage des Geschmacks und des sozialen Taktes. Es handelt sich hier lediglich um solche Möglichkeiten, die einer wenn auch nur angenäherten Rechnung zugänglich sind. Der wesentlichste Vorzug des Selbstfahrers vor der Eisenbahn ist seine Unabhängigkeit vom Schienenweg. Überall dort, wo eine rasche Beförderung leitender Persönlichkeiten innerhalb eines beschränkten Rayons geboten erscheint, machen sich die Kosten eines Automobils sehr rasch bezahlt. Es sei nur an die Leitung einer Reihe von zerstreut liegenden industriellen Betrieben erinnert, bei welcher es unter Umständen von höchster Bedeutung sein kann, innerhalb kurzer Zeit das durch persönliche Anwesenheit zu regeln, was sich durch Telephon oder Telegraph nicht erledigen läßt. Des weiteren kann für gewisse militärische Zwecke das Automobil von ausschlaggebender Bedeutung werden: seine Betriebskosten spielen in diesem Falle nur eine sehr untergeordnete Rolle. Ebenso wird es gegebenenfalls von großem Wert sein, wenn dem Arzt, insbesondere in Landbezirken, ein Kraftwagen zur

Verfügung steht: von Zeitersparnis kann hierbei unter Umständen alles abhängen. Schließlich hat auch das öffentliche Fuhrwesen in größeren Städten, das unseren Vätern ausschließlich in Gestalt der von gewöhnlich nicht gerade feurigen Rossen gezogenen Droschke bekannt war, durch Einführen des Automobilbetriebes ganz zweifellos eine erhöhte Bedeutung bekommen. Trotz der sehr hohen Unkosten wird es bei einigermaßen ausreichenden Taxen — sie sind zumeist bei Einführung der Kraftdroschke erhöht worden — und vor allem bei genügender häufiger Frequenz des einzelnen Fahrzeuges in der Regel gelingen, aus einem Automobildroschken-Betriebe ein lukratives Geschäft zu machen. Das Bedürfnis nach beschleunigter Beförderung ist namentlich in großen Städten mit einem regen geschäftlichen Leben derart gewachsen, daß ein darauf begründetes Unternehmen im allgemeinen auch bei hohen Unkosten auf Rentabilität rechnen kann.

Ähnliche Erwägungen wie die vorstehenden können auch beim Transport gewisser Waren den Ausschlag zugunsten des Automobils geben. Verkaufsläden und Warenhäuser im Inneren ausgedehnter Städte, die ihren an der Peripherie wohnenden Kunden die gekauften Waren zustellen wollen, werden sich nicht nur aus Reklamezwecken mit Vorteil des Automobils bedienen können. Die erhöhte Schnelligkeit der Beförderung gestattet Transportmittel und Personal zu sparen und macht durch rasche Erledigung des Auftrages das Unternehmen in der Bevölkerung beliebt, kann daher durchaus als wirtschaftlich betrachtet werden. In manchen Großstädten wird diese Form der Warenbestellung bereits als die selbstverständliche, allein zulässige betrachtet.

Die zuletzt erwähnte Anwendungsform eröffnet nun aber zugleich auch einen Ausblick auf die Grenzen, die vom wirtschaftlichen Standpunkt aus dem neuen Verkehrsmittel gezogen sind. Bei den Erzeugnissen eines Kaufhauses oder sonstigen Geschäftes handelt es sich fast immer um sog. hochwertige Waren, die gleichzeitig ein gewisses individuelles Gepräge tragen, im Gegensatz zu Sammelgütern wie Getreide, Mehl, Kohle, Erz oder dergleichen, denen der Charakter der gleichartigen Masse eignet, und deren Gewicht verglichen mit ihrem Verkaufswert ein verhältnismäßig großes ist. Weshalb diese Güter für das Automobil keine größere Bedeutung erlangen können, liegt auf der Hand. Und derselbe Grund, der die automobile Beförderung von Massengütern unwirtschaftlich erscheinen läßt, dürfte auch beim Massentransport von Menschen ausschlaggebend sein.

Bei einer Erörterung über die Bedeutung des Automobils für den Massenverkehr wird zunächst naturgemäß an die Verkehrsverhältnisse innerhalb der großen Städte zu denken sein. Hier hatten sich im Laufe der Jahre zwei große Gruppen von Verkehrsmitteln eingebürgert: die Straßenbahnen, deren Hauptaufschwung als Folge der Einführung des elektrischen Betriebes beobachtet werden konnte, und die Omnibusse, als deren größter Vorzug es betrachtet wurde, daß sie sich unabhängig vom Schienengleis durch das dichte Gewühl des Großstadtverkehrs hindurchwinden konnten. Je nach der Physiognomie des

Stadtbildes und der nationalen Eigenart hatte sich die Entwicklungslinie mehr dem einen oder dem anderen Verkehrstyp zugeneigt: in Paris und namentlich in London dominierte der Omnibus, in den amerikanischen Großstädten die Straßenbahn; in Berlin gediehen beide friedlich nebeneinander.

Der Gedanke, für den großstädtischen Omnibusbetrieb statt der früher allgemein benützten Pferde maschinellen Antrieb zu verwenden, ist sehr naheliegend; damit ist aber noch nicht gesagt, daß er auch richtig ist. Die Einführung des ‚Autobus', die fast überall da, wo früher große Pferdeomnibus-Betriebe bestanden haben, mit hochfliegenden Hoffnungen begonnen wurde, hat bisher noch nicht allzu viele wirtschaftliche Erfolge zu verzeichnen gehabt; an einigen Stellen ist sogar die unmittelbare Folge ein ganz gründliches Fiasko gewesen. Man hat dies zu erklären versucht durch die bisherige Unvollkommenheit der Technik, Tariffragen, Konjunkturverhältnisse und verschiedenes andere. Diese Gründe mögen mitgespielt haben; daß sie allein den Ausschlag gaben, ist billig zu bezweifeln. Der Omnibus stellt, das muß zunächst bei der Beurteilung der Frage festgehalten werden, ein Surrogat dar, das überall da einzutreten hat, wo das natürliche Massentransportmittel, die Eisenbahn, zu versagen beginnt. Für die großen, starkbelasteten Verkehrsadern, durch die zu bestimmten Tagesstunden die Ströme der Großstadtbevölkerung zur Arbeit und wieder zurückfluten, kommen in den Weltstädten überhaupt nur noch Bahnen in Frage, die auf besonderem Bahnkörper entsprechende Geschwindigkeiten entfalten können und mit ganzen Wagenzügen innerhalb kurzer Zeit Tausende von Menschen in das Großstadtinnere speien. An diese Hauptstämme setzen sich dann verästelnd längere Zweige an, die durch Straßen mit weniger dichtem Verkehr führen und die weitere Verteilung der sich auflösenden Massen übernehmen. Diese Abzweige werden im allgemeinen mit Vorteil als Straßenbahnen ausgebildet werden, die sich in ihrer ganzen Technik dem schwächeren Verkehr anpassen und immer noch eine gewisse Geschwindigkeit entfalten können. Die kleinen Verbindungen aber innerhalb der großen Maschen des Verkehrsnetzes, die teilweise wieder über wimmelnde, enge Straßen und belebte Plätze führen und je nach der Entwicklung der City rasch verlegt werden können, diese bilden das Tätigkeitsfeld des Omnibus. Seine Signatur ist das geschickte Lavieren durch das Straßengewühl, rascher, unaufhörlicher Wechsel der Fahrgäste, Auf- und Abspringen während der Fahrt oder vielfaches Anhalten, niedrige Tarife. Ob sich für diesen Zweck eine große, schwere Maschine eignet, die niemals im Verkehrsgedränge ihre volle Geschwindigkeit entwickeln kann, bei dem Anfahren und Bremsen starken Verschleiß des Materials erzeugen muß und die mit den niedrigen Tarifen des Pferdeomnibusses einfach nicht auskommen kann, das ist keine Frage, die mit Hinweisen auf bevorstehende technische Verbesserungen beantwortet wird. Hier scheint ein grundsätzlicher Widerspruch vorzuliegen. Das Automobil ist nun einmal ein Fahrzeug mit individuellem Gepräge, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß in ihm stets lauter individuelle Persönlichkeiten sitzen.

Im Anfang des Jahres 1908 befanden sich nach einer Aufstellung des Reichsamts des Innern im deutschen Reich etwas über 16000 Motorwagen und nahezu 20000 Motorfahrräder im Betrieb. Von diesen Fahrzeugen war nahezu die Hälfte ausschließlich für Sport- und Vergnügungszwecke bestimmt, während die andere Hälfte in irgend einer Form wirtschaftlich nutzbar gemacht werden sollte. Nimmt man für den Motorwagen einen Durchschnittswert von 10000 M. und für das Motorrad einen solchen von 2000 M. an (es sind das ganz roh geschätzte Zahlen), so würde sich daraus errechnen, daß zu dem angegebenen Zeitpunkt ein Kapital von rund 200 Millionen Mark auf Gummireifen im Lande umlief. In Frankreich dürfte die entsprechende Zahl doppelt so groß sein, in England mindestens das Vierfache betragen. Wie man sieht, handelt es sich dabei um Posten, die in der Bilanz der nationalen Wirtschaft doch nicht mehr als Bagatellen betrachtet werden dürfen und namentlich auch beim Entwurf von Steuer- und Haftpflichtgesetzen Anspruch auf vernunftgemäße Berücksichtigung haben.

* * *

Freunde einer ästhetischen Weltauffassung haben das Auto, abgesehen von anderen Gründen, gelegentlich auch deshalb wohl mit ihrer Abneigung bedacht, weil es die Maschine aus der Fabrik auf Markt und Straßen schleppt, und deren angeblich unkünstlerische Formen der angeblich zunehmenden ästhetischen Verwilderung Vorschub leisten sollen. Diese Auffassungsform kann im Interesse der künstlerischen Wahrheit nicht scharf genug bekämpft werden. Sie entspringt derselben unseligen Pseudoästhetik, die beim Entwurf einer eisernen Rheinbrücke sich darüber streiten kann, ob gotische oder romanische Stilelemente in das durch und durch moderne Bauwerk hineingepfuscht werden sollen. Früher war das noch viel schlimmer: hätte man schon vor 50 Jahren Automobile gebaut, so hätte man die Radspeichen vermutlich als korinthische Säulen und das Steuerrad als Lotosblume ausgebildet, wahrscheinlich nach Vollendung des Wagens auch noch nach einem Bildhauer geschickt, um etwa vorhandene leere Flächen mit Ornamenten zu bekleben. Wenn wir aus dem vielbeklagten Stilelend des 19. Jahrhunderts langsam herauszuwachsen scheinen, wenn uns der Untergrund aller Stilbildung, die unbedingte künstlerische Wahrheit, allmählich wieder zum Bewußtsein kommt, so verdanken wir das nicht zum wenigsten der neuzeitlichen Technik mit ihrer unbedingten Formenkonsequenz, und an diesem Verdienst hat das Auto auch seinen bescheidenen Anteil. Den soll man ihm lassen.

## Kleine Bausteine

# Eugen d'Albert als Opernkomponist.

Auf dem Gebiete des nachwagnerschen Musikdramas sind die Erfolge seither recht dünn gesät gewesen, und selbst die wenigen Opernkomponisten, denen ein den Durchschnitt überragender Treffer gelang, vermochten nur ganz allmählich breitere Schichten des Publikums für sich zu interessieren. Auch Eugen d'Albert fand anfangs mit seinen Bühnenwerken nur deshalb Beachtung, weil er als genialer Pianist sich einen treuen Verehrerkreis geschaffen hatte; nur langsam drangen seine Werke zu allgemeinerer Wertschätzung vor. Dabei hatte d'Albert vor fast allen anderen Talenten der Wagnerschule einen gewaltigen Vorzug: seine staunenswerte Vielseitigkeit, die ihm Werke mannigfachster Stilgattungen und ‚Richtungen' gleich trefflich gelingen ließ. Im Germanendrama spezifisch Wagner'scher Provenienz (‚Gernot'), im psychologischen Mysterium (‚Kain') bewegt er sich mit gleicher Sicherheit wie im graziösen Lustspielmilieu (‚Abreise', ‚Flauto Solo') oder im realistischen Volksstück des italienischen Verismostils (‚Tiefland'). Für den Geschmack und die Bedürfnisse unserer Zeit ist es charakteristisch, daß unter den ernsten Werken d'Alberts gerade dieses ‚Tiefland' das meiste Glück gemacht hat. Denn an wirklich künstlerischem Wert hält gerade diese Partitur mit der des ‚Kain' keinen Vergleich aus; aber die Dichtung von ‚Tiefland' bietet ein bewegtes wirkungsvolles Effektstück, die Musik ist sinnfällig und verhältnismäßig leicht verständlich, sie ‚klingt nach etwas' ohne doch durch besonderen Tiefsinn Kopfschmerzen zu verursachen und das sichert ihr bei unserem Publikum den Erfolg. Daß dem d'Albert des ‚Tiefland' der Erfolg zu teil wurde, der dem d'Albert des ‚Kain' gebührt hätte, ist ein charakteristisches Zeichen der Zeit, ein Beitrag zur Frage ‚Was haben wir von Richard Wagner gelernt?', einer Frage, die gegenwärtig, da nunmehr ein Vierteljahrhundert seit dem Hinscheiden des Meisters vergangen ist, doppelt aktuell erscheint. Die Antwort auf die Frage muß lauten: In künstlerisch-technischer Hinsicht sehr viel, in ästhetisch-erzieherischer aber noch recht wenig. Ursache davon ist freilich teilweise die nicht wegzuleugnende bedenkliche Einseitigkeit mancher Wagner'scher Kunstlehren; Schuld daran ist aber in erster Linie das Gebahren einer gewissen Partei von Wagnerianern, die diese Einseitigkeiten des Meisters, statt sie zu mildern, noch ganz besonders unterstrichen haben. Diese abstoßenden Übertreibungen mußten nach allen Seiten hin begriffsverwirrend wirken.

Von d'Alberts ersten Opern ‚Der Rubin' (Karlsruhe 1893), ‚Ghismonda' (Dresden 1895) und ‚Gernot' (Mannheim 1897), verdient besonders die letztere künstlerische Beachtung. Dauernden Bühnenerfolg konnte sie allerdings schon wegen der mangelhaften Dichtung nicht finden, die sich als ziemlich ungeschickte Verbindung einer Episode aus der frühgermanischen Heldenzeit mit der Erlkönigsage darstellt. Allein die Musik d'Alberts verrät nicht nur einen den höchsten Zielen zugewandten künstlerischen Ernst und ein imponierendes technisches Können, sondern erhebt sich hin und wieder auch zu eindrucksstarker künstlerischer Höhe, namentlich in den Szenen der greisen Königin Waltrudis, die ihren Sohn Marbod zur Blutrache für seinen von dem herrschenden König Gernot erschlagenen Vater aufreizt. Ihr erstes Auftreten, als sie unerkannt wie ‚der Schicksalsschwestern eine' vor Marbod erscheint und ihm Vergangenheit und Zukunft offenbart, ist von d'Albert musikalisch besonders wirkungsvoll gestaltet. Der Geist von Wagners Urwala schwebt über diesen Klängen. Speziell von musikalischem Interesse ist der riesige Orgelpunkt, auf dem sich das ganze Vorspiel zum dritten Akt aufbaut. D'Albert liebt auch in den späteren Werken Orgelpunktwirkungen sehr; das al fresco-Element, das der Orgelpunkt der Harmonik verleiht, ist überhaupt charakteristisch für den Stil des modernen Musikdramas. Es ist im Grunde genommen gewollte und bewußte Inexaktität als dramatisch musikalisches Wirkungsmittel.

Mit ‚Kain' (Berlin 1900) steht d'Albert im ernsten Musikdrama als ausgereifter Meister da. Noch ist freilich sein Stil stark beschattet von dem Einfluß des Bayreuther Meisters, aber schon die dichterische Stoffwahl verbürgte diesmal kräftigere Selbständigkeit als beim germanischen Heldendrama ‚Gernot'. ‚Kain' ist ein psychologisches Mysterium auf biblischem Hintergrunde, und Heinrich Bulthaupt, der bekannte geistvolle Dramaturg, ist der Verfasser. Die Phantasie des Dichters versetzt uns in die Urzeit, da die aus dem Paradies vertriebenen ersten Menschen mit wehmutsvoller Erinnerung an das durch eigene Schuld verwirkte Glück, aber mit demutvoller Unterwerfung unter Gottes Gerechtigkeit in harter, strenger Arbeit ihr Tagewerk vollbringen. Den frommen Lobgesängen, die allabendlich zum Herrn emporsteigen, bleibt nur der finstere Kain fern. Er erhebt im einsamen Dunkel der Nacht die Stimme zu leidenschaftlicher Anklage wider den Schöpfer, von ihm Rechtfertigung und Erlösung vom elenden Menschendasein heischend. Da naht sich ihm Luzifer, ‚der Herr dieser Welt,' die Schlange, die einst der Mutter den Rat zur Sünde zischte, und bringt ihm die Kunde vom ewigen Schlaf, vom Tod:

Er netzt euch die Stirn mit dem Mohn des Vergessens,
In Brust und Gliedern löst er den Krampf,
Die weichen Pfühle breitet der Milde
Den Schläfern selber zur ewigen Ruh'.

Wo du auch schreitest, betrittst du sein Reich.
Grämt dich das Leben, so ruf ihn herbei —
Und es ist nicht mehr. —

Überwältigt sinkt Kain vor dem Verführer in die Knie:

Du bist größer als Gott!
Tod — das Ende —
Ich sehe das Heil und bete dich an.

Und der Same der Schlange trägt seine Frucht. Als Abel dem Herrn das Morgenopfer rüstet, zertrümmert Kain den Altar und erschlägt den Bruder. Ja selbst wider den eigenen Sohn, den kleinen Hanoch, erhebt er die Mordaxt, um ‚die rinnende Quelle des Lebens zu ersticken‘; aber am Versagen der eigenen Kraft, an der furchtbar drohenden Stimme des Gewissens erkennt er, daß das, was er in frevelnder Empörung wider Gott als Erlösungstat wähnte, ein schreckliches Verbrechen war. Dem Fluche des Herrn verfallen muß er mit den Seinen in die Wildnis ziehen.

Bulthaupts Dichtung würde auch als gesprochenes Drama ihrer Wirkung sicher sein, erscheint aber andrerseits gerade für die musikalische Komposition höchst dankbar. Die prachtvollen Naturstimmungen im Reiche der Urlandschaft, die packende Romantik der Erscheinung Luzifers, die für musikalische Interpretation wie prädestinierten seelischen Konflikte hat denn d'Albert auch mit feinem Empfinden nachzutönen gewußt. Bewundernswert ist an dem in knappen Konturen gehaltenen Werk die gedrungene Einheitlichkeit des Ganzen, das in ständiger Steigerung zur Katastrophe führt. D'Alberts Tonsprache ist technisch sehr kompliziert, das Orchester polyphon, die Harmonik eminent nuancenreich, die Rhythmik feingliedrig: und doch ist der Gesamteindruck ein verhältnismäßig einfacher, dem primitiven urmenschlichen Milieu entsprechend. Der Höhepunkt des Ganzen ist die Szene zwischen Kain und Luzifer, beherrscht von dem welterlösenden Todesmotiv:

Sehr ruhig.
p. dolce
poco cresc. - - - -
f
dim.

einem Tongebilde von edler hoheitsvoller Milde und Feierlichkeit, das uns mit genialer Kraft in den Bann der Stimmung zwingt. Mit eminenter Prägnanz ist namentlich die musikalische Charakterisierung Kains überall durchgeführt. Sein auf übermäßigen Quartschritten trotzig sich aufbäumendes Motiv,

p cresc. - - - ff

das an der Spitze des Dramas steht und mit dem er später auch dem Schöpfer seine Anklage ins Gesicht schleudert und ihn zur Rechtfertigung vor Gericht entbeut, zeichnet wie mit Lapidarschrift diesen übermenschlichen Charakter, der in Vermessenheit dem ewigen Gang alles Seins trotzen zu können vermeint. Dem gegenüber verblaßt der oft etwas hypernaive Optimismus des Abel, der musikalisch indessen immerhin zu einigen schönen lyrischen Episoden Anlaß gibt. In wie hohem Maße d'Albert auch die Erfindungsgabe ganz einfacher, schlichter Melodik zu Gebote steht, dafür bietet der Abendsang Adams:

Ziemlich einfach, langsam.

A-bend und Morgen preisen dich, Herr. Dein ist un-ser Schlaf, un-ser

Wachen sei dein.

ein schönes Beispiel. Hier weht ein Hauch jener pastosen ‚biblischen' Stimmung, die Altmeister Händel mit so unnachahmlicher Genialität in seinen großen Oratorien zu treffen wußte.

Eine weite Kluft ist es, die dies Mysterium aus der Urzeit von dem modernen realistischen Drama ‚Tiefland' trennt. Wenn wir vorhin davon sprachen, daß der Erfolg des ‚Tiefland' eigentlich dem ‚Kain' gebührt hätte, so soll sich diese Erklärung nicht etwa als Affront wider die Gattung des realistischen Musikdramas darstellen. Im Gegenteil, wir schätzen das realistische Musikdrama nicht nur als vollberechtigte, wertvolle Erscheinungsform der Oper ein, sondern glauben sogar, daß auf diesem Gebiete die nach Selbständigkeit ringenden nachwagnerschen Komponisten am ehesten Aussicht auf Erfolg haben dürften, indem das Stoffgebiet von vorneherein eine bedeutendere Unabhängigkeit vom musikalischen Vorbild des Bayreuther Meisters garantiert. Was unsere künstlerische Billigung nicht durchaus finden kann, das ist die Art und Weise, wie d'Albert im ‚Tiefland' die Kunstform des realistischen Musikdramas handhabt. Namentlich ist es eine bei einer so vornehmen Musikernatur wie d'Albert kaum verständliche Neigung zur Trivialität, die den künstlerischen Wert der Tieflandpartitur gefährdet. Es ist ein ‚ander Ding,' ob der Italiener Mascagni seinem musikalischen Naturburschentum freien Lauf läßt, oder ob ein deutscher Komponist diesen Stil eklektisch nachbildet. Mag man auch im ersteren Falle manche begründete ästhetische Bedenken haben, so wird doch die frische

kräftige Natürlichkeit einen nicht zu unterschätzenden originellen Wert verbürgen, der der Nachbildung in jedem Falle fehlt. Allein die Anerkennung der künstlerischen Schwächen des ‚Tiefland‘ hindert gewiß nicht, zu sagen, daß d'Albert auch in dieser Oper sich durchweg sehr interessant gibt und zahlreiche Einzelheiten zu bedeutsamer künstlerischer Ausdruckskraft gesteigert sind. Höchst interessant ist schon der ganze Stil dieser Partitur, der durch die technische Anlage der Dichtung bestimmt ist. Die Dichtung von dem Wiener Schriftsteller Rudolf Lothar, dem spanischen Volksleben entnommen, hat zum Gegenstand die Verheiratung Marthas, der Geliebten des Grundherrn Sebastiano mit dem naiven, unverdorbenen jungen Hirten Pedro. Sebastiano muß nämlich um einer reichen Heirat willen sein Liebchen möglichst rasch beiseite schaffen; freilich, die Ansprüche auf sie ganz aufzugeben, fällt ihm gar nicht ein, und auch nach der Vermählung Marthas mit Pedro will er noch in gewalttätiger Weise sein Herrenrecht geltend machen. Doch Pedro, der Martha aufrichtig liebt, erwürgt den Schänder ihrer und seiner Ehre und entflieht mit seinem Weib in die freie Höhenluft der Pyrenäen ‚hinauf zu Licht und Freiheit, fort aus dem Tiefland‘. Das Rezept der italienischen Veristen ist in dieser jedenfalls sehr reich belebten und bühnenwirksamen Handlung nicht zu verkennen; der Text ist außerdem wie in den Veristendichtungen nicht in geschlossenem Versmaß, sondern in frei rhythmisierter Prosa gehalten, der Dialog sehr wortreich und ausgedehnt. Dies bedingte die besondere Eigenart des musikalischen Stils. Diesem wortreichen Drama gegenüber war mit der breiten, sonst im modernen Musikdrama herrschenden Orchesterpolyphonie nichts zu machen; ganz abgesehen davon, daß dadurch die Zeitdauer der Aufführung übermäßig gesteigert worden wäre, hätte der polyphone Stil auch künstlerisch zur Eigenart des Textes wenig gepaßt. So sehen wir hier d'Albert, der im ‚Gernot‘ und im ‚Kain‘ alle Geheimnisse der modernen Orchesterpolyphonie meistert, zur Homophonie zurückkehren; die Musik beschränkt sich, abgesehen von einigen lyrischen Partien, auf eine bloße Untermalung der Dichtung, ist in Führung der Instrumental- und Singstimmen gewissermaßen eine modernisierte Form des alten Seccorezitativs. Allein bei aller Schlichtheit der Gestaltung hat es d'Albert doch verstanden, die jeweilige dramatische Stimmung musikalisch plastisch herauszuarbeiten und zu einem Eindruck zu steigern, der dem gesprochenen Drama unmöglich wäre. Ein solches Meisterstück der Stimmungsmalerei bietet beispielsweise gleich der Anfang der Oper, wo mit den schlicht-melancholischen Weisen der Klarinette: [Notenbeispiel] und [Notenbeispiel] die dem Morgen entgegendämmernde nächtliche Landschaft der Bergwelt mit zauberhafter Poesie vor Augen geführt wird, ein Pendant zu den wundersamen Naturstimmungen im ‚Kain.‘ Auch die musikalische Charakte-

ristik seiner Hauptpersonen hat d'Albert mit verhältnismäßig einfachen Mitteln wirkungsvoll zu gestalten gewußt. Wie prägnant zeichnet beispielsweise das Motiv mit den klagenden verminderten Intervallen das gedrückte Wesen Marthas, die unter ihrer Schmach fast zu Boden sinkt, und wie stolz schwingt sich demgegenüber Sebastianos herrisches Liebesmotiv auf: ein Beispiel jener weit geschwungenen kühnen Melodik, deren sich auch Richard Strauß in seinen Opern und sinfonischen Dichtungen zur Charakterisierung seiner Herrenmenschen bedient. Für die prächtige Lyrik der Liebesszenen sei das empfindsame Hauptmotiv der Brautnacht:

als Beispiel angeführt, während ein anderes Liebesmotiv Pedros: schon an der Grenze der Trivialität steht und in den sentimentalen Jargon der italienischen Veristen verfällt. Und doch sind es gerade diese leicht eingänglichen Weisen, die den populären Erfolg von ‚Tiefland' verbürgen, wie überhaupt der ganze homophone Stil das Werk besonders ‚bequem' genießen läßt und damit, wie schon angedeutet, einem Hauptbedürfnis des Publikums, das in der Kunst nur um Gotteswillen nicht ein bißchen Denkkraft vergeuden will, entgegenkommt.

Den ersten durchschlagenden Erfolg auf der Opernbühne errang aber d'Albert nicht im ernsten, sondern im komischen Musikdrama. 1898 erlebte der Einakter ‚Die Abreise' die Uraufführung und verschaffte seinem Schöpfer mit einem Male den Namen eines berühmten Opernkomponisten. Es ist kein Zufall, daß die Nachwagnerianer gerade in der komischen Oper ihre bedeutendsten und sichersten Erfolge erzielten: Hier ist es nicht nur leichter, dem gigantischen Vorbild des Bayreuther Meisters eine bescheidene Selbständigkeit entgegenzusetzen, sondern auch das Publikum, das sich nach der sublimen Mystik der letzten Werke Wagners nach etwas ‚Leichterem' sehnte, war leichter zu gewinnen. So ging d'Alberts kleines graziöses Werkchen rasch über zahlreiche Bühnen, überall freudiges Echo weckend. Leider ist das Histörchen von dem Hausfreund, der mit komischen Eifer alle Hindernisse, die sich einer projektierten Reise des gestrengen Ehegatten entgegenstellen, ‚aufopfernd' hinwegräumt und zuletzt erleben muß, daß die Abreise doch unterbleibt, weil ihr Grund, eine Verstimmung zwischen Mann und Frau mit Versöhnung endet, textlich nicht sonderlich geschickt gemacht, namentlich der Dialog vielfach zu geschraubt, wort-

reich und doch undeutlich. D'Alberts Musik ist in der melodischen Erfindung nicht eben reich, aber ungemein pikant in Rhythmik, Harmonik und Instrumentation. Mit drolligem Humor wird gelegentlich sogar ein kleiner Ausflug ins Reich der Operette gemacht, wie mit dem entzückenden Walzerthema:

Mäßiges Walzertempo.

aber in der Ausführung so fein, daß ein Gedanke an Trivialität und Stilverwirrung auch nicht im entferntesten aufkommen kann. Stilistisch sehr reizvoll ist auch das historische Milieu — Ende des 18. Jahrhunderts — in der Musik gezeichnet, namentlich durch das mit Spinettbekleidung gesungene Lied ,Der Jüngling spricht mit Feueraugen.' Hier bekundet d'Albert ein Talent, das dann weiterhin im ,Improvisator' (Berlin 1900) und besonders in seinem nächst ,Tiefland' erfolgreichsten Werk, der historischen Lustspieloper ,Flauto Solo' (Prag, 13. November 1905) sich entfaltete: Das Talent ,historisch' zu musizieren, d. h. mit leichten Strichen, aber doch sehr charakteristisch das Zeitkolorit anzudeuten, was dem ganzen Stück von vorneherein ein eigenartig reizvolles Gepräge gibt. So ist die Partitur von ,Flauto Solo' ein Rokokostückchen feinster Arbeit geworden. Die hübsche Wolzogensche Textdichtung behandelt unter durchsichtigen Decknamen eine Episode aus der Jugendzeit Friedrichs des Großen: Der Prinz, der nur die italienische Musik liebt, läßt in einem Hofkonzert einen musikalischen Scherz des deutschen Kapellmeisters Pepusch, ein mit dem ominösen Namen ,Schweinekanon' betiteltes Musikstück für sechs Fagotte aufführen, um die deutsche Musik lächerlich zu machen. Aber Meister Pepusch ist nicht so leicht zu verblüffen: Geschickt kontrapunktierend paßt er seinem Schweinekanon als Flötenstimme die Melodie eines schwungvollen Preisliedes des italienischen Maestros Emanuele an, und auf Verlangen des alten Königs muß nun der Prinz selbst als ,Ferkelchen' dieses Flauto Solo zu den sechs ,Schweine'-fagotten ausführen. So ist es nicht die deutsche, sondern die italienische Musik, die diesmal den Spott einstecken muß. Um diesen harmlosen Scherz dreht sich die anspruchslose Handlung, die im übrigen mit den prächtig herausgearbeiteten Typen, dem derben Soldatenkönig, dem kunstliebenden, aber zu sehr der modischen Ausländerei huldigenden Prinzen, dem schmeichlerischen welschen Virtuosen Emanuele, dem tüchtigen mit gesundem Mutterwitz begabten deutschen Kapellmeister Pepusch, endlich der feschen, ,italienischen,' in Wahrheit aber gut tirolerischen Primadonna Peppina, zu deutsch Peppi, ein reizendes Kulturbild bietet. Ebenso vereinen sich in der Musik zierlich schmachtende italienische Arien, urdeutsche derbe Militärmärsche, gediegene Kanons und graziöse Menuetts zu einem wechselvollen, farbenreichen Tongemälde, das bei aller Buntheit doch durchaus einheitlich wirkt. Die melodische Erfindung ist reicher und bedeutender als in den früheren heiteren

Werken d'Alberts und zwar besonders glücklich nach Seite der Empfindsamkeit und des Humors. Gerade d'Alberts ausgesprochene humoristische Ader fand hier — wie beispielsweise in dem ein wahres Kabinettstück musikalischer Komik bedeutenden ‚Schweinekanon' — das dankbarste Feld zur Betätigung. ‚Flauto Solo' ist wie ‚Die Abreise' ein Einakter; d'Albert erscheint also hier wie auch im ‚Kain' als ein Vertreter der namentlich durch Alexander Ritter (teilweise freilich auch durch das Beispiel der italienischen Veristen) wieder neu belebten Form der einaktigen Oper, die in Deutschland seit den letzten Ausläufern des Singspiels (Anfang des 19. Jahrhunderts) selten geworden war.

Mit seiner neuesten Oper ‚Tragaldabas' hat d'Albert nur geteilten Erfolg errungen; doch hindert das nicht, auch für die Zukunft auf den Künstler, dem die deutsche Opernbühne so manchen wertvollen Schatz verdankt, die weitestgehenden Hoffnungen zu setzen. Ein Pfadfinder in musikalisches Neuland ist d'Albert als Opernkomponist nicht, aber ein kräftiger Eigentöner, der sicher mit in erster Linie zu nennen ist, wenn es gilt, den gegen unsere musikalische Gegenwart so oft erhobenen Vorwurf eines ‚Epigonenzeitalters' zurückzuweisen.

Dr. Eugen Schmitz.

---

## Poesie im deutschen Recht.

Unsere moderne Gesetzgebung strebt mit allen Kräften danach, Kunstwerke juristischer Technik zu schaffen, Kunstwerke nach Inhalt und Form. Sie ist bemüht um klare Systematik, um die Schaffung einer einheitlichen deutschen Terminologie; Fremdwörter meidet sie peinlichst und scheut sich nicht, sprachliche Neubildungen an deren Stelle zu setzen. Und doch wird sie das schöne Ziel, Volk und Recht wieder zu vereinen, nicht erreichen. Unser Recht ist und bleibt Juristenrecht, es ist notwendig abstrakt, blutlos, ohne eine Spur von Plastik und Poesie.

Die Poesie ist damals geflohen, als am Ende des 15. Jahrhunderts das kalte Recht der vernunftstolzen Römer siegreich von Italien her durch Deutschland zog und seine Jünger in die uralten Volksgerichte einsetzte. Der goldene Strom von Poesie und Humor, der vorher durch unser Recht geflossen war, zerrann da im Sande.

‚Das alte Recht war das gleichmäßige Besitztum des noch ungespaltenen Volkes: es strömte aus seiner Seele wie der Volksgesang, es lebte in ihm allgegenwärtig wie der Volksglaube, es wurde von ihm stetig überliefert und unaufhörlich angewandt wie die Volkssitte, es wurde und wuchs durch die fast noch nach Art einer Naturkraft zeugende Volkskraft wie der kunstvolle Bau der Sprache' (Gierke). Es gab noch keine Rechtswissenschaft, keine Juristensprache; die Verfasser der Rechtsbücher redeten nicht anders als die Dichter und Sänger. Vor allem war es die Alliteration, von Jakob Grimm die Blüte der Form genannt, welche in den alten Weistümern ständig wiederkehrte. Wohnen hieß ‚husen und heimen' oder ‚zu Feuer und Flamme sitzen'. Der

Grundbesitz, das ‚Erbe und Eigen' wurde übertragen ‚erblich und ewiglich', die Grundherrlichkeit ‚mit Mann und Bann, Wasser und Weide, Grund und Grat' oder, wie es in einer andern der zahlreichen Varianten heißt, ‚mit Wonne (lachende Fluren?) und Weide, Zug und Flug, Wasser und Wind.' Die Losung der wissenden Vehmschöffen lautete: ‚Stock, Stein, Gras, Grein.' (Die Bedeutung des letzten Wortes ist noch nicht aufgeklärt.) Den Reim, welcher sich später als die Alliteration bildete, finden wir nur selten, woraus sich ein Rückschluß auf das hohe Alter der meisten Rechtssätze ziehen läßt. Immerhin seien einige Beispiele genannt, wie ‚unverstohlen und unverhohlen' oder ‚Gottes Luft und Duft' (aus dem Straßburger Judeneide). Dem Vogt wird anbefohlen, seinen Zins so gütlich zu erheben, daß er ‚das Kind in der Wiegen nit weck' und das Huhn auf der Hort nit erschreck''. Die reine Freude am Klange verleitete bisweilen sogar dazu, etwas rechtlich Bedeutungsloses auszusprechen, wie die letzten Worte aus einem Moselweistum: ‚Der daran brüchig (strafbar), vermacht den Schöffen den Wein, Gott gebe, daß wir alle selig sein.' Abgesehen von solchen Floskeln ‚war die Sprache in unseren alten Gesetzen gewichtig und stark, weniger abgebrochen kurz als langsam, mit Nachdruck schleifend, ohne matt schleppend zu werden. Sie war nie dünn und leer, in ihrer gemütlichen Wiederholung lag der Sachen volle Sicherheit und Gewähr, ein langes, edles Gewand, angemessen der Würde des Richteramtes' (J. Grimm). Feierlich gebot der Gaugraf zu Beginn jeder Gerichtsverhandlung ‚Luft (Schweigen) und verbot Unluft, Neidwort und Streitwort'; die Schöffen waren ‚ehrbare, biderbe, unbesprochene Männer', der Eid mußte sein ‚rein und unmein'.

Es ist natürlich, daß das jugendfrische deutsche Volk noch durchaus konkret dachte und darum alle seine Rechtshandlungen und -Satzungen in eine konkret-sinnliche Form kleidete.

Die Auflassung eines Grundstückes geschah bei den Sachsen und Friesen ‚mit Torfe und Twige', durch Übergabe eines Stückes Torf mit einem dareingesteckten Zweige, bei den Franken, entsprechend der weiter fortgeschrittenen Bodenkultur, ‚mit Halm und Munde', durch Hinwerfen eines Halmes unter gewissen Entsagungsworten. Der Halm und das Stück Torf vertraten gleichsam das ganze Grundstück. — Sehr schön war das Symbol der Belehnung, so recht dem Treueverhältnis angepaßt, das durch sie begründet wurde: Der Lehnsmann legte seine Hände vertrauensvoll bittend zusammen, der Lehnsherr nahm sie schützend in die seinigen. — Aus der Tellsage kennen wir den Hut als Wahrzeichen der Herrschaftsgewalt. Die Begnadigung, ein Ausfluß dieser Gewalt, geschah in der Weise, daß der Gerichtsherr den Verurteilten mit seinem Hute deckte, um ihn der strengen Gerechtigkeit zu entziehen. — Die Ausweisung eines Dorfgenossen wurde durch Ausschütten seines Herdfeuers ausgesprochen. — Weil aller Prozeß ein Kampf ist, darum mußte in Franken der Kläger angetan sein mit einem grauen Rock, einem Kampfhut, vernäht mit Riemen, mit Kolben und Schild, als ob er in den Kampf ziehen wollte. —

Der Wurf des Handschuhs galt nicht nur als Herausforderung wie in Schillers Ballade, sonders auch als Zeichen des Bannfluches: der Richter trat im Beisein der Schöffen mit dem rechten Fuße auf einen Stein, warf zwei weiße Handschuhe zu Boden und sprach dabei: ‚Ich nehme Heinz oder Kunz sein Landrecht und teile sein ehelich Weib zu einer Witwe und seine Kinder zu Waisen, sein Gut seinen Erben, die Lehen seinem rechten Herrn, seinen Hals dem Lande, seinen Leib den Krähen und Raben, seine Seele aber unserem lieben Herrgott, wenn derselbe sie zu sich nehmen will.'

In dem Bestreben, den Umfang rechtlicher Verpflichtungen recht plastisch darzustellen, kam unser altes Recht oft zu höchst poetischen, bisweilen auch zu grotesken Übertreibungen. So heißt es in einem Weistum aus der Eifel: ‚Werden einige Untertanen ergriffen und weggeführt, so soll der Vogt vier neue Eisen unter sein Pferd schlagen lassen und vier an seinen Sattel hängen und den Leuten nachziehen, solange die acht Eisen halten,' und ähnlich in einem elsässischen Weistum: ‚Der Vogt soll reiten Tag und Nacht, bis ihm der Stegreif unter seinen Füßen zerschleißt.' Unwillkürlich erinnern diese Worte an Hamlets berühmten Monolog (I, 2), wo er mit Beziehung auf seiner Mutter schnelle Wiederverheiratung sagt:

‚Ein kurzer Mond; bevor die Schuh verbraucht,
Womit sie meines Vaters Leiche folgte!'

Diese Ähnlichkeit in der Ausdrucksweise der einfältigen Bauern und des hochbegabten Briten ist gewiß kein Zufall; sie wurzelt in dem gemeinsamen Rassegefühl, das solche tieffurchende Charakteristik liebt. Wie treffend und lebendig ist z. B. die Definition der beweglichen Sache: ‚Was die Fackel verzehrt, ist Fahrnis'! Alles geschautes Leben! Auch in den folgenden Sätzen, die einzelne Begriffe wie: unverzüglich, nach freiem Belieben bildlich darstellen: Der Erbe darf den Antritt der Erbschaft nicht verzögern; erhält er beim Essen Kunde von dem Erbfall, so darf er nicht erst sein Messer abwischen und in die Scheide stecken; liegt er im Bett, so darf er nicht lange seine Schuhe zuschnüren, sondern muß spornstreichs hinlaufen, sein ererbtes Gut zu empfangen. — Der Mann darf bei gesundem Leibe, so lange er noch ohne Hilfe das Streitroß besteigen kann, frei über seine fahrende Habe verfügen. Er mag sie einem wilden Pferde anhängen, dieses schlagen und mit dem Gut laufen lassen nach seiner wilden Natur, wohin es will, niemand kann es ihm wehren. Ein wunderschönes Symbol rechtlicher Freiheit, dieses ungebunden dahinstürmende Pferd! Barocke Züge, Anzeichen des hereingebrochenen Verfalls, trägt ein Weistum aus dem Jahre 1607: Wollte der Abt von Prüm einen zum Tode Verurteilten begnadigen, so mußte er diesen Willen kundgeben, ‚ehe zwischen der Bank und dem Vogt der Wind durchfahre', also ehe die Sitzung aufgehoben.

Poetische Umschreibungen waren sehr beliebt bei der Angabe von Tages- und Jahreszeit. ‚Wann am Morgen der Sonnenschein auf ist,' ‚bei klimmender Sonnen,' ‚solange die Sonne an den Westgiebel scheint,' ‚wann

die Kuh die Klauen nieder tut,' d. h. sich zur Ruhe legt, ,nach der Zeit, als die Sonne in Gold gehet,' das waren die Ziffern an der großen Himmelsuhr. Im Sommer oder im Herbste hieß: ,Bei Gras oder bei Stroh,' im Winter gar: ,Wann der Bär im Mose liegt.'

Trockene Zahlen, Maße und Gewichte waren unserem alten Recht verhaßt, es schätzte alles nach lebenden oder bewegten Dingen ab. Ein Weg mußte so breit sein, daß ein Ritter mit seinem quer über den Sattel gelegten Speer nicht anstieß. — Ein Kirchweg sollte so viel Platz bieten, daß ein Brautwagen und eine Leichenbahre einander begegnen und eine Frau zwischen beiden durchgehen konnte, ohne ihre weißen Schleier zu beschmutzen. — Der auf dem Felde stehende Flachs gehörte erst dann zum Frauengute, wenn er wegen seiner Länge schon vom Winde bewegt wurde. — Die Größe einer vom Wasser abgerissenen Erdscholle wurde danach bestimmt, ob eine Gans mit ihren Jungen darauf sitzen könne. — Der Müller durfte das Wasser nur so hoch stauen, daß eine Biene, die sich auf den Kopf des Merkpfahls setzte, von dem Wasser trinken konnte, ohne sich Füße und Flügel zu benetzen. — Alles das sind Bilder voll warmen Lebens, Zeugen einer liebevollen, bis in das Kleinste sich versenkenden Betrachtung, gewiß, rein menschlich gesprochen, ein reicher Ersatz für die fehlenden eleganten Linien der klassischen Jurisprudenz. — Besonders genau umschrieben waren die zahlreichen Freiheiten des fahrenden Mannes, des Strichlings, des Mannes mit dem rostigen Spieß, wie er so treffend genannt wurde. Er durfte sich den Handschuh voll Nüsse pflücken, und kam er über ein Feld geritten, so durfte er so viel Garben nehmen, als er in vollem Rennen mit seinem Speer aufheben konnte.

In feiner, fast geistreicher Weise wurde häufig das harte Nein vermieden durch Gewährung eines Scheinrechtes. Der Herzog von Lüneburg sollte keinerlei Recht an dem Truwalde haben, zum Scheine ließ man ihm ein ganz winziges: Wenn er durch den Wald ritt, so durfte er an der einen Seite Zweige zu einem Kranze brechen; war er aber hindurch geritten, so mußte er den Kranz wieder zurückwerfen und dem Walde dafür noch mit schönen Worten danken. Der Arme dagegen hatte kein anderes Recht an dem Walde, denn ,was der Hase zertritt und die Krähe zu Neste führt'.

In vielen Fällen, besonders bei einem Verzuge des Berechtigten, verlangte man geradezu dramatisch ausgestaltete Rechtshandlungen. Der strenge Begriff der Treue verbot es, solche Handlungen, die weitgehende Rechtsfolgen nach sich ziehen konnten, in der Stille abzutun. Ein moselländischer Hofmann, der jährlich bestimmte Weinfuhren zu leisten hatte, mußte einen Tag lang am Moselufer warten. Wurde er dann noch nicht von dem Hofherrn übergesetzt, so sollte er mit seiner Peitsche dreimal in den Fluß hauen, die Moseler zu Zeugen nehmen, ledig heimfahren und so seine Moselfahrt getan haben. — Der Bauer, der sein Korn in der Fronmühle mahlen lassen mußte, sollte kommen und dreimal sprechen: ,Lieber Müller, mahle mir!' Weigerte sich dann der Müller, so konnte der Bauer anderswo mahlen lassen.

— Eine Frau, an der ein Verbrechen begangen war, mußte ‚laufen mit gesträubtem Haar, ihren Schleier in der Hand, allermänniglich, wer ihr begegnete, um Hilfe anschreien über den Täter'; schwieg sie, so setzte man ihr Einverständnis voraus und wies sie vor Gericht ab.

Dramatisch bewegt, fast von Böcklinscher Kraft der Gestaltung sind manche in den Weistümern sich findende Naturbilder. Eine Vorschrift für Zeiten der Teuerung beginnt mit den Worten: ‚Wann der heiße Hunger durch das Land fährt, und der düstre Nebel und der kalte Winter naht . . .' — Der Geächtete galt als friedlos, ‚soweit Feuer brennt und Erde grünt, Kind nach der Mutter schreit, Himmel sich wölbt, Sonne den Schnee schmilzt, Habicht fliegt den langen Frühlingstag und Wind stehet unter seinen beiden Flügeln.' — In einem Protokolle heißt es: ‚Da ward der Mörder flüchtig, die Verwandten des Ermordeten aber folgten dem Schächer auf dem Fuße mit Geschrei, mit Glockenklang, durch den düstern Wald so lange, bis ihn die schwarze Nacht benahm.' Mit starker Phantasie malte man sich die Lage desjenigen aus, der gesühnt werden sollte, um dadurch das Verbrechen in seiner ganzen Tiefe messen zu können. So lesen wir von einem, der ertränkt worden ist: ‚Er ist in ein tiefes, unlandes Wasser geworfen, daß er mit den Füßen keinen Grund spürt, mit den Augen keinen Himmel sieht, mit den Ohren keinen Rat mehr hört;' und von ein paar Waisenkindern heißt es: ‚Ihr Vater ist tief und dunkel mit vier Nägeln unter Eiche und Erde beschlossen.'

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß die feinste Eigentümlichkeit der deutschen Volksseele, jener Humor, der unter Tränen lacht, in dem alten Rechte nicht fehlte. An zahlreichen Stellen, bald offen, bald versteckt, blinzelt uns dieser Kobold mit seinen gutmütigen, alles verstehenden Augen an. Nach altem Gewerberecht durften Fremde ihre Waren nur auf der Achse ihres Karrens, in Wind und Wetter verkaufen, doch nein, nicht immer, nur so lange, ‚bis Gott ihnen ein Haus bereitet', d. h. nur auf dieser Welt. — Daß ein armer Teufel gehenkt werden sollte, sagte man nicht: er durfte in der Luft, er durfte auf dem dürren Baume reiten. — ‚Wer den letzten Tropfen aus der Kanne heben will, dem fällt der Deckel auf die Nase,' d. h. jeder von mehreren Schuldnern, wie die Teilnehmer an einem Zechgelage, haftet auf das Ganze, daher denn der Wirt sich meistens an den Letzten hält. — ‚Kirchengut hat eiserne Zähne,' es kommt nicht wie anderes Gut durch Heirat oder Erbgang in fremde Hände. — Voller Humor waren auch die meisten der sogenannten Scheinbußen, Strafen, die das Recht nur androhte wie eine Mutter, die mit erhobenem Finger zu ihrem Kinde sagt: ‚Eigentlich sollt' ich dich . . . . !' Ein Fremder, der widerrechtlich einen Baum gefällt hatte, mußte bei dem Stumpfe sitzen bleiben, bis ein anderer Baum wieder daraus hervorgewachsen war; es wurde ihm aber gnädigst gestattet, diese Strafe durch Zahlung von 10 Mark und 60 Pfennigen abzuwenden.

Wie das Tier in den Märchen und Fabeln redet und handelt nach Menschenart, so spielt es auch in dem Recht der naiven Zeit eine bedeutende

Rolle. Es konnte in Ermangelung anderer Beweismittel als Zeuge vor Gericht gebracht werden, es konnte in einem richtigen Strafverfahren abgeurteilt und an einem besonderen Galgen gehenkt werden. War in einem einsamen Hause eine Gewalttat verübt worden, so wurde alles Vieh, das darin gewesen, getötet, weil es dem Überfallenen nicht beigestanden oder durch sein Geschrei keine Menschen herbeigerufen hatte. Geflügel und anderes Kleinvieh besaß keine Rechte; es ‚trug sein Recht auf dem Buckel', und falls es auf fremdem Acker fraß, wurde es getötet. Ganz anders das Großvieh, vor allem der Hengst, Stier und Eber des Dorfes. Wenn diese auf fremdem Boden Schaden anrichteten, durfte man sie nicht strafen, sondern höchstens mit einem Haselschößling, der nicht älter als ein Jahr, wegtreiben — auf die Tierwelt angewandt der alte, noch heute geltende Satz: ‚The king cannot do wrong', er ist unverletzlich. —

Die lebendig gestaltende Kraft des Rechtsgefühls unserer Ahnen ist dahin. Freuen wir uns des alten Glanzes, ihn wiederzubringen sind wir nicht imstande. ‚Die Heilmittel sind anderer, vorwärts weisender Art. Sie liegen in der mehr und mehr sich bahnbrechenden Wiederbeteiligung des Volkes an Gesetzgebung, Rechtspflege und Rechtsleben in weiteren und engeren Kreisen; sie liegen andrerseits in der Vertiefung des gelehrten Rechts durch das Hinabsteigen zu den im Volksbewußtsein unzerstörbar lebenden, wenn auch oft schwer und lange schlummernden nationalen Rechtsgedanken' (Gierke).

Dr. J. Bartmann.

# Einsame Nacht.

Ich mußte über die Heide
Einsam in der Nacht —
Die Welt mit ihrem Leide
Hab tief ich überdacht.

Der blasse Mond hat zum Geleit
So spät mich angeworben —
Ich schloß den Wolkentrauerzug,
Als wäre wer gestorben.

Joseph Bernhart.

# Kritik

## Jakob Wassermann.

Der Verfasser der ‚Geschichte der jungen Renate Fuchs‘, dessen neuester Roman ‚Kaspar Hauser oder die Trägheit des Herzens‘ unlängst erschienen ist, hat einmal bei einer Umfrage* unter Schriftstellern nach ihrem Urteil über die lesenswertesten Bücher und ihrer Lieblingslektüre seine Vorliebe für ‚Chroniken, Memoiren, Legenden und Briefsammlungen, Gerichtsakten, kurz alles stark Persönliche und stark Sachliche‘ bekannt und gestanden: ‚Ich verschmähe sogar hie und da nicht einen spannenden Kolportage- und Detektivroman und könnte in gruselndem Interesse für eine gut erzählte Geister- und Gespenstergeschichte mit jeder Köchin wetteifern. Der geheime Zweck und Antrieb bei alledem ist aber, Lebensdokumente aufzusuchen, Zeugnisse von unmittelbarer Deutkraft, Stimmen von unwiderleglicher und kontrollierbarer Wahrheit zu sammeln. Kunst rückt die Welt fern, der Künstler muß sich seine Nähe zu ihr erst erobern. Der Schriftsteller von heute ist in den allermeisten Fällen ein durchaus singulärer Mensch, er ist in höherem Sinne gesellschaftlich beziehungslos, er hat weder Volk noch Adel für sich und den Bürger nur dann, wenn er ihn nicht stört. Er ist also auf Quellen angewiesen, die ihm den direkten Zufluß großen Lebens, soweit er sich dessen nicht visionär bemeistert, ersetzen.‘

Wer nun aus diesem Geständnis schließt, die Werke Wassermanns** dürften einen starken stofflichen Gehalt haben, bekommt durch die Lektüre in hohem Maße recht, so sehr, daß ihn manchmal nur die unverkennbare schöpferische Absicht, die sich nebenbei auch in Umänderungen z. B. der ‚Juden von Zirndorf‘ kundgibt, noch bestimmen kann, an die Ehrlichkeit einer rücksichtslosen, vom Naturalismus stammenden, psychologischen Nervenkunst zu glauben und diese zu würdigen. Im besonderen äußert sich jene Vorliebe in der Wahl einiger Stoffe, wie im Vorspiel der ‚Juden von Zirndorf‘, in den drei Novellen ‚Die Schwestern‘ und im ‚Kaspar Hauser‘, der Geschichte jenes rätselhaften Findlings von Nürnberg. Aber auch sonst in den Schicksalen seiner Helden und Heldinnen Agathon Geyer, Arnold Ansorge, Kaspar Hauser, Renate Fuchs spielt das Tatsächliche, Ereignis und Erlebnis, eine brutale Rolle. Die Erklärung dafür ist ein Stück Erklärung moderner Literatur und moderner Kunst überhaupt.

Wassermann bezeichnet den Schriftsteller von heute als einen durchaus singulären, gesellschaftlich beziehungslosen Menschen. Damit nennt er auch das Hauptübel der modernen Literatur, daß sie gesellschaftlich beziehungslos ist, daß sie nicht in einem gemeinsamen Boden mit einem Volks- und Gesellschaftsteil wurzelt.

---

* Vom Lesen und von guten Büchern. Eine Rundfrage. Wien, Hugo Heller.

** Die Geschichte des jungen Renate Fuchs. — Die Juden von Zirndorf. — Alexander in Babylon. — Der Moloch. — Die Schwestern (drei Novellen). Sämtliche bei S. Fischer, Berlin. — Kaspar Hauser oder die Trägheit des Herzens. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Der tiefste Grund dafür ist, daß ihnen beiden ein gemeinsames höheres kulturelles Wollen fehlt und damit ein ethisches Band. In der Tat ist diese Literatur nicht nur gesellschaftlich, sondern auch menschlich beziehungslos, da sie nur mit zwei Seelenkräften arbeitet, mit dem Verstand und dem Gefühl. Der Wille und damit die Hauptwirkung von Mensch zu Mensch ist ausgeschaltet.

Der Naturalismus war eine Verstandeskunst, zu arm an seelischen Werten, um mehr als ein momentanes höheres Interesse wach zu rufen. Da tritt ihm das Gefühl ergänzend zur Seite. Die wollende, in innerster Seele und nach dem höchsten Begriff gestaltende Persönlichkeit aber hält sich abseits. Wir haben eine psychologische Nervenkunst, eine energielose Zustandsmalerei, die das vollkräftige Handeln durch aufregende Zufälle und brutales Geschehen ersetzen muß.

Was der Dichter vor uns aufbaut, ist eine willen- und ziellose Welt. Mit deterministischer Unverantwortlichkeit ist der Mensch einem Leben ausgeliefert, dessen Quellen aus unbekannten Tiefen rinnen, das bald klar bald trübe fließt, ihn reinigt oder beschmutzt ohne sein Dafürkönnen. Irgendwo hängt sein Dasein in den Angeln, irgendwer drückt auf die Klinke und öffnet und schließt. Der und jener schreitet über die Schwelle. Endlich gleitet es ins Schloß für immer. Wozu? Die Personen und Geschehnisse lösen sich heraus aus dunklen Tiefen und leben in einer dämmernden Sphäre des Bewußtseins und dumpfer Gefühlswallungen, in der ab und zu unabwendbar wie eine krampfhafte Nervenzuckung eine jähe Leidenschaft aufflammt, naturnotwendig gleich dem Blitzstrahl, der fällt und schlägt, unbestimmt wo und wann. ‚Wissenwollen und Sehenwollen macht uns unglücklich, und es ist gefährlich, wenn wir Herrgott spielen und dem Schicksal ein Schnippchen schlagen wollen'. ‚Nicht im Wirklichen und Greifbaren spielt sich das entscheidende Leben der Menschen ab. Das Tiefste, woran der Sterbliche seine Seele bindet, ist Rauch, ist Traum. So werden Glück und Unglück zu bloßen Namen.'

Mit dem Interesse eines wenn auch mitleidigen Vivisektors folgt der Dichter seinen Personen in alle Abgründe ihres Lebens, in die sie sich mit einer fatalistischen Resignation führen lassen. ‚Ich glaube, es kommt im Leben darauf an, daß man sich selber kennt und nicht überrascht wird durch den Weg, den einen sein Temperament führt,' faßt Renate Fuchs ihr Geschick in einen grübelnden Satz. Der Mensch ist nicht verantwortlich. ‚Schuld ist ein Wort, das nicht in meinem Wörterbuch steht. So wenig wie Tugend. Wäre die Form Ihrer Nase nur um eine Linie anders, so stünden Sie vielleicht nicht hier, sondern in einem herzoglichen Schloß. Verstehen Sie mich recht! Die Bilder und Vorstellungen, die wir uns vom Geschehenen machen, sind nichts wie Träume, auf die wir uns zufällig besinnen. Es fehlen aber zur Ergänzung und zum Verständnis die Träume, von denen wir nichts wissen.' Es ist eine eigene Ironie Wassermanns, Lebensregeln und Wahrheiten in seinem Sinne moralisch haltlosen Personen wie hier dem Genußsüchtling und wortedrehenden Literaten Gudstikker in den Mund zu legen.

Ideen und Gefühle sinken herab zu Instinkten. Triebartig äußert sich der Drang sozialer Beglückung bei Agathon Geyer, das Bedürfnis nach besserer, unkonventioneller Liebe bei Renate Fuchs, der Rechtssinn bei Arnold Ansorge. Dieser reine, ibsenartig theoretische Drang verfilzt sich dann mit bösen Erfahrungen und niederen Trieben und wird überwuchert. Den Ausgang in Verzweiflung glauben wir dem Dichter leichter als den Ausblick in die Morgenröte einer reineren, fröhlicheren Zeit. Der Weg ist zu weit, und der ihn begehen soll, zu unkundig, unstät und nicht gesund. ‚Schnell wird Tugend zum Wahn und Wahn zur Krank-

heit; und wieder ist das Edelste an den Geschöpfen nicht ohne einen Hauch von Krankheit.' ,Wir waten durch den Kot, in dem sich die Sterne spiegeln. Wir sind zu gebildet, um noch brauchbare Menschen zu sein. Wir wissen zu viel, wir schnüffeln zu viel in uns selber herum. Die Psychologie hat lauter Hamlets aus uns gemacht.'

Ist nicht Hamlet der Mensch, der vor Gedanken und Gefühlen nicht zum Wollen und Tun kommt? Nur ist dort der Konflikt höher, seelisch. Hier ist er animalischer. Und doch steht auch hier heimlich im Hintergrund der Wille zur Tat, die Schwere der Verantwortung. Der ethische Fatalismus führt zu brutalen Explosionen, aber nicht ohne ein schmerzliches Nachzittern. Aus der gleichen täglichen realen Beobachtung, aus der seine Kunst hervorgeht, drängen sich dem unbestochenen Sinn des Dichters auch sittliche Wahrheiten auf. ,Große Schuld kann reinigen in Buße oder Leiden; die kleinen Versäumnisse und unnennbaren Missetaten, die an vielen Stunden vieler Tagen hängen, zerwühlen die Seele und fressen das Mark des Lebens auf.'

Und schließlich ist dieser stete und zähe Kampf um die menschlichen Instinkte, wie er in der fatalistischen und realistischen Schilderung moderner Literaten ein Hauptstoffgebiet darstellt, doch selber ein Wahrzeuge sittlicher Gesetze, wenn auch von der negativen Seite stammend. In der brutalen Konsequenz, nach der die Instinkte ihre Träger vernichten, die ihnen alle Freiheit des Auslebens lassen, liegt sogar ein positiver Zug, und sei er nur der einer Warnung vor den schlummernden finsteren Mächten. Ist auch Ibsens sittliche Forderung von Wassermann nur unklar formuliert in Schwärmern wie Agathon Geyer oder Arnold Ansorge, welch letzterer an ihr untreu wird und zugrunde geht, so hat doch die gedämpfte Ironie, die in der Schilderung stets oben schwimmender Lebensartisten, oder die Nüance von Verachtung, die bei solchen ,mit Hjalmarschen Zügen' mitklingt, etwas Befreiendes. Sie ist ein Geständnis und Bekenntnis gegen die Halben und im Kern Schwachen, denen nicht nur der Wille zur Tat, sondern schon der gesunde Instinkt verbildet und erstorben. Freilich geht diesen das Leben leichter und ihre Skrupel gegen den Genuß sind schnell über den Haufen geworfen.

Was in dem einzelnen als unbezwinglicher Instinkt wirkt, das äußert sich in der Menge als unwiderstehlicher Massentrieb. Aus dem fiebernden Hirn eines einzelnen ringt sich der Gedanke los, nicht sieghaft wie Athene aus dem Haupt des Zeus, sondern krankhaft schmerzlich oder pervers gierig. Eilig züngelt er in die Menge, nicht als ein entflammender Zündstoff, sondern als ein schleichendes Gift. Er hypnotisiert die Massenseele und macht sie willenlos. Wie die Schlange ihr Opfer, so bändigt Alexander sein mazedonisches Heer. Dieser Kriegszug nach Babylon ist eine Abfolge von Ekstasen und Depressionen, von nervösen Krisen, die das Heer bald in einen Wirbelsturm aufpeitschen, bald zu dumpfer Starre lähmen. Mit der stumpfen Wut und dem tückischen Blick eines Tieres kriecht das Heer vor seinem Bändiger. Aber Alexander ist kein Bändiger. Auch ihn packt der exotische Odem des fremden Landes und schüttelt ihn wie ein Fieber. Unersättlich reißt er Schicksale an sich, bis das große Schicksal ihn selbst dahinrafft. Sein titanisches Wollen ist ein fatalistisches Aufpeitschen. Sein riesiges Werk endet wie ein zerrinnendes Sandhäuflein.

Drei seelische Krankheitsgeschichten sind die drei Novellen ,Die Schwestern', die wahnsinnige, mit der Leiche ihres Gemahls durch die Länder ziehende Königin Donna Johanna von Castilien, die englische Diebin Sara Malcolm und Clarissa

Mirabel, die Tochter eines südfranzösischen Beamten, die in verbrecherischer Gedankenspielerei einen Unschuldigen als angeblichen Mörder dem Tode ausliefert. In dieser letzten Novelle gehen eine Massenpsychose und ein krankhafter Erlebnistrieb nebeneinander her und fördern sich wechselseitig. Aber kann man im Sinne Wassermanns von krankhaft sprechen? Auf einem schmalen Grenzgebiet zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit ist die Seele zu Hause, und ein Zufall kann sie dahin oder dorthin treiben. Aber es ist auch kein Zufall, sondern das menschliche Schicksal, ein fremdes, blindes Gesetz, das wirkt und siegt unter dem Schein zielstrebiger oder spielerischer Freiheit. Das Sinnen- und Triebleben spielt sich gleichsam ohne Zutun seines Trägers lebhaft und rasch pulsierend, oft gleich farbenglühenden Halluzinationen ab; es hypnotisiert seinen Träger, der ihm mit starren Augen folgt, blindlings und unverwandt. In seinen Augen ist kein Verstehen. Nur manchmal schreckt einer auf, sein Blick wird sehend und er sieht eine Welt voller Rätsel. Dann empfindet er sein Schicksal als etwas Fremdes, Aufgezwungenes, als eine Qual. An dem Zwiespalt des Sehens und der blinden Trägheit der Menge geht er dann zugrunde wie Kaspar Hauser, der unbekannte Findling, dem jeder Fortschritt in der Erkenntnis der umgebenden Natur wie der menschlichen Umwelt Qualen bringt, dessen Schicksal ein fremder Wille in der Hand hat, der schließlich den Faden entzweischneidet. Die Wahl des Hauserstoffes ist für den Dichter Wassermann außerordentlich bezeichnend.

In dem fatalistisch resignierten, schwärmerisch hingebenden, selbstquälerischen Zug des Juden Wassermann liegt etwas Orientalisches, in der Vermischung von mystisch Weihevollem und brutal Sinnlichem etwas Astartisches. Nah beieinander sind Wildheit und zarte Empfindung, Zügellosigkeit und Zeremonie. Wassermann sieht diese Welt wie ein Greis und ein Fremdling, der von ferne zugewandert ist und hier keine Bestimmung findet, bis er sich in den Taumel der Sinne stürzt. Und dabei wird er doch von Sehnsucht verzehrt, gequält von dem Schrei nach Erlösung, den er nicht ausstoßen kann. Ein ruheloser ewiger Jude. Die jüdische Psyche hat Wassermann oft beschäftigt, so im ‚Moloch‘, wie er die kleine Judentochter schildert; ‚mit ihren etwas schwärmerischen Augen schien sie wie ermüdet vor den Lasten der Generationen, die gleichsam das natürliche Wachstum ihrer Gestalt verhindert hatten.‘ Besonders aber in den ‚Juden von Zirndorf‘ mit ihrem Vorspiel. ‚Der Jude wurde ein Kulturmensch, und manche sagen zum Schein. Manche sagen, der Verderber und der Verführer sitze in ihm und verstände die Bühne dieser Welt besser als ihr Erbauer. Dies ist sicher: ein Schauspieler oder ein wahrer Mensch; der Schönheit fähig und doch häßlich; lüstern und asketisch, ein Charlatan oder ein Würfelspieler, ein Fanatiker oder ein feiger Sklave, alles das ist der Jude. Hat ihn die Zeit dazu gemacht, die Geschichte, der Schmerz oder der Erfolg? Gott allein weiß es. Vor den Blicken tut sich ein unermeßliches Bild auf; denn das Wesen eines Volkes ist wie das Wesen einer einzelnen Person. Sein Charakter ist sein Schicksal.‘ Und seine eigene Kunst wie unsere Kultur scheint Wassermann zu charakterisieren, wenn er Bojesen die Worte in den Mund legt über ‚. . . All dies Mystische und Schwächliche, das über uns gekommen ist wie eine Krankheit, daß wir nicht mehr wissen, was Kraft oder Roheit oder wahrhafte Scham oder Unnatur ist. Sie sind Jude, Herr Nieberding, wie? Nun, ihr Volk ist es, das uns dies Geschenk gemacht hat, ihr arbeitsames, intelligentes, stets an Extremen bauendes Volk. Sie lieben nicht das Weib, sondern Sie lieben die Liebe, nicht die Selbstbetrachtung und Selbstvervollkommnung, sondern

Küche.

Junggesellenzimmer.

Entworfen von Max Heidrich, ausgeführt von den Werkstätten Bernard Stadler, Paderborn.

das Quälerische, Zerstörende, Erniedrigende, alles, was Sie zum Märtyrer macht. Es gibt viele von Ihrer Art. Flagellanten, unsere Flagellanten, und der Gott, vor dem sie sich geißeln, ist das wohlbekannte Ich, diese Phrase von der Individualität, vor der jetzt alles auf den Knien rutscht. Und wenn ich sage: Die Juden sind schuld, so ist es keine gedankenlose Anschuldigung. Nicht jene alten Juden, die noch fromm sind, sie sind entweder ehrwürdig oder komisch; nein, die sogenannten modernen Juden, die vollgesogen sind mit dem Geist und der Überkultur des Jahrhunderts, sie sind es, die mit ihrer menschlichen Düsterkeit und geistigen Schärfe ein Pseudochristentum aufrichten mit Gefühlskasteiungen, fleckenloser Liebe und dergleichen. Ich weiß es nur zu gut, es ist ein altes Erbe ihres Volkes.‘

Wassermanns Werke sind nicht Produkte einer geistlosen naturalistischen Tatsachenklitterung, aber auch nicht durchsonnt und verschmolzen in einer höheren ideellen Einheit. Ihre Einheit ist nicht seelische Spannkraft, sondern nervöse Überspannung. Dem entspricht auch die Technik der Darstellung. Der Dichter steht nicht über seiner Welt, sondern mitten drin, den Blick beengt wie seine Gestalten. Mitleidig geht er neben ihnen her, begleitet sie in alle Zufälligkeiten des Lebens, unwissend des Zieles. Er sieht ihre vom Zwang blinder Notwendigkeit gespannten Bewegungen, ihre leidenschaftlichen Gebärden, ihr zuckendes Minenspiel. Jedes einzelne entdeckt ihm einen Gedanken des Gehirns, enthüllt ihm eine Regung der Seele. Diese Impressionen vereinigen sich zu einem farbenglühenden Mosaik, durch das aber das anatomische Gerüst, Charakter und Seelenkräfte nur schemenhaft sichtbar werden. Diese Pointillistik der Eindrücke und Gefühle raubt dem Bilde jede lineare Klarheit und Schärfe. Der Künstler bleibt mit seiner ganzen Welt in einem verschwommenen Halbdunkel. ‚Er macht‘, wie Wassermann einmal charakterisiert, ‚den Eindruck eines weitgereisten Fremden, den die Gewohnheit des Vielsehens aller Unmittelbarkeit der Gesichtszüge beraubt hat.‘

So verliert auch der Leser vor der Vielheit des Sehens die Einheit und Klarheit des Genießens. Indem er mit dem Dichter auf jede Nuance der Gebärde und des Minenspieles lauert, indem er jeden flüchtigen Moment mit der Wucht eines ganzen Lebensinhaltes auf sich wirken lassen muß, wird er nervös überreizt und schließlich abgestumpft. Die Lektüre füttert seine Sinne immer mit vollen prangenden Bildern und überfüttert ihn, da die Überschüsse nicht von höheren Kräften der Idee und des Willens aufgezehrt und verarbeitet werden. Von der Fülle der auf ihn eindringenden Bilder und Gesichte wird er hartschlägig. Der Darstellung fehlt die Ökonomie der Gefühle und ihrer Ausdrucksmittel. Jeder Augenblick ist ein Ereignis, jedes Alltägliche etwas Außergewöhnliches. So erscheint es für Wassermanns eigene Kunst geschrieben, ‚daß es Dinge gäbe, die sich im flüchtigen Vorbei-Erleben weit ungeheurer darstellen, als sie die Gewohnheit des Daseins schließlich gestaltet.‘

Merkwürdig sind oft die Bilder und Vergleiche Wassermanns, die dem Gedanken eine satte, gleißende, glutende Farbe geben und doch manchmal für das — vielleicht deutsche — Empfinden etwas Fremdes, Phantastisches herzubringen. ‚Der Strom rauschte, aber die Ruhe brach durch das Rauschen hindurch wie der Stoff durch eine Stickerei.‘ ‚Seine Züge konnten oft fein und verträumt sein, aber sie riefen eine Empfindung hervor wie ein erblindeter Spiegel.‘ ‚Die Linie seines Mundes zuckte in die Länge wie ein Bogen, dessen Sehne gerissen ist.‘ ‚Viele Gesichter sah er in ungenügender Beleuchtung gegen sich gewandt, sie machten ihm den Eindruck wurmstichiger und verwesender Äpfel.‘

Wassermann ist mit allem Häßlichen, Gedrückten und Zweifelhaften seines Schaffens eine Eigenart, er hat eine eigene Form. Im Grunde steht er wie überhaupt der Künstler von heute dem Publikum fern. Die Seele der Zeit, wenn anders man einer verstandes- und gefühlsmäßigen Nerventätigkeit den Ganzbegriff Seele zubilligen darf, läßt sich in den Werken der Kunst nur von den Wenigen wiederfinden, die ihr nachspüren und sich darin bespiegeln. Wassermann würde nicht zu den bekannten Prosadichtern gehören, wenn er nur mit seiner impressionistischen Nervenkunst um den Erfolg kämpfen müßte. Aber das Stoffliche seiner Werke ist ihm ein Bundesgenosse, der sich erfolgreich in die Gunst der Menge buhlt. Der molluskenhaft undefinierbare, sinnlich reizende Gehalt gleitet auch durch die Gurgeln der Vielen, die den Kitzel der kunstvollen Würze nicht empfinden. Diese muß uns aber doch beachtenswert sein, denn den Platz in der Literatur sichert heute mehr die kunstvolle Zubereitung als die geistige Speise, ein bescheidenerer Wert.

Konrad Weiß.

---

# Das Jahrhundert des Kindes?

Vielleicht bespräche ein Vater oder besser noch eine Mutter das Buch von der Seele des Kindes* mit mehr Recht als einer, dem noch kein Kind geboren ist. Vielleicht aber auch braucht man nicht erst ehrbares Familienoberhaupt geworden sein, um über die Seele des Kindes mitempfinden zu können, und es genügt dazu, viel von seiner eigenen Kindesseele sich bewahrt zu haben und das nicht bloß in der Erinnerung. Wer das getan hat, der hat gewiß auch stets der Kindesseele seine Liebe geschenkt. Und die Liebe ist die beste Lehrmeisterin; sie lehrt wissen, was mancher nicht weiß.

Ich würde mich nun doch wohl nicht erkühnen, im allgemeinen über die Seele des Kindes zu schreiben, denn dazu bedarf es doch eines sehr innigen Verhältnisses und einer fortwährenden Erfahrung. Mich haben in letzter Zeit künstlerische Probleme zur Beobachtung der Kindesseele geführt. Da ich in der heutigen Kunstbemühung zu viel reinen Intellekt verspürte, zu viel bloße verstandesmäßige Klugheit und kluge Verständigkeit oder gar raffinierten Unverstand, so stieg ich zu den Quellen hinunter, zu den Müttern und Kindern. Ich suchte bei ihnen die uns verloren gegangene Naivität — um den kürzesten Ausdruck zu wählen — der Kunstoffenbarung, die ja eigentlichste Offenbarung der Seele ist; ich suchte die seelische Einheit im poetischen, das ist: natürlich geistigen Welterfassen, und ich fand sie bei den Müttern, bei den unverbildeten Frauen überhaupt, und bei den Kindern. Ich bin nämlich der Überzeugung, daß es einen besonderen Poetenstand nicht gibt, sondern daß im grunde jeder Mensch ein Poet ist, und daß die sogenannten Poeten, wenn sie sich richtig erkennen, wohl wissen, daß sie nichts weiter tun als das, was alle beseelt, in ihrem besonderen Erlebnisfall zu gestalten. Nun herrscht aber bei vielen Männern und nicht bei den schlechtesten eben seit langem eine wahre Scheu, den Poeten in sich nach außen zu offenbaren, nicht nur weil der Kampf ums Leben ihnen keine Zeit dazu läßt, — die Gelegenheit böte sich schon immer und überall, das poetische Gemüt spielen zu lassen, — auch nicht weil das poetische Ingenium in argen Verruf geraten sei; denn es herrscht

* ‚Die Seele deines Kindes.‘ Von Heinrich Lhotzky. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. Mk. 1.80.

unter all dem Hohn der Zeit auf die Poeten eine ungeheuere Sehnsucht nach Poesie und Lebensverklärung; vielmehr der Grund liegt tiefer, er liegt in ihnen selbst: sie fühlen, daß sie den Poeten in sich nicht intakt mehr besitzen; sie haben ihre Seele zu einseitig nur immer ins Joch der Bedürfnisarbeit eingespannt, darüber sind die Flügel verkümmert. Sie fühlen ihre Schwäche, der Welt nicht als volle, ganze Poeten in aller Ursprünglichkeit dienen zu können, die Angst, sentimental zu werden, d. h. poetische Wirkung zu empfinden, wo keine ist, sie nicht real aus dem Natürlichen sich ergeben lassen zu können, weil das gesunde seelische Verhältnis überreizter Empfindsamkeit gewichen ist. Diese eigene Unsicherheit läßt so viele poetische Neigungen zu offenbaren sich scheuen, woher dann die Schalheit und Unfruchtbarkeit an Lebenspoesie in Familie und Gesellschaft stammt. Deshalb lassen sie's lieber ganz und überlassen es anderen, die eigene Ohnmacht zu produzieren und der Lächerlichkeit zu trotzen. Wem ist das nicht bereits zum Bewußtsein gekommen, daß das Gros unserer heutigen Künstler — erst seit einiger Zeit bemerkt man einen Umschwung — zum leichten Volk der Gaukler und Springer gehört? Es war also die eigene Schwäche, was die Männer der Zeit auf das poetische Ingenium bei den Frauen und Kindern horchen hieß. Denn hier wirkt es noch in voller Frische. Im Kinde vor allem wird es immer aufs neue zu quellendem Leben geboren. Hier ist nichts verkümmert, hier wirkt der ursprüngliche Poet und also ungetrübte Poesie. Ich will hier über einzelne interessante Beobachtungen keinen langen Schwatz machen; nur ein Erlebnis künstlerischer Form möchte ich anführen, das sich mir erst dieser Tage wieder bestätigte, zugleich das Innenwohnen poetischen Geistes in jedem Menschen bestätigte; mag er später noch so sehr getrübt und unterdrückt werden, dem Kinde wohnte er lebendig inne. Ist es nicht vor allem diese poetische Kraft, die jedem noch bis ins späte Alter in der Erinnerung an seine Kindheit wieder spürbar wird und oft auch wieder lebendig? Traurig stimmt einen die Beobachtung, wie früh diese göttliche Gabe heutzutage vielfach schon in den Kindern erstickt, erstorben erscheint, besonders in Großstädten. Uns braven Dörflern und Kleinstädtern, die Haus und Heimat lange mit diesem Geiste genährt und gehütet hat, konnte er doch selbst im Kampfe ums Dasein mit seinen egoistischen Tendenzen nicht so leicht verloren gehen oder gar nie so sehr, daß kalte Oberflächlichkeit und Fühllosigkeit an seine Stelle getreten wären. Nichts beleidigt den Poeten in einem jeden von uns mehr als diese Fühllosigkeit. Stand da ein Mädchen, etwa drei bis höchstens vier Jahre alt, mit seinem älteren Schwesterchen und Brüderchen vor der Litfaßsäule nah der Kirche. Die vielleicht neun Jahre alte Schwester studierte eifrig auf den Plakaten herum, auch der ein wenig jüngere Bruder. Das war aber nichts für die Kleinste, die sich langweilte, plötzlich aber den Bruder am Ärmel zupfte und stillschweigend und staunend auf die Golgatha-Gruppe an der Kirchenseite wies und, als sie vom Bruder kein Verständnis für ihr seelisches Erlebnis erfuhr, mit einem unnachahmlichen Reiz in Rhythmus und Melodie, der ganz blutwarmes Leben des Geistes ausströmte, mit diesen Worten an die Schwester sich wandte:

‚Lieschen, Lieschen, kucke mal da:
liebe Heiland am Kreuz . . . !‘

Lieschen jedoch hatte Wichtigeres zu tun, warf einen nachlässig kalten Blick auf die prächtige Gruppe und gaffte wieder die Litfaßreklamen an, ohne auch nur der Seele des Schwesterchens einen Augenblick zu gönnen, die sich dann auch deutlich bemerkbar schmerzlich in sich selbst zurückzog, indes ein Schatten aus den Augen das

noch eben so glückstrahlend liebevolle Gesichtchen wie ein feuchter Hauch auf blankem Spiegel trübte. Diese Teilnahmslosigkeit ist der Tod der Kindesseele, der Poetenseele, die in jedem Kinde steckt. Wie vieler Kinder Seelen ersterben unter dem Frosthauche dieser Teilnahmslosigkeit, die sie von ihren Eltern und anderen erfahren! Daher soviel verstandesmäßige Frühreife bei der Jugend und die große Gemütsleere, das seelische Unbefriedigtsein in sich selbst, der Überdruß am schalen Leben. Das empfand ich bitter bei dieser kleinen Szene, und dahinter trat fast wie nichtig zurück die Beobachtung, daß auch die Umgangssprache in den Momenten, wo die Seele sich offenbart, immer künstlerische Formsprache, Gestaltung, daß Rhythmus und Melodie nicht Privileg besonderer Künstler nur ist, sondern Erbeigengut allen menschlich seelischen Lebens, daß das, was Künstler als etwas Besonderes kultivieren, ebenso gut die Hütte schmückt als den Palast, daß es den Alltag durchsetzt.

Was von solcher Wiedergeburt der Künstlerseele im Kinde gilt, sollte es nicht auch in ethischer und religiöser Hinsicht der gleiche Fall sein? Auch das beginnt man neuerdings zu erkennen. Auch da kann und soll das Kind uns ein Lehrmeister fürs eigene Leben sein. Staunend stehen wir wieder vor dem Heilandswort: ‚Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder‘ und: ‚Wer eines von diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert —‘. Darüber möge man nun aber dieses Buch selbst befragen. Keiner wird es aus der Hand legen, ohne innerlich geläutert zu sein; er wird es überhaupt nur aus der Hand legen, um immer wieder, wenn es die Stunde heischt, zu ihm und seiner schlichten Weisheit zurückzukehren. Der Katholik wird hier durchweg seinen Glauben, seine Weltauffassung bestätigt finden; um so leichter wird er auch dem letzten Kapitel des Buches: Kinder und Religion — seine gewichtigen Bedenken entgegenstellen und Gegengründe erbringen können, ohne das wahrhaft Positive gerade in diesen Ausführungen darüber zu vergessen. Das Buch ist kein Weltanschauungsbuch, es hat keinerlei solche Prätensionen, es will praktisch wirken, es wendet sich direkt an Eltern und Erzieher und zeigt ihnen das Was und Wie in der Erziehungskunst.

Christoph Flaskamp.

## Lesebedürfnis und Volksbildungsbestrebungen.

Der so oft beklagte Mangel an Interesse der deutschen Katholiken für die schöne Literatur beginnt allmählich einem besseren Verständnis für die Notwendigkeit ernster Beteiligung am literarischen Leben zu weichen. In allen Ecken und Enden ist man damit beschäftigt, wichtige Versäumnisse, insbesondere auf dem Gebiete des Volksbibliothekswesens, nachzuholen und maßgebende Grundsätze zu erörtern. Die Bewegung ist ungemein erfreulich, denn es ist klar, daß hier neben der sozialen und der Schulfrage die wichtigste Frage des gesamten Volksbildungswesens, auch nach der Seite der religiösen Erziehung hin, vorliegt. Sehr richtig sagt in dieser Hinsicht Herm. Herz*:

> ‚Würde die katholische Volksbücherei mit der Zeit für uns je einmal ein verlorener Posten werden, dann erlitte in Deutschland die katholische Kirche eine unermeßliche Einbuße an Einfluß auf die Volksbildung und Volkserziehung.'

Die gleiche Besorgnis hat auch Heinrich Falkenberg die Feder in die Hand gedrückt zu seiner Schrift: ‚Wir Katholiken und die deutsche Literatur', deren Bedeutung daher auch hauptsächlich vom Standpunkt dieser praktischen Volksbildungsbestrebungen gewürdigt werden muß. Das kommt in dem Titel der Schrift allerdings nicht so recht zum Ausdruck. Der Titel verspricht mehr, als das Buch hält. Es ist bezeichnend, daß der Verfasser eine solche praktische Untersuchung mit einem so weiten Titel decken konnte. In der Tat ist unser Verhältnis zur deutschen Literatur gegenwärtig fast nur durch diese praktischen Fragen der Seelsorge bestimmt, welche den Hauptinhalt von Falkenbergs Schrift bilden. Auch Falkenberg verschließt sich zwar nicht der Erkenntnis, daß es unter den Katholiken noch immer an wirklichem Verständnis für die Bedeutung des literarischen Lebens und Schaffens fehlt:

> ‚Die schlimmste Wurzel aller Übelstände ist wohl die aus Unkenntnis und Geringschätzung hervorgehende allgemeine Interesselosigkeit. Man kann ganz ruhig das Literaturleben als das Aschenbrödel unter den katholischen Interessen bezeichnen.'

Aber es ist doch immer in erster Linie die Sorge darum, daß die Literatur als ein wirksames Mittel der Beeinflussung von den Volksbildnern nicht unterschätzt werde, was zu solchen Klagen treibt. Wie versorgen wir die ‚anspruchsvollen Leser', welche ‚die besonders gefährdeten Seelen' sind, mit geeignetem Lesestoff, wie gestalten wir unsere Volksbibliotheken im Interesse des ‚katholischen Apostolates', wie werden wir der drohenden

* ‚Der Weg des Buches ins Volk.' Frankf. zeitgem. Brosch.

Konkurrenz der interkonfessionellen Volksbildungsbestrebungen Herr und retten den Bestand und die Entwicklung unserer Volksbüchereien?

‚Ein ungeheures Maß von Unternehmungslust, Geschicklichkeit und Geschäftstüchtigkeit, ganz abgesehen von der geistigen Regsamkeit im allgemeinen, bleibt im katholischen Deutschland latent, weil wir, sei es aus Mangel an Kenntnis, sei es aus absichtlicher Zurückhaltung, einer Literatur den Zugang verschließen, die jene zu entbinden geeignet ist.‘

Man wird die Wichtigkeit dieser Sorgen nicht zu verkennen brauchen und doch sagen dürfen, daß es dringend nötig ist, dahin zu wirken, daß unser Interesse für die Literatur sich nicht darin erschöpfe. In bezug auf die Wissenschaft sind wir längst über den Punkt hinausgekommen, ihren Betrieb nur einseitig oder vorwiegend vom Standpunkt ihrer praktischen Nutzbarkeit zu Zwecken der Apologetik, der Volkserziehung anzusehen. Auch in der Literatur muß sich neben dem von Herz und Falkenberg vertretenen Standpunkt ein höherer allmählich breit machen, wenn nicht auch diese praktischen Bestrebungen schließlich aufs Trockene oder in ein völlig verlorenes Hintertreffen geraten sollen. Denn diese so verdienstvollen Bemühungen um eine angemessene Befriedigung des Lesebedürfnisses und um eine umsichtige Förderung der Volksbildungsbestrebungen können noch bei weitem nicht das ersetzen, worauf hauptsächlich unsere Sorgen gerichtet sein müssen: die Hebung des Verständnisses für das literarische Schaffen überhaupt und die Förderung wirklicher Talente durch ruhige, intensive und sachliche Teilnahme an ihrem Schaffen. Das setzt natürlich eine richtige Auffassung von dem voraus, was eine Literatur im Geistesleben überhaupt bedeutet, dessen notwendiger Ausdruck und indirekte Bestätigung sie ist. Man glaube doch ja nicht, daß man ohne eine solche Auffassung der Literatur, ohne einen hohen Literaturbegriff, der einerseits zu großen Anstrengungen führt und andererseits aber auch große Werke zuläßt und anerkennt, auf das Aufsprießen einer genießbaren und relativ tüchtigen Literatur von mittleren Talenten rechnen dürfe! Und doch ist diese mittlere Literatur gegenwärtig von vielleicht noch größerer Bedeutung als die seltenen Werke von genialen Begabungen. Von seinem Standpunkt vor allem hat daher Falkenberg ganz recht, wenn er sagt:

‚Keine Literatur wird bemessen nach den wenigen Meisterwerken ersten Ranges. So hat auch für uns die Frage, ob wir ebenso wertvolle erstklassige Werke aufzuweisen haben, fast nur theoretische und apologetische Bedeutung. Praktisch unter dem Gesichtspunkt der Bekämpfung der Inferiorität kommt nur das Mittelgut in Betracht, jene Dichter und Schriftsteller zweiter bis fünfter Güte sind es, die das allgemeine Niveau bestimmen; ihre Werke sind es, die den Hauptkonsum bilden. Ist eine Inferiorität hinsichtlich der Höchstleistungen unbestreitbar, so noch viel mehr bezüglich des Mittelgutes. Und diese sollen wir recht ernst nehmen. Unsere Inferiorität hinsichtlich der Perlen, die als klassisch der Weltliteratur für alle Zeiten angehören werden, brauchen wir nicht tragisch zu nehmen. Viele warten heute mit Spannung auf den neuen katholischen Dante, Calderon, Shakespeare, Wolfram, manche glauben ihn schon entdeckt zu haben. Was hätten

wir dann? Wird er sich an die Spitze der Kulturbewegung stellen? Heute weniger denn je berechtigt etwas zu der Hoffnung, daß der einzelne die Nation ruckweise in andere Bahnen zwingen wird. Und der moralische Erfolg für unsere Weltanschauung kann recht gering sein, kann, wie zahllose Erfahrungen beweisen, vielleicht erst nach Jahrhunderten sich bemerkbar machen. Wie leicht kann das größte Genie heute verkannt werden und spurlos verschwinden?'

Darin liegt vielleicht das für die höhere Auffassung einzig Hoffnungsvolle auch dieser praktischen Bewegung, daß sie doch aus den Inferioritätsdebatten, denen sie entstammt, gelernt hat, nicht bloß mit der Tatsache der quantitativen Minderleistungen zu rechnen, sondern, im Hinblick auf die ,anspruchsvollen Leser', auch die literarischen Werte strenger ins Auge zu fassen. Indem Falkenberg den Ursachen des hier zu Tage tretenden Unterschiedes im Vergleich mit den Hervorbringungen der anderen Seite nachgeht, liefert er auch einen Beitrag zu unsern höherliterarischen Bestrebungen. In der Tat ,genügt,' wie Falkenberg sagt, ,unsere katholische Literatur nur für das Lebensbedürfnis beschränkter, anspruchsloser Kreise.' Wir dürfen uns auch heute, trotz einzelner literarischer Glanzleistungen, nicht in eine falsche Zufriedenheit einwiegen lassen. Denn einzelne Leistungen genügen nicht, das allgemeine Niveau muß höher werden, damit sich die einzelnen außerordentlichen Leistungen mit Aussicht auf Erfolg wiederholen können.

Während Falkenberg einen großen Teil der Ursachen speziell der belletristischen Inferiorität als ,unsere Schuld' anerkennt, verneint er einen anderen Teil. Ich meine jedoch, mit einer einfachen Verneinung wäre zum Beispiel die Frage nicht entschieden, ob wir nicht doch einen Teil der Schuld mittrügen daran, daß, wie Falkenberg hervorhebt, ,gerade unsere Genies (soll wohl heißen Talente) am meisten in Gefahr sind, den katholischen Boden unter den Füßen zu verlieren, wie Rosegger und Ebner-Eschenbach.' Falkenberg verneint diese Frage ohne nähere Begründung. Und doch wird man gerade diese Frage als diejenige betrachten müssen, die zur ernstesten Gewissenserforschung einlädt. Je höher ein Mensch als geistige und sittliche Persönlichkeit steht, um so nachdenklicher muß es stimmen, wenn er trotzdem ,den katholischen Boden unter den Füßen verlieren' konnte. Wir dürfen in solchen Fällen jedenfalls nie ganz außer acht lassen, daß sich der Katholizismus in seinen jeweiligen Bekennern niemals absolut darstellt, sondern, daß die werbende Kraft, die von ihm ausgeht, zu einem guten Teil von der Höhe des persönlichen Lebens abhängt, in dem er sich auswirkt. Gerade die Künstlernaturen sind aber vor allem von dieser praktischen Auswirkung abhängig. Die begriffliche Erfassung liegt ihnen schon ferner. Die Eindrücke des konkreten Lebens, persönliche Erfahrungen im Umgang, Aufnahme ihrer Tätigkeit, Resonanz u. dgl. sind vielfach mitentscheidend. Falkenberg schneidet diese und ähnliche Fragen wohl an, geht einer tieferen Behandlung aber sichtlich aus dem Weg. Und doch sind sie wichtiger als alles, was bloß von einem gegenwärtigen praktischen Bedürfnis ausgeht. — Zu diesen Fragen gehört auch die Bemerkung,

daß ‚ein ausgesprochenes Temperament gerade in unserer Literatur seltener ist als anderswo, zum Teil deshalb, weil ein großer Teil unserer Autoren eine Erziehung genossen hat, die — unberechtigerweise — dahin zielte, die Unterschiede der Temperamente zu verwischen.‘ Wer kann diesen Satz lesen, ohne zu wünschen, der Verfasser hätte ihm auch eine tiefere Begründung und konkrete Ausführung gegeben! Wichtiger als immer neue Inferioritätsklagen und Nachweise vorzubringen ist es, den Ursachen mit psychologischem Scharfblick nachzugehen und das also Erkannte offen und ohne Scheu auszusprechen. Selbsterkenntnis ist auch hier der Anfang jeden Fortschrittes zum Bessern. Was hilft es, nach geistvollen und wahrhaftig geschriebenen Büchern zu rufen, bevor man sich darüber klar geworden ist, warum bis jetzt alle Versuche dieser Art, und zwar auch sehr gelungene, ohne allen Erfolg bleiben mußten? So ruft Falkenberg nach einer tüchtigen Biographie Pius' IX. Wer das Schicksal einer so bedeutsamen Biographie wie derjenigen Leos XIII. von Martin Spahn kennt, weiß im voraus, daß Falkenbergs Wunsch zu den pia desideria gehört.

Vortrefflich ist, was Falkenberg über die Forderung sagt: Nur katholische Literatur für Katholiken! Er nennt diese Forderung ‚durchaus verfehlt und unhaltbar, selbst wenn sie nicht gerade buchstäblich zu nehmen ist,‘ ja er bezeichnet sie als einen ‚Ausfluß entweder ungenügender Literatur- und Weltkenntnis oder kurzsichtigen Zelotismus.‘ Er braucht einen sehr glücklichen Vergleich, um die in dieser Forderung liegende unbillige Freiheitsbeschränkung zu beleuchten.

> ‚Mit welchem Recht schränkt man die Freiheit auf literarischem Gebiete enger ein als auf irgend einem anderen? Wenn ein katholisches Ehepaar nach Drontheim, Berlin, Paris usw. reist, darf man es tadeln, weil es ebensogut nach Rom hätte reisen können? Und wenn es als Tourist nach Rom reist, wer ist so katholisch, ihm einen Vorwurf zu machen, daß es nicht mit einem Pilgerzug reist? Der Vergleich trifft wirklich zu. Man kann ruhig sagen, daß für die Auswahl der Lektüre (NB. nicht für das eigentliche Studium) die gleichen Grundsätze gelten können wie für den persönlichen Umgang mit Andersdenkenden.‘

Wenn Falkenberg an anderer Stelle (S. 51) meint, unsere Literatur sei ‚durchwegs zu religiös, zu fromm für den Durchschnittskatholiken und auch wohl für solche Katholiken, die religiös sich weit über den Durchschnitt erheben‘, so verkennt er durchaus den Grund der bestehenden Abneigung gegen diese sog. Frömmigkeit. Nicht weil sie zu religiös, zu fromm sind, finden gewisse literarische Erzeugnisse keine bessere Aufnahme, sondern weil sie es auf eine *Weise* sind, die langweilig, *äußerlich*, unlebendig ist. Man verkenne doch ja nicht den religiösen Grundzug unserer Zeit! Eine Dichtung, die sich mit seelischem Verständnis an dieses religiöse Bedürfnis der heutigen Menschen wendet, kann nie zu religiös, zu fromm sein! Auch nicht vom Standpunkt des *Durchschnittslesers*. Nur muß er den Eindruck haben, daß die Religiosität echt ist, daß sie aus der Lebensbetrachtung selber herauswächst,

daß sie Tat und Leben bedeutet. Wie viele aus dem großen andern Lager suchen heute, ausgehungert, nach kraftvollen Worten des Lebens, während so manche Katholiken, die sich an süßlicher Kost den Magen verdorben haben, überhaupt keinen Hunger mehr verspüren oder sich nun ebenso einseitig dem Natürlichen zuwenden. Hier ist Falkenberg oberflächlich, nur weil er nicht unterscheidet.

Falkenberg bedauert es, daß Veremundus seinerzeit seiner Sache ‚durch Unbesonnenheit und Übertreibung' von vornherein soviel Sympathie entfremdet habe. Diese Kritik wird man ihm um so lieber nachsehen, als er ja inzwischen erfahren hat, daß die gleichen Vorwürfe gegen ihn nicht gespart worden sind. Ein anderes ist, wenn Falkenberg glaubt, sich damit lossagen zu können von der Abhängigkeit seiner Gedanken von denen der Veremundusschriften. Sie ist vielmehr so offenkundig, daß ich nur gewünscht hätte, Falkenberg wäre dann wenigstens über die Wiederholung hinausgegangen und hätte diesen oder jenen Gedanken weitergeführt. Aber auch so gewinnt manche Äußerung für weitere Kreise Wert, allein deshalb, weil es eben der Verfasser der ‚Selbstvergiftung' ist, der sie tut. Man hat da und dort von einem ‚Umfall' Falkenbergs gesprochen. Ich habe vielmehr den Eindruck, daß Falkenberg nicht umzufallen brauchte, um zu seinen heutigen Überzeugungen zu kommen. Es ist ihm ergangen, wie es jedem ergehen wird, der den Dingen gründlich nachforscht und dann den Mut seiner Meinung hat. Im Hauptthema der ‚Selbstvergiftung' ist sich Falkenberg vielmehr gänzlich treu geblieben. M.

## Der soziale Gedanke in der kunstgewerblichen Bewegung.

Ohne Zweifel ist im ganzen heutigen Kunstgetriebe der Teil, der die engste Fühlung mit dem praktischen Leben hat, das ist das Kunstgewerbe und im besonderen die Raumkunst, der weitaus gesündeste. Er hat nach der in Unfruchtbarkeit verlaufenen historischen Stilrepetition den abgeschmackten Ästhetizismus des abstrakten Linienschwunges aus sich heraus überwunden, indem die Kunstgewerbler immer mehr aus den rein sachlichen Bedingungen des Materials, der Technik und des Zweckes heraus denken und gestalten lernten. Und nun wächst sich dieser sachehrliche Kern zu einem Baume aus, der nicht mehr bloß als Ziergewächs den Reichen erfreuen, sondern der ein großes soziales Terrain überschatten soll, allen seinen Hegern Nutzen spendend. Die ästhetische Bewegung wandelt sich in eine wirtschaftliche mit sittlichen Grundsätzen. Die kunstgewerbliche Frage wird eine Frage der Arbeitererziehung und der Hebung sozialer Schichten. Das wiederum ist die Folge einer veränderten Stellungnahme zu den industriellen Verhältnissen der Gegenwart, die nun einmal nicht mehr aus der Welt geschafft werden können. Mit ihrer Bejahung konnte ihre Verbesserung einsetzen.

Auf dieses Fundament hat der ‚Deutsche Werkbund' sein Programm gestellt: ‚Die Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk,' als dessen wichtigsten Punkt er die ‚Heranbildung

des gewerblichen Nachwuchses' betrachtet. Aus den Verhandlungen des Werkbundes gelegentlich der Ausstellung ‚München 1908'*, die reich sind an feinen Bemerkungen theoretischer und praktischer Art über heutige Kunst und Kultur, nehmen wir hier einige Gedanken heraus, in denen sich die erzieherische und soziale Tendenz der kunstgewerblichen Bewegung grundsätzlich ausspricht.

Die Veredelung der gewerblichen Arbeit war schon das Ziel der um die Mitte des letzten Jahrhunderts im Anschluß an Gottfried Semper einsetzenden Bewegung mit der Errichtung von Kunstgewerbeschulen, wie Hermann Muthesius in seiner historischen Orientierung darlegte:

> ‚Man suchte das Ziel dadurch zu erreichen, daß man die überkommenen Beispiele alter gewerblicher Arbeit als nachahmenswerte Vorbilder betrachtete, die neue gewerbliche Arbeit sollte an die alte wieder anknüpfen, man forderte eine Wiederaufnahme der alten Arbeitstechniken wie der alten Kunstformen. Diese Wiederaufnahme der alten Handwerkskunst ist dann in den darauffolgenden Jahrzehnten tatsächlich in so weitem Maße erfolgt, als sie überhaupt erfolgen konnte.. Wir brauchen nur an Einzelgebiete zu denken, wie an die Kunstschmiederei, die Glasmalerei, die Holzschnitzerei, die Ledertechniken, die Gold- und Silberschmiedekunst, um zu erkennen, daß man in der Tat von einer Wiedererweckung der alten Handwerkerkunst sprechen konnte. Damals waren die Träger der kunstgewerblichen Bewegung die Kunstgewerbevereine. Sie haben sich im Laufe der Jahrzehnte zu einer mächtigen Organisation, dem Verbande deutscher Kunstgewerbevereine ausgewachsen, die heute über ganz Deutschland verbreitet ist und 18000 Mitglieder zählt.'

Die wirtschaftliche Gegenwart hat aber ihre Struktur immer entschiedener im Gegensatz zu diesem Handwerksbetrieb ausgebildet. Dieser Tatsache will der Werkbund Rechnung tragen.

> ‚Wenn in dem damaligen Programm die Schäden der großindustriellen Entwicklung in derselben tadelnden Weise beleuchtet wurden wie heute, so lag doch ein Unterschied in der Konsequenz, die man zog. Nach damaliger Ansicht gab es nur eine Rettung für das Handwerk, nämlich die Beseitigung der Großherstellung, die das ganze Unglück über das Handwerk gebracht hatte. Das war namentlich die Lebensüberzeugung der großen englischen Reformatoren Ruskin und Morris. Das Feldgeschrei war: Handwerk contra Maschinenherstellung. Heute haben wir eingesehen, daß wir uns anders zur Großindustrie stellen müssen. Wir haben erkannt, daß es unmöglich ist, die Großindustrie bekämpfen zu wollen und daß ein Programm, welches dieses Ziel hat, ein falsches Programm sein würde. Denn die großindustrielle Bewegung ist heute auf den allermeisten Produktionsgebieten die zeitgemäße und natürliche Herstellung geworden. Die Handarbeit versorgt nur kleinste Konsumentenkreise von einem Umfange, der, verglichen mit dem Versorgungsgebiet der Großindustrie, volkswirtschaftlich kaum ins Gewicht fällt.' —

Die Großindustrie ist aber den Veredelungsbestrebungen des Kunstgewerbes fern geblieben, und nicht nur das, sie hat die Handarbeit mit der

---

* Erschienen in R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Maschine nachgeahmt. Gegen diese unechte Produktionsweise gilt es sich zu wenden. ‚Die Massenproduktion kann nicht beseitigt werden, folglich müssen wir sie heben.‘

Das Zusammenarbeiten von Industrie, Handwerk und Kunst im weitesten Umfange wird durch die immer umfassendere kunstgewerbliche Bewegung außerordentlich begünstigt:

‚Wir stehen heute mitten in einer künstlerischen Bewegung allgemeinsten Charakters, wir haben unsere Wohnung, unser Haus und unsern Garten zu reformieren begonnen, künstlerische Reformideen haben sich unserer Bühnen bemächtigt, wo der Tanz, die Szenerie, das Kostüm einer Umwandlung unterzogen wird, die neuen künstlerischen Bestrebungen haben das Buch, das Plakat, das Schaufenster, die Straße, den Friedhof in ihren Bannkreis gezogen, ganze Ortschaften und Städte werden nach geläuterten künstlerischen Grundsätzen angelegt. So stehen wir heute nicht mehr vor einer eigentlich kunstgewerblichen Bewegung, sondern vor einer Neugestaltung unserer gesamten menschlichen Ausdrucksformen. Es handelt sich um die Unterordnung unseres ganzen sichtbaren Schaffens unter große einheitliche Gesichtspunkte.‘

Wir möchten uns keiner Täuschung darüber hingeben, daß bei der allgemeinen Zerrissenheit des geistigen Lebens diese Ausdrucksformen einstweilen nicht weit über die wirtschaftlichen und enger kulturellen Kreise hinausgelangen werden. Aber wir sehen in der Bewegung auch keine bloße Treibhauspflanze einiger Theoretiker, zumal man bereits angefangen hat, sie direkt mit der Erziehung des Arbeiternachwuchses zu verbinden. Die Notwendigkeit, Qualität zu reproduzieren, mit der Deutschland allein im internationalen Markt eine erste Rolle spielen kann, verlangt, daß die Schäden der Arbeitsteilung, in der der Arbeiter nur Handlanger der Maschine ist, möglichst zurückgedrängt werden. Erfahrungen und Versuche zeigen, daß sich die Industrie selber der Schulung ihrer Arbeiter annehmen muß und kann. Dr. Dohrn legte die Grundsätze dar, nach denen diese Frage geregelt werden soll, die immer dringender geworden ist,

‚und zwar hauptsächlich deshalb, weil die Industrie sich anfangs um die Erziehung eines Nachwuchses überhaupt nicht gekümmert hat, weil die Zeiten einer schrankenlosen Konkurrenz, des Kampfes aller gegen alle, keinen Sinn hatte für eine Aufgabe, die in erster Linie Gemeinsamkeit des Handelns und gegenseitiges Verantwortungsgefühl und Gemeinsinn zur Voraussetzung hat.‘

Die Hauptforderung ist, daß ‚die Erziehung des gewerblichen Nachwuchses in der Hauptsache Angelegenheit des Gewerbes selbst sein soll.‘ ‚Die gewerbliche Erziehung ist eine Aufgabe, die gerade den Leistungsfähigen im Gewerbe und den organisierten Berufsständen obliegt. Jeder Großbetrieb hat daher die moralische Verpflichtung, selbst für die Heranbildung seines Nachwuchses zu sorgen und einen Teil seiner Tätigkeit diesem Erziehungswerk zu widmen.‘ Wir müssen hier darauf verzichten, im einzelnen zu verfolgen, wie diese Ausbildung von jetzt ab praktisch zwischen Staat, Stadt und Gewerbe, allgemeinen und Fachschulen zugeteilt werden soll. Uns dünkt vor allem der ethische Idealismus erfreulich, der unleugbar in dieser großzügigen Auffassung

der industriellen Aufgaben liegt, mögen im einzelnen noch so viele materielle Interessen mitbestimmend sein, und der sich in den Worten Kerschensteiners am fundamentalsten geäußert hat:

‚Das gewerbliche Erziehungswesen kann nicht reformiert werden, ohne daß wir mit dem ganzen übrigen öffentlichen Erziehungswesen die gleichen Reformen vornehmen. Unser heutiges öffentliches Erziehungswesen läuft isoliert von dem gesamten praktischen Leben einher. Es bedient sich in der Hauptsache des theoretischen Unterrichts und verschmäht vor allem die Erziehung zur Schaffensfreude, zur Freude an der praktischen Arbeit. Die Erziehung, die heute unsere Schulen geben, läuft, drastisch ausgedrückt, darauf hinaus, daß während der sieben bis acht Schuljahre einer den Mund und fünfzig bis sechzig andere die Ohren aufmachen. Das aber gibt keine Erziehung zur Arbeitsfreudigkeit. Wenn der Schüler die Volksschule verläßt, ist die Freude an der praktischen Arbeit in ihm nicht nur nicht entwickelt worden, sie ist nicht selten bereits verkümmert . . . Alle unsere Bestrebungen, die gewerbliche Erziehung zu fördern, müssen damit beginnen, die Volksschule so zu gestalten, daß der Schüler lernt, seine eigene Seele zu entdecken, die sich dann am höchsten ihrer bewußt wird, wenn sie schaffen darf.‘

Und schließlich die Arbeiter selber betreffend:

‚Wir werden nicht vorwärts kommen mit Erziehungsvorschlägen, die nicht zugleich damit rechnen, daß das treibende Element aller Menschen die Lebenshoffnungen sind. Wenn wir die Arbeiter an die Interessen unseres Gewerbes und unserer Industrie fesseln wollen, so werden wir auch ihre Lebenserwartungen ins Auge fassen müssen. Wir können nicht tüchtige Menschen in Gewerbe und Industrie festhalten, wenn wir nichts geben als ein Menschenalter hindurch mechanische Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Eine solche Aussicht wird einen geistig intelligenten Nachwuchs vergeblich anzulocken versuchen. Wir müssen auch der Freude am Leben und zwar am gesunden Leben gewisse Konzessionen machen.‘

Die Anreger dieser neuen kunstgewerblichen Bewegung sind der festen Hoffnung, daß sich die Arbeiterorganisationen in sie hineinziehen lassen, und ergreifen kräftig die Initiative, wie das Referat von Bernard Stadler-Paderborn zeigt, der bereits eine vierjährige Fortbildungsschule für Lehrlinge in seinen Werkstätten eingerichtet hat. W.

# Rundschau

## Philosophie.

Die innere Mannigfaltigkeit des mittelalterlichen Geisteslebens auch in den Zeiten der stärksten und freudigsten Glaubenseinheit erweist sich als um so reicher, je allseitiger durch den Spüreifer der Geschichtsforscher und zumal der Philosophiehistoriker auch die vom Dauererfolg minder begünstigten Denker jener Epoche wieder ans Licht gerückt werden. Die Scholastik, deren Geistesgehalt sich für manchen in den Werken ihres abgeklärtesten, aber doch nicht allseitigsten Vertreters Thomas von Aquin fast zu erschöpfen scheint, gewinnt im geschichtlichen Längs- und Querschnitt zusehends an Fülle der Formen und Farben; ein bei aller Knappheit so reichbelebtes und feindurchgeführtes Gesamtbild, wie es jüngst erstmals J. A. Endres in seiner ‚Geschichte der mittelalterlichen Philosophie im christlichen Abendlande‘ dargeboten hat,* droht infolgedessen fast schon die Enge seines Rahmens zu sprengen. Mit ganz besonderer Liebe hat Endres, ehe er die geistige Erntezeit des dreizehnten Jahrhunderts in ihren reifsten Früchten schildert, die mehrhundertjährigen Werdegänge der Frühscholastik in allen ihren Richtlinien verfolgt. Noch niemals ist so klar als durch ihn hervorgehoben worden, wie die beiden Haupttypen des ganzen mittelalterlichen Geisteslebens, die sich auf dessen Höhe in Thomas und Bonaventura am vollkommensten darstellen sollten, der intellektualistische und der mystische Grundcharakter, bereits in der Frühzeit aufs allerschärfste sich herausheben und noch ohne jeden Ausgleich befehden. Im 11. Jahrhundert war es, wo der Streit der kühlvernünftelnden ‚Dialektiker‘ mit ihren alle Vernunft und Wissenschaft mißachtenden Gegnern, den einseitig fideistischen Theologen, durch Berengar von Tours' Abendmahl-Streit weitkreisende Wellen schlug. Und wesentlich die gleichen Gegensätze standen sich in vorgeschrittener Zeit wieder bei Bernhards Kampf mit Abälard (vergl. Februarheft 1908 dieser Zeitschrift) gegenüber, hier keineswegs mehr mit ganz einseitigem Siege endend. Denn immer deutlicher stellt sich heraus, — wie gleich Endres auch A. Erhard in seinem geistvollen Essay über ‚Das Mittelalter und seine kirchliche Entwicklung‘ hervorhebt,*

* Sammlung Kösel, Bd. 22. Kempten und München 1908. Geb. Mk. 1.—

* Bd. VIII der Sammlung ‚Kultur und Katholizismus‘. Mainz und München 1908. Kirchheim'sche Verlagsbuchhandlung. Geb. Mk. 2.50. Die beiden Grundfaktoren des Mittelalters, welche Erhard vor allen anderen als wesensbestimmend hervorhebt, sind der altchristlich-lateinische und der national-germanische. Als universalgeschichtliche Ergänzung seiner das Tatsächliche voraussetzenden, manchmal allzu thesenhaft anmutenden Darlegung ist sehr zu empfehlen das gemeinverständliche Bändchen von G. Schnürer, ‚Das Mittelalter,‘ (Heft 16 der Broschürenfolge ‚Glaube und Wissen‘). München, 1908. Münchener Volksschriftenverlag. Kart. 50 Pfg.

— daß Abälard durch seine oft mißverstandene Sentenzensammlung ‚Sic et non‘ der eigentliche Begründer der scholastischen Darlegungs- und Beweismethoden geworden ist, denn gerade durch diese Zusammenstellung scheinbar oder tatsächlich einander widersprechender Lehren wurde ihre Harmonisierung oder entscheidende Klärung angebahnt. Nicht minder bedeutsam war für die Folgezeit seine unbefangene Würdigung der heidnischen Weltweisen, der ‚prophetantes philosophi,‘ wie er sie nannte; denn eben hierdurch wurde die bereitwillige Aufnahme des ganzen aristotelischen Geisteswerks, auf dem sich dann die Hochscholastik aufbaute, vorbereitet. Durch die unselbständigeren Schüler Abälards, unter ihnen vor allem Petrus Lombardus, und ihre vielgelesenen Sentenzenwerke wurde der wesentliche Erkenntnisgewinn dieses Sturmgeistes der Folgezeit übermittelt und zum allmählichen Ausreifen fortgepflanzt.

Aber selbst auch in der Blütezeit der Hochscholastik haben die inneren Auseinandersetzungen und Gegenwirkungen, die aller menschlichen Geistesarbeit erst ihre volle Lebendigkeit gewährleisten, keineswegs gefehlt. Zur gleichen Zeit mit Thomas von Aquin lehrte an der Universität Paris der Hauptvertreter eines averroistisch-aristotelischen Geistesmonismus, Siger von Brabant, dem der Aquinate 1270 in einer eigenen Streitschrift entgegentreten mußte. Und wie groß damals das Ansehen dieses Irrlehrers war, bezeugt am allerdeutlichsten die bekannte Stelle in Dantes Paradies X, 136, wo ‚Sigers ewiges Licht‘ neben Thomas, Albertus Magnus, Richard von St. Viktor u. a. erscheint. — Der gleiche Meister mittelalterlicher Philosophiegeschichte, dem wir erst die nähere Kenntnis Sigers verdanken, Clemens **Baeumker**, hat in jüngster Zeit in einem Werk erstaunlicher Gelehrsamkeit nachgewiesen, daß im neuaristotelischen dreizehnten Jahrhundert auch der Neuplatonismus namhafter Vertreter nicht ganz entbehrt hat.* Witelo, ein Schlesier deutschpolnischer Abkunft, geht mit der neuplatonischen Strömung, die von Plotin und Proklus herkommend sich bis zu Albertus Magnus, Dietrich von Freiberg und Meister Eckhart fortgepflanzt hat, soweit, als er es irgend mit seinem augustinischen Gottesbegriff vereinen kann, und zeigt auch selbständige Denkergabe in seiner eigentümlich mystischen Lichtmetaphysik und seiner Theorie des Erkennens als einer Selbstvervielfältigung des Geistes. In ihm lernen wir auch nach Roger Bacon, Albertus Magnus und Meister Dietrich (vergl. Novemberheft 1906 dieser Zeitschrift, S. 241 f.) abermals zugleich einen mittelalterlichen Naturforscher mit eigenen Beobachtungsergebnissen kennen, der namentlich in der Optik über sein arabisches Vorbild Alhazen hinausführt, und auch hinsichtlich der Entwicklung der menschlichen Raumwahrnehmung zu eigenen assoziationspsychologischen Einblicken gelangt. Im großen und ganzen können freilich diese Einzelansätze die weitgehende Vernachlässigung naturwissenschaftlicher und auch psychologischer Erfahrungsforschung nicht ausgleichen, von der, wie auch **Schnürer** hervorhebt, die mittelalterliche Scholastik in ihrer Gesamtheit nicht freizusprechen ist, und die dann in der neuzeitlichen Denkentwicklung den einseitig empiristischen Rückschlag mitverschuldet hat.

Von diesem Mangel, dessen Ergänzung und Ausgleich die dringlichste Aufgabe aller ‚neuscholastischen‘ Bestrebungen bilden muß, bleiben aber die meisten **speku-**

* ‚Witelo, ein Philosoph und Naturforscher des 18. Jahrhunderts‘. Bd. III, Heft 2 der ‚Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters.‘ Münster 1908. Aschendorffscher Verlag. Brosch. Mk. 22.— Durch die eingereihten Gesamtüberblicke der Entwicklungsgeschichte wichtigster Einzelprobleme erhebt sich Baeumkers Werk weit über den Rahmen einer Spezialarbeit und gewinnt für die Geschichte der mittelalterlichen Gottesbeweise, Intelligenzenlehre, Lichtmetaphysik u. a. allgemeinste Bedeutung.

lativen Grundergebnisse unberührt, die sich eben dadurch als notwendige Glieder eines über die zeitgeschichtliche Bedingtheit hinausragenden Geistesgewinns erweisen, daß sie die in ihrer eigenen Zeit gegeneinanderwirkenden Sonderbestrebungen schließlich ausglichen und fortan die Einzelergebnisse des Forschens nachfolgender Zeiten in ihre Begriffswelt aufzunehmen und auszuwerten geeignet und gewillt sind. Ehrhard hat in seiner Gesamtwürdigung der Scholastik mit Recht hervorgehoben, daß die Scholastik diese bleibende Bedeutung nicht allein ihrem rein spekulativen Scharfsinn dankt, sondern nicht minder der Tatsache, daß sie ‚das Produkt einer angestrengten, von hohen sittlich-religiösen Leitmotiven getragenen Geistesarbeit' war. Gerade auch hierin bleibt sie für alle wissenschaftlichen Einheitsbestrebungen unserer Zeit vorbildlich und zeigt die einzig möglichen und notwendigen Voraussetzungen, unter denen manche nachgerade unträglich überspannte Gegensätzlichkeit schließlich überwunden und dabei doch die innere Mannigfaltigkeit alles lebendigen Fortschritts gewahrt werden kann.

Dr. Max Ettlinger.

## Volkswirtschaft.

Das Automobil in der amerikanischen Landwirtschaft. Amerika ist das Land der landwirtschaftlichen Maschine. In keiner Landwirtschaft der Welt finden die Fortschritte der Technik umfassendere Anwendung als gerade in Amerika. Es überraschte mich deshalb keineswegs, als ich auf einer jüngsten Reise durch die Vereinigten Staaten eine neue Art landwirtschaftlicher Maschinen kennen lernte, nämlich landwirtschaftliche Automobile. In Amerika ist der Kraftwagen heute in solchem Umfange in die großen Landwirtschaftsbetriebe eingedrungen, daß man ihn in der Tat als landwirtschaftliche Maschine betrachten kann. Woher kommt dies? Einmal hat man es in der amerikanischen Landwirtschaft in der Hauptsache mit großen Betrieben zu tun und anderseits mit Betrieben von nahezu übereinstimmenden Eigenschaften in bezug auf Bodenverhältnisse, Anbau- und Ernteverhältnisse, u. a. m. Alle diese Momente sind der landwirtschaftlichen Maschinenanwendung förderlich, denn hier hat nicht jeder Landwirt seine Spezialwünsche, sondern der Fabrikant kann sich auf eine einzige als zweckmäßig erkannte Type einrichten und diese dann durch immer rationellere Vervollkommnung des Fabrikationsbetriebs im Sinne der Massenfabrikation zu außerordentlich niedrigen Preisen liefern. Alle deutschen Landwirtschaftsgelehrten, die die amerikanische Landwirtschaft an Ort und Stelle studiert haben, stimmen darin überein, daß die landwirtschaftlichen Maschinen in Amerika, mit amerikanischem Maßstabe gemessen, unverhältnismäßig billig seien. Dem allgemeinen Zug der landwirtschaftlichen Maschinenfabrikationen in Amerika entsprechend, haben sich die amerikanischen Automobilfabrikanten ebenfalls daran gemacht, eine bestimmte Automobiltype auszubilden und zu fabrizieren und diese dem Landwirtschafts- und ähnlichen Betrieben zu billigen Preisen anzubieten. Diese Type besitzt im Durchschnitt eine Leistung von etwa 12—14 Pferdestärken und ist in Amerika zu einem Preise erhältlich, der sich nach deutschem Maßstabe auf etwa 2000 Mark belaufen dürfte. Die Karosserie dieses Fahrzeuges ist gewöhnlich zweisitzig, ein Sitz für den Chauffeur und einer für den aufsichtführenden, die Betriebsarbeiten kontrollierenden Landwirt. Irgendwelche Ausstattung, die an Luxus grenzen würde, ist vermieden; die Karosserie ist nach reinen Utilitätsgesichtspunkten gebaut und so auf dem Chassis befestigt, daß sie gegen eine andere Karosserie auswechselbar ist, so daß ein und dasselbe Chassis auch als Milchwagen oder als Transportmittel zur Beförderung von Massengütern verwendet werden kann. Auch das Chassis, d. h.

das Untergestell, ist in seinem Aufbau sowohl als in seinen Einzelheiten auf das absolut Notwendige beschränkt. Der Motor ist zweizylindrig, die Zylinder sind meist einzelstehend, um bei etwaigem Zerbrechen des einen, nicht sofort den ganzen Motor in Mitleidenschaft zu sehen. Die Einlaßventile arbeiten automatisch, um das Gestänge für die Ventilbewegung zu sparen; sie sind gegen die Auslaßventile auswechselbar. Die Zündung ist als Batteriezündung ausgebildet, der Kühler ist nach dem Schlangensystem gebaut, das sehr widerstandsfähige Konstruktionen gestattet; die Steuersäule besitzt zwei Regulierungshebel, einen für die Verminderung des Gas-Luftgemisches und einen für die Verstellung der Vorzündung. Die Schaltung erfolgt durch seitlichen Hebel. Das Getriebe gestattet zwei Geschwindigkeiten, ist deshalb weit billiger als ein sonst übliches Getriebe; die zwischen diesen beiden Grenzen liegenden Geschwindigkeitsstufen werden mittels der Regulierungshebel an der Steuersäule hergestellt. Der Rahmen ist aus Holz und an seinen Verbindungen mit Eisen armiert, die Vorderradachse ist als Rohrachse ausgeführt und deshalb billiger als eine Faconachse; die Räder sind nicht aus Holz, sondern sind ebenso wie bei den Fahrrädern üblich, als Drahtspeichenräder ausgebildet. Ein solcherweise gebautes Automobil gestattet Geschwindigkeiten bis zu 70 km, während das Pferd kaum 20 km zu erreichen vermag; das Automobil ist im Gebrauch zeitlich unbegrenzt, während das Pferd nach einer bestimmten Anzahl Stunden erschöpft ist. Für die Beförderung besonders großer Lasten kommen speziell gebaute Lastfahrzeuge zur Verwendung. Diese Fahrzeuge sind, mit Rücksicht auf die Überwindungsmöglichkeit großer Steigungen, mit Zugvorrichtungen versehen, die so gebraucht werden, daß der Motorwagen als Schlepper festgeankert wird und mit Hilfe einer Seiltrommel die Anhängewagen Stück für Stück an sich heranzieht. Diese Einrichtung mußte getroffen werden, weil man den Explosionsmotor nicht wie etwa den Dampfmotor um ein Mehrfaches seiner Normalleistung hinaus belasten kann; versuchte man dieses, so würde er stehen bleiben.

Im vorstehenden handelt es sich nur um Personen- und Lastenförderung. Aber auch die Maschinen der Feldbearbeitung sind zum Teil automobil ausgebildet, d. h. der Motor ist direkt in sie eingebaut und bildet mit ihnen ein abgeschlossenes Ganzes. Automobilpflüge, wie sie in Europa von Lehmbeck, Tourand, Gang, Galling und Weitzel vorgeschlagen und konstruirt worden sind, habe ich in Amerika nicht zu Gesicht bekommen, dagegen finden motorisch betriebene Rasenmäher, wie diese in Europa von Ransomes, Sims und Jefferies auf den Markt gebracht werden, umfassende Anwendung. Solche Mäher sind höchst zierlich gebaute Maschinen mit einem eingebauten Motor von ca. 4 Pferdestärken. Mittels Kette wird die Kraft des Motors auf den Schneidezylinder übertragen, d. h. zuerst nach dem Übersetzungsgetriebe, das zum Anfahren und Stoppen der Maschine dient. Der Sitz des Führers ist auf der Hinterseite der Maschine angeordnet und gestattet dem Führer einen freien Überblick. Vom Führersitz aus wird auch der Graskasten ein und ausgeschaltet, je nachdem das Gras gesammelt oder auf dem Acker liegen bleiben soll. Die Lenkung der Mähmaschine erfolgt ähnlich der eines Automobils mit Hilfe einer schräg angeordneten Steuersäule und ist so sicher zu handhaben, daß selbst verschlungene Figuren und Namen auf den Grasflächen gezeichnet werden können.

In Europa hat das Automobil nicht in dem Maße Eingang in die Landwirtschaft gefunden, wie man hätte erwarten können. In England hat sich die ‚Royal Agricultural Society of England‘ um die

Förderung des Kraftwagenwesens in der Landwirtschaft hervorragende Verdienste erworben; in Deutschland hat die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft kein Mittel versäumt, die Landwirte auf die Vorteile des automobilen Betriebs hinzuweisen. Wenn trotzdem nur verhältnismäßig wenig erreicht worden ist, so liegt dies an der seitherigen Entwicklung der Automobilindustrie. Die europäische Landwirtschaft ist bisher nicht mit großen, gewinnversprechenden Forderungen an die Automobilindustrie herangetreten. So hat denn die Automobilindustrie bisher ihre ganze Aufmerksamkeit dem Luxusautomobil zugewendet, das ihr reichlichen Gewinn brachte. Diese Zeiten sind nun aber vorüber, denn der Luxusautomobilmarkt ist übersättigt und die Automobilindustrie ist auf der Suche nach neuen Absatzgebieten. Nunmehr liegt es an der Landwirtschaft, mit Forderungen an die Industrie heranzutreten und dieser Gelegenheit zu geben, bestimmte Typen an Fahrzeugen konstruktiv durchzubilden und als Massenfabrikationsartikel zu billigem Preise auf den Markt zu bringen. Gelingt die Lösung dieses Problems, so liegt der Vorteil auf beiden Seiten: Die Landwirte kommen in Besitz preiswerter und zweckmäßiger Kraftfahrzeuge und der in der Krisis stehenden Automobilindustrie erwächst ein neues vielverheißendes Absatzgebiet.

Dr. Alexander Lang, Dipl.-Ing.

## Naturwissenschaft.

Tierbeobachtungen im Terrarium. Im Li-ki, einem kanonischen Buch der Chinesen, wird, wie es heißt, nur vier Kreaturen eine Seele zugeschrieben: dem Einhorn, Phönix, Drachen und der Schildkröte. Neben den Fabelwesen ist es also nur **ein** Vertreter der wirklichen Tierwelt, und zwar ein Reptil, dem dieser Vorrang zugestanden wird. Das stimmt nun zwar nicht überein mit der geringschätzigen Ansicht, die man gemeinhin über die wenig beachtete und meist geradezu verachtete Welt der Kriechtiere verbreitet findet; aber die Kenner dieser Tierklasse wie auch der ihr nächstverwandten Lurche (Amphibien), sind wesentlich anderer und günstigerer Meinung. Franz Werner z. B., der hervorragende Wiener Systematiker und Biologe grade auf diesem Spezialgebiet, scheut sich nicht, in seinen ‚Beiträgen zur Reptilienpsychologie' seinen Lieblingen sogar Spuren selbständiger Verstandestätigkeit beizumessen, hinsichtlich deren sie den höheren Wirbeltieren ebenbürtig seien. Auffällig ist es jedenfalls, daß man in den nun bald sechzig Bänden des ‚Zoologischen Beobachters' (früher ‚Zoolog. Garten'), in dessen Jahrgang 1894 auch Werners besagte Arbeit enthalten ist, kaum über irgend eine Tierklasse so zahlreiche ernstzunehmende und wertvolle Spezialbeobachtungen biologischer und auch tierpsychologischer Art findet, als gerade über die Kriechtiere und Lurche. Mag sich das auch zum Teil aus den besonderen herpetologischen Neigungen der Herausgeber (F. C. Noll und namentlich O. Böttger) und der hervorragendsten Mitarbeiter (zumal J. v. Fischer und F. Werner) erklären, es muß doch auch sachliche Gründe haben. Und in dieser Hinsicht muß man, soll nicht die besondere Seeleneinschätzung des Li-ki geteilt werden, vor allem der besonders günstigen Beobachtungsmöglichkeiten gerade bei diesen Tierklassen gedenken.

Wie mein verewigter Lehrer F. C. Noll bereits 1866 in seinem ersten größeren Beitrag zum Zoologischen Garten: ‚Zur Tierbeobachtung im Zimmer' hervorgehoben hat, gibt es kaum irgend welche Lebewesen, welche man so leicht unter Wahrung ihrer wichtigsten natürlichen Daseinsbedingungen in unsre stetige Nähe verpflanzen kann, als gerade unsre heimischen und auch manche fremdländischen Reptilien und Amphibien. Wer jemals in einem gutausgestatteten Terrarium bezw. Aquarium Eidechsen, Molche, Schlangen, Frösche, Schildkröten u. dgl. längere Zeit

halten konnte und beobachtet hat, wie sich diese bei näherem Anblick oft auch ästhetisch reizvollen Tiere in der geeigneten Umgebung eingewöhnen und ausleben, wird daraus weit mehr Freude und Belehrung geschöpft haben, als etwa aus den monotonen Käfigstudien am sangreichsten Kanarienvogel und geschwätzigsten Papagei. Und selbst unsere frei tummelnden Haustiere, Hunde und Katzen, gewähren in vieler Hinsicht nicht so viel neuen und abwechslungsreichen Beobachtungsstoff, weil ihre Instinkte bereits seit langen Generationen der menschlichen Umgebung angepaßt und durch sie beschränkt und verkehrt worden sind. Die urwüchsige Eigenart des freilebenden Tieres dagegen kann ohne umfangreiche Zurüstungen gerade bei den meisten Terrarientieren zur vollen Entfaltung gebracht werden und zwar leichter noch als im Aquarium, welches bei der geringen Veränderlichkeit und Spezifizierbarkeit seiner Ausrüstung viel eher zum bloßen Zierfischsport verleitet. Bei den einheimischen Terrarientieren, auf deren Pflege sich der Anfänger am besten beschränkt, bei Eidechsen und Schlangen z. B., wird sich die Beobachtung der gefangenen Tiere auch stets wieder durch das entsprechende Verfolgen und Belauern in der freien Natur ergänzen; man lernt so allmählich bei nahverwandten Arten die feineren und feinsten Unterschiede ihrer Gewohnheiten und Triebe kennen und gewinnt dann schließlich auch ein besseres Verständnis für die absonderlichsten Lebensbetätigungen fremdländischer Geschöpfe. Die Terrarienkunde, deren Ausbau sich nun zwei Zeitschriften, ein Jahrbuch und zahlreiche Vereine zur Aufgabe setzen, hat es bereits zu einer erstaunlichen Vollkommenheit der naturgemäßen Ausstattung ihrer Tierbehälter gebracht, von denen man nun schon eine ganze Reihe verschiedener ‚klimatischer‘, und nicht mehr wie früher nur thermometrischer und hygrometrischer Formen unterscheidet. In ausgezeichneter Weise kann man sich darüber aus dem jüngst abgeschlossenen umfangreichen Werk von Paul Krefft und Franz Werner ‚Das Terrarium‘ orientieren, welches durch seinen Reichtum auch an praktischen Winken den Bedürfnissen des Anfängers wie des erfahrenen Spezialisten durchaus entspricht.*

Welch mannigfaltiger Art diese Terrarienbeobachtungen sind, das kann hier nur an einigen aufs Geradewohl herausgegriffenen Beispielen verdeutlicht werden. Die einfachsten Einsichten in die Instinkte dieser Tiere ergeben sich schon bei ihrer Fütterung, die vielfach — man denke nur an Laubfrosch und Fliege oder an die Wurfzunge des Chamäleons – mit einer Verfolgung des Beutetiers verbunden ist. Die schärfere Beobachtung der Art und Weise, wie ein Terrariumtier seine Beute wahrnimmt und sich ihrer bemächtigt, führt auch schon zu einer Fülle von Anhaltspunkten hinsichtlich der verschiedenen Sinnesfunktionen. Die wohlausgebildeten Augen z. B. bleiben zumeist an Funktionsschärfe hinter unsrer Analogieerwartung zurück; nur in geringer Entfernung und bei lebhafter Bewegung pflegt das Futter gefaßt zu werden. Dagegen sind Gehör und Geruch oft über Erwarten scharf. Für die Art, wie sich hierbei künstliche und Naturbeobachtung ergänzen, sei nur ein Beispiel angeführt. Vor Jahren gelang es mir überraschend leicht, eine in primitivem ‚Freilandterrarium‘ gehaltene griechische Landschildkröte auf den Pfiff zu dressieren. Verständlicher wurde mir dies jüngst erst durch die Erfahrung, daß auch diese Art wie unsere einheimischen Sumpfschildkröten sich eines Pfeiflautes als Paarungsrufs bedienen soll. Bei Schlangen

* Berlin 1908, Verlag von Fritz Pfenningstorff. Mit 4 farbigen und 59 schwarzen Bildertafeln und zahlreichen Textillustrationen. Geb. Mk. 15.— Einen ganz besonderen Vorzug dieses ausgezeichneten Handbuchs bildet die ausführliche Wernersche Tabelle zur genauen Artbestimmung der Terrarientiere; denn es kommen deren im Harbel gegen 500 verschiedene vor.

erweist sich dem Gesichtssinn der in der Zunge lokalisierte Tastsinn weit überlegen, bei den Lurchen ist der Hautsinn namentlich für Feuchtigkeitsunterschiede und Elektrizitätsschwankungen erstaunlich ausgebildet, und darum der Laubfrosch als Wetterprophet nicht ganz zu verachten.

Eine weitgehende Bereicherung des Beobachtungsstoffs in vielfältiger Hinsicht ergibt sich natürlich bei dem Zuchterfolg neuer Generationen, welcher deshalb den Ehrgeiz jedes ‚Terraristen' bildet. Neben den lehrreichen, ergötzlichen und betrübenden Erfahrungen (der Kannibalismus sogar der Muttertiere zerstört manche Züchterhoffnung) können gerade diese Zuchtbeobachtungen auch für wissenschaftliche Probleme der Biologie nutzbar gemacht werden, und das geschieht auch in wachsendem Umfang. Neben gelegentlichen Beobachtungen über Bastardierung und Akklimatisierung sind hier vorläufig namentlich Paul Kammerers experimentelle Bedingungsänderungen der Fortpflanzungsart bei Fröschen und Salamandern zu nennen. Die Übergangsmöglichkeiten von der bloßen Liebhaberei zur wissenschaftlich nutzbaren Erkenntnis sind auf wenig Gebieten so leicht und reich wie in der Terrarienkunde, und auch wo dieser Schritt nicht getan wird, bleibt wenigstens der eine Gewinn besseren und freudenreichen Einblicks in einen vielverkannten Bereich der unerschöpflichen Natur.

Dr. Max Ettlinger.

## Literatur.

George Meredith †. Des großen Prosadichters Tod drückt das Siegel der Vollendung auf ein Lebenswerk, das vor zehn Jahren schon beendet war, wenn auch die kleine Gemeinde, die sich spät erst um den Künstler sammelte, von Jahr zu Jahr noch auf eine letzte Frucht, ein weises Wort zum Abschied hoffte. Nun wissen wir, daß die fleißigen Hände lange schon zum Feierabend ruhten. Ein wundervoller Feierabend, an dem die Ruhmeskränze nicht fehlten, wenngleich nicht sie diese lange Rast nach getaner Arbeit dem greisen Dichter verklären konnten, denn er war ein Einsamer von Jugend auf; einer von denen, die um sich her das volle Leben brausen hören und seinem Woher und Wohin lauschen, um dann die ewigen Fragen zu durchdenken, zu durchkämpfen, bis ein Spiegelbild daraus wird, das über der klaren Übersicht der Fundamente schon das Kommende aufdämmern läßt. So einen sich in Merediths großzügigen Romanen Idealismus und Realismus, ganz ähnlich wie bei Ibsen, wo über der Zerissenheit und Qual des Irdischen auch immer die große Stille als ferner Ruhehafen schwebt. Doch aus dem Idealreich des nordischen Grüblers weht es uns eisig an; auch steht es unvermittelt wie eine gaukelnde Fata Morgana vor den Augen der Suchenden, und wir können uns oft des Gedankens nicht erwehren, daß der Weg, den sie schließlich wählen, zu dem ersehnten Ziel nicht emporführt. Meredith hingegen entwickelt sein Ideal einer vollkommeneren menschlichen Gesellschaft auf den festen Grundlagen der realen Verhältnisse. Immer stehen im Mittelpunkt seiner Dichtungen irrende, suchende Menschen, und ob sie sich nun durchkämpfen oder unterliegen, die ideale Forderung bleibt stets die gleiche: Wer an der Wahrheit frevelt, geht zugrunde; gleichermaßen der, der um seiner Leidenschaften willen an den Pfeilern des Sittengesetzes rüttelt. Kein Glücksbedürfnis kann solches Unterfangen entschuldigen; denn eine Liebe, die nicht opferbereit und opferfähig ist, die aus stillem Entsagen nicht wachsende Lebenskraft schöpft, verdient in Merediths Augen den hohen Namen nicht. Sie fällt unter den Begriff trüber, erdbeschwerter Leidenschaft. Die Erfüllung dieser idealen Forderung ergibt eine neue Basis der Beziehungen zwischen den Geschlechtern, und wiederum scheinen sich auf dem fernen Gipfel der nordische Philosoph und

der britische Menschenfreund die Hände zu reichen. Doch wenn Ibsen sich mit dem Hohn des Weltverneiners über die Irrwege der armen Menschlein lustig macht, die für sein drittes Reich ja doch viel zu erbärmlich sind, zeigt Meredith den Weg. Er führt auf der festen Erde, und Menschenfüße können ihn gehen, ob er auch oft schmal und mühselig ist zwischen den ‚Strudeln der Sinnlichkeit und den Felsen der Askese'. Doch zu Häupten des Wanderers stehen die ewigen Wegzeichen, die Sterne. Und wenn auch nur wenigen vergönnt ist, das Ziel zu erreichen, so läßt doch solch unbeirrtes Wandern in Zuversicht und Selbstverleugnung Spuren zurück, nach denen jene, die nachher kommen, sich leichter zurechtfinden.

In diesem Sinne sind fast sämtliche Erzählungen Merediths Erziehungsromane, vom 1859 erschienenen ‚Feverel' an bis zu dem letzten ‚The Amazing Marriage'. Und wenn die erstgenannte Geschichte eines Vaters und eines Sohnes an ihrem tragischen Ausgang zeigen will, daß sich Naturgewolltes nicht unter das Rechenexempel eines starrsinnigen, beschränkten Menschenhirns beugen läßt, so behandeln die späteren Werke oft das Problem der modernen Ehe, bald im Ton der Komödie (‚Egoist', ‚Lord Ormont und seine Aminta', ‚Diana vom Kreuzweg'), bald als tragisches Motiv (in den noch unübersetzten ‚Beauchamps' Career', ‚The Amazing Marriage' und am wuchtigsten in ‚One of our Conquerors'), beides eigentümlich gemischt in ‚Die tragischen Komödianten',* dem Lasalles merkwürdiger Liebesroman zugrunde liegt.

All diese Konflikte, die Meredith, der Philosoph, in der Tiefe aufbrodeln sah, ehe ihre weiten Wellenkreise der Allgemeinheit ihre ungeheure Wichtigkeit für unser soziales Leben kund taten, hätten — so sollte man meinen — von vornherein diesen Werken die Aufmerksamkeit des gebildeten England sichern sollen, besonders da die philosophischen Romane George Eliots auf diesem Gebiet so tapfere Vorarbeit geleistet hatten. Indessen war dem nicht so. Der Revolutionär, der gegen morsche Vorurteile Sturm lief, erfuhr zunächst Anfeindung und Mißachtung, keine so stürmische zwar wie Ibsen, denn die gefestigte Persönlichkeit des britischen Dichters, die, allem Sensationellen abhold, in seinem versonnenen Stil so maßvoll eine neue Ethik verkündete, erweckte natürlich keinen so lärmenden Widerhall, wie ihn das Werk des mit grelleren Kontrasten arbeitenden Norwegers herausforderte. Aber man suchte diesen unbequemen Schriftsteller, der obendrein von seinen Lesern noch eine gründliche Gedankenmitarbeit verlangte, mit einer einmaligen scharfen Mißbilligung abzutun, um ihn sodann nicht weiter zu beachten. Das wurde nun zwar durch Swinburnes kampflustige Verteidigung erschwert. Aber die Anerkennung des in der Stille unbeirrt weiter schaffenden Autors kam erst, als die wirklich bestehenden Verhältnisse seine Angriffe offenkundig rechtfertigten. Vielleicht war's gut für ihn, daß ihn diese Mißerfolge in die Einsamkeit wiesen. Ein so reicher, tiefer Geist wie der seine mußte die Probleme der Zeit ja doch im Innersten auskämpfen, ehe sie in seinem Werk Gestalt gewinnen konnten.

In seinem Einsiedlerleben in der waldumgebenen Cottage in Surrey lernte er zudem Zwiesprache halten mit einer mächtigen Trösterin, der Allmutter Natur. Mit einem echten Kinderglauben sah er in ihre tausend Augen, nur darauf bedacht, sich die Fülle ihres wunderbaren Lebens anschauend zu eigen zu machen. Nur das,

* Die Originalausgaben der Meredithschen Werke erschienen bei Archibald Constable, London, mehrere Romane bei Tauchnitz. Übersetzungen der oben mit deutschen Titeln bezeichneten Werke erschienen bei S. Fischer, Berlin, und bei Bruns, Minden. Doch sind die Übertragungen von F. P. Greve ob ihres unlesbaren Deutsch nicht zu empfehlen.

was nach außen wahrnehmbar ist, wollte er festhalten; vor dem Geheimnis, das alles Lebens Schatten ist, trat er ehrfürchtig zurück. Das Weben und Regen in Wald und Feld bot ja des Wundervollen so viel; Entweihung aber schien's, noch tiefer forschend eindringen zu wollen in das, was über menschliches Verstehen ja doch für immer hinausgehen wird. — Doch die große Mutter hat die gläubige Freude, die in solcher Naturbetrachtung liegt, herrlich belohnt. Dem Schauenden ward die Erkenntnis der Einheit der belebten Schöpfung, der Einheit, die Mensch und Tier und Pflanze zusammenfaßt. Feine Fäden spinnen sich hinüber und herüber, den groben Sinnen verhüllt. Meredith hat ihr lebendiges Spielen in seinem Pulsschlag gefühlt und hat es mit scheuer Ehrfurcht in seinen Naturpoesien und in den Episoden seiner Erzählungen ausgesprochen.

Wie wundervoll, daß der Weg, der den Windungen der modernen Wissenschaft unerschrocken gefolgt war, in solchem Optimismus endete. Es ist, wie wenn ihn, den lebenskundigen Philosophen, ein weiter Kreispfad wieder zum Ausgangspunkt, in der Menschheit Kinderzeit zurückgeführt. Doch ist solche Naturbetrachtung den schicksalsvollen Stunden in Leid oder Freude vorbehalten; sie wird nie Gemeingut werden, wie man es wohl von Merediths ethischen Idealen in ferner, goldener Zeit träumen kann. Daß aber auch von diesen noch so viele erst geahnt und verkündet, so wenige erfüllt sind, sichert dem Werk des edlen Denkers noch auf lange hinaus seine Gemeinde. Beda Prilipp.

**Rahel Varnhagen.** In jeder großen Persönlichkeit steckt auch ein Stück Zukunft, das erst von späteren Generationen aus weiterer Perspektive erkannt und gewertet wird. So begegnet man in jüngster Zeit unter Menschen der verschiedensten Weltanschauungen einer Anteilnahme, ja einer Begeisterung für Rahel Varnhagen, die nicht Zufall sein kann. Ihr liegt das ahnende oder bewußte Gefühl zugrunde, hierbei ein Wesen zu finden, so einheitlich, so natürlich, so wahr, so stark und unzerspalten in seinen Regungen und Trieben, daß es unserer Zeit wie ein Wunder, wie eine Erfüllung aller heimlichen Wünsche vorkommen muß. Was aber das Allerwunderbarste ist: diese Frau, einzigartig an Geist und Tiefe, hat außer ein paar Aphorismen nichts veröffentlicht, überhaupt, abgesehen von den Briefen, nichts geschrieben. Das gerade hebt den Reiz ihrer Persönlichkeit doppelt hervor: sie wollte nichts anderes sein als ein Weib, nicht mehr und nicht weniger, das ist ihre Bedeutung und ihre Größe.

Es sind vor einiger Zeit zwei Bücher über die Rahel erschienen, beide von Frauen verfaßt und in gewissem Sinne Gegensätze darstellend. Das eine, dessen Verfasserin sich Fiala nennt,* ist der schlichte Ausdruck einer anmutigen und tiefen Bewunderung und stellt nach den älteren Rahelbüchern, hauptsächlich den von Varnhagen veröffentlichten Briefwechseln und seinem ‚Buch des Andenkens' in verschiedenen Kapiteln allerhand Tatsächliches und Gedankliches von und über Rahel zusammen, was ihre Eigenart und ihren Wert ins rechte Licht setzen kann. Das andere, das Ellen Keys berühmten Namen trägt,** nennt sich zwar eine ‚biographische Skizze', ist aber nichts weniger als eine Skizze und will wohl, genau genommen, viel mehr sein. Wenigstens ist diese Skizze so von Gedanken eingesponnen, von Ellen Keys Gedanken, meine ich, daß man die Augen weit aufmachen muß, um die Grundlinien zu erkennen. Der Schleier des geistreichen

* ‚Rahel und ihre Freunde', Wien, Braumüller.

** ‚Rahel', übertragen von Marie Franzos Leipzig, Haberland. (Biographien bedeutender Frauen VII.)

Raisonnements verdeckt viel von Rahels bei aller Vielseitigkeit der geistigen und sittlichen Begabung im Grunde doch so einfachen und verständlichen Natur. Ellen Keys Forderungen und Ziele kennt man ja, und wo diese mit denen der Rahel auf die Grundlage vernünftiger Menschlichkeit zurückgehen, da hebt sie oft klar und geistreich das Gemeinsame hervor. Aber vieles, was der Reiz und der feinste Ausfluß der fremden Individualität ist, vergewaltigt ihr temperamentvoller Eifer und preßt es in die Schablonen der Tendenz. Sie deutet trefflich die rastlose Ehrlichkeit der Rahel an, ob sie aber, wie diese, immer den Mut bewahrt hat, ‚sich selbst mit Fragen und Zweifeln zu verwunden', das wird gerade durch dies Buch recht zweifelhaft. Zu Fragen und Zweifeln böte ja Keys Ethik wahrhaftig Anlaß genug, und es ist im Grunde nicht einmal merkwürdig, daß das Kapitel über die ‚Liebe' (S. 53—102) mit seinen großen, aber nicht vielsagenden Worten eines der schwächsten des ganzen Buches ist. Wenn Rahel selbst von der ‚neuen europäischen Liebe' spricht, so hätte diese übertreibende Aeußerung korrigiert und nicht unterstrichen werden müssen, denn die Liebe ist so alt und so neu wie Mann und Weib, und Menschen, die nicht bloß körperlich, die auch mit ganzer Seele lieben, sind doch gewiß nicht erst eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts.

Bei alledem trifft Ellen Key den Punkt, wo sich Individualität und Sittlichkeit zu schöner Harmonie vereinigen, wenn sie in dem Abschnitt über Rahels ‚Persönlichkeit' folgendes ausführt: ‚In einer Beziehung fallen die ethischen Ideale Goethes, der Romantik, der Rahel und Nietzsches vollständig zusammen: in dem Gefühl, daß echte Sittlichkeit erst dann eintritt, wenn man seine eigene Wesentlichkeit gefunden und das gute Gewissen hat, nach dieser seiner Wesentlichkeit zu leben. Aber während die Romantiker ein ‚Sich-Ausleben' derselben Art gutheißen wie heute Nietzsches schlechte Schüler (das ist ein bischen in Bausch und Bogen gesprochen) — d. h. ein Sichausleben, wo nicht die Wesentlichkeit, sondern der Zufall die Triebkraft ist — war Rahel, wie Goethe, wie Nietzsche durchdrungen von der Notwendigkeit, seine Wahl zwischen der Wesentlichkeit und dem zu treffen, was in unseren Neigungen nur Roheit oder Zufall oder Laune oder ‚Zeitrichtung ist'. Von diesem Standpunkte aus hätte Rahels ‚Wesentlichkeit' — die im Grunde nichts war als unbestechliche, mutige Ehrlichkeit sich und der Welt gegenüber, verbunden mit der Herzenszartheit und Herzenswärme einer reichen Frauenseele — mehr, als es geschah, nachgegangen werden sollen.

M. Behr.

## Theater.

Vom Münchener Schauspiel. Von Zeit zu Zeit sind in Münchener Tagesblättern bewegliche Klagen darüber zu lesen, daß das Prinz-Regenten-Theater den größten Teil des Jahres unbenützt stehe und nur während der paar August- und Septemberwochen für die Richard Wagner-Festspiele geöffnet sei. Was für Vorschläge sind nicht gemacht worden, um dieses prächtige Theater auch den Winter über seiner Bestimmung zuzuführen! Der jüngste ist, dort jene billigen Klassiker-Aufführungen wieder aufleben zu lassen, die bis kurz vor dem Sturze Possarts veranstaltet wurden. Daß ein so schönes, mit allen modernen technischen Errungenschaften, auch der Sicherheit ausgestattetes Theater fast das ganze Jahr brach liegen muß, ist ja in der Tat bedauerlich; aber es ist der Fluch so manchen Münchener Unternehmens: zuerst wird etwas ‚gegründet' und dann erst soll sich das Bedürfnis dafür einstellen. Wenn nicht, dann ist es eben nichts gewesen. Als die Prinzregententheater-Terrain-Gesellschaft das neue Theater genau nach dem Bayreuther Festspielhause, nur solider und prächtiger, baute, war nur die Rede von sommer-

lichen Wagner-Festspielen für die geliebten ‚Fremden‘, für die sich ja München so anhaltend und mit solcher Begeisterung in Schulden stürzt. Erst später dachte man daran, dort, zur Entlastung des Hoftheaters, auch das klassische Schauspiel zu geben. Da stellte sich denn heraus, daß die Akustik des Hauses für das gesprochene Wort sehr ungünstig ist. Man machte allerlei Experimente, unterstützt vom Erbauer Prof. Littmann, aber mit sehr geringem Erfolge. Natürlich: Das Wagnersche Tondrama und das rezitierende Wortdrama haben eben höchst verschiedene Daseinsbedingungen, was jene schnellfertigen Enthusiasten übersehen, die meinen, Theater sei eben Theater. Aber man setzte sich wirklich Jahr und Tag über die akustischen Mängel sowie darüber hinaus, daß nach dem Eingeständnis aller Schauspieler Bühne und Zuschauerraum im Prinzregenten-Theater niemals in jenen innigen Kontakt kommen konnten, der die Bedingung alles Gelingens ist und der im alten Hoftheater da war und ist. Den endlichen Abbruch der Klassikeraufführungen veranlaßten andere Gründe: in erster Reihe die kolossale Überlastung des Personals, das vormittag im Hoftheater Proben hatte, nachmittag im Prinzregenten-Theater z. B. Schiller und abends im Residenztheater oder im Hoftheater wieder ein modernes Stück spielte. Oft blieb nur so viel Zeit, um die Garderobe einzupacken und in das andere Theater zu fahren. Dabei verdarben Garderobe und die Dekorationen, die ja ebenfalls von einem Theater ins andere wandern mußten. Es ist heute freilich für den Fernerstehenden leicht zu verlangen, daß da draußen in Bogenhausen gespielt werde, aber nur der Kenner der einschlägigen Verhältnisse weiß, unter welchen Opfern dies möglich gemacht werden müßte. Das Münchener Hofschauspiel ist eben dadurch von allem Anfang her in eine fatale, seine Existenz stets mehr oder minder bedrohende Situation geraten, daß es niemals, wie in Berlin und Wien, ein eigenes Haus sein eigen nannte, sondern immer sein Heim mit der weit begünstigteren Schwester, der Oper, teilen mußte, die völlig andere Existenzbedingungen hat. Zuerst im alten, italienischen Opernhause am Max Josephplatze, im kleinen Rokoko-Theaterchen daneben, im kgl. Residenztheater und zuletzt im Festspielhause im äußersten Osten der Stadt.

Unter solch widrigen Umständen, die sich auch nie ändern werden, solange das Hofschauspiel nicht ein eigenes, kleineres Heim und ein eigenes Chorpersonal hat, ähnlich wie das Münchener Schauspielhaus, ist es natürlich doppelt schwer, im größten Opernhause Deutschlands, eben in unserem alten Hoftheater, mit dauerndem Erfolge Klassiker-Aufführungen zu veranstalten; und doch kann und muß man dies gerade von diesem Institut verlangen. Hier, im Zentrum der Stadt, wären auch alle sonstigen Bedingungen gegeben — nur nicht die der billigen Plätze, der volkstümlichen Preise. Die Preise sind zu hoch, der billigen Plätze viel zu wenig. Wo soll ein gutes Schauspielrepertoire herkommen, wenn die Oper dem Schauspiel nur zwei Abende in der Woche frei läßt und natürlich auch die beste Zeit für ihre Proben wegnimmt; wenn das vielgeplagte Chorpersonal der Oper zugleich die Komparserie für das Schauspiel abgeben muß? Trotzdem gelang es dem neuen Regisseur und Dramaturgen Dr. Kilian, in den letzten Monaten zwei große Shakespeare-Dramen, die ein volles Massenaufgebot verlangen, herauszubringen: Coriolan und König Johann, zwei Stücke, die sehr selten auf unseren Bühnen erscheinen. Man hätte sich vielleicht andere wünschen mögen, deren Fehlen auf unserer Hofbühne uns empfindlicher ist, z. B. den Macbeth; aber vielleicht reizte gerade die Seltenheit der Aufgabe und die Hoffnung, daß diese beiden Dramen als halbe Novitäten zugkräftiger sein

würden. Davon konnte nun keine Rede sein. Unser Publikum ist schon einmal für historische Kunst, sei es bildende oder redende, in den Grund hinein verdorben. Der Coriolan war 25 Jahre lang nicht mehr gegeben worden. Damals in einer Possartschen Bühnenbearbeitung. Possart selbst spielte den Menenius Agrippa, der unglückliche, später in Wahnsinn endende Emil Drach den Coriolan. Diesmal gab man das Stück in der Übersetzung Dorotheens Tieck, deren erster, aus dem Jahre 1831 stammender Versuch es war, und auf der sogen. neuen Shakespeare-Bühne, die ganz und gar aus der alten hervorgegangen ist und sich von dieser nur durch die Weglassung des vorgebauten Proszeniums und durch eine bessere künstlerische Aufmachung des Hintergrundes unterscheidet, wie sie denn überhaupt von einigen Errungenschaften des verflossenen Künstlertheaters nicht unbeeinflußt ist. Die Hauptsache war, daß die Shakespearebühne und ihr Zwischenvorhang einen rascheren Szenenwechsel ermöglichten, so daß sich die fünf Akte in wenig mehr als drei Stunden abspielen konnten. Dann brauchte der Regisseur auch dem Stücke weniger Gewalt anzutun als seinerzeit Possart. Obwohl fast nur der Darsteller der Titelrolle (Jacobi) ganz auf der Höhe seiner Aufgabe stand, machte das Drama doch einen gewaltigen Eindruck auf alle Hörer. Die aristokratische Tendenz des Stückes, die auffällige Verachtung der mehr englisch als römisch gezeichneten Plebs hat von jeher den Biographen und Auslegern Shakespeares Stoff zu Kontroversen gegeben. Georg Brandes führt sie auf den Pessimismus des Dichters zurück, Gervinus sucht sie zu entschuldigen, wenn nicht zu verteidigen, und Karl Bleibtreu findet neuestens in ihr einen weiteren Beweis für seine Theorie, daß nicht der elende Metzgerbursche, Wildbieb und Schauspieler Shaxper, sondern Roger Graf Rutland der ‚wahre Shakespeare' gewesen. — Noch größer und reiner war die Wirkung des vierzig Jahre nicht mehr gegebenen ‚König Johann'. Nicht als ob diese Historie in ihrem Werte höher stünde, aber sie steht uns näher, und neben leeren Staatsaktionen, die uns heute nicht mehr viel sagen können, pulsiert so viel ewig Menschliches darin. Das schwankende Charakterbild des Titelhelden steht freilich nicht im Vordergrund unseres Interesses, aber sein Widerspiel, der wackere Bastard Faulconbridge, das rührende Los des kleinen Prinzen Arthur, in dessen Todesklage man die Klage des Dichters um sein 1596 verlorenes Söhnchen Hamnet herauszuhören meint, greifen an unser Herz und an unser lebhaftes Mitempfinden. Der Erfolg der überaus sorgfältig vorbereiteten Aufführung, dem vereinzelte schwächere Besetzungen nichts anhaben konnten, gab Dr. Kilian in der Wahl gerade dieser umstrittenen Shakespeareschen Historie völlig recht.

Im übrigen hat unser Publikum, geführt von einem Teile unserer Tageskritik, der jede, wenn auch noch so wertvolle literarische ‚Ausgrabung' ein Greuel ist, vor allem Historischen, bei dem man etwa gar denken müßte, einen wahren Horror; denn ‚das gräßlichste ist das Denken'. Dieses Sprichwort ist eben nicht nur bei einem gewissen Negerstamm — ich weiß nicht mehr bei welchem — im Schwange: es lebt uneingestanden auch unter uns. Als im Residenztheater der Versuch gemacht wurde, Prosper Mérimées einaktiges Lustspiel ‚Die Mißvergnügten' in der trefflichen deutschen Übertragung Anton Bettelheims aufzuführen, versagte das Publikum fast gänzlich. Das Stück ist 1830, im Jahre der Julirevolution, geschrieben, und Bettelheim hatte es schon vor dreißig Jahren übersetzt. Jüngst ist seine Übersetzung in der Cottaschen Handbibliothek erschienen. Merkwürdigerweise sind die ‚Mécontents' weder im französischen Original noch in einer Übersetzung je aufgeführt worden, obwohl

Taine in seiner Studie über Mérimée urteilt: ‚In den Mißvergnügten Mérimées gleicht jede Gestalt, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, den vollkommenen Uhren aus durchsichtigem Kristall, von denen man gleichzeitig genau die Stunde vom Zifferblatt ablesen und das ganze Räderwerk im Gehäuse verfolgen kann. Jede Einzelheit ist voll Sinn und Bedeutung; es ist die Eigenheit großer Maler, in fünf, sechs Bleistiftzügen eine Figur zu zeichnen, die man nie mehr vergißt.‘ Die launige Satire auf die Charakterlosigkeit gewisser Verschwörer, die sogleich zur Gegenpartei überzugehen bereit sind, wenn sie dort ihren Vorteil sehen, wurde in der Hauptsache recht gut gegeben — als ein Konversationsstück, wie es ehemals im alten Burgtheater unübertrefflich gepflegt wurde, fand aber, wie gesagt, kein rechtes Verständnis; und die darauf folgende, allerdings weit minder geschickte Bearbeitung der alten Farce von Maître Pathelin durch Brueys und Palerprat, deutsch von Wilhelm Wolters: Advokat Pathelin, wurde zwar lustig gegeben, aber fast ganz vom Publikum fallen gelassen. — Von größerer Bedeutung war hier nur noch eine unerwartete Wiederaufnahme Ibsens ‚John Gabriel Borkman‘. Wer vor zwölf Jahren Zeuge gewesen ist, mit welch mäßigem und nichts weniger als andauerndem Erfolge dieser späte Ibsen an derselben Stelle in einer vortrefflichen Aufführung aufgenommen worden ist, mußte von dem stürmischen Beifall, den diese Neueinstudierung erleben durfte, überrascht werden. Wohl war auch diesmal die Wiedergabe sehr gut, am wenigsten vielleicht konnte sie in der Titelrolle einen Vergleich mit damals aushalten, aber dies erklärt nicht den plötzlichen Enthusiasmus. Sollten wir inzwischen für Ibsen ‚reifer‘ geworden sein? Tatsache ist allerdings, daß die anfangs so glückliche Münchener Ibsen-Ära — man vergesse nicht, daß es das Münchener Residenztheater gewesen ist, das Ibsen unter Freiherrn v. Perfall in Deutschland einführte — mit dem Durchfall der ‚Hedda Gabler‘ jäh abbrach und der Dichter selbst München für immer den Rücken wandte.

Außer diesen beiden literarisch interessanteren Abenden brachte das Residenztheater seit meiner letzten Rückschau nur noch zwei sonst belanglose Unterhaltungsstücke heraus: ‚Die glücklichste Zeit‘, in der Raoul Auernheimer die Brautzeit mit mehr Behagen als Witz ironisiert, und ‚Das Fräulein in Schwarz‘ von Rudolf Lothar, in der ein ernsteres Thema, das gar nicht weit von jenem abliegt, leider durch eine zu starke Konzession an das Juxbedürfnis des Publikums verwässert wird. — Lebhafter ging es in den letzten Monaten im Münchner Schauspielhause zu. Es erschien Ferd. Bonn, alt, abgespielt, verbittert und doch jeder Zoll Reklame, das Wrack eines einst großen Talentes, und spielte den uralten Kean, aber von ihm zu eigenem Gebrauche rücksichtslos ‚bearbeitet‘, mit eingelegtem Geigensolo usw.; und es kam wieder Susanne Després mit der ‚Amoureuse‘ von Porto-Riche, die ihr natürlich weit besser liegt als die Sophokleische Elektra in der schrecklichen Verballhornung Hoffmannsthals. Das übrige war reines Vergnügen oder sollte es wenigstens sein: Heijermans ‚Seltsame Jagd‘, eine gute Idee — die Suche nach einem Kinde, durch unzeitige Frivolität verpatzt; die beiden Persiflagen auf den falschen Patriotismus, die durch Zufall bald aufeinander folgten: ‚Tartüff der Patriot‘ von Otto Ernst und ‚Vaterland‘ von Bernhard Rehse. Das letztere Stück entfesselte seiner unverhüllt sozialdemokratischen Tendenz wegen, der künstlerisches Empfinden nicht entfernt die Wage hielt, einen kleinen Theaterskandal und wurde gleich vom Spielplan abgesetzt; aber auch die pädagogisch-pedantische Kunst Otto Ernsts konnte sich nicht halten. Ja, wir fürchten, daß auch die Übersiedlung des ‚Hauses Rosenhagen‘ von Max Halbe

aus dem Residenztheater ins Schauspielhaus, so groß der Erfolg war und so gut das Stück selbst, gegen die letzten Halbes gehalten, ist, ihm nicht viel mehr nützen wird. Dagegen hält sich natürlich ‚Die Tür ins Freie‘, in der Blumenthal und Kadelburg die falsche Moral der Durchschnittsehemänner lustig geißeln, die sich plötzlich vor einer ‚Tür ins Freie‘ sehen — durch ein Formversehen geraten einige Ehen in einem kleinen Nest in Gefahr, ungültig erklärt zu werden — andauernd auf dem Repertoire. Dagegen hilft auch nichts: das ist das tägliche Brot unserer Theater, davon leben sie und müssen sie leben, wenn sie sich hie und da den Luxus eines literarisch angehauchten Abends gestatten wollen. ‚So ist das Leben,‘ sagt Wedekind; und der muß es ja wissen.

Alfred Frhr. v. Mensi.

## Kunst.

Die Berliner Sezession. Die Ausstellung der Berliner Sezession macht in diesem Jahre auf den ersten Blick keinen günstigen Eindruck. Sie wirkt unruhig, nicht vorteilhaft angeordnet, ein Mangel an Übersicht macht sich für das Auge geltend. Das mag seinen Grund darin haben, daß man, wie gesagt wird, die Jüngsten der Jungen ausgiebiger zu Worte kommen lassen wollte, denen ja naturgemäß der Raum einer solchen Vereinigung am ehesten zusteht. Aber dieser Raum ist durch den immer breiter anschwellenden Nachwuchs so eng geworden, daß die älteren Sezessionisten neben den Jüngsten kaum vollzählig eingepfercht werden konnten. Daher das bunte Durcheinander, daher das Murmeln der Unzufriedenen. Es schwirren Gerüchte von einer Spaltung. Und in der Tat, es wäre vielleicht nicht unangebracht, wenn die Sezession in ihren Räumen einen ‚Herbstsalon‘ veranstaltete, in dem vornehmlich die Jüngsten vorgeführt würden; eine Trennung, durch die die moderne Kunst in der Anschauung weiterer Kreise nur Halt gewinnen könnte, indem sich herausstellte, wieviel von ihren einst so revolutionären Problemen nun längst schon zum festen Begriffsmaterial geworden ist, und klargestellt würde, wo die eigentlichen Entwicklungskeime liegen. Das wird durch den augenblicklichen Stand verwirrt und verdunkelt. Deshalb redeten einige aus einem sicheren Gefühl heraus schon davon, die Sezession habe ihren Zweck erfüllt, sie könne sich getrost auflösen. Die, die so sprachen, taten es aus dem Empfinden, daß aus einer allgemeinen Vermischung der Kunstleistungen heraus das, was produktiv die Spitze der Entwicklung anzeige, sichtbarer auffallen würde und so zur gebührenden Geltung käme; denn die Zustände in der herrschenden Sezession glichen, meinten sie, sowieso schon einer Vermischung, nur daß hier eine patriarchalische Anordnung herrsche, die nicht dazu angetan sei, die wesentlichsten Entwicklungskeime freizulegen. An diesen Satz von einer event. Auflösung der Sezession knüpfte Max Liebermann in seiner Sezessionsrede an und bekämpfte ihn mit der Meinung, Sezessionen seien immer gewesen und würden immer sein, und die, die von einer Auflösung sprächen, verkennten das eigentliche Wesen der Entwicklung. Er ist aber in den Ideengang jener, die von einer Auflösung sprachen, doch wohl nicht recht eingedrungen; denn diese dachten bei ihrer Äußerung gerade an eine deutlichere Sichtbarmachung der eigentlich produktiven Elemente, die von dem geschieden werden sollten, was nun schon moderne Konvention ist, und nicht hinter den Sezessions-Patriarchen zurücktreten sollten. Woher die Lösung nun auch kommen mag, die Spannung ist da und ist von Berufenen und Unberufenen diskutiert worden; vielleicht daß das Arrangement eines Herbstsalons die gestauten Wasser, die den Damm zu brechen drohten, in ein neues Flußbett leitet — nicht

in ein stagnierendes Reservoir, dem Ausstellungen nur allzu leicht gleichen.

Neben der Ausstellung am Lehrter Bahnhof ist die der Sezession natürlich eine Wohltat und darum immer willkommen zu heißen, auch von uns, die wir im Grunde Gegner jedes Ausstellungswesens sind, das nur die breite Mittelmäßigkeit in den Vordergrund rückt. Aber es ist nun einmal mit dieser Erscheinung zu rechnen, seitdem in unserem Industriezeitalter der unmittelbare Verkehr zwischen Künstler und Publikum, zwischen Produzent und Konsument sich so erheblich erschwert hat. Und wir sind schließlich gegen jede Neugründung, da es in unseren Tagen an einem produktiven Nachwuchs fehlt; wir leben nicht in einer Zeit, da eine ganze Generation aus neuen Naturerkenntnissen sich auf einen geänderten Standpunkt dem Leben und der Kunst gegenüber fortentwickelt hätte. Diese Zeit liegt gerade hinter uns mit Zola und Ibsen, Courbet und Monet, Darwin und dem Sozialismus. Es war in einer Beziehung eine große Zeit, und die neuidealistische Reaktion einer dekadenten Romantik, die nun schon seit mehr als zehn Jahren an den verschiedensten Stellen und in den verschiedensten Erscheinungsformen gegen sie losbrach, ist im Grunde ein kindisches Marionettenspiel. Die allgemeine Entwicklung wird auf sozialem Gebiete im Sinne der vorigen Generation noch fortschreiten, sich vertiefen, befestigen, aber unter der Führung von einzelnen, und diese Führerschaft der einzelnen wird sich nirgendwo sichtbarer machen als auf geistigem und künstlerischem Gebiet, weil das, was uns heute not tut, nicht mehr aus den Gesichtspunkten der Massenentwicklung kommen kann, vielmehr nur aus denen der einzelnen starken Persönlichkeit, die die Bruchstück-Erkenntnisse der letzten Generation so in sich vereint, daß sie fähig ist, darüber hinauszuweisen und der Masse das Große, Ganze, das Ideal in einem vorbildlichen Leben und Schaffen wiederzugeben. Und hier in Berlin sind Spuren einer solchen Tätigkeit und Fähigkeit in einem jungen Künstler, in Max Beckmann, zu konstatieren. Bisher war seine Produktion stofflich als Versuch aus der Wirrnis zu betrachten, aber mit einer Fähigkeit für das Technische, die allen Kennern die höchste Anerkennung in Anbetracht der Jugend des erst 25 Jährigen abrang. Nun hat er sich in seinem Streben zum Ziel mit seinen neuesten Arbeiten mehr und mehr vertieft, — er malte eine ‚Sintflut‘, den ‚Untergang Messinas‘ und eine ‚Auferstehung,‘ — während er nach der koloristischen Seite hin reiste. Sind in seinen heutigen Schöpfungen die ungewöhnlich schwierigen Probleme, die er sich stellte, auch noch nicht gelöst, so zeigt er mit ihnen doch an, daß er auf dem rechten Wege ist und in geistiger, sittlicher und artistischer Beziehung die Vorbedingungen mitbringt, die zur Produktion der oben angedeuteten Werke notwendig sind, d. h. er erstrebt das Religiöse aus den Empfindungen unserer Rasse, bekennt sich in ethischer Beziehung positiv zum Christentum, läßt alle dramatischen Inhalte des modernen Lebens gelten und beherrscht, obgleich in völliger Unabhängigkeit, die Errungenschaften der modernen Malkunst als Neuschöpfer. So haben wir alle Ursache, auf ihn unsere Hoffnung zu setzen, mag er an der Durchbildung seiner letzten Werke auch noch manches zu wünschen übrig lassen. Denn welche Zeit hätte es einem jungen Künstler schwieriger gemacht, derartiges zu lösen, als die unsrige!

Von älteren Malern ist Max Liebermann mit einem sehr guten Porträt vertreten, mit dem des Geheimrates Dr. Rathenau. Das Bild interessiert in erster Linie als Komposition. Der alte Herr mit dem klugen Blick sitzt am Tisch seines Arbeitszimmers, einen Zirkel in der Hand; von der Seite fällt grelles Licht auf die Figur und den Raum. Es ist sehr bemerkens-

wert, wie die Einzelheiten angeordnet sind, so daß man sich nichts anderes denken könnte, vom Scheitel bis zur Zehe. Die Haltung der Figur ist von frappierender Lebendigkeit, momentan und doch beruhigt, der Ausdruck des Kopfes geistreich, seine Malerei gehaltvoll.

Im gleichen Raume hängen einige Bilder des Grafen Kalkreuth, die als Malerei nicht so hoch stehen wie die Liebermanns, aber beredt von seiner Fähigkeit sprechen, sich als Porträtist in einen Menschen zu vertiefen. Es sind abgeklärte, reife Werke in diesem Sinne, ohne alle jene Spuren der Hast und des Unausgeglichenen, die so vielen Schöpfungen der Neueren, dem Betrachter den Genuß behindernd, anhaften. Diese Bilder sind frei vom Geiste des Experimentierens, daraus sich in unserer Zeit nur die wenigsten gerettet haben, — nicht einmal Liebermann ganz; — so können sie, lassen sich malerisch auch vollkommenere Leistungen denken, rein ihren Zweck erfüllen.

In diesem Raume hängen auch einige köstliche Stücke Adam Oberländers, ich nenne die ‚Räuber im Walde', die ihn als künstlerischen Geist und schöpferischen Menschen gleich vorteilhaft einführen; er ist von seiner Generation wohl der einzige der überlebenden neben Thoma, von dem sich solches aussagen ließe. Abgelöst und ergänzt kann er nur werden von jenen, die ich inaugurierte und deren erster mir Max Beckmann scheint.

Als ich vorhin sagte, wir seien nicht für Neugründungen, bekräftigte ich dies damit, es gäbe, zeitbedingt, keinen produktiven Nachwuchs. Es gibt natürlich einen Nachwuchs, der aus Neuem zu schaffen sucht; aber er ist ohne Fühlung zu den geistigen Voraussetzungen, die die Grundlage der künstlerischen Zukunft sind, und deshalb können aus ihm die einzelnen nicht hervorgehen; er ist nur ein Reflex der letzten französischen Formevolution, und somit ein Reflex einer sich dort im einzelnen verlaufenden Massenbewegung. Es sind die Leute, die an Cézanne, sklavisch nachahmend, anknüpfen wie ihre Vorgänger vor 10 Jahren an Manet. Davon ist nichts zu hoffen. Für Berlin ist aus dieser Gruppe als der kräftigste Pechstein zu nennen.

Von ausländischen Bildern heben sich als hervorragend aus der Zahl die ‚Badenden' von Cézanne, eine monumentale Skizze, die Vorzüge und Unzulänglichkeiten dieses letzten großen Franzosen in sich vereint, ein faszinierendes Stilleben von van Gogh ‚Bücher', in dem der Wahnsinn dieses letzten produktiven Holländers die Materie der Farbe zur exotischen Glut gesteigert und vergeistigt hat; und die stillen, verständigen Bildnisse des bisher in Deutschland unbekannten Schweden Josephson, den man mit Recht den schwedischen Leibl nennen könnte wegen seiner Gründlichkeit der Zeichnung, seiner Intimität der Auffassung und seiner Altmeisterlichkeit der Farbe.

Von Ferdinand Hodler kam das Jenenser Freiheitskriegerbild, das in manchen Figuren wirkungsvolle Einzelzüge aufweist. Rudolf Klein.

Vom neuen Kunstgewerbe. Wir sind gewohnt, die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts als das Zeitalter der historischen Stile zu bezeichnen. Sehr zu Unrecht; sagen wir das Zeitalter der historischen Schmuckformen, so kommen wir dem Wesen der Sache näher, aber die wenigsten verstehens so. Tatsächlich hat sich trotz aller historischen Studien, trotz aller ‚Stilgerechtheit' zu keiner Zeit das Bild unseres Vaterlandes in Stadt und Land so von Grund aus verändert, als zu eben dieser Zeit. Der Grund liegt ganz anderswo. Es ist der große Umschwung vom Idealismus zum Naturalismus, der wiederum mit dem Aufblühen der sogenannten positiven Wissenschaften, mit der sich daran anschließenden Entwickelung von Verkehr und Technik und dem Aufschwunge des modernen Wirtschaftslebens Hand in Hand

geht. Da nun der Kulturwert einer Zeit die Resultante aus der Summe der einzelnen Kulturgebiete ist, in unserer heutigen Kultur aber die wirtschaftlichen Elemente überwiegen, so mußten wir notwendig durch das Streben nach materiellen, wirtschaftlichen Gütern von dem Streben nach solchen rein ideeller Natur abgedrängt werden. Die Zentralisation des Kapitals, die Strömung vom Lande in die Stadt, das Vorherrschen der Maschine, die Berührung einer im Absterben begriffenen Kulturwelt mit einer solchen, die mit ganz neuen, ungelösten Aufgaben an die Menschheit herantrat, das sind die charakteristischen Merkmale für die jüngste Vergangenheit; Ernüchterung, Schwulstigkeit, Protzentum, Unruhe, Selbstüberschätzung sind die Begleiterscheinungen und Folgen. Das historische Ornament ist etwas Äußerliches, Nebensächliches, etwas, was der Sucht der Menge nach leerem Schein wohl zu statten kam, im übrigen aber ein Schleier, der den Umschwung der Dinge nur zu verhüllen und zu verdecken geeignet war. Darum wurde an der Sache nichts geändert, als die historische Schmuckform durch den fehlgeschlagenen Versuch abgelöst wurde, im ‚Jugend- und Sezessionsstil' ein neues Ornament an die Stelle des alten zu setzen.

Aber die Reaktion konnte nicht ausbleiben. Jede Kultur ist ja nicht um der Kultur, sondern um des Menschen willen da, d. h. zur Schaffung ‚des Menschen' im Menschen. Erst dann ist sie wahrhaft wertvoll, wenn sie ethischer Natur ist, den Menschen innerlich weiterbringt, ihn edler, stärker, tüchtiger macht. Alle Kulturgebiete, nicht nur die Religion, auch die Kunst, die Wissenschaft, ja sogar das Wirtschaftsleben sind nur Mittel zu diesem Zwecke, müssen unmittelbar oder mittelbar in dieses Ziel auslaufen. Und so mußte denn notwendig auf ein Zeitalter der Zerstreuung und des Beherrschtwerdens von wirtschaftlichen Elementen ein Sehnen und Streben nach Sammlung und Verinnerlichung folgen. So gewinnen wir mit einem Schlage einen ganz anderen Ausblick auf unser heutiges Kulturleben: das Bedürfnis der Menschheit nach einer höheren religiösen und philosophischen Weltanschauung; die Bekämpfung der Großstadt, wie sie sich in der sozialen, der Mittelstands- und Gartenstadtbewegung äußert; der Umschwung auf pädagogischem Gebiete: die Anerkennung von dem Werte der Gemüts- und Charakterbildung im Gegensatze zu einer einseitigen Betonung der Verstandes- und Wissensbildung; das Streben aus der Enge des Gesellschaftslebens zur Natur und Ursprünglichkeit; auf dem Gebiete der Kunst endlich der Drang nach Einfachheit, Wahrheit, Schlichtheit. So folgte dem Freudenrausche, der Überschätzung unserer gegenwärtigen Kulturwerte, die Ernüchterung, die Erkenntnis unserer Kulturschäden auf dem Fuße nach; und was Wunder, wenn man wehmütig in die Vergangenheit zurückschaute, die ja so vieles reichlich besaß, an dem die Gegenwart trotz allen äußeren Überflusses ach so arm war! Jene Zeit, die man im ersten Fortschrittstaumel als spießbürgerlich-rückständig verachtet, der man den zweifelhaften Ehrentitel ‚Biedermeierzeit' beigelegt hatte, wurde plötzlich das Ideal vieler. Und die Kunst, die hohe, dem gewöhnlichen Sterblichen kaum erreichbare Göttin, wurde wieder das bescheidene, anspruchslose Kind aus dem Volke, das dem Menschen mit heiterer Miene in den Nüchternheiten des Alltags zur Seite steht, sein Dasein veredelnd und verschönend. So war denn wiederum die Basis gegeben für eine schöne Gestaltung schlichter Gebrauchsgegenstände für einen neuen Aufschwung des einst so blühenden Kunstgewerbes.

Ich bin gewiß der letzte, der nicht gern und freudig bereit wäre, das Verdienst derjenigen dankbar anzuerkennen, welche uns die Schönheit der alten Straße,

des alten Hauses, des alten Gartens, der alten Stube usw. aufs neue erschlossen. Aber wir wollen nicht blind sein gegen die Gefahren, welche die neue Bewegung in sich schließt. Eine doppelte Gefahr besteht: einmal die, daß Tausende und Abertausende mitlaufen, weils Mode ist; sodann die, daß man am Alten nicht das bewundert, was daran schlicht und echt und nachahmenswert ist, sondern das Altertümliche als solches, den romantischen Nimbus, das — ohne Rücksicht auf den Zweck — rein Malerische. Wäre das der Fall (wir habens schon einmal, wenn auch weniger stark, in der Butzenscheiben- und Erkerzeit erlebt), so wäre wiederum eine rein äußerliche Stimmungshascherei, vielleicht gar ihre Vergröberung, die Vorliebe für den ‚Effekt', auf alle Fälle aber eine ungesunde, schwächliche Sentimentalität die Folge. Wir dürfen ruhig unserm Volke das — fern von aller Weichlichkeit — gesunde, frische, echt-deutsche Gefühls- und Gemütsleben zurückgeben; der erhöhte Kampf ums Dasein, die schwere, heiße Arbeit, der Drang nach Tätigkeit und Fortschritt wird nicht nur fortbestehen, sondern auch weiterhin unserm Zeitalter das charakteristische Gepräge geben. Und auf unsere modernen Errungenschaften können und wollen wir doch nicht verzichten. Ihre Nachteile zu überwinden, sie einem höheren Zwecke dienstbar zu machen und unterzuordnen, das ist die hohe Aufgabe derjenigen, die mit Ernst an der Gesundung unseres Volkstums arbeiten. Und wenn wir unbedachtsamerweise und leichtsinnig genug vieles vom guten Alten über Bord warfen, warum sollen wir's nicht wieder an uns ziehen, wenn's uns wirklich nützlich ist? Aber nicht bloß nachahmen wollen wir's, sondern in uns verarbeiten. Wenn wir so von hoher Warte aus die moderne Bewegung betrachten, dann — aber nur dann — ist sie uns mehr als eine bloße Mode; dann tut sie unserm Geiste not wie das liebe Brot dem Körper. Um den neuen Stil brauchen wir uns nicht zu sorgen. Überlaßt's den Künstlern, die sich heute mehr denn je nicht nur mit dem Gemüte, sondern auch mit praktischem Verstande darum mühen, weil sie wissen, daß das arme, so oft schmählich irregeführte und getäuschte Volk danach lechzt wie das dürre Land nach Regen. Hört auf sie — dann dürfen wir vielleicht auch im eisernen Zeitalter, im Zeitalter der Herrschaft des Kapitals und der Maschine vertrauensvoll in die Zukunft blicken!

August Glunz.

---

# Neues vom Büchermarkt.

**The Catholic Encyclopedia.** 15 Bde., New-York 1907 ff., Verlag der Robert Appleton Company. Alleinvertrieb für Deutschland durch Herder, Freiburg. Geb. je M. 27.—, bezw. M. 35.— und M. 65.—; Bd. IV.

Als eine ‚Großtat des amerikanischen Katholizismus auf dem Gebiete der geistigen Kultur' hat unlängst Prof. J. Sauer in der Literarischen Rundschau dieses im ‚Hochland' schon wiederholt gewürdigte Werk treffend bezeichnet, dessen bereits vorliegender 4. Bd. bis zum Stichwort ‚Diözesankanzlei' führt, mithin die Bewältigung des gesamten Riesenstoffs in der vorgesehenen Bändezahl binnen kurzer Frist erwarten läßt. Aus dem vorliegenden, wieder erstaunlich stoffreichen und prächtig ausgestatteten Bande fesseln einige größere Beiträge geschichtlichen und theologischen Inhalts ganz besonders die Aufmerksamkeit. Dem Kreuz und Kruzifix sind nicht weniger als 40 Textspalten und eine ganze Reihe Bildertafeln gewidmet, die Konzile erfahren eine übersichtliche Gesamtbehandlung, neben der noch über die wichtigen Tagungen von Konstanz, Konstantinopel usw. eingehender Spezialbericht gegeben wird; sehr dankenswert ist auch der internationale Überblick der allgemeinen Katholikentage, unsres Wissens die erste Zusammenstellung dieser Art. Neben den für Leser jeder Konfession überaus lesenswerten, den positiven Lehr-

gehalt wie die wichtigsten Lehrunterschiede klar und sachlich hervorhebenden Erläuterungen der Begriffe Kommunion, Firmung, Gewissen, Reue, Kontemplation u. dgl. hat der eingehende Artikel über Bibelkritik auf besondere Beachtung Anspruch. Den geschichtlichen Gesamtübersichten der Kreuzzüge, der Gegenreformation, der Konkordate gesellen sich ausführliche Charakteristiken der hervorragendsten Einzelpersönlichkeiten, wie des Kolumbus (mit 6 Porträts und 7 anderen Bildern) und Dantes; deutsche Leser werden mit besonderer Freude von der angemessenen Würdigung eines Denifle, Deutinger, Diepenbrock Kenntnis nehmen.

**Meyers kleines Konversationslexikon** (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1906 ff.) liegt uns nun mit dem dritten Band (bis zum Schlagwort ‚Kiel') zur Hälfte vor. Durch Benutzung des von der größeren Ausgabe zur Verfügung stehenden Apparats ist auch hier die textliche und illustrative Ausgestaltung eine hervorragende, und die gebotene Auskunft läßt trotz ihrer Knappheit bei neutralen Stoffen selten wesentliches zu wünschen übrig. Wo hingegen die Unterschiede der Weltanschauung und des Bekenntnisses in Frage kommen, bleibt trotz der offenbar gegenüber den ersten beiden Bänden in steigendem Maße angestrebten Objektivität die ergänzende und berichtigende Hinzuziehung des Herderschen Lexikons oder des oben besprochenen Werkes unentbehrlich. Das gilt mehr noch als vom sachlichen Inhalt einzelner Beiträge (z. B. Gott, Heiliger Geist, Italien, Jesuiten, u. dgl.) hinsichtlich der fast durchgängig einseitig ausgewählten Hilfsliteraturangaben. Des ‚Hochland' hätte mit gleichem Grund als gar mancher anderen Zeitschrift gedacht werden dürfen. * *

**Das Zeugnis der Versteinerungen gegen den Darwinismus.** Von Alois Schmitt. Freiburg, 1908, Herderscher Verlag. Mit 14 Abbildungen. Geh. M. 2.40.

Bei der immer noch verbreiteten populären Doppelsinnigkeit des Wortes ‚Darwinismus' wird der Titel dieser Schrift vielerseits dahin mißverstanden werden, als sei ihr Verfasser ein Gegner der Abstammungslehre in ihrer allgemeinen und eigentlichen Form. Das Gegenteil ist tatsächlich der Fall. Nur lehnt Schmitt auf Grund eines reichen paläontologischen Tatsachenmaterials und insbesondere der sogen. ‚Dauertypen' die Annahme einer einstammigen Entwicklungsreihe ab und fordert eine Vielheit ursprünglicher Stämme, innerhalb deren die Entwicklung auch öfters sprungweise stattgefunden haben müsse. Die angeschlossenen philosophischen und apologetischen Gedankengänge dringen meist nicht sonderlich tief. Doch wird der kurze, vorwiegend Steinmann folgende Überblick der paläontologischen Hauptlinien und -lücken im niederen Tierreich zur Kritik monistischer Stammbaum-Phantasien manche guten Dienste tun. Dr. H. M.

**Darwin.** Seine Bedeutung im Ringen um Weltanschauung und Lebenswert. Sechs Aufsätze von W. Bölsche, B. Wille, E. David, M. Apel, R. Penzig, F. Naumann. Berlin-Schöneberg 1909. Buchverlag der ‚Hilfe'. Kart. M. 1.—.

Unter diesen zum 100. Geburtstag Darwins vereinten Aufsätzen sehr unterschiedlichen Wertes, ziemlich mannigfaltiger Denkrichtung und durchgängig allzu schöngeistigen Gepräges bieten Bölsches geschickter Überblick von Darwins Vorgängern und Naumanns wenigstens in einigen Punkten kritisch bedachte Erwägung des Verhältnisses von Religion und Darwinismus noch am ehesten dem Leser sachliche Förderung. Von geradezu verblüffender Oberflächlichkeit und Widerspruchsfülle sind dagegen Davids und Penzigs Apologien der soziologischen und ethischen Folgegedanken aus Darwins Lehre. Das ganze Büchlein ist ein bezeichnendes Dokument für die innere Haltlosigkeit, in der sich bei Preisgabe aller festen Begriffe und Werte das moderne ‚Ringen um Weltanschauung' verliert, eben hierdurch auch unfähig werdend, fremdes abgeschlossenes Geisteswerk klar zu würdigen und abzuwägen.
Dr. M. E.

**Die Wohnung der Neuzeit.** Herausgeg. von Erich Haenel und Heinrich Tscharmann. Mit 228 Abbildungen und Grundrissen sowie 16 farbigen Tafeln. Leipzig, J. J. Weber. Geb. 7,50 Mk.

Das Buch der beiden Verfasser, das ihr früheres Werk über ‚Das Einzelwohnhaus der Neuzeit' ergänzt, will auf der Basis der bisher gewonnenen praktischen und ästhetischen Resultate der Raumkunstbewegung ein Führer und Berater zur Einrichtung einer guten modernen Häuslichkeit sein. Diesen Zweck erfüllt es auf die praktischste Weise durch Veranschaulichung mit Hilfe eines allseitig hergewählten und vortrefflich, teilweise farbig reproduzierten vielfältigen Bildmaterials. Die Anschauung leitet und unterstützt

jeweils eine knappe aber lehrreiche, Material, Zweck, Form und Farbe berücksichtigende Erläuterung, die ebensosehr auf die Bedürfnisse des Gebrauchs und der Bequemlichkeit als auf die Forderungen der Schönheit ihr Augenmerk richtet. Aus dem Inhalt seien genannt: Vorräume, Empfangs- und Gesellschaftsräume, Speise- und Wohnzimmer, Veranden, Wintergärten, Gartenmöbel, Arbeits-, Kinder- und Schlafzimmer, Wirtschaftsräume und Küchen. Die verschiedensten Künstler und Werkstätten sind mit ihren Schöpfungen vertreten, und die Darstellungen gehen von den Prunkräumen bis zu den Teppichmustern. Voraus geht eine kurze Geschichte der jungen Raumkunstbewegung, die naturgemäß noch nicht alle Materialkälte und selbst Aufdringlichkeit überwunden haben kann, so daß auch in diesem Werk manches mehr als Vergleichsmaterial denn als Vorbild dient. — Das allzu üppige und diktatorische Kunstgewerblertum früheren und heutigen Charakters hat eine Reaktion hervorgerufen, die sich mit vielem Grund gegen ästhetische Uniformierung und innere Geistlosigkeit aus äußerer Stilsucht wendet. Sie ist auch der Grundton in Richard Schaukals Glossen ‚Die Mietwohnung', eine Kulturfrage, Darmstadt, Alexander Koch, 1,20 M. Schaukal empfiehlt elementare Nüchternheit einer Zeit, die keine Kultur und keinen Stil habe. Wir sind nicht gar so pessimistisch. In dem Illustrationsanhang glauben wir trotz aller linearer Strenge etwas Ästhetizismus zu finden. — Aus ethischen und sozialen Erwägungen vor allem heraus betrachtet Alfred Hagelstange in seinem Vortrag ‚**Altmodische Gedanken über Haus und Heim**' (Magdeburg, Karl Peters, 60 Pfg.) die Wohnungsfrage und fordert auf zum Verlassen der Mietskasernen und zum Erwerb eines Eigenheims. Dieses ist der gesunde Nährboden des Familiensinnes und des öffentlichen Wohls. — Schließlich sei hier noch auf den Katalog ‚Dresdner Hausgerät' der ‚Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst Dresden und München' und auf den andern ‚Arbeitszimmer und Studentenmöbel' aus den Werkstätten Bernard Stadler in Paderborn hingewiesen. Die Kataloge bekommen durch ihre Abbildungen eine gewisse zeitästhetische und erzieherische Bedeutung. W.

## Unsere Kunstbeilagen.

Schwinds köstlich frisches Bild ‚Morgenstunde' soll uns in der Zusammenstellung mit Wohnungskunstbeispielen gewiß nicht als Probe einer künstlerischen Zimmerausstattung dienen; Schwind dachte nicht an die Zwecke des Raumarchitekten. Und doch mag sich die Empfindung von diesem Bilde ähnlich ansprechen lassen wie von manchem modernen schlichten Interieur. Sein feiner, traulicher Reiz beruht sicher nicht zuletzt in der ganz anspruchslosen und natürlichen Art der Ausstattung des Zimmerchens, das mit seiner Bewohnerin inmitten ihrer einfachen Gebrauchsgegenstände ein Stück Poesie einschließt. Es ist auch der reine Reiz, ob dem Mephisto in Gretchens Kämmerchen die Nase rümpfte und dem er doch nicht die Achtung versagen konnte: ‚Nicht jedes Mädchen hält so rein.' Die Schlichtheit der Interieurs aus Großvaters Zeiten, wie sie etwa auch Kersting gemalt, hat es uns besonders angetan. Leider haben wir auch schon eine Mode daraus gemacht, die wir Biedermeierei heißen und die statt des Schlichten gerne einen ästhetisch sentimentalen Geschmack annimmt.

Demgegenüber beruhen die in dieses Heft aufgenommenen Innenausstattungen von van de Velde, Berndl, Bertsch, Riemerschmid und Heidrich sämtliche auf dem sachlichen Fundamente moderner Form- und Zweckgedanken und werden dadurch echte Ausdruckszeugnisse unserer Zeit. In dem Artikel ‚Die Mietwohnung und ihre Einrichtung' von J. A. Braun sind die Elemente der neuen Wohnungskunst im einzelnen dargelegt.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München.
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Walter Leistikow pinx.

Abend in der Mark.

Hochland

Sechster Jahrgang. August 1909. 11. Heft.

# Léon Bloy.

## Ein Beitrag zum literarischen Katholizismus in Frankreich.

Von

Pierre Paulin.

[illegible] des sogenannten ‚Neuchristentums' in der französischen Literatur [illegible] vorüber. Viktor Charbonnel, der bekannte Apostat, hat in [illegible] gewordenen Buche ‚Les mystiques dans la littérature [illegible] verschlungene Entwicklung zu zeichnen versucht. Aber auch [illegible] findet man sich nicht leicht in dem Labyrinthe dieser literari- [illegible] recht, in der neben einem dogmenlosen Gefühlschristentum [illegible] in seinem lichtspendendem Glanze und in seiner schatten- [illegible] zutage tritt.

Der Beginn des ‚Neuchristentums' und der Vorstoß gegen [illegible] Zolas fallen zeitlich zusammen, obwohl die Ursache [illegible] von 1886/87 weiter zurückliegt. Melchior de Vogüé, [illegible] zösischen Akademie, hatte 1886 die Russen entdeckt. [illegible] Tolstoi eroberten die französischen [illegible] das Urchristentum des [illegible] in Frankreich auf günstigen Boden. [illegible] âme religieuse', hatte die Fran[illegible] deutscher Philosophie wieder einen reli[illegible]

Hochland

Sechster Jahrgang. August 1909. 11. Heft.

# Léon Bloy.

## Ein Beitrag zum literarischen Katholizismus in Frankreich.

Von

**Pierre Paulin.**

Die Zeit des sogenannten ‚Neuchristentums‘ in der französischen Literatur ist eigentlich vorüber. Viktor Charbonnel, der bekannte Apostat, hat in einem schon selten gewordenen Buche ‚Les mystiques dans la littérature présente‘ dessen verschlungene Entwicklung zu zeichnen versucht. Aber auch an seiner Hand findet man sich nicht leicht in dem Labyrinthe dieser literarischen Epoche zu recht, in der neben einem dogmenlosen Gefühlschristentum der Katholizismus in seinem lichtspendendem Glanze und in seiner schattenschweren Verzerrung zutage tritt.

Der Beginn des ‚Neuchristentums‘ und der Vorstoß gegen den Naturalismus Zolas fallen zeitlich zusammen, obwohl die Ursache dieser Gegenbewegung von 1886/87 weiter zurückliegt. Melchior de Vogüé, ein Mitglied der französischen Akademie, hatte 1886 die Russen entdeckt. Turgenjeff, vor allem aber Dostoijewski und Tolstoi eroberten die französischen Salons. Ihre sozialen Ideen, besonders das Urchristentum des Einsiedlers von Jasnaja Poljana fielen in Frankreich auf günstigen Boden. Renan, selbst ‚un esprit incrédule, mais une âme religieuse‘, hatte die Franzosen trotz Comte, trotz englischer und deutscher Philosophie wieder einen religiösen Intellektualismus

gelehrt, für den das dogmenlose Christentum der Russen das beste Pfropfreis war. Nun liebt aber die realistische lateinische Rasse das äußere Zeichen, dessen Betätigung sich nur in den Formen des Katholizismus finden konnte. Was lag näher? Als atavistisches Moment, als unverleugbares Kulturferment mußte der Katholizismus, das älteste französische Erbgut, in die neue Richtung hineinspielen. Unbewußt wurde diese mystische Neigung der Gegner des Naturalismus durch einige Schriftsteller gefördert, die gleichzeitig, aber ohne äußeren Zusammenhang weder mit sich selbst noch mit dem Neuchristentum, dem Katholizismus in ihren Werken Ausdruck gaben. Dadurch erhielt dann die anfangs vage neuchristliche Bewegung den katholischen Anstrich, der als literarischer Katholizismus oder Neukatholizismus die Runde machte.

Versetzen wir uns in den Anfang der achtziger Jahre. 1884 erschienen zwei literarische Antipoden auf dem Plan, Huysmans und Bloy, die sich und der damals entstehenden neuchristlichen Bewegung unbewußt in die Hände arbeiteten. Huysmans hatte sein weltberühmtes ‚A rebours' geschrieben, und Bloy sein erstes literarkritisches Pamphlet in Buchform in die Pariser Welt geschleudert. Bloy hatte schon damals den Entschluß gefaßt, mit blutigem Kreuze in das ‚siècle des charognes' einzudringen, während Huysmans trotz der Nörgeleien seines Verstandes und trotz der noch kommenden Irrfahrten schon ganz im Banne des Katholizismus stand. Huysmans wurde der Pfadweiser der Suchenden. Als bedeutender Schüler Zolas war er kein Unbekannter, während Bloy in der großen Menge noch kaum zählte und durch Huysmans entdeckt werden mußte. Dieser künftige Benediktineroblate nannte seiner Zeit in seinem reichlich dokumentierten Werke die Namen jener katholischen Schriftsteller, die wie er selbst dem Neuchristentum vielfach verzerrte Vorbilder werden sollten. An erster Stelle wies Huysmans auf den damals noch lebenden Hello hin, dessen Buch ‚L'Homme' wie er selbst von seinen Zeitgenossen vergessen worden war und nun wieder für viele eine Quelle neuer Anregungen und Gedanken wurde.* Unter den noch Lebenden nannte er dann noch die von den Katholiken verstoßenen Schriftsteller Barbey d'Aurevilly und Bloy. Er hob auch Verlaine auf den Schild, der damals in den Pariser Cafés herumlungerte, und dessen wundervolles Gedichtbuch ‚Sagesse' beim Buchhändler vergilbte. Dies waren die gebrandmarkten Katholiken. Der Autor von ‚A rebours' hat darin aber auch seiner Bewunderung für Baudelaire und Villiers de l'Isle-Adam warmen, wenn auch kritischen Ausdruck verliehen. Nicht vergebens. Bloy nun, obwohl persönlicher Freund Hellos und d'Aurevillys, vermochte nicht wie Huysmans die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Er machte zwar jetzt seinen religiösen Einfluß bei den Genossen von Rodolphe Salis, den Bohémiens von Montmartre geltend, schrieb darauf seinen lebens-

* Es ist eigentümlich, daß die von uns gezeichnete Richtung gar keine Berührungspunkte mit der modernen französischen Apologetik hat, die in Ollé-Laprune und Blondel so hervorragende Vertreter hatte. Hello gehört als Apologet ganz der literarischen Richtung an.

satten Roman ‚Le Désespéré‘ und warf eine zürnende und glühende Apotheose für seine Freunde ‚Un Brelan d'Excommuniés‘ auf den Büchermarkt. Aber sein Schaffen blieb ohne Wirkung; sein Stil verdarb alles. Der Mystiker mußte im Pamphletisten aufgehen. Huysmans, den er haßte, an dessen Bekehrung er nie glauben wollte, wurde wie schon bemerkt, nachdem er die Aufmerksamkeit auf die literarischen Eigenbrödler des Katholizismus gelenkt hatte, nicht nur Wortführer, sondern zugleich mit ihnen Vorbild für jetzt und die Zukunft, aber nicht gerade im guten Sinne. Er ging in seinem Buche ‚Là-bas‘ den Weg nach unten, wo Magie und Sadismus Schriftsteller wie Leser ängstigen. So kam über Baudelaire, Barbey d'Aurevilly,* Villiers de l'Isle-Adam und seine anderen literarischen Lieblinge, zuletzt in direkter Linie über und durch ihn selbst, jene perverse katholische Note in die neuchristliche Stimmung und Literatur, die uns in so vielen ‚mystischen Kapellen‘ erschreckend entgegentritt. Magie, Sadismus, Okkultismus, Spiritismus und Satanismus machten sich fast überall breit. Wir nennen den allbekannten Sâr Peladan und seinen Tempel, wir nennen Jules Bois. Wir verweisen auf den Lothringer Stanislas de Guaita und seine Genossen, ferner auf die vielen Nachbeter Baudelaires, wie den Belgier Ivan Gilkins u. a. m.** In Deutschland erlebten wir in dieser Hinsicht die widerlichsten Auswüchse in den von katholischen Prädikaten strotzenden Büchern des mystisch-exstatischen Polen Stanislaw Przybyszewski.

Huysmans hatte unterdessen langsam den Weg zur Höhe gefunden. Von ‚Da unten‘ war er zur Kathedrale des Glaubens emporgestiegen und dann als Oblate in die Benediktinerabtei Ligugé eingetreten. Bloy hingegen hatte diese Zeit in immer größerem Entfremden mit seinen Glaubensgenossen und seinen Gegnern miterlebt. Anfangs der neunziger Jahre erschien er wieder auf dem Plan, nachdem der erste Ansturm der Bewegung gedämpft war. Nur für sich und sein Ziel arbeitend hatte er die Unruhe der Geister nicht übersehen, aber die Haltlosigkeit dieses mystischen Getriebes und Unfuges durchschaut. Zeit und Umstände waren ihm jetzt günstiger und seine unverwüstliche Arbeitskraft entlud sich in seinen mit beizender Würze geschriebenen Tagebüchern.

Überblicken wir die ganze Bewegung, so waren es nur wenige Dichter und Schriftsteller, die dem Katholizismus innerlich nahe standen und in Anbetracht der Verhältnisse katholisch — sagen wir Neukatholiken — hätten

* Baut man diese literarische Bewegung rückwärts auf, so haben die Spätromantiker Baudelaire (1821—1867) und Barbey d'Aurevilly (1808—1889) eigentlich den Grundstein dazu gelegt. Gerade der letztere, damals zufällig noch lebende Schriftsteller ist durch seine Romane gleichsam das Sprungbrett zu der neuen katholisch-romantisierenden Richtung geworden, die ihn — Huysmans an der Spitze — geistig wie stofflich ausbeutete.

** Andere Belgier wie Verhaeren, Elskamp usw. wissen das katholische Motiv oft in herrlicher Weise zu verwenden.

genannt werden können. Es waren aber auch nur wenige, die einen direkten Einfluß ausübten. Jeder Einfluß und jede Wirkung ging in erster Linie von Huysmans aus. Die meisten waren ja, wie Eloesser* treffend schildert, ‚Mitläufer, die auch das Heil der Seele erworben zu haben glaubten, Mystizisten und Mystifizierer, die mit den literarisch gewordenen Requisiten des Glaubens spielten und in der Nacht der Mysterien symbolistischen Unfug trieben. Viele gingen hin, um sich an den neueröffneten Quellen zu berauschen; sie trieb die Angst, die Sehnsucht, Ekel am Dasein, Verzweiflung an Wissen und Wissenschaft. Die Künstler wollten Priester, ihre Werke sollten Opfer und Gebete sein. Es war ein Weihrauchnebel, ein Rausch, an dem jeder seinen Teil haben wollte, und auch die Nüchternen machten dionysische Sprünge, sie tanzten, bis sie die Erde nicht mehr unter ihren Füßen fühlten. Andere geißelten sich, sie zählten ihre Sünden auf, sie genossen sie noch einmal durch die Furcht vertieft und gewürzt. Es war eine große Beichte, zu der das Publikum geladen war, und man erteilte sich selbst die Absolution‘.

So bleiben nach strenger Sichtung nur wenige Charakterköpfe: Hello, der weltentrückte Theosoph, Barbey d'Aurevilly, der unerbittliche Kritiker, Verlaine, der reuige, rückfällige Sünder, Huysmans, der Ästhet und Mönch fin de siècle, und zuletzt Bloy, der proletarische Prophet des Katholizismus an der Jahrhundertwende. Haben sie auch äußerlich keine geschlossene literarische Gruppe innerhalb des Chaos des Neuchristentums gebildet, so gehören sie doch innerlich zusammen. Völlige Hingabe an den Katholizismus kennzeichnet alle. In Bloy erreicht und überschreitet sie sogar ihren Höhepunkt. Vielleicht gerade deshalb hat man Bloy als Katholiken übersehen wollen. Seine Persönlichkeit — und sein Stil ließen ihn nicht Schule machen. Doch gerade ihn muß man in einem Atem mit Hello, Barbey d'Aurevilly und Verlaine nennen. Er stützt sich auf sie und wird nicht müde, ihren Ruhm zu verkünden. Von allen lebt nur er noch, und man könnte ihn gleichsam den Literarhistoriker des literarischen Katholizismus nennen. Wenn er auch im Gegensatze zu uns Huysmans darin streicht, obwohl sich beide dankbar bei Hello begegnen, so müssen wir das hinnehmen, indem wir ihn zu verstehen suchen.

Wir beabsichtigen hier keine Ehrenrettung oder Entdeckung. Bloy ist ja in Frankreich und in literarischen Kreisen sattsam bekannt, gilt er ja doch als der größte zeitgenössische Pamphletist der Franzosen. Trotz der von uns dargelegten Beziehungen hat er sich sowohl als Schriftsteller als auch als Katholik eine Sonderstellung geschaffen und bewahrt, die ihresgleichen sucht. Nun hat er vor kurzem wieder ein Buch geschrieben, das die weitesten Kreise der französischen Katholiken wieder auf ihn aufmerksam machen mußte. ‚Celle qui pleure — Die da weint‘ heißt sein neuestes Werk, das eine zündende Anklageschrift zugunsten Unserer lieben Frau de la Salette ist.

* Eloesser. Literarische Porträts aus dem modernen Frankreich. S. Fischer, Berlin 1904.

Bloy verblüfft schon seit drei Jahrzehnten die Franzosen mit solchen seltsamen, trotzigen, herausfordernden Büchern. Er ist wohl einer der eigenartigsten Kämpen der katholischen Idee in Frankreich im 19. und 20. Jahrhundert. Er hat Huysmans gehaßt, Villiers bemitleidet, Hello getröstet, d'Aurevilly bewundert und Verlaine geliebt: offen und ohne Menschenscheu.* Waren die meisten andern stille Federmenschen — wir nehmen Veuillot, der auf einer andern Linie stand, aus — so war Bloy von jeher ein fehdelustiger Haudegen, der wie ein mittelalterlicher Mönch geharnischt die Psalmen betete. Bloy fühlt sich als einen Propheten und tritt dabei als eine Art ‚Büttel des Herrn', wie einer seiner Verehrer ihn nennt, ja als Gottesgeißel auf. Bloy besitzt aber auch Gaben dazu, er ist wirklicher Künstler und echter Literat. Weil seine Ansichten und Äußerungen vielfach vergewaltigend sind und scheinen, hat man den ganzen Menschen billigerweise einen Narren genannt. ‚Mais c'est un fou' ist die landläufige Meinung. Er steht darum auch in keiner Literaturgeschichte, und der Unkundige muß schon zu dem großen ‚Larousse' greifen, um Näheres zu erfahren. Trotzdem ist sehr viel über ihn geschrieben worden.** Bloy sorgt jedoch selbst von Zeit zu Zeit dafür, daß sein Name nicht aus dem Gedächtnisse seiner Zeitgenossen schwinde. 1905 veröffentlichte er eine charakteristische Blütenlese aus seinen Werken: Pages choisies (Mercure de France, Paris), die eine Zeitspanne von 20 Jahren 1884—1905 umfassen. Er wollte mit diesem Buche keinen Stillstand bezeichnen, sondern nur einen Rückblick auf seine literarische Tätigkeit geben.

Sein erstes Buch ‚Les propos d'un Entrepreneur de démolitions 1884' war ein literarischer Mordversuch, womit er den Tagesgötzen der französischen Literatur den Garaus machen wollte. So wurden seine Feinde Legion. Die schonungslose Kritik und die übertriebene religiöse Fassung, die von Anfang sein Schrifttum kennzeichneten, entsetzten die Leser. Dazu gesellte sich ein unberechenbarer, haarsträubender Stil, der seinesgleichen in Höhe und Tiefe suchte. Bloy änderte sich jedoch nicht; er kämpfte rüstig in demselben Tone weiter, schrieb ungezählte Artikel, viele Broschüren, mehrere größere Werke, jedes neu, jedes überraschend. Er trat bald als Historiker, bald als Exegete, bald als Mystiker, bald als Novellist und Romancier auf den Plan. Da war vor allem sein Roman ‚Le Désespéré',*** der Anfang jener seltsamen autobiographischen Werke, die Bloy nacheinander auf den Büchermarkt warf. Le Désespéré ist der Roman der Verzweiflung. Das Leben wuchtet wie ein unabwendbares Schicksal auf Cain Marchenoir, Kain Dunkelgänger, wie Bloy sich hier nennt. Stoßweise und ungestüm, dann wieder zagend und stockend, wie nur ein Verzweifelter von sich reden kann, erzählt uns der Schriftsteller

* Vgl. Belluaires et Porchers. Paris 1905.

** Artur Eloesser in s. ‚Literarischen Porträts aus dem modernen Frankreich', 1906, hat ihm zuerst einen feinsinnigen Artikel gewidmet. S. Fischer, Berlin.

*** Le Désespéré: Edition Soirat, la seule approuvée par l'auteur. Eine andere ist bei Stock (Paris) erschienen.

die innere und äußere Not seines Lebens. Wehe dem, gegen den er sein Schwert kehrt wie Dulaurier-Bourget! Alles hat sich gegen ihn verschworen, doch er darf nicht sterben, er muß seine Sendung erfüllen.

1846 in Périgneux im südwestlichen Frankreich geboren, landet er in jungen Jahren mit seinem Vater entfrembet in Paris. Nirgends findet er sich zurecht und er fristet sein Leben, wie es der Zufall bringt. Vom Sterbebette seines Vaters, an das er plötzlich gerufen wurde, kehrt er in der ‚Grande Chartreuse' ein. Er erkennt jedoch hier, daß er nicht für die Stille des Klosterlebens geschaffen ist und eilt nach Paris zurück. Eine Zeitlang ist er Mitarbeiter an großen Tagesblättern, am ‚Figaro', am ‚Gil Blas', bis er auch da sich nicht mehr halten kann. Da entdeckt er denn, vierzigjährig, sein Talent zum Bücherschreiben. Er findet eine seelenverwandte Gefährtin, eine Dänin, die zum Katholizismus übergetreten war.

Er hat dann lange Jahre mit Not und Entbehrung zu kämpfen; er findet für seine Schriften kaum einen Verleger, und seine Broschüren und Bücher tragen wenig ein. 1898 siedelt er infolge unerquicklicher Umstände nach Dänemark über, wohin ihm seine Sorgen folgen. 1900 ist er dann wieder in Paris, wo er seitdem als Mitarbeiter am ‚Mercure de France', welcher Verlag auch in weitherzigster Weise seine Bücher veröffentlicht, ruhigere Tage verlebt. Sechzigjährig ist er der alte geblieben, wohl mit bleichen Haaren, aber unverändert in seinem Wesen und seiner Kampflust.

Einen Teil dieses wechselvollen Lebens hat uns nun Bloy in ‚Le Désespéré' erzählt, ein Buch, das wie Eloesser treffend sagt, sich zuweilen zu einer Einfachheit und Größe, zu einem so erschütternden Bekenntnis menschlichen Elends und tiefsten Leidens erhebt, daß alle Stilkultur der modernen Franzosen daneben in ein Nichts verschwindet. Er hat Worte, die aus der Tiefe kommen, Klagen steigen aus einem Abgrund von Schmerzen, die nur die Unglücklichsten kennen, man fühlt, hier spricht ein Mann, der ein furchtbares Schicksal zu tragen hat und der nicht zusammenbrechen darf, weil er Gott gehört. Trotzdem behauptete Bloy später, er hätte in diesem Buche nur die Hälfte seiner Hölle erzählt. Will man das Leben von Bloy weiter verfolgen, so muß man seine Tagebücher zur Hand nehmen, die zum Interessantesten gehören, was er geschrieben hat. Es erschienen nacheinander: ‚Le Mendiant Ingrat' * (1892—1895), ‚Mon Journal' (1896—1900) und ‚Quatre ans de Captivité à Cochons-sur-Marne (1900—1904), Bücher voller Bitterkeit und Haß gegen Personen und Ereignisse, die seine Wege kreuzten. ‚Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich' lautet auch seine Devise, und so stellt er denn Freund und Feind, Bekannte und Unbekannte, Groß und Klein an den Pranger. In ‚Mon Journal', das auf seinen Aufenthalt in Dänemark zurückgeht, finden wir einen zündenden Artikel über Jörgensen, mit dem er damals in näheren

* Interessant ist sein Verhältnis zu dem belgischen Maler Henry de Groux, dessen mystische, farbenschillernde Werke in ihm einen beredten Interpreten finden. cf. Christl. Kunst. 1906. Heft 2.

Verkehr trat. Alle diese Bücher bilden jedoch nur den äußern Rahmen des Schriftstellers. Dem Historiker (man denke ja nur nicht an einen Geschichtsprofessor) begegnen wir in seinen Schriften über Christoph Kolumbus, Marie Antoinette und Ludwig XVII., dem Kritiker fast überall und besonders in dem Sammelbande ‚Belluaires et porchers,* — Tierbändiger und Schweinehirten‘, und in ‚Les dernières Colonnes de l'Eglise — die letzten Stützen der Kirche‘. ‚La résurrection de Villiers de l'Isle-Adam — Villiers de l'Isle-Adam redivivus‘ ist eine Apotheose dieses unglücklichen Schriftstellers, wie ‚Je m'accuse‘ eine widerliche Verzerrung Zolas ist. Seinem maßlosen und unbegründeten Deutschenhasse macht Bloy Luft in dem blutrünstigen Buche ‚Sueur de Sang‘ — ‚Blutschweiß‘, das glücklicherweise nur eine Auflage erlebte. Mit dem unberechenbaren Theologen müssen wir rechnen in dem Buche ‚Le salut par les Juifs‘ — ‚Aus Juda Heil‘. Die Entstehungsgeschichte dieses Buches wird uns in einem seiner Tagebücher erzählt. Es richtet sich gegen das seinerzeit vielgenannte Buch des Journalisten Edouard Drumont ‚La France juive‘ und sucht den biblischen Nachweis zu erbringen, daß das Heil des Menschengeschlechtes von dem Schicksal der Juden abhängig sei. Das Begleitwort klingt recht sonderbar: ‚Die Frage steht unendlich hoch .... Diejenigen, die mich auf Seiten der Juden suchen, täuschen sich, diejenigen, die mich auf der judenfeindlichen Seite suchen, täuschen sich, und jene täuschen sich noch mehr, die mich zwischen beiden Parteien suchen.‘ Auch dieser Schritt fand nicht die von Bloy so heiß ersehnte Beachtung, wie wir aus ‚Mon Journal‘ S. 5/6 ersehen, wo er sich beklagt, daß der damalige französische Großrabbiner Zadock Kohn sein Buch und seinen Brief nicht einmal einer Antwort würdigte. Mitten im Kampfe für seine religiösen, historischen und sozialen Anschauungen stehend, fand Bloy noch Zeit einen wirklichen Roman zu schreiben. Vielmehr er paßte sich seiner Zeit an und suchte in dieser Form seinen Ideen weitere Verbreitung zu schaffen. ‚La Femme pauvre‘ — ‚Das arme Weib‘ (Mercure de France) ist für Bloy selbst das bedeutendste seiner Bücher, das Werk seiner vollsten Reife. Er definiert es als ‚eine lange Abschweifung über das Übel und die höllische Qual ohne einen Schweinerüssel in einer gottlosen Gesellschaft zu leben.‘ Man muß Bloys Ansicht über die moderne Gesellschaft und seinen bösen Stil kennen, um dies zu verstehen. Das Buch ist die Geschichte eines armen Weibes, einer Verlorenen, die aus dem Sumpfe emporstrebt und an der Hand eines gottbegeisterten Mannes ‚aus den Trümmern der Finsternis zu den Trümmern des Lichtes‘ gelangt. Maeterlinck fand darin eine geniale Tiefe und wußte den Roman nur mit Shakespeares ‚König Lear‘ zu vergleichen. Das Buch hat nebenbei noch den Wert, daß uns darin die Weltanschauung von Bloy zum erstenmal zusammenhängend entgegentritt. Es ist eine Selbstverteidigung, die er dem Leser so am besten in die Hände spielen konnte. Nun hat in letzter Stunde Bloy wieder gesprochen. Die Trennung von Kirche und Staat

* Stock, Editeur, Paris 1905. Die Tagebücher und die andern Werke sind fast alle beim ‚Mercure de France‘, Paris, rue de Condé 16, erschienen.

in Frankreich regte ihn zu einem Werke an, das wohl vielen unsichtbaren Staub aufwirbeln wird. ‚Celle qui pleure‘ — ‚Die da weint‘ (Mercure de France, 1908) ist ein seltsamer Beitrag zu dem Niedergange des Katholizismus in Frankreich, eine flammende Anklage gegen Geistlichkeit und Laien (in erster Linie gegen Geistlichkeit), die die Hirtenkinder von La Salette um ihre Sendung betrogen haben oder betrügen wollten. Die Kühnheit und Offenheit, mit der Bloy die Entwicklung dieses Wallfahrtsortes darlegt, muß stutzig machen. Dabei steht auf der ersten Seite zu lesen, daß er sich in allem der Autorität des hl. Stuhles unterwirft. ‚Die da weint‘, ist die Mutter der Schmerzen und des Mitleidens, die oben in den Westalpen auf einem Felssteine sitzt und über die Sünden der Welt weint. Bloy schwingt die Feder wie ein Richtschwert, als trüge er in sich eine Sendung des Allerhöchsten. Man hat Bloy einen Propheten genannt. Für ihn kann auch darum das Wort gelten, daß kein Prophet in seinem Vaterlande etwas gelte. Anfangs horchte man auf; als man ihm dann wegen seines exzentrischen Wesens und Stiles nicht folgen konnte, suchte man ihn totzuschweigen oder durch Lächerlichkeit niederzuringen. Ein Herr sagte ihm sogar einmal: ‚Mein lieber Bloy, das was Sie schreiben, kann man nicht in den Salons lesen.‘ Was wird man in Deutschland zu diesem seltsamen, kampflustigen Mystiker sagen, der meint, daß man in Deutschland ‚unfähig sei, ihn zu verstehen‘?

Es ist keine leichte Arbeit, in die geistige Werkstätte dieses literarischen Proteus und Proletariers einzudringen. Das Charakteristikum seines Schaffens, das jedem in die Augen springt, ist die religiöse Fassung, die er seinem ganzen Schrifttum gibt. Bloy ist und will nur katholisch sein und er kennt keinen andern Gesichtspunkt als den seiner Religion. ‚Jede andere Lehre als der Katholizismus ist verwerflich und pervers‘, sagt auch er. Bloy ist ein Verteidiger des Absoluten. Das Absolute ist im Glauben gegeben. ‚Er weiß, was Wahrheit ist, folglich weiß er auch, was Irrtum ist.‘ Diese Worte, die Remy de Gourmont einmal von Hello aussagt, passen ebensogut auf Bloy. ‚Ich bin vor allem, überhaupt, römisch-katholisch und habe seit sehr langer Zeit alle nur möglichen Konsequenzen dieses Prinzipes auf mich genommen. Darin fuße und wurzle ich. Wer das nicht sieht, versteht nichts von dem, was ich schreibe.‘ Das ist Bloy, der intransigente Bloy, der in der modernen französischen Gesellschaft befremdet. Nach ihm liegt das heutige Christentum am Sterben. ‚Man bemerkte eines Tages vor 300 Jahren,‘ schreibt er, ‚daß das blutige Kreuz zulange die Erde verdunkelt habe.‘ Das Christentum bekehrte sich zur heidnischen Götzenanbetung, und ein süßlicher Asketismus griff in der Kirche Platz. Der hl. Franz von Sales erschien damals gerade zur rechten Zeit, um alles mit seinem Honig zu bestreichen, und die Jesuiten nahmen mit Freuden diese theologische Parfümerie an. In fast denselben, nur ausführlicheren Worten schildert uns Bloy diese neue Phase des Christentums: ‚Und das heroische Mittelalter wurde zehntausend Fuß tief begraben‘. Hier setzt nun der Beruf Bloys ein. Zurück zu der gläubigen Inbrunst des Mittelalters, keinen Bückling vor

dem modernen, falschen Zeitgeiste! Das Christentum ist eine Religion des Leidens, der Entsagung, und heute ist es eine Religion des Luxus und der Sentimentalität. Gott steht gegen den Dämon, Volk gegen Volk, die Armen und Schwachen gegen die Reichen und Mächtigen. Er steht auf Seiten der Schwachen, wie auch Christus ein Freund der Verlassenen war. Die Menschen kennen den leidenden Christus nicht mehr, doch er hört ihn in der Tiefe der Seelen weinen. Als er damals die Karthause von Grenoble verließ, hatte er den unabänderlichen Entschluß gefaßt, ‚die Wahrheit nicht ohne Zeugnis zu lassen.‘ Seine Schriften sind dieses Zeugnis geworden in unberechenbarer Sprache.

‚Pamphlétaire! Sans doute que je le suis, pamphlétaire, parce que je suis forcé de l'être .... Ah! je suis autre chose, pourtant .... mais si je suis pamphlétaire, moi, je le suis par indignation et par amour; et mes cris, je les pousse dans mon désespoir morne, sur mon Idéal saccagé! ... Hello ‚dieser Wolkensammler‘, wie Bloy ihn nennt, hat in seiner Art seinen Zweck nicht erreicht. Drum ist ihm in Bloy ein gewaltiger, sprachwuchtiger Nachfolger und Rächer erstanden. Er ist neben Hello der bedeutendste Kämpe derselben Idee geworden, er ist wie der Bretone ‚absoluter, intransigenter Katholik‘. Er betont es immer und immer wieder: ‚Ich bin zwar ein heftiger, unabhängiger, aber ein absoluter Katholik, der alles glaubt, was die Kirche lehrt. Wenn ich meine Glaubensgenossen schlecht behandle, wie ich es oft getan, so geschah es, weil ihre Feigheit oder ihre Dummheit in mir gerade den katholischen Geist empören.‘ Wie Hello besitzt Bloy jene geistige Kraft und Intuition, die er prophetenhaft, mystisch als ‚quelque chose de plus‘ bezeichnet. ‚Zweifle nicht‘, schreibt er an einen treuen Freund, ‚an dem, was ich schreibe, und überzeuge dich, daß der Schriftsteller nur die Zuständlichkeit meines Wesens ist, daß ich etwas mehr habe.‘ Etwas mehr! wahrhaftig, und daß ich seltsame Lichter empfange, um dich zu führen.‘ Bloy hört wie Hello, dessen Einfluß er viel verdankt, Stimmen einer andern Welt. ‚Nach Hello scheine ich von nun an allein zu sein, um jene geheimnisvolle Stimme zu hören, die ich widerzuschallen gesandt bin‘. Wer es nicht glaubt, bleibt doch immerhin von der Wucht und dem Ernste hingerissen, mit dem Bloy diese Gedanken niederschreibt. Bloy kennt keine Menschenfurcht, er ist Fanatiker seiner Idee. ‚Ich gehöre nicht zu jenen, die alle Ansichten achten, wie die Bürger sagen, ach nein! Ich bin für vollkommene Intoleranz, und ich behaupte, wer nicht mit mir ist, ist gegen mich.‘ Mit der Fackel seines brennenden Wortes durchleuchtet er deshalb Herz und Nieren seiner Zeitgenossen, und er findet nichts als Schwäche und Verderbnis. Wir leben nicht mehr mit Gott und müssen darum wieder zu ihm zurück, lehrt dieser Prophet. Und als ‚laudator temporis acti‘ ruft er das Mittelalter mit seinem Glaubenseifer, mit seiner Inbrunst zurück. Er heischt sogar zur Gründung des neuen geistigen Gottesreiches den Rückschritt zur alles beherrschenden Hierarchie. Bloy ist wie eine plötzlich lebendig gewordene Statue in irgend

einer Nische eines gotischen Domes, die jene Zeit miterlebt hat. Er fühlt es, daß er nicht in unsere Zeit paßt und doch darin leben muß. Bloy hat sich selbst gezeichnet, wenn er in ‚La Femme Pauvre‘ von seinem Doppelgänger Marchenoir sagt, dieser hege die Gefühle und die Gedanken des elften Jahrhunderts und er könne sich ihn sehr gut im ersten Kreuzzuge, in der Gesellschaft Peters des Einsiedlers oder Walters von Habenichts vorstellen. So schreibt dann der Historiker Bloy: ‚Das Mittelalter war eine unendlich große Kirche, wie man kaum mehr eine sehen wird, bis Gott auf die Erde wiederkehrt; ein Ort des Gebetes, so ausgedehnt wie der ganze Okzident und auf zehn Jahrhunderten der Ekstase aufgebaut, die uns an die zehn Gebote Sabaoths erinnern. Es war der allgemeine Kniefall in der Anbetung und im Schrecken. Selbst die Lästerer und Blutdürstigen lagen auf den Knien, weil es keine andere Haltung in Gegenwart des furchtbaren Gekreuzigten gab, der über alle Menschen urteilen sollte .... Draußen herrschte nur mit Drachen und höllischen Feiern erfüllte Finsternis. Man stand noch immer beim Tode Christi, und die Sonne zeigte sich nicht. Die armen Bauern ackerten zitternd den Boden, als ob sie fürchteten, die Hingeschiedenen vor der Stunde aufzuwecken. Die Ritter mit ihren Knappen ritten schweigend in die Ferne, gen den Horizont, in die Dämmerung. Alle weinten und flehten um Barmherzigkeit. Manchmal öffnete ein plötzlicher Windstoß die Kirchentüren, stieß die Gestalten von außen tief in das Heiligtum hinein, in dem alle Kerzen erloschen. Man hörte nur noch einen einzigen langen Schreckensruf, der in den beiden Engelswelten widerhallte, in der Erwartung, daß der Vertreter des Erlösers seine schrecklichen, beschwörenden Hände erhoben hielte ... Die tausend Jahre des Mittelalters sind das Zeitalter der großen christlichen Trauer gewesen, von der hl. Klothilde an bis zu Christoph Columbus, der die Begeisterung der Caritas mit in seinen Sarg nahm — denn nur die Heiligen oder die Antagonisten der Heiligen sind fähig, die Geschichte zu begrenzen.‘

Neben dem Historiker dürfen wir den Theologen und Exegeten nicht vergessen. Jedes Wort der Heiligen Schrift erschließt ihm neue Gedanken. Er macht sie alle für sein Prophetentum fruchtbar, sollte er selbst hie und da Gefahr laufen mit den eigentlichen Theologen zusammenzustoßen. Auch wir bedauern mit R. de Gourmont, daß man die theologischen Begriffe von Bloy nicht mehr beachtet. Gerade den Theologen dürfte manche seiner theologischen Auffassungen sehr interessieren. Doch hören wir weiter, wie Bloy die Brücke vom Mittelalter in die Moderne schlägt. ‚Wir übrigen Elende sind die Söhne jener wunderbaren Geduld. Als wir nach Luther und seinem nörgelnden Gefolge die großen Herren des Paradieses verleugneten, die unsere Väter getröstet hatten, war es billig, daß wir wie Hunde von dem Festmahle der Poesie, wozu solange die einfältigen Seelen geladen waren, verjagt wurden. Denn diese Männer des Gebetes, diese Unwissenden, diese stummen Unterdrückten, die wir in unserer Selbstgenügsamkeit als Idioten verachtet, trugen in ihrem Herzen und Hirn das himmlische Jerusalem. Sie werteten ihre

Ekstase, wie sie konnten, um, in den Stein der Dome, in die flimmernden Glasfenster der Kapellen, auf das Pergament der Gebetbücher, und unsere ganze Anstrengung, wenn wir nur ein bischen Genie besitzen, besteht darin, zu dieser lichtspendenden Quelle zurückzukehren.'

Nicht nur als Gläubiger und Prophet steht Bloy dieser Zeit nahe, sondern auch als Künstler. Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit übt er noch die Miniaturmalerei der mittelalterlichen Mönche. Was er in ‚Femme Pauvre' so unübertrefflich von dieser Kleinkunst schildert, trifft auf ihn selbst zu. Wir können hier nur auf diese Stellen hinweisen, in denen Geschichte und Kunst vor unseren Blicken zusammenfließen. ‚Il a été éliséen en certaines pages de la Femme Pauvre' sagt ein französischer Kritiker.* Diese Stelle gehört dazu. Vom Mittelalter kommt Bloy immer wieder auf die Gegenwart zu sprechen, und die moderne Kunst — Malerei und Musik — hat unter seinem Fanatismus zu leiden. So ist er alles weniger als ein Freund Richard Wagners. ‚Wenn die Musik nicht durch die Kirche gesegnet ist, ist sie wie schlechtes, von Teufeln besessenes Wasser.' Der modernen Kunst wirft er vor, sie wolle die Erinnerung an den Sündenfall verwischen und austilgen. So nimmt Bloy zu allen Fragen unserer Zeit in seiner Weise Stellung. So können wir auch aus seinen mittelalterlichen Forderungen heraus seinen einzigartigen Katholizismus verstehen. Was die Kirche im Mittelalter war, das soll sie auch jetzt noch sein oder doch wieder werden. Er verneint kurzweg die Berechtigung ihrer geschichtlichen Entwicklung, indem er ihr selbst, d. h. ihrer hierarchischen Leitung die Schuld gibt. Obwohl man ihn, wie Huysmans in ‚A rebours' bemerkt, vor die Türe gesetzt, sitzt er dennoch als ‚Großinquisitor von Frankreich' über Papst und Kirche zu Gericht. Er ist höchst verwundert über den greisen Leo XIII., der ruhig die Dinge in Frankreich abwartet. Er klagt den Papst der Untätigkeit an und meint: ‚O wenn dieser Papst, der nichts Besseres als die platten Vereinbarungen der Politik kennt, die Seele eines Gregor oder eines Innozenz hätte! Wäre das schön!' ‚Sehen Sie Leo XIII., wie er das Interdikt über alle achtzig Diözesen Frankreichs schleudert, ein absolutes Interdikt, omni appellatione remota, bis zu der Stunde, wo dieses ganze große Volk schluchzend um Barmherzigkeit bäte.

.... Hört ihr um Mitternacht das dumpfe Geläute jener Glocken, die von nun an nicht mehr läuten werden. Der Kardinalerzbischof in Begleitung seines Klerus bringt schweigsam in die Kathedrale ein. Die Domherren psalmodieren zum letzten Male mit kläglicher Stimme das Miserere. Ein schwarzer Schleier verbirgt das Kruzifix. Die Reliquien der Heiligen sind in die unterirdischen Gewölbe verbracht. Die Flammen haben die letzten Reste des heiligen Brotes aufgezehrt. Dann verkündet der Legat, mit einer violetten Stola wie am traurigen Passionssonntage bekleidet, mit hoher Stimme, im Namen Jesu Christi, das Interdikt über die französische Republik. Von diesem Augenblicke an keine Messe mehr, weder Leib noch Blut des Sohnes

* R. de Gourmont. Le II^me livre des Masques. Mercure de France.

Gottes, keine feierlichen Gesänge, keine Segnungen mehr. Die Bilder der Bekenner und der Martyrer liegen am Boden. Man hört auf, das Volk zu unterrichten, die Heilswahrheiten zu verkünden. Steine, die man, kurz bevor die Kirchentore geschlossen werden, von der Kanzel herabwirft, erinnern die Menge daran, daß der Allmächtige sie so aus seiner Gegenwart verstoße. Keine Taufe mehr, es sei denn in der Eile und im Dunkeln, ohne Kerzen und Blumen; keine Hochzeit mehr, es sei denn, daß man die Heirat auf den Gräbern einsegne; keine Lossprechung mehr, keine letzte Ölung, kein Begräbnis! ..... Ich sage euch, Frankreich würde nur einen Schrei ausstoßen. Sterbend vor Angst würde es einsehen, daß man ihm die Eingeweide herausreißt, es würde aus seinen Greueln wie aus einem Alpdrucke erwachen, und der Bußgesang des alten gallischen Hahnes würde das Weltall auferwecken ....'

Bloy ist für die ,absolute Theokratie', wie sie in der Bulle Unam Sanctam Bonifaz' VIII. bestätigt ist. ,Ich denke, daß die Kirche die zwei Schwerter, das geistliche und weltliche, in Händen tragen soll, daß alles ihr angehört, die Seelen und die Leiber, und daß es außer ihr kein Heil weder für die einzelnen noch für die Gesellschaft geben kann. Endlich erachte ich es für eine Schmach an dem menschlichen Verstande, solche elementaren Prinzipien in Frage zu stellen.' So zu lesen im ,Mon Journal' S. 57. Dazu nimmt er neben dem Papste auch die Jesuiten ins Gebet, von den Ketzern eigentlich gar nicht zu sprechen. ,Ein Kreuzzug gegen alle Ketzer ist sein Lieblingsgedanke; seit seiner Jugend wird er von einer Vision begleitet; er sieht London, die Hauptstadt des Protestantismus, von einer Million Krieger belagert; er sieht die Feste des Teufels unter dem Donner von Tausenden von Kanonen zusammenbrechen; die Kreuzfahrer machen das verdammte Ketzernest dem Erdboden gleich, sie pflanzen die Fahne der Mater Dolorosa auf den rauchenden Trümmern auf.*

Wer vermag diesem Fanatiker der Idee und des Wortes zu folgen! Er stellt eine gewordene Welt auf den Kopf und steht mit seiner ganzen Persönlichkeit für sein Werk ein. Man könnte ihn oft lächerlich nennen, wenn er nicht mit Würde die tragische Pose des Propheten zur Schau trüge. Bekehren läßt er sich nicht, weil er die Wahrheit zu haben glaubt. So scheidet er aus jeder Diskussion aus und steht als religiöses und literarisches Phänomenon an der Wende zweier Jahrhunderte. Ein zwiefacher Geist weht durch sein Werk. Remy de Gourmont sagt treffend: ,St. Thomas von Aquin scheint seine Bücher unter Mitwirkung von Rabelais verfaßt zu haben ..... Kein Christ kann sie annehmen, aber auch kein Atheist kann sich derselben freuen.' Bloy kennt diesen Zwiespalt seiner Schriften, doch er kann nicht anders. Es ist ,einer jener Männer des Abends, dessen Hand gegen alle erhoben und gegen den aller Hand ausgestreckt ist'. ,Die Drohung samt der Verachtung der ganzen Welt hat für mich ganz und gar den Wert des Nichts, wenn es sich darum handelt kundzugeben, hinauszuschreien, was mir als heilige Wahrheit erscheint. Selbst die drohenden aus-

* Eloesser l. c. S. 269.

gesuchtesten Qualen könnten meinen Eifer nur anstacheln.' Dennoch verzehrt den Schriftsteller dieselbe glühende Begierde nach Anerkennung wie seinen Freund Hello. Letzterer, eine aristokratische Natur, wäre jedoch vor den Mitteln, die Bloy anwandte, zurückgeschreckt; er hatte es geahnt, daß man an seinem Sarge anpochen würde. Bloy ist die Anerkennung ein Lebensbedürfnis, mag er auch noch so sehr seine Verachtung für alles Weltliche betonen. So schreibt er an einen Freund, daß ihn mit höllischem Stolze und mit der Dreistigkeit eines Verworfenen nach blinder Bewunderung dürste. ‚Ich habe nie eine andere verlangt, und wenn ich Gelegenheit hatte jemand zu bewundern, habe ich so großmütig als möglich, ohne Umkehr, ohne Einschränkung bewundert, indem ich mich selbst völlig auslöschte und vergaß, besonders wenn ich wußte, daß der Bewunderte ein Armer war, der wunderbarerweise seines Lohnes beraubt und in der Finsternis gefangen war ....* Die Bewunderung ist oder ist nicht. Wenn sie ist, was ist sie anders als eine erhabene Form der Liebe? Und die Liebe gibt sich ganz, freiwillig, wenn es die echte Liebe ist, das heißt etwas anders als das Nichts, die Liebe, von der der hl. Paulus sagt: ‚Omnia suffert, omnia credit, omnia sperat, omnia sustinet'. Das ist, was Ernest Hello, ein großer Verkannter, seines Lohnes beraubt, die geistige Caritas nannte, die man ihm immer verweigerte. Die Klugen und Vorsichtigen lieben nicht und sind der Bewunderung unfähig.

Außer Hello und Barbey d'Aurevilly, außer Huysmans, der in ‚A nebours' von Bloy spricht, zollten Verlaine und Lemonnier dem Schriftsteller offen ihre Bewunderung. Es wäre leicht, noch andere Literaten zu nennen, die für Bloy in die Schranken traten, weil er selbst sorgfältig ihre Namen bucht. Verlaine nennt ihn in einer seiner ‚Dédicaces' (3. Bd.):

‚Un génie horrible et charmant
Et tout l'être et tout le paraître
D'un mauvais moine et d'un bon prêtre.'

Man hätte diesen Mönch vielleicht selbst im Mittelalter als Ketzer gebrandmarkt, als ‚moine hérésiarque', wie ihn die epische Figur Verhaerens (Les Moines) festgehalten hat. Lemonnier nannte den hyperbolischen und grandiosen Léon Bloy sogar das klassischste lateinische Genie der französischen Literatur seit drei Jahrhunderten, und ‚er will darum seine Bewunderung für ihn hinausbrüllen, wie man mit Bloy brüllen muß'. Wir dürfen hier auch auf das freundschaftliche Verhältnis von Bloy und Jörgensen hinweisen, der, ohne in die Fußstapfen Bloys zu treten, dennoch dem Katholizismus in herzhafter Weise Zeugnis gibt.

Trotz aller Bewunderung steht Bloy allein da. Man will und kann ihn nicht als Propheten und Pfadweiser anerkennen, man muß soviele seiner Ideen ablehnen, weil er sie ohne Rücksicht in ein Zeitalter hineinträgt, das mit modernen Mitteln das katholische Kulturideal aufrecht zu erhalten ver-

* cf. Un Brelan d'excommuniés und Ici on assassine les grands hommes (jetzt in Belluaires et Porchers), wo er für Barbey d'Aurevilly, Hello und Verlaine eintritt.

pflichtet ist. Sein Fanatismus ist anachronisch und oft ungerecht, und er selbst weiß es nur zu genau. Man kann nur staunend vor der Festigkeit und Konsequenz stehen bleiben, mit der er seine Sendung erfüllt. Er bleibt ein Rätsel, obwohl wir bei seinem schriftstellerischen Naturburschentum keineswegs von Krankhaftigkeit oder Idiotismus reden dürfen. Wie die Mystiker des Mittelalters lebt er in einer gesteigerten religiösen Gefühlswelt, in die man ihm nur mühsam folgen kann. Er kennt auf dieser Welt nur ein Interesse, den Ruhm Gottes, und alles andere ist für ihn eitel und hassenswert. Bloy ist gleichsam ein Bergfeuer, das seinen grellen Widerschein in die gottsüchtige Welt der Täler wirft. Losgelöst von seinem Fanatismus, ist und bleibt er doch ein ‚Gottbegeisterter', der uns aus den Niederungen zum heiligen Berg weist, wenn es uns auch unmöglich ist, auf demselben Wege wie er dorthin zu gelangen.

Gott hat ihm die Macht des Wortes gegeben; er weiß es und kann nicht umhin, uns darauf aufmerksam zu machen. Bloy schreibt einen Stil, der nichts weniger als akademisch ist und nicht den geringsten Vergleich mit einer Schablone zuläßt. Gedanken und Form rasen wie ein stürmendes Unwetter daher. Die Worte fallen oft wie Blitze, denen grollender Donner folgt. Bloy hat Seiten geschrieben, wie sie vor und nach ihm wohl noch keiner geschrieben hat. Wir stehen vor einer Bilder- und Ideenwelt, die uns selbst kaum wiederfinden läßt. ‚Bloy ist einer der größten Schöpfer von Bildern, die die Erde getragen hat; das stützt sein Werk, wie ein Felsen rutschende Erde stützt; das gibt seinem Gedanken das Relief einer Gebirgskette.' Doch Bloy ist nur stellenweise dieser Zauberkünstler. Sein chaotischer Stil gleicht auch einem vom Gebirge herabstürzenden Gießbache, der Felsen, knorrige Wurzeln und viel Schlamm mit sich führt. Man hat deshalb ohne weiteres seinen Stil skandalös genannt, hält ihm vor, er liebe es im Kote zu wühlen, und schilt ihn kurzweg einen Pornographen. Bloy wehrt sich dagegen mit aller Macht und mit Recht. Er kann recht derb schreiben, und wer ihn zum ersten Male liest, findet ihn nach dieser Seite hin oft tiefständig. Bloy übertreibt oft, doch wird er nie unzüchtig. Er will, daß man diese Seite seines Wesens dem gereizten Pamphletisten zugute halte, der nicht Ausdrücke genug finden kann, um den Zeitgenossen ihre ganze Liederlichkeit und Verworfenheit vorzuhalten. Bloy ist eben keine ‚Salonlektüre'. Fassen wir Bloy als Künstler, so steht ein Mann von ungeahnter Tiefe und Empfindung vor uns. Da sind Gedanken von schwindelnder Höhe, von visionärer Größe; Ideenverbindungen, die wie ein Scheinwerfer Dunkles erhellen; da ist Leben und Lebensbejahung in toten Buchstaben, ein Leben voll innigen Glaubens, unerschütterlicher Hoffnung und hinreißender Liebe. Da finden wir oft den totgeschwiegenen Bloy, voll männlicher Kraft und keuscher Herbheit, als gingen wir durch einen vom Sturm geschüttelten Hochwald. So ist er, wenn seine Liebe redet. Wo sein Haß ausbricht, erlischt der Glanz seines Künstlerauges in der verzerrten Maske des Pamphletisten.

Komposition ist in Bloy wenig zu finden. Er ist Urwaldwuchs. Seine Tagebücher sind nach jeweiliger Stimmung geschrieben. Biblische Zitate, mit exegetischen Erklärungen, die unsere Theologen in Harnisch brächten, packende, gedankenvolle Aphorismen, Briefe und Kritiken schwirren bunt durcheinander. Auch in den andern Schriften ist er paradoxal wie in seinem Leben. Es ist einem immer, als ob er außerhalb aller Erfaßbarkeit stände. Strindberg hat wohl einige Ähnlichkeit, doch hält er in psychologischer Hinsicht den Vergleich mit Bloy nicht aus. Strindberg ist noch Pfadsucher, während Bloy unentwegt wie ein Felsblock in seinem Ideenkreise dasteht.

Was liegt ihm daran, daß man ihm Tausende von Schimpfnamen gegeben, daß man ihn sogar einen ‚undankbaren Bettler' genannt, weil er in seiner Not für die Hilfe und das Almosen derer, die es ihm nicht aus vollem, reinen Herzen gaben, keinen Dank wußte. Sind doch, wie sein Freund Barbey d'Aurevilly sagte, die schönsten Namen, die je Menschen getragen, jene, die die Feinde uns gegeben. So geht Bloy unbeirrt seine Wege weiter, hoffnungsvoll wie jener mittelalterliche Pilger, der ‚den Garten der Wollust' suchte. (La Femme Pauvre S. 380): ‚Man hat niemals einen solchen schrecklichen Pilger gesehen und wird ihn niemals wiedersehen. Er suchte seit seiner Kindheit das irdische Paradies, das verlorene Eden, jenen Garten der Wollust — der ein so tiefes Symbol der Frau ist, — wo der Herrgott sein Ebenbild hinsetzte, nachdem er es aus Lehm geschaffen hatte.

Auf allen bekannten und unbekannten Wegen war man diesem Pilger begegnet. Die Menschen und die Schlangen waren vor ihm zurückgewichen, denn die Psalmen drangen ihm aus allen Poren, und er war wie ein Wunder geschaffen. Sein ganzes Wesen glich einem alten Gesange von Ungeduld und hatte einstens in unsäglichen Schmerzen geboren werden müssen.... Er allein unter den Menschen erinnerte sich des Glutofens von Herrlichkeiten, aus dem ihr Geschlecht verbannt wurde, damit die Schmerzen anfingen und die Zeiten begönnen. Mußte sich nicht irgendwo jenes Glutfeuer der Seligkeit finden, das die Sintflut nicht hat auslöschen können, weil der Cherubim immer bereit stand, die Reiterei der Sturzbäche abzuzäumen? Es genügte gewiß gut zu suchen, denn die Zeit hat kein Recht zu zerstören, was ihr nicht gehört.

Und der Pilger wanderte in der Verzückung.... Der Pilger sucht so sein ganzes Leben lang, beständig enttäuscht und stets von Hoffnung hingerissen, mit hingebendem Glauben und flammender Liebe.

Sein Glaube ist so groß, daß die Berge sich versetzen, um ihn vorbeiziehen zu lassen, und seine Liebe ist so stark, daß man ihn nachts für jene Feuersäule halten würde, die vor dem jüdischen Volke einherzog.

Er kennt keine Müdigkeit und fürchtet keine Art von Armut. Seit mehr als sechshundert Jahren, da er sucht, hat er keine Stunde der Trauer gehabt. Im Gegenteil, je älter er wird, um so mehr freut er sich, weil er weiß, daß er nicht sterben kann, ohne gefunden zu haben, was er sucht. Aber nun naht ohne Zweifel der Augenblick. Er hat so sehr den Erdball durch-

forscht, daß es keinen Fleck gibt, sei es der geringste und scheußlichste, den seine Hoffnung nicht besucht hätte. Er hat den Grund der Flüsse durchwandert und ist durch das Bett der Meere gewallt.

Indem er dann glaubt, er sei angekommen, bleibt er zum ersten Male stehen und stirbt aus Liebe in einem Friedhofe von Aussätzigen, in dessen Mitte der Baum des Lebens grünt und wo gleich uns der Geist des Herrn zwischen den Gräbern wandelt'. Hier hat der Mystiker gesprochen. Wird er aber einmal tot sein, dann wird man mit Remy de Gourmont sagen können: ‚Die französische Prosa hat ihren Juvenal gehabt'. Wir fügen hinzu: Die französische Prosa hat ihren mystischen Juvenal gehabt, der nach einem Bilde Barbey d'Aurevillys dem Wasserspeier eines gotischen Domes glich, um die Wasser des Himmels über Gute und Böse auszuspeien.

## Der Geist weht, wie er will.

‚Der Geist weht, wie er will.'
Du junge Seele, was hock'st du still
und weltverdrossen
in dir verschlossen?

Folge dem Zuge,
der dich berührt,
zu freiem Fluge
dich weithin führt —!

Du mußt selbst
das Los dir wählen.
‚Gute Tat!' — heißt das Heilswort der erwählten Seelen,
denen Weltengeist, heiliger Geist
wehend seine Wunder weist —
dumpfer Erdgeist kennt nur Qual und Quälen.

Christoph Flaskamp.

# Papst Sixtus IV. und die Pazziverschwörung.

Von

Adolf Gottlob.

Als ‚Verschwörung der Pazzi' bezeichnet man den Mordanschlag, der im Jahre 1478 am 26. April im Dome zu Florenz während des Hochamtes gegen die beiden Vertreter der Familie Medici, Lorenzo und Giuliano, ausgeführt wurde. Lorenzo, der tatsächliche Leiter des Florentinischen Staatswesens, entging dem Tode mit knapper Not; er trug eine Stichwunde am Halse davon. Sein jüngerer Bruder Giuliano fiel unter den Dolchstößen der Mörder; die tätigsten Mitglieder des Komplotts waren Angehörige der Florentinischen Adelsfamilie dei Pazzi. Das Ereignis hat daher den Namen bekommen.

Man darf hieraus nicht schließen, daß es bloß der Racheakt einer in ihrem Ehrgeiz oder in sonstigen Interessen gekränkten Familie gewesen sei. Es war auch nicht bloß eine Verzweiflungstat der unterdrückten Florentiner Freiheitspartei. Nein, das gänzliche Gelingen dieses Mordanschlags hätte politische Bedeutung für Italien und für Europa gehabt, und so dürfen wir solche Bedeutung auch für das teilweise Mißlingen desselben in Anspruch nehmen. Mit den Verschwörern war ein Neffe des Papstes Sixtus IV. verbunden, ja Sixtus IV. selbst (1471—1484) wurde weithin und nicht ohne Grund der Teilnahme an der Verschwörung geziehen. Wie weit diese Beschuldigung zutrifft, wird noch zur Darstellung kommen; jedenfalls steht fest, daß Sixtus an dem Sturze der Medici persönlich interessiert war und ihn herbeizuführen wünschte. Die Päpste kämpften im 15. Jahrhundert längst nicht mehr den Kampf um die Weltherrschaft, sie kämpften jetzt nur noch um ihre fürstliche Stellung in Italien. Unter Sixtus IV. handelte es sich um die Frage, ob dem Papsttum auf der Halbinsel eine führende Rolle gebühre, oder ob in allem der Partikularismus gelte. Der Ausgang der Pazziverschwörung entschied gegen die Pläne Sixtus IV., gegen die Vormachtsstellung des Papsttums. Die Herrschaft der Medici in Florenz wurde dadurch außerordentlich gekräftigt, und die kriegerischen Verwickelungen, die sich daran anschlossen, haben schließlich dazu geführt, daß Italien der Tummelplatz auswärtiger Mächte geworden ist.

Dem Florentiner Verbrechen eignet aber außer der politischen auch noch eine religiöse oder, wenn man will, eine religionsgeschichtliche Seite.

Man fragt sich verwundert: Der Statthalter Christi in der Gemeinschaft mit Verschwörern und Mördern? Der Gedanke hat in der Tat etwas Ungeheuerliches. Glücklicherweise ist es nicht ganz so schlimm, als es hätte sein können. Prof. Pastor beklagt aber doch mit Recht, daß ein Papst in der Geschichte dieser Verschwörung überhaupt eine Rolle spielt. Welches diese Rolle war und welche Schuld Papst Sixtus IV. darin auf sich geladen, das gedenke ich im folgenden zur Darstellung zu bringen. Ich glaube, jeder Historiker, der sich mit der Zeit und den kirchlichen Zuständen beschäftigt, fühlt die Verpflichtung und das Bedürfnis, den Tatsachen in dieser Frage auf den Grund zu gehen; jeder will selbst prüfen, wieweit Papst Sixtus IV. an der Pazziverschwörung beteiligt war, und welche Absichten ihn geleitet haben. — Zur öffentlichen Erörterung an dieser Stelle, vor einem ausschließlich gebildeten Publikum, eignet sich das Thema einmal, weil in jeder zweifelhaften Sache es das beste ist, deutlich zu sehen, sodann auch, weil der Gewissenskonflikt, in den Papst Sixtus geraten war, Lehren enthält, die wir nutzen können. Sixtus glaubte, die Frucht genießen zu können, ohne sie vom Baume zu brechen; er wollte den Pelz waschen und nicht naß machen. Beides ging natürlich nicht, und deshalb ist sein Name in der Geschichte befleckt. Es soll aber von vorneherein bemerkt sein, daß man die Vorgänge sowohl in Hinsicht auf den Papst als auch in Hinsicht auf die übrigen Beteiligten nicht nach unseren moralischen Begriffen und auf Grund unserer politischen und gesellschaftlichen Zustände beurteilen darf. Der Tyrannenmord wurde im 15. Jahrhundert vielfach als etwas Großes und Gutes gepriesen, und solche Anschauungen, die besonders in den Humanistenkreisen zu Hause waren, haben das sittliche Empfinden bei Klerus und Laien abgeschwächt.

Um uns den Sachverhalt näher zu rücken und die unentschiedene, oder sagen wir die nicht genügend abwehrende Haltung des Papstes in der Mordfrage zu begreifen, ist es nötig, zunächst die Persönlichkeit Sixtus' IV. genauer ins Auge zu fassen. Wir werden den Charakter und wichtigste Bestrebungen von ihm in flüchtigem Umriß zeichnen, dann auch die politischen Mißverhältnisse und Gegensätze aufweisen, die den Papst zu seiner den Mediceern feindlichen Stellungnahme geführt haben. Daran soll sich eine kurze Darstellung der in Rede stehenden Vorgänge selbst anschließen, und endlich soll das Verhältnis des Papstes zu dem Mordplane eingehend erörtert werden.

In der Pinakothek des Vatikans befindet sich ein Bild von Sixtus IV., das nicht nur kunstgeschichtliche Bedeutung hat, sondern jeden Besucher der Gemäldesammlung durch scharfe Charakteristik und prachtvolle Farbengegensätze fesselt. Es ist ein Fresko von Melozzo da Forli, in den Jahren 1476—1477 gemalt, also sicherlich Porträt. Es war früher in den jetzt verlassenen Räumen der alten Bibliothek, ist dort von der Wand abgelöst und in die Gemäldegalerie übertragen worden. Es ist ein Gruppenbild. Man hat es ‚Sixtus IV. im Kreise der Seinen' genannt oder auch ‚Sixtus IV.

bei Eröffnung der Vatikanischen Bibliothek'. Der Papst sitzt in einem gepolsterten Lehnstuhl zur Rechten des Beschauers; man sieht ihn ganz im Profil. Vor ihm kniet Platina, der erste Präfekt der Vatikana, und neben diesem steht der Kardinal Giuliano della Rovere, der spätere Papst Julius II., in noch jugendlichem Alter. Zur Seite und hinten dann noch drei Nebenfiguren, junge Leute, andere Neffen des Papstes.

Durch dieses Bild ist es nicht bloß möglich, die körperlich gebrungene Gestalt Sixtus' IV., einen Mann mittlerer Größe, uns vorzustellen. Wir sehen auch seine ernsten, aber nicht allzu energischen Züge. Er sitzt behaglich, ist jedoch jeden Augenblick zum Aufstehen bereit; denn die Füße stehen nebeneinander, und jede der beiden Hände hält voll den Knopf der Stuhllehne umfaßt, auf der der Arm ruht. Das große, schöne Auge blickt in die Weite, sinnend, ohne Grübeln; der Mund ist geschlossen und die umgebenden Linien sind hoheitsvoll, nicht sinnlich. Für den, der sich mit der Pazziverschwörung beschäftigt, sind drei Eigenschaften des Papstes von besonderer Wichtigkeit, an die das Gemälde Melozzos erinnert. Dadurch, daß es die Eröffnung der Vatikanischen Bibliothek vorstellt, die ein besonderer Ruhmestitel Sixtus' IV. gewesen, denken wir zunächst an die hervorragende wissenschaftliche Begabung des Mannes. Die Unterschrift, auf die Platina mit dem Finger deutet, feiert Sixtus sodann als Erbauer oder Wiederhersteller von Kirchen, eines Findlingshauses, von Brücken und Plätzen. Er hatte also die Lust zu bauen und zu bessern. Endlich zeugt die Umgebung des Papstes auf dem Bilde von seiner Verwandtenliebe, von seinem das gewöhnliche Maß überschreitenden Nepotismus.

Franzesko Rovere, das ist der ursprüngliche Name, war ein scharfer Logiker und schon in der Schule, ich will sagen auf der Universität, und als Professor des Franziskanerordens ein gefürchteter Disputator. Er hat zwar viel mit dem Kardinal Bessarion verkehrt, dem Humanistenvater, ihm verdankte er auch den roten Hut; eine weitgehende Umbildung seiner Lebensauffassung hat er unter dem Einfluß der Antike aber nicht erfahren. Seine scholastischen Anschauungen blieben unberührt, und nach der politischen Seite hin ist er zeitlebens strenger Kurialist gewesen. Er hat sich auch als Kardinal noch mit theologischen Streitfragen beschäftigt, über manche sogar geschrieben. Seine Familiaren, seine Beamten und die Dienerschaft, soll er ziemlich kurz gehalten haben. Persönliche Laxheit der Sitten läßt sich nach alledem bei ihm nicht annehmen. Er hatte nur eine weitgehende Indulgenz gegen sittliche Schwächen bei anderen.

Seine Baulust muß wirklich groß gewesen sein; denn es ist nicht bloß im Vatikan, nicht bloß die Bibliothek und der ganze Trakt zu ebener Erde im Cortile del Papagallo und die eine Seite im Damasushofe, was er gebaut hat, nicht bloß die Sixtinische Kapelle, die heute noch seinen Namen trägt, er soll auch am S. Peter viel gebaut haben, und die Stadtmauer um den Vatikan herum hat er wieder aufgerichtet. Man sieht noch überall seinen

Namen und sein Wappen. Auch in der Stadt selbst an einer ganzen Reihe von Kirchen, an S. Maria del Popolo, S. Maria della Pace, S. Pietro in Vincoli, S. Giovanni de Malva, S. Vito e Modesto, S. Salvatore in Trastevere, S. Quirico e Giulitta — überall begegnet man dem Namen Sixtus IV. Wo Veranlassung war, hat er gebaut und die verfallenden Gebäude wieder hergestellt. Und nicht nur Kirchen, auch das große Hospital S. Spirito, auch die Hafenmauern, auch der Ponte rotto oder, wie er nach ihm nun genannt wird, der Ponte Sisto, tragen Gedenktafeln von Sixtus IV. Das Jubiläum des Jahres 1475, zu dessen Feier man in Rom große Vorbereitungen traf, gab ihm den Anstoß, für die Augen der Fremden soweit als möglich die ganze Stadt zu verschönern. Er ließ Straßen pflastern, Mauern ausbessern, Vorhallen, Erker und Häuserbrücken, die den Weg versperrten und den Durchblick hemmten, niederreißen. Auch der militärische Gesichtspunkt ragt in diese Besserungsarbeiten hinein. Mancher Erker und mancher Vorbau mußte fallen, manches Gäßchen breiter werden, weil man nicht wollte, daß sie fernerhin zur Anlage von Sperrketten, zum Verbarrikadieren der Bürger gegen den päpstlichen Stadtherrn geeignet seien, weil man die etwa eindringenden päpstlichen Söldner gegen allerhand Bedrohung von oben schützen wollte. Der König Ferrante von Neapel soll den Papst auf diese Gedanken geführt haben. — Zu den populärsten Werken, die Rom Sixtus IV. verdankte, zählt die Fortführung der Aqua vergine vom Quirinal bis zur Fontana dei Trevi. Der Brunnenaufbau jedoch und die Kaskaden, die wir hier heute bewundern, stammen erst aus dem 18. Jahrhundert.

Sixtus IV. war kein Fürstensohn; er war nicht im Luxus groß geworden. Im Gegenteil! Franzesko Rovere stammte aus den bescheidensten Verhältnissen und seine Jugend hatte er von Kindsbeinen an im Orden zugebracht. Er war ein Bettelmönch, ein Franziskaner. Und dennoch diese Bausucht, dennoch dieses Geldausgeben mit vollen Händen! In dem steckte ein großer Zug. Er war kein Knauser und kein Kleinigkeitskrämer. Er war eine Herrschernatur, gewiß auch im politischen Leben nicht fähig, sich seine Rechte nehmen zu lassen. Dabei ein Renaissancemensch! Nicht im üblen Sinne des Wortes. Hätte aber ein mittelalterlicher Papst wohl so kräftig durchgegriffen, um die ewige Stadt zum Jubiläum instand zu setzen? Hätte der gewagt, auch das Privateigen einzuengen? Die Straßenregulierung nach militärischen Absichten ist vollends modern und vollends despotisch!

Wie kam es eigentlich, daß Franzesko Rovere zur Tiara gewählt wurde? Gerade die üppigsten Kardinäle und die reichsten, der Spanier Rodrigo Borgia, der Franzose Guillaume d'Estouteville, die Italiener Latino Orsini und Franzesko Gonzaga sollen sich nach anderen Versuchen um seine Wahl bemüht haben. Der Kardinal Borgia hätte sogar, heißt es, Bestechung aufgewandt. Wie ist das zu erklären? Man braucht nicht gleich an Verabredung und Versprechungen zu denken. Aber hat man sich von dem armen Franziskaner nicht Lenksamkeit versprochen? Nachgeben gegen die politischen

Bestrebungen der großen Herren? Vielleicht auch Nachsicht gegen ihre sonstigen Liebhabereien? Sixtus IV. war lenksam, er ließ sich beeinflussen, aber nur, wo es in seinen Plan paßte, oder wo eine Schwäche von ihm im Spiel war. — Im übrigen ist er denen, die sich für ihn bemüht hatten, dankbar gewesen. Er hat sie bald befördert und ihnen Legationen gegeben. Einige dieser Legationen haben freilich den Verdacht erweckt, als ob sie geschehen seien, um sich freie Bahn zu schaffen und weiteren Dankes überhoben zu sein. Solch listreich Doppelspiel traute man dem Rovere zu. An seinen Nepotismus dachte man noch nicht. Der kam aber auch sehr schnell zum Vorschein und er hat dem ganzen Pontifikat die Signatur gegeben.

Sixtus IV. war ein Ligurer, seine Heimat war das kleine Savona an der Riviera di Ponente. Es wird den Leuten dort nachgesagt, daß sie wetterwendisch wie ihr Meer seien; nur die egoistischen Triebe seien bei ihnen dauerhaft; der Familiensinn soll noch stärker ausgeprägt sein als bei den übrigen Italienern.

Die Renaissanceperiode ist die Blütezeit des Nepotismus. Dieser hat in der Geschichte des Papsttums viel Aufsehen gemacht. Aber kann man sich darüber wundern, daß die Päpste gern Verwandte emporhoben und zu sich heranzogen? In einer Zeit, wo man niemand mehr trauen konnte, wo jeder nur auf seine eigensten Interessen bedacht war und, um diese zu schützen, auch vor Gift und Mord nicht zurückschreckte, wo Hochmut, Eitelkeit, Selbstsucht eine so weite Herrschaft über die Menschenherzen gewonnen hatten, daß jede Verletzung gleich ein wildes Rachegefühl entzündete, wo Fürst sein soviel hieß, als täglich der Schmähsucht, der Spionage und Hinterlist, vielleicht sogar dem feigen Mordstahl gedungener Schergen ausgesetzt sein, — von verräterischen Naturen war man überall umgeben, — da fühlte sich jeder am sichersten natürlich im Schoße der eigenen leiblichen Familie, und deshalb suchten auch die Päpste bei ihrem eigenen Fleisch und Blut Anschluß und Hingabe. Tadel verdient da nur das Übermaß, nur wenn die Pflichten des Amts, die Interessen der Kirche, der Verwandtenliebe geopfert sind.

Bei Sixtus findet sich das erste Anzeichen des Kultus der Sippe in der kurzen Zeit seines Kardinalats. Er erinnerte sich da plötzlich der entfernten Verwandtschaft mit der piemontesischen Adelsfamilie della Rovere und nahm nun ebenfalls das Adelsprädikat an. Papst geworden ging er geradeswegs darauf aus, seine verarmte Familie wieder groß zu machen. Er ernannte zuerst zwei Neffen, Giuliano della Rovere und Pietro Riario, beide einfache Franziskanerbrüder, zu Bischöfen und Kardinälen. Der eine war 25, der andere 28 Jahre alt. Giuliano ist später als Nachfolger Alexanders VI. der Retter des Papsttums geworden. Pietro war ein Leichtfuß, ein sittenloser Verschwender. Der päpstliche Oheim aber überhäufte ihn mit Ämtern und Ehren; er gab ihm so und so viele Bistümer und Abteien, ernannte ihn zum Erzbischof von Florenz, zum Patriarchen von Konstantinopel, zum Abte von S. Ambrogio usw. Die jährlichen Einkünfte des jungen Mannes überstiegen

bald 60,000 Goldgulden, nach unsern Werten etwa 2½ Mill. Franken, und sie genügten natürlich noch nicht. Ein Glück für den Papst, daß dieser hoffnungsvolle Neffe schon nach wenigen Jahren starb. ‚Morbo ex intemperantia contracto moritur‘ — so berichtet der Geschichtschreiber. Auch Giuliano erhielt eine Anzahl Bistümer, aber der blieb doch vernünftig dabei; er wußte doch nach außen hin die Würde und den Anstand zu wahren. — An Pietros Stelle wurde nicht lange nachher ein Schwestersenkel ernannt, Raffaëllo Riario, 18 Jahre alt. Er spielt auch bei der Pazziverschwörung eine allerdings nur passive Rolle. Wir werden davon hören. Als bevorzugter Erbe der päpstlichen Zuneigung aber tritt Girolamo Riario ein, der Bruder Pietros, ein Laie, bei dem es deshalb hieß, ihn in Übereinstimmung mit den Eitelkeitsplänen des Papstes anzubringen und zu verheiraten. Girolamo ist der Neffe, der sich mit den Florentinischen Umstürzlern verband. Sowohl Raffaëllo als auch Girolamo sind auch auf dem Bilde Melozzos, ebenso wie Giuliano; sie sehen aber beide recht unbedeutend aus, während Giuliano schon damals, 1476—77, man sieht es an seinem Gesichte und auch an der Bevorzugung durch den Maler, offenbar ein tüchtiger Mensch war.

Selbstherrschen und die Verwandten emporbringen wollen, das waren für einen Papst in den damaligen Verhältnissen des Kirchenstaats zwei gefährliche Eigenschaften. Das Papsttum gibt der Selbstherrlichkeit einen dogmatischen Hintergrund, steigert sie und mindert die Lust zu Konzessionen. Ein Logiker und Absolutist wie Sixtus IV. konnte nicht als Kirchenfürst unbeschränkter Herrscher sein und zugleich in seinem Staatswesen mit einer sozusagen bloß theoretischen Oberlehensherrlichkeit sich zufrieden geben. Tatsächlich hatte der Papst im Kirchenstaate nicht viel zu sagen. Die Residenz der Päpste in Avignon und das Schisma hatten in der Beziehung sehr unbequeme Folgen gezeitigt. Die lokalen Gewalthaber hatten Zeit gehabt, mit ihren Familien emporzukommen, festzuwurzeln und zur Tyrannis auszuarten. Die kurze Unterbrechung durch den Kardinal Albornoz konnte das nicht aufhalten. Sowieso war das mit der großen Weltpolitik beschäftigte und auch wirtschaftlich in der allgemeinen Kirche wurzelnde geistliche Regiment bei sich zu Hause in der Niederhaltung der staatlichen Zersplitterung zu lässig. Der stete Wechsel der Herrschaft gab bald der einen, bald der andern Familie den Platz an der Sonne. So kam es, daß der Kirchenstaat innerlich noch zerrissener war als das übrige Italien, und daß die reale Macht des Papsttums in den italienischen Dingen nicht allzuviel bedeutete. Sie war, nach dem bekannten Worte Machiavellis, groß genug, die politische Einigung zu hindern, aber zu klein, ihrerseits die Einheit zu erstreben.

Das Schmerzenskind der päpstlich-kirchenstaatlichen Politik war allezeit die Romagna, nach dem Sturze der Staufenherrschaft und gerade im 15. Jahrhundert um so mehr, als sich nun zum mindesten drei der auf der Halbinsel rivalisierenden italienischen sog. Großmächte, Venedig, Mailand und Florenz, um die Gunst der Romagnolen bewarben.

Venedig suchte, um seiner Herrschaft über das Meer sicher zu sein, wie die östliche so auch die westliche Küste der Adria zu erwerben oder wenigstens daselbst Stützpunkte seiner Herrschaft zu gewinnen. Mailand und Florenz standen gewöhnlich im Gegensatz zu Venedig, Mailand wegen der ganzen neueren sog. ‚Terra ferma-Politik' der Lagunenstadt, die aber ihrerseits sich wiederum nur aus dem Umsichgreifen Mailands erklärt; Florenz war Venedig entgegen aus Handelseifersucht und um nicht Italien allmählich in Abhängigkeit von der Markusrepublik geraten zu sehen. Ohnedies mußte Florenz zu Mailand halten, um nach Süden und Osten hin gegen den Papst und gegen das Königreich Neapel freie Hand zu behalten.

Das Gleichgewicht zwischen den fünf Mächten Rom, Mailand, Florenz, Neapel und Venedig war von Anfang an, d. h. seitdem im 14. Jahrhundert die politische Gruppierung so geworden, sehr empfindlich. Es durfte weder durch Bündnisse noch durch Angliederung, auch nicht einmal durch innere Erstarkung des einen vor dem andern, gestört werden. Objekte der Bündnispolitik und allenfalls der Angliederung waren hauptsächlich die zwischen den Staaten im ganzen Lande zerstreut liegenden Territorien zweiten und dritten Ranges, die mehr oder minder freiheitlich regierten Kommunen, Stadtrepubliken und Tyrannenherrschaften. Jeder hatte weit in der Runde und am liebsten auch im Lehensbereiche der Gegner selbst seine gewöhnliche Anhängerschaft, und jeder wachte darüber, daß diese Verhältnisse sich nicht zu sehr verschoben, daß insbesondere die rivalisierende Großmacht nicht zu viel Freunde und Anhänger erwarb. Der Gleichgewichtszustand beruhte ja nun wohl auch auf der eigentümlichen Verteilung der finanziellen Kräfte. Gewöhnlich waren die drei monarchischen Regierungen Rom, Mailand, Neapel den Städtern verschuldet. Die Städter hatten außerdem eine direkte Einwirkung auf den internationalen Geldmarkt, während das bei den Herzögen von Mailand und den Königen von Neapel weniger der Fall war. Der Papst allerdings konnte sich manchmal durch Verkündigung der Cruciata, durch Kreuzzugszehnten und Kreuzzugsablässe, helfen; es bedurfte dazu aber immer längerer Zeit, und er war auch sonst darin von den Städtern abhängig. Ebenfalls kam in Betracht, daß dem Papste der kirchliche Zensurenapparat zur Verfügung stand. Er glich dadurch manchen Abgang an materieller Macht aus. Zwar hatten die kirchlichen Zensuren, seitdem sie zum politischen Kampfmittel geworden, nicht mehr viel zu bedeuten. Die Regierenden störten sich nicht daran. Immerhin wurde der Gegner dadurch geschwächt und in seiner politischen Bewegungsfreiheit gehemmt.

Die erste Vorbedingung des politischen Fortschritts, das beste Mittel, um über die andern zu kommen, war immer die Vergrößerung des realen Besitzes. Für den Papst hieß das die Unterwerfung und ev. Beseitigung unbotmäßiger Lehensleute. Es gab deren im Kirchenstaate mehr als zu viel. Und da Venedig und Mailand Fortschritte machten, Venedig nach Westen bis zur Adda vorgedrungen war, nach Norden und Osten gegen die habsburgischen Länder hin sich reine Bahn schaffte — es war bei der Erstarkung Mailands

sonst des Zugangs zum deutschen Hinterlande nicht sicher; da ferner Mailand nach der genuesischen Seite hin sich vergrößerte, — seit 1464 war Genua selbst und sogar ganz Ligurien unterworfen; da endlich Mailand sowohl wie nicht minder Venedig auch südlich des Po vorzudringen suchten, in der Romagna sich wenigstens Anhänger verschafften, — was blieb dem Papste da anders übrig, als seinerseits auf der Hut zu sein und, wo immer möglich, die Ausbreitung seiner unmittelbaren Herrschaft zu erstreben, zum mindesten aber sich überall zuverlässiger Lehensträger zu versichern? Die Niederwerfung der unbotmäßigen Gewaltherren gerade in der Romagna wurde für das Papsttum das Programm der Zukunft. Ohne das war der Kirchenstaat wenigstens nach Norden hin schlecht gesichert.

In diese Verhältnisse nun trat Papst Sixtus IV. im Jahre 1471 ein. Anfangs ging alles gut. Insbesondere ließ sich auch das Verhältnis zwischen Florenz und Rom in befriedigender Weise an. Lorenzo Medici wurde vom Papste in besonderer Weise geehrt, und der Mediceischen Bank wurde bei der apostolischen Kammer sogar die Depositarie übertragen. Sixtus überbot sich, den Erzbischof von Pisa, Filippo Medici, zu versichern, wie lieb er Lorenzo und die ganze Familie habe. Die erste Verstimmung zwischen den beiden kam im Mai 1473. Zunächst hatte Lorenzo auf die Erhebung seines jüngeren Bruders Giuliano zum Kardinal gerechnet; der Papst hatte es ihm halberlei versprochen; aber am 7. Mai erfolgte bereits die zweite Kardinalskreation und Giuliano dei Medici war nicht unter den Ernannten. Sodann ein erster Zusammenstoß direkt auf dem Felde der italienischen Politik, in der Romagna. Florenz hatte seit dem 14. Jahrhundert Schutzverträge mit den Manfredi, den Herren von Imola und Faenza, zwei kleinen Bergstädten am Nordabhang des Apennin, die aber den Übergang über das Gebirge nach Bologna und auch die östliche Küstenstraße über Ravenna beherrschten. Sie waren also für den Papst nicht unwichtig. Durch Streitigkeiten in der Manfredischen Familie kam Imola 1473 in die Gewalt des Herzogs Galeazzo von Mailand, und dieser verkaufte es sofort weiter an Florenz. Gegen diesen Verkauf erhob nun Papst Sixtus IV. als Oberlehnsherr Einspruch. Er wollte den Übergang der Bergfeste in das Eigentum von Florenz unter keinen Umständen dulden. Das Ende von der Sache war: Der Papst zahlte dem Mailänder für Imola 40 000 Dukaten und belehnte dann seinen Neffen Girolamo Riario damit.

Lorenzo Medici wußte nun, woher der Wind wehte. Die päpstlichen Nepoten begannen auch in der italienischen Territorialpolitik eine Rolle zu spielen. In demselben Sommer kam Pietro Riario, der junge Kardinal, nach Florenz zur Besitznahme des Erzbistums, und von da ging er nach Mailand und Venedig. Man erzählte sich die sonderbarsten Dinge über seine Abmachungen mit dem Herzog Galeazzo. Im Frühjahr darauf kam die Verlobung einer Tochter Federigos von Montefeltre, des Grafen von Urbino, mit Giovanni della Rovere, der — vielleicht ebenfalls zum Zwecke der östlichen Küstenwacht — Sinigaglia und Mondavio erhalten sollte, ein Plan, der anfangs an der

Weigerung des Kardinalkollegiums zu scheitern drohte, dann aber im Herbst 1474 doch zustande kam. Montefeltre war also für immer an das päpstliche Interesse geknüpft. Und inzwischen die Niederwerfung der umbrischen Rebellen durch den Kardinal Giuliano della Rovere, die Eroberung Spoletos und die Inbesitznahme von Città di Castello. Der Tyrann dieses Bergnestes im obern Tibertal, Niccolo Vitelli, wurde im Triumphe nach Rom gebracht. Es war ein Triumph der päpstlichen Politik zugleich über Florenz, über Lorenzo Medici; denn von dort aus hatte Niccolo Vitelli Ermunterung erfahren. Im Vertrauen auf Hilfe von Florenz hatte er Widerstand geleistet, monatelang die Belagerung ausgehalten, und die Signorie hatte tatsächlich Miene gemacht, ihm zu helfen; sie hatte ganz in die Nachbarschaft von Città di Castello, nach Borgo San Sepolcro, 6000 Mann Besatzung gelegt. Nur durch die unerbittlich harte Faust des Kardinals Giuliano, des tüchtigsten der Nepoten, und dann durch die Hilfe des Grafen von Urbino, der unmittelbar voraus vom Papste den Herzogstitel erhielt, nur durch das Zusammenwirken dieser beiden war es gelungen, den Niccolo Vitelli zur Unterwerfung zu bewegen.

Lorenzo Medici tat alles, den endgültigen Erfolg Roms hintenanzuhalten. Er wies den Herzog von Mailand und den König Ferrante von Neapel auf die Gefahren des Erstarkens der päpstlichen Macht hin. Sie versuchten auch in der Angelegenheit des Niccolo Vitelli zu vermitteln; aber es war alles umsonst, die Ereignisse überholten sie. Das Obsiegen Sixtus' IV. ließ sich nicht aufhalten. Die einzige Abwehrmaßregel, die nun zustande kam, war ein engeres Bündnis zwischen Florenz, Mailand und Venedig. Es wurde im November 1474 abgeschlossen. Auch der Papst wurde der Form halber zum Beitritt eingeladen; er lehnte aber ab und machte kein Hehl daraus, daß er den Sinn des Bündnisses verstand. Er faßte es als Koalition gegen den Heiligen Stuhl und wußte, daß Lorenzo der Urheber war.

Die Gegnerschaft der Medici zum Papste trat nun auch in nichtpolitischen Dingen zutage. Auf der einen Seite entzog die Camera apostolica der Mediceischen Bank die Ehren und die Vorteile der Depositarie. Auf der andern machte die Signorie von Florenz Schwierigkeiten, wenn es sich um die Besetzung kirchlicher Stellen handelte. Unmittelbar in die Vorgeschichte der Pazziverschwörung gehört die Nichtbestätigung des Erzbischofs Salviati für Pisa. Drei volle Jahre mußte Salviati warten, bis er zugelassen wurde. Er lebte statt dessen an der Kurie und sorgte, daß der Ärger über Lorenzo nicht erlosch. Beide Gegner verharrten vorläufig noch auf dem Wege der kleinen Mittel. Lorenzo ermunterte den Niccolo Vitelli zu einem übrigens vergeblichen Versuch, seine Bergfeste Città di Castello wiederzugewinnen. Das Ansinnen des Papstes, den Verschwörer aus dem florentinischen Staatsgebiete auszuweisen, wurde abgelehnt. Auch Carlo Fortebraccio, der Söldnerführer, der 1477 einen vergeblichen Anschlag auf Perugia machte, um sich dort als in seinem vorgeblichen Erbe festzusetzen, fand in Florenz Zuflucht und Unterstützung. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß er von hier aus zu seinem Unternehmen angestiftet war. — Der

Papst seinerseits behielt unentwegt die Romagna im Auge. Die Herrschaft Girolamos in Imola mußte dort erst noch befestigt werden, und das konnte, wie die Dinge lagen, nur durch Mailand geschehen. Schon war mit dem Herzog ein Ehebund verabredet, ein Ehebund zwischen Girolamo Riario und Caterina Sforza, einer natürlichen Tochter Galeazzos. Da kam plötzlich die Kunde von dessen Ermordung. Galeazzo fiel am 26. Dezember 1476 der Privatrache dreier mailändischer Edelleute zum Opfer. Sein sechsjähriger Sohn Gian Galeazzo kam zur Nachfolge unter der Vormundschaft der Witwe, der Herzogin Bona. Die Brüder des ermordeten Herzogs suchten sich der Regierung zu bemächtigen, wurden aber niedergehalten und in die Verbannung geschickt. Die Heirat Girolamo Riarios mit Caterina Sforza kam also unter recht eigentümlichen Verhältnissen zustande. Ob die Roveres weitergehende Hoffnungen an diese Verbindung geknüpft haben, Hoffnungen, als deren schlimmstes Hindernis wiederum Lorenzo Medici erschien? Wir wissen es nicht. Man meint aber, daß die Ermordung Galeazzos jedenfalls das Vorbild der Pazziverschwörung gewesen, daß der Gedanke, Lorenzo mit Gewalt zu beseitigen, von dort einen direkten Anstoß bekommen habe.

An dem Umsturz in Florenz waren drei Parteien hervorragend interessiert: der Papst, Girolamo Riario und die Familie Pazzi; der Papst wegen der Hindernisse, die seine ganze Politik fortwährend durch Lorenzo Magnifico erfuhr; Girolamo Riario, weil er überzeugt sein durfte, daß Lorenzo, wenn Sixtus IV. einmal tot, wegen Imolas ihm Mißhelligkeiten bereiten würde; und gar an eine Erbreiterung dieser Position war, solange Lorenzo die Florentiner Staatsgeschäfte führte, nicht zu denken. Die Familie Pazzi endlich grollte Lorenzo wegen mannigfacher Zurücksetzung in Ämtern und Ehren und wegen direkter Schädigungen am Vermögen. Lorenzo war in der Auswahl der Mittel, wenn er einen schädigen oder vielmehr hinunterdrücken wollte, nicht wählerisch. Es erwuchs ihm dafür aber auch bei manchen Gegnern ein infernaler Haß, wie wir ihn heute aus dem bloßen Widerstreit im Bereiche der kommunalen Verwaltung kaum verstehen könnten. Es fehlte in Florenz unsere übergeordnete Aufsichtsbehörde und es fehlte die von der Verwaltung getrennte Justiz. Deshalb zuweilen auf der einen Seite ein Übermaß von Ungerechtigkeit, auf der andern aber auch ein Übermaß von Haß und Rachedurst.

Zum Träger der interfamiliaren Rachegedanken zwischen den Pazzis und den Medicis machte sich Franzesko dei Pazzi, der Vorsteher der Pazzischen Bankfiliale in Rom. Er traf hier in Girolamo Riario und in dem so lange nicht bestätigten Erzbischof Salviati von Pisa gute Freunde und Gesinnungsgenossen. Auch der reiche Jacopo dei Pazzi, ein kinderloser Oheim in Florenz, der als das Haupt der Familie galt, wurde in das Vertrauen gezogen. Man beschloß die Niederwerfung des Mediceischen Regiments, koste es, was es wolle. Der alte Jacopo wollte anfangs von gewaltsamem Umsturz nichts wissen; er hielt es für zu gefährlich, hat aber dann doch mitgetan.

Unter anderen Helfershelfern gewannen die Häupter des Komplotts

militärischer Hilfe halber auch einen päpstlichen Söldnerführer, den Grafen Giovanbattista da Montesecco. Er war ein Untergebener des Nepoten, Girolamo Riario's, und man stellte ihm vor, daß der Umsturz in Florenz für die Zukunft des Riario unbedingt nötig sei. Von diesem Montesecco haben wir eine Aufzeichnung über die intimen Vorgänge, ein Geständnis, das er nachher im Gefängnis niedergeschrieben hat. Wir werden uns mit dem Inhalt dieses Schriftstücks sogleich beschäftigen. Zuvor noch kurz über die Ausführung des Verbrechens.

Im April 1478 kam der jugendliche Kardinal Raffaello Riario nach Florenz zu Besuch bei den Pazzis. Raffaello lebte damals als Student in Pisa. Von den Anschlägen seiner Verwandten und seiner Herbergswirte hat er wahrscheinlich keine Ahnung gehabt. Sein Besuch erleichterte aber die Sache sehr; denn es gab da große Gesellschaften auch im Mediceischen Hause, es war da Aussicht auf allerhand Festlichkeiten, auf feierliche Gottesdienste, und eine Gelegenheit, an die regierenden Herren heranzukommen, war also zu erwarten. Der Verabredung gemäß sollten Franzesko dei Pazzi und Bernardo Bandini den Giuliano Medici aufs Korn nehmen, der Graf Montesecco den Lorenzo. Salviati wollte, sobald man losgeschlagen, sich sofort des Regierungspalastes bemächtigen, der alte Jacopo sollte unterdes das Volk zur Freiheit aufrufen. Es wurden fast zu viele Leute ins Vertrauen gezogen, so daß man schon fürchtete, die Sache könnte ruchbar werden, ehe noch etwas geschehen sei.

Als beste Gelegenheit zum Losschlagen ergab sich plötzlich der feierliche Gottesdienst im Dome am Sonntag den 26. April. Es hieß, Lorenzo und Giuliano würden zugegen sein. Unverhofft machte der Graf Montesecco Schwierigkeiten; man sagte, er hätte wegen der Kirche, wegen des Gotteshauses, Bedenken. Vielleicht war ihm seine Aufgabe überhaupt zuwider. An seine Stelle traten zwei Geistliche, Stefano Bagnone und Antonio Maffei. Mitten in der Messe, beim ‚Agnus Dei'*, wie verabredet, stürzten sich Bandini und Franzesko Pazzi unversehens mit gezückten Messern auf Giuliano. Unter dem Rufe: ‚Ah, du Verräter!' stachen sie auf ihn ein. Giuliano kam zu Fall und war in wenigen Minuten eine Leiche. Der Körper war mit 19 Wunden bedeckt. Gleichzeitig hatten die beiden Kleriker auch Lorenzo angegriffen. Lorenzo ward aber nur leicht verwundet, und es gelang ihm, im Tumulte in die Sakristei zu entkommen. Das Hauptziel des Mordanschlags war damit vereitelt. Ebenfalls war Salviatis Versuch, den Regierungspalast in seine Gewalt zu bringen, mißlungen. Das Volk, kaum der Geschehnisse inne geworden, lief

* Ich habe mich für diesen Moment entschieden, weil darauf die meisten Berichte gedeutet werden können. Zu den bei Pastor (S. 538) und Frantz (S. 208) angeführten Belegen kommt noch aus dem offiziellen Bericht an den Kaiser (Florentiner Staatsarchiv, Klasse X. Dist. I. num. 70: ‚Registro di lettere esterne 1475—90', fol. 50) die Stelle: ‚Dato signo, non ab altari longe, medio fere sacrorum tempore strictis gladiis immanissimi satellites Laurentium et Julianum aggrediuntur.'

in hellen Scharen zusammen. Anstatt aber dem Rufe der Freiheit, die ihm die Pazzis bringen wollten, zu folgen, hielt es treu zu den Medicis. Alles drängte nach dem Palaste und sofort begann dort auch das Werk der Rache. Jeder Verschwörer, der ergriffen worden, und alle Angehörigen der Familie Pazzi wurden an den Fenstern des Regierungspalastes aufgeknüpft. Ob Laien, ob Geistliche, da gab es keinen Unterschied. Auch der Erzbischof von Pisa fand auf diese Weise seinen Tod. Der Kardinal Raffaello wurde eine zeitlang gefangen gehalten, dann ehrenvoll entlassen. Noch den ganzen Monat Mai hindurch fanden Gefangensetzungen und Verurteilungen statt. Die Leichen derer, die der Volkswut zum Opfer gefallen, und auch manche der erst nachher Hingerichteten, wurden in grausiger Weise geschändet. Doch wir wollen uns bei diesen Schreckensszenen nicht aufhalten. Wir wenden uns vielmehr nun ganz der Frage zu, wie weit der Papst an dem Mordanschlag beteiligt gewesen. Sixtus IV. wußte von den Absichten der Mordgesellen; hat er aber auch zu allem seine Zustimmung gegeben? War ihm der Tod Lorenzos und Giulianos dei Medici erwünscht und hat er ihn herbeizuführen gesucht?

Diese Frage ist von den Historikern in sehr verschiedener Weise beantwortet, von den meisten umgangen worden. Die Schuld Sixtus' IV. hat von neueren Schriftstellern direkt behauptet, so viel ich sehe, nur Isolde Kurz in der ‚Stadt des Lebens, Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance' (Leipzig 1907, S. 14). Sie schreibt: ‚Der Papst wollte die Vollstreckung der Tat, wünschte aber den Schein zu retten.' Leopold v. Ranke in seinem Werke über ‚Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten' (I. 31) läßt die Frage unentschieden; er spricht nur von dem ‚Verdachte', den Sixtus IV. auf sich geladen, als habe er um den Mordanfall gewußt. Ludwig Pastor im 2. Bande der ‚Geschichte der Päpste', 2. Aufl., S. 540 verneint die Absicht des Mordes; die übrigbleibende positive Schuld Sixtus IV. hat er dabei nicht umschrieben. Auch Alfred v. Reumont im ‚Lorenzo Magnifico' hat die Frage nach der positiven Schuld Sixtus IV. nicht gestellt; er leugnet die Mordabsicht und das genügt ihm. Am weitesten und mit einem bemerkenswerten Mangel an Kaltblütigkeit hat Erich Frantz in seinem Buche über ‚Sixtus IV. und die Republik Florenz' (Regensburg 1880) den Papst verteidigt. Er geht bis zur Ungerechtigkeit gegen Lorenzo und überhaupt die Mediceer. Dabei gerät er in die tollsten Widersprüche. Sehen wir nun selbst wie wir das Verhalten Sixtus' IV. beurteilen wollen.

Als sichere Unterlage für die Bildung einer Meinung kann nur das Geständnis des Grafen Montesecco angeführt werden, sein Bericht über mündliche Auslassungen des Papstes in seiner und der beiden Hauptmitverschworenen Gegenwart. — Schriftliche Zeugnisse in der Sache von Sixtus IV. selbst sind nicht vorhanden. Man müßte denn die einfache Versicherung, daß er ungerecht beschuldigt werde, und die nachherige Forderung an die Florentiner, die falschen Beschuldigungen, die sie über ihn an die Fürsten gebracht, durch besondere Gesandtschaften zu widerrufen, als solche Selbstzeugnisse gelten lassen wollen. —

Wo Veranlassung gewesen wäre, sich über sein Verhältnis zu der Mordaffäre ausführlich auszusprechen, in der Exkommunikationsbulle vom 1. Juni nämlich, wodurch über Lorenzo Medici und die Florentiner Behörden, weil sie an Geistlichen sich vergriffen hatten, der große Kirchenbann verhängt wurde, an dieser einzigen Stelle, die zur Selbstrechtfertigung vor der Öffentlichkeit geradezu aufforderte, gleitet der Papst über die ganze Pazziverschwörung mit leider sehr kurzer Wendung hinweg. Er sagt bloß, es sei in Florenz zu einigen bürgerlichen und privaten Mißhelligkeiten gekommen. ‚Cum . . . ad aliquas civiles et privatas inter eos (cives) dissensiones deventum esset‘ — das ist alles! Und dabei zeigt die Exkommunikation und die ganze Begründung selbst, daß es sich nicht bloß um innerstädtische Angelegenheiten handelte, sondern daß ganz Italien, daß vor allem der Papst und die Kirche an diesen vorgeblichen ‚dissensiones civiles et privatae‘ interessiert waren. — Sixtus IV. hat sich also der Befragung des Historikers entzogen, und wir bleiben auf die alleinigen ‚Confessiones‘ des Grafen von Montesecco angewiesen. Glücklicherweise hat man den Eindruck von diesen, daß man sich auf sie verlassen kann. Insbesondere in den Stellen, die über den Papst handeln, erscheinen sie aufrichtig und wahr. Die Situation, in der Sixtus IV. sich befand, ist richtig aufgefaßt, und sein Charakterbild erhält aus diesen Aussagen eine Ergänzung, die nicht unwahrscheinlich ist. Ein Fälscher, der im Dienste Lorenzos der Wahrheit ein Schnippchen hätte schlagen wollen, hätte wohl den Papst direkt beschuldigt. Im übrigen konnte die Szene, die in der Gegenwart Sixtus' IV. im päpstlichen Palaste spielt, wie Gino Capponi richtig bemerkt, niemand erfinden. Für die richtige Überlieferung bürgen die amtlichen Beglaubigungen durch eine ganze Reihe öffentlicher Notare.

Ich entnehme der Aufzeichnung* nun bloß die Stellen, die sich auf den Papst beziehen. Die erste betrifft die zweite Konferenz des Grafen Montesecco mit den Anstiftern. Bloß Girolamo Riario und Salviati waren zugegen. Der Graf fragte diese: ‚Was wird aber der Papst dazu sagen (zu unseren Absichten, zu unserer Verschwörung nämlich)?‘

‚Und sie antworteten mir: „Den Papst werden wir tun lassen, was wir wollen.“‘

‚Ferner (sagten sie): „Seine Heiligkeit ist nicht gut gestimmt auf Lorenzo; er wünscht es mehr als irgend wer anders.“‘

‚Habt ihr mit ihm darüber gesprochen?‘

‚Ei gewiß! Und wir werden sogar machen, daß er mit dir selbst darüber spricht und dir seine Intentionen mitteilt.‘

In der Tat brachten die beiden eine Audienz bei Sixtus zustande, und sie waren auch selbst beide anwesend. Wir müssen uns die drei vor dem Papst kniend denken. Den Verlauf der Unterredung erzählt Montesecco dem alten Jacopo dei Pazzi in Florenz:

* Der italienische Wortlaut bei G. Capponi, Storia della repubblica di Firenze, Bd. 2/1875, S. 509—20.

‚Seine Heiligkeit sagte mir, ich solle dich ermuntern, die Florentiner Angelegenheit zu betreiben, weil nicht abzusehen ist, wann . . . man wieder eine solche Truppenzahl in der Nähe von Florenz zusammen hat, und weil jeder Aufschub gefährlich ist. Ganz gewiß! Seine Heiligkeit sagte, er wünsche, daß die Staatsumwälzung erfolge, aber ohne daß irgend jemand dabei zu Tode käme. Und als ich sagte — der Graf (Girolamo) und der Erzbischof waren dabei —: „Heiliger Vater, solche Dinge lassen sich ohne die Ermordung Lorenzos und Giulianos und vielleicht auch noch anderer schlecht ausführen," da sagte Seine Heiligkeit zu mir: „Ich will den Mord von keinem, um keinen Preis; denn zu einem Morde unsere Zustimmung zu geben, ist nicht unseres Amtes, wer es auch sei. Und wenn Lorenzo auch ein schlechter Mensch ist und sich schlecht gegen uns benimmt, so will ich doch nicht seinen Tod, keinesfalls; aber die Staatsumänderung, ja (die will ich)."‘

‚Und der Graf (Girolamo) sagte: „Man wird tun, was man kann, damit es nicht geschieht; indes, wenn es geschieht, dann wird Eure Heiligkeit dem, der es getan, doch verzeihen?"‘

‚Der Papst antwortete dem Grafen und sagte: „Du bist ein Unverstand (una bestia);* ich sage dir: Ich will keinen Mord, aber die Staatsumänderung, ja (die will ich). — Und so sage ich dir, Giovambattista, ich wünsche sehr, daß das Regiment in Florenz geändert und dem Lorenzo abgenommen wird; denn er ist ein niedriger und gemeiner Mensch, und er nimmt keine Rücksicht auf mich; wenn er aus Florenz weg wäre, dann könnte ich meine Absichten mit der Republik durchführen, und das wäre mir sehr lieb."‘

‚Die Anwesenden Graf Girolamo und der Erzbischof sagten darauf: „Es ist richtig, was Ew. Heiligkeit sagen, daß wenn Sie Florenz auf Ihrer Seite hätten und Sie könnten darüber verfügen, dann würde alles in Ihrer Hand sein; dann könnte Ew. Heiligkeit halb Italien Gesetze vorschreiben, und jeder würde darauf halten, Ihr Freund zu sein. Also denn, seid zufrieden, daß wir alles tun, um zu diesem Ziele zu kommen!"‘

‚Seine Heiligkeit antwortete: „Ich sage dir, ich will nicht (was du meinst); geht und tut, wie euch gut scheint, nur nicht, daß ein Mord geschieht!"‘

‚Darauf erhoben wir uns vor Seiner Heiligkeit und zogen dann den Schluß, er sei zufrieden und werde uns unterstützen und uns militärische Hilfe gewähren und anderes, was hierzu erforderlich. — Der Erzbischof (Salviati) sagte noch:

* Die sogen. ‚Synode von Florenz,‘ die bald nach dem Ereignis zusammengetreten sein soll, legte diese Stelle aus, als ob Sixtus gesagt hätte: ‚Du bist ein Dummkopf, daß du mich das fragst‘ (Fabroni, Laurentii vita, Bd. 1, S. 140). Ich halte diese Auslegung für falsch, weil Montesecco nichts von Komödie seitens des Papstes gesehen hat. In ‚bestia‘ sollte die Unvernunft ausgedrückt werden, nicht der Mangel an Schläue und List.

„Heiliger Vater, seid einverstanden, daß wir dieses Schifflein lenken, wir werden es gut führen!"'

‚Und der Papst sagte: „Ich bin einverstanden!"'

‚Darauf erhoben wir uns von seinen Füßen und zogen uns in die Wohnung des Grafen (Girolamo) zurück. Dort wurde dann die Sache im einzelnen erörtert, und wir kamen zu dem Schluß, daß man nichts machen könne, in keiner Weise, ohne den Tod jener, nämlich des Lorenzo Magnifico und seines Bruders (Giuliano).' — —

Soweit die erste Stelle. Die folgenden sind von geringem Belang. Der Vollständigkeit halber will ich sie aber auch noch mitteilen.

Es hatte den Verschworenen schon längere Zeit die Gelegenheit gefehlt, den Überfall auf die Medici auszuführen. Einmal hieß es, Lorenzo komme demnächst nach Rom zum Osterfeste. Man faßte also zunächst diese Gelegenheit ins Auge. Als Girolamo dem Montesecco Mitteilung davon machte, fragte dieser:

‚Wollt ihr ihn hierbei ermorden?'

‚Er (Girolamo) antwortete: „Ums Himmels willen nicht! Das will ich auf keinen Fall, daß hier einer Mißvergnügen habe (er meinte damit wohl den Papst, vielleicht aber auch den Gast, Lorenzo); aber nachher, nach der Abreise, dann wird die Sache verfolgt werden, wie es sich am besten macht."'

‚Da fragte ich' — so berichtet Montesecco weiter — ‚den Grafen (Girolamo): „Weiß der Papst davon?"'

‚Er antwortete: „Allerdings."'

‚Da sagte ich: „Teufel, das ist sehr wichtig, daß der einverstanden ist!"'

‚Da erwiderte er: „Weißt du denn nicht, daß wir ihn tun lassen, was wir wollen? Die Hauptsache ist, daß die Sache gut vorangeht."' — —

Die Hoffnung, daß Lorenzo Medici nach Rom käme, war natürlich eitel, und so ist denn doch Florenz der Schauplatz des Ereignisses geworden.

Nach seiner Erzählung hat inzwischen Montesecco auch den Papst selber noch einmal gesprochen. Er war in der Romagna gewesen und mußte nun dem Heiligen Vater Bericht abstatten. Diesem dauerte es zu lange, bis die von ihm gewünschte Regierungsveränderung in Florenz eintrat. Montesecco erzählt:

‚Nachdem wir über andere Dinge gesprochen, sagte der Papst zu mir: „Noch eins, Giovambattista, der Erzbischof und Francesco (Pazzi), der doch so große Dinge vorhatte, die können einen Staat wie den von Florenz nicht ändern. Ja, ich glaube, ohne Seiltänzer wissen die nicht einmal drei Eier in einem Becken zusammenzubringen.* Wer sich mit denen einläßt, ist betrübt daran."'

Endlich versichert Montesecco noch, Girolamo Riario habe ihm wiederholt gesagt, daß der Heilige Vater ein ebenso großes Verlangen nach der

* Der Nachdruck liegt auf dem ‚nicht ohne Seiltänzer — se non con cianciatori'. Es soll eine Charakteristik ihres Treibens gegeben werden, das dem Papste den Eindruck des Komödiantentums machte.

Staatsumwälzung in Florenz habe wie er selbst. ‚Und wenn du ihn reden hörtest, wenn wir, er und ich, beisammen sind, dann würdest du dasselbe sagen.‘

Das die Erzählungen des Montesecco. Ich glaube, wer sie unbefangen hört oder liest, wird mir zustimmen, wenn ich sage: Sixtus IV. hat den Mord nicht gewollt; er ist aber mitverantwortlich, weil er die Verschwörer nicht überhaupt von sich gewiesen hat. — Er hat den Mord wiederholt in der entschiedensten Weise und mit den stärksten Ausdrücken abgelehnt; er hat sogar darauf hingewiesen, daß die Ehre seines Amtes dabei in Frage stand. Er ist darin doch wohl aufrichtig gewesen. Endlich dürfen wir uns auf die Tatsache der bereits nach drei Monaten erfolgten Exkommunikation der Florentiner Behörden berufen. Hätte Sixtus sich des Anteils am Verbrechen schuldig gefühlt, so hätte er dazu doch wohl nicht den Mut gehabt; dann hätte das Schuldbewußtsein seine politische Tätigkeit für längere Zeit gelähmt. —

Man kann darauf erwidern: Es hatte die Möglichkeit und sogar Wahrscheinlichkeit bestanden, daß der Anschlag mit Blut beginnen werde. Ja, der Graf Montesecco hatte den Papst selbst versichert, daß die Staatsumwälzung ohne den Tod der beiden Medici nicht gut möglich sei. Sixtus hat sich gegen diese Einsicht sozusagen absichtlich verschlossen. Man hätte von ihm erwarten müssen, daß er — eben wegen der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Mordes — sein Einverständnis mit dem Anschlage überhaupt verweigerte, daß er sich und den Stuhl Petri auch vor dem Scheine des Einverständnisses mit einem Morde bewahrte. Er hat das aber nicht getan, sondern hat in schwächlicher Weise seine und seines hohen Amtes Ehre untergeordneten Leuten, ehrgeizigen Strebern und niedrig gesinnten Kriegsknechten in die Hände gegeben; er hat die Verschwörer als solche in seinem Hause und in seiner Gegenwart geduldet, ja, er hat sie unterstützt, begünstigt und ungeduldig angetrieben, also ist er schuldig.

Wer den Toten gerecht verteidigen will, mag darauf sagen: Die Absicht des Mordes, ich meine die innere Zustimmung, ist dennoch nicht wahrscheinlich; denn hätte sie bestanden, so hätte Sixtus in der ganzen Unterredung mit Montesecco und den beiden Verschwörern Komödie gespielt. Das müßte Montesecco denn doch gemerkt haben. Hätte er es gemerkt, hätte er auch nur den leisesten Verdacht gehabt, daß der Papst im Herzen den Mord billige, scheineshalber aber nach außen anders spräche, dann fänden wir das in den Aufzeichnungen ganz sicher angedeutet. Montesecco hatte ein Interesse daran, den Papst zum Mitschuldigen und womöglich zum Anstifter zu haben; er hätte seinen Inquirenten mit solcher Verdächtigung den größten Gefallen getan. Trotzdem verraten die ‚Confessiones‘ keine Spur davon. Sie zeigen wiederholt die scharfe Scheidung Sixtus' IV. zwischen der Staatsumwälzung und dem Morde; Montesecco aber tut einfach nichts, um uns den Glauben an diese Unterscheidung zu nehmen. — Eine wirkliche Schuld des Papstes, ein unbedingt schwer ins Gewicht fallender Fehler ist sein Umgang mit den Mordgesellen,

Walter Leistikow pinx.

Herthasee (Grunewald).

sein Verkehr mit ihnen, obschon sie ihm ihre Mordgedanken schon verraten hatten; und dennoch darf man diese Verirrung ihm nicht zu hoch anrechnen; denn Sixtus glaubte, die Verschwörer zu der Staatsumwälzung nötig zu haben, sein heißes Verlangen nach dieser aber war in seinen Verhältnissen erklärlich; er stand infolge seiner Verwandtenliebe in einer suggestiven Abhängigkeit von Girolamo: ‚Weißt du nicht, daß wir ihn tun lassen, was wir wollen?‘; und schließlich haben Girolamo und Salviati dem Papste ihre endgültige Entschlossenheit zum Morde wahrscheinlich nicht ganz enthüllt. Er mochte also glauben, die Staatsumwälzung in Florenz werde nun auf seine, seiner Meinung nach genügend bekundete Willensäußerung hin ohne Blutvergießen geschehen. Endlich dürfen wir auch noch die allgemeine Tatsache wiederholen, daß man einen solchen Abscheu wie wir vor dem Morde und gar vor dem Tyrannenmorde damals in Italien überhaupt nicht hatte. Der Mord war etwas Alltägliches; der Tyrannenmord wurde von den Humanisten, von Dichtern und Schriftstellern verherrlicht. Der Wilhelm Tell-Kultus ist etwas Ähnliches. Wenn Sixtus sich auch der Strenge des christlichen Sittengesetzes bewußt sein mußte, und wir wollen sagen auch bewußt war, so hat er dieser Zeitströmung doch natürlich unterstanden. Sie hat ihn beeinflußt; daß er ihr ganz erlegen sei, wird man nicht behaupten können.

Es wäre zum Schluß noch die Frage zu erörtern, wie der Papst den Gang der Dinge sich gedacht hat, wenn es nach seinem Willen gegangen wäre. Wie wollte er die Rückkehr der Medici zur Herrschaft hindern, wenn die Staatsumwälzung ohne ihren persönlichen Untergang gelungen wäre? — Man kann die Frage wegen Mangels an Material mit Sicherheit nicht entscheiden. Wir müssen aber daran denken, daß es für eine politische Verbannung damals noch nahe Beispiele gab. Nach den Aussagen des Grafen Montesecco trug man sich in Rom mit Plänen, die auf eine weitgehende politische Abhängigkeit der Republik vom Papste hinausliefen. Vielleicht hat man die Gedanken sogar bis zu einer staatsrechtlichen Verbindung erhoben. Es gab historische Erinnerungen, nach denen der Papst Rechte auf Toskana hatte, und die augenblickliche politische Lage gegenüber dem Anwachsen Mailands, gegenüber der Ländergier des Königs Ferrante und der lauernden Politik Venedigs schien eine starke Macht in der Mitte der Halbinsel zu fordern. Girolamo Riario berauschte sich an dem Gedanken, wenn Seine Heiligkeit ‚halb Italien‘ Gesetze vorschriebe und jeder darauf halten müsse, des Papstes Freund zu sein. Natürlich waren das ja alles noch ungefangene Fische; aber man sieht doch die Möglichkeit, wie der Absolutist Sixtus IV. sich weismachen konnte, man könne Lorenzo und die Medici stürzen, sie am Leben lassen und doch daran hindern, zur Tyrannis zurückzukehren. Die kommende eigene Herrlichkeit hatte ihm den politischen Sinn geblendet und sein Herz verwirrt.

Sixtus IV. war in die Versuchung fast ohne seine Schuld gekommen durch die einfache politische Entwickelung und durch den Willen zur Macht, der ihm in Verbindung mit den theokratischen Ideen, die ihn beherrschten,

ganz natürlich war. Er hätte sich zu einem heroischen Tugendakte aufraffen müssen, vermochte das aber nur so weit, als das christliche Sittengesetz unmittelbar und offensichtlich in Gefahr stand. Zugleich auch auf seine politischen Ideale verzichten, das wollte er nicht. Das war für ihn zu schwer, zu schwer hauptsächlich deshalb, weil er zwischen seinen Interessen und denen des Kirchenstaats nicht unterschied, und vor allem, weil er die kirchenstaatlichen Interessen mit denen der Religion und Kirche verwechselte. Man hat diese Unterscheidungen mit Ach und Weh bekanntlich erst im 19. Jahrhundert gelernt. Deshalb darf man auch einem Kirchenmanne des 15. Jahrhundert jene Verwechselungen nicht zu hoch anrechnen.

Hätte Papst Sixtus IV. in seinen politischen Bestrebungen den schließlichen Erfolg für sich gehabt, so würde sein Ruhm den seines Neffen, des Papa Giulio, vielleicht überstrahlen. So aber ließ ihn das Schicksal zu klein. Man kann über das Ungehörige der Pazziverschwörung nicht hinwegsehen. Schlimmer als an anderen hat sich die Sünde des politischen Papsttums an ihm gerächt.

# Der Einsiedler.

(Früher Morgen. Eine Hütte. Davor ein Tisch mit einem als Sitz dienenden Steinblock. Der Einsiedler wandelt langsam daher.)

Der erste warme Tag treibt alle Kräfte
Der ausgeschlummerten Natur ans Licht.
In tausend Adern quillen Lebenssäfte! —
Vom Wurzelstock empor gewaltig bricht
Der Zeugungsdrang bis in die feinsten Schäfte
Des Kronentriebs, der sich im Äther wiegt; —
Gleich einem Kuß es still durch alle Blätter fliegt!
Die Künstlerin Natur, daran ist nicht zu kritteln,
Wirkt immer noch mit ihren alten Mitteln! — —
(sich umschauend, dann zu Boden blickend)
Das kribbelt, webt und lebt auf Schritt und Tritt,
Das eine reißt das andre mit!
Der lichte Falter schwirrt im Hochzeitsfluge
Und sucht sein Brautbett sich im blauen Raum,
Der plumpe Käfer kriecht noch wie im Traum:
Durch seines gold'nen Panzers feste Fuge
Dringt träger als bei Motten oder Mücken
Des schaffenden Lichtes liebevoll Entzücken.
Die Würmlein haben längst auf grünem Blättchen
Sich eingesponnen in ihr Wochenbettchen;
Und sieh! In froher Arbeit vollstem Zuge
Trägt aus der Blüten Honigkruge
Die Biene fleißig ein vom Lindenbaum,
Indessen stillvergnügt am Wiesenschaum
Die Grille ihrer Zither Saiten reißt! —
Die blaue Fliege, die lautsumsend kreist,
Vielleicht vor einem Stündlein erst geboren —
Im Augenblick ist sie verloren,
Von einem Schwalbenmütterchen verspeist! —

So geht's der Maus, den Füchsen und den Wölfen,
Weiß jeder mit dem andern sich zu helfen:
Wen frissest du? Und wer frißt dich?
Der Stoff besteht, die Form verändert sich! —

Damit der große Stall, die Erde,
Von dem Gedräng nicht übervölkert werde,
Wird immer eins des andern Fresser —
Der Kreislauf ist des Schöpfers Theorie!
Die Menschen, ach, sie machen's auch nicht besser,
Und Mörder sind's zu allen Stunden:
Schmackhafte Tiere hegen und pflegen sie,
Für Mund und Magen müssen sie ans Messer;
Unnütze töten sie, weil sie nicht munden! —

Wie schnell das Leben aus dem Dunkel springt,
Das Dunkle wieder schneller es verschlingt.
Laß dies, o Mensch, dir eine Weisheit sein,
Nur auf das Ewige mit dem Sinn zu zielen:
Wir sind wie Mücken, die im Lichte spielen
Und sterben müssen, fällt die Nacht herein!
Wir sind wie Laub, am Morgen frisch und grün,
Zu Mittag welk, zu Abend im Verblüh'n;
Wir fallen vom Baum, der uns das Sein gegeben,
Im ewigen Lenz uns wieder zu erheben:
Zum ewigen Lenz im Gnadenlicht,
Wo mehr kein Blättlein fällt und keine Blüte
Des Frostes kalter Finger bricht,
Weil wunderbar uns hält des Ewigen Güte! . . .

So spür' ich rings im Wasser, Luft und Licht,
In Fels und Baum ein mir verwandtes Leben
Von brüderlicher Gleichart mich umgeben,
Das mir gefühlvoll und verständlich spricht!
Und ich erkenne klar aus all dem Weben,
Aus dem Entstehen und Entschweben:
Die Welt ist niemals da — in jedem Augenblick
Wird sie geboren, lebt und fällt ins Nichts zurück! —

Und schau ich rückwärts — die Erinnerung
Ist ohne Grenzen! — Seit die Welt im Schwung
Sich drehte, war auch ich schon, und solange
Sie noch sich dreht, werd' ich auch sein! — Im Gange
Der Schöpfung bin ich Ahn zugleich und Erbe:
Durch jedes Einzelwesens Seele zieht,
Ob es abwechselnd lebe oder sterbe,
Des Werdens unvergänglich Lied!

Rich. Zoozmann.

# Amsel Wunderlich, der Träumling.

Der Roman einer Jugend.

Von

Joseph August Lux.

(Schluß.)

## XIX.

Der schöne Traum von freier Künstlerschaft, Orgelmusik, herzinnigen Engelslümmeleien, üppigen Mittagessen im Pfarrershaus, Kegelschieben und endlosen Kunstfahrten über Land verging, als wäre ein großer Löschhut drauf gestülpt, in dem Augenblick, da Amsel in die Werkstätte kam, das schöne Rätsel der Kunst kennen zu lernen.

Der erste Schritt, in die Geheimnisse der Kunst einzudringen, bestand darin, daß er den Gesellen Bier, Wurst und Tabak holen mußte und zum Dank dafür und wohl auch zur Erklärung der Anfangsschwierigkeiten einige Püffe empfing. Der zweite Schritt war der, daß ihn die Meisterin zu einigen niederträchtigen Arbeitsverrichtungen herbeiholte, für die sich die schmutzige Dienstmagd zu vornehm hielt. Der dritte Schritt brachte in wieder in die Werkstätte zurück, wo er endlich ans Werk durfte. Aber dieses Werk bestand in dem Aufladen von Kisten und Truhen, bei dem er helfen mußte, daß die Finger bluteten und die Muskeln zitterten, während der Geselle sich dabei gütlich tat und fluchte, daß der faule Tagedieb bei der Arbeit zimperlich tue, als ob er eine Gräfin wäre.

Ach, diese furchtbare Roheit der Gesellen, die sich an den Lehrjungen austobte! In seiner Jugend hatte es der Geselle nicht besser gehabt, und unter den Stößen und Schlägen war sein Gefühl verhärtet. Er neigte naturgemäß zur Wiedervergeltung. Warum sollte es denn heute ein Junge besser haben, als er es zu seiner Zeit gehabt hatte? Hatte er es nicht auch aushalten müssen? Und war er etwa nicht ein fertiger Handwerker geworden, der sein Zeug versteht? Oder meinst du vielleicht was besseres zu sein? Na', wart, ich will dich lehren, Lausbub, verflixter!

Was waren doch die Ziegelschupfer für feine Leute! Zwar wurde auch gescholten, was Platz hatte, aber es geschah doch in der freien Luft,

von allen Höhen herab, wie auf einer Riesenschaukel, und hörte sich in dem Kling-Klang der aufgelegten Ziegel und leicht daraufklopfenden Hämmerschläge der Maurer, in der großen vielstimmigen, gar nicht unharmonisch klingenden Arbeitsmusik eines Baues nicht gar so fürchterlich an. Denn dazu erscholl Gelächter, ein Scherzwort flatterte auf, und kam einmal ein Schimpf wie ein Steinwurf angeflogen, so ward er von dem ganzen Arbeitsrhythmus aufgefangen und weggespült und hatte weiter keinen Schaden getan. Die Ziegelschupfer taten wenigstens einander nichts zuleide, wenn sie auch fremde Gaffer mit ziemlich handgreiflicher Unzweideutigkeit verscheuchten. Das Maurervolk ist doch mit einer gewissen Fröhlichkeit bei der Arbeit. Aber diese Gesellen in der Werkstätte! Es schien, als ob die Arbeit der schwerste Fluch wäre, an dem sie zu tragen haben. Ein unaufhörliches Knirschen und Vermaledeien, so oft sie einen Handstreich taten. Führten sie einmal das Werkzeug ungeschickt, oder gelang eine Sache nicht auf den ersten Hieb, dann regnete es eine solche Flut von Schimpfworten, daß dem Amsel die Haare gegen den Berg standen. Es muß zur Ehre dieser Gesellen gesagt werden, daß sie nicht nur dem unschuldigen Werkzeug, dem Material, dem abwesenden Meister und der abwesenden Kundschaft, wie überhaupt der Werkstatt, dem Wochendasein, dem lieben Herrgott und allen seinen Heiligen die fürchterlichsten Namen gaben, sondern daß sie mit diesen unflätigen Ausdrücken auch sich selber verwünschten. Amsel riß Augen und Ohren auf, fassungslos über diese Pestilenz, die von eines Menschen Denken und Reden ausgehen konnte. Aber bei diesem Aufhorchen und unwillkürlichen Staunen geriet er aus dem Regen in die Traufe. In der instinktiven Empfindung, daß dieser unberührte Knabe unwillkürlich und geheim dieses Betragen verabscheuen mußte, richtete sich die Verdrossenheit und Wut der Gesellen gegen ihn. Sie verdoppelten ihre Schimpftiraden, erfanden einen neuen Unflat hinzu in einer grausamen Wollust, die innere Reinheit des Jungen zu besudeln, zu verderben, mit den Giftkeimen ihrer geistigen Pestilenz ganz zu sättigen, um auf diese Weise einen unerwünschten geheimen Richter und Verurteiler zu vernichten. Überall, wo Amsel stand oder zugreifen wollte, war er im Wege, und was immer er tat, ward schlecht gemacht und wurde mit schändlichen Lästerungen wie mit ätzender Lauge begossen. Zugleich aber waren die Gesellen neidisch, und keiner mochte ihm einen Handgriff beibringen oder auch nur zusehen lassen. Was gaffst schon wieder, verfluchter Faulpelz? Die Herren Gesellen! In ihrer Lehrzeit hatte es ihnen auch niemand gezeigt. Auch ihnen wurde es über alle Maßen schwer gemacht. Aus eigenem Genie mußten sie allmählich dahinter kommen, wie man's am besten macht. Das war es, aus eigenem Genie! Nun konnten sie sich mit Überlegenheit brüsten und pfauenhaft stolz vor dem armen, zerknirschten Jungen tun, dem die Tränen immer näher

standen als alles andere sonst. Nun hatten sie einen, der zu ihnen aufblicken mußte, der sie bewundern konnte, und der sie umsomehr bewundern sollte, je länger ihm die Fertigkeiten ein schier unlösbares Geheimnis blieben. Oder soll man's etwa dem hergelaufenen Jungen auf dem Präsentierbrett entgegenbringen? Er soll sich einmal selber anstrengen und lernen, was es heißt, Geselle zu sein.

Nur ein alter Gehilfe, namens Gabriel, hatte den dummen Gesellenstolz längst in seiner Rumflasche ertränkt. Er fluchte auch nicht bei der Arbeit, sondern funkelte mit seinen etwas glasigen Äuglein nicht unvergnügt in die Hobelbank hinein, als sähe er da drinnen anmutige Gesichte. Öfters guckte er auch durch eine der trüben Scheiben nach dem winzigen Fleckchen Himmel zwischen den engen, hohen Mauern empor, als wollte er fragen, ob nicht bald der Märzenwind, würzig und scharf, mit einem Hauch von duftiger schwarzbrauner Ackerscholle hereinschnob, ob nicht ein Fetzchen Himmelsbläue einen warmen Gruß brächte und die Botschaft, daß es allmählich Zeit werde, Hobel und Schurzfell ins Winkel zu schmeißen und hinaus zu dippeln zur Mutter Landstraße. Denn Gabriel arbeitete nur im Winter, wenn es nicht anders ging. Weil er aber ein guter Arbeiter und mit dem Meister in alter Kameradschaft verbunden war, so fand er immer wieder, wenn ihn der Herbstfrost hereintrieb, für weit geringeren Lohn, als ihn selbst der letzte Geselle hatte, einen unentbehrlichen Winterunterschlupf. Der alte Gabriel war Philosoph. Seine Bedürfnisse waren geringer als der winzige Winterlohn, und im Sommer brauchte er überhaupt nichts. Da waren alle Reichtümer, die die Gnade des Himmels und des guten Wetters zu verschenken hatte, sein, und er hätte um keinen Preis mit dem Meister tauschen mögen.

‚Mach dir nichts draus,‘ raunte der Alte dem tiefniedergeschlagenen Jungen zu, ‚es geht alles vorüber!‘ Ja, Gabriel führte nicht umsonst den schönen Namen des Erzengels. Er war der freundliche Genius in jener tiefen Verlassenheit, und nie hörte Amsel ein böses Wort von ihm.

‚Vorwärts!‘ schrie der Geselle, als der Handwagen ordentlich bepackt war. ‚Willst du ziehen oder nicht! Vielleicht soll ich dir helfen!‘ Die Drohung, daß der Geselle helfen werde, war allerdings nur ironisch gemeint. Der Geselle hatte nicht wirklich die Absicht zu helfen; er legte bloß die Hand auf den beladenen Wagen und sah zu, wie Amsel an den Strängen riß unter Anspannung aller Leibeskräfte, daß die Halsadern hoch anschwollen, und wie er auf dem Boden herumstampfte, ein Gaul, der den Karren nicht weiter zu bringen vermochte. Der Herr Geselle ließ sich endlich herbei, von rückwärts einen kleinen Nachdruck zu geben, nicht ohne seinem Mißvergnügen in lauten Verwünschungen Luft zu machen. ‚Hat man sich doch auch einmal plagen müssen, und hat einem niemand geholfen dabei,‘ dachte er sich, und

genoß den Anblick fremder Qual, für die sein Mitgefühl verhärtet war, mit dem doppelten Behagen, denn er konnte sich gleichzeitig als befehlender Herr und Meister gebärden. Und wie tat es wohl, auch einmal so herrisch befehlen zu können! Seltsames Wesen, diese menschliche Seele, daß gerade diejenigen, die das Joch getragen haben, es mit doppelter Härte den anderen aufbürden, sobald sie selbst die Zügel in die Hand bekommen. Wie vermögen die einstmals Unterdrückten sich als rücksichtslose Tyrannen aufzuspielen!

Der Wagen schoß polternd über das Kugelpflaster in die kotbedeckte Straße hinaus.

Amsel hing vorn dran, tief gesenkten Kopfes, ein junges Dulderlein, das sein schweres Kreuz nachschleppt. Kotbedeckt, in schlechten, schmierigen Kleidern, mit fliegendem Atem, zitternden Muskeln und schweren Tropfen an der Stirne, an einen Wagen gespannt, die Straße entlang keuchend zwischen Hunden und Pferden, war das nicht schlimmer als der Tod? Und er selber bildete sich ein, daß er gestorben wäre, daß nicht er es ist, der den Wagen zieht und in dem Straßenkot einherkeucht, und daß es nicht die Stephanskirche dort an der linken Seite ist, die im Kot auftaucht und hinter ihm wieder hinabsinkt, daß es nicht die alten, mit Ehrfurcht und Liebe angeschauten Paläste, Häuser und Brunnen sind, an denen er vorüberhumpelt, sondern eine ganz neue, fremde, schmutzige, herzlose Stadt, in der ein armer, geknechtete Junge hintorkelt, in dem niemand den Amsel Wunderlich erkannt haben würde. Lotte würde ihn nicht kennen, Philippinchen nicht, Seraphine nicht, niemand, glücklicherweise niemand! Nein, Amsels Welt war ganz wo anders. In einem fernen Schulhaus, das vollgestopft ist mit lieblichen, hellen Erinnerungen, fern draußen hinter dem blauen Strich der Waldberge; er wandelt in den wundervollen Gärten der Erinnerung zwischen Rosenhecken, die über und über blühen, rot übersät, nur daß es statt Rosen Herzen sind, ganz genau geformt und geartet wie das seine. Er wandert wie einst mit Klein-Anni in einer bildhaft schönen, geheimnisvoll anmutenden Stadt, davon diese Straßen, Kirchen und Paläste nur ein roher, verzerrter, tückisch entstellter Abklatsch sind, ein wüstes Stadtgespenst. Und der da am Wagen zerrt, ist auch nur ein solches Gespenst von dem richtigen Amsel Wunderlich.

Amsels Seele war gleichsam nicht zu Haus. Sie war entflohen, und sein Körper, seine Hände, seine Sprache verrichteten rein äußerlich, mechanisch den Dienst, davon seine Seele nur von fernher wie im Traum Nachricht empfing, wie im bösen Traum.

So vergingen Tage, Wochen. Er war müde, todmüde. Nur die bleierne Schwere konnte ihn bestimmen, sich in das entsetzlich verwahrloste Bett zu legen, das der Lehrling bei seinem Meister zu erwarten hatte. Schon vor 5 Uhr früh mußte er heraus, und obzwar er nie ausgeschlafen hatte,

so war es doch jeden Morgen eine Erlösung aus einer Gruft von Moder und Ungeziefer.

Nur Sonntags kam er zum Familientisch heim. Aber schon nach den ersten paar Malen rückten die Geschwister von ihm ab. Es waren Veränderungen mit ihm vorgegangen, die seine Gesellschaft widerwärtig machten. Er hatte Ausdrücke, die ungeziemend, Bewegungen die gemein waren. Seine Art, etwas zu nehmen oder zu verlangen, war roh und unfreundlich geworden.

Er wußte es nicht; seine Seele weilte fern.

Man legte ihm nahe, nicht zu Tische zu kommen. Nur die Mutter hatte ein großes Herz. Sie bewirtete ihn, wenn er kam, in der Küche; aber die Geschwister vermieden es, ihn zu sehen.

War es Auflehnung gegen eine hochmütige Behandlung, war es das dunkle Gefühl einer beschämenden Gesunkenheit? Er ließ sich seltener sehen und schließlich gar nicht mehr.

Eines Tages erblickte er in einem eleganten Gummiradler, der blitzschnell vorübersauste, ein bekanntes Gesicht. Und Pelz und Spitzen herum. Philippinchen! Sein Herz empfand einen Stich von solcher Heftigkeit, daß er an einer Torecke hätte hinsinken und verenden mögen. Nun wußte er doch, daß dieser Amsel in der schmierigen blauen Bluse und in einem ganz ungepflegten, verwahrlosten Aussehen kein bloßes Nachtgespenst, kein eitler Traumspuck war, der bei Sonnenaufgang in nichts zerrinnen würde.

Und er mußte es bald mit noch größerer Bitterkeit empfinden, als er einem Schulkameraden begegnete, mit dem er immer gut war, und der nun eine höhere Schule besuchte. Endlich einer, mit dem er aus früherer Freundschaft ein paar herzliche Worte reden konnte, dem er sich erschließen, und von dem er vielleicht einen Zuspruch, eine Stärkung, einen Rat zu erwarten hätte. Denn mehr als alle Ermahnungen von älteren fremden Leuten bedeutet das freundschaftliche Verstehen und Vertrauen der Altersgenossen. Dem Freunde kann man mehr sagen, als man jedem Beichtvater sagen würde. Amsel blieb in freudiger Aufwallung stehen und winkte ihm entgegen. Aber der einstige Schulgenosse wurde verlegen und wendete sich in einer scheinbar angelegentlich geführten Unterhaltung zu seinen Begleitern. Die Herren Gymnasiasten stiefelten geräuschvoll vorüber.

Alle Roheiten der Gesellen, alle tiefen Demütigungen, die das neue Leben über ihn brachte, alle Stränge, an denen seine Seele zerrte, und die sich tief eindrückten in das allzu zarte Fleisch, schmerzten nicht so heftig wie die Verleugnung, die Robert Hiersamer seiner Schulfreundschaft angetan hatte.

Sieht es so schlimm mit mir aus? Diese unausgesprochene Frage brannte wie ein schändendes Feuermal vor seinem inneren Gesicht. Um seine Lippen zuckte es schmerzhaft wie stummes Wetterleuchten vor einem aus-

brechenden Gewitter. Aber keine Tränenflut stürzte nieder, keine Erlösung kam, und der schweigsame Schmerz fuhr fort mit ungeheurer Spannung die Seele zu foltern.

Die unaufhörlichen Botengänge wären ja das einzig Schöne dieser Lehrzeit gewesen, wenn es nur nicht immer soviel zu schleppen gegeben hätte, und wenn nicht diese schmierigen und verwahrlosten Kleider gewesen wären.

Wenn es möglich gewesen wäre, unter diesen Umständen mehr Sorgfalt der äußeren Erscheinung zuzuwenden, so hätten es die Gesellen nicht geduldet, die ihm eine solche Überhebung schwer angerechnet haben würden.

Aber wenn es nichts Schweres zu tragen gab, dann war das Wandern in den Straßen doch die Krone des Daseins. Da ging man langsam, damit der Weg noch länger wurde, und stand vor den herrlichen Auslagen, die Schätze zu besehen, die einer fremden, unfaßbaren Welt angehörten, einer Welt, in der nun Philippinchen zu Hause ist, dachte Amsel. Und immer wieder stand er vor denselben Auslagen und sah dieselben Dinge, und jedesmal sahen sie neuer, schöner und wunderbarer aus. Am besten aber war es, den eigenen, müßigen Träumereien nachzuhängen, die Augen spazieren zu schicken in ferne, lockende Gefilde und wie blind dahin zu gehen, mechanisch ausweichend und es den Füßen überlassend, ihren Weg durch das Wirrsal der Straßen zu finden.

Er ging hundertmal an den aus früheren lieblichen Erinnerungen bekannten Stadtbildern und Plätzen vorüber und wunderte sich immer aufs neue, daß sie ihr Antlitz so sehr verändert hatten. Da war der Hof, der einmal im Lichterglanz, ein Gnadenort, erstrahlte, und wie war der nun trübe und tot trotz der vielen Menschen, die sich in den feuchtkalten Tagen an den Häusern hinschoben! Dort saßen in den Ecken die schwarzgelockten, dunkeläugigen Modelle der Raphaels und Lucca della Robbias, Italienerknaben mit Körben voll Gipsfiguren, Figurinenverkäufer. Freilich war nichts Festliches an diesen Knaben, obzwar sie direkt aus Werken jener Meister entsprungen schienen. Sie sahen eher verwaist aus, aus der künstlerischen Heimat verstoßen, und Sehnsucht und Trauer saß auf den Gesichtern, die nach der Absicht des Künstlers von den Genien des jugendlichen Frohsinns hätten bevölkert sein müssen.

Ein schwarzbrauner Knabe hatte seinen Korb auf die Stufen eines Palais hingestellt und saß daneben bitterlich weinend. Die Scherben einer kaputgegangenen Gipsfigur lagen auf dem Pflaster umher. Das Leid macht schnell zu Freunden, und Amsel las eilig die Bruchstücke auf, fügte sie, so gut es ging, zusammen und legte das Ganze behutsam in den Korb, damit der Schaden in der Gipswerkstätte vielleicht wieder gut gemacht

werden könne. Der trostlose, scheue Italienerknabe schien erleichtert, in dem Strom fremder, gleichgültiger Menschen einen Gefährten gefunden zu haben, und sein erster Trost bestand darin, daß er sein Leid klagen konnte, wenn auch in einem schwerverständlichen, gebrochenen Deutsch.

Eine ungeheure Sehnsucht stieg aus diesen stammelnden Worten, klagte hilfesuchend zu dem bleigrauen Himmel empor, rief nach der Heimat, nach der farbenreichen, kristallklaren, warmatmigen, italienischen Luft, nach jenem Paradies, aus dem diese Knaben zu Hunderten wie eine Lämmerherde getrieben, verschachert, nach allen Städten des nördlichen Europas verkauft werden, um unter Not und Mißhandlung für ihre jeweiligen Sklavenhalter den Straßenhandel zu betreiben. Und der Kleine rief verzweifelt die Namen der Mutter, der Madonna, des Heimatdorfes, rief sie laut und zärtlich und schluchzend, und all dieses Rufen und Schluchzen verrann hoffnungslos auf den naßkalten Stufen eines verschlossenen Palastes in einer fremden Stadt.

‚Wie ist doch das Leiden so groß, so hart und ungerecht!‘ dachte Amsel und schämte sich fast neben diesem unglücklichen Knaben, der weitaus unglücklicher zu sein schien. Denn schließlich, wie trübselig auch die Zeiten waren, ein ganz klein wenig hing seine Seele an der Hoffnung, wenn auch nur an einer Hoffnung so dünn wie ein Haar, daß sie, diese Seele, nicht ganz verloren gehen könne, und wenn auch in der allgemeinen Trübseligkeit diese Stadt mit ihren dunklen Gassen und Häusern unter einem bleigrauen Himmel düster und fast drohend aussah, so gab es doch in allen Winkeln freundlich neckende Stimmchen, kleine, kostbare Erinnerungen, die mit Kinderhänden aus den dunklen Schatten hervorwinkten und ihn beim Namen riefen, ganz leise, daß es niemand hören konnte als er, und denen er wieder zurief, ebenso leise, von innen heraus, ganz ohne sein Zutun, und ohne daß ein Wort von seinen Lippen fiel. Ja, das war bei Amsel immer etwas anderes als bei diesem unseligen, in die Fremde gestoßenen Waisenkinde.

Da lag die Figurine im Korb, nur scheinbar zusammengefügt, eine sichere Anweisung auf eine furchtbare Tracht Prügel. Aber war es nur dieses? Nein, es war ein Symbol, das ungeheuerlich aus diesem Korb herauswuchs, das Symbol eines zerbrochenen Lebens, das weinend neben dem Korbe saß und eigentlich längst zertrümmert war; schon von der Stunde an, als der Padrone ihn mit der ganzen übrigen lebendigen Ware zusammenpferchte und exportierte. Von da waren schon die Risse und Sprünge in die zarten Gefäße geschlagen, die durch diese klaffenden Stellen mit schrecklichem Unflat gefüllt wurden. Da lag es nun auf den Palaststufen — ein zuckendes Häuflein Elend. Wird es sich erheben, wird der unantastbare Teil der menschlichen Seele, die Sehnsucht, die hier klagt und anklagt, stark bleiben und die Kräfte entwickeln, dieses zerbrechliche Gefäß des menschlichen

Herzens neu zu formen, oder wird sie hinsiechen, den Rest einem Kehrichthaufen vermachend, auf dem auch jenes zertrümmerte Gipsfigürchen seine irdische Laufbahn abschließt?

Amsel Wunderlich besaß die selig-unselige Gabe, sich in das Herz der fremden Wesen hineinzufühlen, daß es nicht mehr klar schien, ist dieser Italienerknabe, ist diese Gipsfigurine ein Stück von ihm, oder ist er ein Stück von ihnen?

Er ging weiter und fühlte sich fast stark und erhoben, weil der fremde Schmerz sein eigener geworden war. Und er erinnerte sich: War nicht Jesus ein so mächtiger König über Länder, Völker und Jahrhunderte geworden, weil er den Schmerz der Menschheit, aller Menschen, zu dem seinigen zu machen verstand? Seine Seele sog nach langer Zeit das Himmelslabsal des Friedens ein, sein Herz schöpfte aus rätselhaften Tränenbrunnen ein seltsames strenges Glück.

Er ging weiter, aber plötzlich versagten seine Knie, und seine Schritte stockten.

‚Seraphine!' schrie seine Seele auf in einem inneren Schrei wie aus tausend verborgenen Schlünden mit donnernd stürzenden Waldbächen. Der Schrei riß am Himmel eine bleigraue Wolkendecke entzwei, und die tiefe Bläue stand unheimlich, fast drohend über seinem Kopfe, zum Greifen nahe.

Seraphine! Sie hatte ihn gesehen, hatte ihn erkannt, er hatte sie gegrüßt, und sie war, ohne zu danken, vorübergegangen. Kalt, spitz, dürr war sie vorübergegangen. Eine vertrocknete Bücherseele, die keinen Anhauch verspürt, keine Seelenbotschaft, keinen Erinnerungsreflex, vorübergegangen, fremd und tot, wie eine Verstorbene.

‚Halt! Halt! Halt!' rief Amsel innerlich. Alles dreht sich. Alles stürzt. Was geschieht? Ist es ein Weltuntergang?

Der undurchsichtige Himmel aus Lapislazuli brach nieder in schweren Stücken auf Amsels Haupt, und die bleigraue Decke, noch bleierner als zuvor, kam dahinter wieder zum Vorschein. Die Häuser der Straßen fingen zu taumeln an, neigten sich vornüber und stürzten auf ihn. Ein Krachen und Brechen, als ob alles aus dem Zusammenhang riß, und dann ein Sieden und Stürzen von schweren Wolkenbrüchen, von Tränenwolkenbrüchen, die all das Trümmerwerk ertränkten. Und tief drunten, bedeckt von diesen Trümmern und überströmt von diesen Tränenfluten, Amsel, der sich durchquetschte nach einem stillen Winkel hinter einem Tor, um mit diesen ganzen Lasten des Weltzusammenbruchs für sich zu sein.

Was war der kindische Schmerz des Italienerknaben gegen sein Unglück? Was hatte es zu bedeuten, daß ein Gipsfigürchen zerbrach und daß jener Junge dafür eine Strafe zu erleiden hatte? Stand darum nicht

seine Heimat fest im Süden, nach der er sich sehnen konnte, in der er wenigstens geistig eine Zuflucht hatte? Standen nicht die Stufen jenes Palastes fest und sicher, so daß sich jener dort wieder erheben konnte und hoffen durfte, wenn sein Herz nicht schmachmütig und verzagt ist?

Was aber hatte er verloren, Amsel, der schon im nächsten Augenblick unendlich ärmer als jener Bettelverkäufer dastand? Alles, alles, was er wirklich besaß, was er innerlich sein nannte! Jene für ihn reale Welt, die einzige Wirklichkeit, in der er lebte, die war in diesem Augenblick eingestürzt mit allen Himmelshöhen, allen Domen, allen Heiligtümern, allen Traumgärten, Altären und Heiligen, kurz, mit allen Unendlichkeiten, die ein Menschenherz faßt, zusammengebrochen, in Trümmer zerfallen, in Trümmer, die ihn unter sich begruben, ihn und sein rotseidenes Herz, das diesen ganzen Seelenhimmel mühsam aufgebaut hatte, dieses von den geschmiedeten Reifen des Leids umgürtete Herz!

Schutt über ihn! Die schöne, wohlgefügte, gerundete Weltkugel seiner Jugend war entzwei gegangen. Die Sterne fielen heraus wie die Perlen einer Krone, die zwölf Jahresapostel lösten ihre heilige Ordnung und stürzten in wilder Flucht davon; die selige Insel der Kindheit, auf der die freundlichen Jugendgeister, das Lavendelweib und der Kalendermacher, friedlich zusammenhausten, Sommer und Winter in Eintracht, versank wie in den Fluten eines aufgeregten Weltmeeres; das Weinbergsland draußen vor der Stadt, die traumbelebten Wald- und Wiesentäler, die stillen Gassen seiner Vorstadt mit den Blumenhöfen ertranken in einer trüben, schlammigen Flut; und der goldene Lebensbaum dieser Stadt, der seine bunten Blätter wie schöne, farbenreiche Träumlein in seine Seele und seine Spiele fallen ließ und immer wieder grünte, herrlicher als zuvor, stand bis auf den Grund zu Kohle und Asche versengt, ein schwarzer Strunk; die Himmelsleitern waren abgeräumt und zersetzt wie ein dürres Weihnachtsbäumlein, das zu Brennscheiten verhackt wird; die Englein und Herzensheiligen aus Tragant zerbrachen wie jene Gipsfigur; das alles umschlingende Herz achtlos weggeworfen und zertreten wie eine leere Papierschachtel; und alles, alles ein ungeheures Chaos! Wertloser, abrollender Bauschutt!

Bauschutt, der auf Amsel niederrollt und sich türmt, bergehoch, eine unendliche Sandwüste, die zum Gebirge anwächst!

Und mit diesem wüsten Gebirge beladen, darin kein Strauch blüht und kein Vogel singt, versuchte Amsel dieses Leben weiter zu tragen. Und er schleppte sich mit diesen Seelenlasten fort und kam abends in die Werkstatt, als die Gesellen schon dahin waren. Nur der Erzengel Gabriel saß mit glühenden Fuselaugen im Halbdunkel und schien zu warten.

‚Daß du endlich da bist!‘ Seine bellende, polternde Stimme sprach

im Flüsterton. ‚Die werden dir's morgen gehörig einsalzen. Aber mach' dir nichts dráus, Junge! Paß auf: Morgen gehe ich wieder auf die Wanderschaft! 's Frühjahr steht vor der Tür, und die Landstraße zieht! Junge, die zieht, da machst du dir keinen Begriff, daß es einem in allen Gliedern zuckt vom frischen Safttrieb, wie wenn mán ein junger Baum wäre. Du kannst mir eine Gefälligkeit tun. Aber tust mich nie verraten, hörst? Nun, war ich vielleicht nicht immer gut mit dir? Na also!‘

Amsel nickte traurig mit dem Kopf.

‚Also paß auf! Wenn's im Frühjahr feucht ist, braucht man was, seine alten Gliedern zu wärmen, daß man keinen Rheumatischen kriegt. So eine Wärmflasche, du weißt schon, zum Wärmen inwendig. Die Meisterin hat in der Nähe noch eine ganze Rumflasche, die kannst du mir bringen. Sie wird's nicht so bald merken, und dann kannst du ihr sagen, du hättest sie zerbrochen. Legst sie abends in meinen Strohsack hinein, und morgen früh bin ich davon. Dem Meister tut's nit weh. Aber fein 's Maul halten! Und vergelt's Gott! Bist ein guter Junge!‘

Nun brach auch diese Schandhöhle ein, die es zuerst verdient hätte, und die zum Schein so lange hielt, als Amsel glaubte, daß wenigstens dort ein guter Geist Schutz bot. Aber auch dieser durch und durch morsche Pfeiler war abgebrochen, und der greuliche Bau brach unter einem gellenden Teufelsgelächter ein. Dieses Gelächter kam von einem trunkenen Vagabunden, der durch das wüste Gebirge taumelte, unter dem Amsels Seele begraben lag, taumelte und schrie, es hinschrie, wie man Jungens zum Stehlen abrichtet, schluckte und gluckste vor Trunkenheit; und eine ausgeleerte Rumflasche rollte durch das dröhnende Gestein — die Flasche der Frau Meisterin.

Amsel entfloh. Er lief und lief, von Abscheu geschüttelt, von dem Lärm des Trunkenen und von einem grauenhaften Echo verfolgt, von dem Echo des leeren Gebirges mit der rollenden Flasche, die dumpf dröhnend aufhopste.

Er lief davon, um nie mehr in die Werkstätte zurückzukehren. Und während er lief, summte aus der Tiefe eine Glocke, die läutete: Heim, heim, heim.

## XX.

Die Frühlingswolken hingen wochenlang am Himmel wie gebuckelte Schilder aus Silber, aus Altsilber, trübe und angelaufen. Während noch lange die Leute in der Stadt in ihren Winterkleidern fröstelten, regte sich das Land rings in Hochzeitsgedanken. Nicht im stürmischen Reigen der Freude, sondern mit langsamen, zagen Schritten kamen die alten Blumen der Heimat hervor, Genesende, aus den finsteren, unterirdischen Kerkern der Erde hervorgegangene, zarte, bleiche Seelen, schwächlich und unsicher, fast

geblendet von dem schwertscharfen Licht, das in Strahlenreflexen aus den gebuckelten Silberwolkenspiegeln niederschoß. Aber nach den ersten kränklichen Vorboten wurde der Reigen kühner und festlicher. Aus der braunen Walderde und den überschwemmten Wiesen, in den schneebedeckten Furchen traten die verwunschenen Königinnen, Prinzessinnen, Nixen, Elfen, Sybillen hervor, mit alten Blumengeschlechternamen bedeckt, die ihre Schicksale und ihre uralten Beziehungen verrieten, durch die sie mit unübersehbaren Generationen menschlicher Herzen in Verbindung standen. Die Eisjungfrauen, die Schneeglöckchen nickten dem kommenden Frühling entgegen; die Anemonen, die Himmelsschlüssel, die Märzveilchen, die Buschwindröschen wiegten uralte, unsagbar feine Düfte und Essenzen in Schalen von Perlen, geschnittenen Halbedelsteinen voller Blau, Gelb, Violett, wie Amethyst, Topase und Saphire; der Schlehdorn legte ein Wappenkleid von weißem Vließ um seinen eisenbraunen Harnisch, und die Küchenschelle bereitete heimlich ihre Gifte, eine Fredegundis in langhaarig fließenden violetten Gewändern.

Amsel Wunderlich sah dieses neue Leben und Treiben an wie einer, der tief unter der Erde liegt, mit den Augen nach oben, die von den neuen Gestalten gebrochene Reflexe empfangen. Ein Spiegelbild unter Wasser. Seine Seele lag wie in einem Grabe.

Schutt war über dieser Seele.

Äußerlich hatte sich inzwischen einiges verändert. Der Mut war für lange Zeit gebrochen, wenn nicht für immer, mit einer kunstwerklichen Tätigkeit zu beginnen. Er hatte dafür eine andere Beschäftigung erlangt, die ihm wegen ihrer großen Sauberkeit, und wohl auch weil sie seine Gedanken frei ließ, große Befriedigung gewährte. Er hatte nach einiger Zeit des Suchens in einem Amt die Stelle eines Schreibers bekommen, weil er von Haus aus eine gute Handschrift besaß und anfangs auf den Kanzleichef einen recht günstigen Eindruck gemacht hatte. Denn er sah wieder reputierlich aus, und was ihm von der Berührung mit den rohen Gesellen anhaftete, war bald wie ein Fremdkörper, wie eine angeflogene Krankheit ausgeschieden.

Seine Seele war nicht geeignet, giftige Keime aufzunehmen und zu nähren. Sie besaß eine solch innere Gesundheit, daß sie von der moralischen Seuche, die ihn umgeben hatte, nicht angegriffen werden konnte. Ihm war die innere Gewißheit geworden, daß diese Seele nicht untergehen konnte, wie tief sie auch in den Morast geraten würde, da ihr eine unverletzliche Reinheit inne wohne, die außerhalb des Bereichs blinder, zerstörender, achtlos verstümmelnder Schicksalshände stand. Und dieses unverletzlich reine, unirdische Element dieser Seele, das den langsam Genesenden mit der richtigen Himmelsspeise nährte und stärkte, weckte alte Botschaften auf. Eine Sehnsucht stand auf; sie erhob sich wie jene weiße Friedenstaube, die

über die stinkenden Wasser der Sündflut hinstrich, und sie trug einen grünenden Ölzweig zum Zeichen, daß unter dem Chaos seines Lebenszusammenbruchs die unverlierbaren Schätze der Seele geborgen waren, die den Traum der Jugend in so freundliche, kostbare Gewänder gekleidet hatten.

Amsel empfand in dieser reglosen Zeit des inneren Genesens ein stilles Glück, ein Glück von sehr gebrechlicher Gesundheit, dem gleichsam die Schattenringe der Resignation um die Augen lagen. Dieses Glücksempfinden der Seele glich selbst den ersten zaghaft erwachenden Frühlingsblumen, darin die Fiebergedanken der aus der Erstarrung erwachenden Erde in unwillkürlichen Traumregungen Gestalt werden. Die vorauseilenden Träumregungen, die von kommenden festlichen Entfaltungen künden und all das Unverlierbare des vorausgegangenen Lebens in Erinnerung bringen.

Wünsche? Amsel Wunderlich empfand keine. Er war zufrieden, die paar Stunden des Tages in der Kanzlei sitzen zu können, Stunden, die ruhig und einförmig verliefen, und den Rest des Tages vom frühen Nachmittag für sich zu haben. Er war zufrieden, von dem kärglichen Monatslohn eine Kammer bezahlen zu können, die in dem Giebel eines ländlichen Vorstadthauses auf Bäume hinaussah, auf die schöne Silhouette des Kahlengebirges, das an den feuchten Frühjahrs- und Herbsttagen saphirblau gegen die Türkisfarbe des Himmels stand, von der Silberspange des Donaubogens eingefaßt.

Die Kanzleibeschäftigung war gewiß einförmig und etwas geisttötend; weil er aber das Schönschreiben gerne betrieb und dabei seine Seele weit, weit in ein Rosenwolkenheim schicken konnte, wurde er niemals ungeduldig wie andere, die den Kanzleischluß nicht erwarten konnten und mit ihren ganzen Nervensträngen an den träg schleichenden Stunden zerrten in vergeblicher Anstrengung, ihre Langsamkeit zu beschleunigen. Für Amsel flossen diese Stunden leicht und kurzweilig ab. Für ihn kamen sie in silbernen Sandalen über gläserne Stufen getrippelt, und die Uhr zählte ihre Zahl mit einem Echo, das schwingend durch den großen Schreibraum klang, und jede dieser Stunden legte ihm segnende Hände auf das Haupt; er fühlte ihr Kommen und ihr Gehen wie leichte Himmelswellen tief in der Seele, die geruhig dem rinnenden Strom des Lebens und der Zeit zusah. Unterdessen schrieb er, und wenn Stunden der Pause kamen, kritzelte er fort, machte zierliche Arabesken, schrieb hundertmal seinen Namen hin in schönen Verschlingungen, zeichnete Linien und Ornamente von unerklärlicher abstrakter Bedeutung, rhythmische Kurven, die nichts ausdrücken wollten als ein Gefühl. Er schuf, wie ein Künstler geschaffen haben würde, wenn es nicht zufällig zwecklose Kritzeleien auf Bogen weißen Papieres gewesen wären.

Aber die Nachmittage und Abende, die ihm gehörten, waren von anderen sinnvolleren Beschäftigungen ausgefüllt. Die Zahl der Bücher wuchs

auf seinem Brett und in der Lade die Zahl der Schreibhefte. Das waren nun seine Freunde geworden, mit denen er am liebsten Umgang pflegte, und die ihn auf allen Spaziergängen in den Umgebungen begleiteten, wenn sie auch verschlossen neben ihm im Gras oder am Wegrand lagen. Aber die Nähe eines Buches und eines Schreibheftes gab ihm ein inneres Gleichgewicht und die Sicherheit, daß er mit einem sehr edlen Teil des Weltwesens schon durch das Fluidum, das selbst durch den verschlossenen Buchdeckel wirkte, geistig verknüpft war. Er arbeitete nach keinem andern Plan als nach dem seiner inneren Neigung, und vor allem betrieb er sein Studium nicht auf irgend einen praktischen Zweck hin. Er hatte sich alle Lehrpläne und die Bücher der höheren Schulen verschafft, und als er sie durchgearbeitet hatte, griff er immer kühner nach den Schätzen des Geistes. Was nicht dem Aufbau seiner Seele diente, ließ er liegen.

Aber den unersättlichen Durst dieser Seele zu stillen war kein Pokal zu hoch, keiner zu schwer, keiner zu kostbar.

Ob er wohl noch Lehrer werden könnte? Dieser Wunsch war vollends schlafen gegangen. Was ein Lehrer jedoch innerlich haben muß, nicht einen Speicher mit schön geordneten Kenntnissen und Kategorien, sondern ein warm strahlendes, brunnentiefes, gnadenschöpferisches Herz, das hoffte er mit der Zeit zu erringen.

Ob er wohl ein Dichter werden könnte? Auch diese Frage schlummerte in der Tiefe des Herzens wie in einem Brunnen und leuchtete in dieser dunklen Tiefe wie die Himmelssterne, die er früh schon am hellen Mittag da unten erschauen mochte. Aber neigst du dich hinab, sie herauf zu schöpfen, herauf an das rote Sonnengold des Tages, dann hast du nichts in den Händen wie leeres Wasser. Ob man ein Dichter ist, das steht immer nur ganz in der Tiefe des Herzensbrunnens geschrieben, wenn mittags drinnen die Sterne funkeln, tief drunten..... Es ist nichts für den grauen Alltag. Darum bewahre es das Herz für sich wie ein Brunnengeheimnis, das sich nicht mit Gewalt heraufziehen läßt.

So dachte wenigstens Amsel Wunderlich.

Zwei, drei Jahre mochten verstrichen sein, als er an einem lauen Maiabend im Prater den anfahrenden Schaubudenleuten zusah, die mit einer ganzen Menagerie wilder Tiere, einer Löwenbändigerin, Feuerfressern, Zauberkünstlern und Ausrufern angefahren kamen, mit großer Flinkheit ihre Wagen abluden und sich daran machten, sofort ihre Buden aufzustellen. Alle mußten mithelfen, die Handwerker, Tierwärter und ‚Künstler', alles, was Hände hatte. Es war zu bewundern, mit welcher Ordnung und Disziplin das fahrende Volk dabei zu Werk ging. Es gab kein Schelten, Befehlen, Antreiben; jeder griff fröhlich zu, und alles ging leicht und glücklich

von statten. Amsel stand ganz dicht dabei und sah höchst interessiert zu. Einer dieser Menagerieleute pflanzte sich ganz dicht vor ihm auf und bleckte die Zähne. Lange, etwas vorstehende, spitze Eckzähne gaben diesem Gesicht einen erschreckend tierischen, raubtierähnlichen Ausdruck, obgleich er sonst nicht unhübsch war.

‚Emil!‘ rief Amsel. Die Jugendfreunde umarmten sich vor Freude.

‚Wie kommt es nur.....?‘ wollte Amsel fragen, aber der redselige Emil hatte ihm schon die Frage vorweg genommen und sagte gleich offenherzig:

‚Durchgegangen bin ich von zu Hause; es ist schon lange her. Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren, du, das ist ein Leben! Die halbe Welt habe ich schon gesehen, München, Düsseldorf, Hamburg, du machst dir keine Vorstellung! Und was machst denn du? Schreiber? Puh!‘

Emil schüttelte sich vor Grauen.

‚Ja weißt du,‘ fügte er erklärend hinzu, ‚wenn sie mich gleich in der Kadettenschule genommen hätten, wär's was anders gewesen. Aber noch ein Jahr in die Schule und Nachprüfungen zu machen, das ging halt nicht. Und weil es mir zu dumm geworden ist, bin ich durchgegangen. Weißt du was? Komm mit zu uns! Bei unserem Geschäft werden immer Leute gebraucht. Und du bist allweil ein guter Kerl gewesen. Ja, das sag ich.‘

Und zur Bekräftigung schlug er seine derbe Tatze auf die Schulter des zusammenzuckenden Amsels, der neben dem riesig starkgewachsenen Emil noch kleiner und schwächlicher aussah als früher.

Wehmütig dachte Amsel an Emils ungleich geartete Schwester Seraphine, die zu ihrem Erbteil zwar die Feinheit und Strenge, nicht aber die Herzlichkeit gewählt hatte, die dem verstrolchten Emil zugefallen war.

‚Morgen bin ich Ausrufer vor der Bude, in den Zwischenzeiten Tierwärter, und bei zwei Vorstellungen des Tages trete ich als Dresseur mit meinen gezähmten Panthern auf, alles in einer Person,‘ sagte er mit nicht geringer Selbstgefälligkeit, den Umkreis seiner vielseitigen Wirksamkeit beschreibend. ‚Wenn man auch nicht das alles von heute auf morgen lernt, so gibt's doch eine Menge von Geschäften, die dir passen würden, der Billettenverkauf, Reklamezettel schreiben und das Ausrufen. Du, da wärst du großartig, du hast immer eine große Phantasie gehabt! Und Geld kann man dabei verdienen, unglaublich viel Geld, wenn die Jahre günstig sind; es gibt natürlich auch schlechte Zeiten. Also eingeschlagen?‘

Wer weiß, was geschehen wäre, würde ihm Emil in der unglücklichen Werkstättenzeit begegnet sein. Nun aber lehnte Amsel mit schönem Dank ab, und die Jugendfreunde schieden mit vielem Händeschütteln, seltsam bewegt, daß sich ihre weit auseinanderschwingenden Wege hier zufällig gekreuzt hatten.

Nachdenklich begab sich Amsel auf den Heimweg. Eines Hauptmanns Sohn, der alle Mittel und Aneiferung eines feinen Elternhauses empfangen, und es vorzieht, ein Leben im Komödiantenwagen und in der Unsicherheit der Landstraße zu führen, ist das nicht ein tiefer Fall? Emils Eltern werden es gewiß so empfinden. Vielleicht aber ist Emil glücklich. Ja, höchst wahrscheinlich ist er glücklich, denn er hat sich dieses Dasein erwählt. Und es scheint seiner innersten Natur zu behagen. Dürfte man da eigentlich sagen, daß Emil gefallen sei? Nichts wird, was nicht schon ist. Aber, dachte er weiter, warum mußte Emil in äußerlich so guten, geborgenen Verhältnissen geboren werden, wenn sie ihm zu nichts nütze waren? Was hätte er, Amsel, nicht alles aus den Vorteilen, die Emil achtlos wegwarf, für den Aufbau seines Lebens schöpfen können, die reichen Möglichkeiten zum Studium, zum freien, ungehemmten Fortarbeiten und Entfalten? Wäre er nicht mächtig empor gewachsen wie ein Baum in gutem Erdreich, für den der Gärtner sorgt, während er nun, ein bescheidenes, kümmerliches Pflänzchen, sich im Winkel auf hartem Boden emporringt? Hatte es nicht am Ende doch das Schicksal recht schlecht mit ihm gemeint? Ja, ja, seine Seele litt noch sehr unter dem Schutt. Aber langsam, langsam rang sie sich empor.

Was hatte es dem Emil genützt, daß an seiner Wiege soviel freundliche Sorgfalt und bereitwilliger Überfluß stand? Nichts, nichts hatte es ihm genützt. Was er werden konnte, mußte er aus sich und durch sich werden; und was äußerlich hinzugetan oder hinweg genommen werden kann, das ist so gering, als ob eine Kinderhand einen Baumstamm zur Seite biegen wollte. Das Wachstum der Seele geschieht aus innerer Kraft und Notwendigkeit und von Wurzeln her, die in einer geheimnisbedeckten, unerreichbaren Tiefe ruhen. Was vom Äußerlichen abhängt, ist nur wieder ein Äußerliches.

Amsels Seele war wieder stark geworden. ‚Ich muß wieder mein eigener Kalendermacher werden und die entzweigegangene Weltkugel wieder schön rund und ganz machen,‘ sagte er sich, ‚wenn nicht alle Jahre wie Bauschutt abrollen sollen.‘

Alles Unverlierbare seiner Seele schimmerte wieder schuttbefreit und klar aus der dunkeläugigen Tiefe empor. Ein Gefühl wuchs hervor, wie wenn die Sterne zu singen anfingen mitsamt der Sonne, dem Mond und den zwölf Monatsaposteln, und wie wenn schließlich in der ungeheuren Harmonie alle Menschenherzen mitsängen und am lautesten das eigne Herz. Verwehte Klänge eines früh erlebten Reigens huschten spät, spät wieder durch die Seele; Amsels Lippen wollten die entflohenen Laute des verschollenen Kinderliedes, das er einmal gewußt hatte, fassen. Aber den Reim, den Reim, hatte er ihn vergessen?

Der sang in der Tiefe, und Amsel horchte auf sein unbestimmtes Läuten hin, das durch die blauen Glockenblumenbeete seiner Jugendtraumgärten ging. Die waren nicht verloren und nicht versunken. Und Amsel baute sie in seine neue Weltkugel hinein, die er als sein eigener Kalendermacher schuf. Er war der rechte Kalendermann: Kein Greiner, kein Tadler, kein Richter, kein Prediger, kein halber Gott, kein Schulmeister, nein; ein Mensch mit Schwächen und Vorzügen, eine große Seele, vielleicht ein Dichter. Vielleicht!

Und er machte aus den Trümmern seiner Jugend wieder ein Ganzes, eine wohlgeformte, schöne Weltkugel, die verläßliche Wegweiser in dem Wirrsal der Schöpfung enthielt, ein Weltgehäuse, darin die Seele mit ihrer Liebe wieder thronen mochte und sich nicht zu fürchten brauchte, weil sie leidensgestärkt keine Enttäuschung mehr erfahren konnte, alles vorgesehen hatte, auch Trübsal und Enttäuschung, woraus nun schon einmal auch das Seelenbrot gebacken ist. Aber diese Seele gehört in den Mittelpunkt, weil sie es ist, die alles aus dem Chaos erlöst, zum geordneten Dasein erhebt, Himmel und Erde erschafft, die wie alles in der Welt ihre persönliche Schöpfung sind. Und dieses Dasein ist nur ihr Fußschemel, ihr äußeres Gewand, an dem alle Tage und Stunden mit gütigen, helfenden, sorgenden Händen bauen müssen, um es rein und durchsichtig zu erhalten wie einen kristallenen Schrein. Immer müssen wir wachen und schaffen, sagte sich Amsel, damit die Scheiben unseres Lebenshauses nicht trüb und blind werden und die Seele darin nicht arm und elend wird. Denn ihr Tod bedeutet das Ende der Glückseligkeit. Nur in dem glänzenden Haus der Schönheit, darin sie thronen soll, wird sie im Einklang bleiben mit sich und allen Sphären, die sie umgeben und jene Weltharmonie mitschaffen helfen, die Amsel schon einmal in der Jugend voll und rein empfunden hat.

‚Ob dumm oder gescheit, ich möchte mein Leben auf die Art leben, daß ich es immer nur auf diese Weise anfangen und vollenden könnte,‘ gelobte er sich. ‚Denn die Seele wandelt ihren bestimmten Weg, und wer sein eigener Kalendermacher sein will, muß diesen Weg kennen.‘

# Verbrechensprophylaxe und christliche Caritas.

Von

Johannes Jaeger.

Nach dem Worte des Heilands hat die christliche Caritas die Pflicht, an der Vorbeugung gegen das Verbrechen sich aktiv zu beteiligen. Daß es sich bei der Höhe der Verbrecherziffern um einen sittlich religiösen Notstand ernstesten Charakters handelt, bedarf wohl keiner näheren Begründung, ebensowenig, daß die zur Linderung und Beseitigung berufenen Faktoren: Familie, Kirche, Schule, Staat nicht ausreichen; denn wenn sie ausreichten, so wäre ja die ständige Zunahme der Rückfälligkeit nicht möglich. Es gilt, Verirrte, Verlorene zur Kirche zurückzuführen. Hier möchte ich gleich eine Bemerkung einschieben, die mir für das ganze Folgende wesentlich erscheint. In jetziger Zeit glauben nur allzu breite Gesellschaftskreise, ohne alle Religion auskommen, ja, ohne alle religiöse Motive die Jugend und damit das Volk erziehen zu können. Solange nun die materiellen Verhältnisse befriedigende sind, scheint es in der Tat ‚ohne die Pfaffen' zu gehen. Aber bald ändert sich das Bild. Der Leichtsinn steht bald am Abgrund des Verderbens, wo das Verbrechen nicht mehr ferne ist, und nun heißt es: Wer hilft? Jetzt auf einmal sehnt man sich nach dem, was man früher verschmäht hat; jetzt soll d e r helfen, der früher zur Seite geschoben worden ist, weil die Selbstsucht der früheren ‚guten Freunde' gar nicht daran denkt zu helfen. So ist denn auch die Fürsorge für die Verbrecher von Anfang an eine c h r i s t l i c h e gewesen: christliche Männer haben sie angeregt, christliche Männer haben sie ausgebaut und immer weiter gefördert. Und selbst in ungläubigsten Kreisen hält man es noch heute, wie man sich nicht eben sehr geistreich und fein ausdrückt, für die verdammte Pflicht und Schuldigkeit der Geistlichkeit, der Gefallenen sich anzunehmen. Soweit wir also p r a k t i s c h e Hilfe leisten, hat niemand etwas einzuwenden. Anders ist es, wenn wir das r e l i g i ö s e Moment in den Vordergrund stellen. Da wird sogleich von Bekehrungswut gesprochen. Es liegt im Geist unserer Zeit, daß sie alle Schäden der Gesellschaft auf methodisch-wissenschaftlichem Wege heilen will. Die psychopathologischen Studien über den Verbrecher schwellen ins Ungeheuere an, aber w i e man die Seele durch das Medium des Herzens heilen soll und kann, davon ist n i c h t die Rede. Hiezu kommt ein anderes.

In langjähriger Praxis habe ich gefunden — und ich glaube, daß alle Strafvollzugspraktiker ähnliches beobachten —, daß die Verbrecher in der Mehrzahl dezidierte Materialisten sind. Ausnahmen gibt es natürlich; aber wenn von denen, die zu Idealen und namentlich zu religiösen Idealen hinneigen, die vielen Heuchler abgezogen werden, so ist sicherlich die Partei der Utilitaristen in erschrecklicher Mehrheit. Ich bin der Überzeugung, daß man sehr viele Verbrecher nur auf dem Wege zu einem besseren Lebenswandel zurückführen kann, daß man ihnen zunächst praktische Vorteile bietet, d. h. daß man sie in Stellungen bringt, wo sie einen auskömmlichen Verdienst haben, und daß alsdann erst die Erziehung ihren Abschluß finden kann. Diese Art Leute müssen zunächst zu der Einsicht kommen, wie sehr viel mehr ein rechtliches Leben die Wünsche nach innerlichem und äußerlichem Glücke gleichmäßig befriedigen kann. Ist dies Gefühl ins Herz eingedrungen, so können erst die religiösen Motive, die während der Strafhaft einzupflanzen versucht wurde, zum wirklichen Besitz gemacht werden. Das alles scheint wenig ideal gedacht. Aber es muß bedacht werden, daß wir bei Gefangenen Menschen gegenüber stehen, die weit weniger selbst anormal sind, wie es Cäsar Lombroso will, als daß sie sich in anormaler Lage, nämlich der der Freiheitsberaubung, befinden. Manche Gefangene mögen es sich wohl selbst einbilden, einen anderen Menschen angezogen zu haben, und beweisen sich als solche, solange sie gefangen, also keinen besonderen Versuchungen ausgesetzt sind. Aber kommt nun die Freiheit mit allen ihren Lockungen, da muß das, was während der Gefangenschaft erworben, erst wieder neu erobert und befestigt werden, und wo hierzu die Hilfe fehlt, wird nur zu oft aller Besitz an gutem Wollen sich verlieren. Aus alledem möchte ich die Folgerung ziehen, daß bei der Fürsorge nicht die geistige und geistliche, sondern die praktische Hilfe in den Vordergrund gestellt werden muß.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß gerade, wenn dieses Prinzip festgehalten wird, die christliche Caritas in ihrer so mannigfaltigen Betätigung als berufene Mitarbeiterin an der Verbrechensvorbeugung erscheint. Denn sie ist es ja, die ihre Arbeit stets mit praktischer Hilfe verbindet, durch reale Unterstützungen sichert. Da nun aber eine weitverzweigte Organisation der Fürsorgevereine bereits besteht und die christliche Caritas mit diesen sich in die prophylaktischen Aufgaben zu teilen hat, so ist es zunächst wesentlich, genau die Gebiete abzugrenzen, auf denen jede der Parteien zu wirken hat. Es gilt auch hier der strategische Grundsatz: getrennt marschieren, vereint schlagen! Es ist zu fragen: Wo ist die bisherige Fürsorge unzureichend? Welche von ihr nicht erfüllten oder erfüllbaren Pflichten ist die christliche Caritas besser imstande zu erfüllen? Die Antwort kann hier nicht schwer fallen. Die Fürsorgevereine sind Organisationen, die ihrem ganzen Aufbau nach mehr dazu geeignet sind, den verwaltungstechnischen Teil der Gesamtaufgabe zu versehen; an Kräften, welche die individualistischen Aufgaben lösen, fehlt es im allgemeinen sehr. Es sind zuwenig solcher Menschen-

freunde vorhanden, welche sich den Mühen unterziehen, die in den Vereinigten Staaten den probation officers zugewiesen sind. Ohne dieses Institut sklavisch nachzuahmen, können wir doch zweifellos vieles davon gebrauchen. Es gilt etwas Ähnliches zu schaffen, das unseren Verhältnissen entspricht und mit deutschem Geiste erfüllt ist.

Worum es sich bei den probation officers handelt, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Aber selten wird genügend berücksichtigt, aus welchem Geiste heraus diese Einrichtung entstanden ist. Unser ganzes Strafrecht ist auf dem Vergeltungsgedanken aufgebaut, eine Fundamentierung, die nicht zum wenigsten schuld ist an der Härte, die unser Strafvollzugverfahren so lange gekennzeichnet hat, und an der Zurückdrängung der erzieherischen Aufgaben, die es noch jetzt kennzeichnet. Der Amerikaner ist nie Vergeltungsrechtler gewesen, freilich nicht aus doktrinären, sondern aus rein praktischen Gründen. Coriolan II, 3 heißt es:

,Doch wenn sich alles nach Gebräuchen schmiegt,
Wird nie der Staub des Alten abgestreift;
Berghoher Irrtum wird so angehäuft,
Daß Wahrheit nie ihn überragt.'

Nun, die Amerikaner haben sich mit der Naivität eines jugendlichen Volkes von europäischen Gebräuchen emanzipiert und vielen Staub des Alters abgestreift, den wir wie etwas Heiliges sorgfältig weiter und weiter schleppen. Sie haben so häufig rein instinktiv berghohen Irrtums sich entledigt und die Wahrheit geschaut, die uns hinter schwarzen Philisterbrillen verborgen bleibt. Sie haben sich gar nicht um die ,ethische Motivierung' der Strafe bekümmert, sondern nur praktisch gefragt: Wie schützen wir uns am besten vor dem Verbrecher? Die Antwort konnte nicht anders lauten als: dadurch, daß wir ihn zu einem tüchtigen Menschen erziehen. Nicht auf die Vergangenheit, auf die Zustände, aus denen der Verbrecher zum Verbrecher geworden war, sondern auf die Zukunft wurde der Blick gelenkt, auf das, was der Verbrecher werden sollte. Ja, man zielte gar nicht darauf hin, Reue zu erwecken, und kümmerte sich nicht um das Schuldbewußtsein, sondern strebte einzig, den Sträfling für sein künftiges Leben in der Freiheit tüchtig zu machen, die Vitalität und Intensität der Tatkraft zu fördern, ,während doch Reue und Schuldbewußtsein nur niederdrückt'. Das ist der Geist, der die Reformatories entstehen ließ. Aber zugleich mußte man einsehen, daß die Aufgaben der Erziehung nicht innerhalb der Strafanstalten erledigt werden können, daß es gilt, sowohl vor der Bestrafung einzugreifen, als wie nach der Bestrafung nachzuwirken.

Welche Aufgabe fällt dem probation officer zu, bevor der Verbrecher bestraft ist? In großen Untersuchungsgefängnissen hält sich ständig ein probation officer auf, um sich über die eingelieferten Verbrecher, über die Art ihres Delikts und über ihre Familie zu orientieren. Er steht von vornherein, wenn der Verbrecher irgendwie dessen würdig erscheint, ihm als Helfer zur Seite und bereitet schon jetzt die Maßregeln vor, welche für die zukünftige Ordnung

des Daseins des Delinquenten notwendig erscheinen. Wie wichtig dies vorbereitende Verfahren ist, geht daraus hervor, daß der probation officer befugt ist, das Gericht nach seinen Befunden zu beraten. Am schärfsten aber tritt die Bedeutung dieses vorbereitenden Verfahrens in den Fällen ins Auge, wenn es sich um den bedingten Strafaufschub handelt. In den meisten Staaten Nordamerikas kann bekanntlich der Richter von einer Strafe absehen und den Schuldigen einem probation officer zuweisen; führt er sich während der Bewährungsfrist gut, so wird von der Verkündigung des Urteils überhaupt abgesehen. Besonders häufig ist dieser Fall natürlich bei Jugendlichen.

Die Aufgaben, teils prophylaktischer, teils fürsorgerischer Art, die also hier in Betracht kommen, lassen sich in folgende Gruppen teilen: erstens Aufklärungen über Ursachen des Verbrechens, zweitens Schutz und Fürsorge gegenüber der Familie des Verbrechers, drittens Vertretung der Interessen des Verbrechers vor dem Gerichte, viertens Fürsorge für den Verbrecher nach seiner Verurteilung und Vorbeugung gegen dessen Rückfälligkeit. Es ist hier eine Unmenge von Liebesdienst zu leisten, und wenn es gilt, die Grenze zwischen der Tätigkeit der christlichen Caritas und der Schutzfürsorge zu ziehen, so ergibt sich von selbst der weitere Grundsatz, daß der christlichen Caritas in erster Linie die individuellen Aufgaben der Vorbeugung und der Fürsorge zufallen.

Zu den individuellen Aufgaben gehört zuerst die Aufklärungsarbeit. Sobald also irgend eine Verhaftung vorgenommen wäre, hätte die christliche Caritas einen Beamten, den wir als Ersatz des englischen probation officer vielleicht einfach und doch gut charakterisierend ‚Pfleger' nennen könnten, den Fürsorgevereinen zur Verfügung zu stellen, und dieser hätte alsdann die Familie des Verbrechers aufzusuchen um des doppelten Zweckes willen: einmal, um zu untersuchen, inwiefern Mängel der Erziehung, wirtschaftliche Not Ursachen des Verbrechens gewesen sind, sodann um die Familie vor den verderblichen Folgen zu schützen, die sie nur zu häufig ganz unbilligerweise als Konsequenz der Tat ihres Angehörigen treffen. Gerade die Wichtigkeit dieser letzteren Tätigkeit wird leider allzusehr verkannt, und ich möchte vor allem darauf aufmerksam machen, daß sie geübt werden kann, auch ohne daß die Änderungen im Strafprozeßverfahren abgewartet werden. Wie oft wird durch ein Verbrechen weit mehr die Familie des Täters betroffen als der zur Sühne verhaftete Verbrecher selbst! Wie oft wird der Familie der Ernährer, den Kindern die Mutter genommen, so daß sich aus dem einen Verbrechen häufig eine Kette von neuen Vergehungen, geboren aus wirtschaftlicher Not, entwickelt!

Ich bezeichne diese Art von mittelbaren Strafen, um ihr Gewicht und ihren Charakter hervorzuheben, als implizite Strafen und sehe gerade hier für die christliche Caritas ein ungeheueres Gebiet sich eröffnen, auf dem sie im höchsten Maße segensreich wirken kann.

Ein weiterer Teil an der Arbeit des Schutzes und der Fürsorge fällt alsdann der christlichen Caritas gegenüber dem Verbrecher selbst zu, wenn das

Urteil über diesen gesprochen ist. Bleiben wir hier zunächst bei den Jugendlichen; denn es gilt auch in kriminologischer Hinsicht das Wort: Wer die Jugend hat, hat das Volk. Oder, wenn wir die Sentenz im Sinne der Prophylaxe modifizieren wollen: Je mehr wir die Jugend vor der Straffälligkeit schützen, desto mehr werden wir das Verbrechertum im Volk auszurotten vermögen! Und wie wichtig gerade dieser Jugendschutz bei uns ist, erhellt daraus, daß das Übergewicht bei dem Zuwachs der Verbrecherziffern auf der relativen wie absoluten Zunahme der Delikte der Jugendlichen beruht.

Halten wir uns zunächst vor Augen, unter welchen Bedingungen das neue Fürsorgegesetz die Ueberweisung zur Zwangserziehung anordnet und wie es diese unter Familien und Besserungsanstalten teilt. Die Überweisung zur Zwangserziehung kann erfolgen: 1. zur Verhütung der Verwahrlosung des von den Eltern vernachlässigten Minderjährigen, 2. auf Grund der straffälligen Tat eines Strafunmündigen, 3. auf Grund völligen Mangels einer angemessenen elterlichen Erziehung. Bezüglich der Bestimmung, ob Familien- oder Anstaltserziehung, läßt das Gesetz den Richtern die Wahl; doch hat sich leider immer mehr bei diesen die Neigung ausgebildet, die Anstaltserziehung zu bevorzugen, oder genauer: Man wendet mit Vorliebe das gemischte System an und schickt die Kinder erst in die Anstalt, um von da aus, wenn hier ein genügender erzieherischer Erfolg erzielt zu sein scheint, eine nachhelfende Erziehung in der Familie folgen zu lassen. Es braucht wohl kaum darüber gestritten zu werden, welches Erziehungssystem prinzipiell vorzuziehen ist. Der natürliche Boden für die Erziehung ist und bleibt die Familie; selbst die beste Anstalt kann die für die Erziehung so hochwichtigen Motive der Liebe und der persönlichen Beziehungen, welche im Familienleben die Hauptrolle spielen, nicht voll ersetzen. Aber die Richter befinden sich in einer Zwangslage: der Mangel an solchen Familien, welche zur Erziehung der verwahrlosten Kinder geeignet erscheinen, nimmt immer mehr zu. Darin liegt fraglos eine schwere Anklage unseres Volkes, dessen christlicher Liebessinn immer mehr zu sinken scheint. Aber auf der anderen Seite muß man doch sagen, daß das Verfahren, das heute angewandt wird, um geeignete Familien ausfindig zu machen, ein recht wenig zweckmäßiges ist. Es geschieht auf behördlichem Wege, oft ist sogar die Polizei bezw. Gendarmerie das eigentlich ermittelnde Organ. Hier fiele wiederum der christlichen Caritas eine bedeutsame Aufgabe zu, der sie wie niemand anders gerecht zu werden imstande ist. Sie ist am besten vertraut mit den Verhältnissen in Familien, deren Sinn erwarten läßt, daß sie ein Kind gut erziehen können und wollen, und sie besitzt zudem Autorität genug, um vielleicht auf manche kinderlose, in guten Verhältnissen lebende Familie dahin einzuwirken, daß sie des Heilandswortes sich erinnern: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!" Um die Wichtigkeit dieser Angelegenheit noch von anderer Seite zu beleuchten, soll darauf hingewiesen werden, daß die letzte Fürsorgeerziehungs-Statistik des preuß. Ministeriums nachweist, wie der Fall, daß die in Familien untergebrachten Kinder nachträglich Anstalten überwiesen werden müssen, relativ in

ständiger Zunahme begriffen ist, und zwar namentlich bei weiblichen Zöglingen. Auch diese Erfahrung ist wohl nicht anders zu erklären als dadurch, daß die Art der Aussuchung wirklich geeigneter Familien noch nicht die rechte ist.

Dem Reichstag ist vor Jahresfrist eine Zusammenstellung über die Anwendung des bedingten Strafaufschubes zugegangen. Außer den drei Bundesstaaten Mecklenburg-Strelitz und Reuß älterer und jüngerer Linie haben sich die sämtlichen übrigen Bundesstaaten seit 1903 dahin geeinigt, daß der bedingte Strafaufschub, mit Rücksicht auf seinen Zweck auch bedingte Begnadigung genannt, nach gleichmäßigen Grundsätzen durchgeführt wird, und zwar ist das Mindestmaß der Bewährung auf 1—2 Jahre festgesetzt. Von der Anwendung der bedingten Begnadigung, die seit 1895 eingeführt ist, wurde bis zum 1. Januar 1907 in 116 245 Fällen Gebrauch gemacht. Der Durchschnitt der Anwendung betrug im Jahre 1898 6041 Fälle, im Jahre 1905 18 033, im Jahre 1906 19 026 Fälle. In 80,2 Prozent der Fälle hatte die Anwendung zu einem günstigen Resultat geführt, so daß die Strafe definitiv erlassen werden konnte. Die Bewährungsfrist betrug in 53 vom Hundert der Fälle 2—3 Jahre, in 25 vom Hundert mehr als 3 Jahre. Besonders bemerkenswert erscheint, daß auch bei höheren Strafen die Zahl der Bewährungen relativ zugenommen hat; sie betrug bei Strafen von mehr als 6 Monaten 72 vom Hundert der Fälle. Als Resultat dieser Angaben darf zunächst die erfreuliche Tatsache konstatiert werden, daß das Prinzip der bedingten Begnadigung sich durchaus bewährt hat, so daß deren Gegner ein für allemal zum Schweigen gebracht sein dürften. Auch ist namentlich in den letzten Jahren eine gleich erfreuliche Zunahme in der Anwendung dieses Prinzips zu konstatieren; aber daneben muß doch gesagt werden, daß im Vergleich zu der ungeheuren Zahl der Inkriminierten die Anwendung noch immer eine äußerst geringe ist. Und doch dürfen wir auch ihr einen Teil an der Abnahme der Zahl der Gefangenen zuschreiben, wie sie die preußische Justizverwaltung — im Gegensatz zu Bayern — in ihrer letzten Statistik nachweisen kann; die Gesamtsumme betrug nämlich

| 1891 | | 1901 | | 1904 | |
|---|---|---|---|---|---|
| männl. | weibl. | männl. | weibl. | männl. | weibl. |
| 382 155 | 110 108 | 399 497 | 83 109 | 377 543 | 73 387 |

Ich glaube nicht, daß man gerade den Richtern allzu ängstliche Vorsicht bei der Anwendung der bedingten Begnadigung zum Vorwurf machen kann. Sie sind jetzt zu ihrer Beurteilung vom Charakter des Verbrechers auf die Akten angewiesen, und was diese sagen, mag ja immerhin recht wertvoll sein, aber ein eigentliches, psychologisch richtiges Bild können sie kaum jemals geben. Es wäre etwas ganz anderes, wenn eine Autorität vor den Richter träte und bei der Urteilfindung ihm beratend zur Seite stände, eine Persönlichkeit, die sagen könnte: Ich habe den Charakter des Beschuldigten genau studiert; ich habe die Verhältnisse in seiner Familie erkundet; ich glaube nach allem sagen

zu können, daß die Tat zum großen Teile ein Ausfluß der mangelnden Erziehung oder der wirtschaftlichen Not ist, und daß in dem Beschuldigten genügende sittliche Energie vorhanden ist, um sich fortan einwandfrei zu halten, wenn ihm nur die nötige Hilfe zur Seite steht; ich bin bereit, ihm diese Hilfe in vollstem Umfange zu gewähren. Es kommt also auch hier auf die Heranziehung von persönlichen Kräften an, wie sie in Amerika die probation officers darstellen, wie sie, entsprechend obigen Ausführungen, bei uns die christliche Caritas durch die ‚Pfleger' der Justiz an die Seite geben könnte.

Fragen wir nun nach dem Verfahren gegenüber entlassenen oder zu entlassenden Strafgefangenen, so haben wir zunächst die vorzeitige Entlassung auf Widerruf ins Auge zu fassen. Wie wenig von dieser Befugnis Gebrauch gemacht wird, ist bekannt; nur allzu deutlich zeigt es aufs neue die schon erwähnte Statistik des preußischen Justizministeriums, die nachweist, daß im Rechnungsjahr 1904 nur 262 (!) solcher Entlassungen stattgefunden haben, wovon 10 widerrufen werden mußten, weil die Entlassenen sich der Vergünstigung unwürdig erwiesen. Sehr viel weitgehenderen Gebrauch macht man von der vorläufigen Entlassung im Königreich Württemberg. Nach einer Mitteilung von Oberjustizrat Schwandner-Ludwigsburg betrug in Württemberg die Zahl der vorläufig entlassenen Zuchthausgefangenen in dem Zeitraum von 1896—1902 365, d. i. 7,7 Prozent, der Gefängnissträflinge 1312, d. i. 10,9 Prozent. Die Erfolge dieser vorzeitigen Entlassungen waren sehr gut; es brauchten nur 2 Prozent widerrufen zu werden.

Was ist die Ursache des im allgemeinen so minimalen Gebrauches einer Bestimmung, die vom ökonomischen und pädagogischen Standpunkt aus gleich wertvoll ist? Jeder Strafvollzugspraktiker macht die Erfahrung, daß sehr viele Sträflinge früher entlassen werden könnten, wenn sich immer genügende und gesicherte Hilfe für sie in der Freiheit fände. Es fehlt hier vor allem auch an einer dauernden Beaufsichtigung des Lebenswandels des Entlassenen in der Art, wie sie der probation officer in Amerika durchführt.

Dieselben Mängel machen sich generell bei allen zu entlassenden Gefangenen geltend. Heute liegt, was die Anregung der Fürsorgetätigkeit zugunsten der Gefangenen betrifft, die ganze Last fast allein auf den Schultern des Anstaltsgeistlichen. Berücksichtigt man nun, daß manche Anstalten bis zu 600 und mehr Sträflinge beherbergen und wieviel Schreibwerk die bureaukratische Maschine in jedem einzelnen Fall verursacht, so wird auch der Laie gewiß ohne weiteres überzeugt sein, daß von einer gleichmäßigen und eingehenden vorbereitenden Fürsorge jedem Sträfling gegenüber gar nicht die Rede sein kann. Ich habe daher schon an verschiedenen Stellen den Vorschlag befürwortet, daß es geeigneten Personen gestattet sein solle, die Sträflinge bereits während ihrer Strafzeit zu besuchen, um sich über den Charakter, die Fähigkeiten und das Wesen derjenigen zu informieren, welche

der Fürsorge bedürfen. Es ist natürlich sehr schwer, hier den an sich nicht unberechtigten Widerstand der Direktoren zu überwinden, welche ihre Anstalten gegen die Außenwelt aus leicht begreiflichen Sicherheitsgründen möglichst abzuschließen suchen. Aber der Widerstand wäre sehr wohl zu brechen, wenn die Direktoren die absolute Sicherheit hätten, daß diese Besuche der Gefangenen in keiner Weise mißbraucht würden. Ich glaube nun, diese Sicherheit könnte nicht besser gegeben werden, als wenn Mitglieder der Caritasvereine selbst dieser Aufgabe sich widmeten. Wenn diese dann zugleich mit den bestehenden Fürsorgevereinen und den Angehörigen des Sträflings sich in Verbindung setzten, dann wäre erst die Kette persönlicher Beziehungen geschlossen zwischen allen Faktoren, welche bei der Fürsorge in Betracht kommen. Es ergibt sich also als dritter Leitsatz, daß die Tätigkeit der christlichen Caritas schon in den Strafanstalten beginnen und sich die Pflege persönlicher Beziehungen wie zu den Gefangenen, so zu deren Familien zur Aufgabe machen sollte.

Die Mitglieder der Caritasvereine, die sich dem Pflegeramt der entlassenen Gefangenen widmeten, hätten also zunächst die Organe der Sicherheitsbehörden zu ersetzen, welche für die berühmt-berüchtigte Polizeiaufsicht sorgen. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich mich hier über den Unwert dieses Instituts verbreiten. Aber charakteristisch ist doch, daß, während schon seit Jahren fast die sämtlichen Strafvollzugspraktiker dringend und immer dringender die Abschaffung der Polizeiaufsicht gefordert haben, erst das Auftreten einer traurigen Berühmtheit wie der ‚Hauptmann von Köpenick' den Anstoß dazu geben mußte, daß man überhaupt ernsthaft einmal die Frage ‚in Erwägung' gezogen hat. Und dann — wie lange werden wir wohl ‚erwägen'? An eine radikale Abschaffung, wie sie das einzig richtige wäre, denkt man an maßgebender Stelle anscheinend nicht, und selbst fortschrittlich gesinnte Strafrechtspolitiker wie Prof. Dr. W. Mittermaier in Gießen möchten eine Verbesserung der bestehenden unleidlichen Zustände nur dadurch erzielen, daß die Polizeiaufsicht beschränkt und reformiert werde. Man weist dann wohl auf England hin, wo die Polizei dem entlassenen Gefangenen als Schützer und Berater zur Seite steht, nicht, wie bei uns vielfach, ihn als Büttel kujoniert. Aber es muß berücksichtigt werden, daß der freiheitliche Geist der Briten, verbunden mit ihrer spontanen Hochachtung vor dem Gesetz, es bewirkt hat, daß die Polizei hier von jeher eine ganz andere Stellung gegenüber dem Volke überhaupt, nämlich eine schützende, nicht maßregelnde, eingenommen hat und daß, was in einem Lande günstig wirkt, deshalb nicht auch schon im anderen Lande mit seinen ganz verschiedenen Verwaltungs- und Lebensformen günstig wirken muß. Zudem — wollen wir darauf warten, bis die Polizei sich zu einem ähnlichen Geist emporgearbeitet hat, wie er in England herrschend ist, so heißt das die Lösung der Aufgabe auf eine Bank von solcher Länge schieben, daß ihr Ende gar nicht abzusehen ist. Endlich — wir haben aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas das

Beispiel, daß es recht gut auch ohne alle Polizei geht; weshalb also auf das Kleid, das seine Fadenscheinigkeit nicht verleugnen kann, Läppchen hier und da aufflicken, statt ein ganz neues, wärmendes Kleid zu kaufen? Und wenn irgend etwas geeignet ist, zu zeigen, daß auf dem Wege der Reform der Polizei wenig oder nichts zu erreichen ist, dann ist es die Tatsache, daß ja längst alle Vollzugsverordnungen ähnliches vorschreiben wie die badische vom 11. Mai 1883: es sei ‚eine möglichst schonende Form zu wählen und dafür Sorge zu tragen, daß nicht durch die Art der Überwachung das geordnete Fortkommen der betreffenden Person gefährdet werde‘. Wir wissen genau, wie sinngemäß diese Verfügung beobachtet wird, und darum nochmals: Fort, gänzlich fort mit der Polizeiaufsicht und Übertragung ihrer Funktionen an geeignete Mitglieder der Caritasvereine.

Aber noch ein anderes gesetzliches und weit schlimmeres Hindernis steht dem Sträfling bei seiner Entlassung entgegen, wenn er die guten Absichten, einen ehrbaren Lebenswandel zu führen, durchführen will. Ich meine die soziale Achtung, die capitis deminutio. Auch diese furchtbare Strafe, die als eine einmalige und vorübergehende gedacht ist, gehört zu den impliziten Strafen und wird zu einer lebenslänglichen. Daß sie unchristlich ist, braucht nicht bewiesen zu werden; es genügt, darauf hinzuweisen, daß Christus nicht verschmäht hat, einen Menschen unter die Zahl seiner Jünger aufzunehmen, der nach jüdischen Begriffen eine weit tiefere soziale Stellung einnahm, als diejenige ist, auf welche wir den gewöhnlichen Verbrecher stellen.

Wir müßten keine Deutschen sein, wenn wir nicht die Frage der sozialen Achtung und ihrer Bekämpfung sogleich zu einem Doktorproblem erhoben hätten. Das Gesetz vermag vieles, aber den Menschen eine andere Denk- und Empfindungsart beizubringen vermag es nicht. Unendlich viel wichtiger als gesetzliche Spitzfindigkeiten, ob eine réhabilitation gracieuse oder judiciaire, erscheint eine Mahnung des Volkes, das sich ein christliches nennt, an seine Christenpflicht, ein Kampf gegen diese Vorurteile, diesen Pharisäismus, der den einen, der durch Zufall der Hand der Justiz verfiel, mit Mißachtung verfolgt, vor dem schlauen anderen, der vielleicht ein viel größerer Verbrecher ist, wenn er nur auf einen vollen Geldsack pochen kann, den Hut bis zur Erde zieht.

Ich meine, es wäre sehr zweckmäßig, wenn die Mitglieder der Caritasvereine die ihnen zugängliche Presse benützten, um einmal in planmäßiger Agitation Front zu machen gegen diesen Feind nicht nur des Sträflings, sondern auch eines jeden Strafvollzugspraktikers, dessen langjährige Erziehungstätigkeit er nur zu oft zuschanden macht. Als vierte These stelle ich also den Satz auf: Die christliche Caritas sollte in der ihr zur Verfügung stehenden Presse eine systematische Agitation einleiten, um die christliche Welt an ihre Christenpflichten gegenüber dem Verbrechertum zu erinnern.

Welches wäre nun die Aufgabe der von den Caritasvereinen gestellten ‚Pfleger‘ gegenüber den wirklich entlassenen Gefangenen? Und welches wäre dabei ihr Verhältnis zur Schutzfürsorge? Ich glaube, das Beispiel der Vereinigten Staaten Nordamerikas verdient hier unbedingte Nachahmung. Den probation officers wird hier von den ‚Aid Societies‘ ihr Wirkungskreis zugewiesen, im übrigen aber behalten sie völlig freies Feld, nach ihrem Ermessen zu verfahren. Dies Ermessen ist im allgemeinen folgendes: Soweit der Fürsorgeverein nicht selbst imstande ist, auf Grund der von ihm geführten Arbeitsregister dem Sträfling eine Arbeitsstelle zu verschaffen, bemüht der probation officer sich zunächst persönlich, eine solche ausfindig zu machen. Ist ihm dies gelungen, so steht er dem Angestellten, Untergebrachten fortan nicht wie ein Aufseher, sondern wie ein Freund und Berater zur Seite; er nimmt das Arbeitsgeld, das jener sich im Gefängnis verdient, in Empfang und überweist es ihm ratenweise je nach dessen Bedürfnissen; er trägt dem Schützling auf, ihn wöchentlich mindestens einmal zu besuchen oder ihm wenigstens zu schreiben, wenn räumliche Entfernung den persönlichen Verkehr nicht gestattet; er besucht endlich den Arbeitgeber selbst, um sich über das Wohlverhalten seines Schützlings zu erkundigen. Ich glaube, daß diese ganze Art des Verfahrens eine sehr zweckmäßige ist. Einige Äußerlichkeiten desselben bestehen ja auch schon bei uns, so namentlich in den meisten Bundesstaaten die Bestimmung, daß die Arbeitsverdienste den Fürsorgevereinen überliefert und von diesen nach billigem Ermessen den Entlassenen ausgezahlt werden. Aber in der Individualisierung des Verfahrens fehlt es doch bei uns noch an allen Enden, notwendigerweise, weil die Fürsorgevereine nicht über genügende freiwillige Kräfte verfügen, die sich dem Pflegerdienst zu widmen bereit sind. Diese Lücke wäre also von Mitgliedern der Caritasvereine auszufüllen.

Wenn Richter und Laienelemente, Justiz und christliche Caritas in intimster Gemeinschaft zusammenarbeiten, wird der Segen nicht ausbleiben. —

# Religion und Leben.

Von
**Robert Saitschick.**

1.

Wenn es mit allem im menschlichen Leben gut und richtig bestellt wäre, so wäre unser Leben verwirklichte Religion. So wie unser Leben aber beschaffen ist, erscheint die Religion mit ihren Forderungen als die allseitige Erfassung der Wirklichkeit und zugleich als die Lösung ihrer Widersprüche. Wahre Religion ist weder ein pessimistisches, noch ein optimistisches Betrachten der Welt. Alle philosophischen Systeme treten an das Dasein von irgend einer einzigen Seite heran; denn es liegt gar nicht in der Natur des systematischen Denkens, allseitig zu sein. Es ist immer ein einzelner Gedanke, von dem in den philosophischen Systemen alle andern abgeleitet werden, und jeder Philosoph hat eben diesen einen Gedanken zu eigen, wenn er nicht eklektisch und oberflächlich ist. Ein Amalgamieren verschiedener Lebensansichten ist gemäß der Beschaffenheit unseres ganzen Denkvermögens eine natürliche Unmöglichkeit. In jedem Gedankensystem liegt nur ein Teil der Wahrheit, und daneben enthält es begriffliche Konstruktionen, die entweder gar keine Beziehung zur Wirklichkeit, oder aber eine gewollte, künstliche, mühsam hergestellte haben. Die Religion dagegen ist kein System, nichts Einseitiges, Künstliches, Begriffliches. Sie will nicht die letzten Rätsel des Daseins mit Begriffen erklären oder gar lösen. Sie geht von den konkreten Widersprüchen des Lebens aus, ohne dabei etwas zu verschieben, sie *sieht* dieselben, ohne sie in vorgefaßte Gedanken zu bannen oder in begrifflichen Dunst aufgehen zu lassen. Nicht unser Verstand ist fähig, die ehernen Widersprüche zu beugen oder umzugestalten; ja, dem einseitigen Verstand sind ganze Lebensgebiete, ganze Reihen von Erfahrungen der innern Welt gar nicht zugänglich. In der Religion wirken alle innern Kräfte zusammen, denn sie geht vom *ganzen* Menschen aus. Wer Religion nicht will, muß etwas anderes an ihre Stelle setzen, irgend eine Einseitigkeit, ein Bruchstück, einen Widerspruch. Freilich gibt es auch viele Gebildete, denen gerade der *ganze* Mensch, dieser eigentliche Ausgangspunkt aller Religion, unverständlich ist, und sie müssen daher auf irgend einen Begriff oder auf ein Idol schwören, um ihrem Denken Nahrung und eine Existenzberechtigung zu verschaffen.

2.

Die Religion hat ihre tiefsten und verborgensten Wurzeln im Leben selbst. Ihre Überwindung der Natur ist urwüchsig, aus allen Gegensätzen der Wirklichkeit herausgewachsen. Unsere Abneigung gegen urwüchsige Kraft im Fühlen und Denken und unsere Zuneigung zu Selbsttäuschungen und Illusionen in Hinsicht auf den wirklichen Menschen führen dazu, daß wir dem Künstlichen und Treibhausartigen den Vorzug geben.

3.

Die starken Vorstellungen der Religion erscheinen dem modernen Menschen durch den langen Gebrauch als abgenutzt. Das Wort Natur sagt ihm so viel, trotz der ganzen Verschwommenheit des Ausdrucks: mit dem Verluste der Urwüchsigkeit kommt immer das Verlangen auf, unbestimmt und zerflossen zu sein. Man behalte im Auge, daß die lebendigsten Vorstellungen der Religion aufs engste mit Charakter verbunden sind.

4.

Wir kommen auf die Welt nicht nur mit angeborenen unveräußerlichen Rechten, sondern auch mit einer ererbten Schuld, die wir in unserm Leben wenigstens teilweise abtragen müssen, wenn wir auch höchst selten sie ganz zu tilgen fähig sind.

5.

Das menschliche Leben ist nicht eine einfache Naturtatsache, sondern ragt über die Natur weit hinaus. Je eindringlicher unser Nachdenken ist, desto deutlicher sehen wir in der Außenwelt nur eine Hülle für innere Vorgänge. Viele suchen jetzt in ihrem Leben und Denken einen seltsamen Widerspruch zu verkörpern: Irreligion, die aber gar vieles von der Religion beibehält, ohne sich dessen bewußt zu werden. Da sie nicht in lauter Negation verharren können, so sehen sie sich genötigt, auch etwas Positives aufzustellen; aber die Lust des modernen Menschen besteht im Negieren, ja, er lebt von der Negation und von der Kritik.

6.

Das Geheimnis unseres Daseins kann gar keinen andern Ausdruck als in Gott finden. Müssen doch die einander widerstreitenden Lebenserscheinungen verknüpft und zusammengehalten werden, die Welt in uns und die Welt außer uns einen Sinn, ein höheres Gesetz als Mittelpunkt aufweisen, auf den alles bezogen werden könnte. Der tiefste Ausdruck unseres Verhältnisses zu Gott ist das zwischen Sohn und Vater: um mit unsern Mitmenschen in Gerechtigkeit zu leben und nicht der Misanthropie und dem Nihilismus zu verfallen, müssen wir notwendig zu dem Bewußtsein gelangen, daß das Leben nicht ein blindes Ungefähr sei. Damit der Mensch nicht von schwankenden, zerfließenden, relativen Vorstellungen hin und her getrieben und sein Charakter nicht am Ende angekränkelt werde, muß er sich von einheitlichen und starken Vorstellungen leiten lassen. Sobald der Mensch sich zur gemeinsamen Arbeit mit den Mit-

Walter Leistikow pinx.

Dekorative Landschaft.

menschen verbindet und nach einer höheren, in der Natur nicht vorhandenen Gerechtigkeit strebt, gelangt er notwendig auf Umwegen zur Gottesvorstellung. Atheismus ist eigentlich nichts anderes als eine intellektuelle Verneinung, die Frucht des kritischen und zersetzenden Verstandes, keine Erscheinung lebendigen Geistes. Er wächst in einem Treibhaus, nicht in der freien Luft, nicht in der weiten Atmosphäre starker Wirksamkeit und tätiger Menschenliebe.

7.

Gott ist für Christus der Vater, der Leiter des Menschen auf den verschlungenen Pfaden des geheimnisvollen Daseins, nicht die Macht, vor der wir in Staub fallen und zu der wir keinen Blick erheben dürfen, sondern der Schöpfer der wahren Freiheit, die sich bewußt wird, alle ihre Kraft von oben bekommen zu haben, ohne im geringsten sich selbst zu überheben.

8.

Für den tiefern Lebensbeobachter ist es eine unumstößliche Tatsache, daß der intensiv denkende Mensch selber an die Stelle Gottes treten möchte, wenn er leidenschaftlich Gott zu negieren anfängt. Der Mensch ist so beschaffen, daß, wenn er seinen Willen und sein Denken nicht einer höheren Welt zuwendet, er sie zuletzt durchaus einem Niedern zuwenden muß, wiewohl er sich anfangs zufrieden in einer mittleren Sphäre bewegen kann.

9.

Wenn wir nichts mehr verehren können, so trocknen unsere Seele und unser Geist ein, und wenn wir vom Zweifel angenagt werden, so verzehrt sich unsere Seele und stirbt allmählich ab. Der Kopf freilich kann weiterleben, führt aber im Grunde ein sinnloses Dasein, denn er weiß nicht, wozu und weshalb er lebt. Denn Leben heißt die Fähigkeit, zu lieben und zu verehren; verehren können wir aber nur, was über uns, nicht aber was unter und neben uns ist: den unversiegbaren Quell des Lichtes, nicht aber Schatten, die über die Erde huschen und bald verschwinden und vergessen werden.

10.

Der utopische Idealist möchte, daß die Dinge anders wären als sie sind: er möchte die Welt korrigieren, aus eigenen Kräften ändern und verbessern; denn er empfindet das Grundübel alles Lebens nicht. Sein Herz ist naiv, und er wird von dem Glauben an die Vernunft beherrscht, weshalb er sich auch beständig mit ihr unterhält. Die Vernunft ist seine Religion, und im Grunde bedarf er auch keiner andern. Der Realist hingegen bedarf der lebendigen Religion, wenn er nicht etwa so veranlagt ist, daß er ganz in der nackten Wirklichkeit aufgeht und sich damit zufrieden gibt. Strebt er aus der nackten Wirklichkeit heraus, so bedarf er einer starken Überwindung der Natur, denn er weiß, daß diese sich aus eigenen Kräften wesentlich gar nicht ändern und verbessern läßt.

11.

Der Atheismus ist eine Betrachtung des Lebens ohne Kenntnis des konkreten Menschen, eine Bejahung von etwas, das nieder gelegen, menschlich und schwach ist: man verehrt Götzenbilder und treibt einen falschen Kultus mit Literatur und Kunst. Gar mancher, der nicht Gott dient, dient einem Götzen oder gar einem Gecken. Während die Gottesverehrung eine Vernichtung der Eitelkeit und der Selbstverherrlichung ist, wird durch die Anbetung der vielen Menschenwerke die Eitelkeit stark gesteigert.

12.

Mancher bekennt sich zum Atheismus, ohne das geringste Anrecht darauf zu haben, denn er negiert etwas, das er gar nicht kennt, er negiert seine eigene Vorstellung von Gott: wenn er Gott negieren wollte, zu dem die tiefsinnigsten und erfahrensten Menschen sich bekennen, so müßte er auch alle Freiheit und alle Geistestiefe negieren. Wenn der Atheist nicht dem Buddhismus anhängt, der, im rechten Lichte geschaut, bei aller seiner Lebensverneinung doch kein folgerichtiger Atheismus sein kann, so verlangt er von Gott wissenschaftliche Beweise und meint, wir könnten uns hienieden auch ohne Gott und ohne Religion schön einrichten. Er glaubt, der Versuch müsse zweifellos gelingen, denn er kennt die Lebenswirklichkeit nicht. Wer nicht Utopien zugeneigt ist und nicht aus dem Menschen einen Gott oder aus der Menschheit eine Gottheit machen will, der bedarf keiner Beweise und Erklärungen dessen, was die größten Geister sich unter Gott vorstellten. Wer aber Gott mit vollem Bewußtsein, mit der ganzen Leidenschaft Luzifers und nicht aus Nivellierungssucht und Oberflächlichkeit negiert, muß notwendig sich selbst irgendwie für einen Gott halten und dem Größenwahne verfallen. Gesetzt, die Menschheit könnte mit Hilfe des Intellektes dem kosmischen Dasein auf den Grund kommen, so bliebe auch dann noch gerade das unergründlich, was in den Gegensätzen des menschlichen Daseins an unser Fühlen und Denken als ungelöstes Rätsel appelliert. Wie wir nur über uns selbst nachzudenken anfangen, öffnet sich gleich ein Abgrund von Widersprüchen. Wozu forschen wir eigentlich? Unser ganzes Forschen und Wissen muß doch irgend einen Sinn haben. Ist denn das Endziel unserer forschenden Vernunft die Erkenntnis, es gebe keinen Gott? Jedenfalls sind **wir** da, die Forschenden, auch ist die **Welt** da, die erforscht wird. Und all das, was wir zuerst in Einzelheiten aufgelöst und in Gesetze unserer Vernunft gebracht haben, bezeichnen wir ja wieder mit besonderen Wörtern (Atom, Evolution usw.), die im Grunde notwendigerweise mytischen Ursprungs sind und bleiben müssen. An Stelle des einheitlichen Gottesbildes, das die Außenwelt mit der Innenwelt zu einer starken Einheit erhebt, möchten wir nun diese halb mytischen, halb wissenschaftlichen Wörter setzen, im Glauben, sie erschöpften vollständig das geheimnisvolle Wesen des Weltalls und müßten auch unser Inneres ganz ausfüllen und alle in uns auftauchenden Fragen in befriedigender Weise lösen. — Aber was,

wenn die Gottesvorstellung, trotz aller Negation, der wir uns mit solcher Freudigkeit hingeben, doch noch die geheimsten Regungen unseres innern Lebens, ohne daß wir es merken, nach wie vor beherrscht und sich nur so lange zurückdrängen läßt, bis wir des Sammelns und Erforschens der Einzelheiten überdrüssig geworden sind? Denn einmal werden wir doch die Leblosigkeit und falsche Bescheidenheit, die sich den Namen Objektivität beilegt, und auch den Größenwahn, der stets nur ein Zeichen innerer Zersetzung und Schwäche ist, überwinden und wieder als ganze Menschen leben müssen.

Weshalb sind wir in dieser Welt, in der wir fragen und forschen? Wir müßten auch beweisen können, **weshalb** wir leben. Beweise, daß du lebst und wozu du lebst, aber nicht mit den plumpen, empirischen Gründen, mit denen der Atheist seinen unerfahrenen und leichtgläubigen Adepten zu imponieren gewöhnt ist. Denn es gibt tiefsinnige Menschen, die sich zu Gott bekennen, weil sie lange über das Leben nachgedacht und Selbsterkenntnis geübt haben und einen eindringlicheren Intellekt haben als alle Positivisten und Naturalisten. Solche tiefsinnige und nachdenkliche Menschen könnten von einer Seite ihres Wesens ganz anders, mit mehr Kraft, mit größerer persönlicher Leidenschaft negieren, aus heftigeren inneren Kämpfen und größeren innern Leiden heraus, als die gewöhnlichen Atheisten, die kein Leiden und keine Leidenschaft kennen. Diese Gewöhnlichkeit ist ja auch gar nicht fähig, dem, was sie negiert, irgendwie nahezukommen, da es ja alle ihre empirischen Vorstellungen übersteigt und zunichte macht. Daher hat auch ihr Verneinen gar keinen Sinn, denn Recht zum Nein hat nur ein königlicher, nicht ein sklavischer Geist. — Es sollte ihnen die Möglichkeit geboten werden, sich wenigstens für eine Zeitlang nach ihren atheistischen Utopien einzurichten, dann würden sie notwendig einsehen, daß, um so zu leben, der Mensch sich in eine denkende Maschine verwandeln müßte. Und wenn auch die Menschheit ohne Gott denken und forschen kann, so muß sie doch, abgeirrt vom Mittelpunkt, unter den Ergebnissen der Forschung zusammenbrechen. Ohne diesen festen Mittelpunkt leben und wirken, das liegt gar nicht im Wesen der Menschheit, die sich an einer unerklärlichen Grenze zwischen dem Vergänglichen und Unvergänglichen, zwischen Schöpfung und Schöpfer bewegt.

13.

Vollständiger und folgerichtiger Atheismus ist schon deshalb gar nicht möglich, weil er vollständige Seelenkahlheit bedeuten müßte. Wo ein einziger Funke wahren Mitleids, geschweige denn echter Liebe ist, dort glimmt schon ein Funke Gottes.

14.

Der Mensch darf nicht sein Selbst kultivieren. Er muß danach streben, dem Höheren, Unvergänglichen zu dienen. Die meisten Menschen bleiben auf gewissen Hügeln stehen, wenn sie aus den Niederungen emporsteigen, und halten diese kleinen Anhöhen für die höchsten Gipfel. Sie begeistern sich für

den Staat, für nationale Gefühle, für politische Forderungen des vergänglichen Augenblicks, da dabei ihr natürliches Selbst doch noch mit etwas amalgamiert ist, das über ihr Selbst hinausgeht.

15.

Das Zusammenleben mit unseren Mitmenschen erfordert mehr Aufopferung, mehr Selbstlosigkeit, als den allermeisten von uns eigen ist. Unaufhörlich verlangt das Leben von uns mehr, als wir haben, und diese Forderungen, denen kein Ende abzusehen ist, können nicht natürlich heißen: wollen wir sie richtig bezeichnen, so müssen wir ein anderes Wort wählen, das der Sache genau entsprechen soll.

16.

Niemand hat das Recht, die Menschen zu verachten, zugleich hat freilich auch niemand die Verpflichtung, die vielen Oberflächlichkeiten, Leichtfertigkeiten und Veränderlichkeiten, geschweige denn die Schlechtigkeiten des Menschen gleichgültig hinzunehmen. Aus diesem Widerspruche kann es gar keinen andern Ausweg geben, als daß wir zu etwas gelangen, das weit höher als der Mensch ist, und dann auch den Menschen zu achten und zu lieben anfangen.

17.

Alles wahrhaft Edle ist nicht durchschnittliche Natur, sondern immer eine Ausnahme, ein Mehr, eine Überwindung: die Natur weiß nicht, was edel ist. Der wahre Gesinnungsadel ragt somit immer über die Natur hinaus. Wenn wir bei diesseitig gearteten Menschen etwas von Adel der Gesinnung antreffen, so ist dieser, näher geschaut, nur eine Erbschaft früherer Geschlechter, deren Geist irgendwie und irgendwann auf das Höhere gerichtet war.

18.

Alles Leben ist in uns, alle Intensität, Energie und Fähigkeit, zu fühlen, zu denken, auf die Außenwelt zu reagieren, die Quelle von Schmerz und Lust, die Wertschätzung der Lebenserscheinungen. Also entweder Veräußerlichung, Unterbindung der inneren Kräfte, ein Hinaustreiben des inneren Menschen in die Außenwelt, im besten Falle das Einschränken des Menschen auf seinen Willen, wobei dieser wiederum nur auf die Außenwelt gerichtet sein soll — dann muß aber alles Innerliche in bewußter Weise für etwas Schädliches gehalten und zugunsten der einfachen Willensäußerungen geopfert werden. Dann aber auch mit dem vollen Mut der Konsequenz. Oder aber eine innere Welt gegenüber der Außenwelt, eine Welt neben und über dieser, von der wir fortwährend beeinflußt und geläutert werden sollen. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Und wie seltsam: obschon jene Auffassung den Menschen in ihrer Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit zugänglicher und einleuchtender ist, so ermangelt sie doch jedes Wirklichkeitsgefühls und ist daher unhaltbar, während die andere Auffassung, trotz ihrer Erhabenheit, der Wirklichkeit Rechnung trägt und den innersten Forderungen der menschlichen Natur entspricht, die ja eine Geburt zweier Welten ist.

19.

Wem die Religion als eine Art von Illusion erscheint, der sollte sich von seinem Standpunkte aus doch einmal fragen, ob nicht diese Illusion mehr zur Erhaltung und Steigerung der Lebenskraft beitrage, als die sich in Begriffe einspinnende Vernunft oder der selbstherrliche Wille. Übrigens kann ja der losgelöste und beobachtende Intellekt, wenn er gewissenhaft ist, nur behaupten: ‚Ich beobachte die Tatsachen, bringe sie in einen Zusammenhang, ziehe Schlußfolgerungen behutsam und soweit es mir möglich ist, muß mich aber ja davor hüten, innere Tatsachen und Erfahrungen deshalb auszuscheiden, sie für nicht existierend oder gar krankhaft zu halten, weil sie zufällig Menschen von einem bestimmten Temperamente und von einer gewissen intellektuellen Anlage nicht zusagen.‘

20.

Dem innerlich lebenden Menschen erscheint oft die Außenwelt blaß neben seiner inneren Wirklichkeit; in dieser findet er einen Quell unversiegbarer Kraft und Freiheit. Während die Außenwelt von einem unbeugsamen Willen spricht, den wir wohl teilweise begreifen und modifizieren, niemals aber überwinden können, weist unsere innere Welt ganz andere Kräfte auf, die nicht von starrem Gesetz, sondern von Freiheit, nicht von einem Gesetzgeber, sondern von einem Schöpfer zeugen. Den Sinn unseres Daseins finden wir nicht dadurch, daß wir die Naturgesetze erforschen und eine unverrückbare Gesetzmäßigkeit feststellen, sondern dadurch, daß wir in uns etwas entdecken, das lebendiger, tiefer, schöpferischer, eindringlicher ist als alle erkannte Gesetzmäßigkeit, denn das Gesetz wird beobachtet und erkannt, der Sinn aber wird erlebt.

21.

Je tiefer das Sündenbewußtsein in einer Religion ist, desto tiefer ist ihre Lebensauffassung, denn sie ist dann das Gegenteil von aller Selbstgerechtigkeit. Die von der Religion losgelöste Sittlichkeit muß den Menschen selbstgerecht machen, wenn er sich bewußt wird, alles erfüllt zu haben, was das sittliche Gesetz von ihm fordert. Die Religion dagegen, insbesondere die christliche, weist uns auf den unversiegbaren Quell hin, aus dem zu schöpfen wir keinen Augenblick aufhören dürfen, denn wir sollen keinen Augenblick im Bewußtsein erstarren, wir hätten alles getan und könnten uns nun bei dem Getanen selbstgenügsam beruhigen.

Wer die Wirklichkeit genau kennt und tief fühlt, für den ist Sünde kein trockener Begriff, sondern der konkreteste Ausdruck von etwas, das gar nicht weggeleugnet werden kann. Jeder Menschenkenner weiß, was Sünde bezeichnet. Nur solche, denen die volle Wahrheit der menschlichen Natur unsichtbar bleibt, wenn sie ihr schon auf Schritt und Tritt begegnen, möchten die so greifbare Tatsache der Sünde in Abrede stellen, indem sie die konkreteste Wirklichkeit des Menschenlebens in verallgemeinernde Gesetze des Kosmos auflösen. Das Sündenbewußtsein ist nicht nur keine Charakterschwäche, sondern

kommt vielmehr gerade in starken Menschen auf, die ein tiefes Gefühl der Verantwortung haben und keinem oberflächlichen Optimismus huldigen können.

22.

Eine richtige Einteilung der Menschen wäre vielleicht die in profane, die keine Ahnung von den Lebensgegensätzen und dem inneren Menschen haben, selbst wenn sie durch eine gewisse Schule der Bildung hindurchgegangen sind, und solche, die innere Erfahrungen haben und über den engen Kreis der Natur und des Alltags hinaus eine höhere Welt des Geistes erstreben.

23.

Die tiefsten Menschenkenner haben keine theoretischen Betrachtungen über den Menschen angestellt, sondern durch die Autorität ihrer Persönlichkeit gewirkt und unerschütterliche Einsichten geäußert, die in keinem Widerspruche zu ihrem eigenen Leben standen. Die Tat war für sie höher als der Gedanke, der ja nur so viel wert ist, als er den Weg zum Leben zeigt und beleuchtet.

Leben kann eigentlich nur die Steigerung der *inneren* Kräfte, geistige Erhebung und Intensität heißen. Was kosmisches Leben ist, das können wir gar nicht genau wissen, menschliches Leben aber ist gesteigerte Wirksamkeit des Geistes. Leben heißt, aus den Widersprüchen des Daseins den schöpferischen Sinn herausgestalten.

24.

Hat unser Dasein einen Sinn, oder hat es keinen? Wenn keinen, so hat auch das Nachdenken über das Leben keinen Sinn, dann genügt das Leben in seiner Sinnlosigkeit sich selbst. Dann müssen wir aus unserm Denken nicht nur alle höheren Vorstellungen entfernen, sondern folgerichtigerweise danach trachten, indifferent und nonchalant zu werden. Aber so etwas ist im Grunde gar nicht möglich, denn es kann keine vollständige Indifferenz geben. Nachdenken setzt schon eine gewisse Energie voraus, und wir zerstören uns selbst, wenn wir nichts von Sinn und Ziel wissen wollen, denn ein vollständig kaltes Verhalten zum Leben wäre eine Untergrabung aller Charakterkraft. Unser Charakter will immer etwas, sei es Ziel oder Ziellosigkeit, Sinn oder Sinnlosigkeit. Man kann das Leben nur auf zweierlei Art betrachten. Ist das Leben sich selbst Zweck, dann gehen wir also in der mühevollen Spanne Zeit ganz auf und im Tode unter: wir leben dann im Vergänglichen und für das Vergängliche. Und doch sind wir nicht fähig, konsequent so zu leben, denn wir fühlen, daß die Folgerichtigkeit zur Selbstzerstörung führen müßte. Hat aber das Leben irgend einen verborgenen Sinn, zu dem wir uns bekennen müssen, wenn wir uns nicht zerstören wollen, so erfahren wir, was dieser Sinn ist, wenn wir unser Augenmerk auf das Unvergängliche richten.

25.

Religion ist die Antwort auf die Frage, wozu wir da seien. Wer diese Frage für eine leere Einbildung unseres Kopfes und Herzens hält, der muß begreiflicherweise die Religion für unnötig halten. Aber das menschliche Leben

ist nicht einfacher tierischer Instinkt, und die Frage, was und wozu es sei, liegt in uns tief begründet. Religion ist umfangreicher als alles, was man unter Intellekt, Gefühl, Kopf, Herz usw. versteht. Der Intellekt kann die Verworrenheit des ganzen sichtbaren Daseins nur einigermaßen ordnen und auf bestimmte Gesichtspunkte zurückführen, ohne jedoch zum Mittelpunkte vorzubringen. Religion ist der unverrückbare Mittelpunkt, die Klärung des Verworrenen, ohne daß das Geheimnisvolle aus dem Leben ausgeschieden würde, die Vereinfachung des Geistes, die Festhaltung der großen Linien, die Dauer gegenüber aller Vergänglichkeit.

26.

Pflichterfüllung ist noch keineswegs Religion, sondern nur die Grundlage der Sittlichkeit, eine Notwendigkeit des Zusammenlebens, der wir freilich auch innerlich zustimmen können, aber doch nicht die innere Freiheit, die Erweiterung, Überwindung und Erhöhung der Natur. Schon das Wort Pflicht — devoir — debere — bedeutet ein Müssen, nicht aber ein freies Handeln aus innerster Hingebung.

27.

Das menschliche Leben ist zu kompliziert, als daß irgend eine einzige natürliche Wahrheit den Ausgangspunkt zu einer richtigen Erfassung desselben abgeben könnte. Eine Lebensbetrachtung ohne Parteilichkeit, ohne Einschränkung und ohne Verschwommenheit bedarf notwendig einer höheren, alle Gegensätze überwindenden Wahrheit, ohne die das Leben entweder Stückwerk des Denkens oder ästhetisches Spielen bleibt.

28.

Agnostizismus ist das Geständnis, wir könnten nie erfahren, ob unser Leben einen Sinn habe, und so bliebe uns nichts anderes übrig, als uns auf den mittleren Kreis des Wahrnehmbaren und Wißbaren zu beschränken. Es ist somit Skeptizismus, ohne alles künstlerische Empfinden, das sich sonst dem skeptischen Denken oft beimischt; stellt doch auch der Skeptiker die Wahrnehmungen der Sinne und die sichtbaren Naturgesetze, soweit sie für den Hausgebrauch unserer Vernunft in Betracht kommen, keineswegs in Abrede; denn er weiß zwar nicht, was und wo Wahrheit ist, aber das Wort und die Vorstellung ganz abschaffen, das will er auch nicht. Der Agnostiker möchte die Vorstellung der Wahrheit einschränken auf das, was in einer gewissen Entwicklungsphase unseres Wissens erkennbar und beweisbar ist. Im Grunde ist es aber ein Absperren des menschlichen Geistes durch gewisse Schranken, ein Gefangennehmen unserer tiefsten Sehnsucht. Fausts sehnsuchtsvolle Klage: ‚Was man nicht weiß, das eben brauchte man,' ist dem naturalistischen Agnostiker fremd, denn, was er braucht, weiß er, und was er nicht braucht, sollen auch die andern nicht brauchen. Daß wir vom Ewigen nichts wissen könnten, das ist in seinen Augen nicht nur kein Grund zur Betrübnis, geschweige denn kann ihm so etwas ‚das Herz verbrennen', vielmehr fordert uns der Agnostiker

geradezu auf, darüber zu jubeln, da diese Sehnsucht über die Schranken des Sichtbaren und Sinnfälligen hinaus ihm als eine schädliche Einbildung erscheint und er für das Zuträglichste in Hinsicht auf das intellektuelle Tier das Eingeschlossensein in einem engen Kreise hält. Er sieht aber nicht, wie unser Inneres dadurch kahl gemacht und alles Schauens und jeder Genialität beraubt wird. Die Aussicht wird dadurch notwendig eingeengt, und wir werden auf das Zeitliche und Vergängliche eingeschränkt. Der Agnostizismus ist also folgerichtigerweise eine Verneinung alles Ungewöhnlichen, ein Negieren der unser Leben umgebenden Geheimnisse, die sich in außerordentlichen Persönlichkeiten verkörpern und dann wenigstens zum Teil eine deutliche Gestalt annehmen. — Skepsis, Agnostizismus und Naturalismus sind eng miteinander verbunden: das juste milieu ist ihnen allen eigen, da ihnen das Verlangen nach innerster Freiheit, die Begeisterung, die Beziehung zu einer höheren Welt fehlt. Der Skeptiker kann aus ererbter Gewohnheit gewisse Höhen des Geistes hie und da noch anerkennen; der Agnostiker verhält sich diesen Höhen gegenüber ganz gleichgültig, wenn er keine ausgesprochene Leidenschaft hat, die ihn zur entschiedenen Negation führt; der Naturalist will nicht nur von diesen Höhen gar nichts wissen, sondern er bekämpft sie mit der ganzen Leidenschaft seiner Sinne.

29.

‚Meine Seele dürstet nach Gott, dem lebendigen Gott. Wann werde ich hingelangen und Gottes Angesicht schauen? Meine Tränen wurden meine Speise Tag und Nacht, als sie immerfort zu mir sagten: Wo ist dein Gott? ... Was bist du gebeugt, meine Seele, und warum tobst du in mir? Harre auf Gott!‘ Diese Worte des 42. Psalms sind der einfachste, ungeschwächte Ausdruck für das wahre Verlangen nach dem Höchsten, nach dem ‚lebendigen Gott‘. Welche Gedrängtheit und Festigkeit — ganz anders als das komplizierte Denken in seinem Erkennen Gottes auf den vielen Umwegen des Intellektes.

30.

Die Religion ist die Verknüpfung des Anfangs mit dem Ende, ein richtiges Nachdenken über das Leben und eine konkrete Auffassung des Lebensendes. Sie ist zugleich auch die Kunst, so zu leben, daß man jeden Augenblick ruhig dem Tode ins Auge schauen kann. Die echte Weisheit steht zwar in ihrer Nähe, hat aber nicht ihre Wärme und ihre Begeisterung.

31.

Das Leben ist ein Drama, das in unzählige kleinere Dramen zerfällt. Die Religion gibt dem ganzen Drama einen Abschluß und ist die heroische Lebensansicht im Gegensatze zur intellektuellen und ästhetischen, von denen jene nichts als Begriffsdienerei und diese nur kindliche, meistens gekünstelte Freude an Schimmer und Flitter ist.

32.

Im Pantheismus verschwindet der lebendige Mensch: die sittliche Welt kann dann nicht mehr etwas besonderes sein, sondern ist nur der blasseste

Abglanz der harmonischen Gesetze des Weltalls. Für die ganze Tragödie menschlichen Daseins findet sich da weder Mitgefühl noch eine tiefere Einsicht. Die innere Welt muß dem Pantheisten als etwas ganz Nebensächliches erscheinen. Zum eigentlichen Pantheisten gehört eine gewisse Kühle des Charakters, ein ausgeglichenes Glücksgefühl, das von der Vorherrschaft des harmonischen Intellektes kommt. Am meisten kann uns der Pantheismus in der Jugendzeit zusagen, wo wir in ihm ein Gegengewicht zu unserem leidenschaftlichen Fühlen finden. Auch Goethe schreibt diesem Grunde die Vorliebe zu, die er in seiner Jugend für die Ethik Spinozas hatte. Er weiß aber zugleich, daß der sittliche Mensch mit dem Pantheismus doch nicht auskommen könne. Wer sich nun nicht zu einer pessimistischen Lebenserklärung bekennt, der muß zu einer positiven Erfassung des menschlichen Lebens kommen. Selbst der Polytheismus der alten Griechen hatte jedenfalls mehr positiven Gehalt, mehr Festigkeit und mehr Bildlichkeit als der Pantheismus, der sich mit dem wirklichen Menschen nur allzu leicht, allzu abstrakt abfindet. Wer sich also weder zum Polytheismus und Pantheismus, noch zu einer pessimistischen und nihilistischen Erklärung des Daseins bekennt, muß notwendig zu einer Ansicht kommen, worin der Geist die lebendigste und konkreteste Gestalt annimmt. Ist doch der sittliche Mensch auch nach dem Geständnis Goethes notwendig Theist.

33.

Religion ist das Vorrecht des innern Menschen, sich gegen die verflachenden Wirkungen einseitiger und kahler Erkenntnis, gegen den damit verbundenen Verfall der tiefer liegenden Kräfte zu schützen. Die Alleinherrschaft des äußeren Wissens kann gar nicht lange andauern gegenüber den tieferen Bedürfnissen, die sich wohl eine Zeitlang verdrängen lassen, aber nur, um später mit um so größerer Gewalt hervorzutreten und wieder ihr gutes Recht geltend zu machen. Würde die einseitige Verstandeskultur auf die Dauer sich behaupten, so müßte ja selbst der Glaube an die Vernunftgesetze mit der Zeit schwinden, und dann wäre die Einöde, das Versiegen der tieferen Lebensquellen, der letzte Tag des Geistes da. Zusammen mit der Krankheit trägt aber die Menschheit stets auch die heilende Kraft.

34.

Gibt man einmal die Notwendigkeit der Religion zu, so kann man nicht bei der ‚natürlichen' Religion stehen bleiben, denn diese ist nur ein Bruchstück und kann das ganze Lebensdrama gar nicht umfassen: fremd sind ihr die Tiefen und Höhen, denn sie hält sich an die Oberflächen und Hüllen und ist ein Gebundensein an die Täuschungen der Natur. Wer sich damit begnügt, als ein Brüchstück zu leben und zu sterben, der ist nicht etwa bescheiden: hinter seiner äußeren Bescheidenheit verbirgt sich nur ein flacher Sinn.

35.

Was tief im Gewissen gründet, kann mit keinen Beweisen und mit keinen spitzfindigen Gedanken widerlegt oder gar in Abrede gestellt werden.

Alle Mutmaßungen über den Ursprung des Gewissens ändern doch kein Jota an dem festen Bestehen desselben. Die meisten Beobachtungen über die Relativität des Gewissens und die Gedanken über die Möglichkeit, unser Gewissen umzugestalten, kommen nicht von dem Verlangen, das Gewissen und den Geist zu steigern, sondern lediglich von dem Wunsche, sie zu vernichten.

36.

Der wahrhaft religiöse Mensch schaut die Wirklichkeit offenen Auges und hütet sich, sie mit Schleiern von Theorien zu verhüllen. Man spricht gewöhnlich von der Unerschrockenheit des konsequenten Denkers. Der Einseitigkeit kann es freilich nie schwer fallen, unerschrocken zu sein, da sie rücksichtslos über Dinge hinwegschreitet, die sie entweder gar nicht oder nur zum Teil sieht und selbst dann noch vieles aus dem Gesehenen bewußt ausscheidet, um ihre vorgefaßten Gedanken nicht zu stören. Der wahrhaft religiöse Mensch hat keine Theorien, denen zuliebe er aus der Wirklichkeit etwas ausscheiden müßte, denn seine Überzeugungen sind ja gerade auf die Erkenntnis aller Widersprüche des wirklichen Lebens begründet: er weiß, daß ihre Lösung nur in einer höheren Welt möglich ist. Und er gelangt auch zu dieser Schlußfolgerung mit unerschrockener Sicherheit, eben weil er sich hinter keine Theorien und Täuschungen verschanzen will. In den Widersprüchen stecken bleiben ohne den Versuch, sie zu lösen, ist ja dem tieferen Menschen unmöglich und seiner auch unwürdig. Das fraglose Hinnehmen aller dieser Widersprüche, ohne im geringsten sich über sie erheben zu wollen, dazu ist nur der ganz oberflächliche Mensch fähig, der gar keinen Blick für die Lebenstragödie hat. Selbst das größte dramatische Genie wie Shakespeare ist nur in den Augenblicken des Schaffens fähig, in den Lebenswidersprüchen aufzugehen, da er dann die Wirklichkeit ganz nahe und doch entrückt schaut. Im Leben selbst können wir ohne eine höhere Anschauung ebensowenig auskommen, wie ein Schiff das Steuer entbehren kann.

37.

Glaube ist ein Willensakt: wir dürfen nicht warten, bis Gott uns begnadet, sondern müssen der Gnade entgegengehen. Wer nicht glauben will, dessen Wille wirft sich aufs Negieren. Es gibt aber auch passive Menschen, die weder negieren noch bejahen und in einer gewissen Selbstbespiegelung dahinleben.

38.

Wenn der einzelne Mensch wie auf einer abgeschlossenen Insel für sich allein lebte, auf kein einziges Wesen neben ihm angewiesen wäre, einen vollständig kalten Intellekt, keine Seele, kein Gefühl, keine Liebe, keine Sehnsucht hätte, dann könnte er vielleicht ohne Religion auskommen. Eine Vereinigung von Menschen aber, wie sie sind und sein werden, ist ohne Religion gar nicht denkbar.

# Kleine Bausteine

## Walter Leistikow.

Die Berliner Sezession enthält in diesem Jahr ein Sonderkabinett zu Ehren ihres im vergangenen Sommer verstorbenen Mitgliedes und Begründers Walter Leistikow. Da in ihm die Kunst dieses Mannes in ihren besten Exemplaren zu Worte kommt und somit ein reineres Bild seines Schaffens hinterläßt, als die Nachlaß-Ausstellung im vergangenen Herbst im Salon Cassierer, so ist es eine günstige Gelegenheit, uns noch einmal und endgültig mit ihr auseinanderzusetzen.

Walter Leistikow begann als ein Fertiger, aber nicht im Sinne derer, die als Erbe eine große Kunst weiter führen, auch nicht einmal wie etwa Trübner, der die ganze reife, von einer alten Kultur gesättigte Malerei Leibls, die schon nicht aus erster Hand stammte, übernahm; er war fertig im Sinne der guten Berliner Durchschnittslandschafter der 70er und 80er Jahre, deren Prototyp Scherres ist. Als deutliches Beispiel jener Zeit sehen wir in dieser Zusammenstellung kein Bild, in der Nachlaß-Ausstellung bei Cassierer hing eins: Gefällte Birkenstämme an einem Waldrande. Und alles war so glatt und sauber, als sehe man ein Landschaftsbild in einem Spiegel. Leistikow hat seine Bilder nie mit der Jahreszahl signiert; war es nicht nötig? Oder lag dem Künstler nicht am einzelnen Bild? Fand er es hinreichend, daß man die einzelnen Gruppen später herauskenne, über die sein entwicklungsfähiger Intellekt seine gefügige Begabung verteilte? Am Anfang seiner Produktion steht in dieser Ausstellung die umfangreiche Leinwand aus der Dresdener Galerie „Ziegeleien am Wasser‘, eine Szenerie, die auf den ersten Blick einem Fischerdorf ähnlich sieht. Flachgedeckte rote Schuppen erstrecken sich bis dicht ans Wasser, am Ufer liegt ein Boot; vorn im Grase ist eine Fischreuse ausgespannt. Charakteristisch für diese Arbeit ist die subtile Durchführung, obgleich man die Absicht bemerkt, das Detail zu übergehen; einen Verzicht auf anekdotische Staffage und dennoch eine zahlreiche Vorführung von Gestalten aus dem Alltagsleben, die nicht unbedingt in den Hergang gehören, aber doch mit dem Versuch möglichster Unauffälligkeit angebracht sind wie irgend ein anderes Geräte und abgemalt sind wie diese. Eine erhöhte, den Vorgang erhöhende Bedeutung kommt ihnen nicht zu. Sie fallen nicht mehr auf als irgend ein Gegenstand im Bilde, und erst wenn man sich mit ihnen beschäftigt, erkennt man, daß sie, als höher geartete Wesen, eigentlich eine höhere Bedeutung haben müßten und sich als Modell

deshalb doch auch anders dem Maler gegenüber verhielten als Ziegelhütte, Fischerboot und Reuse; daß sie still gehalten haben, um sich abmalen zu lassen. So mischt sich Lebendiges und Lebloses in solchem Werke ineinander, und die Methode, — es ist die Anschauungsweise, die man damals Naturalismus nannte, — die sich bemüht, der Erscheinung gerecht zu werden, vermag sich bei diesem ängstlichen Nivellieren zu wirklich künstlerischen Akzenten nicht aufzuschwingen und erreicht gerade, daß die Gegenstände nicht auseinanderfallen. Eine Konvention, dieser erste, frühe, schüchterne Naturalismus in der norddeutschen Landschaftsmalerei, der an künstlerischer Kraft merklich hinter den Leistungen der romantischen Schule zurückblieb, da sein enger Geist — eng wie alles Gerechtigkeitsstreben — das Farben-Sehen sofort in neue Fesseln schlug. Die eigentlichen Vertreter dieser Richtung, der Leistikow nur vorübergehend wie auf einem botanisierenden Ferienausflug angehörte, hatten sich bald auf einen Effekt festgelegt. Ein überwiegendes Grau galt als malerisch, ein Silberflimmern auf dem Wasser als Stimmung. Vor einem solchen Bilde denkt man stets an Kunstprogramme und Atelierdebatten, allenfalls an ‚die kleine goldene Medaille' — nie an ein Naturerlebnis. —

Wie sehr die Produktion dieses Malers auf einem intellektuellen Verstehen des künstlerisch Wesentlichen, des durch die Zeitforderung Notwendigen beruht, erkennt man an dem jähen Kontrast seiner zweiten Phase zur ersten; wie glücklich ihm dabei ein dichterisch-lyrisches Einleben zustatten kam an seiner dritten und letzten Periode. Er, dem großes malerisches Sehen im Sinne des Impressionismus im Grunde versagt war, und der in den ersten Bildern sich auch zeichnerisch an erzählenden Kleinigkeiten ausgab, pflegt nun mit einem Schlag einen ausgesprochenen dekorativen Stil, an dem die damaligen Bestrebungen der Tapeten- und Teppichkunst nicht unbeteiligt sein mögen. Diese war, wie wir heute erkennen, ein schwaches Echo der den Impressionismus im Ausland damals schon bekämpfenden Synthetistenschule von Pont-Aven, deren Häupter mit van Gogh und Gauguin erst viel später bekannt wurden; eine psychologisch eigenartige Erscheinung und ein Exempel für das Wesen des Erfolges und eine Parallele zum Falle Bastien-Lepage, dessen Kunst bekanntlich beim großen Publikum gleichfalls weit früher einschlug als die Manets. Leistikow konturiert und koloriert nun, und es ist nicht zu leugnen, daß er auf diese Weise eine nicht gewöhnliche Wirkung erzielt, indem er mit Geschmack die schärfsten Gegensätze nebeneinanderstellt. Ja, man könnte fast sagen, daß er in dieser Phase, mit diesen Mitteln, die ihm gestatteten, seine Schwächen am unauffälligsten zu verdecken, seine einwandfreiesten Sachen schuf. Denn was hier aus dem Wesentlichsten als Stärke angeboten und zur Stärke gesteigert werden konnte, entpuppt sich in dem andern unverhüllter als Mangel. In diesen Bildern ist die silhouettenhafte Konzentration der Pantomime, deren Stärke darin ruht, daß sie das Gefühl nicht verausgabt, sondern, in die Peripherie der Kontur gebannt, in sich selbst zirkulierend erhält wie das Wesen jener gespenstischen Schattenrisse, die uns im Traume erscheinen, die nur Schein sind und doch so voll

unheimlichen Lebens. Darin knüpfte Leistikow, in dem viel von einer Literatennatur steckte, an ein dichterisches Analogon an, an Maurice Maeterlinks erste Dramen. Ich glaube, er gehörte zu denen, die in Berlin dem belgischen Dichter am frühesten Verständnis entgegenbrachten. Von den hier ausgestellten Bildern gehört ‚Im Hafen‘ und ‚Abend in Schweden‘ in diese Reihe. Die Schiffe scheinen auf dem eigenartigen Hafenbilde keine Fahrzeuge für Heringsfänger, sie ruhen phantastischen Vögeln gleich in Reih und Glied mit ihren schwarzblauen Rümpfen auf der schwefelgelben Flut: Boote des Unglücks mit ungebetenen Gästen aus fernen Meeren an Bord, verlassen und ausgestorben; ein einsamer Pestkranker blieb zurück. Auf dem ‚Abend in Schweden‘ erzielt die tintenschwarze Silhouette der Bergkette im Verein mit dem gleichfalls abendgelben ausgestorbenen Meere eine ähnliche Wirkung und Stimmung: ein Geier mit unheilbrütenden Schwingen, ein Bote des Schlimmen, scheint über diese Gegend hinweggezogen zu sein und das Leben in ihr erloschen bis auf die winzigen Feuerkörner, die in den Hüttenfenstern wie letzte Funken im Dunklen verglimmen.

Der Künstler, der die Motive zu diesen stilisierten Arbeiten vornehmlich aus der dänischen Heimat seiner Frau geholt hatte, während er früher seine westpreußische Heimat zu anekdotischen Idyllen bereiste, war intelligent genug, einzusehen, daß diese Stilmethode eine kurze Zeit anregend, fesselnd und geistreich wirken könne, auf die Dauer aber wie eine unerträgliche Manierirtheit anmuten und ihn auf einen toten Punkt bringen müsse. So kehrte er aufs neue zur unmittelbaren Natur zurück und bereichert um jene stilistischen Einsichten, die ihm jene Formextreme, jene reinen Naturabstraktionen gelehrt hatten. Und er ist nun fähig, sie zu sehen, zu gestalten, frei von der Kleinlichkeit seiner ersten Phase, aber ohne Maniriertheit vereinfacht in der Form und konzentriert in der Stimmung. Zugleich entdeckt er seine zweite Heimat, den Grunewald, und fast möchte man sagen, er verfüge nun über die einzig möglichen Mittel, diesem an sich öden, trockenen Landschaftszug, atmosphärelos und abends tintig in den Farben, nicht nur Reize abzugewinnen, seine kargen vielmehr auf eine ungeahnte Höhe zu steigern. Es entstehen einige seiner schönsten Landschaften nicht nur, sondern wohl die anziehendsten Grunewaldbilder, die gemalt wurden, und der Künstler ist im Besitze der glücklichen Vereinigung der Ausdrucksmittel, die geeignet sind, seine weder intensive noch extensive Begabung im vorteilhaftesten Lichte zu zeigen. Denn schon in der nächsten Periode, seiner dritten und letzten, — jene Grunewaldbilder, mit denen wir uns im Augenblick beschäftigen, gehören noch in die zweite, — die nur leichte Varianten aufweist, machen sich die Grenzen seiner Begabung oft wieder empfindlich bemerkbar. Unter jenen Grunewaldbildern, in denen er sein jähes Stilbedürfnis mit erneuter Naturempfindung paarte, nehmen die Bilder ‚Brücke im Grunewald‘ und ‚Villa im Grunewald‘ eine hervorragende Stelle ein. Ihre unmittelbare Verwandtschaft zu den ersten Stilbildern liegt darin, daß der Künstler den Lokalton noch

verwendet, während er später zur abwechslungsreichen Tonskala überzugehen sich bemüht, die ihm freilich selten, fast nur in dem Opalschimmer der ‚Liebesinsel‘ glückt. So sehen wir auf der ‚Villa im Grunewald‘ vor einem gleichmäßig bleigrauen Himmel die noch absichtlich flach gehaltenen, schwarzen Silhouetten der Kiefernkronen und darunter ihre schlanken Stämme, während hinter dem stumpfen Grün und glanzlosen Wasser des Vordergrundes die bleiche Wand der Villa aufleuchtet. Das Bild unterscheidet sich von dem vorigen fast nur durch eine intensivere Lyrik, koloristisch und zeichnerisch steht es ihnen noch nahe. Doch macht das Ganze nicht mehr in dem Grade den Eindruck des Stilisiert-Unwirklichen. Die Stimmung rührt weniger aus der gedanklichen Konstruktion, mehr aus dem Empfindungsleben; die Farben versuchen schon aus ihrer sterilen Materialität, die sie nicht über das Wesen der chemischen Substanz erhebt, Träger eines Lebendigen zu sein. Einen Schritt weiter auf diesem Wege erhebt sich die ‚Brücke im Grunewald‘ und vor allem dadurch, wie die goldene Raupe des leise vom Abendsonnenschein verbrämten Wipfelzuges einer Kiefernwaldung den Hintergrund abschließt, während nach unten zu die Szenerie in blassen, toten Farben erstirbt, die einzig durch die Intensität des Gefühls von Einsamkeit und Angst, das sie erzeugen, an das Leben und den Menschen erinnern: man denkt an den Abend, da Prinzesse Malaine im dunklen Park unter dem Weidenbaume steht und vom Nasenbluten die warmen Tropfen angstvoll auf der Hand spürt. —

Und des Künstlers Bedürfnis nach Vertiefung der landschaftlichen Stimmung nimmt zu, doch auf dem Wege der malerischen Bereicherung der Nuance; d. h. er verschmäht das Mittel der übertriebenen Formvereinfachung mehr und mehr und das scharfe Kontrastieren von Lokalfarben als Stimmungsträger und nimmt die Richtung des individualisierten Empfindens. Die auf gesteigertem Bewußtsein und nervöser Überspannung beruhende Stimmung jener beiden Grunewaldbilder weicht nun einem gesunden Seelenleben, in dem ein Schicksal sich nicht mehr — nach Maeterlinkscher Art — entlädt mit elektrischer Spannung unter sengendem Blitz und vernichtendem Donner; es verbreitet sich nun in einigen seiner Bilder auf koloristischer Individualisierung jene Stimmung, in der ein Seelenleben zu wachsen scheint wie eine Pflanze in wohlgepflegtem Erdreich. Man denkt an dänische Novellistik, an Jens Peter Jacobsen und seine Kraft der romantischen Vertiefung des Tages, die aus dem Duft einer Goldlackblüte Erhebung sog wie einst nur die Romantiker unter Mondschein und Narzissen oder beim astralen Gesang der Lilien, der an metallener Klarheit mit dem stahlblauen Klang der Nachtigallkehle wetteifert. Und um in den stillen und freundlichen Garten dieser häuslich und heimlich verinnerlichten Naturschilderung dänischer Novellistik zu gelangen, entfernt der Künstler sich eine Weile von den Grunewaldmotiven und sucht solche älterer Kultur auf, Villen, die im Dickicht eines Parkes gebettet liegen wie das Nest eines Vogels, und Sehnsucht und Verheißung steigen von diesen Heimstätten auf wie die Taube mit dem Ölzweig.

Senden wir von diesen Leistungen die Erinnerung noch einmal zurück auf das Bild aus der Dresdener Galerie, das wir im Eingang besprachen, so offenbart sich uns auf den ersten Blick ein Unterschied in der Wahl des Motivs, aus dem alles andere folgt: der Künstler ist von einer demokratischen Naturauffassung zu einer aristokratischen übergegangen — (der natürliche Weg jeder Entwicklung) — vom Alltag zum Sonntag. Mit dieser Betonung sei nicht gegen die demokratische Lebensauffassung gesprochen und gegen ihre Wiederspiegelung in der Kunst — (obgleich in der Kunst der Sonntag alles ist) —, denn im Leben ist der Demos der Sauerteig; aber unserm Künstler fehlte die Kraft, aus jener heraus Größe und Erhebung zu entwickeln, er verlor sich an ihr wie die meisten in Detaillierung unter dem Zwang einer aus der Tagesparole fließenden Malweise.

Ein einziges Mal ist es dann dem Künstler gelungen, jene reine Sonntagslyrik, losgelöst von allem Anekdotischen, zu verkörpern in einer malerischen Qualität, die für ihn einzig ist: in der ‚Liebesinsel‘, die leuchtet wie die opalisierende, perlmutterschimmernde Liebesglut eines Schwanenpaares. Es ist einer jener Sommertage, an denen der Sonnenbrand schließlich den Himmel mit weißem Gewölk überzieht, das wie geschmolzenes Silber gleißt; die Luft dampft, und der Widerschein des sonndurchglitzerten Gewölks im Wasserspiegel und der dampfende Duft, in den das zarte Baumwerk gehüllt ist, bilden einen einzigen Perlmutterglanz. Nicht oft ist dem Künstler Ähnliches gelungen, wohl kein zweites Mal; nicht mehr gelang seinem Pinsel der hierzu notwendige pastöse, qualitätvolle Auftrag der Farbe, und selbst in diesem Bilde gelang es ihm, näher betrachtet, nicht lückenlos. Eine Unsicherheit der Hand vermochte er hiebei nicht immer zu verbergen, eine Unbeholfenheit der Zeichnung.

In seiner letzten Periode wendet Leistikow sich noch einmal dem Grunewald zu, ohne wie vorher dessen karge Eigenart stilistisch zu steigern, aber auch ohne jede ablenkende Kleinlichkeit. In diesen Bildern ‚Herthasee bei Sonnenbeleuchtung‘ ist der Künstler eigentlich erst ohne Zwang, ohne jede krampfhafte Steigerung seiner begrenzten Begabung, im freien Besitze seiner Mittel, die ausreichen, dieser spröden Landschaft Frische und Anmut abzugewinnen, so daß auch sie nun erst ihr wirkliches Gesicht zeigt, d. h. ohne Maeterlinkschen Märchenhauch. Waren seine Kiefern bis dahin gespenstische Silhouetten, individualisierte Wesen gleichsam, so erscheinen sie nun als das, was sie sind: in botanisch mittlerer Rangordnung ein liebenswerter Baum im märkischen Sande, dessen Harzduft im Sonnenbrande die Luft dem Wanderer würzt, belebt die dunklen Kronen am hellen Frühlingsmorgen durch das lichte Mädchenkleid der Birke, in dessen Laub die Finken kräftig schlagen.

So sonnig sah und malte der Künstler die Welt, als ein jäher Tod den kaum Vierzigjährigen hinwegraffte auf der Höhe seines Könnens. Er starb früh, doch kaum kann man sagen zu früh. Kein großer Maler ward mit ihm, von seinen Kollegen mit allen Ehren bedacht, zu Grabe getragen,

aber ein nicht gewöhnlicher Wille und eine reich gestimmte Dichterseele. Einen architektonisch kalkulierenden Verstand trieb dieser Wille immer wieder an, die nicht allzu dichte Begabung in immer neue Formate zu spannen, in die diese Begabung ohne jenen Antrieb kaum freiwillig gewachsen wäre. So starb der Künstler, von seinen Freunden wegen seines Todesmutes ein Held genannt, vielleicht gerade in dem Augenblick, da er seine letzte Möglichkeit erreicht hatte.

Rudolf Klein.

---

# Volkslied und Arbeit.

Es ist eine fast allgemein verbreitete Ansicht, daß die Naturvölker eine unüberwindliche Scheu vor der Arbeit überhaupt hätten, und Forscher, Reisende und Missionäre haben diesem Vorurteil in ihren Berichten über das Leben und Treiben solcher Völker Vorschub geleistet. Wenn bei allen auf niedriger Stufe der Geistes- und Willensfähigkeiten stehenden Völkern die Trägheit eine den Menschen angeborene Makel war und ist und Naturwildheit und Arbeitsflucht sich ergänzen, so bleibt es unerklärlich, wie und wodurch es möglich war, die Menschen zu nutzbringender und methodischer Arbeit zu erziehen. Nun ist aber die Theorie von dem beinahe absoluten Nichtarbeiten der Naturmenschen hinfällig. Auch diese Menschen arbeiten; sie tun es jedoch nur, wenn das Bedürfnis dazu sich unmittelbar fühlbar macht, und darum tun sie es ohne Ausdauer. Allein trotz unzulänglicher technischer Mittel verrichten sie schon eine Menge wichtiger und schwieriger Arbeiten und müssen dabei schon ganz verwickelte und langwierige Arbeitsprozesse bewältigen, die oft eine sehr lange Zeit, ja sogar die Mitwirkung von Generationen erfordern. Mit der bloßen Muskelkraft ihrer Hände und Beine müssen sie Arbeiten verrichten, die bei den Kulturvölkern mittels Handwerkszeugen bereits hergestellt sind. Daher auch der freudige Stolz des Naturmenschen auf eine derart geleistete Arbeit, ein Genuß, wie ihn bei dem Kulturvolke nur mehr der in geistiger Produktion tätige Mensch kennt und erfährt.

Man hat versucht, die Arbeit der primitiven Menschen auf einen Tätigkeitstrieb des Menschen zurückzuführen, wie ihn die Kinder zeigen. Aber gerade der Hinweis auf das Kind läßt den eigentlichen Erklärungsgrund erraten, weil eben das Kind eine Tätigkeit nur so lange ausübt, als sie ihm Spiel ist und seinem Spieltrieb genügt. Sobald sie regelmäßig von ihm gefordert wird, oder sowie ein gewisser Bewegungsrhythmus als Anreiz aufhört, fängt es an, launisch zu werden, die Lust zu verlieren und sich anderwärts zu zerstreuen, genau so, wie man es heute noch bei dem Neger in den Vereinigten Staaten Amerikas beobachten kann. In derselben Weise üben auch die Naturvölker beharrlich einige Fähigkeiten immer wieder aus, und zwar gerade solche, die Spielcharakter haben, und dazu gehört vornehmlich das Tanzen, das mit der Arbeit unter der Gewalt eines hinreißenden Rhythmus

so eng verbunden ist, daß zwischen beiden kaum noch eine Grenze wahrzunehmen ist. Im Tanze kennen die Naturvölker keine Ermüdung, die sich bei der Arbeit allein doch so leicht einstellt. Letztere erfordert von ihnen eine spezifische Energie des Denkens und des Wollens, der Tanz aber ist nur eine Lösung der in den psychischen Zentren vorhandenen Nervenspannung. Diese Wahrnehmung wurde zuerst von dem italienischen Gelehrten G. Ferrero vertreten, er hat auch die einzelnen Fähigkeiten und Beschäftigungen aus dieser psychologischen Voraussetzung zu deuten versucht. Es ist aber das Verdienst des Leipziger Nationalökonomen Karl Bücher, dieser wichtigen und interessanten Frage auf den Grund gegangen zu sein und in seinem vor kurzem in 4. Aufl. (Leipzig, Teubner) erschienenen Werke ‚Rhythmus und Arbeit' die tatsächlich ausschlaggebenden Momente gefunden und damit die Grundlage für eine neue Theorie der Entstehung von Poesie und Musik gewonnen zu haben.

Bei Kindern wie bei Erwachsenen auf niedriger Kulturstufe liegt die verhältnismäßig rasch eintretende Ermüdung bei einer nicht im Gleich- oder Wechseltext vollzogenen Tätigkeit nicht so sehr in der Muskelermüdung als in der Abspannung der geistigen Kräfte, des Denkens und des Wollens. Läßt sich für die Willensanstrengung nicht in der Weise Ersatz schaffen, daß die Muskelbewegung auch für sich funktioniert? Dies ist möglich, wenn letztere automatisch und zeitlich wie räumlich gleichmäßig erfolgt; denn dann spielt die Muskelbewegung mechanisch weiter, bis ihr durch einen andern Willensentschluß eine Wendung gegeben oder ein Ziel gesetzt wird. Die gleichmäßigen und im steten Verhältnis zur Kraft und ihrer momentanen Anwendung stehenden Bewegungen der Muskeln nennen wir Übung. Diese regelt die Beziehung von der Kraftausgabe und den einzelnen Ruhepunkten. Je kürzer eine Arbeitsbewegung dauert, um so leichter läßt sie sich in bestimmten Intervallen vollziehen. Da nun bei dieser Bewegung Hebung und Senkung aufeinander folgen wie bei betonten und nichtbetonten Silben, und da der Streckung eines Muskels die Einziehung folgt, so kehren immer wenigstens zwei Bewegungen wieder, die gleich stark bzw. gleich schwach sind. Darum handhaben die Handwerker ihr Werkzeug meist in einem solchen regelmäßigen Wechsel von zeitlichen und räumlichen Grenzen. Die dadurch hervorgerufene Wiederkehr derselben Arbeitsgeräusche bildet den Arbeitsrhythmus, der in gewissen Fällen, z. B. wenn die Höhe oder die Dauer der Töne verschieden sind, von einem Tonrhythmus begleitet ist. Weil dieser Rhythmus wie Musik wirkt, treibt er die Arbeitenden zur Einhaltung des Taktes an, damit die andern nicht aufgehalten oder sonst gestört werden. Und doch differenzieren bei solchen Arbeiten, z. B. beim Dreschen, die Stellung des einzelnen oder die Wucht seines Schlages auch die Stärke der Töne. Rhythmisch verrichtete Arbeiten finden wir nun aber bei sämtlichen Naturvölkern, die sowohl Haus- wie Feldarbeiten im Takt und nach gleichmäßigem Schall der Werkzeuge tun und damit auch immer den Beweis friedlichen Einvernehmens bei der Gemeinschaftsarbeit geben. ‚Die Gesamtheit der

rhythmischen Betätigungen des Menschen, die in unserer Kulturwelt jede für sich ihr selbständiges Dasein haben und scheinbar eigenen Gesetzen folgen, stellt sich uns, je weiter wir zurückgehen, um so mehr als eine Einheit dar, die auf der festen Grundlage der anatomischen und physiologischen Verhältnisse unseres Körpers beruht. Diese Einheit ist über den bloßen Mechanismus der automatischen Bewegung hoch emporgehoben durch das poetisch-musikalische Begleitelement, das sie zwar missen kann, das aber selbst zu einem Eigendasein noch nicht gelangt ist.' (S. 355.)

Wo mehrere Menschen zusammenarbeiten, ihre Arbeit aber keinen hörbaren Taktschall verursacht, da muß die menschliche Stimme aushelfen, bald durch ermunternde Rufe, bald durch Instrumente und Gesang.

Hoc probat Alcimedon, et qui requiemque modumque
Voce dabat remis, animorum hortator Epopeus.*

Diese begleitenden und regulierenden Mittel der Arbeit finden sich bei allen Völkern ohne Ausnahme und unabhängig von ihrer größeren oder geringeren musikalischen Begabung. Es gibt Völker, bei denen jede körperliche Tätigkeit mit Gesang ausgeübt wird, und auf einer je tieferen Entwicklungsstufe wir ein Volk treffen, um so mehr hängen seine Gesänge mit der Arbeit, mit der rhythmischen Körperbewegung zusammen, durch deren Gang jene geweckt worden sind, nicht etwa umgekehrt und in der Art, daß sich die Arbeit ursprünglich nach dem Takt oder der Stimmung des Liedes richtete oder ihnen anpaßte. Darin liegt das Wesentliche für die Erklärung der Volksdichtung und vieler ihrer charakteristischen Merkmale. Aber das gerade wird oft verkannt, und was vielleicht auf einer höheren Stufe der kulturellen Entwicklung erst bei der Gemeinschaftsarbeit zutrifft, wird von jeder Art Arbeitspoesie behauptet. (Vgl. Louis Schneider, das französische Volkslied, S. 70.) Es ist also nötig, daß auch der Literarhistoriker die einzelnen Bestandteile und die Geräusche einer Arbeit, z. B. bei der Flachsbereitung, genau kennt, bevor er den Rhythmus oder den Kehrreim eines Volksliedes beurteilt. Die Refrains der Volkslieder zur Wechseltaktarbeit ergeben sich aus dem Arbeitsgeräusch und schließen sich lautlich eng an dasselbe an, die Ausrufe bei der Arbeit hingegen sollen zu gleichmäßiger Anspannung der Kräfte anspornen.

Dies ersehen wir aus einer bei allen Naturvölkern notwendigen und dabei mühseligen Arbeit, dem Mahlen des Getreides, sei es mit Mahlsteinen oder mit der Handmühle, wie sie heute noch bei orientalischen Völkern im Gebrauch ist und deren Bedienung eine sehr langweilige und zeitraubende Arbeit erfordert. Überall finden wir darum bei den primitiven Völkern auch Mühlenlieder, sei es als Reste altehrwürdiger Volkslieder oder als eine dem Inhalt wie der Form nach vielseitig entwickelte Gattung der Poesie. Bei allen kultur-

* Dem stimmte Alcimedon zu und der Rudermeister Epopeus,
Welcher Pausen und Takt durch Gesang den Ruderern angab.
(Ovid, Metamorphosen III, 618).

armen Völkern gilt die Arbeit selbst als Mühe und als eine Pein, und gerade das meist von den Hausfrauen oder Sklavinnen zu besorgende Mahlen der Getreidekörner, das oft schon in der Nacht beginnen muß, ist eine ganz besonders schwere Qual für sie. Daher auch der oft klagende Inhalt ihrer Lieder, namentlich aber die allenthalben vorherrschend schwermütige und monotone Melodie. So heißt es in einem estnischen Liede:

‚Mir zerschrammt der Stein die Hände,
Greift des Steines Staub die Brust an,
Feilt des Steines Reif die Finger,
Schrammt das Treibeholz die Hände!‘

Weitere Arbeitsgesänge rief die rhythmische Tätigkeit bei der Gewinnung und der Verarbeitung des Flachses hervor; so wie diese Arbeit wechselvoll ist und nicht so regelmäßig wiederkehrt wie das tagtägliche Körnermahlen, weil sie ferner auch in Gemeinschaft mehrerer verrichtet wird, so sind sie ähnlich den Spinnerliedern und Klöppelmärschen Gesellschaftslieder mit oft frischem und neckischem Inhalt und munterem Rhythmus, dabei sehr geeignet, die Beteiligten in Arbeitslaune zu versetzen und die Arbeit in gleichmäßigem Gang zu halten. Melancholisch sind hinwiederum die beim Wasserschöpfen und Wassertragen gesungenen Lieder. Arbeitstakt ruft unter den hauswirtschaftlichen Verrichtungen u. a. das Häckselschneiden, das Wäschebläuen, das Butterschlagen hervor, darum gibt es auch bei so vielen Völkern den Rhythmus dieser Arbeit begleitende und hervorkehrende Volkslieder. Anders ist es bei den Liedern der berufsmäßigen Handwerker; sie stammen aus der Zeit der Zünfte, und nur wenige, wie z. B. Scherenschleiferlieder und Keßlerlieder, sind eigentliche Arbeitstaktlieder. (Vgl. Julien Tiersot, La Chanson populaire en France, 140 ff.) Es ist nicht möglich, alle Arten von Arbeit, die durch ihren Rhythmus bestimmte Gesänge wecken oder bei denen auch der Gesang ihren Verlauf beeinflußt, zu besprechen, das Beladen, Treiben, Melken und Scheren der Nutztiere, bei den Südseeinsulanern selbst das Tätowieren und Haarflechten. Auch bei solchen Arbeiten, die durch regelmäßiges Schlagen oder Stampfen schon einen eigenen Rhythmus haben, gibt es noch Begleitgesänge, so daß also der Tonrhythmus sich mit jenen verbindet; so bei den Dreschgesängen, wenn das Dreschen mit dem Flegel geschieht. So lautet in einem französischen Drescherlied der Refrain: Ho! batteux battons la gerbe compagnons joyeusement, worin die Epizeuxis den Dreschtakt deutlich nachahmt. Was das Volk in das taktmäßige Arbeitsgeräusch hineinhört, dafür bringt Bücher ein hübsches Beispiel aus dem oldenburgischen Ammerland. Dort sagt man bei zwei Dreschern: ‚He kummt‘ (nämlich der Bauer), bei drei: ‚Nu man gau‘ (schnell!), tritt ein vierter hinzu: ‚De Bur der kummt‘, nach Eintritt einer fünften Person: ‚Dot all’, wat ji kont!‘; nimmt noch eine sechste teil: ‚Nu geiht’t all wat bäter‘; sind es ihrer sieben: ‚’t is all noch nich so richtig‘; und wenn schließlich der Bauer selbst als achter Mann sich anschließt: ‚Wenn ick d’r nich bün, denn watt’r niks van!‘

Besonders wichtig und wirksam sind Arbeitsgesänge, wenn die an der Arbeit Beteiligten zu gleichmäßiger Rüstigkeit und gleichmäßigem, gleichzeitigem Kraftaufwand angeregt werden sollen. Dies geschieht beim Heben, Tragen und Ziehen von schweren Lasten, und nicht selten werden die Laute und Wörter der Ermunterungs- und Kommandogesänge mit der Art und dem Fortgange der Arbeit langsam folgend gedehnt oder rasch folgend gekürzt. Oft ist ein Ausruf, der auf das Arbeitsgeräusch regelmäßig folgt und der an sich ohne Sinn ist, nur der rein mechanische Ausdruck am Schluß einer Kraftausgabe, und so sind zweifellos manche Kehrreime im Volksliede aufzufassen. Nicht selten sind sie der älteste Bestandteil solcher Poesie, und wie man bei einer Münze, die lange im Umlauf war, die Schrift- und Prägezeichen nicht mehr erkennen kann, so ist auch bei jenen der Sinn bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Der Zweck solcher Arbeitsgesänge ist bei allen Verrichtungen derselbe: es soll der Arbeitseifer beflügelt werden; ihre Art aber ist der jeweiligen Tätigkeit angepaßt, dem Ziehen der Fischnetze in Neuseeland, Arabien und Japan, dem Schiffeziehen in China, dem Faßziehen im Mittelalter in Deutschland, wofür Bücher ein charakteristisches Beispiel anführt:

Hört zu al | wie ein geschal
wir doch han | so wir gan
und daß ziehen wellen,
so rüf wir unsern gesellen:
kombt mit mir | nembt mit geschir:
wagen-leiter | kampf-leiter,
schemel, die gar hohen schemel,
die geis-schemel, die böck-schemel,
tragt mit euch her auch die kleinfüdrige seil —
dreiling-, halbfüdrige-seil!
vierzig eimer zeucht man damit . . .

Der Schluß lautet:

Leg an die seil!
Stet gleich an!
Nun, wolan!
in Gottes namen!
Zieht alle gleich!
Ho! ha! ho!
halt fest, ir lieben gesellen!
halt fest!

Am bekanntesten sind heute noch die Rammlieder, die man bei Brücken- und Dammbauten hören kann, wenn 8, 12 oder 16 Arbeiter den Klotz der schweren Zugramme (Bär, Litz) je an einem Seile in die Höhe ziehen und in einem bestimmten Momente fallen lassen. Dabei werden nicht selten die Melodien bekannter Volkslieder zugrunde gelegt. Meist aber dient ein Zählgesang wie ‚1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9! Der Pfahl muß hinein' als Einleitung. Oft spricht sich darin der Humor und das Selbstbewußtsein drastisch aus, und

nicht selten werden bekannte Volkslieder nach Text und Melodie benutzt. So singen im Salzkammergut die Arbeiter beim Einrammen eines Pfahls:

Hoi! Auf mit'n Bär'n!
Was nützt eam das Wehr'n?
Eini muß ar, da Kund!
Mar Buab'n san g'sund!
Schlag mar eahm aufi am Kranz,
Dem balketen Schwanz!
Er mag nöt eini in Bach!
Kimmts, helf mar eahm nach!

Die Proben, die Bücher von solchen Pilotenliedern gibt, erstrecken sich über Völker aller europäischen Länder. Auch die Lieder, die die Schiffer beim Hissen der Segel, beim Aufwinden der Anker singen, sind überall verbreitet. Hierbei wie bei den Rudergesängen ist auch der Improvisation ein reicher Spielraum gegeben, die das mechanische Takthalten bei der Arbeit erfrischend unterbricht und die Gedanken der schwer Arbeitenden auf die Heimat und den Lohn oder auf Speisen, Getränke u. dergl. hinlenkt.

In potenzierter Wirkung tritt uns der Arbeitsgesang entgegen, wenn es sich darum handelt, größere Massen von Menschen bei einer Verrichtung zusammenzuhalten, wie wir dies aus den Marsch- und den Prozessionsliedern kennen. Auf diese Weise werden auch Fron- und Bittarbeiten, wie Feldbau, Ernte, Haus- und Festungsbau taktmäßig verrichtet. Die Niederreißung der langen Mauern Athens unter dem Flötenschall der Spartaner im Jahre 404 v. Chr. gewinnt unter diesem Gesichtspunkt eine ganz andere Beleuchtung. Die nach ethnographischen Merkmalen gemachte Zusammenstellung, die Bücher auf Grund umsichtiger und vielseitiger Sammlungen gibt, ist die erste, die für diesen Literaturzweig aufgestellt wird, und bietet das größte Interesse. Alle Reisenden und Missionare, die über solche unter musikalischer oder gesanglicher Begleitung verrichtete gemeinsame Fronarbeit uns Kunde haben zukommen lassen, stimmen darin überein, daß die Arbeit unter der Macht des Gesanges meist taktmäßig, fast wie ein hinreißender, bis zur ermattenden Raserei gesteigerter Tanz sich vollzieht. Oft singt einer vor, die andern fallen im Chor ein und singen wohl nur den Kehrreim, der manchmal nur aus Naturlauten oder sinnlosen Worten besteht. Trotzdem wirkt auch solcher Gesang wie eine Erfrischung. Der Baugesang aus Jerusalem mit dem stetig wiederholten: ‚O Liebling Gottes!' erinnert an das Absingen der Lauretanischen Litanei bei den italienischen Hafenarbeitern, wovon in der Biographie des Bildhauers Achtermann erzählt wird, als seine Pietà in Livorno auf das Schiff gehoben wurde. Bei solchen Arbeitsgemeinschaften wird der Gesang zu einem wirksamen Mittel der Disziplin, dessen sich der Arbeitgeber, der Herr des Bauerngutes, bedient.

Aus allem geht das e i n e hervor, daß regelmäßig die Arbeit das Lied des Volkes geweckt hat, wenn wir auch infolge der Weglassung der auf die Arbeit bezüglichen Partien oder Momente diesen Ursprung nicht mehr in allen

Fällen vor Augen haben. Sehr selten liegt aber der umgekehrte Fall vor, daß sich ein Volkslied in die Arbeitssphäre eingeschlichen hat. In dem primitiven Wirtschaftsbetrieb fallen der Frau die einförmigen und eintönigen Arbeiten des Getreidemahlens, des Backens, der Töpferei u. dgl. zu, und da sie dabei meist in Gesellschaft anderer Menschen ist oder zugleich mit ihnen schafft, so erklärt sich daraus, daß die Frauen weit mehr dichterisch und gesanglich produktiv waren als die Männer. Größtenteils ist ihnen der Vorrat der Tanz-, Spiel- und Kinderlieder zuzuschreiben. Bei manchen Völkern, wie den Serben und Bulgaren, den Finnen und Esten, geht ein großer und wesentlicher Teil des Volksliederschatzes auf die dichtenden Frauen und Mädchen zurück.

Körperbewegung, Musik und Dichtung stehen bei allen Völkern, auch den Natur- und Halbkulturvölkern in Wechselbeziehung. Musik und Dichtung sind ursprünglich immer miteinander verbunden. Das Wesentliche am Gesang ist der Rhythmus; planmäßige Sprachbeobachtung, sinnvolle Methode kann es nicht sein, was die Quantität und Tonstärke der Silben und Wörter bewirkt hat. In der Sprache selbst liegen die rhythmischen Gesetze auch nicht begründet, sie können also nur durch etwas außer ihr Liegendes, den Bewegungsrhythmus des menschlichen Körpers, der Sprache mitgeteilt worden sein. Der Arbeit wohnt ja nach ihrer Art und Ausführung der Rhythmus als etwas Festes und Notwendiges inne, und aus physiologischer Ursache begleitet er die Momente höchster Muskelspannung mit regelmäßig hervorgestoßenen Naturlauten, die die Grundelemente der Arbeitsgesänge auf der ersten Stufe ihrer Entstehung bilden und bei mehr entwickelter Poesie sich noch als Kehrreime vorfinden, weshalb deren Wort- und Sinnerklärung oft große Schwierigkeiten macht, vielfach auch ganz unmöglich ist. Wir müssen den Worten Büchers durchaus zustimmen: ‚Der erste Schritt, den der primitive Mensch bei seiner Arbeit in der Richtung des Gesanges getan hat, hätte also nicht darin bestanden, daß er sinnvolle Worte nach einem bestimmten Gesetze des Silbenfalles aneinanderreihte, um damit Gedanken und Gefühle zu einem ihm wohlgefälligen und anderen verständlichen Ausdrucke zu bringen, sondern darin, daß er jene halbtierischen Laute variierte und sie in einer bestimmten, dem Gang der Arbeit sich anpassenden Abfolge aneinander reihte, um das Gefühl der Erleichterung, das ihm an und für sich jene Laute gewähren, zu verstärken, vielleicht es zum positiven Lustgefühle zu steigern. Er baute seine ersten Arbeitsgesänge aus demselben Urstoff, aus dem die Sprache ihre Worte bildete, den einfachen Naturlauten.‘

Und so entsteht im Zusammenarbeiten und Zusammensingen mehrerer Menschen, von denen einer die Lautreihe, den Text, erfindet und vorsingt, während der Chor mit dem kürzeren oder längeren Kehrreim einfällt, das älteste Volkslied. Aus dieser ureinfachen Entstehungsweise des Liedes bei der Arbeit erklärt sich auch die große Zahl von ‚stehenden Ausdrücken‘, Versteilen und ganzen Versen, die im Volkslied immer wiederkehren und oft ganz formelhaft geworden sind. Eine Zusammenstellung solcher formelhaft gebrauchten

Verse im Liebeslied des 14. und 15. Jahrhunderts hat Referent in seinen Beiträgen zur Kenntnis des Sprachgebrauchs im Volksliebe gegeben.

Haben wir somit die Arbeit auch als das Primäre in ihrer Verbindung mit Musik und Poesie anzusprechen, so dürfen wir sie nicht im Sinne einer technisch-wirtschaftlichen oder berufsmäßig planvollen Betätigung ansehen, sondern zunächst nur als energische rhythmische Bewegung des Körpers und seiner Glieder. Wenn auch in manchen Fällen die Muskelbewegung und der Liedtext denselben rhythmischen Ablauf haben können und auch gehabt haben, so ist doch wohl der regelmäßige Vorgang der, daß die in genauem Zeitmaß folgenden, musikalisch wirkenden Arbeitsgeräusche zur Nachahmung durch die menschliche Stimme angeregt haben und auch die bei den Alten gewöhnlichen Metren des Jambus und Trochäus als Stampfmaße, des Spondeus als Schlagmetrum, den Anapäst und Daktylus als Hammermetren erkennen lassen. Als das Lied einmal in den Dienst der Gottheiten und ihrer Feste getreten war, bildete sich jeder der anfänglich engverbundenen Teile, nämlich die rhythmisierte Körperbewegung (Tanz), die Musik und die Poesie, nach und nach zu selbständigen Künsten aus. Die empirische Untersuchung Büchers eröffnet für die Erklärung der redenden Künste, namentlich auch der dramatischen und epischen Dichtkunst und ihr zeitliches Verhältnis zueinander ganz neue Perspektiven, und mag sie auch vielfach den bestehenden Auffassungen widerstreiten, so hat sie doch für sich so viel Beweiskraft, daß sie neben anderen mehr auf psychologischem Wege gewonnenen Analysen ihre Berechtigung hat und zu neuen Untersuchungen energisch anregt. Ganz besonders ist es das Volkslied, für dessen Entstehung das Werk Büchers, die verdienstliche Arbeit Ernst Grosses über die Anfänge der Kunst in wesentlichen Punkten vertiefend und ergänzend, neue Bedingungen aufzeigt, die der Spezialforschung auf diesem Gebiete eine feste Grundlage geben und sichere Wege weisen.

Dr. Karl Hoeber.

H·BEK. GRAN

Kritik

# Glossen zur katholischen Literaturbewegung.

Von

**Martin Spahn.**

Wer in den Jahren 1896—1899 als Jüngling den Hauch geistigen Lebens mit voller Lust verspürte, der den deutschen Katholizismus aus der Konstanzer Rede Hertlings, der Broschüre Schells und den beiden Veremundusschriften durchwehte, wird jetzt, nach einem Jahrzehnt, leicht einmal, wenn er sich jener Tage erinnert, einem Gefühl der Enttäuschung nicht wehren. Das langsame Reifen der im Grün der Blätter versteckten Früchte erregt nicht so unmittelbar die Begeisterung wie der frohe, frische Klang des ins Land einziehenden Frühlings. Viele von den Jungen, die sich damals mit uns freuten, sind, tauben Blüten ähnlich, gleichgültig geworden. Schell ist tot. Nur die Zahl und der Eifer der Nörgler und Ankläger scheint einem manchmal unverändert. Da ist es eine wahrhaft verdienstliche Tat, daß Karl Muth, der Verfasser der Veremundus-Broschüren, mit einem durch die Tatsachen gerechtfertigten Optimismus in einem neuen, stattlichen Buche uns Rechenschaft darüber legt, wie nun der Lenz zum Sommer werden will und die Aussaat gedeiht. Durch die Begründung des ‚Hochland' und durch die Art, wie er es leitet, hat er selbst das meiste dazu getan, den Boden zu bestellen und seine Ertragfähigkeit zu heben.

Hier soll nicht der Versuch unternommen werden, Muths Buch: ‚Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis. Gedanken zur Psychologie des katholischen Literaturschaffens' (Josef Kösel'sche Buchhandlung in Kempten und München 1909, gr. 8° X und 172 S.) zu analysieren. Es dürfte sich von selbst verstehen, daß der gesamte Leserkreis des ‚Hochland', der seit sechs Jahren mit dem Herausgeber Schritt für Schritt vorwärts gegangen ist und auch manchen Windstoß mit ihm tapfer ertragen hat, nun auch gerne mit ihm Rückschau halten wird und also die Schrift selber lesen will. Sie bietet, vom ersten und letzten Abschnitt abgesehen, eine Reihe, insgesamt zehn Aufsätze, die je einem durch die Meinungsgegensätze des abgelaufenen Jahrzehnts aufgeworfenen literarischen Probleme gewidmet sind. Eine Fülle wertvoller ästhetischer Untersuchungen über Klassizismus und Romantik, über Modernität, über das Wesen der Kritik, sowie zahlreiche vortreffliche Beobachtungen sowohl über die Zusammenhänge von Kultur und Literatur, Literatur und Religion, als auch über die Unterschiede zwischen theologisch wissenschaftlicher Arbeit und Dichtung und über die Spannung zwischen Konfession und Kunst sind in die Aufsätze verstreut. Allen gemeinsam ist ein gleichmäßig beharrliches, ebenso literarisch feinfühliges wie logisch geschultes Ringen, die klare Anschauung vom Wesen der Kunst, die dem Verfasser eignet, in eine unangreifbar feste Verbindung mit seiner katholischen Weltanschauung zu bringen, sie gerabezu

aus dem katholischen Idealismus zu begründen und gleichzeitig nachzuweisen, daß die tiefste Wurzel aller im katholischen Lager gegenwärtig über das literarische Leben herrschenden Mißverständnisse mangelhafte Erfassung der Psychologie des dichterischen Schaffens sei.

Karl Muth hat sich — er bringt es in seinem Buche nicht in der Weise des Historikers, sondern unbewußt zur Anschauung — im letzten Jahrzehnt durch unermüdliche Durchbildung seiner Ideen soweit emporgearbeitet, daß der jüngste Niederschlag seines Strebens gleichbedeutend mit der Aufrichtung eines neuen Meilensteins in der Entwicklung der ästhetischen Überzeugungen des katholischen Volksteils deutscher Nation ist. Friedrich Schlegels ‚Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur' (1815), Eichendorffs ‚Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands' (1857), Deutingers Vorlesungen ‚über das Verhältnis der Poesie zur Religion' (1861) stellen die früheren dar. Seit 1870 erschien der Faden der Entwicklung wie abgerissen. Nun hat ihn Muth wieder aufgenommen: überall tritt in seinem Buche die Beziehung seiner grundlegenden Ideen zu denen jener drei bedeutenden Denker und Dichter zu Tage.

Anderseits ordnet Muth in seinem Buche sein Tun mit aller Deutlichkeit auch dem Gesamtwerke ein, an dem der deutsche Katholizismus gegenwärtig arbeitet. Was uns heute bewegt, ist ein einziger, großer Prozeß des bewußt erstrebten Wiederanschlusses der deutschen Katholiken an das zeitgenössische und nationale Leben, nicht um irgend eines Kompromisses mit der modernen Kultur willen, wie nicht zu belehrender Unverstand es immer wieder behauptet, sondern um zahlreiche mattgewordene Kräfte in unseren Katholiken wieder anzuregen und in Tätigkeit zu bringen. Die Zeit ist gekommen, wieder gut zu machen, was in mehr als drei Jahrhunderten an den unseren gesündigt worden ist. Nur ungern verzichte ich darauf, was Muth in dieser Hinsicht ausführt, in eine noch etwas vertiefte geschichtliche Perspektive zu rücken, zumal da die Ansicht, die Muth verficht, wohl noch an einleuchtender Wahrscheinlichkeit gewinnen würde. Drei Jahrhunderte lang waren wir nach der staatlichen Seite hin durch die Zugehörigkeit zu Kleinstaaten gebunden und gehemmt, von denen einer nach dem andern verkümmerte, nur Bayern sich hielt, ohne doch die Führerschaft zu erlangen. Ebensolang hat die Kirche, um die Fehler in ihrem inneren Leben zu überwinden, durch die ihr Bestand in der religiösen Erschütterung des 16. Jahrhunderts über alles Erwarten gefährdet worden war, ihre Gläubigen zu möglichst lückenloser Einheit im Glauben, Denken und Fühlen und zur unbedingten Unterwerfung jedes einzelnen unter ihre Leitung gedrängt. Im 19. Jahrhundert ist dann dieses Verlangen, als der freidenkerische Liberalismus von allen Seiten in das kirchliche Leben einzudringen drohte und sowohl die wissenschaftliche Forschung wie der wirtschaftliche Fortschritt eine kirchenfeindliche Richtung einschlug, vielerorts überspannt worden. Jene ‚Übermacht des Objektiven' erreichte im Katholizismus ihre höchste Steigerung, deren Bedeutung auch Muth in Anknüpfung an wahrhaft weltweise Worte Goethes betont und die vermutlich mehr die Schwäche aller Kulturäußerungen der katholischen Völker verschuldet als die von Muth zweimal ebenfalls namhaft gemachte, aber doch nur zeitweilig hervorgetretene ‚Kampfstimmung' der beiden letzten Menschenalter. Unter ihrem Druck wurde den individuellen Kräften, ohne deren Regsamkeit der Fortschritt der geistigen wie der materiellen weltlichen Kultur nicht denkbar ist, nicht mehr die genügende Pflege zuteil und häufig auch nicht mehr die ihnen unentbehrliche Bewegungsfreiheit zugestanden. Darüber erlahmten die schöpferischen Kräfte auf dem

Gebiete der Literatur schon Ende des 18. Jahrhunderts, auf dem der Musik und der bildenden Künste im Laufe des 19. Auch die Teilnahme der Katholiken für das geistige Kulturleben nahm ab, ihr Wettbewerb im wirtschaftlichen und Staatsleben wie in der sozialen Entwicklung ermattete. Erst das Jahr 1870 machte uns endlich nach der staatlichen Seite hin Luft; durch die Reichsgründung wurden wir auf einen breiten, freien, uns mit der ganzen Nation gemeinsamen Boden gestellt, auf dem wir uns recken und entfalten können. Was Wunder, daß die Wirkung darum auch bald auf das Gebiet des kirchlichen Lebens übergriff. Behutsam und liebevoll wurden auch jene Hemmungen gelockert, die von dort aus der unbefangenen seelischen und geistigen Regsamkeit der deutschen Katholiken in schwerer Zeit angelegt worden waren. Eine Arbeit hub an wie das Bestellen eines Ackers, der allzu lange nachlässig bewirtschaftet wurde. Langsam und ruhig sollte eine Stimmung im katholischen Volksteil entwickelt werden, die, wenn die Massen erst einmal für sie empfänglich geworden sind, den Katholiken neue Lust und Liebe, sich zu rühren, mitteilen wird. Vorsichtig sollte der durch Gewöhnung erschlaffte Wille der Bevölkerung wieder dazu erzogen werden, frisch zuzufassen und sich allerwärts in gleichmäßiger Entwicklung zu betätigen. Die psychischen Voraussetzungen zu schaffen für die Überwindung der wirtschaftlichen und sozialen Rückständigkeit, unseren Katholiken den Antrieb zu geben zur tüchtigeren und allgemeineren Bildung und zur Erkämpfung ihres ebenbürtigen Anteils an den öffentlichen Ämtern, die Teilnahme wieder zu wecken für das künstlerisch Hohe und dichterisch Lebensvolle: ward die Losung. So wie sich im Dienste dieser Absicht ein Versuch an den anderen reihte, so richtete sie sich allmählich auf den Ansporn aller Bestrebungen und aller Kräfte des ganzen Individuums. Alle waren allmählich siech und müde geworden, alle sollten allmählich wieder aufgerichtet und in Tätigkeit gesetzt werden, ohne daß dabei aber der kirchliche Geist irgenwie versehrt wurde. Es steht vielmehr zu hoffen, daß die Erneuerung der kulturellen Brauchbarkeit der Katholiken auch dem religiösen Leben seine Frucht tragen wird. ‚Denn tatsächlich‘, so behauptet Muth mit Recht, ‚ist heute die Zahl der im tieferen Sinne religiösen Männer unter den Katholiken kleiner, als man glaubt. Der Augenschein kann hier gewaltig täuschen. Und er täuscht um so leichter, je mehr mit der Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft auch andere als nur rein religiöse Interessen verknüpft sein können.‘ Deshalb nahm man eine angestrengte apologetische Aufklärungs- und Vertiefungsarbeit zugleich mit der sozialen und wirtschaftlichen Erziehungsarbeit in Angriff.

In ebenso gewinnender wie überzeugender Weise gliedert Muth sein eigenes Wirken im Hochland und unsere Aufgabe in literarisch-künstlerischer Hinsicht in diese große Erneuerungsarbeit an einer ganzen Bevölkerung ein: ‚den Boden zu bereiten und zu erweitern für eine zukunftverheißende Aussaat‘, — die geistige Sehkraft zu stärken, die seelischen Horizonte zu erweitern, die Sicherheit des Verstehens zu erhöhen — dem Katholizismus als Weltanschauung seine erobernde Kraft auch auf dem Gebiet der Dichtung und Kunst wieder zu sichern. Volksvereinsarbeit — Schulung durch das Zentrum — der Eifer des Frauenbunds — Hochlands Wirken: alle vier Tätigkeiten haben, so wird man nach der Lektüre des Muthschen Buches schließen, bei allem Unterschied in der Weise dasselbe Ziel.

Es ist jedoch die der literarischen Anregung gewidmete Tätigkeit (Muth weiß es aus Erfahrung von uns allen am besten), wenn nicht der schwerste, so der heikelste Teil des Erziehungsprozesses. Anderwärts läßt dieser die Möglichkeit offen, die von ihm erreichten Individuen gleichzeitig auch zu

organisieren. Den Zögernden und Mißtrauischen kann eine Gewähr geleistet werden, daß durch eine solche Organisation die individuellen Kräfte, wenn sie angeregt werden, dennoch ihr Maß behalten. Die literarischen Bestrebungen entziehen sich dagegen durch ihre Natur der Organisation, einerlei, ob sie die literaturschöpferische Tätigkeit wieder beleben möchten oder die Empfänglichkeit der nur Genießenden anreizen wollen. Überdies berühren sich grade die verschiedenartigen literarischen Betätigungen besonders häufig und nahe mit der Theologie und Seelsorge; daher entstehen hier auch am ehesten Reibungen oder regelmäßiger noch Mißverständnisse. Vor fünfunddreißig Jahren ist selbst ein Mann von der geistigen Willenskraft und Klugheit Leo's XIII., der freilich damals erst Erzbischof von Perugia war, an der Aufgabe gescheitert, die in der Idee des Katholizismus gegebene Übereinstimmung zwischen der Kirche und der menschlichen Geisteskultur auch für die Gegenwart allen sichtbar werden zu lassen. Ich habe es in meinem Buche über ihn ausführlich geschildert und auch gezeigt, wie er sich dann den einfacheren Zusammenhängen zwischen der Kirche und den sozialen und staatlichen Bestrebungen zuwandte. Heute ist es, vorzüglich auf Grund der deutschen Entwicklung des letzten Menschenalters, schon leichter, die Katholiken zum literarischen Leben wieder in Beziehung zu setzen; schwierig bleibt die Aufgabe immer, und sowohl viele Seelsorger als viele Theologen werden ihr noch auf lange hinaus Mißtrauen bezeugen und den Bemühungen, sie zu lösen, wehren. Jedoch mit dem Fortgang der allgemeinen Erneuerungsarbeit an den Katholiken werden sich auch Anstrengungen wie die des Hochlandsherausgebers zusehends lohnen; denn jede wirtschaftliche und soziale Hebung trägt ja die Verheißung in sich, auch die Teilnahme für das geistige Kulturleben zu steigern, die Mittel zu seiner Pflege zu vermehren. Unter den deutschen Katholiken wird dann die zwiefache Voraussetzung für ein fruchtbares künstlerisches Gedeihen voll in die Erscheinung treten: sie besitzen dank ihrem Leben in der Kirche eine geschlossene, großzügige, objektive Weltanschauung, woran es dem modernen, protestantischen Subjektivismus fehlt, die schöpferischen wie die zum Genießen fähigen individuellen Kräfte werden wieder erwacht sein. Wo jetzt noch unleugbare Gegensätze vorhanden sind, wird die Zukunft durch die Sprache der Tatsachen selbst Versöhnung und Frieden stiften.

Kein Wort hat Muth den vielen mittleren Talenten unter unseren Romanschriftstellern, den fleißigen Kärrnern des modernen Literaturbetriebes, gewidmet, die in unserem Lager ebenso unentbehrlich sind wie drüben und deren treue Hilfe schon durch den Zeitungsbedarf eine Notwendigkeit bleibt. Sie haben sich trotzdem unter Ansgar Albings Führung mit den Männern des ‚Gral' zu einem fast drollig anmutenden Protest gegen Muths Buch zusammengetan, dem die Wiener ‚Reichspost' die Ehre der Aufnahme erwies. Daß Muths Pfeile hoch über sie weggingen, dafür fehlte ihnen offenbar das Gefühl. Wer ihnen aber gesagt hat, daß sie über die Schrift erschrecken müßten, hat sie getäuscht.

Um so ausführlicher mißt sich Muth Waffe an Waffe mit denen, die, während sie selber an der Erneuerung unseres katholischen Kulturlebens mitarbeiten oder mitzuarbeiten glauben, die Entwicklung abzulenken und um ihre unverkümmerte Entfaltung zu bringen drohen, weil sie den Bedingungen künstlerischen Schaffens nicht gerecht werden, zum Teil auch innerlich allzu unfreien Geistes geblieben sind. In dieser Hinsicht kommt Muths Ausführungen gegen Meyenbergs ‚Wartburgfahrten' über den wesentlichen Unterschied zwischen religiösem Schriftstellertum und schaffendem Künstlertum und seiner Polemik gegen die Anschauungen von Hermann

Herz die größte Beachtung zu. Da sich bei dieser Gegnerschaft gleich ideal gesinnte, ernste und hochverdiente Männer entgegenstehen, so ist begründete Hoffnung vorhanden, daß der Meinungsstreit mit einer Verständigung endigen wird. Auch Falkenbergs neueste Leistung zieht Muth heran. Da hätte ich ihm freilich gewünscht, daß er härter zugegriffen und festgestellt hätte, daß sich Falkenberg zwar durch seine statistischen Mitteilungen das negative Verdienst eines klaren Nachweises unserer Rückständigkeit erworben haben mag, geistig aber für unser Streben wertlos ist. Was er seinen Lesern insinuiert, kommt bei dem tief innerlichen Mißtrauen, das gegen alles Ringen und Schaffen auf katholischer Seite in ihm ist, schließlich nur auf eine Förderung der protestantischen Literatur hinaus; er scheint eine jener unseligen Naturen zu sein, die, wenn sie darauf gestoßen werden, wohl sehen, wie schlecht es um eine Situation bestellt ist, denen jedoch alles positive, hilfreiche und aufrichtende Wirken versagt bleibt. Möge wenigstens das Gute aus Falkenbergs Schrift entspringen, daß sich Hermann Herz an ihr bewußt wird, daß auch er in seiner ‚Bücherwelt‘ nicht systematisch und weitsichtig genug Einflüsse meidet, die im schließlichen Ergebnis statt auf Förderung der katholischen, auf Förderung der protestantischen Weltanschauung hinauskommen; seine Empfehlung des als Entgleisung zu kennzeichnenden Linzer Vortrags von P. Ansgar Pöllmann bietet einen charakteristischen Beleg dafür. Was Herz und Meyenberg vorzüglich von Muth trennt, ist der Mangel an Entschlußfähigkeit, der Psychologie des künstlerischen Schaffens rückhaltlos gerecht zu werden, auch dem katholischen Dichter und Künstler die grundsätzlichen Zugeständnisse zu machen, ohne die sein Genius nicht unbefangen und aus der Tiefe zu gestalten vermag.

Gegner anderer Art nimmt sich Muth vor, wo er gegen den ‚Gral‘ angeht. Er hat es da mit der Erscheinung zu tun, die vielleicht unserer literarischen Zukunft am gefährlichsten ist. Zwischen dem österreichischen und deutschen Katholizismus hat sich im allgemeinen seit 1866 eine klare Scheidung vollzogen, den völlig verschiedenartigen Verhältnissen gemäß, mit denen beide fertig werden müssen. Die Scheidung hat dazu geführt, daß hüben und drüben politisch, sozial und wirtschaftlich alles ausgezeichnet vorangeht, und es dabei an gegenseitiger Anerkennung nicht fehlt; jede der beiden Bewegungen hat in sich ihre Ruhepunkte gefunden und ihre besonderen Ziele erkannt. Nur das literarische Leben macht eine Ausnahme. Zwar sind auch in ihm den Deutsch-Österreichern die Ziele, die ihnen vorschweben, durch ihre heimische Entwicklung gesteckt worden; mit dem Herzen aber sind sie, eine Minderheit nur in ihrem Vaterlande, bei denen geblieben, mit denen sie die Muttersprache gemein haben. Sie suchen hier einen Rückhalt und auch noch eine Wirkung. Dadurch kommt in unsere literarische Tätigkeit eine bedenkliche Verwirrung. Wohl geht die katholische Bewegung drüben wie hüben darauf aus, wieder den Anschluß an das nationale Leben und neuen Einfluß in ihm zu gewinnen. Drüben aber ist das Nationale zugleich das Katholische; bei uns ist das gleiche seit Jahrhunderten nicht mehr der Fall. Für die Österreicher liegt viel daran, den katholischen Charakter ihres Staats und ihrer Völkergemeinschaft herauszuarbeiten, sie gewinnen dadurch gegen das Judentum Luft und Licht zum Leben. Für uns dagegen ist es, um desselben Zieles willen, vielmehr geboten, Gebiete gemeinsamer Arbeit mit den Andersdenkenden zu erschließen und unsere Sorge insbesondere auf literarischem Gebiet darauf zu beschränken, daß die Unseren eine (wie schon Eichendorff es bestimmte) ‚allem Unkirchlichen fremde Gesinnung‘ bekennen. Nicht auf die äußere Agitation, nur auf die Bedingungen des inwen-

bigen Gestaltens kommt es uns an. So begreiflich es nun auch ist, daß die Österreicher die Verbindung mit uns im geistigen Kulturleben wahren wollen, und so von Herzen bereit zu ihr jeder von uns ist, so sollten sie sich doch des Unterschiedes in den Verhältnissen bewußt werden, der in der Literatur so gut wie in der Politik, dem Wirtschaftsleben und sonst gegeben ist. Anstatt dessen befehdet ein Teil von ihnen im ‚Gral' unsere Freunde unablässig. Freilich wäre es unangebracht, ihrer Gesamtheit deshalb Vorwürfe zu machen. Zum Unfrieden neigt nur die eine um Kralik gescharte Gruppe. Sie hat den Ehrgeiz, wie es Muth in dem Abschnitt: ‚Schaffende Autoren' unwiderleglich nachweist, nicht nur gleich ihm und allen Essayisten des ‚Hochlands' ‚Kulturpolitik' zu treiben, den Boden zu bereiten, Stimmung zu schaffen, sondern selbst eine neue katholische Literatur zu erzeugen, obwohl gerade ihr Führer geistig nicht anders veranlagt ist als die, deren Wirken er Schwierigkeit auf Schwierigkeit bereitet. Weil dieser Gruppe hierin nicht der begehrte Beifall zuteil werden kann, zeigt sie sich enttäuscht und begibt sich des Augenmaßes für das, was not tut und was erreichbar ist. Hoffentlich sieht Kralik nicht zu spät ein, daß sein Einfluß in Österreich vor einem Jahrzehnt so lange stieg und segensreicher wurde, als er wesentlich dieselbe anregende und erzieherische Wirksamkeit zu entfalten trachtete wie Muth im ‚Hochland', daß sein Einfluß dagegen sehr viel ungleichmäßiger geworden ist und auch in seiner Heimat nicht die erreichte Höhe gehalten hat, seit er (nicht in Überspannung, aber in falscher Verwendung seiner geistigen Begabung) nach den Lorbeeren des Dichters geizt. Die geniale dichterische Kraft, die die Vorsehung Österreich geschenkt hat, Enrica von Handel-Mazzetti, steht zu Karl Muth. Kralik hätte vielleicht Österreich geben können, was Österreich braucht; wir dagegen wollen für unser Vaterland arbeiten und sorgen. In allen programmatischen Vordersätzen sind er und Muth sich einig.

Es ist keine Streit-, sondern eine versöhnende und aufklärende Schrift, die Muth uns schenkte. Ich denke, daß dies auch aus den Bemerkungen zu ersehen ist, die ich auf den vorhergehenden Blättern niedergeschrieben habe, nicht das neue Buch ausschreibend, nur einige seiner Motive anschlagend und glossierend. Wie das große Werk, dem der deutsche Katholizismus heute obliegt, ein Friedenswerk ist, so wird, was Muth sagt, vorzüglich dem Frieden in unseren eigenen Reihen dienen.

---

# Neue Romane.*

Auf den Umschlag des neuen Sperlschen Buches ist mit rotbrauner Farbe ein Städtchen gemalt mit Türmchen und Erkerchen und Giebelchen, und darüber schaut eine Burg hinweg, die auf einem Hügel liegt. Silberne Weinranken mit schwellenden silbernen Trauben klettern an der Randverzierung empor. Der großmächtige Anfangsbuchstabe von ‚Richiza' bildet seine Schleife nur, damit ein holdselig Mägdlein wie aus einem Fenster daraus hervorblicken kann. Und eigentlich ist es überhaupt kein R, sondern nur ein P. Aber ein einsichtiger Pfau hält seinen Schweif so, daß er, von Ferne gesehen, den entscheidenden letzten Schwung des R ersetzt. Man sieht sich nicht satt an dieser Zeichnung. Und hielte der Künstler

* August Sperl, ‚Richiza'. — E. v. Keyserling, ‚Bunte Herzen'. — Hugh Benson, ‚Des Königs Werk'. — Ferdinande Freiin v. Brackel, ‚Letzte Ernte'. — Rudolf Hans Bartsch, ‚Vom sterbenden Rokoko'. — Hermann Löns, ‚Mümmelmann'.

sich nicht bescheiden mit seinem Namen im Hintergrund, so würde man ihm zweifellos eine Postkarte schreiben, etwa so: ‚Edler Freund, du hast Recht! All diese heißen Bemühungen nach einem kultivierten Buchschmuck sind Unsinn. Du hast uns die schönen Zeiten wieder heraufbeschworen, in denen die Leute (zwanzig Jahre ist's her), geladen mit süßer Romantik, Blumenranken sich zu Buchstaben formen sahen (während ein Vögelchen den J-Punkt machte) und Butzenscheiben, Wappen, Bäume, Nixen jenen schönen Salat bildeten, den man Buchschmuck nannte, und den man so schrecklich poetisch fand.‘ Man glaube aber nicht, daß jetzt nur von dem Äußeren des Richiza-Romanes die Rede sei und nicht auch von seinem Inhalt. Denn in Wahrheit: wenn man das Buch liest, so fühlt man sich weit, weit zurückversetzt in die sonnige Zeit der Baumbach- und Wolff-Romantik. Denn es ist alles da. Das blondhaarige Mägdlein und ihr ebenfalls blonder Junker Liebster. Der gestrenge Herr Vater, vor dem man zittert, die sanfte Frau Mutter mit dem Schlüsselbund und der rothaarige Schurke, der die ganze Sippschaft um schnöden Mammons willen verrät, allerdings nicht so endgültig verrät, daß nicht zwei übrig bleiben, damit sie Hochzeit machen können.

Ist das zu scharf gesprochen einem Manne wie Sperl gegenüber, der immerhin künstlerischen Ruf hat? — Man verfolge den Inhalt. Auf der Burg ‚Castell‘ haust ein alter blinder Graf mit seiner Gattin und sieben Söhnen nebst einer Nichte, die Richiza heißt. Ein Ritter mit zwölf Kindern, der von Castell Lehen trägt, der rote Tannhauser, tritt, als die Castellschen zu einer Fehde gegen den Bamberger Bischof ausrücken sollen, vor den Lehensherrn und bittet, halb auf sein Verdienst deutend, um ein größeres Lehen. Dieser Mann hat zwei Jahrzehnte den Castellschen treu gedient, so treu, daß er in Liedern dafür gepriesen wird. Der alte Graf weist ihn ab. Und Tannhauser vergißt plötzlich seine lange Treue, horcht auf einen geheimen Sendling der Bischöflichen und willigt ein, seinen Herrn zu verraten. Wäre er wenigstens noch in d i e s e r Fehde treu geblieben wie in hunderten vorher! Denn der eigensinnige Graf war längst entschlossen, dem Lehensmann zu Gnaden zu sein, nur mahnen lassen wollte er sich nicht. So rollt denn das Unheil los. Fünf Söhne Castell werden erschlagen, der sechste wird zum Krüppel gehauen, und nur der jüngste kommt davon. Denn Tannhauser hat ihm einen Schlaftrunk gegeben, der ihn den Kampf verschlafen läßt. Schimpf lastet nun schwer auf dem Jungherrn. Der Vater verflucht ihn. Nur eine bewahrt ihm ein freundlich Gedenken: Richiza. Der Verräter, von den Bischöflichen um seinen Lohn geprellt, fällt Castell in die Hände, wird grausam zu Tode gemartert, und der Junker zieht ins Morgenland, um die verlorene Ritterehre wieder zu finden. Sein Arm vollbringt erstaunliche Taten. Romanzen klingen von Mund zu Mund von diesen Heldentaten, nach Norden, bis zu Richizas Ohr. Und eines Tages ist er wieder da; alle Welt erfährt, daß er an jenem Tage nur unfreiwillig geschlafen hatte, und auf Castell gibt's eine Hochzeit. — Also ein Spiel, das nur einen Augenblick wie Ernst aussah. Hätte Sperl doch diese laue, arme, blutlose, schemenhafte Liebesgeschichte weit in den Hintergrund gestellt und Tannhauser vor die Front geschoben! Da konnte dichterische Kraft sich an einer verbrecherischen, aber kraftvollen Gestalt erproben! Vorerst war da ein Problem: einen Vierzigjährigen (von dessen starker Treue man Lieder singt!) in einen Schurken zu wandeln. Das ist keine Lösung, zu sagen: ‚Meine Buben essen sich kaum satt, mein Weib muß am Waschtrog stehen.‘ Hier mußten andere Motive hinein: gekränkter Ehrgeiz, Gier nach Macht, Leidenschaft. Nicht der Ärger um ein ver-

weigertes Stück Brot. Dann ein schneller Aufstieg und ein jäher Fall. Und statt eines gemeinen Lumpen, den die Bischöflichen mit Recht abschütteln, hätte ein tragischer Held leben können. So bleibt's ein Spiel mit Hochzeitsreigen zum Schluß, und die — zugegeben — stellenweis vorhandenen dichterischen Schönheiten der Erzählung sinken rettungslos in dem See des Unerfreulichen unter.

* * *

Wenn man nun Keyserlings Novellenbuch ‚Bunte Herzen' aufschlägt, so weiß man nach der ersten Seite schon, man ist in Gesellschaft eines kultivierten Menschen, der uns nie mit Abgeschmacktheiten plagen wird. Und liest man weiter, so merkt man sehr bald, daß dieser Mensch sogar ein Dichter ist. Keiner von jenen großen Talenten, die mitreißen, sondern ein zurückhaltender, feiner Poet, der sich seinen Pfad selber sucht. In der Titelnovelle konzentriert sich alle Kunst auf Billy, die siebzehnjährige Aristokratin. Dieses Mädel, aus zartestem Traum und dalbriger Wirklichkeit geformt, ist in unserer Literatur noch nie so köstlich überzeugend zum Leben erstanden. Vielleicht der alte Fontane hätte es zu schaffen vermocht. Einem von Weltschmerz erfüllten jungen polnischen Vetter schenkt die kleine Billy die Zartheit ihrer ersten Liebe. Die entzückende Mischung von holder Schwärmerei und spielerischer Vernunft, wie sie nur einem Mädel eigen sein kann, das zwischen Kind und Jungfrau steht, ist nie so lebensecht wiedergegeben, als in diesem Buch. Da ist eine Szene: Billy hockt im schweigenden Dunkel des Parkes. Der geliebte Pole hat sie eben verlassen. Ihre Freundin kommt hinzu: ‚Billy, bist du hier? — Weinst du?' ‚Ja, ich ... ich weine.' Marion setzt sich zu Billy auf die Holzkiste, ‚ihr war auch sehr weinerlich zumute'. ‚Hat er etwas gesagt? Seid ihr verlobt?' — ‚Ja, ich glaube,' meinte Billy, ‚aber es ist doch alles sehr traurig.' In Billys Zimmer hinauf. Es ist vom Mondschein erfüllt. ‚Ist es gekommen?' fragt Billy. ‚Ja,' meinte Marion, ‚heute mit der Post,' und holte ein kleines Paket hervor. Eine Schönheitssalbe. Sie lesen die Gebrauchsanweisung. Und dann: ‚Schweigend und eifrig machten sie sich an die Arbeit; sorgsam strichen sie vor dem Spiegel die Salbe über ihre Gesichter, rückten Stühle auf den Balkon heraus, saßen regungslos da und schauten zum Monde auf, der ihnen gegenüber rund und gelb über den Wipfeln der alten Ahornbäume hing. Nur selten sagte eine ein Wort. ‚Du weißt,' bemerkte Billy einmal, ‚er hat ganz lange Wimpern.' ‚Ja,' sagte Marion, ‚und sie sind ein wenig aufwärts gebogen.' Dann schwiegen sie wieder. — Und ein anderer Abend im Park. Beide Freundinnen allein. Aus dem Bett aufgestanden, weil Billy gesagt hat: ‚Wir müssen in den Garten hinunter zu den Johannisbeeren.' Und nun essen sie. Und einmal gebraucht Billy das Wort ‚tragisch'. Keyserling: ‚„Tragisch," bemerkte Marion ein wenig undeutlich, denn sie hatte den Mund voll Johannisbeeren, „tragisch ist so wie auf dem Theater." Von der anderen Seite des Busches her ertönte Billys unterdrücktes Lachen: „Aber Marion!" Dann richtete Billy sich auf, hielt eine Traube in die Höhe gegen den Mondschein, sah sie an und sagte feierlich: „Tragisch ist traurig, aber traurig wie seine Augen, traurig, aber doch wunderschön, schöner als alles, was lustig ist." Dann bog sie den Kopf zurück und ließ die Traube langsam in den geöffneten Mund gleiten, und sie fühlte sich in dieser Bewegung ganz festlich, ganz schön, ganz der Mondnacht zugehörig.' — Ist das nicht wundervoll? Und diese Billy, willigt ein, mit Boris zu entfliehen, als ihr Vater seine Werbung zurückgewiesen. Sie hält auch tapfer durch. In einer regennassen Nacht geht sie aus dem Schloß,

steigt weiter im Wald in eine alte, schwarze Kutsche und fährt mit dem davon, dem sie sich im Überschwang ihres Gefühls gegeben. Nach einigen Stunden in einem polnischen Waldkrug die erste Rast. Und dort in der muffigen Dunkelheit eines totenstillen Zimmers für eine kleine Weile alleingelassen beginnt sie, zwischen diesen übelriechenden, großkarierten Betten liegend, ganz langsam vernünftig zu werden. Das kühle Grauen vor der Zukunft ergreift sie. Und als Boris wiederkommt, sie ganz zu nehmen und dann — er sieht keinen Ausweg — mit ihr zu sterben, schiebt sie ihn von sich: ‚Glücklich sein — hier bei diesen häßlichen roten Kissen —?‘ Und dann überlegen und verdrossen: ‚Sterben, nein, gewiß nicht. Wenn du sonst nichts weißt!‘ Und wie er aus dem Zimmer geht, überkommt sie die schmerzliche Erinnerung an die Heimat. Und plötzlich steht sie hoch, sieht ihn im Nebenzimmer auf dem Sopha schlafen, und vorsichtig steigt sie aus dem Fenster (der Regen strömt noch). Sie geht mit festen, eigensinnigen Schritten davon — der Heimat zu. — In dieser Novelle gibt es keine großen Begebenheiten, die durch sich selbst das Interesse des Lesers sich erschwindeln könnten. Hier ist eine durchaus alltägliche Geschichte, an der 99 von 100 Dichtern blind vorübergegangen wären. Hier konnte es also **nur** auf die Kunst ankommen, und die Kunst erhebt sich denn auch hier zu reiner Vollendung. In der geraden, zarten, aber deutlichen Linie dieser Novelle geht kein Strichelchen daneben, kein Wort redet so darüber hin, und kein Ton stört. In der zweiten Novelle des Buches dagegen ‚Seine Liebeserfahrung‘ gibt es viel Unsicherheiten, die dazu raten lassen, auf dieses zweite Stück überhaupt zu verzichten. Allerdings nur, weil ‚Bunte Herzen‘ voraufgeht.

* * *

Von England kommt uns ein tüchtiger historischer Roman mit betont katholischer Grundstimmung. **Robert Hugh Benson** (er trat vom Anglikanismus seiner Jugend zum katholischen Glauben über) gibt uns in seinem Buch ‚**Des Königs Werk**‘ eine durchaus ernst zu nehmende künstlerische Leistung, etwas von diesem anständigen Mittelgut, das uns deutschen Katholiken fehlt. Es scheint, als sei es dem Dichter darauf angekommen, zu zeigen, wie Verfolgung und Bosheit das Gute im Menschen nicht zu ersticken vermögen, wie der Edle vielmehr dem Haß gegenüber standhaft bleibt, ja sich selbst und was ihn bewegt, lebhafter betont. So vermag in diesem Roman das Wüten Heinrichs VIII. gegen die Kirche nur die wundervollsten Blüten christlicher Tugend emporzutreiben. Alle Lauheit schwindet: die Auchchristen fallen bereitwilligst ab und eine große Schar mutiger Bekenner ersteht. Der künstlerische Takt Bensons offenbart sich darin, daß diese Bekennerschar nicht wie in den Caligula- und Neroromanen sich uns als eine gleichmäßig weißgekleidete, palmentragende Gesellschaft präsentiert, die Augen himmelauf, sondern daß jeder einzelne ein Mensch ist, lebendig und wahr. Die rührende Angst der weltfremden Nonne, die überlegene Standhaftigkeit der Äbtissin, der junge schwärmerische Mönch, der ruhiglächelnde Märtyrerbischof — wir haben da Dutzende überzeugende Bekenner des Glaubens. Und dieser Heinrich VIII. ist so ohne jede Tendenz rein dichterisch gesehen, daß die ästhetische Freude an dieser Gestalt vollkommen ist. Alles, was Benson schreibt, ist gewissermaßen genährt mit der Wärme seines eigenen Gefühls. Da gibt es Szenen wie den Tod Dom Augustines, die erste Messe des jungen Chwis, die Audienz der Torrindons bei dem Könige, den Tod Ralphs, Szenen, die tief und farbenkräftig sind, wie sie nur Dichter zu schaffen verstehen.

Melozzo da Forli pinx.

Sixtus IV. mit Nepoten und dem Archivar Platina.

Wir haben hier also eine Arbeit, die die Beachtung der literarischen Anspruchsvollen durchaus verdient.

* * *

Was soll man dagegen von Ferdinande v. Brackels nachgelassenem Novellenband ‚Letzte Ernte‘ sagen? Alles, was von unserer Seite bisher gesagt wurde, um die noch in letzter Zeit immer wieder auftauchenden geschmackvergiftenden Lobpreisungen auf diese Erzählerin zu dämpfen, war viel zu matt. Was die Brackel in diesem Bande bietet, ist ganz einfach Generalanzeiger-Feuilleton. Man lese nur jene wunderbare Novelle: ‚Der Lenz und ich und du.‘ Also ‚Maitag war es‘. Dieses Motiv wird dreimal wiederholt, damit wir seine Tiefe so recht genießen. ‚Der Lenz war gekommen mit seinem ganzen Zauber von Licht und Sonne, Himmelsblau und Maiengrün, Blütenpracht und Vogelsang. Maitag war es. In den Hecken dufteten die Veilchen, in den Gärten blühten Nägelein und Goldregen, die Kirschbäume waren weiß und die Apfelbäume hatten rosige Knospen.‘ Und nun tritt Fräulein Gertrud auf, die junge Lehrerin (‚niedlich‘, ‚zierlich‘, ‚hübsch‘, ‚ernst‘) im hellen Frühlingskleide. Sie geht spazieren, und als sie an einem geeigneten poetischen Platz ankommt, zieht sie einen Brief aus der Tasche und liest ein Gedicht von Eschelbach, das ihre Freundin ihr schickt. ‚Der Lenz und ich und du.‘ Sie vermag den Blick nicht von diesen Zeilen zu lösen, und wie sie noch über die Worte nachdenkt . . . ‚Wollen Sie gütigst entschuldigen und mir die Frage erlauben,‘ sprach da eine wohllautende Stimme dicht neben ihr, ‚welcher Pfad hier nach Tendorf abzweigt, der hier den Fluß entlang oder jener, der dort über die kleine Brücke über die Wiese führt?‘ Nach diesem schönen Satz springt Gertrud ‚jäh empor‘ und gewahrt einen ‚schlanken jungen Mann‘. Dieser Herr kommt selbstverständlich zu Gertruds Onkel zum Besuch, und es fügt sich eben so selbstverständlich, daß die beiden Leutchen sich zu lieben beginnen. Um so mehr, als der junge Mann ‚Der Lenz und ich und du‘ so gut zu singen versteht. Und als Herr Walter Reimar wieder von dannen fährt, sind sie so gut wie verlobt. Aber merkwürdig — Gertrud hört nichts wieder von ihrem Liebsten, und eines Tages liest sie im Missionsblatt, daß Herr W. Reimar Missionar werden will! Die Tragik beginnt. Gertrud wird blaß und blasser. Und endlich beschließt sie, ihr von W. Reimar verschmähtes Herzchen großmütig dem lieben Gott zu weihen. Sie will nun auch geistlich werden. Aber, Gott sei Dank, es kommt nicht dazu. Als sie einmal wieder in der Laube sitzt und die ominöse Notiz des Missionsblattes zum hundersten Male liest, erscheint wer? W. Reimar erscheint. Und nun löst sich die Tragik in Wohlgefallen auf. Einzig und allein die Nachlässigkeit des Pater Redakteur war schuld, daß Gertrud beinahe eine Braut Christi geworden wäre. Denn nicht Wilhelm Reimar wollte Missionar werden, sondern sein Bruder Walter. — Es sei gelassen gesagt: Diese Kost ist für Geschmack, Gemüt, Verstand in gleicher Weise giftig.

* * *

Rudolf Hans Bartsch, dessen zwei Romane ‚Zwölf aus der Steiermark‘ und ‚Die Haindlkinder‘ für die Literatur einen Gewinn bedeuten, gibt einen Novellenband unter dem Titel ‚Das sterbende Rokoko‘. Die Welt, welche in Bartschs Romanen entstand, war Alt-Österreich, wie es heute da ist, mit seiner überreichen Kultur, die etwas schwermütig, viel genießerisch und schon ein wenig verdorben ist. Es mußte also Bartsch zum Rokoko ziehen, das die gleichen Zeichen einer sinkenden

Kultur zeigte. — Es bleibt bei dem Ton, den der Dichter einmal angeschlagen, und es wird überflüssig sein, von Bartsch noch mehr zu erhoffen. Das ist von Herzen zu bedauern, denn Bartsch ist wirklich ein Dichter. Dieses Eingangsstück ‚Der Schauer im Don Giovanni', worin Mozart die Ouvertüre für seinen ‚Don Juan' komponiert, ist meisterhaft. Da ist eine überquellende Stimmung, die unser Herz in Schauern erbeben läßt. Aber dann folgen noch fünf kleine Novellen, reizend in ihrer Art, aber doch so gleichförmig frivol, so durchaus auf Äußerlichkeiten gestimmt, daß man sich dem Gefühl des Abwehrens nicht entziehen kann. Und man merkt: Diese Bartschsche Welt ist zu klein, als daß wir darin dauernd atmen könnten. In dieser Welt hat man so viel Empfindung und so wenig Herz, man genießt so viel und kennt die Aufopferung nicht, man liebt ohne den mystischen Gleichklang der Seelen, man küßt die Erde und wendet Gott den Rücken. Und man verläßt mit schmerzlichem Bedauern dieses reiche Talent.

* * *

Man schreibt den Namen Hermann Löns hin. Und sofort umgibt uns der Zauber deutscher Natur. Wir haben an den Büchern des Hannoveraners mehr als nur Jagd- und Waldgeschichten, wir haben Schöpfungen reiner Naturbetrachtung, die tiefer sind als alle, die der Engländer Kipling und der Amerikaner Tompson uns je gaben. Unter seinem Zauberstab erhebt sich das Leben eines Hasen, eines Marders, das Familienleben der Igel, das Liebesleben der Hirsche bis zu unserem Herzen, wird uns vertraut, nimmt unsere Liebe gefangen und überschüttet uns mit dem köstlichen Reichtum der lebendigen Natur. Es gibt nichts Erquickenderes, als nach der Lektüre Max Brods oder Bierbaums oder Schlafs dieses Buch zu lesen. Man atmet freier auf und umfaßt glühender den gesegneten Leib der gottgeschaffenen Natur.

Franz Herwig.

Hochland-Echo

## Zweikampf und Schutz der Ehre.

Gesellschaftliche Sitten und Unsitten werden nicht dadurch beseitigt oder verbessert, daß sich vereinzelte, besonders selbständige Naturen erfolgreich über sie hinwegsetzen. Nur durch den organisierten, an zahlreichen Punkten gleichzeitig bewerkstelligten Umschwung der öffentlichen Meinung können neuere und bessere Sitten wirksam zum Durchbruch gebracht werden. Das schließt die verdienstvolle Initiative einzelner gewiß nicht aus; aber nur unter jener Voraussetzung erlangen ihre Bestrebungen sympathischen Widerhall und schließlichen Erfolg.

Die Beseitigung des Zweikampfes in England vor mehr als sechzig Jahren darf man daher nicht, wie es oft geschieht, allein als ein persönliches Verdienst des Prinzgemahls Albert ansehen. Wohl aber hat er den Stein ins Rollen gebracht, der sogar im Verlauf seiner Bahn größere Wucht annahm, als Prinz Albert selbst voraussah. Wie Lujo Brentano in einer Versammlungsrede des bayerischen Landesverbandes der Anti-Duell-Liga* unlängst darlegte, vollzog sich die endgültige Beseitigung des Zweikampfes in England folgendermaßen:

‚Prinz Albert sah ein, daß der erste Schritt zu einer allgemeinen Abschaffung der Sitte darin bestehen müsse, den Duellen in der Armee Einhalt zu tun. Sein Gedanke war die Ersetzung des Duells durch Ehrengerichte. Der Kriegsminister brachte die Sache vor das Kabinett. Aber dieses hielt nichts von der Einführung von Ehrengerichten; es entschloß sich zu einer weit wirksameren Maßnahme. Die Kriegsartikel wurden geändert. Durch Artikel 98 der Kriegsartikel vom April 1844 wurde bestimmt, daß „jedermann, der sich duelliert oder ein Duell fördert oder irgend welche dahin zielende Schritte unternimmt und nicht sein Äußerstes tut, um ein Duell zu verhindern, wenn er ein Offizier ist, kassiert werden oder solche Strafe erleiden soll, als ein allgemeines Kriegsgericht aussprechen soll," während ein weiterer Artikel es für „dem Charakter von Ehrenmännern angemessen erklärte, für verübtes Unrecht oder Beleidigungen sich zu entschuldigen und sich bereit zu erklären, das begangene Unrecht wieder gut zu machen, und ebenso für den gekränkten Teil, für das ihm widerfahrene Unrecht offen und herzlich eine Erklärung und Entschuldigung anzunehmen."

Dadurch erhielten die Duelle in England den Todesstoß. Duelle kamen seit dieser Zeit so in Mißkredit, daß sie praktisch unmöglich wurden. Nichts ist bezeichnender, als wenn wir die englischen Romane, in denen sich die Sitten der Zeit spiegeln, auf das Vorkommen von Duellen hin prüfen. Bei Thackeray, der die englischen Sitten vom 17. bis zum Schlusse der ersten Hälfte des 18. Jahr-

* Den Wortlaut entnehmen wir dem Juliheft der ‚Süddeutschen Monatshefte'.

hunderts schildert, wimmelt es noch von Duellen; bei Dickens finden sich nur mehr drei Duelle; bei George Eliot kein einziges. Was ist an die Stelle getreten? Sowohl Ehebruch wie Injurien führen zu Klagen vor Gericht und finden ihre Sühne in der Verurteilung des Schuldigen zu Geldstrafen, die im Verhältnis nicht nur zur Schwere des Vergehens, sondern auch zu den Vermögensverhältnissen des Schuldigen stehen und mitunter ein ganzes Vermögen betragen.'

So sehr Brentano auch das Verdienst Prinz Alberts bei Herbeiführung dieser neuen, besseren — aber noch keineswegs idealen — Sittenregelung würdigt, den Haupterfolg schreibt er doch dem Umstand zu, daß Prinz Albert ‚die ethischen Anschauungen der Gesellschaftsklasse zur Geltung brachte, welcher die soziale Entwicklung das Übergewicht im Staate verschafft hatte,' also des Bürgertums in einem gewissen Gegensatz zur Geburtsaristokratie. Mit dieser von Brentano in seiner Nutzanwendung auf Deutschland über Gebühr betonten Gegensätzlichkeit der spezifischen Standesauffassungen hängt gerade auch der Hauptfehler zusammen, der der englischen Regelung noch anhaftet, nämlich die krämerhafte Sühnung von Ehrverletzungen durch Geldstrafen. Brentano empfiehlt deshalb auch das englische System keineswegs zur glatten Nachahmung:

‚Wir verlangen für die persönliche Verletzung der dem anderen geschuldeten Achtung und für persönliche Beleidigungen Haftung mit der Person.' *

Bemerkenswert aber ist trotz der Mängel des englischen Ehrenschutzes sein erheblicher positiver Erfolg; die Ehrenhaftigkeit im Verhalten der englischen Offiziere erlitt durch Abschaffung des Zweikampfes trotz unzureichenden Ersatzes keine Einbuße, sondern hat sich im Gegenteil dem Durchschnitt nach erhöht. Prinz Alfons von Bourbon und Österreich-Este, der verdienstvollste und erfolgreichste zeitgenössische Bekämpfer des Duellunwesens, führt zum Zeugnis dessen ** die Konstatierungen des italienschen Generals di Revel in einem Aufsatz der ‚Rassegna Nazionale' (vom 16. Januar 1908) an. General de Revel bezeugt,

‚er habe im Krimkriege (an dem er teilnahm als ein dem englischen Heere bei Lord Raglan zugeteilter Kommissär des Königs von Sardinien) gesehen, daß die englischen Offiziere, nachdem sie den Zweikampf unterdrückt hatten, infolge dieser Unterdrückung viel korrekter in ihren Beziehungen zueinander geworden waren.'

Gegen die Übertragungsmöglichkeit des englischen Musters — in entsprechend verbesserter Form — auf andere Völker und namentlich auf Deutschland wird von den Verfechtern des Zweikampfes immer wieder eingewendet, es handle sich um eine dem deutschen Wesen tiefeingewurzelte und ursprüngliche Sitte. Demgegenüber betont Brentano, vor allem auf die Forschungen von

* Als unterstützendes Moment können deshalb natürlich Geldstrafen doch beibehalten werden, wie es auch im einschlägigen spanischen Gesetzentwurf vorgesehen ist.

** In seiner ‚kurzgefaßten Geschichte der Bildung und Entwicklung der Ligen wider den Zweikampf und zum Schutz der Ehre'. Dtsch. Wien 1909. Verlag von Josef Roller & Co. Brosch. Kr. 1.—.

Below's gestützt, nachdem er die Herleitung aus dem mittelalterlichen Gottesgericht widerlegt hat:

‚Ebenso ist dargetan, daß das moderne Duell überhaupt nicht auf deutschem Boden erwachsen, sondern erst aus Spanien, Italien, Frankreich nach Deutschland eingeführt worden ist. Erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts tritt es in Deutschland nachweisbar auf, und zwar ganz ebenso wie in seinen romanischen Ursprungsländern nicht als Ausfluß der Rechtsempfindung des Volkes, sondern nur bei den Angehörigen gewisser Stände, bei den damaligen Söldnertruppen und in den Kreisen der Höflinge. In der Verwilderung des Dreißigjährigen Krieges hat es in diesen Kreisen in Deutschland seine Ausbildung erhalten, und zur Zeit, da die Nachahmung französischer Sitten und Unsitten in Deutschland als Zeichen höchster Kultur galt, hielt auch die Auffassung Ludwigs XVI., ein Offizier, der sich nicht duelliert, dürfe nicht in der Armee bleiben, ihren Einzug in Deutschland. Dabei ist folgendes zu bemerken: Zuerst, als der private Zweikampf aufkam, wurde jede Tötung im Duell genau so wie jede andere Tötung behandelt; erst seit dem 17. und 18. Jahrhundert wird sie als ein von der gemeinen Tötung verschiedenes Verbrechen behandelt; aber erst seit 1874 leiden wir unter der Anomalie, daß der Staat den Zweikampf einerseits verbietet, andrerseits geradezu befiehlt. Denn während das Strafgesetzbuch den Zweikampf für die Zivilisten wie für die Offiziere als ein Verbrechen mit Strafe bedroht, erklärt die Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere im preußischen Heere vom 2. Mai 1874 den Offizier für unwürdig, länger im Heere zu bleiben, der sich weigert, jene strafbare Handlung zu begehen. Schon diese wenigen Angaben zeigen, daß das Duell mit dem dem deutschen Volke ureignen Ehrgefühle nichts zu tun hat.‘

Wie sehr sich bei allen europäischen Völkern in den letzten wenigen Jahren die Einsicht in die Vernunftwidrigkeit und Unsittlichkeit des Zweikampfes gehoben und der Wunsch nach einem wirksameren und gerechteren Ehrenschutz gesteigert hat, das beweisen die erstaunlichen Erfolge, welche die verschiedenen ‚Ligen wider den Zweikampf und zum Schutze der Ehre‘ seit deren ersten Gründung im Herbst 1900 bereits errungen haben, seitdem ein offener Glückwunschbrief des Prinzen Alfons von Bourbon an den Marchese Tacoli, der aus religiöser Überzeugung ein Duell abgelehnt hatte, den ersten auslösenden Anstoß gab.

Gerade weil in Deutschland die Antiduellbewegung noch die stärksten Widerstände findet, ist es notwendig, sich ihre Fortschritte in allen anderen europäischen Ländern vor Augen zu führen, damit wir nicht eines Tages vor lauter privatem Ehrenhändelbedürfnis das Ansehen unseres Volkes im ganzen geschädigt finden. Wir folgen dem exzerpierenden, höchst lehrreichen und authentischen Überblick des Prinzen Alfons in seiner schon oben zitierten Schrift:

‚Am 30. Mai 1907 veröffentlichte der französische Kriegsminister Picquart einen Erlaß, worin er verbot, daß im Heere irgendwelcher Druck zugunsten des Zweikampfes geübt werde. Jedem solle es in dieser Sache freistehen, seiner Überzeugung zu folgen: Das Duell sei weder zu befehlen, noch zu verhindern...

In der österreichischen Delegation erklärte am 6. Februar 1908 der Kriegsminister Baron Schönaich bei Beantwortung einer Interpellation über

die Duelle im Heere, daß infolge des 1903 erlassenen Dekretes der Heeresleitung die Offiziersduelle sehr abgenommen hätten, auch im Jahre 1907, und daß er übrigens selber kein Bewunderer des Zweikampfes sei . . .

Eine Tat von hoher Bedeutung ist das Dekret, das im Juni 1908 mit Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers und Königs Franz Josef I. vom Gemeinsamen Kriegsminister Sr. Exzellenz General Baron v. Schönaich über Ordnung der Ehrenangelegenheiten im Heere erlassen worden ist. Obgleich dasselbe das Duell nicht vollständig abschafft, bahnt es doch den direkten Weg zur Abschaffung, und einstweilen wird die neue Organisation der militärischen Ehrengerichte und die Einsetzung eines Obersten Appellationshofes in Wien für das Heer unzweifelhaft die weitere Verminderung der Zweikämpfe zur Folge haben. Die kleinen Streitigkeiten zwischen Offizieren werden gütlich beigelegt, und hinsichtlich der ernsteren Fragen bietet jene Reform die Gewähr, daß die Duelle auf außergewöhnliche Fälle beschränkt werden . . .

Am 12. Dezember 1907 erklärte der italienische Kriegsminister General Vigano dem Marchese Crispolti in einem offenen Schreiben, er sei Gegner des Zweikampfes, selbst des Duells im Heere, und sprach den Wunsch aus, daß der bevorstehende Internationale Antiduell-Kongreß zu Budapest auf das schönste gelinge. Auf die Bitte der Italienischen Antiduell-Liga nahm am 13. Dez. 1907 König Viktor Emanuel das Protektorat über dieselbe an. Seine Majestät wollte, daß dieser Entschluß zuerst dem Generalleutnant Grafen di Revel, dem Doyen seines Heeres, mitgeteilt werde, dessen Name an der Spitze des Gesuches gestanden hatte . . .

Die Erledigung der Streitfragen durch Ehrengerichte wurde für das italienische Heer durch ein Dekret König Viktor Emanuels vom 4. Oktober 1908, gegengezeichnet vom Kriegsminister Casana und vom Marineminister Mirabello, verwirklicht. Es ordnet an, in Zukunft die kleinen Streitigkeiten von Offizieren gütlich zu ordnen und die ernsten Fälle vor die Ehrengerichte zu bringen . . .

In einem Briefe an die Antiduelliga gab Marineminister Mirabello im Oktober 1908 der Hoffnung Ausdruck, daß „der rohe Brauch des Zweikampfs so schnell wie möglich aus unseren Sitten verschwinde“ . . .

Am 1. Dezember 1908 legte der italienische Justizminister Orlando dem Parlamente einen trefflichen Gesetzentwurf vor zum Schutze der Ehre durch strenge Bestrafung der Beleidigungen und durch Ehrengerichte . . .

Im März 1903 erklärte der belgische Kriegsminister General Cousebant d'Alkemade einem Redakteur der „Chronique de Bruxelles“, daß dank der im Jahre 1889 erfolgten Bildung von Ehrengerichten im belgischen Heere der Zweikampf aus demselben verschwunden sei, und daß die Heeresleitung das Duell entschieden verwerfe . . .‘

Am raschesten und nachhaltigsten ist die Antiduellbewegung im ritterlichen Spanien zum Ziel gelangt:

‚Wenige Monate nach der ersten Initiative (1905) sah man in Aktivität befindliche hohe Militärs sehr nachdrücklich den Feldzug wider das Duell unterstützen und bald darauf militärische Generalgouverneure an unter ihrem Befehle stehenden Orten den Vorsitz in Versammlungen der Antiduell-Liga einnehmen. Hohe aktive Offiziere übernahmen die Präsidentschaft von Komitees der Liga, und überhaupt liefert das militärische Element viele sehr eifrige Verbreiter der

Bewegung. Im Oktober 1906 ermunterte der Kriegsminister General Lopez Dominguez den Baron de Albi zum Fortfahren des unternommenen Feldzuges, und die Regierung ließ Gesetze entwerfen, um durch wahren Schutz der Ehre den Zweikampf auszurotten . . .

Am 23. Oktober 1906 nahm Alfons XIII. die Ehrenpräsidentenschaft der spanischen Liga an . . .

1907 fanden kaum vier bis fünf Zweikämpfe in Spanien statt . . .

Im Frühlinge 1907 beauftragte die spanische Regierung Herrn Ugarte, ehemaligen Justizminister und jetzigen Staatsanwalt beim Obersten Gerichtshofe zu Madrid, ein (auf den Grundsätzen der Antiduell-Liga beruhendes) Gesetz zu entwerfen, das die Ehre durch Ehrengerichte und durch strenge Strafe der Ehrverletzung beschütze. Der Entwurf wurde endlich am 25. Mai 1908 vom Ministerium gebilligt. Und am 1. Juni wurde er vom Justizminister Don Juan Armada Losada dem spanischen Senate vorgelegt. Würde diese Vorlage Gesetz, so wäre es von größtem Nutzen für unser Werk. Denn dann würden all unsere anderen Ligen in ihre Regierungen dringen, um ähnliche Gesetze zu erlangen. Und dann wäre kein Zweikampf mehr möglich, denn selbst seine Anhänger hätten keine Entschuldigung mehr, zu ihm zu greifen, da die Ehre durch das Gesetz weit besser geschützt wäre als durch das Duell. Dann hätten wir den Zustand erreicht, dessen man sich in England seit 64 Jahren erfreut.'

Die rasch fortschreitenden Erfolge der Antiduell-Ligen, in denen sich Vertreter aller religiösen und politischen Richtungen einträchtig zusammenfinden, beruhen nicht zum mindesten auf der von Prinz Alfons und seinen Hauptmitarbeitern innegehaltenen reinsachlichen, jede Provokation vermeidenden Propagandaweise. Es ist keineswegs notwendig und zweckdienlich, so, wie Professor Brentano will, das Bürgertum, dem mit Ausnahme einiger Reserveoffiziere und eines Teils der Akademiker die Zweikampfsitte ohnehin innerlich fremd ist, gegen Adel und Offiziersstand in einen Gegensatz der Machtentscheidung zu bringen, sondern vor allem muß in jenen Ständen selbst, wo die Duellunsitte noch vorherrscht, ihr der Boden abgegraben werden; dann verliert sich die Nachäffung durch allerlei gesellschaftliches Parvenütum von selbst. Die Propaganda der Antiduell-Ligen hat daher mit Recht auf die führende Mitwirkung von Hochadels- und Offizierskreisen das größte Gewicht gelegt. So wird es für jedermann unmittelbar deutlich, daß nicht etwa ein verfeinertes Ehrgefühl durch ein stumpferes verdrängt werden soll, sondern es soll im Gegenteil dem echtesten Ehrbegriff zu richtigerem Verständnis, reinerer Betätigung, wirksamerem Schutze verholfen werden. Die Überzeugung muß verallgemeinert werden, daß das Duell überhaupt nicht jenes unentbehrliche und sichere Mittel ist zur Wahrung persönlicher Ehrenhaftigkeit und guter gesellschaftlicher Sitte, als welches es vielfach noch gilt: Die Verletzung von Ehre und Sitte kann niemals durch die unsichere und zufällige Entscheidung eines Waffenganges, sondern oft nur durch eine ernste und demütigende Bestrafung des wirklich Schuldigen wettgemacht werden. Auch zur Erhaltung ritterlichen Geistes und ernsthaften Mannesmutes ist das Duell nicht das

geeignete Mittel; denn beide bewähren sich von vornherein in der Unterlassung jeder unehrenhaften Handlung und da, wo eine solche doch in einem Augenblick der Schwäche begangen wurde, in ihrer rückhaltlosen Sühnung. Das Duell dagegen ist oft genug ein bequemes Hilfsmittel geworden für jene, die sich alle Ungezogenheiten und sogar Infamien erlauben wollen, da in den Augen vieler alles als verziehen gilt, wenn man nur wegen einer solchen Tat die Degen gekreuzt oder Kugeln gewechselt hat.

Auch in Deutschland sind seit Gründung der Antiduell-Liga am 11. Januar 1902 die Zweikämpfe bereits merklich seltener geworden, und schon weit mehr als 3000 Männer von Rang und Ansehen haben sich der folgenden vom Fürsten Karl zu Löwenstein formulierten Erklärung angeschlossen:

‚Die Gefertigten bezeugen hiemit öffentlich ihre grundsätzliche Verwerfung des Duells als einer Einrichtung, welche der Vernunft und dem Gewissen, den Forderungen der Zivilisation und den bestehenden Gesetzen, dem Wohle der Gesellschaft und des Staates zuwiderläuft.

Im gesellschaftlichen Verkehr wie im öffentlichen Leben wollen sie nach Kräften tätig sein für Beförderung der Bewegung, welche die endliche und gänzliche Abschaffung des Duells zum Zwecke hat.

Sie erklären es für ein leeres, ungerechtes Vorurteil, daß wer sich nicht im Zweikampf schlägt, darum den Vorwurf der Feigheit verdiene, und betrachten denjenigen, der ein Duell aus Überzeugung ausschlägt, als einen Ehrenmann, dem sie ihre volle Achtung zollen.

In unverkürzter Aufrechterhaltung ihres Rechtes jedoch, Beleidigungen auf jede gesetzmäßige Weise von sich abzuwehren und, wenn die Umstände es erheischen, für dieselben Genugtuung zu verlangen, erachten sie die Errichtung von Ehrengerichten für unbedingt geboten, deren Entscheidung dem Beleidigten wirkliche Genugtuung verschafft, so daß derselbe nicht mehr verleitet wird, sich dieselbe selbst auf zweifelhafte und unerlaubte Weise mit der Waffe zu suchen.‘

Wenn alle, die es angeht und die im Innersten gleicher Überzeugung sind, sich dieser Erklärung auch öffentlich anschließen wollen und anschließen *dürfen*, dann wird Deutschland in der Zurückdrängung des Zweikampfs nicht lange mehr hinter den anderen europäischen Kulturvölkern zurückstehen.

Dr. E.

·Rundschau·

## Philosophie.

Neulamarckismus und vergleichende Psychologie. Neben den immer weiter auseinander führenden Spezialisierungstendenzen der Wissenschaft fehlt es ihrer Entwicklung auch niemals an konvergierenden Linien, aus denen sich neue synthetische Gedankengebilde weithin befruchtender Art ergeben. Naturwissenschaften und Psychologie schienen so lange gänzlich getrennte Wissensgebiete, als dort die mechanistische Grundauffassung fast unbestritten vorherrschte, hier mittels rein introspektiver Methoden fast nur das Bewußtseinsleben des vollentwickelten, normalen Menschen durchforscht wurde. Schon die Einführung des Experimentes in die Psychologie und damit das Aufblühen einer neuen Grenzwissenschaft, der Psychophysik, hat eine erste Änderung und manche fruchtbringende Wechselbeziehung zwischen den beiden großen Wissenszweigen angebahnt. In noch viel reicherem Maße scheint diesen Erfolg das beginnende Aufblühen der vergleichenden Psychologie zu versprechen; denn hierbei handelt es sich nicht nur um ein Ausdehnen der empirischen Seelenforschung über ihr erstes Gebiet hinaus, zumal um die Anreihung einer Kinderpsychologie, Tierpsychologie und, wie manche meinen, sogar Pflanzenpsychologie. Sondern diesem Ausdehnungsbedürfnis von der einen Seite kommt in immer ausgesprochenerem Maße ein Ergänzungsbedürfnis von der anderen, naturwissenschaftlichen Seite entgegen. Unter den Biologen der jüngeren Schule mehrt sich zusehends die Zahl derer, die nicht mehr an eine reine physikalisch-chemische Erklärbarkeit der Lebensrätsel glauben und nun vor allem aus der Heranziehung psychophysischer Einsichten mehr Licht auch in den schwierigsten Fragen der Biologie erhoffen.

Grade im Gedenkjahr Darwins besteht ganz besonderer Anlaß, sich über diese neuen Geistesbahnungen Rechenschaft zu geben; denn sie hängen ebenso enge zusammen mit dem Versagen der darwinistischen Zuchtwahltheorie als mit dem dauernden Festwurzeln des Entwicklungsgedankens. Darwins großer Vorläufer, dessen Hauptwerk ‚Philosophie zoologique‘ (1809) vor nun gerade hundert Jahren erschien, Jean Baptiste de Lamarck war es, der damals schon psychophysische Erklärungsprinzipien zur Aufhellung der organischen Entwicklungsvorgänge heranzog. Er ging von dem Grundgedanken aus, daß nur aus einer selbsttätigen aktiven Anpassung der Organismen an neue Lebensverhältnisse und aus einer Vererbung der individuellen Anpassungen auf die nachfolgenden Geschlechter die Entstehung neuer Arten begreiflich werden könne. Der notgedrungene stärkere und veränderte Ge-

brauch eines Organs oder der Nichtgebrauch eines überflüssig gewordenen ist es, der nach Lamarck die wichtigsten Fortbildungen und Rückbildungen an den einzelnen Gliedmaßen und schließlich am ganzen Organismus nach sich zieht. Die Schlangen z. B. haben allmählich ihre Beine gänzlich eingebüßt, weil bei ihnen die Gewohnheit sich bildete, so wie wir es andeutungsweise bereits bei Eidechsen wahrnehmen, durch Schlängelung ihren langgestreckten Körper vorwärts zu bringen und ihn durch enge Spalten und Höhlen zu zwängen. Die Schwimmvögel hingegen und ähnlich die Frösche, Biber, Fischottern usw. gewannen die Neubildung einer Schwimmhaut zwischen den Zehen durch das unausgesetzt wiederholte und durch Übung immermehr vervollkommnete Ausspreizen ihrer Füße beim Schwimmen. Ähnlich entstanden bei anderen Tierklassen die Grab-, Lauf- und Sprungbeine, die Verlängerung des Halses oder der Zunge, ähnlich Rückbildungen wie der Zahnverlust bei Walfisch oder Ameisenbär, die Augenverkümmerung bei unterirdischer Lebensweise und vieles andere mehr. Daß die hierbei vorauszusetzenden selbsttätigen Veränderungen der Lebensweise durch Erfahrung keineswegs sich in ganz langsamen und allmählichen Variationsschritten zu vollziehen brauchen (wie es die Zuchtwahltheorie voraussetzt), das hat namentlich die neuzeitliche Biologie und Tierpsychologie in zahllosen Fällen festgestellt. Sogar bis herab zu den einzelligen Lebewesen (1907 durch Stevenson Smith, im Prinzip bereits durch Jennings u. a.) hat man in neuester Zeit ziemlich radikale Veränderungen der Lebensgewohnheiten infolge der dauernden Veränderung der Umgebung festgestellt; auch viele für ganz mechanisch und unveränderlich gehaltene ‚Reflexe‘ oder ‚Instinkte‘ wiesen bei genauer Untersuchung noch eine gewisse Variationsbreite auf, wie dies z. B. O. Kohnstamm sogar für den aus der nervenärztlichen Diagnostik bekannten Sehnenreflex an der menschlichen Kniescheibe festgestellt hat. Besonders deutlich an Lamarcks theoretische Vorstellungen gemahnt eine Beobachtung des bekannten Neudarwinisten Roux aus dem Jahre 1902: Danach erlernten eine Dogge, die ohne Vorderbeine geboren war, und ein Foxterrier, dem sie bald nach der Geburt abgenommen wurden, aus eigenem Antrieb ein känguruhartiges Forthüpfen auf den Hinterbeinen; und diese Gewohnheit hatte eine Verlängerung des Unterschenkels gegenüber dem Oberschenkel zur Folge.

Freilich ist mit derartigen Feststellungen und den daran anknüpfenden theoretischen Vorstellungen eine Fülle von Problemen mehr gestellt als gelöst. Sie hier nur alle aufzuzählen und zu verdeutlichen, ist unmöglich. Nur das eine sei hervorgehoben, daß in das lamarckistische Theoriengebäude eine ganze Reihe spezifisch psychologischer Hilfsbegriffe miteingeht; schon oben wurde von Übung, Gewohnheit, Veränderung des Verhaltens durch individuelle Erfahrung gesprochen. Und damit ist es noch lange nicht genug; denn auch auf die Frage, wie denn das Tier erstmals zum zweckmäßig veränderten Verhalten komme, hat Lamarck eine psychologische Antwort gegeben und auf ein den Organismus leitendes Bedürfnisgefühl, ein ‚sentiment intérieur‘ hingewiesen. An diese Andeutungen bei Lamarck selbst hat eine eigene ‚psychobiologische‘ Schule unter den zeitgenössischen Neulamarckisten viel weitergehende Folgerungen geknüpft. Von den bekanntesten Vertretern dieser Richtung, dem Zoologen Pauly und dem Botaniker Francé war im ‚Hochland‘ (Februarheft 1906 und Oktoberheft 1908) bereits mit gebührender kritischer Zurückhaltung die Rede; und diese Zurückhaltung ist auch gegenüber der neuesten materialreichen Apologetik der psychobiologischen Richtung, die jüngst der Innsbrucker Botaniker Adolf Wagner unter dem Titel einer

‚Geschichte des Lamarckismus'* gegeben hat, sehr notwendig. Was diesen Nutznießern des psychologischen Erkenntnisschatzes gebricht, ist vor allem dessen nähere und genauere Beherrschung. Nur so erklärt sich auch ihr Grundirrtum, vermöge dessen sie die zugestandene Teleologie, d. i. die zweckvolle Zielstrebigkeit alles organischen Verhaltens restlos erklärt zu haben vermeinen, wenn sie richtunggebende seelische Faktoren irgendwelcher Art annehmen. Tatsächlich gibt auch das seelische Geschehen, so sehr es einheitbildend und zielstrebend wirken kann, doch keine letzte Erklärung aller Zweckmäßigkeit, sondern untersteht selbst wieder dem allgemeinen teleologischen Gesetz alles Weltgeschehens, wie dies z. B. Reinke klar betont und Driesch als Agnostiker wenigstens offen läßt. Das hindert aber nicht, daß diese ‚Psychobiologen' mit ihrer von Wagner formulierten Grundauffassung: ‚Leben ist psychische Betätigung' wenigstens im Prinzip die Bahn freimachen für eine Reihe von Forschungen und Theorien, die lange genug durch mechanistische und darwinistische Vorurteile an der glücklichen Fortentwicklung behindert wurden. An Stelle der unabsichtlich psychologischen Hilfsbegriffe, wie sie Wagner selbst bei den namhaftesten Pflanzenphysiologen neuerer Tage nachweist (bei Pfeffer, Noll, Czapek, Haberlandt ꝛc.; vrgl. S. 171), und an Stelle der halbverhüllten und mißverstandenen Psychologie, wie sie etwa in Herings und Semons Einführung des Gedächtnisbegriffs beim Vererbungsproblem zur Geltung kommt, muß durch zielbewußtes und gegenseitig vorurteilsfreies Zusammenarbeiten von Biologen und Psychologen eine beobachtend vergleichende und dann vorsichtig begriffsbildende psychophysische Erkenntnis der Lebensgesetze treten. Erst dann können auch die organischen Entwicklungsgesetze klar und sicher begründet werden. Wo auf diesem unabsehbaren Arbeitsfeld die ersten Früchte reifen wollen, das hat ein so weitblickender Naturphilosoph wie Eduard von Hartmann in dem Satze vorausgesagt: ‚In bezug auf Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane kann das Lamarcksche Prinzip sich noch von größter Tragweite erweisen.'

Dr. Max Ettlinger.

* Stuttgart 1909, Franckhscher Verlag. Brosch. Mk. 6 50, gebd. Mk. 8.80. — Das Buch ist auch in allgemeiner geistesgeschichtlicher Hinsicht sehr interessant, weil sich der ausgesprochen monistisch gesinnte Verfasser noch heftiger gegen den Dogmatismus der Darwinisten zur Wehr setzen muß als gegen alle religiösen Gedankengänge, die er mit einer fast lächerlich wirkenden Ängstlichkeit als ‚unwissenschaftlich' von sich weist.

## Literatur.

**Hans von Hoffensthal.** An einem schwülen Julimorgen stieg ich mit H. von Hoffensthal den steilen Weg zum Ritten hinan. Wir gingen mitsammen über die freien, hellen Lärchenwiesen, auf denen er in seiner Jugend in der Sonne saß, den Winden nachhörte und den Wolkenzügen am Himmel nachsah. Und er erzählte von seinem Leben und seinen Kinderträumen, zeigte mir die Schauplätze seiner Erinnerungen und seiner Romane. Mit stillem Entzücken lauschte ich seinen Worten, denn eine große Liebe zur Heimat redete aus ihnen.

Und so ist denn auch Hoffensthals erster Roman ‚Maria Himmelsfahrt', den er mit 26 Jahren schrieb, ein begeisterter Lobhymnus auf seine schöne Heimat. Heimat, Natur und Liebe, alles zusammengekettet durch verschuldetes, schwer gebüßtes Leid — das ist es, wovon er erzählt. Zwischen Mann und Weib tritt die sinnbetörende Verführerin und zerstört ihr Glück. Und wie dann der Mann, aus dem Rausche erwachend, zu seinem Weibe zurückkehrt, ist es schon zu spät. Er findet es im Sterben. Aber von diesen letzten Stunden der verzeihenden Liebe geht ein Licht aus, das den Mann auf seinem weiteren Lebensweg begleiten wird bis an sein Ende.

Das Motiv ist ein altes, oft und oft bearbeitetes. Aber wie Hoffensthal diese alte und ewig neue Geschichte von der Liebe und ihren Irrungen erzählt, das ist es, was sein Buch zu einem Kunstwerk macht. Er schuf diesen Roman mit einer Sicherheit und Reife, die frappiert, wenn man bedenkt, daß er ein Erstlingswerk ist. ‚Maria Himmelfahrt' ist ein hohes Lied der Heimatliebe, voll Kraft und voll Poesie. Es ist der Roman seiner Jugend auf dem Ritten. Berthold von Riebaur — der Held des Buches — ist der Dichter selbst. Wieviel von den Erlebnissen Bertholds dem Leben des Dichters angehört und wieviel dem Spiel seiner schöpferischen Phantasie, ist des Dichters Geheimnis. So viel ist gewiß, der Roman ist der Niederschlag innerer Erlebnisse, und daß Hoffensthal auch von seinen äußeren Erlebnissen viel auf den Helden übertragen hat, zeigt ein Blick auf seinen Lebensgang.

Hans von Hoffensthal hat das Licht der Welt erblickt im kleinen Pfarrdorfe Maria Himmelfahrt am Ritten. Seine Eltern sind Bozener Patrizier. Seine Jugend verlebte er am Ritten. Er besuchte dann das Gymnasium in Meran und Innsbruck. Den Sommer aber verbrachte er regelmäßig im Heimatsort. Von Kindheit an beschäftigte ihn die Natur mit ihren tausend allgewaltigen Kräften und Schönheiten und machte ihn allmählich zu ihrem Freunde. Nach der schönen Heimat-Idylle sehnte sich darum sein Herz unablässig in der Fremde. Er wollte Maler werden und war zu dem Zwecke ein Jahr in München. Aus Liebe zu seinen Eltern gab er aber den Malerberuf auf und studierte Medizin ohne eigentliche Freude (in Wien). Mit 24 Jahren wurde er Doktor. Dann wurde er nach Innsbruck auf die psychiatrische Klinik berufen. Und hier schrieb er seinen ersten Roman ‚Maria Himmelfahrt'. Zur Zeit lebt er in Bozen als Nervenarzt.

Ein so mächtiger Naturhymnus, aus subjektivem Pathos geboren, wie es ‚Maria Himmelfahrt' war, läßt eine Wiederholung nicht zu, und so stieg denn Hoffensthal in seinem nächsten Roman ‚Helene Laasen' — erschienen Weihnachten 1906 — in die fruchtbare Bozener Ebene herab. Auch hier schildert er die heimatliche Natur in wundervollen Bildern, aber er legt doch schon mehr Gewicht auf epische Erfindung. ‚Helene Laasen' ist straffer gebaut als ‚Maria Himmelfahrt' und auch reifer in Bezug auf Ebenmäßigkeit und knapper Form. Er spielt auf einem Adelssitze außer Bozen. Es ist die Geschichte eines Mädchens, dem nach einer freudlosen Kindheit eine friedvolle Mädchenzeit beschieden ist — aber nicht für lange. Das Schicksal dieses Mädchens, dieser stillen Frau, der die Sorgen hurtig und unablässig nachlaufen, ist das Schicksal eines Menschen, dem das Unglück erbittert nachhetzt, den es immer wieder einholt, jedesmal, wenn er ein wenig rasten will, um mit dem Glücke Zwiesprache zu halten; eines Menschen mühevolles Wandern, aus Jugend zur Blüte, aus leisem Blätterfall zum Tode.

Es ist ein ungemein zartes und feines Seelengemälde von stillen, aber echt poetischen Reizen. Liebesfreud' und Liebesleid, banges Suchen, seliges Finden, schmerzliche Enttäuschung, bitteres Entsagen — die ganze Seligkeit und das ganze Weh der Liebe wird hier geschildert. Tiefe Traurigkeit bebt aus den Worten wie das Weinen und das Elend eines tief getroffenen Herzens, das unsäglich Schweres durchgemacht. Das Buch ist mit dem Herzen geschrieben und spricht darum mächtig zum Herzen.

In diesem Buch lernen wir auch den Dichter Peter Orgler kennen, der mit seinem Erstlingswerk, dem ‚Buch vom Jäger Mart' zu Ruhm gelangt. Diesen in ‚Helene Laasen' bereits angekündigten und kurz skizzierten Roman hat Hoffensthal ausgeführt und als dritte Gabe gespendet — freilich in wesentlich veränderter Form.

‚Das Buch vom Jäger Mart' erschien im Frühjahr 1908. Wieder führt uns der Dichter in die Welt seiner geliebten Heimatberge. Das schöne Anfangskapitel, in dem er uns die Leiden und Schicksale des Waldes am Insamhof schildert, bildet eine meisterhafte Ouvertüre für das Buch. Der Wald spielt überhaupt eine große Rolle darin. Er ist gleichsam der Träger des düsteren Verhängnisses, das über dem Insamhof und seinen Bewohnern schwebt. Dieser Wald mit seinen Geschöpfen war des Knaben Mart Heim und Welt. Mart ist ein träumerischer Junge, und mit feinem Verständnis weiß Hoffensthal uns zu schildern, wie in den Sommertagen die große Natur ihrer Rätsel Anfang und Verheißung in des Kindes Seele schrieb. Selten drang Kunde in des Knaben Einsamkeit von der Welt, die draußen ging, jenseits der Wälder in den Tälern unten und hinter den Bergen. Ihn lockte nicht die Ferne. Aber es kam auch für ihn die Zeit, wo er in diese große Welt hinaus mußte; er sollte studieren. Doch das Heimweh nach dem Walde trieb ihn wieder zurück auf den Berg. Er wird nun Bauer und Jäger. Überaus schön schildert der Dichter, wie Marts Kinderzeit nun mit einem Schlag vorüber war, wie seine Kinderseele die letzte Träne weint, wie er Knecht ward auf seines Vaters Hofe. Seine freien Stunden aber gehören dem Walde, den er mit dem Gewehr durchstreift. Still keimt in seinem Herzen die Liebe. Dann kommt er zum Militär. Mit der Anschaulichkeit des Selbsterlebten ist das Soldatenleben geschildert. Konflikte, die ihren Ursprung in Marts Jugend und Liebe haben, wachsen nun herauf, gewinnen Gewalt, Übergewalt und branden in wuchtigen, dramatischen Stürmen. Daheim brennt Wald und Vaterhaus nieder — der unglückliche Insambauer hatte selbst zur Sommerdürre heimlich Feuer in den Wald gelegt. In die Einsamkeit des Garnisons-Arrestes dringt kein Schrei, kommt keine Nachricht. Erst als das graue Tor sich öffnet, als Mart heimwärts wandert, erst jetzt erfährt er alles — und kniet vor Trümmern. Aber es gibt ein Aufrichten aus allen Schicksalsschlägen. Langsam richtet sich auch Mart wieder auf; an der Brandstätte erhebt sich der neue Insamhof. Langsam richtet sich auch das ersehnte Liebesglück aus allen Wirrnissen und Mißverständnissen wieder empor. Versöhnlich, ruhig zeigt uns der Dichter den Weg.

Es ist wieder eine tiefernste Geschichte. Aber es liegt über dem traurigen Buche doch ein glücklicher Friede, und friedlich klingt es auch aus, das tragische Buch vom Jäger Mart. Die Komposition des Romanes ist fein durchdacht und meisterhaft durchgeführt. Besonders hingewiesen sei auf die zarte Kenntnis der Kindesseele, die hier der Dichter offenbart. Die Schilderung der großen Dürre und des Waldbrandes und die Heimkehr Marts gehört zum Schönsten, was je geschrieben wurde. Mart gehört zu jenen kraftvollen Mannsgestalten, an denen man eine herzliche Freude hat. Eine prächtige Figur ist auch der Dorflehrer Tammerle. Künstlerisch bedeutet das Buch wieder einen Fortschritt. Es ist unter Ausnahme eines brutalen Ausfalles gegen die Nonnenerziehung noch harmonischer geraten als die anderen.

In diesem Buche kündigt sich beim Dichter schon eine neue Richtung an; er verläßt seine engere Heimat und führt den Leser hinaus in die große Welt, in die Mühsale des sozialen Lebens. Seine bisherigen Bücher sind Heimatromane gewesen, sein nächster Roman wird auf dem sozialen Gebiete erwachsen.

Da mit dem Buche vom Jäger Mart die erste Periode von Hoffensthals dichterischem Schaffen abschließt, so soll kurz sein bisheriges künstlerisches Profil gezeichnet werden. Hoffensthal ist Heimatdichter. Schon in seinem ersten Roman trat er als markante Persönlichkeit mit

einer scharf ausgeprägten Eigenart vor das Publikum. Sein Hauptmerkmal ist ein ungewöhnlich tiefes und zartes Naturgefühl. Seine Werke sind von wunderbar warmer Naturstimmung förmlich getränkt. So heimatfroh, so naturselig und herzenswarm und doch wieder so lebens- und tatkräftig wie seine Romane sind wenig Dichtungen. Und obschon er immer nur von seiner Heimat redet, so versteht ihn doch jeder und lernt dabei seine eigene Heimat besser verstehen und lieben. Und den modernen Menschen wieder in der Heimat heimisch zu machen, ist eine wichtige soziale Aufgabe. Und diese Gabe ist wohl selten einem Dichter so eigen wie Hoffensthal.

Aber die Natur ist bei ihm nicht etwa bloß Staffage, seine herrlichen Naturschilderungen sind organisch mit der Handlung und den Menschen verwachsen. Sicher und stetig entwickelt sich bei ihm die Handlung, deutlich sichtbar wächst sie heran. Aber es zeigt sich hinsichtlich des Verhältnisses von Naturbild und Handlung doch ein Fortschritt. Während in ‚Maria Himmelfahrt' die Natur doch eigentlich die Hauptsache war, bildet sie in den beiden anderen Romanen nur mehr die Begleitmelodie zu den menschlichen Erlebnissen und Schicksalen.

Seine Menschen sind gelebte Menschen. Man merkt es den Geschöpfen seiner Phantasie an, daß er mit ihnen langen vertrauten Umgang gepflogen hat; so eng ist ihr inneres Leben mit seinem eigenen verwachsen. Seine Menschen haben daher Wärme und Kraft, Gemüt und Leidenschaft. Es sind einfache, aber ganze Menschen mit einer großen und weiten Gedanken- und Charakterwelt. Er geht der psychologischen Vertiefung nirgends aus dem Wege, im Gegenteil, er nimmt ständig auch auf die seelischen Stimmungen der handelnden Personen Rücksicht. Auch ihr religiöses Leben stellt er dar, so wie es sich ihm zeigt. Und gerade das Übersinnliche und der katholische Kultus wird ihm zu einem Darstellungsmittel, das die poetische Wirkung sehr verstärkt.

Charakteristisch für Hoffensthal ist sein tiefer Ernst. Selten huscht ein Lächeln über sein ernstes Dichterantlitz. Er ist so recht der Dichter des Menschenleides. Er gehört eben zu jenen Menschen, die früh anfangen, sich über Dinge zu grämen, die andere kaum berühren, denen Erlebnisse zustoßen, die anderen nie vorkommen und dies alles schon zu einer Zeit, in der andere noch nichts vom Leben wissen. Diese Art von Menschen aber weiß früh davon zu erzählen, wie das Leid ist und das Weh. Und so sind auch seine Romane voll von Menschensehnen und Menschenleid. Er weiß für das Weh, das uns ja überall in der Welt entgegenweint, Töne zu finden, die einem ans Herz greifen. Es sind schöne und hohe Gedanken, die Hoffensthal auszusprechen gegeben sind, Gedanken, die schlicht und einfach kommen wie Kinder....

Alle seine Bücher sind traurig und doch sind sie frei vom eigentlichen Weltschmerz, frei vom modernen Pessimismus, denn über all dem Weh leuchtet die Sonne eines warmen, lebenbejahenden Idealismus. Seine sonnenhelle Freude an der Natur gibt seinen traurigen Büchern einen frohen Einschlag.

Charakteristisch für Hoffensthal ist auch die Freude an wirkungsvollen Detailschilderungen. Alles wird mit einer gewissen Umständlichkeit vorgetragen, die vom Leser geduldige Hingabe fordert, die freilich dann reichlich belohnt wird.

Hoffensthal ist ein junges Talent, das zu großen Hoffnungen berechtigt. Er hat in seinen drei großen Romanen bereits eine künstlerische Reife erklommen, die achtunggebietend ist. Es offenbart sich darin eine schöpferische Kraft, der ohne Zweifel noch mancher kühne Wurf gelingen wird.

Franz Zach.

**Mrs. Humphry Wards Evangelium der Nächstenliebe.** Seit George Eliots Tagen liegt der Schwerpunkt des besseren englischen Frauenromans mehr im ethischen Gehalte als im stofflich Interessanten. Dadurch bekommt die Arbeit dieser Frauen ein männlicheres Gepräge als die Romane beliebter englischer Erzähler, eines Conan Doyle, Stevenson oder Rider Haggard, die es sicher besser verstehen, durch den raschen Wechsel abenteuerlicher Erlebnisse und Begebenheiten dem müden oder denkfaulen Leser einige Stunden spannender Kurzweil zu verschaffen. Die tüchtigeren Romanschriftstellerinnen führen uns lieber auf den konfliktreichen Boden des Zeitlebens, wo die schlichte Heckenrose der Wirklichkeitsdichtung eher gedeiht als die Wunderblume der Romantik, und wo schwärmerische Gefühlsinnigkeit und glühende Phantastik zusammenschrumpfen vor der intellektuellen Kühnheit der Fragestellung. Diese Frauen wollen Mißbräuche und Vorurteile wegräumen, veraltete Anschauungen an den Zeitforderungen korrigieren und die Probleme des verwickelten modernen Lebens lösen. Wenn sie auch dabei nicht selten in eindringliche Redseligkeit verfallen, so darf man doch ihre Neigung zu lehren, zu bessern nicht als weibliche Eitelkeitspose betrachten, sondern man muß vielmehr hinter der thesenhaften Verbrämung den Grundzug sympathischen Ernstes erkennen, der die Entwicklung in gesunde Bahnen lenken und der Vervollkommnung des Menschengeschlechtes als seinem Endziel dienen will. Die geistig bedeutendste unter diesen Frauen ist zweifellos Mrs. Humphry Ward; ihr eignet vor allen anderen eine tiefgründige philosophische Auffassung der Weltdinge, ein warmes Herz für Menschenleid, vornehmes Maßhalten und eine die Totalität des Zeitlebens umspannende Weite des Blicks.

In dem Werke die Massen zu heben hat sich die englische Frau mit ihrem starken Gemeinsinn dem Manne als ebenbürtige Mitarbeiterin an die Seite gestellt und durch Wort und Schrift die öffentliche Aufmerksamkeit auf die sozialen Schäden hingelenkt, die die lückenhafte soziale Gesetzgebung Englands dem wohltätigen Unternehmungssinn seiner Bürger zu heilen überlassen hat. Den Typus einer solchen Sozialpolitikerin gibt uns Mrs. Ward in der Gestalt der Marcella, der Titelheldin eines dreibändigen Romans. Die Wohlfahrt der Armen besonders des Arbeiters steht im Mittelpunkt ihrer gesamten Lebensbetätigung, ob sie nun am Anfange des Romans als begeisterte Salonsozialistin weltbeglückenden Utopien huldigt, oder später als freiwillige Krankenpflegerin im Elend des Londoner Ostends ihren Standesgenossen beweist, daß hier nicht das Wort, sondern die Tat gilt, oder ob sie in ‚Sir George Tressady' nach innerer Läuterung zur richtigen Wertmessung der Dinge gelangt als Gattin des Premiers den Einfluß ihres Mannes und den Zauber der eigenen Persönlichkeit der humanitären Sache dienstbar zu machen versteht. Um sich im Glanze ihrer Stellung den offenen Sinn und das empfängliche Herz, die Quelle werktätiger Hilfeleistung, zu bewahren, läßt sie es sich selbst als Ministergattin nicht nehmen, jährlich eine Zeitlang unter den Arbeitern des Ostends zu leben, um die harten Daseinsbedingungen dieser Leute im täglichen Umgang kennen zu lernen. Durch ihr Beispiel will sie zugleich dem Manne der Bildung und des Besitzes zeigen, daß er das Vertrauen der Enterbten des Glücks nur dann gewinnen und so an dem Werk des sozialen Ausgleichs mithelfen könne, wenn er von seinem hohen gesellschaftlichen Piedestal in den niederen Dunstkreis der Armut herabzusteigen gewillt sei. Wer von dieser Gesinnung durchdrungen ist, in dem wirkt nach Frau Ward das Göttliche lebendig fort, der hat die Gnade, welche die ersten Christen beseelte und die das Angesicht der Erde einst erneuern wird.

Ein bescheidenes Seitenstück zu dem großzügig angelegten Wirken Marcellas ist der Samariterdienst, den Catharina Elsmere (in ‚Robert Elsmere') in den Tälern Westmorelands und in der verwahrlosten Landpfarrei Murewell ausübt. Ziel und Aufgabe ihres Lebens ist die Hebung der moralischen und geistigen Kräfte der Armen. In dieser Arbeit geht sie so völlig auf, daß sie nicht einmal Sinn hat, die Werbung des jungen Pfarrers Robert Elsmere anzuhören, ehe die Krisis in der Krankheit einer Patientin vorüber ist. Und als sich ihr Mann später dem Bibelglauben abwendet, ist seine soziale Tätigkeit unter den Dockarbeitern Londons das einzige Band, das ihr gläubiges Herz an ihn zu ketten vermag.

Mit besonderem Nachdruck richtet sich Mrs. Humphry Wards Evangelium der Nächstenliebe an die Männer der besitzenden und gebildeten Stände Englands. Diese sollen nicht wie der Squire Wendover in ‚Robert Elsmere' in gelehrter Weltabgeschiedenheit die Pflichten des Gutsherrn so weit vergessen, daß sie ihre Kötter moralisch und physisch verkommen lassen; noch weniger dürfen sie den Pachtzins, den Schweiß der armen Leute, im Wohlleben der Großstädte verprassen, wie der junge Lord Ancoats in ‚Sir George Tressady'. Wen Geld oder Geist in die Vorderreihe der Menschheit gestellt hat, von dem verlangt Frau Ward einen Opfersinn, der nie ermattet, der vor keiner Mühsal oder Gefahr zurückschreckt, der sogar das Leben auf dem Altar der Menschenliebe hinzugeben bereit ist. Von einem solchen Geist beseelt, bringt Robert Elsmere in die verseuchten Hütten des Squire Wandover, entreißt er später die Dockarbeiter Londons den Klauen der Hetzer und Religionsspötter, um sie zur Förderung ihrer materiellen und geistigen Wohlfahrt in freireligiösem Bunde um sich zu vereinen. Doch sein Wollen übersteigt des Körpers Können, und er unterliegt dem Tod in der Blüte der Jahre und des Schaffens.

Heldenhafte Selbstaufopferung windet den Märtyrerkranz um die früh im Tod erblaßte Stirn des Zechenbesitzers Sir George Tressady. Die Not der Zeit und das Ungemach des eigenen Lebens lasten schwer auf ihm, und ein Gefühl innerer Unzulänglichkeit lähmt ihm die Schwungkraft der Seele. Endlich nach vielen Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen steigt an seinem Lebenshimmel die Morgenröte einer besseren Zeit empor. Gerade hat er einen langen Streik seiner Arbeiter durch zähen Widerstand gebrochen; soeben hat er sich die Liebe seiner jungen, unzufriedenen Frau mit hartem Bemühen errungen. Da — im Dämmerlicht der Morgenfrühe schreckt ihn der Knall einer Schlagwetterexplosion aus seinem Glückstraum. Er reißt sich los aus den Armen der Gattin, stürzt zum Förderschacht, fährt mit dem Ersten in die Grube. Keiner Mahnung achtend, dringt er von Stollen zu Stollen und entreißt die am Leben Gebliebenen, noch gestern seine Widersacher, dem Verderben. Da erdröhnen die Gänge erneut vom Schlage der Wetter, und unter herabfallendem Gestein bleibt Tressady mit zerschmettertem Gebein am Boden liegen. Wie er mit dem Tode ringt, strömt himmlische Freude in seine Seele mit dem Bewußtsein, dem Leben doch noch seinen Anteil entrichtet und seinen Untergebenen durch seinen Opfertod Versöhnung und den sozialen Frieden gepredigt zu haben.

So christlich auch der Kern der hier entwickelten sozialen Gedanken ist, der Boden des dogmatischen Christentums erscheint der geistvollen Frau Ward zu spröde, um ihren Ideen die nötige Lebensfülle zu spenden. All die begeisterten Menschenbeglücker in ihren Romanen entfernen sich denn auch vom orthodoxen Glauben in dem Verhältnis, wie sie für Menschenveredlung schwärmen, und erreichen ihre höchsten Erfolge, je mehr sie sich von der Starrheit des anglikanischen Dogmas losmachen. Doch dürfte das ruhige Urteil in dieser Ausschaltung

der Staatskirche nicht so sehr die soziale Uninteressiertheit des Dogmenchristentums als vielmehr eine ausgesprochene Voreingenommenheit der Frau Ward erblicken, wenngleich zugegeben werden muß, daß der soziale Eifer englischer Agnostiker und der zahlreichen Religionssekten schönere Früchte gezeitigt hat als die aristokratische High Church. Jedenfalls können wir mit Bleibtreu (Hochl. 06) auch die Wurzeln der geläuterten Ethik der Humphry Ward in dem Boden des Christentums suchen, und mag sie diesem auch in ‚Robert Elsmere' die höhere Beglaubigung absprechen, ihre Gedanken haben doch einen Hauch vom Geist dessen verspürt, der die Nächstenliebe nächst der Gottesminne gestellt und seine erhabene Lehre mit dem Tod am Kreuze besiegelt hat.

Dr. J. Auer.

## Theater.

**Vom Münchner Künstlertheater.** Am 17. Juni ist in das von Max Littmann für die ‚Ausstellung München 1908' erbaute sog. Künstlertheater der Direktor des Deutschen Theaters in Berlin, Prof. Max Reinhardt eingezogen, um mit seinem Ensemble dort Sommers über für die Fremden und die Einheimischen, die gerade da sind, zu spielen. Wer das vor einem Jahre gesagt hätte, würde als ein Wahnsinniger ausgelacht worden sein, denn wenn man auch jetzt offiziell mit gutem Gewissen versichern kann, das Künstlertheater sei nicht gegen Reinhardt gegründet worden, — man hatte natürlich näher liegende und bessere Zwecke, — so ist doch ohne jeden Widerspruch in den jungen Tagen des kleinen Theaterchens auf der Theresienhöhe oft genug versichert worden, daß man sich durch die im Münchener Künstlertheater zu realisierenden Bestrebungen von der schädlichen Berliner Herrschaft Reinhardts und seinem Ausstattungsluxus emanzipieren wolle. Die Münchner Künstler sollten das richtige Maß für die künftige Inszenierung finden und feststellen. Von den Schauspielern und dem Drama selbst war anfangs verdächtig wenig die Rede. Es gab und gibt unmoderne Menschen — und der ergebenst Unterzeichnete gehört leider auch zu ihnen —, die sich noch immer lieber an das Stück und den Schauspieler halten als an die Dekoration. Sind die beiden ersteren gut und erfolgreich, so nehmen wir mit dem Mindestmaß von Luxus vorlieb, solange uns der szenische Rahmen nur nicht aus jeder Illusion reißt. Münchner Künstler schufen nun für die Darbietungen des Künstlertheaters, dessen kleine Bühne einen Kompromiß zwischen der alten Münchner Shakespearebühne und den modernen Ideen seines Gründers und Erfinders Georg Fuchs darstellt, einen originellen künstlerischen Rahmen und noch originellere Kostüme, und unser Hoftheater-Ensemble spielte. Das ging aber heuer nicht mehr. Die Intendanz weigerte sich, ihr Personal, das schon voriges Jahr der Ausstellung zuliebe auf jede Erholung verzichtet hatte, dieses Jahr wieder in dieser Art zu überanstrengen. Man sah also, selbst auf die Gefahr einer Konkurrenz, mutig dem Kommenden entgegen. Daß aber gerade Reinhardt der kommende Mann und sein Deutsches Theater der Retter diesem Lande sein werde, überraschte doch einigermaßen. Von seiten Reinhardts gehörte auch großer Mut dazu, ein Theater zu übernehmen, dessen kleine Bühne nur auf Reliefwirkungen berechnet ist und die sein Ensemble überall hindert, in der gewohnten Weise zu spielen. Am empfindlichsten sind diese natürlichen Hindernisse, in der gewohnten Weise zu spielen, für das fremde, der Geschichte der Münchener Bühnenreform unvertraute Ensemble selbstverständlich in Stücken geworden, die eine Komparserie auf die Bretter bringen.

Der geniale Berliner Bühnenimperator eröffnete seine ‚Festspiele' mit dem ‚Hamlet', zuerst vor geladenem Publikum. Das war ein großer Anfang, zwar

kein voller Erfolg, aber ein schönes Versprechen. Fritz Erler schuf die Einrichtung wie damals zum ‚Faust', der vor einem Jahre den Anfang machte. Einzelnes, wie die Terrasse vor dem Königsschloß in Helsingör, erinnerte an die besten Einfälle in der ‚Faust'-Dekoration. Mit dem Text aber schaltet Reinhardt so frei, wie wir es hier, zumal in Festspielen, nicht gewöhnt sind. Im ‚Hamlet' ging es noch an, mörderisch wurde aber die Situation im ‚Faust', der überhaupt eine große Enttäuschung brachte. Große Pausen verzögerten die Vorstellung immer mehr, und man hatte zuletzt den Eindruck, daß am Abend selbst erst gestrichen wurde, um endlich fertig zu werden. So fiel die ganze Walpurgisnacht, die Szenen: Wald und Höhle, Trüber Tag usw.; man verzichtete auf die stimmungsvolle Einrichtung der Domszene, und zuletzt blieb sogar — ein Unikum, das wohl schwerlich der Zeitersparnis zum Opfer fiel — das unumgängliche Wort ‚Ist gerettet' ungesagt. Es war ein Fiasko, das zum Teil gewiß der mangelnden Vertrautheit mit der fremden Bühne zuzuschreiben war. Es mag sein, daß Reinhardt diese Scharte in späteren Faustaufführungen auswetzt; aber wir Geladenen sahen eben nur diese Première, und die wurde von der gesamten Kritik einmütig abgelehnt.

Wie bei der Kostümierung, so habe ich auch bei der Auffassung einiger Rollen durch das Reinhardt-Ensemble sehr oft den Eindruck, es sei vor allem Prinzip, nur um Gottes willen nichts so zu machen, wie man es bisher geglaubt, gut befunden, gesehen und an einem inferioren Hoftheater ‚der Provinz' aufgeführt. Der ‚Faust' ist bis jetzt mit Bart gespielt worden, Moissi spielt ihn bei Reinhardt also ohne Bart; das Gretchen war meist blond, also muß es jetzt auf dem Künstlertheater schwarz sein. Hamlet (ebenfalls der sonst sehr begabte, aber stets zwischen Flüstern und Loslegen abwechselnde Moissi) spricht den berühmten Monolog ‚Sein oder Nichtsein', einen Fuß auf den Souffleurkasten setzend, zum Publikum heraus und die ersten Worte, eben weil sie ‚geflügelte' sind, unverständlich unterdrückend. In der Szene mit dem Geist legt er den rechten Arm auf die mit Schnee bedeckte Lafette und das Rohr einer Kanone — eine in Wirklichkeit unmögliche, beim Realistiker Reinhardt doppelt überraschende Situation. Die Ophelia (Frl. Eibenschütz) gefiel gar nicht, Moissi interessierte wenigstens und forderte zu Widerspruch heraus. Ganz vorzüglich aber war Paul Wegener als Claudius, den ich auch als in der Hauptsache interessanten Mephisto sah. Der Polonius dagegen wurde als komische jüdische Charge gegeben. Ähnlich im Realismus vergriffen war die Martha Schwerdtlein im ‚Faust': Frl. Wangel hatte offenbar nur das Wort des sterbenden Valentin vom ‚kupplerischen Weib' im Ohr. Sie spielte sie als so urgemeine Kupplerin und Gelegenheitsmacherin, daß es ganz undenkbar ist, Gretchen und ihre Mutter hätten eine solche Nachbarin zum Umgang gehabt. Falsch verstandener Realismus.

Ganz unvergleichlich glücklicher ist Reinhardt mit den Shakespeareschen Komödien ‚Sommernachtstraum' und ‚Was Ihr wollt' gewesen. Dazu brachte er die Einrichtung sozusagen selbst mit, denn die Diezsche zu ‚Was Ihr wollt' hatte das Hoftheater angekauft und übernommen. Der ‚Sommernachtstraum' wurde mit der unvergänglichen Mendelssohnschen, ‚Was Ihr wollt' mit der Musik Humperdincks gegeben. Die szenische Einrichtung von Wilhelm Schulz kommt zwar der Diezschen nicht gleich, störte aber höchstens in der Gartenszene. Reinhardt läßt das Stück nicht in der Schlegel-Tieckschen Übersetzung, sondern in einer neuen von R. A. Schröder spielen, die realistischer, derber und minder vornehm anmutet. In beiden Dramen sind es die Rüpelszenen, die ganz besonders und so stark herausgearbeitet werden, daß im ersteren Oberon und Titania und

die beiden Liebespaare, im zweiten der liebeskranke Herzog und die Verwechslungskomödie von Sebastian und Viola sehr in ihrer Wirkung zurücktreten, die letztere schon deshalb, weil die beiden Zwillingsgeschwister von einer und derselben Schauspielerin, Gertrud Eysoldt, dargestellt werden, was zum Schlusse, wo eine Statistin für den Sebastian eintritt, zu einer Enttäuschung führen muß. Im Sommernachtstraum gelang es Reinhardt, trotz der engen Bühne die Elfenszenen sehr stimmungsvoll herauszubringen. Den heiteren Erfolg beider Stücke entschied aber eigentlich der Darsteller des Zettel und des Junker Bleichenwang: Waßmann, dessen unerschöpfliche vis comica die Münchner schon vor Jahren einmal im Volkstheater zu bewundern Gelegenheit hatten. Ein interessantes dramaturgisches Novum war in ‚Was Ihr wollt' Reinhardts Einrichtung, das Ganze als Fastnachtsschwank bei offener Szene vorzuführen. Die Verwandlungen bei verdunkelter Bühne waren jedesmal von einem tollen Spuk phantastischer, mit Laternen versehener Gestalten begleitet. Anfangs fühlte man sich durch dieses Hereinplatzen nicht zur Handlung gehöriger Personen etwas befremdet, dann verstand man die Absicht und wurde nicht mehr verstimmt.

Den größten Erfolg hatte Reinhardt und seine Schar aber merkwürdigerweise mit Schillers ‚Räuber'. Was ist doch dieser junge Schiller für ein Bühnenrealist! Das modernste Ensemble, das wir haben, macht sein altes Revolutionsstück zu einem ‚Schlager'. Noch dazu in der überschäumenden ersten Fassung. Der Dichter würde von der hinreißenden Leidenschaft, welche die Berliner in den Ensemblestellen aufbrachten, entzückt gewesen sein, er würde aber vermutlich auch die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen haben über die Verstümmelung seiner Amalia. Dieses Fräulein von Edelreich ist unseren Modernen von je ein Dorn im Auge gewesen. Reinhardt läßt ihr nur die erste und die letzte Szene und bewahrt sie so ganz und gar vor den Nachstellungen des bösen Franz. Dieser, in einer ganz ausgezeichneten Darstellung Paul Wegeners, beherrschte das Stück und den Erfolg des Abends mehr als der sonst tüchtige Franz Oskar Beregis. Neben beiden trat nur mehr der Spiegelberg Moissis mehr hervor. Reinhardts Regie hatte natürlich auch die auf unseren Bühnen meist weggelassene Szene mit dem Pastor Moser wieder eingesetzt und die szenische Ausstattung Emil Orliks mitgebracht, in der sich sein Ensemble weit sicherer bewegte, als es im puritanischen Rahmen der Reliefbühne der Fall gewesen wäre. Der reine Regieerfolg, was die reich bewegten Massen betrifft, war, wenn möglich, noch größer in Leo Greiners Lysistrata, einer zweiaktigen Bearbeitung der Komödie des Aristophanes, in der es eigentlich keine einzelnen Personen, sondern nur die Masse gibt. Die Weiber, die den Frieden dadurch erreichen wollen und auch wirklich erreichen, daß sie sich nach einem durch Lysistrata angezettelten Komplot den aus dem Kriege zurückkehrenden Männern so lange versagen, bis sie ihr Ziel erreicht haben — ein bei Aristophanes schon bedenkliches, heute nicht mehr aufführbares Stück, das Greiner, da ja das politische Interesse jener Zeit von selbst wegfiel, in seiner Sittenlosigkeit stark mildern mußte, um es aufführbar zu machen. Die Bearbeitung hatte hier einen größeren Erfolg als früher in Berlin: sie wurde zum Schaustück, die Handlung war Nebensache. Die szenische Ausstattung Ernst Sterns, die farbenfrohen Kostüme, das Durcheinander dieses wildbewegten Weiberstaates, von einer genialen Hand geleitet, verblüffte und siegte über alle Bedenken. Dabei ist Gertrud Eysoldt eine nichts weniger als blendende Vertreterin der Lysistrata. Der Höhepunkt der Reinhardtschen Festspiele schien mit dieser Aufführung erreicht.

Unsere Hofbühne brachte inzwischen

die Saison still zu Ende. Den 70. Geburtstag Martin Greifs feierte sie leider nicht durch eines seiner vielen nicht aufgeführten Stücke, sondern durch seinen ‚Prinz Eugen‘, der allerdings sich zu einer Festaufführung besser eignete als etwa ein ‚Nero‘. Auch war die Aufführung nicht mehr so glänzend wie vor Jahren, aber eine Feier war es am Ende doch, und es bleibt nur zu bedauern, daß der ‚Prinz Eugen‘ nun genau so wieder von den Brettern verschwinden wird wie die anderen Dramen Greifs. Knapp vor Torschluß brachte das Residenztheater noch als Neuheit Julius Babs einaktiges Drama ‚Das Blut‘ heraus, in dem der Verfasser das Problem des Gottesgnadentums der Könige interessant und nicht ohne Geist behandelt, aber eben doch mit zuviel Rationalismus konstruiert. Das mag der Grund gewesen sein, weshalb das Stück weniger von dem Publikum als von der Kritik eine fast unverdiente Ablehnung fand trotz einer ganz vorzüglichen Aufführung. — Im Schauspielhause und im Volkstheater sind Sommergäste eingezogen, die über die schwerste Zeit hinüberhelfen sollen: dort das Ehepaar Wedekind, das in den gräßlichen Wedekindschen Stücken auftritt; hier Harry Walden und Adele Hartwig, bei denen sich das Publikum weit besser unterhält.

Alfred Frhr. v. Mensi.

## Kunst.

Die Münchener internationale Kunstausstellung. Man könnte sich eine internationale Kunstschau denken, die einen Aufriß, Querschnitt und Lageplan der ganzen modernen Kunst darstellte. Zum Zwecke des Aufrisses könnte sie frühere Werke der noch Schaffenden als Entwicklungszeugnisse nicht entbehren, zum Zweck des Querschnittes müßte sie von jedem, um dessen Kunst schon eine Meinung entstanden ist, grundlegende Werke aufzeigen, ohne im geringsten die jungen Talente und Pfadsucher auszuschließen; dann wäre sie auch ein Lageplan internationaler Kunst, indem sie die Einwirkungen über die Grenzen und die Abwandlungen nach Farbe oder Form je nach der Veranlagung der Rasse erkennen ließe. Natürlich könnte sie dann kein bloßer Jahresdurchschnitt sein, sondern müßte einen mehrjährigen Unterbau haben. Das wäre die ideale Ausstellung der internationalen Kunst der Gegenwart. Wäre sie aber, falls sie gelingen könnte, des Schweißes wert gewesen? Der ernste Ausstellungsbesucher käme ja etwas besser auf seine Rechnung. Für den Kunstkritiker und Historiker gäbe es kein günstigeres Arbeitsfeld, Kunst in Theorie umzusetzen. Ob aber der Kunst selber mit solcher gleichzeitiger Katalogisierung gedient wäre, ist zu bezweifeln. Mit bewußter ästhetischer Politik werden neue Keime nicht gelegt und auch kaum sonderlich entwickelt. Es ist ein eigen Ding um die sogenannte Kunstentwicklung. Ist wieder eine Etappe vorüber, wie uns jetzt die Kultur der absoluten Farbe vorüber zu sein scheint, so sieht sich der ganze Werdeprozeß so deutlich an und für den Liebhaber reinlicher Scheidungen ist es eine Lust, zu etikettieren und abzuschließen. Derweilen regen sich tausend neue Keime und zerreißen seine Etikette, wie der wachsende Baum den Namenszug in seiner Rinde auseinanderzerrt und von seinem Marke wegdrängt. Scheint es nicht, daß gerade der Impressionismus, der mit dem Nebeneinander der reinen Farbe die tonige Tiefe des Bildes bis zu einem gewissen Grade aufhob, eben mit seinen rhythmisch verteilten flächigen Komplexen schon eine ganze Zukunft von Form und Komposition vorbereitend in sich schloß? Freilich warten wir noch auf diese Zukunft, aber wenn wir uns nicht täuschen, mehren sich die Zeichen ihres Nahens. Es brauchen keine Ausläufer von Impressionisten zu sein, die den großen Stil bringen, aber die Farbe wird eine fundamentale Bildbedeutung haben. Mauern zu großen Freskenbildern werden aber der neuen

Kunst mehr nützen als ideale Kunstausstellungen.

Viele finden den großen dekorativen Flächenstil heute schon in der ‚Scholle‘ im Entstehen begriffen, wo Erler, Putz und die ähnlichen Genossen mit materiellster, breitester Farbe große Formate zimmern. Aber ihnen bleibt die Farbe eine Außenschicht, eine Hautfläche ohne muskelstarke Form. Ihre Bilder wollen den Plakatcharakter nicht verlieren. Auch Fritz Erlers große Absichten bleiben in einem schnell in Haltung gebrachten Rohstoff stecken.

Die Sezession mit ihren Münchener und Berliner Vertretern ist, malerisch betrachtet, sicher der beste Teil der Ausstellung. Maler wie Corinth und Slevogt haben doch immer ein sachliches und darum auch tiefer begründetes Farbenempfinden. Slevogt setzt die Farben in seiner ‚Kleopatra‘ in, wenn auch mehr aufreizenden als harmonisch beruhigten Schwung. Habermanns ältere, feinschmeckerische Malkultur besteht daneben nicht schlecht, falls dem Genießenden die ewig wiederholten und mit Kleiderstoffen garnierten Akte nicht zu langweilig werden. Gegenüber diesen und ähnlichen Interieurs- und Damenmodenszenen mit ihren sensitiven und gelispelten Farben tut einem ein derbes Ochsengespann von Zügel oder der eindringlicher gegebene Stier von Tooby wohl wie ein Naturlaut. Viel mehr sagt uns Zügel jedoch nicht, und wenn seine Art als Rezept verwendet wird, wie von Schramm-Zittau, spricht sie uns schließlich gar nicht an. Des letzteren aufstiebende Gänseschar läßt herzlich gleichgültig. Warum so viel Staub aufwirbeln für eine alltägliche Sache? Wenn der barocke Tiermaler Snyders, der Freund von Rubens, Tierstücke großen Formates malte, so handelte es sich auch um eine wichtige Sache, um Existenzkämpfe der Tiere, oder wenigstens um eine detailreiche, interessante Darstellung der Felle, des Bodens, dazu die gewaltsamen Kraftausbrüche des Barock; hier aber ist ein zerflatterter Staub der Krafteffekt eines Motivs, das in anspruchsloserem Format, wenn auch genrehafter behandelt, mehr hergegeben hätte.

Ein solch farbensatter Naturalismus in großen Bildern, in dem die Atmosphäre in groben Farben materiell festgelegt ist, wirkt unerfreulich. Wo die Farbe nicht mehr in Licht und Dunst schwimmt wie bei Landenberger etwa, oder mit der elementaren Kraft die seelische Wahl verbindet wie bei Kalckreuth, wobei der Drang nach Inhalt und Ausdruck am besten zu seinem Rechte kommt, da findet sich heute als drittes das Streben, dem Objekte, sei es was es wolle, eine blumenhafte, stillebenartige Gestaltung zu geben. Ohne Zweifel rühren sich mit der Wahl der Farben sofort seelische Beziehungen, die von der stofflichen Ruhe einer satten Blumen- oder Kleiderfarbe bis zur rhythmischen Bewegtheit im Raume gehen. E. R. Weiß scheint uns ähnliche Absichten hie und da dem Gelingen angenähert zu haben.

Wir reden hier immer zuerst von der Farbe als der einen Ausdrucksform neben der Zeichnung und immer zuletzt von der Seele als der Ausdruckskraft. Das bringt eben die heutige Kunst mit sich, die immerfort Ausdrucksmittel schafft und doch nichts Großes hat, was sie ausdrücken soll. Ist sie darum zu verachten? Mit nichten. Sie zwingt sich, aus dem kleinsten Inhalt den größten Ausdruck herauszuholen. Welche Fülle von Vorarbeit für einen Maler, der heute ungehindert eine Weltanschauung in die moderne Kunstanschauung umsetzen kann!

Wo es sich um Ideen und große Kunst handelt, da tritt das Zeichnerische in den Vordergrund, das Zeichnerische im modernen Sinne als Flächenkomposition und Umriß der Farbe, nicht als spitze Kartonkunst. So betrachtet dürfen wir Egger-Lienz und Hodler in einem Atem nennen. Ihrem gestaltenden Naturell nach nicht. Es ist ein weiter Weg von den (im Septemberheft 1906 im ‚Hochland‘

abgebildeten) ‚Wallfahrern‘ von Egger-Lienz bis zu diesem ‚Totentanz von 1809‘. Hier ist nicht Farbe und Zeichnung, sondern eine rhythmische, fahle Form, zu der die vom Sensenmann dahingeführten Bauern, die einfachen Höhenzüge und der Wand- und Dachrand der zurückbleibenden Dorfhütte zusammengehen, fast grotesk, wenn nicht so viel innerliche Wucht, gemischt mit einer mehr demütigen als stumpfen Resignation, sie adelte. Hodler ist zugleich formeller und abstrakter. Seine ‚Heilige Stunde‘ hat mehr Rhythmus, als ihr Inhalt mit den schematisch sitzenden Mädchengestalten ertragen kann. Das Gefühl wird dadurch uferlos. Bei den Schweizern macht sich im übrigen ganz besonders ein Bestreben nach flächiger Größe bemerklich, wenn z. B. Buri seine Personen in die vordere Bildfläche wie gegen eine Wand preßt. Ein anderer Grundzug ihrer Kunst ist eine bäuerische Derbheit, die mit den harten, kantigen Knochen der freien Schweizer nicht ungerne paradiert.

Die Franzosen nebenan sind von feinerem Schlage. Aber wer sich in einer internationalen Ausstellung von ihnen etwas Besonderes versprochen hat, nachdem die moderne Malerei so wesentlich auf ihren Fundamenten steht, der ist ganz außerordentlich enttäuscht. Altes und Neues findet sich hier durcheinander. Uns interessiert nur Maurice Denis, weil auch er ein Eroberer der farbigen Fläche ist. Seine ‚Badenden‘ sind jedoch etwas körperlos und weichlich im Licht.

Das Hauptmerkmal der Österreicher, bei denen kraftvolle Naturen wie Egger-Lienz selten sind, ist ein glänzendes Artistentum, das sich ebenso kunstgewerblich wie malerisch äußert und in Klimt einen raffinierten Ausdruck findet. Seine Bilder ‚Die drei Alter‘ und ‚Wasserschlangen‘ haben einen ebenso sensitiven wie spielerischen Anstrich und seine Flächenkunst schillert in einer nervös prickelnden Linienmanier, mosaikartig von psychologisch stilisierten Farbenteilchen durchsetzt.

Es ist unmöglich und würde ungerecht sein, jedes einzelne der Länder in einem kurzen Referat mit dürrem Wort unbedingt charakterisieren zu wollen, wie auch das Eingehen auf einzelne Zweige wie die Porträtkunst und ihre Vertreter unterwegen bleiben muß. Doch dürfte der Eindruck nicht trügen, daß die italienische Kunst, sicher so weit sie in der Ausstellung vertreten ist, etwas Markantes nicht erkennen läßt. Die Holländer bleiben der mehr tonigen als malerischen Bildvertiefung treu. Spanien fällt durch eine starke Farbenfreude und pathetischen Ernst auf, der z. B. Zubiaurres ‚Mittag‘ etwas Getragenes gibt. Rußland hat, soweit nicht Pariser Einflüsse vorherrschen, etwas Sprödes. Unter den Belgiern zeigt Frederics ‚Toter Bauer‘ mit den körperhaft und groß in den Vordergrund tretenden Leidtragenden das auch sonst vielfach zu beobachtende Bestreben, den Menschen über die Landschaft herauszuheben und dadurch seine Bedeutung wieder typisch zu steigern.

Die typische Menschengröße ist die erste Aufgabe der Plastik. Doch gibt sich diese immer noch mehr mit allerlei Bewegungsmotiven und naturalistischen Szenen ab. Lederer und Metzner sind trotz ihrer Verschiedenheit Beispiele, wie der stilisierte Akt über die edlere Form noch vorherrscht. Im übrigen ist die beweglichere Malerei der Plastik immer um einige Längen voraus.

Konrad Weiß.

Richard Muthers Tod hinterläßt im kunstkritischen Schrifttum keine fühlbare Lücke mehr, besonders wenn er, wie angekündigt wird, als sein Lebenswerk eine umfassende Geschichte der gesamten Malerei hinterlassen hat, die noch in diesem Jahre erscheinen soll. Darin mag nochmal seine ganze blendende Darstellungskunst aufblitzen, stoff- und gehaltreicher als in den fünf Göschen-Bändchen seiner kleinen Geschichte der Malerei, von der dem Leser ein ähnlicher Eindruck bleibt wie dem Beschauer eines glänzenden Feuer-

werkes. Er hat keine farbigen Bildwerke von Dauer und seelischer Eigenbestimmtheit in sich aufgenommen, sondern es zittern ihm vor dem Auge nur schillernde Nachbilder, deren Umrisse das Gehirn nicht zu erfassen und zu deuten vermag. So wie wir Muther kennen, wird auch das letzte Werk weniger für die Sache als für ihn und sein Verhältnis zu ihr charakteristisch sein. Aber das eben war zu seiner Zeit das Neue und ist seine Eigenart.

In Muther hat die kunstgeschichtliche Auffassung seines Jahrhunderts eine Umkehrung erlebt. War es den Kunsthistorikern um eine saubere und exakte Feststellung des Kunstablaufs zu tun, so machte der Kulturpsycholog die alte Kunst wieder lebendig. Gingen jene in der Geschichte unter und ließen ihr Ich draußen, so holte er die Geschichte in seine Persönlichkeit herein. Freilich ist sie dann auch stets mit seinem Ich gestempelt. Diese subjektiv psychologische Auffassung, die stets von den Werken der alten Künstler zu ihrer Zeit und ihrer Umwelt viele bunte Fäden knüpfte und die ganze Kulturepochen vor allem auf ihre Lebensführung und Gesittung hin zu erschließen schien, war eine nach der anderen Seite allzuweit ausschlagende Reaktion gegen die äußere stilkritische Methode. Wir suchen heute die Mitte oder besser die Sache, indem nicht das äußere Stilmerkmal, aber auch nicht die subjektive Impression uns das Kunstwerk deuten soll, sondern das Erlebnis, das an die inneren Vorgänge seines Werdens anzuknüpfen sucht und sich von ihnen in Schwingung setzen läßt. Wir suchen uns nicht an die äußere, sondern an die innere Form zu halten und dabei das Werk nicht unserer Anschauung, sondern unsere Anschauung dem Werke anzugleichen. Dadurch gelingt es wohl leichter, sich davor zu bewahren, daß in psychologischer Essaylust eine heutige Zeitstimmung in eine frühere Epoche hineingefühlt wird, wie Muther etwa allzu schnell die Dekadenzstimmung eines Fin-de-siècle-Bewußtseins in die Spätgotik übertragen hat oder wie er die üppige Malerei etwa der Vlamen mit sinnlicher Spannung in enge, ursächliche Verbindung brachte.

Muthers ‚Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert' — das dreibändige Werk kostet heute antiquarisch etwa 180 Mark — ist bei allen Angriffen, die gegen die ohne Quellenangabe zitierende Arbeitsmethode gemacht wurden und die heute von prinzipiellen Einwänden abgelöst werden, ein verdienstliches Werk geblieben. Nicht nur als ein reiches Arsenal und nicht nur, weil es für die Modernen ein Bahnbrecher war. Seine ganze frische und geistreiche Anschauungsweise, die in der Kunst eine Kulturäußerung von unmittelbarer Deutbarkeit erblickte, hat auf weite Kreise anregend und befruchtend gewirkt. In seiner unakademischen Art hat Muther nicht wenig dazu beigetragen, einerseits die kunstwissenschaftliche Starrheit zu zerstören, andererseits artistische Sonderungen ins Leben hereinzuziehen und so Kunst und Volk in Fühlung zu bringen. Er hat seiner Zeit gedient. K. W.

Friedrich Naumann als Kunstkritiker. Wenn als die beiden Hauptströmungen des heutigen Geisteslebens die Geschichtswissenschaft und die Naturwissenschaft betrachtet werden, so ist Friedrich Naumann als Kunstkritiker zeitgemäßer, als er wohl selbst will, der sich im Vorwort seines Büchleins ‚Form und Farbe' * dagegen verwahrt, als berufsmäßiger Kunstkritiker gelten zu wollen. Denn mit solcherlei wissenschaftlichen Voraussetzungen geht er an die tieferen, inneren Fragen der Kunst heran. Aber die Kunst hat mit der Religion das gemeinsam, daß sie im Kern unwissenschaftlich ist, und daß ihr tiefstes Wesen, das Erlebnis, von zufälligen Erkennt-

* Buchverlag der ‚Hilfe'. Berlin-Schöneberg. Das Buch enthält früher in der ‚Hilfe' und in der ‚Zeit' erschienene Aufsätze verschiedensten kunstkritischen Inhalts.

nissen des Verstandes nicht berührt wird. Es müßten denn diese selbst Erlebnis geworden sein, etwa wie der christliche Gedanke, der die ganze christliche Kunst mit schuf, oder auch die veränderte Stellung des einzelnen zur Natur, die die Besonderheit der Moderne bedingt. Das erstere aber ist eine Entfaltung des Geistes, der beim letzteren sein Schwergewicht nach einer bestimmten Seite verlegt. Nicht aber steht die Kunst auf dem Fundament naturwissenschaftlicher Studienfrüchte. Auch die Moderne nicht; denn die geschärfte malerische Anschauung ist nicht ihr Wesen, sondern ihr Mittel, und in der Kunstkrise, in der wir gegenwärtig stehen, fängt sie an, absichtlich auf die naturalistische Wirkung dieses Mittels zugunsten der seelischen Formung zu verzichten. Doch ist alle Theorie hierüber schwer, und nur das Beispiel zeigt, wie man's meint, und ob man sich versteht.

Naumann erklärt den geflügelten Engelwesen den Krieg. ‚Die äußere Gestalt des Engels ist für die Gegenwart unerträglich geworden, weil sie allen Erkenntnissen über den natürlichen Aufbau lebendiger Körper widerspricht .... Die neue Phantasie ist durch die Schule der Naturwissenschaften hindurchgegangen.' Wir haben dies Thema im ‚Hochland' schon früher einmal beredet. Naumanns Ansichten sind damals ziemlich allgemein allein schon mit den Hinweisen auf alle möglichen Zwitterbildungen und Fabelwesen abgelehnt worden; daß er sie dennoch in seine Sammlung aufgenommen hat, beweist, daß es ihm ernst und er seiner Sache sicher ist. Wir begreifen ganz gut, daß rationalistisches Besserwissen einen Kunstgenuß nicht aufkommen lassen kann — Naumann kann nicht anders fühlen —; aber wir sehen auch, wie bei allzu eifrigem Fortschritt das Gefühl für die immer gleiche Tradition des künstlerischen und religiösen Empfindens verloren geht. Und doch wahrt sich der unbefangene Sinn diese Tradition von selber, und wir verstehen auch heute noch die Engelgestalten der früheren christlichen Kunst. Oder soll unsere Anschauung etwa vor Rembrandts ‚Abrahams Opfer' bei Betrachtung des Engels plötzlich eine Lücke bekommen? Als ein Beispiel, wie auch heute die Engelgestalt nicht nur als dekoratives Schmuckstück, sondern zugleich als Ausdrucksmittel tiefer Ehrfurcht Verwendung finden kann, sei der doppelseitige Engelfries in der Mauruskapelle der Beuroner genannt. Naumann hat ja in gewissem Sinne nicht unrecht, wenn seine Ächtung aus der Verachtung naturalistischer Flugdarstellungen dieser unkörperlichen Wesen entspringt und eine Folge allzu großer Vermenschlichung der Engel ist. Aber wir dürfen Kunstprinzipien nicht aus niederen Werken ableiten. Sodann handelt es sich vor allem nicht um ein Flugproblem, sondern nur um den Eindruck des Schwebens, des nicht an die Erde Gebannten. Und was sollte dazu auch heute noch und in alle Zukunft geeigneter sein als die Abstraktion des Flügelpaares?

Wie Naumann hier auf die gröbste Weise mit dem Anatomenmesser operiert, so durchsticht er die christliche Malerei von Peter Cornelius mit der bibelkritischen Feder. ‚Man denke, daß er (Cornelius) heute wieder Schule machen sollte! Alle Bibelforschung seit fast 200 Jahren würde dann vergeblich, alle historische Arbeit eines Jahrhunderts würde ausgewischt sein.' Des hitzigen Konsequenzenmachens! Daß sich jetzt nur nicht ein Maler einfallen läßt, im Geiste des Mittelalters zu malen; die ganze Reformation würde mit einem Schlage ausgewischt sein. Als ob sich Zeiten und Künste genau wiederholen könnten! Naumann wird es allerdings selber nicht ganz leicht bei seinen Urteilen über christliche Gegenstände, insbesondere die Person des geschichtlichen Christus. Immer

wieder kommt er darauf zurück, so bei der Würdigung Gebhardts und Steinhausens. Aber seiner Weisheit letzter Schluß ist auf Grund der protestantischen Bibelkritik: ‚Heute kann niemand die biblischen Geschichten anders als orientalisch, die homerischen Sagen anders als griechisch darstellen, wenn er überhaupt ihren Geist wiedergeben will.‘ Aber wir können doch nicht den Geist der Zeiten, sondern immer nur unseren eigenen Geist künstlerisch darstellen. Die Art, wie Slevogt Szenen aus der Ilias lithographierte, hat wohl wenig von sog. klassischem Geist. Sollen wir sie darum verwerfen und nicht ihre eigene Form anerkennen? Ein religiöser Künstler kann heute wie zu jeder Zeit nur den in ihm lebendigen Gesetzen der inneren religiösen Form nachschaffen, das andere wie Zeit, Land und Gewand ist Nebensache. Die Kritik, die sich an diese hält, kann nur halbe Erkenntnisse ableiten.

Schlägt einer Naumanns Büchlein aufs Geratewohl auf, so mag er an dem und jenem Abschnitt etwa aus der Rubrik ‚Landschaftskunst‘ eine rechte Freude haben, nicht zuletzt darüber, daß hier ein Mann, der mitten im öffentlichen und politischen Leben steht, sich so viel frischen Sinn, Augenfreude und auch vorsichtige Nachdenklichkeit vor Neuem und dem Geschmack der Menge zu Sprödem bewahrt hat, daß er nicht nur selber sich darüber Rechenschaft gibt, sondern auch für alle, die es hören wollen, gerne ein Führer ist. Sein sprachliches und erzieherisches Geschick ist meisterlich und manche feine Bemerkung fließt ihm in die Feder. Liest man sich aber weiter hinein und kommt an die Stoffe, die mit Natürlichkeit nicht zu erschöpfen sind, so fühlt man eine große Kluft zwischen der Sache, d. i. der inneren künstlerischen Form und dem Worte des Kritikers, so zwar, daß einem die Rubrik ‚Fromme Maler‘ geradezu ärgerlich wird.

K. W.

## Musik.

Ein Tagebuch Joseph Haydns. Am 31. Mai dieses Jahres konnte die musikalische Welt den hundertjährigen Todestag Joseph Haydns feiern. Das Jubiläum hat sich auch in der Musikliteratur sehr bemerkbar gemacht. Die Reihe der aus diesem Anlaß dem Wiener Altmeister gewidmeten Schriften ist unlängst durch eine reizende Gabe des Salzburger Mozarteums bereichert worden. Aus den reichen handschriftlichen Schätzen dieser Anstalt hat nämlich der Archivar J. E. Engl ein Tagebuch Joseph Haydns, das dieser während seines zweiten Londoner Aufenthalts 1794/95 führte, veröffentlicht. (Verlag Breitkopf und Härtel. Preis 3 Mk.) Das interessante Dokument stammt, wie der Herausgeber in der einleitenden Vorrede ausführte, wahrscheinlich aus der Nachlassenschaft von Mozarts jüngstem Sohne Wolfgang, der es in Wien erworben haben dürfte. Das Original ist ein kleines Büchlein mit 22 Blättern in Kleinoktavformat, die sich in einer blau- und rotfärbenen Einbanddecke befinden. Einige schöne Faksimilebeigaben geben dem Leser der Neupublikation ein Bild von dem Äußern des Originals. Man glaubt es da dem Herausgeber aufs Wort, daß die Entzifferung dieses Tagebuchs ‚sich hie und da zu einer wahren Geduldprobe gestaltete‘, denn als Kalligraph bewährt sich Meister Haydn in diesen Notizblättern keineswegs. —

Der günstige künstlerische wie pekuniäre Erfolg, den Haydns 1791 bis 1792 unternommene erste Kunstreise nach London erzielt hatte, ermutigte den Meister zu einem zweiten Besuch des gastlichen britischen Inselreichs, der nicht minder glänzend verlief, so daß Haydn später mit Recht sagen konnte, ‚er sei von England aus erst in Deutschland berühmt geworden‘. Aus der Zeit dieses zweiten Londoner Aufenthaltes vom 4. Februar 1794 bis 15. August 1795 stammt unser vorliegendes Tagebuch. Es ist an sich keines-

wegs etwa ein bahnbrechendes historisches Dokument; es bietet nicht, wie man erwarten könnte, eine zusammenhängende autobiographische Schilderung jener interessanten Lebensepoche des Meisters. Der Inhalt besteht vielmehr durchweg aus zusammenhanglosen kurzen Notizen. Da finden sich längere und kürzere Schilderungen von Konzerten, Künstlern, Beurteilungen und Kritiken, Beschreibungen von Sehenswürdigkeiten, nacherzählte Anekdoten, Abschriften von Gedichten, Adressen berühmter oder ihm empfohlener Persönlichkeiten usw. — Alles in bunter Reihenfolge nach der Gelegenheit des Ortes und der Zeit eingetragen. Allein fehlt so dem Inhalt auch der organische Zusammenhang, so bietet das Dokument im ganzen genommen doch einen aufschlußreichen neuen Beitrag zur Erkenntnis der liebenswürdigen Künstler- und Menschennatur Haydns und darf schon aus diesem Grunde von allen Freunden des Altmeisters als eine liebe, werte Gabe begrüßt werden. Doch auch abgesehen davon enthält das Tagebuch so manche kunst- und kulturgeschichtlich interessante und anregende Mitteilung.

In erster Linie interessieren uns natürlich die zahlreichen musikalischen Notizen. Haydn war in Leben und Kunst ein scharfer Beobachter und bei aller Bescheidenheit und Einfachheit seines Charakters zur rechten Zeit auch ein sehr schlagfertiger Kritiker. Als solcher zeigt er sich in so manchen Glossen über das Londoner Musikleben und insbesondere das Musiktreiben der vornehmen Dilettantenwelt. Dabei sitzt dem würdigen Meister nur zu oft der Schalk im Nacken, und die trockene Kürze seiner Bemerkungen wirkt manchmal sehr erheiternd, so wenn er zum Beispiel am Ende eines Gedichtes notiert: ‚Mr. Lord Avington setzte es in Musik, aber elendig; ich machte es ein wenig besser.‘ Überhaupt war sich der Meister seines eigenen Wertes sehr wohl bewußt und hielt der künstlerischen Minderwertigkeit gegenüber mit seinem Urteil auch niemals zurück. Charakteristisch dafür ist z. B. sein Bericht über die Aufführung einer schottischen Nationaloper im Haymarket-Theater. ‚Man macht allda eben so elends gezeug als in Sadlers Wally,‘ schreibt Haydn; ‚ein kerl schrie eine Aria so firchterlich und mit so extremen Grimassen, daß ich am ganzen Leib zu schwitzen anfing.‘ Weniger drastisch, aber sittengeschichtlich recht interessant ist ein anderer Theaterbericht Haydns über die Aufführung einer Oper ‚Acis und Galathea‘ von Bianchi. ‚Die Musik ist sehr reich an Blasinstrumenten,‘ urteilt Haydn, ‚und mich däucht, daß wenn es weniger wäre, man die Hauptmelodie besser verstehen würde. Die Oper ist zu lang, besonders da Banti (ein Ballettänzer) allein dieselbe soutenieren muß; der Briba ein guter Jung mit einer schönen Stimme, aber sehr wenig musikalisch und Revedino und der gute Oraghetti — und die Elende 2 da Donna Aradyni und hatten auch nicht den mindesten Beyfall. Das Orchester ist dieses Jahr reicher an Personal, aber ebenso mechanisch und schlecht plaßiert als es vorher war, indiverent im Accompagnement, kurtz es war das 3te mahl, da diese Opera aufgeführt wurde und alles war unzufrieden, — es trug sich dabei zu, da man den 2ten Ballet anfing, daß das ganze Publikum auf einmahl unzufrieden ausrief off—off—off (aufhören!), weil man wünschte den neuen Ballet, so Madame Gillisberg 2 Tag vorher zu Ihrer Benefice produzierte, zu sehen. alles war in Verlegenheit, es wurde eine Pause von einer halben Stunde lang, biß Endlich ein Tänzer hervorkam, und in aller Submission sagte, Lady ond gentelmann, da man den performer (Veranstalter) Taylon nicht finden kann, so verspricht die ganze Tanzgesellschaft nächste Woche dann den verlangten Ballet zu geben, für welchen aber der hl. Impressario 300 Pfd. der Madame Gillisberg bezahlen muß. man war damit zufrieden und dann rufte

man go on — go on (weiter!) und der alte Ballet wurde dann produziert.‘

Dieser Bericht ist zugleich charakteristisch für die ganze Art der Darstellung in diesem Haydn'schen Tagebuch. An dem wenig korrekten Stil wird man keinen Anstoß nehmen, wenn man bedenkt, daß es sich ja nur um flüchtige Notizen für den eigenen Gebrauch handelt. Mit Recht hat der Herausgeber alle diese Stileigentümlichkeiten, auch wo es sich um offenbare Flüchtigkeiten handelt, beibehalten, ebenso wie die seltsame Orthographie des Meisters, denn Änderungen in diesen Punkten würden den Charakter des ganzen Dokuments zerstören. Was im übrigen den von Haydn erzählten Vorfall betrifft, so könnte man ihn eher in einem italienischen als in einem englischen Theater erwarten. Recht interessant ist Haydns Äußerung über die starke Instrumentation der gehörten Oper von Bianchi; es spricht sich darin deutlich der gegen zu freigebige Steigerung der Mittel gerichtete Sinn des ‚Klassikers‘ aus. Unseren heutigen Begriffen nach mag ja freilich das gerügte, die ‚Hauptmelodie‘ verdeckende Übermaß der Blasinstrumente bescheiden genug gewesen sein. Nicht minder energisch als in der Beurteilung fremder Kunstleistungen war Haydn in der Durchsetzung seiner eigenen künstlerischen Anforderungen. Ließ man es da einmal an dem von ihm für nötig Befundenen fehlen, so pflegte er sich in recht radikaler Weise zu helfen. In dieser Hinsicht ist die folgende Notiz sehr vielsagend: ‚Den 30ten Mertz 795 wurde ich . . . . zu einem grossen Concert in Free Maisons Hall invidiert (eingeladen). es hatte sollen eine grosse Symphonie unter meiner Direktion gespielt werden. Da man mir aber keine Probe hatte machen wollen, schlug ich es ab und erschien nicht.‘ —

Ein offenes Auge hatte Haydn im übrigen auch für alles, was ihm seine Reise an landschaftlichen Schönheiten, kulturell oder politisch interessanten Momenten usw. bot. Mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit schildert er die verschiedenen von ihm besuchten Städte, insbesondere Portsmouth, Pristol (so!) und Bath; letzteres nannte er ‚eine der schönsten Städte von Europa‘. Als gewissenhafter Chronist verzeichnet der Meister ferner eine Reihe während seines Aufenthalts vorgefallener Elementarereignisse. So erfahren wir z. B. von einer großen Feuersbrunst, die London damals heimsuchte: ‚den 23ten July brach oder der Londoner Brücke bey einem schiffbau Meister feuer aus, welches ein in der nähe gelegenes schiff mit Salpeter ergrief und bey einem sehr starken wind so weit um sich grief, daß es über 1200 häuser verzehrte. es dauerte von 4 uhr nachmittag bis den anderen tag früh. Der schade ist unermessen, indem nur allein ein kaufmann an Zucker 40 000 Pfd. verlohr. man machte eine allgemeine Subskription für die unglücklichen. Der Goubernair (Statthalter) hat 120 Zelte an der Stelle aufrichten lassen, um die armen zu beherbergen. man weiß noch nicht wie viel menschen ihr leben verlohren haben. man hat schon biß den letzten July eine Sammlung für die unglücklichen von 10 000 Pfd. Sterling gemacht.‘ Derartige Schilderungen zeigen nun freilich nicht die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, wie sie z. B. Haydns großem Kunstgenossen Mendelssohn zur Verfügung stand, lassen aber den Meister doch als lebhaft interessierten Beobachter der gesamten ihn umgebenden Welt erkennen. Besondere Teilnahme schenkte er auch den politischen Verhältnissen. Sie waren in England damals unruhig genug, denn das britische Reich stand seit Jahren mit Frankreich und der Revolution im Kampf. Haydn intressierte sich dabei namentlich für die Einrichtung und Kampfesweise der englischen Flotte; mitten zwischen Opern- und Konzertnotizen finden wir in seinem Tagebuch ein genaues Verzeichnis aller Gattungen von Kriegsschiffen, der Art

ihrer Ausrüstung und Bemannung usw. Dabei steht folgende höchst drastische Bemerkung: ‚Milord Chatam Hofkriegspräsidents Bruder und Minister Pitt war 794 drei Tage so besoffen, daß Er seinen Nahmen nicht unterschreiben konnte und derowegen verursachte, daß Lord Howe von London nicht abgehen und samt der ganzen Flotte nicht abgehen konnte.‘ Es scheinen demnach damals in der englischen Marine- und Kriegsverwaltung recht eigentümliche Verhältnisse geherrscht zu haben. Nicht minder charakteristisch in anderer Hinsicht ist eine andere kurze Notiz: ‚Die Mail Coach (Reitpost) macht in 12 Stunden 110, das ist hundert und zehn englische Meilen.‘ Diese Schnelligkeit, die dem alten Haydn als etwas so Wunderbares und Erstaunliches erschien, daß er sie als besondere Merkwürdigkeit notieren zu müssen glaubte, entspricht noch nicht der Fahrzeit unserer — Güterzüge! So ändern sich die Zeiten!

Es sind, wie bereits angedeutet und wie die vorstehenden Ausführungen ersehen lassen, nicht eben epochemachende historische Daten, die das Haydnsche Tagebuch überliefert; und doch wird jeder, der nur etwas Sinn für Pietät und auch für jenes ‚Ergetzen, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,‘ von dem Goethes Faust spricht, hat, das schlichte Notizbüchlein des liebenswürdigen Altmeisters nicht aus der Hand legen, ohne mannigfache Anregungen empfangen zu haben. Der Herausgeber hat als Anhang sehr gewissenhafte ausführliche Erläuterungen beigegeben, die alle aus dem Zusammenhang nicht ohne weiteres verständlichen Verhältnisse eingehend erörtern; ein gewissenhaftes Namen- und Sachregister erleichtert die Orientierung. So stellt sich die Ausgabe des Tagebuchs auch in technisch-wissenschaftlicher Hinsicht als wohlgelungen dar. Es erübrigt nun nur zu wünschen, daß diese bescheidene Weihespende zum Jahrhundertjubiläum von des Meisters Ableben bei den zahlreichen Verehrern Joseph Haydns und seiner Kunst freundliche Aufnahme finde.

Dr. Eugen Schmitz.

---

# Neues vom Büchermarkt.

**P. Antonio de Escobar y Mendoza als Moraltheologe in Pascals Beleuchtung und im Lichte der Wahrheit.** Auf Grund der Quellen von Dr. Karl Weiß. o. ö. Univers.-Prof. in Graz. gr. 8° 336 S. Klagenfurt. St. Jos.-Buchdruckerei 1908.

Die Angriffe auf die Kasuistik und damit auf die Moral der Kirche wollen nicht zur Ruhe kommen. Da ist es gewiß zeitgemäß, daß Prof. Weiß einen der am härtesten Angegriffenen, Escobar y Mendoza, aus seinen eigenen Schriften uns kennen lehrt. An eine Übersicht über die Person, das Wirken und die schriftstellerische Tätigkeit dieses Jesuiten schließt sich eine kritische Darstellung und Würdigung der Vorwürfe, die Pascal besonders gegen diesen angesehenen Kasuisten erhoben hat. Dabei hat Weiß Gelegenheit, mancherlei Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten Pascals richtig zu stellen. In anderen Fällen macht er uns die auffallenden kasuistischen ‚Lösungen‘ durch Aufdeckung des Gedankenganges und durch Hinweis auf die Zeitverhältnisse einigermaßen verständlich. In nicht wenigen und nicht unwichtigen Fragen muß Weiß auf seiten der Kasuisten Irrtümer zugeben, die später auch durch die kirchliche Zensur als solche bezeichnet wurden, fordert aber nachdrücklich und mit Recht, daß solche Verirrungen nicht als Äußerungen eines gewissenlosen Sinnes, sondern als verunglückte Ableitungen aus nicht genau umgrenzten Grundsätzen aufzufassen sind. — Dieser sachlichen Art der Behandlung entspricht leider nicht der bombastische Schluß, der den Eindruck erwecken will, als sei nun bei Pascal alles Lüge und Unrecht, bei Escobar dagegen alles vollendete Darstellung der katholischen Sittlichkeit. Die kasuistischen Aufstellungen, die offenbar unrichtig oder doch mißverständlich und mit unserer sittlichen Auffassung unvereinbar sind, sollten als solche deutlich gekennzeichnet und als zeit-

geschichtliche Irrtümer einzelner Männer von der jetzigen katholischen Lebensauffassung ausgeschieden werden. Eine solche entschiedene Zurückweisung kasuistischer Irrtümer würde den tatsächlichen Beweis liefern, daß die Kirche für die Lehren weder einzelner noch ganzer Schulen verantwortlich ist, und würde dadurch die Abwehr aller unberechtigten Angriffe gegen die katholische Moral leichter und wirksamer machen. Dr. S.

**Insuffisance des philosophies de l'intuition** von Cl. Piat. Plon, Paris 1908. Brosch. Frs. 5.—

Der Verfasser ist auch bei uns in Deutschland, besonders durch die Übersetzungen des Prinzen zu Öttingen-Spielberg, wohl bekannt und geschätzt. Seine Collection des grand philosophes wird in allen philosophischen Kreisen geschätzt. Piats neuestes Werk kommt sehr zur rechten Zeit. In Frankreich mündet Kants Einfluß in den Positivismus, der von den großen Scharen der Nicht-Philosophen großgezogen worden ist.

Weder Offenbarung noch Philosophie soll es mehr geben: ‚nichts als Tatsachen, doch äußerliche, greifbare, geschichtliche Tatsachen.' Verwandt ist der ebenfalls aus Kants Ideen entwickelte Pragmatismus, um den auf dem letzten internationalen Philosophenkongreß in Heidelberg so heftig gekämpft wurde. So ist schon der Gegenstand von Piats Buch sehr aktuell. Er wird's auch für immer bleiben. Im Grunde dreht sich die ganze Philosophie um diese Achse: Ist unsere Vernunft fähig, die Wahrheit zu erkennen oder nicht? Alle großen Denker haben die Frage prinzipiell bejaht bis auf einen: Kant. Er hat sich von dem Strom der Philosophia perennis am entschiedensten getrennt.

Das vorliegende Werk ist vom Standpunkt der Philosophia perennis ein gediegener und ruhiger Kommentar zu dem päpstlichen Rundschreiben Pascendi. Intuition ist nicht gerade im Kantischen Sinn von Anschauung zu übersetzen oder wenigstens nicht in all den Deutungen, die Kant hineingebracht hat. Es steht vielmehr im Sinne vom Primärgegebenen, von données immediats de la conscience, wie Bergson präzis schreibt. Es ist noch nicht Begriff, wird es wahrscheinlich auch nie; es ist dazu viel zu konkret einerseits und auch wieder viel zu verschwommen, mehr erlebt als gewußt und feststehend. Im Grunde ist es nichts anderes als ein systematisches Verzichten auf die rationalisierende Vernunft, ein prinzipielles Veto gegen die Legitimität des Schließens. Nach all diesen Philosophen können wir gar nicht von einem Begriff zu andern übergehen; es ist ausgeschlossen, da wir es niemals soweit, d. h. zu einem wirklichen Begriff bringen.

Dagegen beweist Piat, daß dieses innere Schauen nie genügt, weder um die äußere Welt festzustellen (Kap. I), noch um Gott zu beweisen (K. II), noch um die Sittenlehre (K. III) zu begründen; überall läßt uns diese Halbheit im Stich. Der Intellekt ist unerläßlich notwendig. So wird also gezeigt, daß der Antiintellektualismus unter allen seinen schönen Benennungen und unter den bestbekannten Namen wie Blondel (Action), W. James (Religious experience), Schiller (Humanism), Höffding (Religionsphilosophie), Bergson (besonders ‚Evolution créatrice') und sogar Boutroux (‚Science et Religion') zum Bankerott der Philosophie und des Denkens überhaupt führen muß. ‚Si l'intuition sert à tout, elle ne suffit à rien'. Das letzte Kapitel (Inférences rationnelles) gibt die Prinzipien des positiven Standpunktes des Verfassers: hier erhalten wir nicht nur Geschicktes und Treffendes, sondern hauptsächlich auch Persönliches und Originelles. B. Saulze.

**Der naturalistische Monismus Häckels auf seine wissenschaftliche Haltbarkeit geprüft** von Joseph Engert. Wien, Verlag von Mayer & Co. Brosch. M. 4.50.

Die von der Würzburger theologischen Fakultät zusammen mit Branders Schrift (vgl. unser Novemberheft 1907, S. 228) preisgekrönte Arbeit J. Engerts unterzieht jede der großen Grundfragen, die Häckel endgültig enträtselt haben will, einer sachlichen und kenntnisreichen Untersuchung; zuerst die biologischen Grundprobleme, dann die psychologischen, kosmologischen und schließlich die religiösen. Jedesmal wird Häckels eigene Meinung mit fast allzu nachgiebiger Geduld systematisch entwickelt und dann mit den widersprechenden wissenschaftlichen Erkenntnissen und Theorien beschämend konfrontiert. In der philosophisch abstrakten Art seiner Beweisführung erweist sich Engert als würdiger Schüler des größten apologetischen Monismusüberwinders Hermann Schell, dessen Andenken die ganze Arbeit mit Fug gewidmet ist. Eine noch eingehendere Verwertung der erfahrungswissenschaftlichen Beweisgründe

hätte manchen Gedankengang faßlicher und daher für viele Leser noch überzeugender gestalten können. Doch erfüllt die Schrift im ganzen ihren Zweck aufs dankenswerteste, zumal sie sich im einzelnen mit Branders Arbeit oft glücklich ergänzt. E.

**Reichtum und Eigentum in der altkirchlichen Literatur.** Ein Beitrag zur sozialen Frage von Otto Schilling. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung 1908. XIV und 223 S. Brosch. 4 Mk.

Der Verfasser behandelt das kapitalistische Problem und die Frage des Eigentums im Christentum, die zu den meisten und schärfsten Anfeindungen des Evangeliums von seiten der Wirtschafts- und Sozialpolitiker Anlaß gegeben hat, im Spiegel der urchristlichen Gemeinde und der Kirchenväter bis zum hl. Thomas. Das Verdienst des Verfassers scheint mir einmal darin zu bestehen, daß er die wechselseitigen Zusammenhänge, Abhängigkeiten und Hin- und Wiederwirkungen zwischen den christlichen Anschauungen und Tendenzen und den staats- und wirtschaftsrechtlichen Verhältnissen im römischen Reich sehr klar zur Anschauung bringt, ferner, daß er die Versuche einzelner Kirchenväter, die soziale Frage durch ein politisches System christlichen Geistes zu lösen, in sehr präziser und von eifrigem Quellenstudium zeugender Form entwickelt. In dieser Beziehung ist besonders die Darstellung des ‚Verteilungssystems‘ Basilius des Großen zu bewundern.

Dr. J.

**Am offenen Fenster.** Terzinen und Sonette von Georg von Oertzen, Fr. Gutsch, Karlsruhe i. B. (201 S.).

An Liliencron dacht' ich, im Poggfred u. a. m., wo der Dichterbaron reimphilosophiert. Es sind Betrachtungen, die ein reifer Mann voll Geschmack und feiner Bildung von ruhigem Ausguck in bunter Folge über allerlei Eindrücke und Einfälle anstellt. Nichts was verblüffte oder gewaltig mit fortrisse; aber manches mannhaft frische und schön geprägte Wort, manch ein Gedanke von überlegener Abgeklärtheit, Eirenisches und Ironisches. Zuweilen lullt der gleitende Rhythmus dieser gewandten Verse den kritischen Sinn schmeichelnd ein, daß er auch über leere Stellen und bloße Wortgefüge gefällig wegliest. So verführerisch kann solche Leichtigkeit im Reimen auf Leser und — Dichter wirken. Denn wie der selbst gesteht (S. 79), oft ist es der Reim, der ihn weiterführt, und manchmal führt er ihn doch in willkürlichen Sprüngen und Verkoppelungen ohne inneren Zusammenhang, zu dunkeln Kombinationen und Kompressionen oder selbst zu herzlich unbedeutender Alltagsweisheit. Allein der Titel täuscht nichts Anspruchvolleres vor, als zwanglose Reflexionen, und in dem nicht zu knappen Maß ihrer Früchte kommen doch genug vollwertige Körner auf etliche verkümmerte und taube.

H. R.

**Stimmen aus der Stille.** Gedichte von Fridolin Hofer. Benziger u. Co., Einsiedeln.

Ein sonniges Singen ist in dem schlichten Buche. Der Grundton wenigstens ist ein eigener, mag auch sonst viel Fremdempfundenes darin noch ungelöst mitschwingen. Hofer wird sich mehr auf sich selbst stellen müssen, um zu wachsen. Die innere Harmonie, die er besitzt, ist dann vielleicht doch voller und reicher, als sie sich einstweilen zu geben vermag, und wird wer weiß einmal zu einer bedeutenderen Sinfonie vorhalten, ohne bei solcher Dehnung zu zerspringen. Der Dichter betreibe daher die Ausgestaltung seiner Kräfte ohne Übereilung und er wird sogar besser tun, es ganz zu unterlassen und bei seiner geschlossenen Art zu verbleiben, wenn er die Kraft nicht fühlt, jene innere Harmonie unverletzt bewahren zu können in dem Drange, die Welt darin möglichst voll zu umfassen. Denn er gehört zu den fein gestimmten Seelen, die leicht zu zart sind, des Lebens Härten und Spitzen ohne Schaden zu versuchen. F.

**Im Abendstrahl.** Gedichte von Johannes Mayrhofer. Verlag Friedrich Alber, Ravensburg.

In Mayrhofer dichtet die Begeisterung des Verstandes. Der kühlüberlegene Ton erwärmt sich zuweilen zu echterem Pathos, läßt echt dichterische Wirkungen allerdings selten aufkommen. Zur versifizierten Anekdote, zum Pointierten und Satirischen zeigt sich eine starke Neigung, deren Pflege sich eher verlohnen würde. Aber auch da tut's das ‚Salz‘ allein nicht. Sonst könnte es gar nicht schaden, daß unsere mit sogenannter ‚Stimmung‘ arg gesättigte Poesie nach der Richtung hin Ergänzung oder Ablenkung fände. F.

**Ludwig Bösenberg und Sohn.** Eine Hamburgische Kaufmannsgeschichte. Von

Emil Frithjof Kullberg. 388 S. 8°. Hamburg, Alfred Janßen.

Der deutsch gewordene und deutsch schreibende Nordländer, der durch seinen Bauernroman ‚Springtanz' aus Norwegen die Aufmerksamkeit auf sein vielversprechendes Talent gelenkt hat, überrascht hier durch die Beherrschung eines ganz verschiedenen Milieus, durch eine Art Gegenstück zu Th. Manns ‚Buddenbrooks'. Es ist auch eine Familiengeschichte aus den Kreisen des hanseatischen Großhandels; aber während Mann eine Reihe von Generationen in all ihren Beziehungen abwandelt, beschränkt sich Kullberg auf das Verhältnis von Vater und Sohn, von Alt und Jung, von Konservativ und Fortschritt, wodurch er eine größere Geschlossenheit erzielt. Im übrigen ist die Komposition nicht übermäßig straff; doch kommt bei aller breiten Milieuschilderung der Naturalismus nur in gemilderter Form zur Anwendung. Das Ganze ist ein Hymnus auf die Tatkraft und die Lebensbejahung, die ohne viele Reflexionen über ideale Ziele mit der Wirklichkeit rechnet — im Sinne des arbeitskräftigen und robust genußfreudigen Hamburgertums; das Programm des Verfassers: Erneuerung der Nation durch die Arbeit! Vielleicht hätte man den Autor lieber auf der Fortsetzung des im ‚Springtanz' eingeschlagenen Weges gesehen; aber wenn er sich auch nicht zum ‚norwegischen Gotthelf' entwickeln sollte, so darf man sich doch ehrlich einer gesunden Begabung freuen, die nach ihrem ganzen soliden Habitus und der schlicht-natürlichen Darstellung, aus der stets unauffällig ein ethischer Grundton herausklingt, ein so willkommenes Gegengewicht gegen die sterile Artisten-Literatenkunst unserer Tage bildet. Mag es sich schließlich um däftige, selbstbewußte Bauern oder um ‚königliche Kaufleute' handeln, stets ist die redliche Arbeit die Wurzel der nationalen Kraft, und darum ihre Darstellung auch der Boden, aus dem eine wahrhaft volkstümliche Literatur neuzeitlichen Gepräges erwächst. J. M.

**Im Sonnenschein.** Ausgewählte Skizzen von Michael Schnyder. Luzern 1909. Verlag von Räber & Co. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Das frische und frohe Plauder- und Schildertalent Schnyders, der seinem Landsmann Baumberger mit Glück nacheifert, entfaltet sich am gewinnendsten in seinen Kindheitserinnerungen aus dem luzernischen Surental, dessen Bewohner noch unbeirrt in ihrem durch Natur und Sitte bestimmten Lebenskreislauf verharren. Auch die angereihten allschweizerischen Wander- und Reisebilder weiß Schnyders weltfroher Sinn mit so viel lichten und liebenswürdigen Einzelzügen auszuschmücken, daß sein Buch allen Freunden seines schönen Heimatlandes viel Freude bereiten kann. E.

**Indien** (ohne die Engländer). Von Pierre Loti. Übersetzung von M. Toussaint. — Hüpeden und Merzyn Verlag, Berlin, Leipzig, Paris — VIII und 405 S.

Die Parenthese im Titel könnte vermuten lassen, daß es sich um eine Anklageschrift gegen die Sünden Englands an Indien handelt. Das ist aber nur eine leere Demonstration auf die verächtliche Ignorierung der Engländer, von denen in dem ganzen Buche nicht mit einem Worte die Rede ist. Farbenprächtige Reisebilder sind es aus jenem Lande, das uns allen, auch die wir es noch nicht gesehen, in wunderbarem Märchenlicht durch die Träume geht, — in Ceylon beginnend und in nördlicher Richtung sich fortsetzend bis zur heiligen Stadt Benares am Ganges. Loti, bekannt als Meister exotischer Schilderungen, bewährt auch hier die glühende Kraft seiner Palettte, wenn er uns, oft geradezu ergreifend, durch den Schmelz der Intuition die Landschaft, die Architektur, das Volksleben, die uns so rätselhafte Psychologie Indiens malt, — viel poetischer und duftiger als etwa der mitleidslose Stift Kiplings es thut, aber darum vielleicht auch weniger wahr. Die Stimmung z. B. des südindischen Dschungels, des brahmanischen Kultus, der Eindruck der gigantischen Ruinen oder der geheimnisvollen Fürstenschlösser, die ans Herz greifende Not der Hungerdistrikte, der mystische Hauch, der über Benares liegt, sind mit wohl unnachahmlichem Reize wieder hevorgezaubert. Eine gewisse Weichheit, die uns Deutschen nicht liegt, ist der nationalen Eigenheit des Verfassers zugute zu halten. Die Chronologie S 103 dürfte sehr anfechtbar sein. Der ästhetische Genuß dieser feinen Skizzen wäre ungetrübter, wenn Loti seine höchst sonderbaren religionsphilosophischen Expektorationen hätte unterdrücken können. Indessen braucht man ihn da wohl nicht gar zu ernst zu nehmen: Pierre Loti ist ein bißchen Schalk, und er würde wohl selber lächeln, wenn man seine seltsam

oberflächlichen Orakelsprüche über das Wesen des Brahmanismus und Buddhismus und ihr Verhältnis zum Christentum für bare Münze und als ernste Lösung der Fragen nehmen wollte. Im übrigen wird niemand das — eigenartig schön ausgestattete und im allgemeinen gut übersetzte — Buch aus der Hand legen, ohne der unversiechten Gestaltungskraft des Verfassers trotz einem gewissen pessimistischen Einschlag seine Anerkennung gezollt zu haben. J. M-r.

**Aus dem Reich der Töne.** Von Carl Reinecke. Verlag E. A. Seemann, Leipzig.

Das Buch enthält Aussprüche über Musik und Musiker von Luther an bis auf die Gegenwart, von Musikern und Musikgelehrten verschiedener Nationalitäten und mannigfaltiger Richtung, endlich von Dichtern und Denkern, die sich zum Teil auch in der Tonkunst betätigt haben, zum Teil Laien waren. Alles Tendenziöse will der Verfasser dadurch vermeiden, daß er jeden Ausspruch rein für sich hinstellt, ohne Rücksicht auf Widersprüche. So sehr er aber nun auch weitgehendste Objektivität zu wahren bestrebt ist, blickt doch aus diesem Büchlein schon aus der Art, wie der Verfasser gesammelt, die liebevolle, versöhnliche, nur der Schönheit seiner Kunst sich hingebende Natur des greisen Künstlers durch, und gerade das macht mir das Werkchen besonders lieb.

Prof. Dr. Fritz Volbach.

**Wer ist's?** Zeitgenossenlexikon, herausgegeben von Hermann A. L. Degener. IV. Ausgabe Leipzig 1909. Verlag von H. A. Ludwig Degener. Geb. Mk. 12.50.

Rund 20000 mehr oder minder bekannte Zeitgenossen haben zu diesem alphabetischen Gesamtverzeichnis die wichtigsten Daten ihres Lebens und ihrer Arbeitsleistung angegeben; die ungehörige Frage nach der Parteiangehörigkeit haben fast nur die ohnehin schon bekannten Politiker beantwortet; die ebenfalls nach englischem Muster (‚Who's Who?‘) erfolgte Erkundigung nach ‚Lieblingsbeschäftigungen‘ hat wenigens zu einigen guten Scherzen Anlaß gegeben. Beim praktischen Gebrauch erweisen sich die Angaben dieses sorgfältig durchgearbeiteten Nachschlagewerkes zumeist als sehr zuverlässig. **

## Unsere Kunstbeilagen.

Die drei Bilder von Leistikow finden ihre Würdigung in dem Aufsatz R. Kleins über den unlängst verstorbenen Berliner Künstler. Die Beigabe von Melozzo da Forli's Freskobildnis des Papstes Sixtus IV. aus der Vatikanischen Bibliothek rechtfertigt sich aus dem historischen Artikel Professor Gottlobs. Als Kunstwerk gehört es zu jenen Schöpfungen der Renaissance, die sich durch klare und kühle Beobachtung wie durch scharfe und sichere Charakteristik auszeichnen.

## Offene Briefe.

In der Ratgeberfrage nimmt der ‚Kunstwart‘ abermals gegen uns Stellung. Wir müssen unsere Antwort wegen Abwesenheit des Herausgebers auf das nächste Heft verschieben, wollen jedoch schon heute feststellen, daß Avenarius zu Unrecht sich beständig an die Redaktion wendet anstatt an unseren Mitarbeiter Franz Herwig, dem wir eine Antwort ebenfalls vorbehalten.

Herrn Prof. Dr. B. in L. Besten Dank für Ihre freundlichen Hinweise. Ihr Urteil wird in allen wesentlichen Punkten bestätigt durch F. W. Foerster in seiner Schrift ‚Sexualethik und Sexualpädagogik‘ (Seite VII. Anm.), wo es nach Empfehlung der einschlägigen Werke von Ernst, Auer, Walter und Thalhofer heißt: ‚Die nichtkatholische Literatur auf diesem Gebiete ist leider wegen der Unsicherheit der prinzipiellen Gesichtspunkte durchaus „inferior“. Auch Wegeners „Wir jungen Männer“ bleibt trotz allen Ernstes doch im Naturalismus stecken.‘ Auch für Wegeners neuestes Werk ‚Das nächste Geschlecht‘ (Gießen 1909, Verlag von Alfred Töpelmann) gilt trotz mancher guten Winke für die elterliche Selbsterziehung im ganzen das gleiche Urteil. Dagegen seien zur Ergänzung der oben genannten noch die Werke Professor Stickers (Tölpelmanns Verlag) empfohlen.

Herausgeber und verantwortl. Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln, (z. Z. abwesend).
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger (stellvertretend) und Konrad Weiß, beide München.
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

MORIZ RETZSCH. DEL.

Satan als Schachspieler

Hochland

Sechster Jahrgang. September 1909. 12. Heft.

# R. Euckens Welt- und Lebensanschauung.

Eine kritische Betrachtung

von

Joseph Mausbach.

Seit zwanzig Jahren führt der Jenaer Philosoph Rudolf Eucken „den Kampf um einen geistigen Lebensinhalt" für die moderne Menschheit, einen Kampf, der schon durch seine unbeirrte Ruhe und Festigkeit, aber auch durch den Ernst der Gedanken und Ziele, die ihm vorschweben, Eindruck gemacht hat. Es ist schwer, die Titel der zahlreichen Bücher, die er der Klarlegung seiner Weltanschauung widmet, auseinanderzuhalten; auch die Gedanken und ihre Entwicklung bleiben sich so gleich, daß das Interesse der Leser zweifellos längst erlahmt wäre, wenn es nicht die kräftige Überzeugung und die hohe Sprachkunst des Verfassers immer wieder angefacht hätte. Ob dieser Leserkreis, der sich nach der jüngsten Ehrung Euckens durch den Nobelpreis ohne Zweifel noch vergrößern wird, durchweg die Philosophie des Meisters verstanden hat, darf wohl fraglich erscheinen; der Mangel bestimmter Definitionen und die ganze Art der Darstellung in ihrer würdevollen, poetisch-rhetorischen Breite begünstigen mehr ein gemütvolles Nachempfinden als ein scharfes Erfassen der Ideen.

Eucken hat sich um die historische Seite der Philosophie durch seine Behandlung der philosophischen Begriffe und Symbole großes Verdienst erworben; er versteht es meisterhaft, vergangene Geistesgrößen in einheitlich

empfundenen und lebendig gestalteten Darstellungen dem heutigen Menschen nahezubringen, — ‚die Lebensanschauungen der großen Denker' haben seinen Namen wohl am meisten bekannt gemacht. Auf diese historische Seite seines Schaffens gehe ich hier nicht ein, verzichte damit auch auf eine Kritik seiner Auffassung großer kirchlicher Denker, z. B. eines Augustin und Thomas. Wir beschränken uns auf die Würdigung seiner eigenen Lebensanschauung; in ihr sieht er selbst den Kern seiner geistigen Arbeit, in ihr glaubt er nicht bloß ein wissenschaftliches System, sondern die Form einer allgemeinen Geistesbewegung geschaffen zu haben, die zündend um sich greifen, in geistig-sittlichem Kampfe sich erproben und durchsetzen will.*

Vieles erscheint uns in Euckens Philosophie durchaus sympathisch; wieder und wieder begegnen uns Ideen und Aussprüche, in denen der Christ seine tiefsten und teuersten Gedanken in neuer, eigenartiger Ausprägung wiederzufinden glaubt und zum Teil wiederfindet. Mit herber, ergreifender Wahrheit schildert Eucken die Zerfahrenheit des Denkens und die Öde und Trostlosigkeit des Gemütes in der äußerlich so glänzenden Kultur der Gegenwart. Entschieden wendet er sich gegen den entnervenden Historismus und den verflachenden Naturalismus einer Wissenschaft, die durch bloße Beobachtung des Tatsächlichen, durch Sammlung und Sichtung von Einzelwahrheiten der Aufgabe des Geisteslebens gerecht zu werden vermeint. Er verurteilt die Religion des reinen Gefühls als einen täuschenden Rest, als verdächtiges Surrogat, ja als die gefährlichste Form der Auflösung der Religion. So stark er sich von Kant beeinflussen läßt, so entschieden verwirft er seine Scheidung zwischen theoretischer und praktischer Vernunft und das Ausspielen der einen gegen die andere, so leidenschaftlich strebt er danach, über die subjektive Begriffswelt, die das Ich aus sich herausspinnt, zu einer allgemeinen, in sich bestehenden Wahrheit vorzubringen. Er sieht, daß alle echte und ernste Ethik auf Metaphysik begründet sein muß, und daß kein irdisches Gut und Werk, auch nicht die in dem Schlagwort Kultur zusammengefaßte Summe dieser Güter den heiligenden und beglückenden Charakter des Sittlichen zu erklären vermag; in der praktischen Diesseitstendenz der modernen Welt sieht er eine stärkere und allgemeinere Ursache des heutigen Unglaubens als in den so oft vorgeschützten dogmatischen Schwierigkeiten des Christentums. Die Frage, ob die wieder anschwellende religiöse Bewegung siegen oder unterliegen wird, ist ihm die weitaus wichtigste aller Fragen, die das Leben der Gegenwart bewegen; alle politischen und sozialen Probleme sinken ihr gegenüber ‚zur Gleichgültigkeit

* Folgende Werke Euckens sind der Studie zugrunde gelegt und im Text mit den folgenden römischen Ziffern zitiert: I. Der Wahrheitsgehalt der Religion. Leipzig 1901. II. Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. Neue Grundlegung einer Weltanschauung. L. 1907. III. Grundlinien einer neuen Lebensanschauung. L. 1907. IV. Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart. Drei Vorlesungen. Berlin 1907. V. Einführung in eine Philosophie des Geisteslebens. L. 1908. VI. Der Sinn und Wert des Lebens. L. 1908.

herab'. Das Christentum erscheint ihm in seinem unverlierbaren Kerne nicht als eine besondere Religion neben anderen, sondern als die Religion der Religionen; es stellt eine einzigartige Verbindung der Erlösungs- und Gesetzesidee dar, die den Menschen durch den Bruch mit der Welt und durch Mitteilung göttlicher Kraft über seine natürliche Ohnmacht erhebt, um ihm die Lösung seiner sittlichen Aufgabe, die Erfüllung des Gesetzes zu ermöglichen. Daher bei Eucken die Erkenntnis des tiefen Mangels, den Luthers Lehre von der angerechneten Gerechtigkeit einschließt, daher sein Verständnis für die katholische Kirche als ein Reich Gottes, das bestimmt ist, das neue, göttliche Leben in kraftvoller Reinheit zu erhalten und seine sittlichen und sozialen Kräfte für das Menschheitsleben fruchtbar zu machen. Manches, was Eucken über die Stufen des inneren Lebens, die Erhöhung und Gottverbindung der Seele sagt, erinnert an die katholische Lehre von der Übernatur und an die Sprache der Mystik; seine Äußerungen über die Notwendigkeit des inneren Kampfes, über die Verleugnung der Sinnlichkeit und des natürlichen Denkens, über die tragischen und heroischen Momente des Vollkommenheitsstrebens stehen in vollem Einklang mit den Erfahrungen der aszetischen Meister und gereichen manchen Katholiken, die dieser Weisheit völlig fernstehen, zu heilsamer Beschämung.

Diese wichtigen Berührungspunkte, die auf katholischer Seite vielfach bemerkt und freudig begrüßt worden sind, dürfen die Frage nicht in den Hintergrund drängen, wie sich die philosophischen Grundgedanken Euckens zur christlichen Weltauffassung stellen. Nicht nur die Pflicht der Ehrlichkeit und Klarheit im eigenen Denken und Glauben, sondern auch das Interesse des Schriftstellers fordert eine solche kritische Stellungnahme; ihre Resultate sollen weder die Achtung vor seiner Person noch auch die Freude an dem Gemeinsamen, das vorhin kurz angedeutet wurde, herabmindern.

Eucken leugnet die Befähigung der Vernunft, aus der Schöpfung die Wahrheit von Gottes Dasein und Wesen zu erfassen; ja er glaubt, der alte Begriff der Wahrheit selbst — als der Übereinstimmung des Erkennens mit der Wirklichkeit — sei für die nachkantische Menschheit unwiederbringlich dahin, sei auch an sich ein völliges Unding. Durch diese Theorie der Erkenntnis sind alle Brücken zwischen der Seele und der äußeren Welt abgebrochen; daher muß der Aufbau einer neuen Wirklichkeit rein aus dem Innern erfolgen. ‚Eine Wirklichkeit wird hier nicht vorgefunden, sondern sie ist von innen her aufzubauen; die Wahrheit ist hier ein Streben des Lebens zu sich selbst, ein Suchen des eigenen Wesens; so kann sie nicht die Übereinstimmung mit einer gegebenen Wirklichkeit sein; sie wird eine Übereinstimmung mit sich selbst, ein Sichzusammenschließen, Unabhängigwerden und Selbsterhöhen des sonst zerstreuten und gebundenen Lebens' (V, 145). Die Form, in der Kant diesen Begriff der Wahrheit vorträgt, seine Wendung vom Objekt zum Subjekt, so gesteht Eucken, setzt allerdings das Erkennen des Menschen zunächst tief herab und droht die Wahrheit zu einer rein relativen zu machen; für Kant steht es ja außer Frage, daß unser Denken nicht Realgrund der Welt ist, abgesehen von der praktischen Vernunft,

die in gewissem Sinne eine schaffende, übermenschliche Größe und Würde besitzt. Diesen Mangel sollen Fichte und Hegel überwunden haben, indem sie das menschliche Denken zur schöpferischen Werkstätte der Wirklichkeit machten, aus seiner Bewegung nicht bloß eine Begriffswelt, sondern das Ganze des natürlichen und geschichtlichen Lebens hervorwachsen ließen. Das war nur dadurch möglich, daß sie die Vernunft des Menschen mit dem All und der Gottheit gleichstellten. Eucken sieht in diesem Schritte eine gewaltige Steigerung des geistigen Lebens, aber keine abschließende Lösung des Problems; Fichte und Hegel sind in der Gleichstellung des menschlichen und des absoluten Geisteslebens zu weit gegangen, indem sie die vielfache Gebundenheit des Menschen verkannten; sie haben auch darin geirrt, daß sie die Wirklichkeit intellektualistisch in einen Prozeß des reinen Denkens umsetzen wollten. In ersterer Hinsicht hatte schon Spinoza tiefer geschaut, indem er einen Parallelismus von Absolutem und Relativem annahm, im Menschen Kosmisches und Bloßmenschliches unterschied; in der zweiten Beziehung, der einseitigen Betonung des Intellekts, bedürfen sie alle drei der Korrektur und der Ergänzung durch Heranziehen des Willens und der praktischen Vernunft als gleichwertiger schöpferischer Geistesmächte; hier darf uns Kant bis zu einem gewissen Punkte als Führer dienen. Dabei gilt es aber, die unerträgliche Spaltung, die dieser zwischen theoretischer und praktischer Vernunft annimmt, zu beseitigen; es gilt, die Sicherheit des Erkennens und Wollens in ein jenseits aller seelischen Vermögen liegendes *substantiales Geistesleben* zu verlegen, das zugleich das Leben des Universums, *der Gottheit* ist. ‚Es muß sich das Leben hinter jene Spaltung zurückverlegen, es muß eine Gesamttätigkeit jenseits der einzelnen Seelenvermögen erreichbar sein, die durch ihre eigene Bewegung sich zu einer selbständigen Wirklichkeit entfaltet und zugleich auch den Gegensatz von Subjekt und Objekt, von Zuständlichkeit und Gegenständlichkeit umspannt. Dies aber ist es, was beim Begriff des Geisteslebens vorschwebt. Nicht daß in uns ein ursprüngliches Denken oder auch ein schöpferisches moralisches Handeln wirkt, sondern daß in uns ein neues Gesamtleben, ein bei sich selbst befindliches Sein, ein *weltbildendes, ursprüngliches, volltätiges Schaffen* aufsteigt, das ist die entscheidende Tatsache, an deren Erreichung und Belebung für uns alle Wahrheit des Denkens und Lebens hängt‘ (V, 157).

In welcher Form aber steigt dieses Geistesleben in der Seele auf, wie weiß Eucken seine Existenz glaubhaft zu machen? Er schildert die *Natur des Menschen* als ungeistige, vorwiegend sinnliche Wesenheit; immer wieder hebt er die ‚Punktualität‘ und Enge des natürlichen Seins hervor, die Subjektivität des Vorstellens und den Egoismus des Wollens, die notwendig ihm anhaften. In völlig gleicher Bedeutung gebraucht er für diese Seite unseres Wesens die Ausdrücke: das Menschliche, Bloßmenschliche, Kleinmenschliche, Sinnliche, Subjektive, Zeitliche. Neben und über ihm erhebt sich beim Wachstum des Lebens ein völlig neues: das Mehralsmenschliche und doch Echtmenschliche, das Geistige und Objektive, das Ewige und Absolute. Dies letztere bilden zunächst

die Begriffe und Gesetze des Denkens, die der Vernunft als allgemeingültige einleuchten; es sind weiterhin die Ideale geistiger und sittlicher Art, die den Willen erheben und verpflichten, die objektiven, in etwa überzeitlichen Werte der Kultur, die Impulse und Schöpfungen der selbstlosen Liebe, des sozialen Opfersinns. Dieses große Neue läßt sich nicht erkenntnismäßig ableiten und begründen, es muß axiomatisch ergriffen werden; es läßt sich aber auch nicht bestreiten und geringschätzen, ohne daß unser Dasein allen Sinn und alle Größe verliert. Mit der Anerkennung dieses neuen Selbst entsteht eine gänzliche Umwälzung des Lebens, eröffnet sich eine ungeahnte Tiefe des Seins; das Ich befreit sich von seiner Punktualität und Partikularität und identifiziert sich mit dem Prinzip der Welt. Das so ergriffene Dasein ist nicht ein privater Besitz, sondern ‚die Wahrheit und Vollendung aller Dinge'; das ‚absolute Leben' berührt uns nicht bloß mit seinen Wirkungen, sondern wird zugleich unser eigenes Leben (I, 125 ff., 202). Dieses Aufsteigen einer neuen Welt wahrer Geistigkeit bedeutet zugleich den Anfang der Religion in ihrer allgemeinen, ‚universalen' Form. Mit ihr beginnt ein kraftvolles, mutiges Streben zur allseitigen Durchführung der innerlich erlebten Ideale; ein solches freilich, das auf zähe, oft übermächtige Widerstände stößt: auf den Mechanismus der Natur, die Unsitten und Vorurteile der Gesellschaft, die Triebe der Sinnlichkeit, die Schranken und Zweifel des Denkens selbst. Eine Geistigkeit, die das Absolute nur in jenen allgemeinen Gesetzen, in Vernunft, Sittlichkeit und Kultur erfaßt und verehrt, müßte diesen Widerständen gegenüber zusammenbrechen. Daher bedarf es einer zweiten, tieferen Erschließung der Gottheit, so daß wir sie unmittelbar, im Gegensatz zur Weltarbeit, erfassen und in dieser Vertiefung und Sammlung der feindlichen Welt zu trotzen imstande sind; es bedarf außer der universalen Religion einer ‚charakteristischen Religion', die sich als weltüberlegene Innerlichkeit, als Geborgensein in göttlicher Macht und Gnade kennzeichnet (I, 320 ff.). Auch mit ihr ist jedoch der Kampf nicht zu Ende; je vollkommener das erschlossene Leben ist, um so schwereren Verwicklungen und Hemmungen geht es entgegen. Allein der innerste Kern des Menschen bleibt nun für das Böse unantastbar; er fühlt sich über jeglichen Streit und Widerspruch erhaben, weil er sich in die Substanz der Gottheit entrückt weiß. Von hier aus fällt auch ein gewisses Licht auf die dunkle Frage, wie es mit der Unsterblichkeit des Einzelmenschen steht. Eine anthropomorphe Unsterblichkeit im Sinne des gewöhnlichen Glaubens darf auch der religiöse Geist nicht hoffen; aber irgendwelche Teilnahme seines geistigen Wesenskerns an der Ewigkeit folgt mit Sicherheit aus seiner Erhebung in das Ganze des Geisteslebens (I, 324, 385 f., III, 307 ff.).

Wie Hegel und Schelling sucht Eucken in seiner Systembildung Anschluß an die dogmatischen und sittlichen Ideen des Christentums. Er verhehlt sich jedoch nicht, daß ein friedliches Verhältnis zwischen beiden Weltauffassungen nur durch einschneidende Abstriche und Änderungen am Dogma möglich ist. Das Christentum besitzt nach ihm die Bürgschaft der Zukunft, falls es sich

darauf einläßt, den gesteigerten Bedürfnissen und Zielen des Geisteslebens Rechnung zu tragen; aber ‚solche Wandlungen verändern an der Religion nicht bloß dieses oder jenes, sie verlangen eine Erneuerung des Gesamtanblickes‘ (I, 427 f.). Bevor wir einige dieser Wandlungen, wie sie Eucken fordert, näher kennzeichnen, empfiehlt es sich, zu der dargelegten philosophischen Weltanschauung Stellung zu nehmen.

Wir könnten zunächst auf Mängel der Konstruktion verweisen, auf Wiederholungen und Dehnungen der Gedanken, die widersprechend oder überflüssig erscheinen. Es sei nur auf einen Punkt aufmerksam gemacht. Der Fortschritt von der universalen zur charakteristischen Religion soll eine neue Stufe, eine mächtige Wendung und Aufwärtsbewegung des Geisteslebens bedeuten. Als Grund dafür wird angegeben, daß sich auf dieser Stufe das absolute, göttliche Leben nicht wie bei der universalen Religion durch Vermittlung der Welt, sondern unmittelbar der Seele erschließt und mitteilt. Nun hat Eucken aber bereits bei Begründung der universalen Religion gesagt: ‚Das absolute Leben muß nicht bloß mit seinen Wirkungen uns berühren, es muß unmittelbar als Ursache in uns aufleuchten und zugleich unser eigenes Leben werden .... Demnach bildet den Kern der Religion, daß der Mensch im innersten Grunde seines Wesens — keineswegs in der ganzen Breite seines Daseins — unter Erhaltung, ja Verstärkung seiner Selbständigkeit in das göttliche Sein erhoben wird, so daß hier das absolute Leben unmittelbar sein eigenes werden kann‘ (I, 202. vgl. 322, 346). Wo bleibt also der angegebene Unterschied der beiden Stufen der Vergeistigung?

Sachlich ist im System Euckens zunächst ein irriger oder schwankender Begriff des Menschenwesens festzustellen. Er setzt die Natur und das Natürliche des Menschen beinahe dem Sinnlichen gleich; jedenfalls schildert er den natürlichen Menschen durchgehends als ungeistiges, in die Beziehung von Punkt zu Punkt gebanntes Wesen, dem die Wahrheit als solche ebenso fernsteht wie das sittlich Gute und die Nächstenliebe. Daher stellt sich der Gegensatz Geistig-Sinnlich dem des Absoluten und Menschlichen gleich; daher rückt alles, was im Seelenleben auf das Ewige und Absolute gerichtet ist, in den Bereich eines anderen, übermenschlichen Lebens; daher erscheint der Fortschritt vom sinnlichen Vorstellen und Begehren zum vernünftigen Denken und Wollen nicht mehr als naturgemäße Entfaltung des Menschen, sondern als Durchbrechung seiner natürlichen Enge, als radikale Umwälzung, als Aufsteigen eines neuen Wesens. Eine solche Auffassung der Natur des Menschen ist unhaltbar. Ist es nicht dasselbe Bewußtsein in uns, das die sinnliche und geistige Seite unseres Wesens umspannt? Das bewußte und tätige Ich ist der Mensch, das natürliche Einzelwesen, bestehend aus Leib und Seele; dieses selbe Ich bildet geistige Begriffe, reflektiert philosophisch über sein Wesen und die Außenwelt, erkennt sich sittlich verpflichtet usw. Auch Eucken sieht sich genötigt, diese höhere Tätigkeit als menschliche zu bezeichnen; er nennt sie echtmensch-

lich im Gegensatz zur bloßmenschlichen. Aber was ist mit dieser unklaren Antithese für die tiefere Erfassung des Menschen gewonnen? Wenn Eucken überall soviel Gewicht legt auf den Gegensatz des Geistes zur Sinnlichkeit, wenn er in der sittlichen Bekämpfung der letzteren fast den Hebel der Weltentwicklung sieht, so wäre es gewiß verdienstlicher gewesen, das Wesen des sinnlichen Lebens im Unterschiede vom geistigen schärfer zu definieren. Darin liegt überhaupt ein Mangel der heutigen Philosophie: Der Gegensatz von Geist und Sinnlichkeit spielt in der Ethik und Ästhetik, in der Pädagogik und Aszetik die größte Rolle; durch die Tierpsychologie und die Philosophie des Unbewußten drängt er sich tief in die Metaphysik hinein. Die moderne Psychologie aber geht an dem charakteristischen Unterschiede des Sinnlichen und Geistigen im Erkennen, Wollen und Fühlen entweder achtlos vorüber oder legt ihm wenigstens nicht die fundamentale Bedeutung bei, die er für die rechte Erkenntnis und Ordnung des Seelenlebens hat. Sie bleibt teils unterhalb der sinnlichen Tätigkeit — mit ihren physiologischen und psychophysischen Untersuchungen; sie hält sich zum Teil über ihr — in den Fragen der Logik und Erkenntnistheorie.

Hätte Eucken das Sinnliche im Menschen nicht einseitig als Gegensatz des Geistes, als Äußerung einer fremden oder feindlichen Daseinsstufe, sondern grundsätzlich als die natürliche Vorbereitung und Ergänzung des geistigen Lebens erkannt, so wäre wohl auch sein erkenntnistheoretischer Standpunkt ein anderer, sein Zutrauen zur Wahrheitskraft der Vernunft ein stärkeres geworden. Der menschliche Geist hat, was seinen Wesensbestand angeht, am Leibe zunächst nicht seine Schranke und Hemmung, sondern seinen Träger und sein Organ, ohne doch im Stofflichen auf- und unterzugehen. So ist auch die Erkenntnis des Menschen ebenso notwendig sinnlich wie geistig; sie ist ebenso notwendig im Entstehen an die Vorstellung gebunden, wie im Verstehen und Schließen über sie hinausgehend. Durch das Sinnenbild hindurch schaut der Geist die Dinge selbst und ihre näheren und weiteren Zusammenhänge. Nach Eucken ist diese äußere Welt für den Menschen völlig unerkennbar; dabei gebraucht er aber Ausdrücke wie: Es läßt sich nicht verkennen, daß neben unserm Gedankenkreise eine Welt der Dinge beharrt; wir überzeugen uns, daß hinter dem Bereiche des Erkennens noch eine für uns unerreichbare Welt liegt usw. Was für ein Unterschied ist denn zwischen Erkenntnis und Überzeugung, zwischen Erkennen und Nichtverkennen? Eucken lehnt den Positivismus und Pragmatismus unserer Zeit ab, weil die geistige Anlage des Menschen mit unwiderstehlicher Macht zur Metaphysik drängt; aber aus demselben Grunde müßte er den Kantschen Kritizismus ablehnen. Oder spricht die geistige Anlage des Menschen nicht mit ebenso unwiderstehlicher Macht für die realistische Erkenntnislehre?

Man sieht deutlich, daß der Anschluß an Kant bei Eucken ähnlich wie bei Fichte, Hegel usw. über Kant hinaus zum Pantheismus drängt. Der mit der naiven, d. h. gesund-realistischen Erkenntnis unzufriedene und an sich selbst

irre gewordene Geist setzt sich mit einem Machtspruch ins Zentrum der Dinge, sucht von innen heraus einen neuen Begriff der Wahrheit und Wirklichkeit zu schaffen, nachdem der alte für ihn unmöglich geworden. Aber glaubt Eucken wirklich, der alte Begriff der Wahrheit als der adaequatio intellectus ad rem sei kritisch abgetan? Hat er selbst nicht deshalb seine Gedanken niedergeschrieben und veröffentlicht, weil er überzeugt war, daß sie nicht ein subjektives Gedankenspiel sind, sondern der Sache entsprechen, mit der Wirklichkeit übereinstimmen? Man sagt uns, der Geist könne doch nicht an das Wesen der Dinge heran, nicht den Horizont des Bewußtseins überschreiten! In der Tat nicht; der Versuch, das menschliche Erkennen über die Form idealer Nachbildung der Wirklichkeit zur vollen Identität mit ihr zu erheben, ist ebenso vergeblich und zerstörend, wie es der Versuch eines Spiegels wäre, sich auf das Marmorbild zu werfen, das ihm gegenübersteht, um sein Wesen real in sich aufzunehmen. Unser Denken ist nicht voraussetzungslos, nicht schöpferisch im Sinne realer Hervorbringung; die erste Wahrheit des idealen und realen Denkens müssen wir geradeso hinnehmen, wie wir unser Sein hingenommen haben; das Gegenteil würde hier wie dort zur Aufhebung des Lebens, zum Selbstmorde führen. Eucken sieht richtig, daß das reine Denken auch in der höchsten Steigerung nicht ausreicht, die Wirklichkeit aus sich zu erklären. Daher tadelt er Spinoza und Hegel; daher möchte er hinter die Seelenvermögen zurückgreifen und in einem Geistesleben, das nicht mehr Erkennen und Wollen, sondern substantielle Einheit beider ist, die Quelle der Gewißheit finden. Ein aussichtsloses Unternehmen; so oft er sich bemüht, dieses Leben zu schildern, beschreibt er es als ein vom Vermögen zum Akte fortschreitendes, als ein im Denken und Wollen sich verwirklichendes. Damit gesteht er tatsächlich ein, daß ein geistiges Wirken jenseits des Erkennens und Wollens, eine Verbindung mit der Wahrheit, die nicht ideale Angleichung, sondern substantiale Einheit wäre, für den menschlichen Geist ein leeres Wort ohne Sinn ist.

Eucken lenkt nach dem Vorgange von Plato und Augustin unsere Aufmerksamkeit auf das **Absolute der geistigen Begriffswelt**, auf die unbedingte, unveränderliche Wahrheit im Denken, das absolute Gesetz des Gewissens. In diesen geistigen Werten sieht er das Hereinragen einer höheren Welt, des allumfassenden Geisteslebens (IV, 13 ff., I, 95). Solche Äußerungen enthalten eine bedeutsame Wahrheit; im Sinne Euckens aber leiten sie in die Irre. Das Erkennen als Tätigkeit und der Inhalt dieser Erkenntnis dürfen nicht verwechselt werden. Soweit die Erfassung der logischen und sittlichen Prinzipien Lebensäußerung ist, gehört sie zu unserer Subjektivität; sie tritt auch nicht allmählich als neue, ungeahnte Stufe im Geistesleben hervor, sondern beherrscht es in gewissem Maße von Anfang an. Die Wahrheiten selbst aber, die Gesetze der Logik, Mathematik und Ethik heben sich mit ihrer absoluten Notwendigkeit, mit ihrer Ewigkeit und weltumfassenden Herrschaft so deutlich von dem erkennenden Ich ab, daß es für letzteres eine Unmöglichkeit ist, diese Wahrheitswelt im Ernst als ‚selbstgewirkt‘, als durch sein Denken und

Wollen ‚begründet' hinzustellen. Ein wesentlicherer Unterschied als der des Ich, wie es leibt und lebt, von jener abstrakten, unveränderlichen Ideenwelt ist kaum denkbar.

Sind aber diese Wahrheiten und Gesetze nicht dem Menschengeiste so verwandt, daß er sie als vollkommen natürlich und innerlich, als seine Wahrheit und sein Gesetz empfindet? Und zeigt sich nicht darin doch die absolute, weltumfassende Seite seines Wesens? Die Antwort auf diese Frage kann zum Teil eine bejahende sein; soweit sie es ist, unterstützt sie unsere Auffassung, daß die Seele als solche für das Geistige und Göttliche veranlagt ist, daß sie keiner Umkehr und Umwälzung bedarf, um dafür empfänglich zu werden; schon mit dem ersten und elementarsten Begriff des Denkens, dem Begriff des Seienden, beginnt ja auch die Macht jenes axiomatischen Denkens. Es gibt im Geiste des Menschen nichts, was mehr Ausdruck seiner natürlichen Wesenheit und Bestimmung wäre als die Anlage für die Wahrheit im allgemeinsten und höchsten Sinne. Ich sage, die Anlage, die Potenz für alle Wahrheit; damit ist, wie die Würde, so auch die Schwäche des Menschengeistes, seine innere Bedürftigkeit, sein unendlicher Abstand vom absoluten Geistesleben gekennzeichnet. In der Seele als dem Ebenbilde Gottes ist ein unendlicher Raum für die erkennende und liebende Aufnahme des Alls und der Gottheit, eine unendliche Spannkraft und Entwicklungsfähigkeit für die Verähnlichung mit Gott; aber so wenig der leere Raum dasselbe ist wie die ihn füllende Wirklichkeit, so wenig das Seelenleben des unmündigen Kindes dem von Wissen und Tugend strahlenden Leben des Geisteshelden und Heiligen ebenbürtig ist, so und noch weniger steht die Fähigkeit des geschaffenen Geistes, sich alles Seiende irgendwie anzueignen, der allumfassenden und absoluten Geistigkeit gleich. Eucken spricht von dem empirischen Ich wie von einem Punkte; er will diesen Punkt ‚erweitern', in seiner Tiefe eine allumfassende Wirklichkeit nachweisen. Nehmen wir den Vergleich an, so können wir ihm nur folgenden Sinn geben: Von dem Punkte, der die Substanz der Seele bezeichnet, reichen die Winkellinien, die ihre Tätigkeit begrenzen, ins Unendliche hinaus, Vernunft und Wille streben in grenzenloser Steigerungsfähigkeit der Gottheit entgegen, aber so, daß alles Menschliche, das Geistige ebenso wie das Sinnliche, von der Vollkommenheit Gottes wesenhaft verschieden bleibt.

Noch eine große Schwierigkeit übersieht Eucken. Die Universalität, die er im Auge hat, kommt höchstens dem Denken, nicht dem Wollen des Menschen zu. Der erkennende Geist wird Mikrokosmos (quodammodo omnia); das Wollen geht nicht auf die ganze Weltwirklichkeit, es weist vielmehr manches Seiende als widrig und böse zurück. Eucken will aber ein allumfassendes, weltbegründendes Geistesleben in uns aufweisen, das Erkennen und Wollen zusammenschließt. — Vielleicht entgegnet er, im Wollen der Sittlichkeit liege die prinzipielle Bejahung der ganzen Weltordnung, durch werktätiges sittliches Wollen werde das kosmische Geistesleben zur höchsten Entfaltung und Herrschaft gebracht. Aber damit lenkt sich unser Blick auf einen anderen Wider-

spruch. Der sittliche Wille des Menschen kann fehlgreifen und sündigen; wenn die Freiheit des Willens einerseits den Kern der Persönlichkeit ausmacht, so zeigt sie durch ihre Wendung zum Bösen anderseits am deutlichsten, daß diese Persönlichkeit wesentlich verschieden ist von der Welt der Ideen und Gesetze. Wer sich einredet, der Abglanz der sittlichen Ideen im Gewissen sei das absolute Geistesleben selbst, der kommt nicht an der Schlußfolgerung vorbei, daß der Bestand und der Sieg des Göttlichen im Weltall von der Willkür des Menschen abhängt (I, 234, 386).

Nach allem Gesagten ist es nicht zweifelhaft, daß Euckens Weltanschauung im Grunde eine pantheistische ist. Er selbst verwirft zwar wiederholt den Pantheismus, aber, genauer gesehen, nur ‚allen und jeden Monismus, der die notwendige Einheit ohne eine vorhergehende Scheidung glaubt herstellen zu können‘, ‚die pantheistischen Strömungen der Gegenwart, deren vager Gefühlsenthusiasmus die großen Gegensätze nur zu verschleiern, nicht zu überwinden vermag‘. (VI, 158 f.) Sonst aber ist es konstante Lehre Euckens, daß der Mensch im geistigen Leben ‚das Beisichselbst der Wirklichkeit als den Kern seines eigenen Wesens anerkennt‘, daß das Ganze, das Alleben, das Göttliche sich in ihm erschließt und weiterbildet. (Vgl. oben S. 643 f.) ‚Natur und entwickelter Geist werden damit Stufen eines Weltprozesses, der über das Nebeneinander der Natur mit seinen bloßen Beziehungen fortschreitet zu einer Stufe, wo die Kluft zwischen dunkelm Sein und wesenlosem Tun überwunden wird durch ein Hineinziehen des Seins in die Tätigkeit und durch Entwickeln des Seins aus der Tätigkeit‘ (I, 127). Nach Eucken muß die Gottheit schließlich alles in allem sein; eine Forderung, die ‚mit der landläufigen Art der Religion, welche Gott und Welt wie zwei verschiedene Existenzen nebeneinander stellt‘, hart zusammenstößt (I, 188).

Eucken sträubt sich gegen den ‚eigentlichen Pantheismus‘, der Gott und Welt vollkommen gleichsetzt. Bei Annahme desselben wäre jede Zweiheit bloßer Schein, rein menschliche Irrung; dabei müßte entweder die Welt zur vollen Nichtigkeit herabsinken, oder Gott nichts anderes sein als die Summe der Weltdinge, eine Umschreibung der Natur. Man muß daher unterscheiden die geistige Substanz des Alls und ihre zeitliche Existenzform, den absoluten, a priori in sich ruhenden Kern der Gottheit und seine Entfaltung in der Welt. Einen ähnlichen Monismus, der in Gott Wesen und Erscheinung unterscheidet, die Welt als Akzidens und Funktion des Absoluten betrachtet, hat besonders deutlich und nachdrücklich E. von Hartmann vertreten. Bei Eucken findet sich — abgesehen von der andersartigen, im Grunde optimistischen Wertschätzung des Weltwerdens — das Charakteristische, daß er mit dem Pantheismus eine Art von Dualismus verbindet, dem das Geschaffene und Menschliche nicht nur Akzidens, sondern in etwa fremdartiger Gegensatz des Göttlichen ist. Das absolute Geistesleben muß sein Wesen erst suchen, sich selbst vertiefen und mit ‚der übrigen Welt ernstlich auseinandersetzen‘; es kommt erst in der Tätigkeit des Menschen zur vollen Existenz und Herrschaft. Von der anderen Seite erhebt

sich im Menschen das Endliche, es strebt sich von dem Finsteren und Widerstrebenden der Natur zu befreien; es sucht gleichfalls sein ‚wahres Wesen', sein tieferes Selbst und findet es in der Unendlichkeit des Alllebens (I, 92, 144, 191, 386). Wo liegt aber, so fragen wir, der Ursprung für das dunkle Sein einer gottfeindlichen Welt? Mit seiner Wurzel muß auch dieses Sein in Gott zurückreichen; es ist ein ‚entfremdetes', im Grunde aber der Gottheit zugehöriges Sein. ‚Das eben ist charakteristisch für die Religion, daß die göttliche Welt eine andere neben sich hat, die mit ihrer Wurzel irgend in das Göttliche hineinreichen muß, und der auch das Ziel der Vergöttlichung als ein Trieb zum eigenen Wesen vorschwebt, die sich aber diesem Ziel nur unter Aufbietung aller Kraft, nur in Arbeit, Kampf, Umbildung nähern kann.' (I, 191; vgl. 121.)

Dabei ist es nach dem Zeugnis der Einzelerfahrung wie nach dem der geschichtlichen Entwicklung keineswegs sicher, daß das absolute Leben in der ‚Auseinandersetzung mit der übrigen Welt' stets das letzte Wort behält. Eine Gottheit, die es überhaupt so weit hat kommen lassen, daß ein Teil ihres Wesens sich ihr entfremdete und neben sie stellte, verdient in der Tat dasselbe Mitleid und Mißtrauen, das Augustin seinerzeit der manichäischen Gottheit erwies, die sich Elemente ihres Wesens hatte rauben und entfremden lassen. Es sind ja schließlich die menschlichen Individuen, die das Leben des Alls an ihrer besonderen Stelle weiterführen; sie sind es, ‚in denen allein das Geistesleben ursprünglich hervorbricht'. Eine solche Neugeburt tritt an jeden als Möglichkeit heran, die bejaht aber auch verneint werden kann. So liegt denn bei dem Menschen die Entscheidung, ‚nicht nur für sich selbst rechtes Leben zu gewinnen, sondern auch das Ganze durch sein Tun zu fördern', das Leben Gottes an dieser besonderen Stelle ‚aufrechtzuerhalten'. (I, 392; III, 309; VI, 92, 152 f.)

Bei solcher Fassung des Monismus müssen natürlich die Widersprüche und schlimmen Konsequenzen, die in jeder Alleinslehre stecken, besonders stark hervortreten. Wir dürfen Eucken dafür danken, daß er den naturalistischen Pantheismus ablehnt; wir dürfen es ebenso begrüßen, daß er die Tiefe des Problems, das in der Beziehung zwischen Gott und Welt sich auftut, nicht durch logische Kunststücke oder Hinwegleugnen der endlichen Wirklichkeit verschleiert. Aber je ehrlicher er diese Wirklichkeit und ihre Gegensätze anerkennt, um so mehr sieht er sich nun gezwungen, eine Gegensätzlichkeit und Spaltung in Gott selbst hineinzutragen, die weder mit seinem monistischen Prinzip noch überhaupt mit dem Zweck einer einheitlichen Weltbegründung vereinbar ist.

Der letzte Grund der Welt und des Geistes ist absolut, d. h. er besteht durch sich, in voller Unabhängigkeit und mit innerer Notwendigkeit. Ein solches Wesen aber schließt jede Entwicklung aus. Was im Dasein absolut notwendig und selbständig ist, das muß auch im Sosein absolute Notwendigkeit, d. h. höchste Aktualität und Vollkommenheit sein. Eine Gottheit, die aus ewiger, innerer Notwendigkeit existieren, aber ihrem Lebensinhalt nach unfertig und unbestimmt sein soll, würde das Denken beleidigen, statt es zu beruhigen;

sie wäre viel abenteuerlicher als eine mathematische Gleichung, die mit innerer Notwendigkeit ihre Lösung fordern, aber eine völlig unbestimmte und wandlungsfähige Lösung ergeben sollte. In Gott ist nichts zufällig, potentiell, ablösbar; jede Entwicklung von der Möglichkeit zur Wirklichkeit würde zeigen, daß Gott selbst im tiefsten Grunde bedürftig und abhängig wäre. Und woher sollte der Anstoß kommen, der dem Urgrunde des Seins von der Ruhe zur Bewegung, von der Möglichkeit zur Wirklichkeit verhilft? Wo könnte der Ewige und Allumfassende sein Wesen ‚suchen', wenn er es nicht besitzt? Wie könnte die Weltentwicklung demjenigen eine höhere Wesensbildung, einen Fortschritt vom dunklen Sein zur lichten Tätigkeit geben, der alle sinnvolle Bildung, alles Geistesleben als erste Ursache begründet, daher in eminenter Kraft und Fülle besitzen muß!

Ein Absolutes, das mit sich selbst nicht fertig ist, sondern seine Wahrheit und Vollkommenheit erst sucht, vermag auch dem nach Wahrheit und Vollendung ringenden Menschen keinen Trost und Halt zu bieten. Diese Gottheit wird vielleicht auch in Zukunft wieder sich selbst entfrembet, in den ungeheuren Verwicklungen des Geisteslebens vom Bösen ergriffen und angesteckt werden; wie soll sie da dem Menschen den vollen Ernst der Pflicht, das absolute Gesetz der Heiligkeit aufrechthalten? (I, 392, 399.) Daß der sittliche Widerspruch nicht in ihr Zentrum hineingreift, sondern auf der Peripherie des Lebens bleibt, ist ein schlechter Trost; wie gern sagt sich auch der lasterhafte Mensch, daß er sich der Sünde nicht mit dem innersten Wesen, sondern nur mit peripherischen Aufwallungen und Strebungen ergibt! Überdies kann sich der sittlich fehlende Mensch, nachdem er in der charakteristischen Religion zur bewußten Identität mit dem Alleben vorgedrungen ist, ausdrücklich darauf berufen, daß ‚in dieser innersten gottverbundenen Tiefe keine Verfehlung und Schuld des Menschen seine geistige Substanz völlig zerstören' kann (I, 385). — Wirkliche Religion ist jenes Bewußtsein der Identität nicht zu nennen; diese gründet sich auf den Verkehr des Geistes und Gemütes mit Gott. Ein solcher Verkehr ist unmöglich, wo Gott und Mensch eins sind, oder wo das selbständige Wesen, das man für Gott retten möchte, so dunkel, verworren und weltbefangen bleibt. Auch jener christliche Denker, an dessen Ideenwelt und Frömmigkeit Eucken gern Anschluß sucht, der hl. Augustin, erblickt in der Licht- und Lebensfülle Gottes den einzigen Quell echten menschlichen Geisteslebens; auch er durchlebt den Gegensatz und Kampf des Irdischen mit höchster Spannung und Teilnahme. Warum aber kommt ihm nie der Gedanke, das Göttliche und Menschliche als einen einheitlichen, weltumfassenden Lebensprozeß darzustellen? Weil er klar einsieht, daß nur die höchste, ungetrübte Geistigkeit und Heiligkeit, die veritas et bonitas incommutabilis, eine wirkliche Lichtquelle für den Geist, ein fester Felsengrund für die Sittlichkeit ist; weil er einsieht, daß nur ein lebendiger, von unserm Ich verschiedener Gottesgeist die religiösen Affekte der Anbetung, der vertrauenden und liebenden Hingabe hervorrufen kann. Eucken sieht in den großen Gestalten des Christentums und in der belebenden und erneuernden Kraft, die von ihnen ausgeht, das glänzendste Zeugnis für die Existenz eines übernatürlichen Prinzips, einer weltüberwindenden Geistig-

keit. Allein dieser Beweis der Kraft spricht doch nur für den Gottesbegriff des Christentums. Wenn ihm nichts Ebenbürtiges aus der Entwicklung und Erprobung der monistischen Gottesidee an die Seite zu stellen ist, so liegt darin gewiß kein ermutigendes Vorzeichen für die Kraftwirkung, die von der neuen Religion des Geisteslebens zu erwarten ist.

Gegen die Gültigkeit der oben berührten metaphysischen Gründe für die totale, unveränderliche Vollkommenheit Gottes macht man nicht selten ein bestechendes Argument geltend. Die Erfahrung lehrt, und die christliche Philosophie bestätigt es nachdrücklich, daß der menschliche Geist, indem seine Erscheinungen und Tätigkeiten wechseln, in seiner Substanz unverändert bleibt. Warum also, fragt man, sollen nicht auch bei Gott akzidentelle Wandlungen vor sich gehen, ohne daß sein göttliches Wesen irgend eine Änderung und Einbuße erleidet? 1) Wie schon der Name sagt, offenbaren die Erscheinungen das Wesen, tritt in der Tätigkeit und Kraftentfaltung das innere Sein ans Licht: agere sequitur esse. Lassen wir diesen Satz fallen, so hört überhaupt jede denkende Betrachtung, jede wissenschaftliche Erforschung der Wirklichkeit auf. Auch das Wesen der Seele bestimmen wir nach der Art ihres Wirkens. Nun zeigt die Welt in allen ihren Teilen Abhängigkeit und Bestimmbarkeit. Dem Urgrunde der Welt aber erkennen wir Absolutheit und in sich ruhende Selbständigkeit zu, das volle Gegenteil jener geschöpflichen Eigenschaften. Damit erhebt sich ein solcher Gegensatz zwischen dem Absoluten und den angenommenen Entwicklungsformen, daß die letzteren nicht mehr Erscheinungen, sondern geradezu Verhüllungen und Verleugnungen seines Wesens sein würden; es zeigt sich ein Abstand, so unermeßlich, daß wiederum alle Begriffe und Worte ihren Sinn verlieren würden, wenn dieser Unterschied nicht als wesentlicher stehenbleiben sollte. Als Werk Gottes gedacht, ist die Welt mit ihrer Schönheit wie mit der sie überall durchziehenden Nichtigkeit ein Weg zur Erkenntnis des wahren, weltüberlegenen Gottes; als Akzidens, als inneres Lebensmoment der Gottheit gedacht, ist die Welt ein Irrweg, der ins Dunkle führt, zur Leugnung der selbständigen Vollkommenheit, zur Leugnung der Gottheit. Gott als schöpferische Ursache und vollkommenes Ziel der Welt gibt dem Natur- und Geistesleben Licht und Verständlichkeit, Ordnung und sittliche Weihe; Gott als Wesen der Welt, als innerster Kern des durch Sinnenlust und Daseinskampf, Tugend und Laster fortschreitenden Weltlaufs löst keines von den dunkeln Rätseln des Weltlebens, sondern summiert, verschärft und verewigt sie. 2) Was das Beispiel der Seele angeht, so liegt in ihrer Tätigkeit und Entwicklung eine charakteristische Offenbarung ihres Wesens — trotz des scheinbaren Gegensatzes zwischen Wechsel und Beharrlichkeit. Das Zeitliche und Veränderliche im Leben der Seele zeigt nämlich, daß auch die Substanz der Seele nur ein empfangenes, abhängiges, der Zeit unterworfenes Sein besitzt. Wie in allem seelischen Wirken, im Vorstellen, Denken und Wollen die Potenz dem Akte, das Nichtsein dem Sein vorangeht, so ist auch die Seele selbst, obschon ihr substantielles Werden nun abgeschlossen

ist, einmal aus der Möglichkeit zur Wirklichkeit, aus dem Nichtsein zum Sein übergegangen. Auch ihre ‚unveränderliche‘ Substanz ist veränderlich insofern, als sie ihr Dasein nicht durch sich und auf einmal, sondern in zeitlicher Dauer besitzt, es jeden Augenblick gleichsam von neuem empfängt und verliert; sie ist veränderlich insofern, als sie ohne Gottes erhaltende Macht der Veränderung und Vernichtung anheimfallen würde. Die fühlbare, empirische Wandlung in den Seelenerscheinungen zeigt die metaphysische Veränderlichkeit, das Ineinander von Sein und Nichtsein in der Substanz. Die allmähliche Entwicklung der Seelenvermögen offenbart die Endlichkeit und innere Bedürftigkeit des Seelenwesens. ‚Alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht,‘ sagt der Dichter. Nur der unendlichen Vollkommenheit eignet ein Wert, der das Dasein mit Notwendigkeit fordert, ein Inhalt, der der unendlichen Energie und Würde der Aseität entspricht. Das Endliche muß der Zeit und den äußeren Mächten dankbar sein, daß sie ihm zur Vollkommenheit verhelfen, weil auch seine Wesenheit eine zeitlich und äußerlich begründete ist. Das Absolute ist, wie in der Existenz, so auch im Leben und Handeln zeitlos, über jede Anregungsbedürftigkeit und Entwicklung erhaben.

Was in der Stellung Euckens zum Christentum die Kritik herausfordert, das erklärt sich zum Teil aus der geschilderten Eigenart seiner Weltanschauung; zum anderen Teile folgt es aus einer irrigen Auffassung christlicher Tatsachen und Lehren; wir sehen, wie er bald von der unphilosophischen Gestalt, die das Dogma in der protestantischen Orthodoxie angenommen hat, bald von den kühnen Hypothesen der modernen historischen Theologie beeinflußt ist. Gleich seine Stellung zum Zentraldogma des Christentums, der Gottmenschheit Jesu Christi, ist hierfür bezeichnend. Die Verbindung der Gottheit und Menschheit in einer historischen Person erscheint ihm mythologisch, weil sie das Göttliche an einen Punkt der Geschichte binde, statt es zum erhöhenden Moment der ganzen Menschheitsentwicklung zu machen. ‚Das gesamte Geistesleben würde in seiner Kraft und in seiner Spannung tief herabgedrückt, wenn es uns genügen sollte, daß das große Wunder irgend einmal geschehen wäre, wenn es sich nicht unablässig und auch bei uns zu wiederholen, sich als ein fortlaufendes Werk zu erweisen hätte‘ (I, 433 f.). Der monistische Denker versteht nicht, wie die übernatürliche Religion und ihr höchstes Gnadengeheimnis aus einem freien Liebesratschluß Gottes hervorgehen konnte, wie es eine einzige menschliche Person zum Mittler und Träger der welterlösenden Gnade erheben konnte. Dabei läuft, wie es scheint, aus der altprotestantischen Kenosislehre das Mißverständnis unter, daß die Gottheit selbst in Christus eine Herabsetzung erfahren habe zum Zwecke des Leidens, und die ähnliche Vorstellung, die Gnadenausteilung Gottes müsse, falls sie nach den Zeiten verschieden sei, auch eine Veränderung in Gott bewirken (I, 314, 362). Eucken übersieht, daß sowohl das zeitliche Heilswerk Christi wie die Gnaden, die von ihm vorwärts und rückwärts in die Menschheit ausströmen, dem Gebiete des Geschaffenen angehören, während Gott in voller Zeitüberlegenheit den Heilsplan und seine inneren

Beziehungen von Ewigkeit her geordnet hat. Der Vorwurf, das Dogma setze in Gott Veränderungen und mache so die Wahrheit selbst flüssig, fällt mit voller Wucht auf den Kritiker zurück, der so häufig von einem Eingehen des göttlichen Seins und all seiner Eigenschaften in den Menschen redet.

Die Leugnung des Wunders steht mit der monistischen Verallgemeinerung aller höheren Geistbezeugung in durchsichtigem Zusammenhang, bietet aber an sich manches Auffallende. Wie beredt weiß Eucken das Wunderbare und Umwälzende der Geistesoffenbarung im Menschen zu rühmen, das Durchbrechen des irdischen Kausalnexus, das sich hier vollzieht, die religiöse Kraft der Einzelpersönlichkeit, die sich von solcher Erfahrung aus gegen die Welt der Alltäglichkeit und harten Notwendigkeit aufbäumt! Wenn im Geistigen so nicht die Regel und die Masse das entscheidende Wort sprechen, sondern die Persönlichkeit und der Geist der gebietenden Stunde, warum sollen diese Momente nicht von außerordentlichen Tatsachen äußerer Art begleitet werden? Eucken spricht die Befürchtung aus, das äußere, sinnliche Wunder werde die Bedeutung jener geistigen Wunder und ihre bestärkende und erhöhende Kraft abschwächen. Verrät sich darin nicht eine Auffassung der Natur und des Geistes, die weder der Einheit der Schöpfung noch dem psychologischen Bedürfnisse des Menschen Rechnung trägt, eine Auffassung, die uns an die dualistische Nebenströmung seines Systems erinnert? Eucken selbst bekennt hinsichtlich der Auferstehung Christi, ihre Gewißheit sei es allein gewesen, die im Jüngerkreise den Umschwung von völliger Verzagtheit zu freudiger Sicherheit erklärt, damit auch den Durchbruch jenes Geisteslebens, das im Christentum weitergeht. — Zu dem apriorischen Bedenken des Philosophen kommen dann auch hier Einflüsse anderer Wissenschaften, so die Übertreibungen der Naturforscher. Eucken setzt voraus, die alte, christliche Denkweise habe die Regelmäßigkeit des Naturlebens ‚nicht als Ausfluß einer eigenen Natur der Dinge, sondern als eine Gewohnheit des göttlichen Handelns‘ ausgegeben, — eine Behauptung, die in der Haltung der katholischen Theologie und Metaphysik durchaus keine Stütze findet. Ebenso hinfällig ist die andere Aufstellung, daß nach der ganzen neueren Naturwissenschaft ‚die Natur keinerlei innere Kräfte enthält, daß ihr Lauf nicht seelischen Antrieben folgt, sondern durch die mechanischen Mächte von Druck und Stoß getrieben wird‘ (I, 25). Zwischen diesen beiden Extremen, die Eucken mehr konstruiert als beweist, liegen eine Reihe tatsächlicher Naturverhältnisse, die den Wunderglauben — das Dasein Gottes vorausgesetzt — gerade vom modernen Standpunkt völlig berechtigt erscheinen lassen. Lord Kelvin, einer der berufensten Wortführer der Naturwissenschaft, schrieb Anfang Mai 1903 an die ‚Times‘ gelegentlich einer Kontroverse: ‚Vor vierzig Jahren fragte ich Liebig auf einem Spaziergang, ob er glaube, das Gras und die Blumen, die wir um uns sahen, seien durch rein chemische Kräfte gewachsen. Er antwortete: „Nein, ebensowenig, als ich glauben könnte, ein botanisches Buch, das ihre Beschreibung enthält, könne durch rein chemische Kräfte zustande kommen.“ Jede Regung des freien Willens ist für die Wissenschaft der Physik, Chemie, Mathematik ein Wunder.‘ Jede freie Willensregung mit äußerer Wir-

kung ist aber ebenso klar ein Beweis, daß der Naturlauf nicht nur mechanischen Kräften, sondern auch seelischen Antrieben folgt. Die bewußten Eingriffe des Menschen in den Naturlauf, die so gewaltige Änderungen im Kreislauf der Kräfte bewirken, sind gewiß viel zufälliger, viel weniger begründet und philosophisch einleuchtend als ein den höchsten Zwecken der Vorsehung dienender Eingriff Gottes, jenes Gottes, der die Welt erschaffen hat und mit seinem Geiste erfüllt, der tausend Wege kennt, ihre Kräfte zu höheren Werken der Macht und Weisheit zu ordnen.

Im eigentlichsten Gebiete der Religion und Frömmigkeit setzt sich der Widerspruch gegen das Wunder fort in der schroffen Ablehnung, die Eucken allem Sakramentalen in der Kirche zuteil werden läßt. Die Stellung, die das Sinnliche als Gnadenmittel in der Kirche beansprucht, erscheine dem heutigen Geiste als magisch, als Hemmung geistiger Freiheit; sie sei nicht vereinbar mit jener ‚Erhebung der Religion ins Reingeistige', die aus der selbständigen Art des Geisteslebens gegenüber allem Sinnlichen folge (I, 419, 427). Eucken beschuldigt sonst wohl die alte Kirche einer gewissen weltfremden Innerlichkeit; hier zeigt er sich naturscheuer und spiritualistischer als sie; die dunkeln Naturgewalten liegen seiner Geistesphilosophie ferner als dem alten Theismus. Er will das Sinnliche nur als Ausdruck und Darstellungsmittel, nicht als integrierenden Bestandteil des Geisteslebens dulden. Schon mit dieser Formulierung hat er die Erhebung der Religion ins Reingeistige aufgegeben. Sodann wäre die großartige Kraft der Symbolik, wie sie sich von den Anfängen der Sprache bis hinauf zur gottbegeisterten Kunst überall offenbart, nicht zu erklären, wenn das Sinnliche nur Ausdruck und Darstellung, nicht auch Mittel, Vorstufe, lebendiger Träger des Geistigen wäre. Der Grund liegt zuletzt darin, daß im Menschen selbst, den die Religion ergreift und heiligt, das Sinnliche zweifellos ‚einen integrierenden Bestandteil' des Wesens bildet. So ist es denn keine Magie, sondern weisheitsvolle Anpassung an die Natur des Menschen, daß der Gottesgeist auch übernatürliche Gnaden an äußere Zeichen bindet. Freilich, das Mittel und Werkzeug ist um des Zweckes willen da, es darf dem Zwecke nicht Abbruch tun; daher geht die Kirche keineswegs soweit, das Sinnliche als solches ‚ins Zentrum des Lebens' zu setzen oder seine Mitwirkung für unentbehrlich zu halten. Die ‚volle Realität', die Auswirkung der ganzen Idee und Segenskraft der Gnade, fordert beides, das Äußere und das Innere. Wo immer aber persönliches Geistesleben erwacht ist, da kann auch ohne äußeren Empfang des Sakramentes durch innere Umkehr und aufrichtige Sehnsucht nach dem Heile die Rechtfertigung zustande kommen.

Ganz ähnlich ist es mit der Kirche als sichtbarer Gottesgemeinde; sie ist nicht nur Spenderin und Vermittlerin der Sakramente, sondern im wahren Sinne selbst zentrales Sakrament. Der soziale Gedanke zwingt Eucken, bezüglich der Kirche sein Ideal von der Erhebung ins Reingeistige, von der Freiheit des persönlichen Geistes zu mildern. Zur Aufrechthaltung und lebendigen Durchsetzung der geistigen Güter erscheint ihm eine besondere, sicht-

bare Gemeinschaft notwendig; ohne diese ‚Verkörperung' würde schließlich die Selbständigkeit des geistigen Lebens zerfallen. Er erkennt der religiösen Gemeinschaft auch eine gewisse normierende Stellung, eine verneinende und abstoßende Kraft zu, damit das Christentum nicht zu einem charakterlosen Etwas herabgesetzt werde; nicht aus der vagen Reflexion jedes beliebigen Individuums, sondern aus dem Lebenszusammenhange des Christentums heraus erhält die christliche Gedankenwelt ihre Bestimmtheit (IV, 93; VI, 143). Damit steht wenig im Einklang, daß den einzelnen Epochen der christlichen Zeit die ‚völlige Freiheit' zukommen soll, ohne Bindung an die Vergangenheit die christliche Grundwahrheit neu zu gestalten. Werden nicht die Epochen oft in verhängnisvollster Weise von Individuen beherrscht, unterliegen nicht auch ganze Zeitalter bisweilen berauschenden und entnervenden Irrtümern? Haben die Helden der Religion ihre Größe nicht oft genug im Kampfe gegen die herrschende Zeitströmung dartun und erproben müssen? So würde sich auch von hier aus eine Hemmung und Herabsetzung des Geisteslebens einstellen, wenn das Bewußtsein des Zeitalters die Gestalt der Religion bestimmen soll; so würden wir ‚den Begriff des Göttlichen gefährden', die Wahrheit flüssig machen, wenn die sich ablösenden Geschlechter der Menschen die Macht hätten, die christlichen Grundwahrheiten ‚mit völliger Freiheit' neu zu gestalten. Nur eine im Namen Gottes auftretende Autorität kann in göttlichen und ewigen Dingen dem Individuum gebieten, ohne es zu unwürdiger Abhängigkeit zu verurteilen. — Die sichtbare Kirche Christi muß in ihrer Art ausschließlich sein, jeder anderen abweichenden Organisation des christlichen Gedankens die Legitimität bestreiten. Aber wenn die Kirche die einzige gottgewollte Verkörperung der erlösenden Wahrheit und Gnade ist, so wird auch dadurch die Freiheit und Allgegenwart des Heiles nicht abgeschnitten. Schon vor ihrer Gründung und außerhalb ihrer Grenzen weht der Hauch desselben Gottesgeistes, der sich in ihr einen sichtbaren Organismus aufgebaut hat. Und umgekehrt: in ihrem Schoße ist nicht alles geschichtlich Gewordene in Lehre und Einrichtung der authentische Ausdruck ihres Wesens. Eucken hält es für eine kaum vermeidliche Gefahr des Kirchentums, daß es den Gläubigen halberstorbene Bestandteile früherer Religionsperioden auflade, die sie als unnützen Ballast, als Widerspruch gegen ihr Gewissen empfinden müßten; so schwer sei es, das Göttliche und Menschliche in der Kirche deutlich abzugrenzen. Ohne Zweifel sind Schwierigkeiten dieser Art nicht selten; der Kampf zwischen starker geistiger Eigenart und dem Einflusse bloßmenschlicher, durch Alter geheiligter Tradition erreicht nirgendwo eine solche Schmerzlichkeit wie auf dem religiösen Gebiete. Aber anderseits ist es gerade die katholische Kirche, die das absolut Wahre und Gültige im Dogma deutlich hervorhebt und neben ihm eine Abstufung des mehr oder minder Ehrwürdigen, des Gebotenen, Rätlichen und Freien aufstellt. Zugleich eröffnet sie in dem Zeit- und Weltumfassenden ihrer Geschichte einen so weiten Gesichtskreis, einen Reichtum der Anschauungen und Erfahrungen, eine Mannigfaltigkeit erbauender und erhebender Vorbilder, daß in dem Maße, wie jene

Konflikte zwischen persönlicher und überlieferter Auffassung möglich werden, in demselben Maße auch die Einsicht und Freiheit wächst, sie in vollkommener Weise, ehrlich und ehrerbietig zugleich, zu lösen. Und wie sehr sich im Ringen und Opfern dieser Art der Charakter echten Geisteslebens offenbart, läutert und steigert, dafür hat Eucken selbst ja ein sehr lebendiges und tiefgehendes Verständnis.

Die gelegentlichen Exkurse Euckens in das Gebiet der kirchlichen Vergangenheit, die Beispiele, die er dorther für eine zeitgeschichtlich berechtigte, nun aber veraltete Richtung des Christentums sammelt, leiden durchweg an unvollkommener Erfassung des katholischen Gedankens; sie verlieren meist im Lichte der wirklichen dogmatischen Idee und ihrer Entwicklung das Gegensätzliche und Anstößige, das sie für moderne Geister haben. So mischt sich immer wieder in das Studium heutiger Denksysteme, wenn man sie zu den philosophischen, dogmatischen und sittlichen Grundsätzen der Kirche in Beziehung setzt, das schmerzliche Bedauern, daß diese geheiligte, im Glauben und Denken der Jahrtausende erprobte Weisheit trotz ihrer Öffentlichkeit so vielen forschenden Geistern nur in undeutlichen oder verzeichneten Umrissen bekannt geworden ist.

## Herbstabend.

Dämm'rung schleicht an hohen Bergeswänden,
Hat mit dunkler Hand das Licht gefangen,
Auf den Wiesen lagern blaue Schatten
Und die Sonne ist zur Ruh' gegangen.

Nur ein Bäumlein in dem engen Tale,
Scheint es, hat die letzte Glut getrunken,
In der Dämm'rung purpurüberschauert
Steht es schweigend, tief in sich versunken.

Sophie Steinwarz.

# Als die Nacht hell wurde . . .*

Von

Ingeborg Maria Sick.

Diese merkwürdig helle, helle Nacht.

Ohne jegliche vorhergehende Anmeldung von dem meteorologischen Institut brach sie plötzlich hervor und leuchtete mit fast taghellem Glanz, als sich die Menschen eben anschickten, zur Ruhe zu gehen, in der festen Zuversicht, daß alles so sei, wie es sein sollte, oder besser gesagt, wie es zu sein pflegte.

Da begann plötzlich die niedere Mauer des gegenüberliegenden Hauses hell zu leuchten . . .

Das Haus war allerdings erst vor kurzem neu verblendet worden — wer hätte gedacht, daß es in seiner neuen Weiße so blendend hell sein könnte! Die Mauer gab einen förmlichen Schein von sich, und man konnte durchs Schlafzimmerfenster ganz in die Stube hineinsehen. Das war doch wirklich sonderbar!

Und mit einem Male konnte man auch alle die roten Rosen drunten im Garten unterscheiden. Sie leuchteten auf in roter Pracht; selbst die purpurroten, die fast wie schwarzer Samt schimmerten, tauchten aus der Dämmerung auf und hoben sich jetzt deutlich von den Blättern ab.

Jedermann sah die helle Nacht. Der Flurschütz und der Villenbesitzer, der Bahnwärter und der Radfahrer, die Leute in der Stadt und auf dem Lande.

Ja, alle Leute sahen sie; nur wer schon hinter den heruntergelassenen Vorhängen schlief, der sah sie nicht, und wer bei zurückgezogenen Vorhängen schlief, sah sie auch nicht, träumte aber von einem sonnigen Tage.

Alle andern sahen die helle Nacht.

Der Strandwächter sah sie auf seinem einsamen Gang dem weiten Meere entlang. Da leuchtete es mit gelbrotem Schein hell vor seinen Augen

* Im Juni 1908 zeigte sich in einer Nacht eine gar wunderbare Helle am Himmel, wie es sonst nur im höchsten Norden der Fall zu sein pflegt. Es war kein eigentliches Nordlicht, sondern nur eine intensive Helle. Die Erscheinung wurde nicht allein in Dänemark, sondern auch in Deutschland bemerkt und allerlei Vermutungen darüber angestellt. Dieses Phänomen hat der Schriftstellerin Anlaß zu der folgenden kleinen Erzählung gegeben. Der Übersetzer.

auf und entzündete gleichsam alle die silbernen, leise plätschernden Wellen zu leuchtendem Widerschein. Und weit draußen schwimmende, kleine Fischerboote lagen sonderbar schwarz und überaus deutlich mitten in dem Glanz.

Aber drinnen im Lande, wo dämmerige Alleen zu einem stillen See hinabführten, da war die nächtliche Klarheit weißschimmernde Helle; leuchtend weiß stieg sie empor wie ein Schwanenflügel, der sich über den glatten Meeresspiegel ausbreitete ...

Woher kam diese helle Nacht?

Das brachte man wohl nicht so ganz heraus trotz der verschiedenen Vermutungen und Erklärungen.

Aber wozu kam sie, diese helle Nacht?

Es mußte doch irgend ein Zweck dabei sein! Sie sollte doch wohl etwas klar machen! Obgleich — der Tag müßte das eigentlich besser tun können. Denn so hell wie der Tag war diese Nacht immerhin nicht. ‚Der Tag wird es klar machen,' heißt es ja auch.

Aber es gibt eben doch immer noch viel, was der tägliche Tag nicht klar macht, weil die Augen der Menschen gegen sein Licht abgestumpft sind. Sie haben sich gewöhnt, nichts dabei zu sehen.

Aber ein Licht, das zu ganz ungewohnter Zeit hervorbricht, das enthüllt.

Gab es in jener Nacht ringsum im Lande nicht Menschen, die sich in dieser nächtlichen Stunde umschauten und dabei etwas entdeckten, was sie früher nie gesehen hatten? Etwa die Tapete in ihrem eigenen Zimmer oder einen Baum vor ihrem Fenster? ... Oder sahen sie, was die Menschen so langsam sehen, ja, das zu sehen sie sich förmlich abgewöhnt haben, nämlich: einander? Jetzt sahen sie vielleicht das Gesicht eines ihrer Nächsten, das ihnen aber vorher noch nie aufgefallen war.

Ja wirklich; der Flurschütz fuhr jäh aus dem Schlaf auf und glaubte, es sei Morgen; und als er dann auf die Uhr sah, war es erst halb zwölf ...

Aber welche Helle draußen! Das war doch wirklich sonderbar! Er setzte sich im Bette auf, so daß er zum Fenster hinaussehen konnte. Draußen lag die weite Landschaft hell erleuchtet, ja, er meinte sie sogar noch deutlicher zu erkennen als sonst, weil nirgends ein Schatten zu sehen war.

Wenn sonst ab und zu jemand vor seinem Hause stehen blieb und sagte: ‚Was Sie aber für eine schöne Aussicht haben!', pflegte er oder seine Frau zu antworten: ‚O ja, man kann das Dach des Schulhauses von Sönderfted sehen, sogar von der Stube aus!'

Das war der einzige Punkt in der Landschaft, der ihnen des Erwähnens wert schien; und allmählich war dann die ganze Aussicht für sie zu diesem einen Punkt zusammengeschmolzen. Sie sahen nichts anderes mehr.

Aber jetzt konnte Oles Blick gar nicht bis zu diesem festen, sicheren Punkt hingelangen — vor lauter wogenden, herrlich grünen Wiesen ... und blauen Wäldern zu beiden Seiten ... und einem langen See, der hell aufleuchtete — gerade vor seinen Augen.

Das war doch wirklich sonderbar!

Er drehte sich auf die Seite, um zu sehen, ob seine Frau nicht auch wache; man überwindet eine Überraschung immer leichter, wenn sie ein anderes mit einem teilt.

Aber sie schlief, obgleich ihr die blendende Helle gerade ins Gesicht schien und ihre geschlossenen Augenlider leicht zitterten. Und sie schlief doch sonst gar nicht so fest wie er; am wenigsten, wenn die Buben auswärts waren.

Er wollte sie anstoßen, um sie zu wecken; aber da fiel sein Blick auf ihr Gesicht.

Ei der Tausend — wie alt sie geworden war! Und sie war doch einst so schön gewesen! Das würde jetzt niemand mehr denken. Das Gesicht war ganz klein und gelb geworden, und eine Menge Runzeln lief kreuz und quer darüber hin. So deutlich hatte er es noch nie gesehen, obgleich er sie doch jeden Tag vor sich hatte.

Und doch war es eigentlich nicht so sehr der Verfall, der das Gesicht verändert hatte, sondern vielmehr der Ausdruck, den er da vor sich sah.

Als sie jung war, wie freundlich war sie da immer gewesen! Wie frisch und froh und stets zum Lachen bereit! Jetzt war sie müde und verschlossen und vergrämt. Der Mund war mißmutig und so fest zusammengepreßt, daß er fast nur noch wie ein kleiner dunkler Strich aussah. Sie hatte zwar immer schmale Lippen gehabt, und es waren ihr auch verschiedene Zähne ausgegangen; aber es machte einen hoffnungslos traurigen Eindruck, wie dieser Mund da sich zusammenpreßte.

Ach freilich, so ganz leicht hatte sie es ja auch nicht gehabt! Nichts als Schinderei mit allen den Jungen und Mädchen. Und nun der letzte, der Schlingel; der war doch der Schlimmste von allen!

Solche Kinder, die hatten etwas auf dem Gewissen! Es wäre recht gut, wenn sie jetzt hier säßen, gerade so still, in dieser hellen Nacht, wo sie jede Runzel im Gesicht ihrer Mutter und jedes graue Haar auf dem Kopfe zählen könnten. Dabei würden ihnen wohl allerlei Gedanken kommen.

‚Diese sonderbare nächtliche Helle,‘ dachte Ole wieder. ‚Mutter sieht wirklich fast aus wie eine Tote.‘

Ach freilich, freilich! Sie hatte ihr Teil zu tragen gehabt! Und er selbst hatte es ihr auch nicht immer zu erleichtern gesucht, wie er es wohl gekonnt hätte. O nein, er hatte ihr vielleicht eher noch mehr aufgeladen!

Die Kinder, sie hatten ja dieses Gesicht nicht gekannt, wo es

weiß und rosig und glatt war, mit dem frohen Lächeln um die Lippen, wie es gewesen war zu jener Zeit, wo er früh und spät hinter ihr hergewesen war und sie sich schließlich überreden hatte lassen, ihr freundliches Gesicht in seine Stube hineinzutragen . . .

Als dann die Kinder kamen, da hatte die Veränderung schon angefangen gehabt; daran konnten also die Kinder nicht schuld sein.

Je länger er seine Frau betrachtete, desto deutlicher wurde ihm vielleicht klar, daß nur einer, ein einziger der Schuldige sei diesem Gesicht gegenüber. Und da mußte er es mit seiner Hand berühren. Das hatte er seit langer Zeit nicht mehr getan.

Er strich ihr übers Haar und über die Wange herunter bis zum Kinn. Es war, als wolle er die Spuren aller der bösen Jahre von ihrem Gesicht wegwischen oder sie gegen mehr von der Art beschützen.

‚Mutter!‘ sagte er leise, ‚Mutter!‘

Dabei erwachte sie. ‚Was gibt's?‘ fragte sie.

‚Ach, nichts!‘ antwortete er, indem er seine Hand zurückzog. ‚Es ist nur so hell heute nacht, ganz unbegreiflich hell!‘

‚Gott sei Dank!‘ sagte sie. ‚Das hat wohl der liebe Gott getan; denn Mats ist ja heute nacht unterwegs.‘

‚Ja, das ist er meistenteils,‘ erwiderte Ole. ‚Aber das hat nichts mit diesem hier zu tun.‘

Aber alles dies hatte eben doch der liebe Gott so eingerichtet, und er hatte doch wohl eine Absicht dabei, wenn man sie auch manchmal nicht mit Händen greifen kann.

Dann wandte sich Ole vom Fenster weg, um sich wieder zum Schlafen niederzulegen. Aber unter den geschlossenen Lidern sah er noch immer das gelbliche, runzlige Gesicht mit dem kummervoll festgeschlossenen Mund, der einstmals so gerne gelacht und gescherzt hatte.

Es war Ole, als müsse er nun immerfort dieses Gesicht so vor sich sehen — und das seinige dabei denken.

Aber wird er das Bild festhalten, wenn es wieder Tag ist? Wenn das Dach des Schulhauses von Söndersted wieder auftaucht und Wiese, Wald und See verschwinden?

Vielleicht . . .

* * *

— — Waren nicht eine gute Strecke weiterhin ein paar Burschen ganz drunten am Strande, die zu derselben Zeit der Hecke eines Villagartens entlang schlichen?

Der Kopenhagener Martin war mit dieser Art Ausflüge wohl ver-

traut, aber seinen unerfahrenen Genossen hatte er erst unterrichten müssen. Zuerst hatte er ihm seinen Gedanken über die Sache mitgeteilt, denn er merkte wohl, daß der andere ein wenig bedenklich war.

‚Siehst du, die gerechte Verteilung' hatte er unterwegs zu ihm gesagt; ‚nach der sollen wir ja alle streben. Aber dazu müssen auch alle helfen. Und siehst du, das tun wir jetzt, wenn wir denen, die zu viel zum Verzehren und Versaufen haben, ein wenig davon abnehmen und dem geben, der zu wenig dazu hat. Das ist nur Recht und Gerechtigkeit — nichts anderes! Und wenn man sich in dieser Sache klar geworden ist, dann findet man schon auch ein Küchenfenster, das man mit einem eingeseiften Lappen eindrücken kann. Und die Dienstmädchen bei diesen Sommerfrischlern lassen auch immer etwas herumliegen; da lohnt es sich gleich, wenn man nur einen Fuß ins Haus hineinsetzt. Ja, das ist nun meine Erfahrung.'

Der andere hörte mit blödem Gesicht zu. Ein Zechbruder, ja, das war er geworden. Aber dann mußte man auch etwas zum Vertrinken haben, obgleich er vielleicht eine andere Art und Weise, dazu zu kommen, vorgezogen hätte.

Sie mußten rascher gegangen sein, als sie gedacht hatten, denn es war noch ganz hell, leuchtend hell. Da konnte es noch nicht sehr spät sein, und sie mußten sich in der Laube verstecken, bis es dunkel wurde.

Aber dann hörten sie eine Uhr schlagen; sie schlug ganz deutlich Mitternacht.

‚Nun können wir nicht mehr länger warten. Dies ist die dunkelste Zeit in dieser Nacht.'

Aber es wurde immer heller; eine gelbliche Helle erleuchtete den Garten. Was konnte das nur sein?

War es wirklich heller als sonst? Oder bildeten sie sich's nur ein, weil sie die Nacht gerne recht dunkel gehabt hätten.

Aber es nützte alles nichts, wenn sie auch noch so lange darüber nachgrübelten, denn der Tag mußte nun bald anbrechen.

Kurz nachher waren sie vor dem Hause. Martin untersuchte die niederen Fenster; da sah sein Genosse plötzlich dessen Gesicht auf einer der glänzenden schwarzen Scheiben und dahinter etwas matter sein eigenes.

Beide sahen wie Totengesichter aus, wie böse Totengesichter.

Er fuhr zurück und wendete sich dem andern zu; und er sah ihn gerade an in dem hellen Licht, dem ungewohnten Licht, das enthüllt. Nein, das Gesicht war nicht besser als das auf der Scheibe. Nein, eher schlimmer. Daß er sich doch nicht gefürchtet hatte, mit ihm durch den Wald zu gehen!

Sah er wirklich selbst auch so aus? Oder würde er eines Tages so aussehen? Es war ihm plötzlich, als friere er; er schauderte zusammen.

‚Ich gebe es auf,‘ sagte er in seiner gewohnten mürrischen Weise.

‚Bist du verrückt?‘ fragte der andere. ‚Was hast du denn?‘

‚Es ist zu hell,‘ antwortete er. ‚Man kann uns sehen.‘

‚Ach, Unsinn, im Hause schläft alles! Komm nur!‘

‚Nein, man kann uns sehen! Und wenn uns die Leute nicht sehen können, dann können wir uns sehen. Wir können einander sehen ... Und ich mag nicht mehr ... Es ist zu hell ...‘

* *
*

— — Wanderten nicht an diesem späten Abend zwei Menschen auf der Straße dem Forsthause zu, rechts der See, links der Wald?

Sie wanderten dahin wie schon so oft vorher, wenn er da draußen im Sommer zu Besuch war und mit ihr zum Bezirksarzt oder zum Propst eingeladen gewesen war, und sprachen miteinander ganz wie sonst auch, meistens von seinen Plänen und eben jetzt von seiner nächsten Reise.

Es ging ihnen vielleicht wie den meisten Menschen, die sich schon lange kennen und einen bestimmten Ton gegeneinander angenommen haben, der ein für alle Zeiten festes Verhältnis mit ganz bestimmten Formen kennzeichnet, ein Verhältnis, das zwar Spannung und Überraschung, das Neue und Unerwartete, aber auch die Enttäuschung ausschließt.

Sie waren vielleicht in diese Art von Verkehr allmählich hineingeglitten, in einer gegenseitigen falschen Voraussetzung, jetzt aber konnten sie jedenfalls nicht mehr anders. Und überdies dachte auch keines von beiden an eine Änderung.

Der Wald links, der See rechts und ringsum helle Nacht, wie es im Juni zu sein pflegt. Und beide hatten das Gefühl, daß dieser Gang miteinander nichts Neues war ... Nur einer der vielen früheren, die schon zu Ende gekommen waren, daß alle die vernünftigen Worte, die sie wechselten, auch früher schon einmal gewechselt worden waren, daß sie die ganze Reihe auswendig könnten bis zu dem ‚Gute Nacht‘, wenn sie sich schließlich, jedes sein Licht in der Hand, trennten.

Da bleibt sie plötzlich stehen und ruft verwundert: ‚Aber es ist ja ganz hell!‘

‚O ja!‘ erwidert er mit einem leichten Anflug von Ungeduld in der Stimme. ‚Wir sind ja im Juni.‘

Er ist erstaunt, nicht über die Helle, die er nicht bemerkt hat, sondern daß sie ihn unterbrochen hat; er war eben bei einem sehr wichtigen Punkt seines Reiseplans angekommen.

‚Nein, es ist gar nicht wie sonst,‘ fährt sie fort. ‚Sieh doch die Bäume! Die sind ja ganz grün!‘

‚Ja, wahrhaftig!‘ Jetzt wird sein Malerauge aufmerksam. ‚Und sieh den Glanz am Himmel! Fast wie ein großer weißer Flügel. Das ist doch merkwürdig!‘

‚Und der See,‘ fügt sie hinzu. ‚Wie der leuchtet! Welch ein wunderbarer Glanz! Wie Silber oder noch mehr wie eine Perle.‘

‚Ja, mehr wie eine Perle,‘ erwidert er. ‚Das ist eine merkwürdige Beleuchtung; ich möchte eigentlich gerne noch ein Stück weitergehen. Alles nimmt sich so neu und hübsch darin aus.‘

‚Ach ja, laß uns das!‘ sagt sie mit einem Ton, der etwas anders als der gewohnte klingt.

Laß uns das! Er hatte gemeint, er wolle sie das letzte kleine Stück rasch nach Hause begleiten und dann allein weitergehen. Er hätte eigentlich gedacht, sie selbst würde das am natürlichsten finden.

‚Du möchtest mich vielleicht lieber nicht dabei haben?‘ fragt sie nach einer kleinen Weile, als er schwieg.

‚Ich — wie kommst du darauf?‘ Er ärgerte sich über die Frage. Solche Redensarten mit allem, was sie im Gefolge haben können, waren sonst nicht Mode zwischen ihnen. ‚Aber wohin wollen wir gehen?‘

‚Ich habe eigentlich an den See gedacht.‘

‚Gut, dann gehen wir an den See hinunter. Aber können wir von hier aus hinkommen?‘

‚O ja, wenn wir den Fußweg einschlagen, der allerdings ein wenig schwierig ist! Aber —.‘

Jetzt ist es nicht mehr einer der früheren Gänge. So hat noch keiner geendet. Mit einem Male ist die Situation vollständig neu und verändert.

Er versucht wieder von seiner Reise zu sprechen, da, wo er unterbrochen worden war; dadurch hätte er wieder festen, sicheren Grund unter die Füße bekommen. ‚Diesmal bleibe ich wohl ein ganzes Jahr; ich brauche Sonne für beide Bilder, und hier weint mir ja niemand nach.‘

Aber das Gespräch stockt, weil sie nichts erwidert, was sie doch sonst immer tut. Ist sie so hingenommen von der hellen Nacht? Oder denkt sie noch immer daran, daß er lieber allein gewesen wäre? Hat sie das etwa verstimmt?

Der Weg ist ziemlich schwierig, aber sie gelangen doch an den See hinunter. Dicht vor ihnen leuchtet das stille Röhricht wie grüne Seide ... Darüber die weiße Helle und weiterhin der hellschimmernde glatte Wasserspiegel.

‚Ja, das ist eine merkwürdige Beleuchtung,‘ sagt er und wendet sich ihr zu, da sie noch immer schweigt.

Sie sieht ihn nicht an, ihr Blick schweift weit über den See hin. Aber er sieht ihr Gesicht, sieht es in dem ungewohnten Licht ganz deutlich.

Was ist das für ein Gesicht? Ist es wirklich das ihrige?

Freilich, freilich; aber es ist gar nicht so, wie es sonst zu sein pflegt: selbstbewußt, überlegen, ruhig, unangefochten, so daß es einen erkältet, wenn man es ansieht. Nein, ganz, ganz anders.

Es ist mutlos und überaus verzagt, wie das eines Kindes. Hilflos, mit bebenden, ganz jungen Lippen, . . . mit sanften Augen, die geweint haben. Und mit einem noch anderen Ausdruck, den er nicht recht verstehen kann.

Dieses Gesicht, ach, gegen das möchte man ja nur gut sein, möchte es an sich ziehen . . .

Ist es ihr Gesicht, ihr richtiges Gesicht, das sie nicht in die gewohnten Falten gelegt hat, weil sie dachte, die Nacht werde es verdecken, und weil sie ganz vergessen hat, wie diese Helle enthüllen muß?

Hat sie seither Angst gehabt, es zu zeigen? Hat sie es in sich verschlossen wie einen Schmerz, weil sie gemeint hatte, alle hätten sie so gleichmütig, selbstbeherrscht und vernünftig nötiger?

Ach, alle haben ja auch wirklich bei ihr Rat und Hilfe geholt! Wer weiß, vielleicht hat man sie gerade dadurch in diese ruhige, selbstbewußte Form hineingezwungen, und man hätte es sich also selbst vorzuwerfen.

Sie schaut über den See hin, und er sieht sie an. Hat er Angst, sie könnte ihm wieder entschwinden?

Denn nach diesem Gesicht hier, darnach hatte er sich gesehnt, als er noch ganz jung war. Dies ist das Gesicht, das sein ganzes Leben hätte verändern können, das Gesicht, das zu sehen er niemals zu hoffen gewagt hat.

Hat sie geweint? Sollte sie weinen können? Aber warum? Er muß es wissen, er will sie fragen.

Nein, ach nein! Eine Frage, ein einziges Wort könnte sie dazu bringen, dieses Gesicht sofort wieder zu verbergen, und er möchte es doch so gerne behalten! — Es sind auch immer zu viele Worte zwischen ihnen gewechselt worden; zu wenig von dem Schweigen ist da gewesen, das für Stimmungen, für stilles Weben hin und her Raum läßt.

Nein, jetzt schweigt er . . . Denn der Ton seiner letzten Worte, der Ton aller ihrer gegenseitigen vernünftigen Worte ist verklungen und vergessen. Es ist jetzt ganz still zwischen ihnen. Still und hell . . .

Unmerklich neigt er sich nur näher und näher zu ihr hin.

Dann umschließt er dieses Gesicht, das er gesehen hat, mit seinen beiden Händen. Jetzt hält er es fest, jetzt kann es ihm nicht mehr entwischen.

Sie läßt es geschehen wie im Traum.

‚Bist du das?‘ fragt er. ‚Siehst du so aus?‘

‚Ja,‘ antwortete sie und sieht ihm mit offenem Blick tief in die Augen. ‚Hast du es nicht gewußt?‘

‚Nein ... Aber heute nacht habe ich dein Gesicht gesehen, und es gehört mir — —.‘

Zwei Menschen wandeln dem Forsthaus zu; der alte Rahmen um ihr Verhältnis ist gesprengt, das Angenommene ist abgefallen, als die Nacht hell wurde. Und doch ist es etwas Bekanntes, etwas Liebes, das sie nun miteinander aufnehmen, etwas, das nur zurückgedrängt gewesen war.

Es raschelt im Gebüsch ... Ein Mensch läuft über den Weg, bleibt aber beim Anblick der beiden verblüfft stehen, nimmt dann die Mütze ab und sagt: ‚Guten Abend!‘

‚Guten Abend!‘ erwidert sie den Gruß. ‚Ei, das ist ja Mats! Du bist wohl auf dem Weg nach Hause?‘

Jawohl, er sei auf dem Weg nach Hause.

‚Und du weißt wohl, wie sehr deine Mutter sich daheim um dich sorgt. Grüß sie von mir! Hast du auch gesehen, wie hell es auf einmal geworden war, Mats?‘

‚Ja, es war, ... es war ganz sonderbar. — Na dann, gute Nacht!‘

Die beiden gehen weiter. ‚Siehst du, jetzt erlischt die Helle,‘ sagt sie. ‚Sie hat ihre Aufgabe jetzt wohl erfüllt.‘

* *
*

Die Dämmerung senkt sich über die weite Landschaft herab. Das Grün der Bäume verschwindet wieder und wird schwarz. Der leuchtende weiße Schwanenflügel faltet sich zusammen ... Und alles wird wieder ganz wie sonst.

Ist um dieser Menschen willen jene Nacht hell geworden?

Oder sollten die Augen noch anderer Menschen weit im Land umher sehen lernen, so wie man bei einer ungewohnten Klarheit sieht, und dadurch vielleicht selbst zur Klarheit gelangen?

Oder war das alles nur etwas, was hätte sein können? Etwas, das sich ein Menschenkind ausdachte in jener Mitternachtsstunde, wo die Mauer des gegenüberliegenden Hauses hell aufleuchtete und die Rosen im Garten rot schimmerten?

Wer weiß?

Aber dann hat sie wenigstens diesem einen etwas klar gemacht, diese wunderbar helle, helle Nacht!

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber.

# Die christliche Kunst der Gegenwart.

## Gedanken zur Düsseldorfer Ausstellung für christliche Kunst.

Von

**Konrad Weiß.**

Die christliche Kunst steckt schon seit langem in einem völligen Wirrwarr, der heute noch heilloser geworden erscheint, da Einflüsse aus der modernen Kunstentwicklung anfangen, sich in ihr geltend zu machen, und zwar zunächst wie bei allem nicht aus Eigenem Erwachsenen, sondern fremd Überkommenen in äußerlicher und roher Weise. Dies bestätigt auch der erste Eindruck in der Düsseldorfer Ausstellung, die neben einigen Beispielen von barocker, klassizistischer und älterer Nazarenerkunst eine kleine retrospektive Zusammenstellung jüngerer, insbesondere Düsseldorfer Nazarener und dann eine umfangreiche Ausstellung der christlichen Kunst der Gegenwart auf allen Gebieten enthält. Daß man nicht engherzig war und auch manch Ungewohntes und Absonderliches aufgenommen hat, macht zwar diesen Eindruck noch verwirrter, aber um so echter. Freilich ein allgemein erzieherischer Wert kommt einer solchen Ausstellung nicht zu. Einen solchen müßte aber eine Ausstellung für christliche Kunst haben, die mehr ins Publikum wirken soll als irgend eine andere. Wenn man mit bewußter ästhetischer Sichtung und Feingefühl für Keime und entwicklungsfähige Tendenzen zu einer neuen christlichen Kunst eine Auswahl selbst aus dem, was diese Ausstellung enthält, treffen würde, so könnte sich immerhin ein erfreulicheres Bild christlicher Kunsttätigkeit ergeben. Statt nur über einen Zustand allgemeiner Zersplitterung zu unterrichten, könnte eine solche Ausstellung positiv belehrend und sogar deutlich in die Zukunft weisend sein. Wir können zwar nicht wissen, welche nähere oder fernere Zukunft einmal so viel seelische Ganzheit haben wird, um alle die Errungenschaften der heutigen glänzenden Außenkultur zu einer neuen künstlerischen Form innerlich zu vereinigen. Aber der Ähren reifen viele heran, und wenn irgend jemand verpflichtet und befähigt ist, die Garben zu binden, daß die Körner nicht nutzlos ausfallen, so ist es die christliche Welt und zumal der Katholizismus, der mit seiner äußeren Formfestigkeit und inneren Freiheit selbst wie ein künstlerisches Gebilde erscheint. Die christliche Kunst, die wir heute wünschen und

vermissen, bindet sich mit Freiheit an Gesetze, soll objektiv monumental sein und doch voll persönlicher und zeitlicher Seele.

Dem ersten Blick zeigen sich keine neuen Keime. Es ist das gewohnte Bild, das die Ausstellung bietet und das auch den Tatsachen immer noch entspricht, daß sich nämlich die Kunst einseitig auf dem Gebiete der Malerei entwickelt. Wir sind nicht in einer Kirche, etwa einer romanischen, wo die weichen, biegsamen Flächenlinien eines Freskobildes sich ganz der Architektur unterordnen und doch die strenge Mauerform gefühlsinnig beleben. Dies Bild ist ein Schmuck für die Mauer wie die Alpenrose für ihren Felsenstandort, beides eine objektive Welt, niemand zuleid und zur Lust jedem, der hier die Natur, dort die Kunst aufsucht, nicht aber sich selbst. Das moderne Staffeleibild sucht aber den einzelnen Menschen, und der Mensch sucht sich darin. Das ist keine objektive, in sich beruhende Welt, sondern besseren Falles ein Bekenntnis, schlimmeren Falls ein Problem. Aber das religiöse sowohl als das künstlerische Erlebnis ist kein Problem, auch kein Bekenntnis, das einer Verneinung entgegentritt, sondern ein Ja ohne Nein, ein dauerndes Ereignis, ein ewiger Moment und eine momentane Ewigkeit. Religion und Kunst stehen sich als Erlebnisformen vollkommen gleich, nur daß Religion das Bedingende, Kunst das Bedingte ist.

Der ‚Gottsucher' heißt ein Bild von Boden-Heim, das wir nur als Stoffbeispiel nennen. In einer auf duftige Stimmung hingearbeiteten Landschaft mit Berggipfel in der Mitte und Gestirn darüber liegt im Vordergrund, das Gesicht gegen den Boden gedrückt, ein junger Mann. Als Novellenmotivchen ist diese Situation bekannt: Der junge Mann stürmt hinaus, wirft sich zur Erde und vergräbt sein Gesicht in den feuchten Boden, sei es nun, um einen Glaubens- oder auch Liebessturm zu beruhigen. Ein sogenannter novellistischer Stoff, nur statt wie früher anekdotisch, jetzt gefühlsmäßig pointiert, dessen pathetische Sentimentalität immerhin erzählerisch leichter wirksam gemacht wird. Was geht mich aber dieser sogenannte Gottsucher im Bilde an? Der Bildbetrachter ist sozusagen ein Materialist. Was ihm nicht durch die Form unmittelbar ins Gefühl gebracht wird, das glaubt er nicht, weil er es nicht erlebt. Der liegende Mann kann ihm Verschiedenes erzählen, aber er läßt ihn nichts selber empfinden. Kunst aber ist eigenstes Erlebnis, das trotzdem allen gemeinsam sein muß. Eine mächtig hingelagerte Urgebirgsform kann durch den Eindruck von Größe auf den Schöpfer hinlenken, die Darstellung eines betenden Engels kann betend machen, aber die Abbildung eines Gottsuchers kann nicht veranlassen, Gott selber zu suchen. Freilich kann es sich dem Maler um den Gegensatz einer lieblichen Landschaft und eines darin befindlichen, im Gemüt zerissenen Menschen handeln. Das kann, in fühlbare Beziehung gesetzt, ein Erlebnis für sich werden, ist aber kein religiöses und vor allem kein christliches Erlebnis. Ist die naturalistisch erzählte Darstellung eines Seelenkampfes also religiöse Kunst?

Ein Bild des vor einiger Zeit verstorbenen Düsseldorfer Historienmalers Janssen ist benannt ‚Und sie alle folgten dem Stern'. Janssens Art ist mit

Gebhardt verwandt. Der dargestellte Vorgang ist indes kein direkt biblischer, sondern durch eine Gruppe von Menschen in altdeutscher Tracht, die dem religiösen Sterne nachfolgen, soll wohl das Wort von den Mühseligen und Beladenen auf eine besondere Weise versinnbildlicht werden, ebenso wie durch Janssens anderes Bild ‚Kommet her zu mir!‘ auf dem sich die verschiedenen Stände, je mit dem Kreuz beladen, zu Jesus drängen und den steilen Weg dann weiterziehen. Wozu die Maskerade? Ist es mein religiöses Erlebnis, wenn ein historischer Maskenzug, der bei Janssen zudem manchmal fast etwas Humoristisches hat, schreiend und gestikulierend an mir vorbeizieht? Bei einem Rogier van der Weyden oder Dürer ist es immer nur die Form und der Ausdruck, die uns heute noch wie seinerzeit religiös berühren, nie das Gewand der Zeit als solches. Nur die Form wird erlebt, nicht die Umstände. Ist demnach das Historienbild die christliche Kunst, die religiöse Bedürfnisse am besten befriedigt?

Boecklins ‚Grablegung Christi‘ ist vielen Ausstellungsbesuchern ein Glanzpunkt. Der düstere Glanz der Farben, die unheimliche Beleuchtung der Szene, die sprechenden Gebärden der Personen, wie etwa Magdalena sich ausholend nach dem Kopfe greift, während Johannes ihre andere abgestreckte Hand umfaßt, oder wie Maria sich mit beiden Händen das Haupt hält, das alles ist mit allen Mitteln auf Ausdruck angelegt und scheinbar stark ins Gefühl vertieft. Aber die Szene hat eine fast theatralische Komposition, die Farben halten allzu effektvoll im Bilde fest, die Gebärden voll von ausgekostetem Pathos haben einen ganz irdischen, egoistischen Grundzug. Es ist eine Pracht und Parade des Schmerzes, der ins Große gespielt wird. Es ist gleichsam kein Himmel offen, keine Linie weist hinaus. In dieser Gefühlsdramatik ist kein Hauch von religiöser Abgeklärtheit. Ist aber das Aufspielen des eigenen Schmerzes christliche Kunst?

Als ein neuer Jesustyp ist der bartlose Kopf in den verschiedenen Christusbildern von Fahrenkrog gepriesen worden. Sein Bild ‚Jesus und das Kind‘, auf dem Christus mit dem Kinde vor sich in den Rahmen eines großen Fensters gesetzt ist, von dem der Blick auf einen grellfarbigen Hügel geht, zeigt diesen Typ, da die Szene nicht weiter gegenständlich verwickelt ist, in Reinkultur. So göttlich mag sich der moderne Übermensch vorkommen mit skeptisch intellektuellen und schmerzlich tragischen Zügen. Sein Blick könnte das Kind vergiften, wenn er echter wäre. Das Bild, dem nicht nur die innerlich edle, sondern auch die bildlich räumliche Haltung fehlt, wirkt farbig noch weniger als in der schwarz-weißen Reproduktion und macht es noch unbegreiflicher, wie man von einem neuen Jesustyp sprechen konnte. Was hat diese starre Maske einer Art von Zeitseele mit christlicher Kunst zu tun?

Je mehr sich die Malerei auf ihre rein malerische Aufgabe zurückzog, desto mehr hat sie das Geschichtsbild als solches aufgegeben. Slevogts kleines Gemälde ‚Der Engel warnt den hl. Joseph‘ ist denn auch nur eine Darstellung des Vorgangs, der eben mit der bloßen farbigen Lösung, die bei Slevogt mit

einer malerisch pikanten Eleganz geschieht, erschöpft erscheint. Das ist auch fürs Auge geschehen, aber nicht für die Seele. Soll ein bestimmter biblischer Vorgang dargestellt werden, der einen Zweck im Heilsplan hat, so muß dem auch eine religiöse Gestimmtheit entsprechen. Das gehört zum Wesen der christlichen Kunst. Die Pflege der reinen Farbe hat einerseits zu einer leeren Gleichgültigkeit gegen den Inhalt geführt, andererseits die intime Stimmungskunst erzeugt, die monumentaler Größe gerade entgegengesetzt ist. Hier bedarf es der Form und Linie.

Lineare Bestrebungen sind vielfach vorhanden; die absolute Malerei hat als ihr Gegenteil flächige und linige Absichten hervorgerufen, die sich aber von der Stimmungskunst nicht entfernen wollen und sich mit bizarrer Linienstilistik und pretiöser Farbenwahl in phantastischen Spielereien und Gefühlsabsonderlichkeiten gefallen. In Strathmanns Gemälde ‚Maria', das mit der halben Gestalt in der Umgebung von Baum, Säulenschaft und Kerze, übersponnen mit Dornen und von einem drahtgespinstartigen Heiligenschein gekrönt, den Eindruck einer goldgepreßten Buchdecke macht, ist statt religiösen Gefühls eine mystische Nonnensymbolik und ein Interesse wie für gleißendes Metall, das auf Patina wartet. Diese lineare Gestaltung wäre schon nicht körperhaft genug, um einen großen christlichen Gehalt zu fassen.

Doch diese letzteren sind Bilder, bei denen eine bestimmte religiöse Absicht nicht vorhanden ist. Um so mehr ist das bei Louis Feldmanns ‚Hl. Familie' der Fall. Das ist ein Familien- und Erbauungsbild, das durch seine vorbildliche Inszenierung fromme Gedanken erwecken will. Aber deutlich ist nur diese Tendenz. Es mangelt sowohl die formale Kraft als die seelische Konzentration, die nur äußerlich gestellt erscheint, welche beide sich in der Mitte begegnen müßten, um der christlichen Absicht bildlich das formale Fundament zu geben.

Große formale Kraft eignet Wilhelm Trübner in seinem ‚Christus im Grabe'. Wie der in Trübners breiter Art modellierte Leichnam in der Diagonale verkürzt und von dem Lendentuch überquert daliegt, diese sachliche Gestaltung, die auf alle erzählenden, pathetischen, erbauenden Mittel verzichtet, sich aber auch von farbiger Bravour fernhält, erzeugt eine epische Ruhe, die etwas Großes und Feierliches hat. Es ist kaum ein ausgesprochen religiöses Empfinden hiebei mitschöpferisch gewesen. So ist das Bild ein Beweis, wie das ehrliche Bemühen um die Sache und der Verzicht auf selbstische Zutaten eine unmittelbare Ausdruckskraft haben können, die zu religiöser Kunst sich verhält wie das Fundament zu dem Bau, das labora zum ora. Zur Schaffung einer christlichen Kunst ist jedoch keines möglich ohne das andere, keines ersetzt das andere.

Eine solche Betrachtung im ersten Repräsentationssaale zeitgenössischer Künstler läßt kaum irgendwelche keimfähige Spuren zu einer neuen christlichen Kunst erkennen. Ein Rückblick auf die religiöse Kunst des 19. Jahrhunderts zeigt uns in weiteren Zeiträumen eine deutlichere Verbindung der Formtendenzen mit den Inhaltstendenzen, dem religiösen Geiste der Zeit. Vielleicht daß er uns auch über die Form der neuen Kunst Fingerzeige gibt.

Eine christliche Kunst von Stilcharakter, die also der Ausdruck einer Zeit- und Weltanschauung in einer typischen künstlerischen Sprache dieser Zeit wäre, gibt es schon lange nicht mehr. Schon nicht mehr seit dem Zeitalter der Barockkunst, seit dessen Ende es auch keine originale Architektur mehr gibt. Denn die Verbindung zwischen großer christlicher Kunst und Architektur ist so enge, daß beide miteinander stehen und fallen. Die Architektur ist die reinste und objektivste Abstraktion des Menschentums und der Materie, die nur ganzen Menschen einer ganzen Zeit gelingt, bei denen sich alle seelischen Kräfte an der Gestaltung beteiligen. Seit den Zeiten der Reformationen, Aufklärungen und Revolutionen sind die Menschen allzuviel mit ihrem subjektiven Ich beschäftigt, um noch eine künstlerische Welt objektiv und allgemeingültig aus sich herauszustellen. Da kamen die guten Tage für die subjektiven Künste, Musik, Lyrik und Malerei; da wandelt sich die Kunst in Jahrzehnten, die Stilbegriffe werden immer kleiner, der seelische Wert der Kunst immer intimer, der Gehalt erschöpft sich schließlich in dem konzentrierten Auskosten einer Impression. Die Farbe herrscht und die Stimmung. Die Geschichte der Kunst als Gehaltsausdruck wird zu einer einseitigen Geschichte der Malerei. Größe aber liegt nicht in der Farbe, sondern in der Linie und Form. Die jenseitsgerichtete Religion der Ägypter steckt wie mumienhaft eingehüllt in der Anlage ihrer Tempelbauten, die Gottvermenschlichung der Griechen verkörpert sich in formvollendeten Plastiken. Die gott- und weltgewisse Zuversicht des Mittelalters spricht sich in seiner ebenso mathematischen als mystischen Domgotik aus, dem trotz allem gewaltigsten und echtesten Ausdruck rein christlichen Empfindens. Die Renaissance löst die Kräfte auseinander und vermag Form und Inhalt zu allseitigster höchster Vollendung zu steigern. Die Renaissanceseele ist aber nicht mehr wie ein gotisches Säulenbündel von einheitlicher Bewegungstendenz, sondern wie ein Würfel voll kubischer Kräfte. Er wächst ebenso in die Breite als in die Höhe. Das Barock endlich verliert die innere Gewalt über die äußeren Formelemente. Was ein Michelangelo noch mit kolossaler Kraft bändigte, das wölbt und wulstet sich nun auseinander, da sein innerer Kern schwindet. Im Rokoko dann zerflattert auch die Form in ein Nichts.

Im Revolutionsjahr 1789 ist das weltabgewandte, schlichte Haupt des Nazarenertums, Overbeck, geboren, der sich aus künstlerischem und als Konvertit religiösem Bedürfnis von der klassizistischen Leere in Wien und anderwärts lossagte und mit gleichgesinnten Genossen zu einer Art klösterlicher Gemeinschaft, der Lukasbrüderschaft, in Rom vereinigt eine neue Kunst anstrebte. Von den ersten Mitgliedern ist Overbeck die stärkste religiöse Kraft gewesen, und auch unter den später Hinzugekommenen, wie die beiden Schadow, Steinle, Führich, Veit, der Protestant Schnorr und der vor wie nach mehr eigene Wege wandelnde Cornelius, dürfte Overbeck das am persönlichsten ausgeprägte religiöse Empfinden gehabt haben. Während sich diese aber trotz aller Zusammengehörigkeit im Fühlen und Gestalten nicht unwesentlich unterschieden, ist unter den sich an Wilhelm Schadow anschließenden jüngeren Düssel-

Moriz Retzsch del.

Aus den Umrissen zu Schillers ‚Lied von der Glocke'.

dorfer Nazarenern das Nazarenertum ganz in Unpersönlichkeit ausgelaufen. Das Nazarenertum oder die Romantik in der christlichen Kunst, die mit ihren Künstlern wie Cornelius oder Steinle eng mit der allgemeinen Romantik zusammenhängt, ist in engem Kreise nochmals eine christliche Kunstperiode gewesen. Durch eine glückliche Fügung kam gleich zu Anfang auch das Freskobild zu Ehren. Aber der religiöse und patriotische, künstlerische und literarische Idealismus war nicht von allschöpferischer Kraft. Der antiklassizistische Geist erschuf sich keine neue Bauform, und ein ursprüngliches monumentales Gefühl ist auch nicht in den Gemälden der Nazarener. Das Nazarenertum kam ebenso wie die Romantik nicht aus einem Bejahen seiner Zeit heraus zur Schöpferfreude, sondern aus Ungenügen an der politisch und geistig noch in kein Gleichgewicht gebrachten neuen Gesellschaftsordnung zu einem sehnsüchtigen Nachempfinden menschlich und künstlerisch harmonischerer Zeiten. Es entspricht einer allgemeinen Gemütslage, und darum ist sein Grundzug auch Empfindsamkeit. Nur der klassischer gerichtete Cornelius erlangt eine fast monumentale abstrakte Stilgröße. Wie ein stiller priesterlicher Fremdling, der aus seiner klösterlichen Einsamkeit und Beschaulichkeit herausgetreten ist, steht Overbeck mit seinem ‚Noli me tangere‘ unter den formal und farbig reicher geschmückten Nachbarn. Er ist darin wie ein Perugino, nur kulissenhafter. Steinle gestaltet in edlen frühklassischen Formen, denen er immer ein besonderes deutsches Empfinden einzuhauchen weiß. Veit, der nur schwach vertreten ist, wirkt durch innerlich abgerundete Detailformen innerhalb des Bildganzen. Führich hat schon viel arrangierte Gruppenkomposition, aber in seiner mehr zeichnerisch illustrativen Art viel überzeugende Natürlichkeit und ein liebenswürdiges Erzählertalent. Der Protestant Schnorr von Carolsfeld bleibt persönlich allzusehr in der Reserve, so daß eine abgerundete Formgebung wie in seiner ‚Maria mit dem Kinde‘ keine Wärme ausstrahlt. Die monumentale Kompositionsabsicht Schadows, z. B. in seiner ‚Pieta‘, bleibt zu sehr an der Vorderansicht der Figurenzusammenstellung haften. Bei ihm schon tritt die persönliche Gestimmtheit hinter einer allgemeinen Gefühlshaltung zurück, was bei Deger, Ittenbach und anderen noch mehr geschieht. So mußte diese Kunst, die von Anfang an von den Nüancen einer Gemütslage zehrte, aus Mangel an ursprünglichen Gefühlsquellen austrocknen. Die letzten Nazarener zeigen deutlich und lassen es auch bei den ersten nachsuchen, daß diese christliche Kunst eine edle Schauseite gewesen ist, kein rundes und volles Werk. Schon hat man angefangen, mit den Kompositionsteilen wie mit Inventarstücken zu arbeiten, hier ein Tor, dort ein sonstiges Architekturfüllsel, einen Baum und anderes einzusetzen, die dem Bild eine monumentale Haltung geben sollen. Die innerliche Form wird zerstückelt, die Formteile äußerlich in den Blick gesetzt. Man darf sich nicht mehr ins Bild hineinfühlen, und man darf nicht nach der Rückansicht suchen. Weil die räumliche Sicherheit fehlt, fehlt Degers und noch mehr Ittenbachs Bildern, zumal auch das Gefühl immer mechanischer wird, die innerliche Kraft. Indes ist die blumige Sinnigkeit und

der zarte Duft sowohl der Farbe als des Empfindens bei Karl und Andreas Müller doch noch von großer lyrischer Feinheit. Bei Commans stirbt schließlich alles in Manier ab.

Dann kam der Teil des 19. Jahrhunderts, unter dessen geistigem Schatten wir heute noch stehen. Es kam der Historismus und die Naturwissenschaft, und es kam die soziale Bewegung, lauter Dinge, die einer monumentalen Lebens- und Kunstauffassung nicht günstig sind. Es ist charakteristisch, daß der Katholizismus in dieser Zeit der mehr äußerlichen Welteroberung zurücksteht, und daß auch die christliche Kunst in ihren bedeutenderen Vertretern bis in unsere Tage spezifisch protestantisch war. Die Zeit, in der man eine möglichst abstrakte Wissenschaft für Objektivität nahm, der dann als Extrem eine verstiegene Gefühlssubjektivität gegenübertrat, war einer objektiven typischen Bauform ungünstiger als irgend eine. Der Protestantismus, der noch nie eine Baukunst hatte, fand sich schnell in die neuen Aufgaben, die eine engere Ausdruckskraft verlangen. Die Verstandes- und Gefühlselemente der Zeit drückte er in einer malerischen Bekenntnis- und Stimmungskunst aus, wie sie Gebhardt und Uhde schufen, und in einer pietistischen Religiosität, deren Schöpfer Steinhausen ist. Beim katholischen Künstler ist das künstlerische Ausdrucksstreben von jeher, auch nach der Reformation noch, reiner und echter auf die Form gerichtet gewesen. Den Gehalt besaß er, das typische Weltbild hatte er in sich. Dieses galt es für ihn in die reinste und höchste Form zu bringen, die seine Zeit ihm von ungefähr an die Hand gab. Nichts anderes als das Erfüllen dieser Aufgabe ist die christliche Kunst bis zur Reformation gewesen. Von da ab ist das einheitliche, geschlossene, typische Weltbild, das Fundament aller künstlerischen Größe, zerrissen worden. Der Protestantismus ist aber mit dem steten langsamen Aufgeben an positivem Gehalt der weltgewandtere geworden. Zeitströmungen finden in ihm schneller ein Echo, für das auch die zeitlich enger begrenzten künstlerischen Ausdrucksmittel ausreichen. Was die Kunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich an Ausdrucksmitteln erwarb, ist auf eine hohe Kunst nicht ohne weiteres übertragbar. Während darum die katholischen Künstler, die nichts Großes in der Zeit fanden, im Epigonenhaften stecken blieben, haben sich protestantische Künstler einen Zeitstil zurechtgemacht, der als solcher vor der Nachwelt bestehen wird.

Was bei den Nazarenern schon begann, das Ersetzen der inneren körperhaften Komposition durch Gruppenarrangements, ist bei Gebhardt wesentlich geworden. Indem er zu ihrer Lokalisierung die Landschaft und den Innenraum benützt, stellt er die historische Szene dar. Die Personen erscheinen in mittelalterlichen Gewändern. Der religiöse Vorgang wird in eine Reihe von Agierenden aufgeteilt, als deren Mittelpunkt, etwa in ‚Christus in Bethanien‘ oder in der ‚Himmelfahrt‘ oder ebenso in den Fresken der Friedenskirche in Düsseldorf, dem ‚Abendmahl‘ und den anderen, Christus eine Rolle übernommen hat. Alles spricht, jede Bewegung erklärt, jede Person verdeutlicht. Jedes Gefühl

wird in Mienenspiel umgesetzt, Geste und Gebärde ist alles, Gefühlsreserven gibt es keine mehr. Der Beschauer stellt sich unter die Menge, vielleicht trägt ihn das Gefühl des Augenblicks, reißt ihn eine einheitliche Massenbewegung mit fort. Aber die fährt ihm mit den Händen vor den Augen herum, der macht hinter seinem Rücken den Nachbar aufmerksam, die tröstet ihr Kind, der zerrt ihn an dem historischen Wams, der Krieger in der ‚Johannestaufe' macht ihn auf seinen martialischen Schnurrbart aufmerksam, den er gravitätisch dreht. Christus erscheint wie ein gestikulierender Lehrmeister, nicht wie ein die Massen zügelnder Gottmensch. Der Beschauer kann vor lauter Schauen nicht zur Sammlung und Erhebung kommen; vor lauter Inszenierung fühlt er nicht die Bedeutung der Szene. Der Maler hat ihm keinen Platz und keine Aufgabe übrig gelassen, sein eigenes Gefühl zu äußern. Lauter Momente und kein Moment. Das Wunder im ‚Emaus'bilde, da Jesus den Augen der Jünger entschwand, ist veranschaulicht durch den Gegensatz zwischen der Helligkeit um die Köpfe der Jünger und dem Licht, das die Schaffnerin bringt, sowie durch den gespannten und entrückten Gesichtsausdruck der beiden. Aber wenn doch das alles tiefer, mehr zusammengeschoben, wunderbarer wäre! Mit eindringlicher Haltung und Gebärde verkünden die Jünger dem Täufer ‚Johannes im Kerker' Nachricht von Christus. Aber wenn sie nur auch mehr zum Beschauer sprächen, wenn dieser nur auch mit Johannes lauschen könnte. Der Ausdruck will nicht von ihren Personen, ihrem Kopf, ihren Händen weg, er will nicht Eindruck werden. Das ist das realistische Geschichtsbild, eine bis ins Detail durchgearbeitete Regiekunst, die die Szenen des Erlöserlebens in Kostümen rekonstruiert. Wir sehen sie alle mit leibhaftigen Augen. Es ist eine derbe Gegenständlichkeit und eine rationalistische Gewißheit der christlichen Gedanken, aber es ist keine Einheit des Gefühls und keine Strenge des Willens. Das Religiöse liegt nicht in einem harmonischen, zum Beschauer schwingenden Formprinzip, sondern in erzählenden Pointen. Die Heilstatsachen werden wieder auf eine Art zu historischen Ereignissen, wie wenn nicht eine ganze christliche Welt in religiöser Durchfühlung und Typisierung sie inzwischen umgearbeitet und erlebt hätte.

Der Realist der Geschichte macht uns ein Wunder trotz allem nicht so glaublich als der Realist der Wirklichkeit Uhde, dem aber jede alltägliche Person sowohl als das einfache Natur- und Daseinsgefühl zu einem seelisch gestimmten Erlebnis wird. Wir denken gar nicht daran, zu bezweifeln, ob Christus die armen Fischersleute auf dem Bilde ‚Komm, Herr Jesus, sei unser Gast!' besucht hat. Der ehrfurchtsvolle Augenblick teilt sich uns ohne Reflexion mit, indem die Bildformen direkt in uns übergehen. Die schlichte, fast gestenlose Haltung der Besuchten, die sie der edlen Gestalt des Besuchers entgegenbringen, machen wir uns unwillkürlich zu eigen; das schummerige Innenlicht ist wie eine schwebende Seele. Nur manchmal fühlen wir, daß eine gewisse modellhafte Begrenztheit nicht ganz überwunden ist, und bei der Betrachtung mehrerer Bilder erkennen wir, daß sich das Gefühlserlebnis nie weit von

diesem kleinen alltäglichen Kreise, von rein menschlicher Teilnahme und Erwiderung wegbewegt. Hier haben sich das an der Natur geschulte Auge, das in Atmosphäre und Licht Wunder sieht, und der soziale Sinn, der dem geringen Mitmenschen gerne Mitleid spendet, zu einer Kunst wie in dem auf seine Art besonders schönen Bilde ‚Anbetung der hl. drei Könige' vereinigt, deren menschliches Empfinden in religiöse Gefühle übergeht. Die Heilstatsachen werden hier zu unmittelbar empfundenen Ereignissen, die aber nicht vom Heute weg durch die Geschichte des Christentums zu seinen Anfängen zurück tragen, wie Gebhardts Bilder von ihrem historischen Moment aus nicht vorwärts und nicht rückwärts tragen.

Was der Protestantismus heute an religiöser Verinnerlichung geben und inwieweit er sogar christliche Stilkunst hervorbringen kann, das zeigt Wilhelm Steinhausen. Bilder wie die ‚Auferweckung der Tochter des Jairus' oder ‚Christus und Nikodemus' sind auf einfache Gefühlslinien und Gruppen gebracht, Volumen und Raum weich gegeneinander abgewogen, alles in dumpfen und schummerigen Farben zusammengehalten. Eine schlichte Bewegungsform ist das Bild ‚Du reichst uns deine durchgrabene Hand'; gleichsam eine Ehrfurchtwelle, die von der vertieft nahenden Person durch die verschlungenen Hände zu der hehren Christusgestalt hinaufschwillt. Mehr als weiche Erzählung, die ihre innere Form nicht zuletzt durch die verschiedenen Tageszeiten erhält, ist ‚Der barmherzige Samariter' behandelt. Ohne Zweifel hat Steinhausen einen ausgesprochen religiösen Stil. Seine Bilder haben nicht in erster Linie eine Erbauungsabsicht, sondern enthalten in der unmittelbaren Formgebung Frömmigkeit und ein inneres Verhältnis zum Göttlichen. Aber Steinhausens Art enthält nicht genug von dem, was einer großen christlichen Kunst not tut. Es sind zu sehr Gefühlsumrisse und versenkte Farben; es geht in eine ungewisse Tiefe. Darum erscheint auch ‚Christus am Kreuz' etwas kümmerlich. Es fehlt der klare monumentale Aufbau, die starke räumliche oder flächige Gestaltung, das körperhaft Kernige, der energische Rhythmus des Willens, der sieghaft frohe Hymnus des Christentums, das Unnahbare der Gottheit. Das läßt sich nicht ausdrücken mit weichen Gefühlsumrissen, sondern mit herben und innerlichen Kompositionslinien, die gleichsam Lebenslinien der menschlichen Gestalt sind. Denn der Mensch ist's, der unmittelbar in sich das Religiöse erlebt und es bildlich in seiner Gestalt ausgedrückt empfindet. Landschaft und Atmosphäre sind ihm neue, aber immer nur indirekte Nuancen des Erlebens.

Höchste christliche Kunst ist nicht konfessionell, sondern ein reiner schöpferischer Akt aus dem religiösen Erlebnis heraus. Das Konfessionelle spielt in ihr dieselbe Rolle wie das Literarische in der bildenden Kunst überhaupt, das Literarische, gegen das in der Moderne auf der ganzen Linie der Kampf aufgenommen wurde. Die katholischen Künstler sind, da sie nicht um einen Inhalt rangen, von jeher viel weniger eigentlich konfessionell gewesen; aber indem sie immer wieder auf die Formelemente der Gotik und der Renaissance

als der altkirchlichen zurückgriffen, hat ihre Kunst doch einen einseitigen und besonders epigonenhaften Anstrich bekommen. Was indessen bei einer Überschau der katholischen Künstlernamen vor allem auffällt, das ist das fast gänzliche Fehlen von Persönlichkeiten.

Als ein immer wieder frischer und fortschrittlicher Künstler, dessen stilistisches Wollen und Können stets neuen Ausdruck sucht und findet, erscheint Gebhard Fugel. In den beiden Entwürfen ‚Sehet das Lamm Gottes' und ‚Berufung Petri' erfreut die freie, luftig heitere und großlinige Behandlung der Landschaft und ihres Verhältnisses zu den Personen. Beides hebt sich in wirkungsvollem Kontrast. Doch ist die Verknüpfung nicht recht innerlich. Fugel hat immer mehr Wirkliches als Verwirklichtes, mehr Seiendes, Materielles als Geschaffenes, Immaterielles. In seinem ‚Abendmahl' sind zu viele Einzelheiten und ist doch zu viel Leere, zu viel arme, bange Gehirne der Apostel und zu wenig ein um Christus kreisender Gedankenzug. Eine Welle von seelischer Ergriffenheit müßte durchschwingen, getragen von einem geheimnisvolleren Licht, wie es Uhde an Rembrandtbilder erinnernd zu Hilfe nimmt, oder in monumentaler Absicht getragen von einer einheitlichen, wenn auch vielverzweigten Bewegungstendenz wie bei Lionardo. Fugel hat aber Elemente zu großem Stil und weiß Form und Farbe großen Zwecken anzugleichen.

Scheinbar formstrenger und im Gefühl verhaltener ist Fritz Kunz, von dem das im Glaspalast ausgestellte Altarbild ‚Redemptor mundi' zum Vergleich besser heranzuziehen wäre. Aber er bleibt zu sehr am Körper und dessen Umrißlinien, sowie manchmal an einer dieser Körperlichkeit fremd angefügten Hieratik der Stellungen haften, so daß die innere Bewegtheit darunter leidet, ebenso wie seine satten dunklen oder mystisch dämmerigen Farben nur eine enge Stimmung erzeugen, während freiere, gelöstere Gefühle in ihnen ertrinken. Diese Stimmungsfarbenkunst gibt aber seinen Franziskusbildern doch einen eigenen Reiz.

Frühere Kunstformen sind tot, wenn sie von ihrer Zeit und ihren Schöpfern losgelöst werden. Denn die Form ist die immer wechselnde sichtbare Art des immer neuen Erlebens. Darum ist Feuersteins Formekleltizismus, der weder von neuem Fühlen noch von neuem Ausdrucksstreben etwas spüren läßt, ganz unfruchtbar. Das ist eine Kunst der Ausstattung, deren Monumentalität in Architekturteilen besteht und deren christliche Gehobenheit in äußerer Glanzfreude. Wer dagegen die Sprache unserer Zeit spricht, selbst wenn er wenig religiöse Wahrheiten zu sagen hat wie die protestantischen Künstler, erfüllt doch eine zeitgeschichtliche Mission.

Die religiöse Kunst ist ebensosehr Inhalt wie Ausdruck. Die künstlerische Form ist geradeso wichtig wie die Idee. Die Form ist sogar so sehr Trägerin des Gehaltes, daß auch ein raffinierter Maler, dem es zu allerletzt um eine christliche Wirkung zu tun ist, wie Corinth, bis zu einem gewissen Grade seelische Werte erzeugen kann eben mit Hilfe seines realistischen ein-

dringlichen Vortrags. Corinth gibt in seiner ‚Kreuztragung‘, ‚Kreuzabnahme‘, ‚Grablegung‘ das reine, lokalisierte Ereignis mit einer scheinbar ganz kalten Gleichgültigkeit gegen seelisches Mitempfinden, nur auf farbige Überzeugung bedacht. Es ist ein lärmendes Wühlen im Schmerze, von derben und groben Pointen brutal unterbrochen. Wären diese absichtlichen Pointen nicht fühlbar, so könnte man von einer selbstlosen Unmittelbarkeit und schnellen Wahrheit des Geschehens sprechen, so unmittelbar und schnell ins Auge fallend, daß sich das Gehirn und das Gefühl nicht schnell genug beteiligen konnte. Das ist die Wirkung einer von aller formalen Größe emanzipierten, sich sprudelnd überstürzenden Malweise. Wo mehr durchgehende Bewegung vorhanden ist wie in dem leidenschaftlichen Biegen und Krümmen der Gestalten in der ‚Kreuzigung‘, da ist auch eine Art rauher Empfindungsgröße, die an Grünewald denken läßt.

Doch ist auch das nicht der Weg der Form zu einer christlichen Kunst, die auch die architektonische Größe des kirchlichen Gedankens zum Zweck hat. Überhaupt kann von den modernen Errungenschaften aus der Landschaftsmalerei und dem reinen malerischen Sehen nicht viel für eine neue Monumentalkunst direkt nutzbar gemacht werden. Sie mögen im intimen Staffeleibild alle Nuancen des religiösen Gefühlslebens gestalten helfen. Für die christliche Malerei handelt es sich aber, wenn sie mit andern Künsten zusammen in der Architektur ein Gesamtkunstwerk bilden soll, nicht nur um Gefühle, sondern auch um Verstandesklarheit und Willensstärke. Und hier hätte vom Katholizismus der Beweis geliefert werden können, daß er alle Elemente in sich hat, das christliche Gesamtkunstwerk zu schaffen, wenn die Beuroner einen großen Kirchenraum, wie leider in der Ausstellung zu viel handwerksmäßige vorhanden sind, im ganzen und im einzelnen ausgeführt hätten, statt sich in einer kleinen Koje zu verstecken. Die Beuroner sind in keiner Weise ein unbedingtes Vorbild, aber sie lehren ein gut Teil der fundamentalen Prinzipien christlicher Kunstübung, vielleicht um so besser, als sie dieselben übertreiben und theoretisieren.

Man spürt in der Beuroner Kunst ein ganz anderes Verhältnis des Menschlichen zum Göttlichen. Sie gestalten nicht zuerst das Verhältnis des Menschen zu Gott, sondern das Verhältnis Gottes zu dem Menschen. Es ist liturgischer Gottesdienst, nicht die Verehrung im engen Kämmerlein der Einzelseele. Der Mittelpunkt ist Gottes Majestät, die ersten Gefühle sind Anbetung, Lob, Dank, dann erst mag Anliegen und Bitte kommen. Zuerst die Größe, dann die Stimmung. Dadurch wird der Mensch seiner subjektiven Würde entkleidet, der Naturalismus überwunden. Der Grundzug der ganzen Beuroner Kunst ist die Objektivierung. Sie dienen mit ihrer Kunst nicht einer Idee, sondern ihre Kunst ist selber Idee. Nicht nur weil ein charakteristischer Teil der christlichen Kunst der Gegenwart von ihnen geleistet worden ist, sondern auch weil sich P. Desiderius schon seit manchem Jahrzehnt mit den künstlerischen Problemen beschäftigt, auf die die Moderne jetzt auf den verschiedensten

Wegen zu kommen scheint, hätten die Beuroner einen Hauptraum ausstatten müssen, der ein Ehren- und Werberaum gewesen wäre.

In dem Raum der Beuroner Kunstschule wird von P. Desiderius auf einer Tafel mit gezeichneten Schematen der menschlichen Gestalten sein ‚Kanon' angekündigt, der demnächst erscheinen soll. Da ist zunächst interessant, daß auch hier wieder als Altersweisheit eines verdienten Künstlers sich Proportionslehren ergeben, die uns an die anderen dahin zielenden Versuche erinnern, die sich etwa an so bedeutende Namen wie Dürer oder Lionardo knüpfen. Bei Betrachtung der Beuroner Kunstschöpfungen sodann tut der klare Formwille wohl gegenüber all den modernen Gefühlsverschwommenheiten. Klar in den Umrissen und flächig in den Bewegungen stehen die Bilder an der Wand. Keine Perspektiven und tonigen Vertiefungen stören die monumentale Statik. Die Beuroner entwerfen wie die Plastik und die kunstgewerblichen Stücke auch die Kirchenbauten, zu deren Wandschmuck ihre Bilder hauptsächlich bestimmt sind. Hier ist wieder die Verbindung von Architektur und Bild, das Streben nach Ganzheit der christlichen Kunst und eine Erfüllung. Indes Bedenken rühren sich bald. Diese hieratische Kunst ist nicht aus einer ganzen Zeit langsam herausgewachsen, sie quillt nicht aus der Zeitseele und nicht aus allgemeinstem religiösem Erlebnis, sondern sie ist in der Studierstube eines Klosters entstanden oder wenigstens in diesem Nährboden entwickelt worden, wo die Ruhe zu groß war, als daß die Bewegtheit einer ganzen ringenden Welt in auch für diese gültige Formen gebracht worden wäre.

Wir glauben, als bestes Wesen unserer Zeit und Kunst den Zug zur Objektivierung zu erkennen. Wir wollen den Naturalismus überwinden und neue typische seelische Formen prägen. Aber die Beuroner gehen in der Objektivierung des Erlebnisses und seiner Ausdrucksformen bis zur fast verstandesmäßigen Abstraktion, in der nur noch ein ganz eigenes feines ästhetisches Empfinden wirksam ist. Alle Formen sind ganz von der Natur abgezogen, die Körperbewegungen darum nicht mehr voll Fülle und Kraft des Lebens, die Gesten der Hände nicht mehr seelische Gebärden, sondern starre Symbole; die Farbe ist ohne sinnliche Wirkung nur von dekorativem Reiz. Nichts wird mehr, alles ist abgeschlossen. Das ist nur noch das ora ohne das labora, die Hieratik im Allerheiligsten. Dabei spürt man das theoretische Schema durch. Die Gestalten und Gebärden sehen daher oft mehr erklügelt als bedeutsam aus, die Bewegungen sind oft klein und bei mehrfigurigen Kompositionen wie vielen ihrer Stationen, wo es sich besonders um innerliche Bewegtheit zur Zusammenfassung zahlreicher äußerer Bewegungen handelt, leer und verzettelt. Mit der Abstraktion geht durch die Beuroner Schöpfungen ein feiner Ästhetizismus, der etwas Kunstgewerbliches an sich hat und sich mit den modernsten Wienern berührt. So nimmt sich diese in sich abgeschlossene Kunst selbst die praktische Wirkung nach außen.

Es kann eben nicht die Idee, sondern nur das in sie hinaufgeläuterte Leben künstlerisch dargestellt werden. Auch die christliche Kunst muß in Form

und Farbe soviel von Natur und Menschentum an sich behalten, daß sie genügend bewegliche psychologische Anknüpfungspunkte hat, um nicht in sich zu erstarren. Objektivierung bedeutet mehr wesentliche Verinnerlichung als geistige Abstraktion. Die Art dieser Verinnerlichung ist's, die eine Zeit und ihr religiöses Erlebnis charakterisiert.

Die lineare Bewegtheit der romanischen und gotischen Fresken, die wie eine anmutige Handschrift aussieht, erzählt von einer schlichten geordneten, lyrisch bewegten Gefühlsweise, dies auf einer Architektur, die im romanischen Mauerbau das noch Geschlossene und Verschlossene der Kraft, im gotischen Dom das frische Aufknospen und Blühen in die Höhe als Grundzug empfinden läßt. Renaissancebau und -bild schließen eine ganze Welt räumlich und körperlich zusammen; der religiöse Gehalt balanziert in der Mitte zwischen menschlicher Freiheit und religiöser Abhängigkeit. Im Barock wird ein schon nicht mehr innerlich fester Gehalt in einen kolossalen formalen Schwung gesetzt, um äußerlich mit fortzureißen. Es ist ein Formerleben, das in seiner geistigen Beschaffenheit manches mit dem heutigen Farbenleben gemeinsam hat. Das Nazarenerbild ist die Schauseite einer edlen, aber zeitlich zu haltlosen Gemütslage. Die darauffolgende konfessionelle Kunst sucht durch historischen Realismus und gefühlsmäßige Subjektivierung der Umwelt sich die Wahrheit der religiösen Tatsachen wie ein unmittelbares Innewerden derselben zu sichern. Die Beuroner Kunst stellt die metaphysische Welt mittelst künstlerischer Abstraktion in das irdische Leben hinein, ohne mit dem Werdeprozeß der modernen Menschheit in enger Verbindung zu sein.

Welches ist nun aber die Form des religiösen Erlebens von heute? Und welches ist demnach die Art der formalen Verinnerlichung in der Kunst? Das letztere ist leichter zu beantworten; denn die künstlerischen Formen werden als Neuerscheinungen sichtbar und gestatten einen Blick in die seelische Gestimmtheit, der sie entstammen.

Das Streben nach Fläche und damit nach mehr Architektonik des Bildes ist das deutlichste Merkmal der farbigen Stilrichtung. Ein hervorragender Vorkämpfer dieses Prinzips ist der Franzose Maurice Denis, dessen Bilder keine eigentliche Zeichnung haben, sondern aus einem bestimmten, ganz durchgehaltenen Farbenwert körperhaft und doch flächig hervortreten. Denis ist ein blendender Techniker, so daß man sich eines virtuosenhaften Eindrucks nicht erwehren kann. Auch will sich das religiöse Bedürfnis mit der Freude am Gegenständlichen und der naturhaften Frühlingsheiterkeit nicht recht begnügen. Eine Überraschung bereiten in der Ausstellung die Ölskizzen Adolf Hölzels, die eine Denis nicht unähnliche, malerisch flächige Tendenz haben, aber mit stärkerer Kompositionsabsicht und intimer gefühlten Farben, zwei Eigenschaften, die bei größerer Ausführung die innere Freiheit zu beeinträchtigen geeignet sind. Neben diesem Betonen der Fläche geht eine andere Stilrichtung auf lineare Bildgestaltung, der eine merkwürdige seelische Ausdrucksfähigkeit innewohnt, und die sich z. B. bei dem holländischen Konvertiten Jan

Toorop zu einer Art ebenso sensitiver als abstrakter Arabesken verschlingt, gleichsam mystische Paraphrasen des Inhalts.

Solche lineare und rhythmische Formen, die sozusagen direkt als seelische Schwingungen zwischen Bild und Schöpfer wie Betrachter hin- und hergehen, sind vielleicht für das Erleben unserer Zeit am wesentlichsten und scheinen darum auch im Bunde mit der farbigen Flächentendenz die besten Ausdrucksmittel einer neuen christlichen Kunst werden zu können. Unsere Zeit fühlt nicht im Gewordenen, sondern im Werdenden, nicht in der Materie, sondern in ihrer Veränderung, nicht im Zustand, sondern in der Bewegung. Das ist eine Folge des durch die Geschichte und die Naturwissenschaft mehr bedingt gewordenen Weltbetrachtens, aus dem sich die Seele mehr in sich selber zurückzieht und ihre Kräfte neu ausprobend in Bewegung setzt. Es ist das Vorwiegen der Psychologie.

Während jene farbig flächige Tendenz eine mehr ästhetische ist, ist diese rhythmische und kompositionelle eine mehr ethische und seelische. Wir können nicht prophezeien, daß sich aus diesen beiden nun eine neue christliche Kunst entwickelt, aber wir hätten gerne als zwei künstlerische Zeugen für die Möglichkeit zwei nicht eigentlich religiöse Künstler in der Ausstellung gesehen, Marées und Hodler; Marées, der uns den Raum körperhaft erleben läßt und in seinen drei Bildern ‚St. Hubertus', ‚St. Georg' und ‚St. Martin' seine Absichten mit monumentaler Formverinnerlichung auf religiöse Gegenstände übertragen hat, und Hodler, der, wenn auch auf eine nervöse und pedantische Art, den linearen und körperhaften Gefühlsrhythmus kultiviert. Puvis de Chavannes mit seinen ‚Genovefakartons' gehört schon hierher, obgleich ihm die Komposition noch mehr aus der Überlegung, wenigstens in den vielfigurigen Bildern, als direkt aus dem schöpferischen Schauen entsteht, während sie in Besnards Kartons schon wieder in momentane schwankende Gefühlsepisoden umschlägt. Sodann fesselt in dieser Art neben Toorop, der einstweilen nicht in die Größe geht, besonders Jan Thorn-Prikker. Seine Linienabstraktion ist ungefähr das Gegenteil der Beuroner. Er umreißt nicht die körperliche Fläche, sondern den inneren Organismus. Man könnte von einem Aufriß, einer anatomischen Zerlegung des Geschehens in ‚Kain und Abel', ‚Evas Geburt', ‚Kreuzigung' sprechen, bei der die innersten Gefühle in Linien bloßgelegt und in Vorgang umgesetzt werden. Seine Apostelkartons sind wie mit einer Lapidarschrift geschrieben. Dies gärende Gestalten hebt sich scharf von sonstigem Linienästhetizismus ab. Auch E. R. Weiß macht mit der Apsismosaik in der Behrenskapelle auf sich aufmerksam, die an Hodler erinnert. Aber Beispiele, in denen die farbige Fläche und der körperhaft lineare Rhythmus schon zu einer gewissen harmonischen und architektonischen Einheit gediehen wären, stehen noch aus.

Wie die christliche Malerei im allgemeinen durch die malerischen Formsucher, die Inhalt und Ausdruck zu einer elementaren Einheit verschmelzen, ganz ursprüngliche, fast primitiv echte Ausdrucksformen finden kann, das er-

sieht man in den Sälen der Ausländer, deren Ausstellung sich auf einer gewählten Höhe hält, und darunter am ersten bei den Vorkämpfern der modernen Malerei, den Franzosen. Leider sind die besten, allerdings wenigen Beispiele der Franzosen fast nur in Photographien vertreten. Hieher gehören der verschlossene Cézanne, der fieberig krause van Gogh, ein geborener Holländer, der synthetisch vereinfachende Gauguin, unter dessen Pinsel das Religiöse zu einem Fetisch und Idol wird, und als ihr vielverehrter Vorgänger der Romantiker Delacroix, sodann in noch flächigerer Gestaltung Redon, Manzana-Pissarro, dessen ‚Hl. Jungfrau mit dem Kinde' einen stilleben- oder teppichartigen Farbenreiz hat, und Sérusier, dessen ‚Madonna' in ihrer primitiven Synthese wie ein altes Mosaik wirkt. Eugène Burnand hat dagegen ebensowenig Modernes als gründlich Religiöses. Bei den Holländern, aus denen Toorop auch malerisch ganz herausfällt, und den Belgiern gibt es noch viel illustrative Historienkunst nach Nazarenerart, die bei den Belgiern durch kräftigere Talente vertreten ist. Unter diesen ist eine eigenartige religiöse Natur Jacob Smits, dessen einfache, meist in Halbfiguren bestehende Kompositionsformen von einer schlichten Beseeltheit und oft einer stillen Kümmernis durchdrungen sind. Delaunois benützt farbige Kirchendämmerungen zu schwebenden Stimmungen. Fernand Khnopffs Mysterienvorliebe ist zu romantisch an alte Architekturen und sonstige Details gebunden, um gehaltvoll weiter zu tragen. Sein Meister Moreau und dessen französische Schüler haben mehr Gegenständlichkeit und eine sattere, aber oft bizarre Anschauung.

Wenn man die Quantität der ausgestellten Flächen- und Wandmalerei überschaut, kann man sich nicht über Mangel beklagen. Von Ernst Pfannschmidt und anderen sind genug farbige Kartons da, und außer den ausgestellten Konkurrenzentwürfen für die Ausschmückung der projektierten Heiligen-Geist-Kirche in Düsseldorf sind noch viele Entwürfe und Beispiele für Bemalung von Kircheninterieurs zu sehen. Aber da ist meist statt Kraft Grobheit, statt Fläche Oberflächlichkeit. Diese Kirchenmalereien machen oft den Eindruck von schablonierten Tapezierarbeiten und schwanken zwischen historischen Stilreminiszenzen und mißverstandener Modernität hin und her, um sich dem Architekturstil einzuordnen.

Hier müßte sich die Betrachtung neuer Formen der monumentalsten und ersten christlichen Kunst, der Architektur, anschließen, die am objektivsten und für spätere Zeiten charakteristischsten die seelischen Kräfte einer Kulturperiode in sich verkörpert. Aber was hier an Modellen und Ansichten vorhanden ist, bewegt sich noch zum größten Teil in historischen Stilrepetitionen, wobei romanisierende Mauerkolosse den Vorzug zu haben scheinen, da sie sich besonders mit einer ausgiebigen Materialauftürmung und -auftrumpfung zu einer nach außen effektvollen Denkmalsmonumentalität verwenden lassen. Was nützt aber der imposante Denkmalbau, wenn seine Gestalt nicht von innen heraus aus einer treibenden Idee gewachsen ist, wie sich etwa der gotische Dom um den liturgischen Gottesdienst nach vorn und oben wölbt. Im Protestantismus sucht man schon seit geraumer Zeit nach einem ihm eigentümlichen Kirchenstiel. So bezeichnend es ist, daß diese konfessionelle Abspaltung bis jetzt noch keinen objektiven Ausdruck

ihres rationalistischen Wesens gefunden hat, so bezeichnend es ferner ist, daß hier zuerst und mit Eifer nach neuen Formen gesucht wird, so bezeichnend ist es auch, daß der Protestantismus, so weit er daran ist, eigene kirchliche Architektur zu erstellen, mehr einem Zweck dient als einer Idee. Das kirchliche Gebäude wird zu einem christlichen Gemeindehaus, in dessen Grundriß die Pfarrerswohnung und ein Gemeindesaal so wichtig sind wie der Raum für den Gottesdienst. Die architektonische Gestaltung einer christlichen, göttlichen Idee verkümmert unter menschlichen Alltäglichkeiten. Für die liturgischen Zentralideen des Katholizismus suchen sich die Beuroner wiederum ihren eigenen Stil; ein äußerliches Hauptmerkmal desselben ist die schräge ägyptische Pylonenform. Es sind Tempel des liturgisch abgeteilten Gebets und der beschaulichen Ruhe. Auch diese Architektur erscheint wie die Malerei als eine zu feine ästhetische Konstruktion, um typisch werden zu können. Abgesehen von der exotischen Färbung ist es auch hier der Kult der abstrakten Linie und Fläche, mit denen sich die Moderne vom historischen Stilballast zu befreien hofft. Behrens schafft sich mit ihnen seinen eigenen Stil, indem er sie noch geometrischer konstruiert und gliedert. Wenn damit nur nicht die Last einer Wand und der Druck einer Wölbung so papieren würde. Wieviel lieber trägt doch die Empfindung sich einfühlend die Wucht eines alten romanischen Säulenkämpfers, als sie sich hier auf die rechteckigen Flächen einer dünnen Kartonkunst zerlegen und verteilen läßt! Ein solcher Kämpfer ist ein ursprünglicher Baugedanke, während eine derartige Bau- und Innenraumgeometrie ein abstrahiertes Gebilde ist. Diese ästhetische Abstraktion schafft sicher nicht, aber hilft vielleicht eine Bauform vorbereiten, die nicht aus der Produktivität einer kraftvollen Zeit starkformig entstehen will. Auf dem Wege der ästhetischen Überlegung soll uns, die wir uns aus allen möglichen Stilen herausschälen müssen, zuteil werden, was unbelasteten Geschlechtern im Formdrange über die Köpfe wuchs. Wenn man sich dann aber angesichts eines Kölner Doms geradezu fürchtet, sich in die ganze schöpferische Unbekümmertheit eines Zeitalters einzuleben, das gar keine Sorge kannte, irgend an eine Grenze zu stoßen, dann kann man verzweifeln, daß uns je wieder eine große christliche Architektur zuteil werden wird, deren Basis eine mit Ingenieurberechnungen und ästhetischen Konstruktionen zusammengestellte mathematische Form sein soll.

Auch das Kunstgewerbe glaubt sich von der Tradition entlasten und zu zeitgemäßer Echtheit reinigen zu können durch Streben nach ästhetischer Gesetzmäßigkeit. Das trifft besonders auf die monumentale Glasmalerei zu, die nebenher zum größten Teil noch von Altertümelei gespeist wird und gelegentlich patriotischem Kirchentum zur Parade dient. Ganz architektonisch flächig sind die Glasfenster von Koloman Moser in der auch im übrigen von der Wiener Werkstätte nach modernsten Prinzipien erstellten Kirche am Steinhof bei Wien, auf denen die Heiligengestalten ganz linear stilisiert unter starker Betonung der Verglasungsarbeit nebeneinander gestellt sind. In der reinen Dekorationsform will nur leider gar kein seelischer Zug mehr mitschwingen; mit der ganz abstrakten Zerlegung des Körperlichen verschwindet

auch ein individueller geistiger Kern. Dem gegenüber haben die Glasfenster und ähnliche Schöpfungen der Engländer wie Walter Crane, Henry Wilson und Holiday viel mehr persönlichen Gefühlsgehalt, in dem oft noch etwas von der schmerzlich weichen Gestimmtheit eines Burne-Jones und der Präraffaeliten nachzittert. Neue Formen von kirchlichen Gebrauchsgeräten, dem Teil kirchlicher Kunst, der mit der weltlichen formal eins ist, finden sich schließlich noch beim ‚Werkbund'.

Die Plastik braucht nicht viel weniger als die Architektur ein allgemeines Fundament ähnlichen Welt- und Gotterlebens und ist darum in der christlichen Kunst ebenso ins Hintertreffen geraten wie außerhalb. Ja noch mehr; denn in der weltlichen Kunst ist die formale Stilisierung des Aktes auch ohne eigentliches inneres Gestalten doch schon gewisser Wirkungen sicher.

Wohltut das einfache, wenig aber mit einem sicheren plastischen Instinkt zurecht gemachte und mit einem warmen Gefühl umgebene Dasein in den Plastiken Hudlers ‚Ecce Homo' und der ‚Mann der Schmerzen'. Nur wenige realistisch eindringlichere Arbeiten, worunter ein formkräftiger Christustorso von Splieth, fallen im übrigen aus dem Konventionellen oder pathetisch Wichtigtuenden heraus. Von den Ausländern eignet dem Belgier Georges Minne eine gotisch anmutende Innenerfassung, die durch die Form dringt; sein wichtigstes Werk ist ‚la Pleureuse', die Büste einer trauernden Frau. Constantin Meunier ist der Plastiker, in dessen Gestalten jene innere Bewegtheit sich findet, welche wir als ein Wesensmerkmal der modernen Zeit ansprechen. Bei ihm ist auch die zur christlichen Kunst nötige seelische Verhaltenheit, die etwa in Rodins, des ersten modernen Plastikers, momentanen Körperwindungen ausgeschaltet ist. Die Grabmalplastiken der Beuroner schließlich sind von architektonischer Ruhe, aber ohne das menschlich schmerzliche Mitgefühl, das sie großmachen müßte. Im übrigen bietet gerade die Grabmalplastik in der Friedhofanlage von Wilhelm Kreis ein erfreuliches Bild.

Die beiden Gebiete, die in der modernen Kunst überwiegen, die Malerei und das Kunstgewerbe, geben auch der christlichen Kunst der Gegenwart ein bestimmtes Gepräge. Leider will bei beiden das Gute nicht durch die große Menge des Mittelmäßigen und Schlechten durchdringen. Bei den Bildern behauptet Schablonenkunst und äußerlicher Schwung in groben Farben ein allzu breites Feld, beim Kunstgewerbe zeigt sich das für unsere Tage auch sonst charakteristische Glänzen mit Materialprunk.

Die christliche Kunst der Gegenwart hat noch kein Gesicht und keine ganze frische Seele; aber je mehr die Kunst sich allgemein zur Höhe wendet, muß die christliche Kunst um den alten Geist neue Formen legen, um auferstehen und an die Spitze treten zu können. Dazu muß sie die alte Weltanschauung in den neuen Formen erlebt haben. Endlich einmal muß sie sich vom literarischen Ballast befreien, aber auch dem abstrakten Ästhetizismus muß sie Seele einhauchen. Es soll wieder ein objektives Weltbild und eine objektive Kunst werden.

# Gedichte von Detlev von Liliencron.*

## Lockung in die Ferne.

Blaue Berge, Sehnsuchtsberge,
Schützt ihr das ersehnte Glück?
Meinen Schritt will ich verdoppeln,
Und ich kehre nie zurück.

Schlug die Liebe mich verwirrend,
Fühl ich ihren Flammenkuß,
Daß ich nicht den Weg beginne,
An der Scholle haften muß?

## Märztag.

Wolkenschatten fliehen über Felder,
Blau umdunstet stehen ferne Wälder.

Kraniche, die hoch die Luft durchpflügen,
Kommen schreiend an in Wanderzügen.

Lerchen steigen schon in lauten Schwärmen,
Überall ein erstes Frühlingslärmen.

Lustig flattern, Mädchen, deine Bänder,
Kurzes Glück träumt durch die weiten Länder.

Kurzes Glück schwamm mit den Wolkenmassen,
Wollt es halten, mußt es schwimmen lassen.

## Heidebild.

In Herbstestagen bricht mit starkem Flügel
Der Reiher durch den Nebelduft.
Wie still es ist! Kaum hör ich um den Hügel
Noch einen Laut in weiter Luft.

Auf eines Birkenstämmchens schwanker Krone
Ruht sich ein Wanderfalke aus.
Doch schläft er nicht, von seinem leichten Throne
Äugt er durchdringend scharf hinaus.

Der alte Bauer mit verhaltnem Schritte
Schleicht neben seinem Wagen Torf.
Und holpernd, stolpernd schleppt mit lahmem Tritte
Der alte Schimmel ihn ins Dorf.

---

* Aus Detlev von Liliencrons „Sämtlichen Werken". Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin.

## Kalter Frühlingsabend.

Kein Vogelruf, verlassen liegt das Feld.
Fern grenzt der Wald: Das ist das Große Schweigen,
Und hinter ihm, als letze Spur der Welt,
Will langsam eine fahle Wolke steigen.
Käm doch ein Huf, klippklapp, umstaubt, umbellt,
Wär nur ein wenig Grün erst in den Zweigen,
Hätt sich der drollige Starmatz eingestellt,
Wann werden sich die lieben Primeln zeigen!

## Der Maibaum.

Wir liebten uns. Ich saß an deinem Bette
Und sah auf deinen todesmatten Mund.
Dein Auge suchte mich an irrer Stätte:
Hörst du den Sensenschnitt im Wiesengrund?

Und Pfingsten rings. Die Stadt war ausgeflogen
In hellen Kleidern und im Frühlingshut,
Wir waren um den schönsten Tag betrogen,
O Tag, sei gnädig ihrer Fieberglut!

Zu deinem Haupte bog, zu deinen Füßen
Bog sich ein grünes Birkenbäumchen vor,
Sie sollten dich vom heiligen Leben grüßen,
Ein letzter Gruß dir sein am schwarzen Tor.

Ich hatte gestern sie für dich geschnitten,
An einer Stelle, die dir wohlbekannt,
Zu der wir ausgelassen oft geschritten,
An der wir oft gesessen Hand in Hand.

An jenem Ort steht eine alte Weide,
Vor Neid und Sonne unsre Schützerin,
Da ist es still, und überall die Heide,
Am Ginster zittert die Libelle hin.

Ein Wasser schwatzt sich selig durchs Gelände,
Ein reifer Roggenstrich schließt ab nach Süd,
Da stützt Natur die Stirne in die Hände
Und ruht sich aus, von ihrer Arbeit müd.

Weißt du den Abend noch? Wir saßen lange,
Ein nahendes Gewitter hielt uns fest
An unserm Weidenbusch; du fragtest bange,
Es klang so zag: Und wenn du mich verläßt?

Sieh zu mir auf, beschirmt von Birkenzweigen,
Ich war dir treu, wir haben uns geglaubt.
Aus Wüsten zieht auf Wolken her das Schweigen,
Die Sense sirrt, und sterbend sinkt dein Haupt.

## Kleine Ballade.

Hoch weht mein Busch, hell klirrt mein Schild
Im Wolkenbruch der Feindesklingen.
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfensingen.

Und in den Staub der letzte Schelm,
Der mich vom Sattel wollte stechen!
Ich schlug ihm Feuer aus dem Helm
Und sah ihn tot zusammenbrechen.

Ihr wolltet stören meinen Herd?
Ich zeigte euch die Mannessehne.
Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Rosses schwarzer Mähne.

## Wer weiß wo.

(Schlacht bei Kolin, 18. Juni 1757.)

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
Auf roßzerstampften Sommerhalm
Die Sonne schien.
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
Und mancher kehrte nicht nach Haus
Einst von Kolin.

Ein Junker auch, ein Knabe noch,
Der heut das erste Pulver roch,
Er mußte dahin.
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
Der Tod in seinen Arm ihn zwang,
Er mußte dahin.

Ihm nahe lag ein frommes Buch,
Das stets der Junker bei sich trug,
Am Degenknauf.
Ein Grenadier von Bevern fand
Den kleinen erdbeschmutzten Band
Und hob ihn auf.

Und brachte heim mit schnellem Fuß
Dem Vater diesen letzten Gruß,
Der klang nicht froh.
Dann schrieb hinein die Zitterhand:
„Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand.
Wer weiß wo.“

Und der gesungen dieses Lied,
Und der es liest, im Leben zieht
Noch frisch und froh.
Doch einst bin ich, und bist auch du,
Verscharrt im Sand, zur ewigen Ruh,
Wer weiß wo.

# Detlev von Liliencron.

Von
Christoph Flaskamp.

Wir waren nicht arm an echter Lyrik — vor Liliencron. Wir waren vielmehr überreich.

Wir hatten Goethe und die Romantiker, Uhland, Eichendorff, Lenau, Mörike, die Droste und Hebbel, Storm, Keller und Meyer. — Wirklich? — Man braucht nur die Anthologien aus dem vergangenen Jahrhundert durchmustern, um zu wissen, daß wir sie nicht hatten.

Goethes Lyrik war ja zu einem guten Teile bekannt, aber in ihren reinsten Werten nicht wie heute gewürdigt; die tiefquellende, geistig unruhige Lyrik der Romantiker findet erst in jüngster Zeit Verständnis; Mörike, die Droste und Hebbel haben ein halb Jahrhundert lang darauf warten müssen, auch Storm und Keller und Meyer, die doch dem literarischen Zeitgeschmack mehr entgegenkamen, fanden erst in den letzten Jahrzehnten allgemeine Anerkennung. Uhland und Eichendorff selbst, bei allem volkstümlichen Klang ihres Namens, waren in ihrem eigentlichen poetischen Charakter noch vielfach unentdeckt. Gewiß hatten alle diese Dichter, die wir heute als unsere ersten und echtesten verehren, bereits in vielen feingestimmten Seelen Anklang gefunden; ein so allgemeines Verständnis, eine so tiefe Liebe, wie wir sie jetzt seit langem schon ausgeprägt sehen, ein so starkes Eindringen feinster Werte selbst ins Volk wäre jenen stillen Verehrern wohl als unmöglich erschienen.

Den allgemeinen Geschmack beherrschte damals die Pseudolyrik Heines — das wenige Echte von ihm liegt jetzt noch den Augen vieler verborgen; — es herrschten vor allem die Bildungsdichter, die Lyrik Rückerts, Geibels, Bodenstedts, Schacks und all der anderen kleinen und kleinsten Poeten von Scheffel, Baumbach, Roquette bis hinab zu den Gartenlaubepoeten.

Das läßt sich aus dem Umstand, daß alles Tiefe, Echte sich nur langsam Bahn bricht, allein doch nicht zur Genüge erklären, wohl aber aus der Stimmung der Zeit.

Wie die aus tiefer, aber keineswegs engherziger Vaterlandsliebe geborene, vornehm charaktervolle patriotische Dichtung Fr. Schlegels, Kleists, Arndts,

Uhlands allmählich von der Rhetorik der politischen Tendenzpoesie übertönt wurde, so um etwa dieselbe Zeit der freie poetische Geist unsrer Dichtung von dem mattherzigen, bravbürgerlichen Epigonentum der Bildungsdichter.

Nach Achtundvierzig war ja nicht alles still und stumm. Aber die besten Kräfte wirkten im Stillen. Die reifsten Geister überwanden den kleinbürgerlich revolutionären Trieb sehr rasch. Auch die Verständigeren unter den politischen Tendenzpoeten, überhaupt konziliantere Naturen, als sie sich selbst glaubten, bekehrten sich bald zum Besseren und wirkten mit der Zeit. Deren Aufgaben aber lagen nicht auf literarischem, vielmehr auf wirtschaftlichem und — allerdings nicht im Sinne des jungen Deutschlands — politischem Gebiete. Deshalb mußte das tiefere literarisch-künstlerische Interesse einstweilen schweigen, konnten dem Bedürfnisse des in anderer Richtung vollauf beschäftigten Volkes die Erzeugnisse der Bildungsdichter genügen, die rhetorisch genug den idealen Forderungen dieser Zeit Stimme liehen und im übrigen Geist und Gemüt in leichter Schwebe hielten oder milde in etwas pastoralem Feiertagston mit der weichen Monotonie ihrer metrisch glatten aber melodisch einförmigen Verse in eine angenehm träumerische Stimmung einlullten. Der eigentliche Gehalt der Zeit wurde inzwischen wissenschaftlich und wirtschaftlich in bestimmtere Form gefaßt und fand dann erst einen allerdings nicht erschöpfenden Ausdruck im Zeitroman, der schließlich im naturalistischen Experimentalroman endete. Und von hier aus drang der neue Gehalt auch in die eigentliche Dichtung und vor allem in die Lyrik ein, die dadurch einen ungewohnten Aufschwung erfuhr.

In den Kreisen der Bildungsdichter selbst regte sich bereits seit den sechziger und siebziger Jahren ein frischeres, urwüchsigeres Leben. Aus dem von vornherein nicht so rein literarischen Berliner Kreise zeichnet sich Fontane durch ein kräftigeres Wirklichkeitserfassen aus, freilich in die Tiefe zu steigen gelüstete ihn wie all die anderen mit und um ihn nicht:

> Halte dich still, halte dich stumm
> Und nicht forschen: warum? warum?

Diese Ängstlichkeit vor dem tieferen Erforschen und Erfühlen der Seelenabgründe haftet allen ohne Ausnahme an. Den Drang der Romantiker ins geistig Unendliche besaßen sie ebensowenig wie die geniale Intuition Goethes oder die visionäre Gewalt Hebbels, noch auch die glückliche Findergabe Uhlands, Mörikes, Eichendorffs und des ihnen gleichzeitigen, aber von ihrem Einfluß fast wie keiner der anderen gleichzeitigen echteren Lyriker Storm, Keller, Meyer unberührten bedeutendsten neuzeitlichen Lyrikers Martin Greif. Rühren sie einmal an tiefere Probleme, so gehen sie schnell mit scheuen Fragen und vorsichtigen Reflexionen oder mit einigem ängstlichen Übermut und leichtem Humor darüber hinweg. Immerhin haben sie vor den älteren Bildungsdichtern, unter deren Einfluß sie aber ganz und gar stehen, einen energischeren Zug, eine mehr vom wirkenden Leben, als von der literarischen Tradition genährte Phantasie voraus. Hopfen, Fitger, Bulthaupt, Isolde Kurz, Wildenbruch, Ferdinand von Saar, später die Gebrüder Hart, Arno Holz und viele andere gehören hierher.

Auf der Linie dieser kräftigeren Ausläufer der Bildungsdichtung erscheint als bedeutendes, im großen Ganzen als Poet überragendes Schlußglied: Detlev von Liliencron.

Liliencron als den Erneuerer unsrer lyrischen Dichtkunst zu feiern, geht nur in soweit an, als sein Schaffen infolge seiner die Bildungsdichter zumeist an Kraft und Fülle überragenden Begabung zugleich den Abschluß und die Überwindung jener literarischen Richtung bedeutet, in die er gleichwohl mit allen Merkmalen seiner Kunst hineinpaßt, und insofern er zeitlich mit der beginnenden Erneuerung unserer Lyrik zusammentraf und von vielen in irriger Weise zum Ausgangspunkt für die neuere Lyrik genommen wurde. Das aber konnte er nach Gehalt und Form unmöglich sein.

Im Grunde hat er uns nur von jener lyrischen Mattherzigkeit, von der lyrischen Stubenpoesie erlöst, indem er neuen, frischen, kraftvollen Wein in die alten Schläuche goß. Wirklich neue Melodien hat er kaum gefunden. Man vergleiche nur einmal seine ganz im herkömmlichen metrischen Schema gebundenen Gedichte mit den rhythmisch und dynamisch eigenartig bewegten und organisch zu melodischer Einheit sich wie naturnotwendig zusammenschließenden Gedichten etwa Mörikes, Hebbels und anderer und man wird gestehen, daß bei Liliencron der quellende Gehalt von innen aus sich selbst heraus keine neue eigene Form geschaffen hat. Das hängt mit seiner Begabung zusammen. Nur wo sich der Dichter über seine eigene Natur erhebt in ein nicht nur sinnlich, sondern zugleich geistig Gemeinsames, vermag er wirklich ‚die Natur in der Natur zu vermehren‘. Liliencron war ein starkes Temperament, das neue sinnliche Anschauungsmomente mit oft wundervoller Schärfe wiederzugeben verstand. Oft in nur loser, ja willkürlicher Verknüpfung, oft aber auch, wenn sich ihm aus Erinnerung oder Phantasie ein bindendes Erlebnis bot, in prächtig farbiger Vereinheitlichung zu einem lebensvoll kräftigen Bilde. Seine Dichtungen sind fast alle mehr Erlebnisberichte als lyrisch verdichtetes inneres Erlebnis. Die darin verstreuten lyrischen Momente sind ganz allgemeiner Natur, der Freude, der Wehmut, des Mitleids und ergeben sich fast nie rein und direkt in der Klarheit und Einzigkeit eines im Goetheschen Sinne seelisch bedeutenden einheitlichen Motivs, sondern indirekt aus der eindrucksvollen Schilderung eines Zustandes, einer Situation, eines Erlebnisses.

Man hat an Annette von Droste erinnert. Aber abgesehen davon, daß Liliencron die Droste an Feinheit der Beobachtung bei weitem nicht erreicht, entbehrt er auch deren tiefen innigen Einklang mit der Natur, der jede Zeile aus warmer, quellender Empfindung tränkt und organisch bindet. Ihr gegenüber scheinen Liliencrons Bilder und Balladen mehr äußerlich bildmäßig geschaut, als innerlich bis ins Kleinste erlebt. Und wer die Droste in ihren tief lyrisch bewegten Gedichten des ‚geistlichen Jahrs‘ kennt, spürt den enormen Abstand, der Liliencron von dieser großen Dichterin trennt. Auch auf Lenau hat man hingewiesen. Und da kann's ja nicht schaden, wenn dessen krankhaftes Hineintragen seines selbstischen Schmerzes und müder Schwermut in die Natur und in alle sinnlichen Regungen

des menschlichen Lebens durch Liliencrons gesunde Sinnlichkeit und frischen Lebensmut ausgeglichen wird, aber an Tiefe der Empfindung ist Lenau Liliencron doch wohl überlegen, auch wenn man Liliencron als die reine Umkehrung der Lenauschen Lebensstimmung betrachten will, worin übrigens viel Wahrheit liegt, auch insofern jeder von ihnen der eine die Schwermut, der andere den Lebensübermut bis an die Grenze der inneren Wahrhaftigkeit übertrieben hat.

Ein echter großer Lyriker von der Art Goethes, Uhlands, Eichendorffs, Mörikes, Hebbels, Greifs war Liliencron nicht. Deren Stärke liegt keineswegs in der Anschauung als solcher, sondern in dem darin sich offenbarenden seelischen Erlebnis. Sie haben aus den Tiefen der Seele, aus der Kraft des Geistes und Gemütes heraus uns eine neue Welt geboren.

Doch was heißt: neu? Es war in der Welt, aber die Welt hat es nicht erkannt. ‚Poetischer Gehalt ist Gehalt des Lebens' und alt wie die Menschheit. Unendliche Geheimnisse ruhen in der Menschheit, in eines jeden Menschen geistiger Wesenheit verborgen. Sie offenbaren sich alle Augenblicke des menschlichen Lebens in den Wechselbeziehungen von Seele zu Seele und Seele zur Natur in bestimmten Formen. Den jeweiligen Wert zu erkennen und entsprechend auf uns wirken zu lassen, ist unsere Lebensaufgabe. Der geistig und sittlich reife Mensch hat ein unbedingt sicheres Maß für diesen inneren Wert der verschiedenen Lebensäußerungen in sich. Wir erfahren ihn aus der Wirkung auf uns. Wir fühlen uns von ihm beglückt oder beängstigt, sobald es unser innerstes Wesen trifft, beglückt, wenn es uns innerlich fördert, seelisch läutert, bereichert, vertieft, über unsere natürliche Gebundenheit und Enge, über Schwachheit und Zweifel erhebt in eine darüber hinausreichende absolut und allgemein gültige, ewig — diese Sicherheit ist uns eingeboren — unvergängliche ideale Wirklichkeit, die reine ungetrübte Seligkeit ist.

Daß es nur wahre, echte, edle Gedanken und Gefühle und so gerichtete Empfindungen sein können, die diese seelische, wunschlose und doch genußreichste Befriedigung bewirken, erfährt jeder an sich alle Tage, auch daß sie über die bloß sinnliche Natur und deren Begier hinaus immer auf ein Höheres, Übernatürliches zielen, oder anders, unsere natürliche Existenz in eine von aller Unnatur geläuterte Wirklichkeit hinüberführen, in ein Reich bedingungsloser Wahrheit, Güte und Schönheit. Wo immer Dichtung diese Wirkung oder auch nur das Streben nach solcher Wirkung zeigt, haben wir echte, geistig und sittlich reife, menschenwürdige Kunst, bei der wir die relativen Begriffe ‚alt' und ‚neu' ganz und gar vergessen, so urvertraut, unserer Seele innewohnend und nun mit einem Male durch die Kunst in uns wachgerufen, ist uns diese höhere Welt. Alle echte Kunst steht so an der Pforte eines uns im Innern bewußten, durchaus nicht unwahrnehmbaren, höchst realen Paradieses und führt in ihren höchsten Leistungen wie jede gute Tat dorthin im Geiste und in der Wahrheit zurück.

Das mag etwas mystisch klingen, ist es aber durchaus nicht, sondern enthält eine höchst reale Grundforderung an die Kunst und jeden Künstler und Genießer, wie sie Schiller bei der Betrachtung der Bürgerschen Gedichte mit Recht betonte: ‚daß zur Vollkommenheit eines Gedichtes die erste unerläßliche Bedingung ist, einen von der verschiedenen Fassungskraft seiner Leser durchaus unabhängigen absoluten, inneren Wert zu besitzen.‘ Er fordert ‚von dem Dichter, der ihm ein teurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will‘.

Man hat Schiller seine Beurteilung Bürgers zeitlebens und immer wieder übel genommen, vom Standpunkte seiner hohen Auffassung der Kunst war und ist sie noch heute berechtigt, und wer seine hohe Auffassung teilt, und die Kunst wirklich als einen Weg zu absoluter Wahrheit und Schönheit ansieht, muß diese Forderung gegenüber Liliencron allen Ernstes wiederholen und bei ihm den gleichen oder einen ähnlichen Mangel an künstlerisch reifem Gewissen konstatieren, wie Schiller es Bürger gegenüber einst mit den folgenden Worten getan hat, wobei man ja nicht der landläufigen Meinung sein soll, daß Schiller sich unter den betonten ‚Idealen‘ etwas unwirklich Phantastisches, sondern im grunde etwas furchtbar Reales verstand:

‚Außerdem, daß uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen (man nehme das ‚gemein‘ nicht in unserm heutigen Sprachgebrauch) Charakter zu tragen scheint, daß ihm selten Liebe etwas anderes als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemälde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, eine Art Mosaik, als Ideale nennen.‘

Wie ließe sich besser über Liliencron urteilen, als durch diese hier nicht weiter ausführbare Parallele zu Bürger, mit dem er wirklich viel verwandte Züge hat? Sagt R. M. Meyer in seiner Literaturgeschichte etwas anderes, wenn er behauptet: ‚Seine Liebesgedichte sind in der Tat zu „naiv“ und zu materialistisch zu gleicher Zeit,‘ und Busse anführt: ‚Es ergab sich mehr und mehr ein Überschuß des rein Körperlichen über das Seelische, des Sinnlichen über das Geistige?‘

Das wahre Talent Liliencrons bleibt dadurch ungeschmälert; wir betonen es ebensosehr, wie Schiller es bei Bürger hervorhebt. Aber offen ausgesprochen werden muß es doch, ein großer Dichter war Liliencron nicht, weil er die Erhöhung seiner Individualität bis zu der von Schiller geforderten Stufe nicht vollzogen hat. Er war und ist zeitlebens ein naives Naturkind geblieben. Darin liegt seine Stärke, aber auch seine noch größere Schwäche. Wie ein großes Kind lebte er seinen Launen und Wünschen, und was die Wirklichkeit seinem Erlebnisdrang versagte, das erschuf er sich in der Phantasie. In der Phantasie war er König, Grandseigneur, Schloßherr, gab große Feste und Jagden, liebte heute die Prinzessin, morgen die Bettelmagd.

Am glücklichsten ist er vielleicht als Dichter, wo sich diese nach steten galanten und heroistischen Abenteuern begehrende Phantasie in Gestalten verkörpert und in Handlung umsetzt. Da erreicht er als Balladendichter wirklich oft eine echt dichterische Größe. Oder wenn sie sich in die Erinnerungen an Krieg und Jagd stürzt.

Seine eigentliche Lyrik ist sehr dürftig. Außer einigen schönen Heimat- und Heimwehliedern, wenigen selbständigen Naturstimmungen besteht sie fast nur aus Liebesgedichten. Aber hier treten uns selten jene feinen seelischen Wirkungen der Liebe entgegen, die die Liebe erst zur Liebe machen. Auf die Dauer langweilen, wenn nicht mehr, einen diese ewigen Liebesergüsse, wie einen eine bloß sinnliche Liebe eben langweilt. Wenn wir uns der wundervollen, die tiefste Seele berührenden Liebeslyrik unserer besten Dichter erinnern, was ist dagegen etwa ein rein aus Antithese und Vergleich, nicht aus tiefer Innerlichkeit geborenes Sehnsuchtsgefühlchen wie in dem Gedicht:

Tiefe Sehnsucht.

Maienkätzchen, erster Gruß,
Ich breche dich und stecke dich
An meinen alten Hut.

Maienkätzchen, erster Gruß,
Einst brach ich dich und steckte dich
Der Liebsten an den Hut.

Ähnlich in seiner Art, aber doch wirksamer ist das bekannte ‚Blümekens'. Doch finden sich auch zuweilen tiefere Herzenstöne, wo echte, reine Menschlichkeit aus dem stillen Glück der Liebe hervorleuchtet, wie in: Einer Toten, Maibaum u. a. Aber zu ‚den feinsten Organen der geistigen Liebe hinaufzubringen', was doch Bürger von seiner Liebe zu Molly wenigstens erhofft und ersehnt hatte, das war Liliencron nicht gegeben.

Seine Hauptstärke liegt in seiner lebhaften Phantasie; so sprunghaft sie oft auch ist, es glückt ihm immer wieder, sie in den Rahmen zu zwingen. Es gelingen ihm da Gestalten von echtem Fleisch und Blut und Bilder von der erstaunlichen Kraft und Kühnheit eines fast visionären Schauens, besonders im ‚Poggfred'. Zwar er braucht viel Farbe und Fülle, einen großen Aufwand an Bildern und Vergleichen, die Kürze und Knappheit des echten Dichters besitzt er nicht. Ganz selten einmal gelingt ihm ein Bild voll solch symbolischer Wirkung, jedoch wieder mehr von außen hineingetragen, als von innen heraus von selbst sich ergebend, wie in diesem Sechszeiler:

Weite Aussicht.

Steht eine Mühle am Himmelsrand,
Scharfgezeichnet gegen mäusegraue Wetterwand
Und mahlt immerzu, immerzu.
Hinter der Mühle am Himmelsrand,
Ohne Himmelsrand, mahlt eine Mühle allbekannt
Und mahlt immerzu, immerzu.

In Liliencrons novellistischen und romanhaften Versuchen finden wir alle Elemente seiner Lyrik wieder; es sind, selbst die Romane ‚Breide Hummelsbüttel‘, ‚Mit dem linken Ellbogen‘, ‚der Mäcen‘, ‚Leben und Lüge‘, zum Teil nur Wiederholungen aus seinen Gedichten, romanhaft ausgesponnen, mit Reflexionen, Stimmungen, eigenen und fremden Gedichten und abenteuerlichen Phantasien durchsetzt. Einzelheiten darin sind oft von bestechender Wirkung, im ganzen aber offenbarten sich gerade hier seine Schwächen, die hauptsächlich in dem Überwiegen einer fast nur vom Sinnen- und Triebleben beeinflußten Phantasie und in dem Mangel einer tieferen Weltanschauung bestehen, ein Mangel, der sich im Dramatischen, wo ohne große Anschauung erst recht kein wahres Lebensbild zustande kommen kann, noch mehr verrät, obwohl Liliencron in diesen seinen Versuchen, durch die Gesetzmäßigkeiten der dramatischen Stoffbehandlung in Schranken gehalten, in einzelnen Szenen die künstlerische Höhe seiner Balladen und Mären wieder erreicht.

Will man Liliencron literarisch einschalten, so kann sein Platz nur der sein, den wir vorhin — als letztes, kräftigstes Glied der Bildungsdichtung — andeuteten. Aus einem engeren Vergleiche mit den dort namhaft gemachten Poeten, z. B. mit Hopfen und den anderen, würde das unzweideutig hervorgehen. An Kraft und Fülle der Anschauung freilich ist er den meisten von ihnen so weit überlegen, daß er dadurch fast in die Nähe Storms, Kellers und Meyers rückt. Außer in den Gedichten ruht sein Bestes in den Kriegsnovellen und den kleineren Novellen und Skizzen aus seiner norddeutschen Heimat.

Neue große Werte, die immer nur aus seelischer und geistiger Tiefe hervorblühen, hat er uns kaum geschenkt, sondern wesentlich nur unsere Anschauung mit frischen lebendigen Formen und Farben bereichert.

# Gobineaus ‚Amadis'.

Von

Alfons M. Scherer.

‚Die Fähigkeit, viel zu leiden, ist die wunderbare Krone derer, die den ersten Rang unter den Menschen einnehmen.'

‚Ein Herz, das leidet, ist ein wertvolles Gut.'

‚Ich sage nicht, daß ich nicht traurig, ja unendlich traurig sein könnte; — aber düster und hilflos inmitten der Natur, das glaube ich nicht. Leiden bedeutet nicht: sich fallen lassen.'

‚Hüten wir uns, aus dem Leiden mit einem Gefühl der Bitterkeit hervorzugehen! Vielmehr muß es mit dem Gefühl der Dankbarkeit geschehen selbst gegen den härtesten Schmerz; denn sicherlich: Nichts stiftet so viel Gutes wie das Leid.'

‚Die modernen Doktrinen haben die Schwäche mit einer Art von Heiligenschein umgeben. Wir stimmen dieser Auffassung nicht bei. Jeder leidet, hat gelitten und wird leiden bis an die äußerste Grenze seiner Kraft. Aber es ist der Grundgedanke großer Seelen, nicht zu zerbrechen.'

Solche Worte hat in Briefen und Werken der Mann gefunden, den oft selbst nahe Bekannte nur als eleganten Diplomaten, als vornehm liebenswürdigen Gesellschafter und geistvollen Plauderer kannten und als einen ‚guten', harmlosen Menschen schätzten, der ja wohl auch etliche mißglückte Bücher geschrieben hatte. So war er beschaffen: hinreißend für die, die ihn verstanden, die seines Herzens Glut fühlten, freundlich und oft mit einem leisen Zug der Verachtung gegen die Menschen der Masse, denen er seine Bedeutung zu offenbaren verschmähte. — Jene Worte sind Worte innerer Erfahrung, aus der Tiefe eines Herzens emporgeholt, das mit dem Leid vertraut ist und herbste Qual zu besiegen vermochte; Worte, die eine große Seele verraten, welche die Rätsel des Lebens durchlebt und das Geheimnis der Erlösung verstanden hat. Mag man über die wissenschaftliche Bedeutung und die künstlerische Kraft Gobineaus sich streiten; sicher ist, daß er im weiteren Sinne des Wortes zu den Großen der Menschheit gehört, zu jenen Charakteren, die das Wesen des Daseins erfassen, die, während die Menge ihre Zeit vergeudet, unter der Nötigung dieser Lebenserkenntnis sich immer reicher entfalten und so der müden Welt die fernen ethischen Werte durch das lebendige Beispiel immer wieder verkünden. Die Wissenschaft, die nur die gedankliche Wahrheit sucht, wird hier wie stets mit Recht nur das eine fragen, wie weit der Mann die Welt in der wissenschaftlichen Erkenntnis geför-

dert hat. Es gibt aber daneben einen anderen, nicht minder berechtigten Gesichtspunkt, den psychologisch-ethischen, der nach der subjektiven Größe der Persönlichkeit fragt, dem es weniger um wissenschaftliche Wahrheit als überhaupt um lebendige Lebenskraft zu tun ist, weniger um Licht als um Wärme, der den Menschen gleichsam sub specie aeterni, d. h. in seinem Verhältnis zu dem Geheimnis des Lebens, zu erfassen sucht, der, weil er der Kraft und Wärme bedarf, führende Menschen verlangt, die den Kampf mit Sünde und Alltag vor ihm bestanden haben. Da tritt die Frage nach der objektiven Wahrheit der Überzeugungen in den Hintergrund: darauf allein kommt es an, ob das, was der Mann geglaubt hat, groß war, groß genug, einem Leben würdiger Inhalt, Quelle der höheren Kraft zu sein.

Und Gobineaus Weltauffassung war groß, und er glaubte daran; sie ist die Quelle all seines Schaffens. Sie ist finster in ihrem Pessimismus, aber großzügig, heldenhaft durch die Art, wie er sie fühlte, wohl geeignet, einem Leben voll sittlichen Ringens um die höchsten Güter einen würdigen, wenn auch düstern Hintergrund zu geben.

* * *

‚Die Völker, nein, die Menschenherden werden einst von düstrer Schlafsucht übermannt, empfindungslos in ihrer Nichtigkeit dahinleben wie die wiederkäuenden Büffel in den stagnierenden Pfützen der pontinischen Sümpfe.... Die betrübende Voraussicht ist nicht der Tod; es ist die Gewißheit, daß wir ihn nur entwürdigt erreichen werden. Und vielleicht könnte selbst diese unseren Nachkommen vorbehaltene Schmach uns gleichgültig lassen, wenn wir nicht mit einem geheimen Schauer empfänden, daß die räuberische Hand des Geschickes schon auf uns gelegt ist.‘

Man erkennt sofort aus diesen vom Pathos der Empfindung getragenen Schlußworten des Gobineauschen Rassenwerkes, wie bedeutsam seine Anschauung für sein Gefühlsleben war. Es klingt in ihnen etwas wie Zorn über das drohende Schicksal und eine deutliche Verachtung der Erbärmlichen, die ihm — wiewohl unschuldig — unterliegen werden. Es ist eine finstere, ja geradezu verzweifelte Weltauffassung, aber sie führt ihn nicht zur Verzweiflung, zu tatenlosem Zuschauen; sondern aus der Erkenntnis, daß mehr und mehr die segenvollen Mächte im Menschen erliegen müssen, daß ‚die räuberische Hand des Geschickes‘ mehr und mehr uns des Hohen beraubt, entsteht ihm die zwingende Entschließung, sein Wesen mit unerbittlicher Energie zur höchsten Entfaltung zu bringen: zu wirken, solang es noch Tag ist. Denn schon ahnt er ‚mit geheimem Schauder‘ die nahende Nacht.

Die menschlichen Rassen, so führt er aus, haben in ihrem ursprünglichen Zustand eine bestimmte physische Bildung und bestimmte, ihnen eigentümliche Verstandeseigenschaften. Die weiße Rasse, neben der die gelbe und die schwarze Rasse unterschieden werden, ist die einzige, die mit höherer Begabung, mit Schöpferkraft, mit Herrschertalent, mit Organisationsfähigkeit usf.

versehen ist, die einzige, die kulturelle Kraft besitzt. Ihr steht die dumpfe, erbärmliche Masse der andern gegenüber. Die arische Familie ist ihre Herrscherfamilie, deren letzte Blüte sind die Germanen. Die kulturelle Mission dieser reinen, hochgearteten Menschengattung beginnt regelmäßig mit Eroberungen. Das folgende Zusammenleben aber führt allmählich zur Vermischung der Rassen durch Heirat, und so werden Mischlinge geboren, welche — über die Angehörigen der niederen Rasse, der sie zur Hälfte entstammen, erhoben — zugleich unter dem geistigen Niveau der weißen Rasse zurückbleiben. Es ergibt sich daher durch stete Mischung eine Hebung der niederen und zugleich ein beständiges Sinken der weißen Rasse bis zu deren völliger Vernichtung; ‚sie steuert mehr und mehr der endgültigen Verschmelzung aller ihrer Elemente zu,‘ bis sie als solche gänzlich verschwunden ist. Da somit mehr und mehr die Quelle der Lebenskraft versiegt, und da zugleich der vorhandene Zusatz arischen Blutes im Verhältnis immer geringer, also immer ohnmächtiger wird, so ist ein unaufhaltsames Sinken der Gesamtheit die Folge; und mit der tiefsten Entwürdigung des Menschengeschlechtes endet die Entwicklung der Welt.

Der Pessimismus dieser Folgerung ist fürchterlich. Eine Anschauung der Vernichtung, ein ganz und gar kulturfeindlicher Glaube, darum in seiner Gesamtheit für Mensch und Menschheit ohne Lebenswert, mag er auch im einzelnen viele bedeutende Wahrheiten bergen! Ein Glaube, den darum jeder mit dem Instinkt des Lebens weit abweisen wird, der, vom Gefühl der eignen Kraft erfüllt, aus innerster Empfindung an höchste Entwicklungsfähigkeit der Menschheit glaubt.* ‚Nein! Alles in mir sträubt sich gegen diese Auffassung der Natur und gegen diese Auffassung des Geistes, dieser kostbaren Polaritäten . . . ., deren Einzelgeheimnis schwerlich lösbar ist für uns Menschen, die wir selber in dem großen Spiel mitinne stehen. Der letzte Sinn und Zweck des planetarischen Wachstums kann doch wohl nicht eine sinnlose Entartung sein, sondern nur eine Frucht, also . . . etwas Lebendiges.‘ Zu diesem Schluß ‚berechtigt uns wenigstens unsere Naturbeobachtung, unser geschichtliches Studium, unser eigenes menschliches Erleben — und nicht zuletzt unser eingeborener Glaube an die Kräfte des allwaltenden Geistes‘. So Friedrich Lienhard in seinen ‚Wegen nach Weimar‘.** Dem düster mechanischen Rechen-

* Interessant wäre die Frage, wie sich der Katholik Gobineau mit dieser seiner Theorie abgefunden hat. Eine so mechanische, eine so gnadenlose Weltentwicklung verträgt sich schwer mit dem Glauben an Gott als die unerschöpfliche Quelle des Lebens, als die ursächlich wirkende Liebe, der es als höchster Liebe wesentlich ist, das Geliebte zu adeln. Schon das legt den Gedanken nahe, den wir im ‚Amadis‘ bestätigt finden werden, daß in den tiefsten Tiefen dieses Mannes, ihm vielleicht unbewußt, sich diese grausame Scheidung der Menschheit zum Symbol des ethischen Gedankens wandelte und von ihm ethisch empfunden ward: als der ewige Kampf zwischen Tag und Nacht, zwischen den Söhnen des Lichts und der Finsternis, zwischen Gut und Böse.

** Die Art seiner Auseinandersetzungen mit Gobineau, die auch als Sonderabdruck erschienen sind (‚Gobineaus Amadis und die Rassenfrage‘; Stuttgart,

exempel setzt er bei voller Anerkennung der Resultate wissenschaftlicher Forschung den ‚sieghaften Glauben an die überweltliche Macht des Sittengesetzes' entgegen. Gewiß besteht eine weitgehende Verschiedenheit der Rassen; sie ist sogar die Grundbedingung des Lebensprozesses der Völker, weil alles Leben Gegensätze verlangt, aus ihnen geboren wird. Gewiß sind die einen höher begabt als die andern; aber zunächst: Wer darf behaupten, daß in den Kämpfen dieser Erde diese oder jene Nation unbedingt die bessere sei, wo wir doch mitten in Bildungen und Entwicklungen stehen, die Jahrtausende erfordern? Wollen wir mit längst überwundener Kleinlichkeit sagen, wir Arier seien das ‚auserwählte Volk'? Und dann: All die natürlichen Bedingungen, in die wir körperlich hineingeboren sind, sind doch nur unser Material, noch nicht unser Leben. Nun aber beginnt ja erst das seelische Problem: ‚aus diesen schweren oder leichten Bedingungen den Aufstieg zu versuchen, und zwar mittels einer inneren Kraft, die jene äußeren Bedingungen als ihr Material knetet und zwingt.' Hier tritt ein innermenschliches Gesetz, ein ‚seelischer Einigungsfaktor' in Kraft. Und je erbärmlicher da die Rasse, um so schwerer allerdings, aber auch um so bewunderungswürdiger der sittliche Kampf. Dieser Kampf allein macht Menschen und Menschengruppen der Achtung wert, nicht aber die Zugehörigkeit zu irgendwelcher Rasse oder Nation. Und jeder, der ihn siegreich besteht, dem der Aufstieg zur Höhe allen feindlichen Mächten zum Trotz gelingt, tritt ein in eine höhere, eine ‚Edelrasse', eine ‚unsichtbare Kirche', eine ‚Gemeinschaft der Heiligen'. Nicht ob einer Arier ist oder nicht, ob er diesen Kampf zu bestehen, ob er das Leid, die herbe, segenvolle Prüferin der Herzen, zu überwinden vermag, unverbittert, lebensstark, das ist die Frage, die einzig über seinen Wert entscheidet; die einzige zugleich, die sich für jeden beantworten läßt.

Soweit Lienhard. Wir haben seine Ausführungen hier kurz skizziert, weil sie der allzu stofflichen Anschauung Gobineaus gegenüber den ethischen Gesichtspunkt betonen und die Übermacht des Geistes über die physische Welt mit Überzeugung dartun. Sie zeigen den Weg, auf dem Gobineaus Pessimismus innerlich überwunden wird (und wohl auch von Gobineau selbst in gewisser Beziehung in der tieferen Welt der Empfindung überwunden worden ist). Und diese Überwindung ist eine Notwendigkeit, weil eine so verzweifelte

---

Greiner & Pfeiffer), sind für diesen liebevoll verstehenden Schriftsteller sehr bezeichnend, der bei aller Entschiedenheit des eigenen Standpunkts doch stets das einigende Lebendige sucht, den abweichende Meinungen nicht hindern, die Gesamtpersönlichkeit zu lieben, zu erfassen und für sich und andre fruchtbar zu machen. Dieser in weitherzigem Verstehen die idealen Mächte aller Zeiten und Orte neu erweckende und einigende Zug belebt die ‚Wege', er zeigt sich auch in der Behandlung Gobineaus und ermöglicht es Lienhard, die Fülle idealer Kraft, die dem Grafen eignete, in voller Wirksamkeit zu nutzen, bei völliger Ablehnung seines Prinzips sich doch in der Welt des Herzens und der Poesie ‚mit diesem guten und reichen Manne' eines Sinnes zu fühlen.

These mit erdrückender Schwere auf der Masse der Menschen lasten würde und alles Leben ersticken müßte. Daß sie aber für Gobineau selbst diese Bedeutung nicht hatte — und darauf kommt es uns an —, daß er trotz seines Glaubens an sie oder auch gerade infolge dieses Glaubens, von jenem ‚geheimen Schauder‘ getrieben, ein Dasein voll Lebenskraft und Lebensfreudigkeit, voll angespannter Arbeit und idealsten Strebens bis zur reinen Höhe abgeklärter Reife geführt hat, das war nur möglich, wenn in ihm jene edelste Liebe geistig-sittlicher Werte einzig um ihrer selbst willen lebte, jener hohe, unbedingte Idealismus, der nur wenigen und vornehmen Naturen eignet. Es ist darum nicht zuviel gesagt, wenn man geradezu von dem Heroismus seiner Lebensauffassung spricht.

* * *

Man überschaue seinen Weg! Nicht das Dasein eines unfruchtbaren Grüblers, eines müden oder gar verzweifelten Träumers tritt uns entgegen, sondern eines Mannes, der das Leben lieb hat und nutzt um seines lebendigen Reichtums willen, und der sich in Mühe und Arbeit seiner Kräfte freut.

Geboren 1816 zu Ville d' Avray bei Paris als der Sohn eines königlichen Gardeoffiziers, streng religiös erzogen, lebte Gobineau seit 1833 zu Paris, wo er sich neben angestrengtesten sprachwissenschaftlichen Studien der Poesie widmete, mehr und mehr in die Welt des Orients sich vertiefend, die früh sein Interesse erregte. Schon hier begann ihn das Rassenproblem zu beschäftigen, das fortan im Mittelpunkt seines geistigen Lebens stand; während seines ganzen Aufenthalts in Paris hat er sich intensiv damit befaßt. Und 1853 und 1855 — Gobineau war inzwischen 1851 zur französischen Gesandtschaft nach Bern gekommen — erschien dann in vier Bänden sein ‚Essai sur l'inégalité des races‘, der bedeutendes Aufsehen erregte.

Von 1854—1864 weilte Gobineau mit vierjähriger Unterbrechung (Reise nach Amerika, ‚Voyage à Terre Neuve‘) in Persien, wo endlich seine Sehnsucht nach dem Orient ihr Genügen fand, auch hier einer ebenso angestrengten als fruchtbaren wissenschaftlichen Tätigkeit sich widmend, 1864 bis 1868 als französischer Gesandter in Athen. Hier erwachte neben dem Gelehrten nach langer Zeit auch wieder der Künstler. Eine Reihe dichterischer Arbeiten entstand; daneben begann die Plastik die Kräfte dieser erstaunlich vielseitigen Begabung mehr und mehr in ihren Dienst zu ziehen.

1868 mußte er schweren Herzens von Griechenland scheiden, an dessen Welt und Landschaft er mit der Liebe des Künstlers hing, und wo er ‚Jahre des schönsten, rein menschlichen Glückes‘ verlebt hatte, um nach Brasilien überzusiedeln. Die zwei Jahre seines dortigen Aufenthalts, einzig erhellt durch eine bedeutende Freundschaft mit Don Pedro II. von Brasilien, sind unfruchtbar geblieben. Geist und Körper litten unter dem entnervenden Klima, das seine Schaffenskraft lähmte. So kehrte er nach zwei leidvollen Jahren 1870 nach

Frankreich zurück, um nun mehrere Jahre zurückgezogen auf seinem Schloß Trye in der Normandie zu verbringen.

Herbe Enttäuschungen brachte dem Grafen der deutsch-französische Krieg. Die oft erbärmliche Haltung seines Volkes erfüllte ihn mit Bitterkeit und Schmerz. Denn wenn er gleich die germanische Rasse höher stellte und selbst ihr zu entstammen fest überzeugt war, so lebte in ihm doch zugleich eine glühende Liebe zu Vaterland und Volk. Er sah in dem Zusammenbruch eine allzu rasche Bestätigung seiner düsteren These, und die furchtbare Schnelligkeit des Untergangs erfüllte ihn mit Trauer und Ekel zugleich.

Nur schwer entschloß er sich, wieder am öffentlichen Leben teilzunehmen. Aber die Jahre 1872—1877, die er als Gesandter der französischen Republik in Schweden zubrachte, gehören zu den glücklichsten seines Lebens. Ein Kreis intimer Freunde, unter ihnen vor allem die hochbegabte Malerin Gräfin de La Tour, umgab ihn dort und regte ihn zu reichem künstlerischen Schaffen an; auch die ‚Renaissance‘ ist in jener Zeit entstanden.

1877 in offenbar kränkender Weise zur Niederlegung seines Amts gezwungen zog sich nun Gobineau endgültig auf sich selbst zurück. Die unwürdige Behandlung, die er erfahren, hat ihn zweifellos herb getroffen, und eine bittere Empfindung zitterte bis zu seinem Tode in ihm nach. Er lebte von nun an in Rom. In ungeschwächter Lebenskraft und Arbeitsfreudigkeit verbrachte der nun 61 jährige seine Tage in angestrengtester Tätigkeit im Atelier und am Schreibtisch. Nur langsam erlahmte die Spannkraft dieser seltenen Natur. Vorwiegend hat ihn in dieser Zeit die Dichtung ‚Amadis‘ beschäftigt. In Turin, auf der Rückreise von Frankreich und Deutschland, wo er seine Freunde (Wagner in Bayreuth) von Rom aus zum letztenmal besuchte, ist Gobineau im Oktober des Jahres 1882 in einem Gasthaus gestorben.

* * *

In die Zeit seines Aufenthalts in Schweden fällt der Beginn seiner inneren Wandlung zur letzten Phase seines Lebens, die in ihrem Reichtum und ihrer Größe sein Dasein würdig beschloß.

Dieser Periode eines über die Freuden der Welt erhabenen, aber an ihrem Treiben und Werden lebendig teilnehmenden Zustandes, dem freilich auch jetzt noch das Leid nicht fernblieb, verdanken wir Gobineaus letzte Dichtung, das Heldengedicht ‚Amadis‘ (Paris, Plon), wie alle seine größeren Werke aus dem Gedanken der Rassentheorie geboren und als poetische Verherrlichung seiner These gedacht. Eine ästhetische Würdigung dieses Werkes ist uns Deutschen schwer, soweit es sich um seine künstlerische Form handelt. Die Sorgfalt des Versbaues wie auch die Sprache scheinen im allgemeinen in Frankreich nicht zu befriedigen. Ich bin mit dem inneren Wesen der französischen Sprache nicht genügend vertraut, um darüber urteilen zu können. Der Versbau scheint in der Tat der nötigen Sorgfalt zu entbehren. Daß aber in diesem Werke eine Fülle hoher Ideen, eine Welt heldenhafter Lebenskraft, glühende

Empfindung für das Erhabene und Göttliche ergreifend zu uns spricht, daß es aus einer großen, siegessicheren Seele stammt, daß es aus der mächtigen Erregung lebendig wallenden, kämpfenden, düsteren, lachenden Gefühls geboren ist, das vermögen wir zu empfinden. Mit jagender Feder hat er's großzügig aufs Papier geworfen, rasch, sorglos, in innerem Drange, weniger vielleicht ein Dichter, der wägend und feilend ein Kunstwerk schafft, als ein Mensch, der noch einmal die Frucht seines Daseins, die Fülle seines tiefsten Wesens in beseelte Worte zu fassen sucht, der noch einmal sagen will, was ihm zeitlebens am Herzen lag.

* * *

Eine ästhetische Würdigung des inneren Wertes des ‚Amadis' wird sich zunächst mit zwei Fragen auseinandersetzen müssen: Ist die Theorie Gobineaus einer wahrhaft künstlerischen Darstellung überhaupt fähig? Und liegt in der Absicht ihrer Verherrlichung nicht ohne weiteres unkünstlerische Tendenz?

Gobineaus These, welche die mechanische, zwingende Notwendigkeit eines furchtbaren physischen Gesetzes statuiert und damit folgerichtig die größten Spannungsmomente menschlichen Lebens ausschalten muß, das sittliche Ringen mit seinen Siegen und Untergängen, unter deren ewigem Wechsel das Innere jedes Menschen erbebt, eine solche These erscheint mir in der Tat poetisch unfruchtbar. Nicht in jeder Beziehung, nicht z. B. im Gebiete der Lyrik, da eine Fülle tiefster Empfindung sich an eine derartige Weltbetrachtung anschließt: Mitleid mit der Masse der unglücklichen Stiefkinder der Natur, Empörung gegen ein Schicksal, das das Edle zertrümmert, Angst und Verzweiflung angesichts der immer näher herandrohenden Zukunft usf., alles Gefühle, die als momentane Ausbrüche, als Stimmungen einer einzelnen Menschenseele ästhetisch interessieren. Aber eine Darstellung des gesamten Weltbildes unter einem solchen Gesichtspunkte — das ist etwas anderes. Selbst wenn sich der Dichter unter Vermeidung der letzten Konsequenzen mit der Schilderung eines einmaligen, einstweiligen Sieges der arischen Rasse über die Masse der anderen begnügte, so würde doch den gereiften Leser der peinliche Schmerz über das schaurige, weil unverdiente Schicksal der Besiegten empören: Die Siegesfreude der Arier findet kein Echo bei uns, die wir — vom Standpunkt der Kultur, d. h. einer allumfassenden Menschenliebe aus urteilend – mit hilflosem Mitleid die Partei der zur Niedrigkeit Verdammten gegen das Schicksal ergreifen. Die empörende Tatsache, daß ein so ungeheurer Bruchteil der Menschheit von jeder höheren Entwicklung ohne seine Schuld ausgeschlossen ist, würde jede versöhnende, erhebende Empfindung unterdrücken. Nun aber erst die Verfolgung der letzten Konsequenzen der These in einer Dichtung! Schilderung des unvermeidlichen, mechanischen, langsam bis zu völliger Verblödung fortschreitenden Untergangs der Menschheit, *unserer* Menschheit! Rettungsloses Verderben, selbst durch die äußerste Anstrengung der Kraft, selbst durch heroisches sittliches Ringen nicht abzuwenden! Daß Amadis und manche

andre in einer Zeit, wo es noch besser mit der Mischung des Blutes stand, sich und damit die Tugenden an das Herz der Gottheit (welcher Gottheit aber!) gerettet haben, kann nicht versöhnen, wird uns, die wir an der Verspätung unseres Daseins schuldlos sind, eher noch mehr empören. Der Dichter hat uns in Erörterung des tiefsten Problems, das den ganzen Wert unseres persönlichen Lebens bedingt, eine Wirklichkeit enthüllt, die uns zur Verzweiflung führt, und es fehlt ihm jede Möglichkeit, sie zu überwinden, uns über sie emporzuheben. Die wahre, hohe Kunst aber soll uns nicht quälen, wie uns das Leben quält, weil und soweit wir es nicht verstehen; sie dient — wie letzlich alle höheren, wertvolleren Funktionen des Geistes — unserer Erhebung, unserer Läuterung, der Überwindung des Lebens. Und dieser Forderung kann eine solche Dichtung nicht genügen.

Gobineau wollte sie dennoch schreiben, kein Zweifel! Glücklicherweise aber ist es ihm mißglückt. Der gesund und kraftvoll ethisch empfindende Mensch und Künstler ist im großen ganzen mit dem grübelnden Philosophen und Historiker durchgegangen und hat ein Werk voll hoher sittlicher Kraft geschaffen; überall bricht die Empfindung für das Gute und Erhabene durch, und die Rassentheorie, die allerdings die Grundidee des Ganzen bildet, ist so ins Ethische symbolisiert, daß wir das Werk vielmehr als einen Kampf des Tages mit der Nacht empfinden; zugleich ist ihre Richtigkeit mit so naiver Selbstverständlichkeit vorausgesetzt, daß wir uns kaum bemüßigt finden, sie zu prüfen, und uns die deutliche Empfindung entsteht, dem Dichter selbst sei herzlich wenig auf sie angekommen; ‚nicht die dunkle Rasse als solche bekämpfte dieser stolze Geist, sondern das Dunkle der niederen Gesinnung; und nicht Haut- und Haarfarbe der „weißen" Rasse ist für ihn das Leuchtende, das Liebenswerte, sondern die lichtere Substanz der edleren Seelen.' ‚Der tiefste Kern seiner Rassenlehre ist eine poetisch-aristokratische Empfindung und ein sittliches Erlebnis.' Dieser Kern tritt in der Dichtung beherrschend hervor; das Dunkel seiner These durchleuchtet, sie ins Symbolische verklärend, die durchaus sittliche Empfindung; durch seine — willkürlichen — Gedanken hindurch setzt sich mit unbewußter, weil elementarer Wucht seine vollkommen ethische Persönlichkeit durch; während er den Kampf der physischen Rassen zu schildern wähnt, fühlt und erlebt und schildert er das Ringen der ‚Edelrasse' mit dem Gemeinen. Die Rasse wird Symbol. Er überschüttet die Vertreter der ‚dunklen Rassen' mit Hohn und Verachtung und bitteren Vorwürfen, was er vom Standpunkt seiner These aus nicht kann; er macht sie verantwortlich für das, was sie sind. Er empfindet sie nicht als Opfer ihrer physischen Voraussetzungen, sondern als Opfer ihrer eigenen Schuld. Er bewundert und lobt Amadis und seine Genossen, er läßt sie mit dem Recht hohen Verdienstes ihre Gegner aufs tiefste verachten: überall sittliche Maßstäbe, überall ethische Empfindung. Diese Überwindung seiner ganzen Gedankenwelt durch die Übermacht des sittlichen Gefühls rettet sein Werk vor der oben angedeuteten Gefahr, die schon schwer genug um die

Erlösung ringende Menschheit durch vernichtende, alle Hoffnung erstickende Tatsachen völlig zu beugen.

Zugleich vor der Tendenz. Es wird uns zwar hier und da gesagt, daß alles Gute bei den Ariern, alles Gemeine bei den Mischlingsvölkern lebt; aber es ist, wie ausgeführt, so nebenher gesagt; der Dichter gibt sich so gar keine Mühe, uns an diesen seinen Grundgedanken glauben zu machen; der innere Wert seiner Gestalten ist ihm so sehr die Hauptsache, daß die nur sehr im Hintergrund auftauchende Rassentheorie uns nur selten verstimmt. Es ist wie bei Shakespeare im 'Kaufmann von Venedig', da siegt das Gute über das Böse; in heiter graziösem Spiel sehen wir mit hellem Vergnügen, wie der schlimme Shylock gehörig geprellt wird. Daß dieser Shylock ein Jude ist, ist uns dabei gleichgültig. Er ist das Böse; daß nun gerade der Jude zum Vertreter des Bösen gewählt ist, das ist eine Unart des Dichters, die wir vielleicht lieber vermißten, die uns hie und da sogar verstimmen mag und zu Mißverständnissen führt, über die wir aber nicht allzu streng mit dem Dichter rechten, weil wir in der Sache selbst mit ihm einig sind. So auch in 'Amadis', nur daß wir hier in der Welt des tiefsten Ernstes und der Tragik leben, und somit allerdings die tendenziöse Verkleidung einer an sich tendenzfreien, allgemein menschlichen Idee schon bedenklicher wird. Dennoch wird wohl im großen und ganzen jeder dem Dichter ungestört folgen. Nur an wenigen Stellen tritt uns in den ersten Büchern seine These kraß und verstimmend entgegen. Erst im dritten Teil der Dichtung steht sie im Vordergrund.

Das Resultat ist auffallend, wenn man bedenkt, wie sehr Gobineaus ganze Gedankenwelt durch seine These beherrscht war. Aber jeder Leser des 'Amadis' wird es, glaube ich, bestätigt finden. Hier in der Dichtung hat sich sein tiefstes Wesen enthüllt. Und in diesem herrscht — wie mehrfach angedeutet ist und aus dem letzten Werke klar hervorgeht — durchaus die sittliche Empfindung vor. 'Die freudige Ritterlichkeit, das Gefühl gesunder Lebensfreudigkeit und das Vertrauen auf innere Kraft, das ist der Grundgedanke meines Amadis,' so sagt er selbst. 'Der tiefste Kern seiner Rassenlehre ist eine poetisch-aristokratische Empfindung und ein sittliches Erlebnis' (Lienhard). Das gab seinem Leben den hohen Wert und rettete seiner Dichtung die künstlerische Größe.

* * *

Gedankenwuchtig setzt das Werk mit der Verherrlichung von Ehre, Freiheit und Liebe ein; der Kampf um diese höchsten Güter bildet den Inhalt der Dichtung.

Mit seinem Knappen Gandalin in Island einherreitend trifft Held Amadis eine weinende Dame an, die jugendschöne Briolanie. Ihr Vater ist von dem im Dienst des mächtigen und bösen Zauberers Agolant stehenden Hexenmeister Garamant gefangen, sie selbst von ihm bedroht. Amadis befreit

die Dame, Gandalin ihren Vater, der aber seinen Leiden erliegt. Von der feierlichen, gedankenhohen Sterbeszene leitet der Dichter rasch in heitere Naturstimmung über: Froh seines Sieges irrt der Knappe, von den Stimmen des Waldes umflüstert, lustig singend umher, seinen Herrn zu suchen, findet aber statt seiner Galaor, Amadis' Bruder, mit dem er nun in überschäumender Lust und Fröhlichkeit durch die blühende Natur dahinzieht. Ein köstlicher Zug kindisch-toller Narretei belebt die Schilderung. — Inzwischen hat Amadis in schwerer Schlacht — eine prachtvoll lebendige Kampfesszene — den Garamant besiegt. Von seiner Heldengröße überwältigt stürzt Briolanie in fassungsloser Dankesfreude vor ihm nieder; er aber enteilt, den vermißten Knappen zu suchen. In dem vereinsamten Schlosse zurückgelassen fühlt nun das Mädchen Sehnsucht und Liebe in sich entbrennen; machtvoll ist der Aufruhr ihrer in ihrer unerwachten Reinheit durch die fremde, überstarke Empfindung geängsteten Seele geschildert; sie entflieht in ein Kloster, aber vergebens sucht sie im äußeren Frieden den Frieden der Seele.

‚Monastère, monastère,
Versets, répons et prière,
Cloche allant et battant,
Et sonnant au campanile,
Ne font pas le cœur tranquille,
Ne font pas le cœur content' . . .

Es liegt viel Stimmung in diesen einfachen, seltsam melodiösen Versen. Klang und Versmaß erwecken unmittelbar den Eindruck jener teilnahmslosen, weil nichtsahnenden Heiterkeit, jener eintönig friedlichen Ruhe, die das gequälte, jagende Herz durch ihr stilles, sonniges Lächeln vollends zur Verzweiflung bringen. So verlebt auch das Mädchen Tage der Qual, blaß und stumm sitzt sie in ihrer Zelle; tödlicher Schmerz zerwühlt ihre Brust; und wagt es jemand, noch so leise an ihre Wunde zu rühren, so schreit sie auf im Übermaß der Qual; Und nun dagegen

Monastère, monastère,
Versets, répons et prière
Cloche allant, et battant . . .

Der Gegensatz ist meisterhaft. Schließlich wird das arme Sorgenkind der kopfschüttelnden Nonnen — hier wieder köstlicher, leise ironischer Humor — von der Fee Urgande, der ‚Unerkannten', der Verkörperung der Jugend, der Schönheit, des Reizes der Natur, auf raschem Zauberroß aus der drückenden Stille in die grünenden Wälder entführt. Dort treffen die Mädchen mit dem lustigen Ritterpaar, mit Galaor und Gandalin, zusammen; die beiden Knaben sperren Mund und Nase auf, die Mädchen gefallen ihnen nicht schlecht, aber gar bald verlieren sie sie wieder in neckisch-täppischem Ungeschick. Harmlose, herzliche Freude, inniges Naturgefühl belebt diese Schilderung, bei der trotzdem ernste, selbst pathetische Gedanken nicht fehlen.

Moriz Retzsch del.

Aus den Umrissen zu Schillers ‚Lied von der Glocke'.

Garamant, von Rachegelüsten beseelt, hat es vermocht, durch Verleumbung Mißtrauen in die Seele der Geliebten des Amadis zu werfen. Es ist Oriane, die Tochter des Königs Lisvart von England. Um Briolanies willen in Eifersucht entbrannt läßt sie ihren Ritter vor sich rufen, überhäuft ihn in ihrem leidenschaftlichen Schmerz mit Schmach und Verachtung und gebietet ihm heftig, sie zu verlassen. Schweigend gehorcht ihr Amadis, ‚seine blutende Liebe achtet den Irrtum der Herrin‘. Der Auftritt erinnert leise an das Wiedersehen Dantes und Beatrices im Paradies; auch hier jene heilig verehrende Liebe und die gebietende Strenge der Geliebten, nur daß die geläuterte Strenge der verklärten Beatrice weit entfernt ist von dem schmerzvollen und ungerechten Zorn dieser stolzen, heftigen Natur. Der Charakter der beiden Liebenden tritt hier klar hervor: Oriane rein, hoheitsvoll in ihrer Schönheit, ohne den Wunsch zu gefallen, im Innersten wahr und treu, aber voll Leidenschaft und herben Stolzes, sich ihres Wertes wohl bewußt, durch den sie zu den höchsten Forderungen sich berechtigt glaubt; erfüllt von tiefer, aber selbstsicherer Liebe, noch nicht zu seliger Hingabe erwacht, noch nicht durch Schmerz und Sehnsucht zu jener sanft anschmiegenden, echt weiblichen Liebe gedemütigt: eine hohe, mächtige Seele, die nur noch der bittern Zucht durch leidenvolle Schickungen bedarf. Amadis größer als sie, mit der Bescheidenheit des höchsten Wertes sie verehrend, ausgerüstet mit der Geduld der Kraft, so voll unbewußter Erhabenheit des Wollens und Könnens, daß ihm der höchste Maßstab nicht mehr denn selbstverständlich scheint; ein geläuterter Held, auf der Höhe körperlicher und seelischer Macht. — Zornig erscheint er bald in fremder Rüstung am Hof und fordert seine Verleumder zum Zweikampf heraus, wird aber am festgesetzten Tage, an dem er zunächst wieder mit Garamant zusammengerät, von dessen Herrn, dem finsteren Agolant, in einer Wolke an die Ufer eines Gewässers entführt. Die Schmach seiner scheinbaren Flucht zu wenden, rüstet sich Oriane, die ihn erkannt hat, in ihrer vergeblich bekämpften, heldenhaften Liebe selbst zum Streit, wird aber von Urgandes Adler nach einem Schloß der Fee entführt. Daselbst durch Urgande und Briolanie von Amadis Unschuld überzeugt, wandelt sich ihre herrische Heftigkeit rasch in jubelnde Freude, ihr Stolz erweicht sich in der Wonne der scheidenden Qual; frei gesteht und bereut sie ihre Übereilung; die großzügige Wahrhaftigkeit dieses Charakters tut wohl. — Amadis aber hat in jenem Wasser den durch Agolant dahin gebannten Geliebten der Fee, Florizel, entdeckt, dessen Stimme ‚seufzerfein‘ aus dem Gemurmel des Baches zu ihm weht; er zieht durch unheimliche Schluchten, von grimmen Dämonen bedroht, nach Agolants Schloß und befreit durch dessen Tod den verzauberten Ritter. Urgande sendet den Helden ihren Zauberwagen, der sie durch die Lüfte hin zu den Geliebten führt.

Wunderschön ist die Schilderung der Lande, die sie unter sich schauen, und in den Versen, die er Griechenland gewidmet hat, zittert die wehe Sehnsucht des Greises nach den heiteren, glücklichen Jahren des dortigen Aufent-

halts nach: Da blüht der Lorbeer, da lächeln die Täler, da schimmert der Himmel im reinsten Blau! Da atmet alles himmlische Schöne! — Und dann plötzlich der Ausbruch des Jubels und der Sehnsucht zugleich: Und du, dreimal gepriesenes Athen! Gesegnet, du hehre Stadt! Gesegnet deiner Berge wunderbar gemeißelter Zug! Da strömt lachend in Frühlingskraft der Kephisos! Dort auf dem ragenden Fels wachte die Nike, dort strahlt der Marmorglanz der Akropolis! Du, ja du hast der jauchzenden Welt die Schönheit enthüllt!

Und nun endlich das Wiedersehen der Liebenden nach der qualvollen, weil zugleich seelischen Trennung! Welche Glut der Empfindung! Wie ergreifend dies stammelnde Entzücken! — Zuerst lange Stille: Oriane steht bleich und bang; Amadis, in unaussprechlicher Seligkeit, ist vor ihr in die Knie gesunken, mit gefalteten Händen. So schauen sie einander an, stumm, hilflos im unendlichen Gefühl! Dann aber bricht es hervor in unaufhaltsamer Leidenschaft:

,Oriane! ô ma vie! Oriane, je t'aime!
Je t'aime! je t'adore! oh! c'est toi! oui, toi-même!
C'est toi! le front sublime et pur d'un séraphin!
Je t'aime! Je t'adore! Oh! je t'aime sans fin!
Regarde-moi longtemps! montre-moi ton visage!
Montre-moi ces beaux yeux dont j'ai rêvé toujours!
M'aimes-tu? m'aimes-tu, mes uniques amours?
Ah! contempler tes yeux, c'est avoir le présage
De tout ce que le ciel, au fond de son azur
Aux élus bienheureux réserve de plus pur!
Ne me retire pas ta main! oh! pas encore!
Je n'aspire qu' à toi! je ne connais que toi!
Je ne veux rien que toi! Mon sang, mon bien, ma foi,
O mon tout! Oriane! écoute! je t'adore!'*

Und nun wandeln sie durch den flüsternden, wehenden Wald .... Diese Stellen sind von höchster poetischer Schönheit. — Zusammen erscheinen nun die Vier an Lisvarts Hof, wo sich inzwischen nach mancher-

* ,Oriane! Lebenskraft! Oriane! Liebesquell!
Wie ich dich liebe! Dich anbete! Du bist es, du selbst!
Du bist's! Die Stirn erhaben! in seraph'scher Reine strahlend!
Dich lieb' ich! bet' ich an! Dich lieb' ich grenzenlos!
Sieh ewig zu mir her! O zeig' dein Antlitz mir!
Zeig' mir der Augen Wunderpracht, die Wonne meines Traums!
Sag! Liebst du mich? Bist du mir gut, du einzig Teure du?
In deine Augen schaun ... o sel'ger Vorgeschmack
Von allem, was der Himmel in blauen Tiefen hold
Und selig seinen Auserwählten beut an reinster Lust!
O laß mir deine Hand! Noch bleib mir! Bleib mir noch!
Ich atme nur in dir! Ich kenne nichts als dich!
Will nichts als dich! Mein Blut, mein Gut, o du mein Glaube!
Mein Alles Du! Oriane! O sieh, dich bet' ich an!'

lei Abenteuern auch Galaor und Gandalin wieder zusammengefunden haben. Auch Garamant hat sich listig eingeschlichen, wird aber von Gandalin erkannnt und getötet. So gelangt das Gute vollends zum Sieg, Amadis triumphiert, und Lisvart selbst bewilligt ihm Orianes Hand. Oriane aber — entsagt dem Geliebten und verlangt, daß auch er entsage. Noch immer empfindet sie sich als die Herrin, die Führerin. In innigster seelischer Gemeinschaft will sie ihm angehören; aber frei und ungehemmt von weicheren Freuden soll er ein Leben höchster Kraftentfaltung leben, von ihrer felsentreuen Liebe umhegt und getrieben. Das ist sehr groß, ja heroisch; aber es ist zugleich wieder der alte, ewig fordernde Stolz, der zwar das eigene Herz nicht schont, aber zugleich den fremden Wert neben dem eigenen unterschätzt, der Unendliches empfangen will, ohne zu empfinden, daß er Gleichwertiges nicht geben kann. Noch ist sie ihres Helden nicht würdig. Wer die Dichtung lebendig empfindet, wartet mit Spannung auf den Augenblick des Triumphes der Liebe, wenn dieses starke, aber hochmütige Herz durch Qual zu demütigem Magdtum gebrochen wird. Dann erst wird es in unvergleichlicher Schönheit erstrahlen. Aber des Amadis erhabene, der schwersten Taten sich freuende Kraft empfindet in der Demut der Größe mit Entzücken nur das Heldenhafte ihres Wesens: Von ihm überwältigt, in unirdischem Feuer erstrahlend, beugt sich der Held vor seiner Herrin; er wird entsagen und um die Vollendung ringen; ‚unsterblicher Mut entzündet sich in seiner Brust.'

Et le peuple, accueuillant ces conseils héroiques,
En répéta partout les refrains magnifiques,
Qui devinrent des lois.
La rigueur en passa dans les âmes élues,
Et le renoncement et les peines voulues.
Remplacèrent les dieux faciles d'autrefois.*

Mit dieser machtvollen Vertiefung, mit diesem ehernen Gedanken schließt das erste Buch.

Im zweiten Buch beginnt der Verfall und der Kampf der ‚Amadishelden' gegen die ‚Mischlingsvölker'. Die Zauberin Viviane steht im Mittelpunkt dieser Periode. Sie ist ‚der Typus des Weibes aus gemischtem Blut, schwarz, tückisch, Wollust als Mittel zur Macht gebrauchend, von wahrer Liebe nie berührt' (Lienhard), aber von verführerischer Schönheit. Durch gemeine Verheißungen eines leicht durch ihre Zauberkraft erworbenen Ruhmes sucht sie Amadis und die Seinen an sich zu locken, um sie ihren Herrschergelüsten dienstbar zu machen, aber nur Ayglain wird durch ihren Reiz verlockt. Sie führt ihn nach Nicäa, dem Herrschersitz des ihr verwandten Kaisers Theo-

* ‚Das Volk nahm diese heldenhaften Gedanken in sich auf, und überall ließ es ihren stolzen Klang ertönen. So wurden sie Gesetz. Und ihre herbe Kraft durchdrang die auserwählten Seelen. Und die Entsagung und die selbstgewollte Qual verdrängten die leichten Götter der alten Zeit!'

phrast, einer mit meisterlicher Ironie gezeichneten Gestalt, in das Gebiet der verfallenden Mischlingsvölker; dort wird die Heirat gefeiert, der Kampf gegen die Helden beginnt. — Diese haben sich zu neuen Taten in die Welt zerstreut.* Amadis sucht Merlin aus Vivianes Macht zu befreien. Der Un-

* Um die Hauptlinie der Handlung nicht zu verwischen, lasse ich die den einzelnen Helden gewidmeten prächtigen Episoden unerwähnt. Schön ist insbesondere die Begegnung zwischen Parsival, der auf der Suche nach dem Gral durch Indien zieht — (wunderbar vor allem die Stelle, wo er, von der traumhaften Schönheit der Natur berauscht, die Arme gen Himmel streckend in jubelndes Entzücken ausbricht) — und einem brahmanischen Einsiedler, die — der eine in der Fülle des Lebens, in stürmischem Kampf, der andre in der Einsamkeit, im stillen, herben Ringen mit den inneren Feinden — beide doch dasselbe suchen, die Freiheit der Weltüberwindung, den heiligen Gral. — Welch' große Stimmung sodann über den Versen: ‚Immortel Océan, que mon regard contemple' usf. (S. 253 ff.) — Ausführlicher muß ich nur auf Galaors Erlebnisse eingehen, weil uns hier eine Gestalt entgegentritt, in der G.s These konsequent dargestellt ist und dadurch ihre künstlerische Unfruchtbarkeit erweist. — Briolanie, die ihre Leidenschaft zu Amadis überwunden hat, ist zu tiefer, stetiger Liebe zu seinem Bruder Galaor erwacht; wunderlieb ist die Szene, wie sie lässig ruhend am Herdfeuer sitzt und die geschäftig knisternden Flammen mit ihr plaudern, während sie lächelnd in glücklichem Sehnen von des Geliebten Heldentaten träumt; in ihr ist dem Dichter eine Gestalt von reinster kindlicher Poesie geglückt. Galaor aber ist nach Nicäa verschlagen, und Theophrasts schöne, aber verdorbene Tochter Diamante hat ihn zu sinnlicher Liebe entflammt. Ihre blühende Jugend und vieles Edle, das noch in ihr lebendig ist, macht sie uns lieb. Von sinnlicher Glut durchbebt, schleicht Galaor nachts durch die Gemächer des Schlosses, ihr zu nahen. Umsonst warnt ihn Urgande, umsonst zittert Briolanies Namen in den Lüften, umsonst klingt düstrer Bußgesang zu ihm. Ihm singt verführerisch die Freudenmelodie im Herzen:

‚L'amour a si faim de la vie,
La vie a si faim de l'amour!'

Er erblickt sie in all' ihrem Reiz, er stürzt flehend und bebend zu ihr; sie werden entdeckt, sie rettet ihn in edler Aufwallung in der Angst der Liebe aus dem Schloß ins Freie, um ihn dann — zu verlassen. Das alles sind Schilderungen von reicher Farbenpracht, von packender Lebendigkeit. In der großen Natur, unter dem klaren Sternenhimmel kehrt dem Helden seine Mannheit zurück. In Diamante aber rast nun die Liebe, sie reißt sie empor aus dem Schlamm ihres Daseins; die Schilderung ihres Elends, ihrer jammernden Sehnsucht nach reiner, erhabener Liebe ist von einziger Kraft. Ihre Schreie durchhallen das Schloß. Und welche Antwort wird ihrer edeln Qual von der Ewigkeit her? Das Reich des Idealen ist ihr verschlossen, denn sie ist — ohne arisches Blut; und so sehen wir sie denn im 3. Buch völlig verkommen. — Das ist hart, das ist krasse Rassentheorie in all ihrer Schroffheit. — Diamante ist die eine Gestalt, in der G. seiner mechanischen These rücksichtslos huldigt; Merlin, wenn auch nicht ganz so kraß, die andere (vergl. S. 297 der Dichtung). Beide Gestalten verstimmen. Sie sind nicht schlechthin Vertreter des Bösen wie die andern Vertreter der Mischlingsvölker, sondern Kämpfer um das Ideale, unter ihrem Laster leidend, aber — gnadenlos verdammt.

glückliche, in sklavischer Liebe hilflos an Viviane gefesselt und von ihr stetig mißhandelt, ist von ihr mittels der Zaubermacht, die sie ihm abgelockt, in eine Höhle gebannt. Eine Gestalt, allzu jämmerlich, um tragisch zu wirken, das erbärmliche Erzeugnis der Blutmischung, sich selber zum Ekel. Amadis trägt den vor Furcht zitternden Alten auf seinen Schultern davon, wird aber nun von Ayglain angegriffen und ist im Begriff, ihn zu töten, als er Orianes Stimme hilfeflehend in der Nähe zu hören glaubt und in den Wald enteilt. Vivianes List triumphiert; sie führt Ayglain und Merlin nach Nicäa, wo neue Rachepläne entworfen werden. Amadis aber jagt durch die Wälder, in Angst um die Geliebte, die er schließlich wohlbehalten im Schlosse Camalot wiederfindet. Völlig erschöpft und durch Ayglains vergiftete Waffen schwer verwundet bricht der Held nun zusammen; aber bald erholt er sich wieder, und die versammelten Ritter, entrüstet über die verräterische List der Gegner, schwören in stolzer Siegeszuversicht, um die Herrschaft der Welt unermüdlich zu kämpfen. Oriane reißt sie zu flammender Begeisterung fort; und hier erscheint der herbe Stolz ihrer Liebe in herrlicher Beleuchtung, als sie Amadis' Sorge um sie zurückweist:

‚Nicht zittre fürder, welch Geschick
Mich auch ereilt,' sprach sie; der Schmerz
Preßt ihre Hände innig ineinander.
‚Sei's, daß ich sterbe, sei's auch, daß ich lebe:
Das Leben eilt, der Tod zum selben Ziel;
Sie beide führen zu der Ewigkeit!
Was liegt daran, ob ich nun früh, ob spät
Zu ihr eingehe? Eines aber
Verlange ich gebietend: daß der Sieg
Als Herold mir voran im Zuge schreite!

In Furcht um mich? Gequält
Von blasser Sorge? Und
So oft du von Gefahr
Bedroht Orianen glaubst,
Verzweiflungsvoll erlahmen? Nein!
Nein! Ich verbiet' es! Diese Schmach
Will ich nicht tragen!

In dir lieb ich den Sieg!
Aufwärts dein Weg! Dein Herz
Sei stählern! Und verflucht
Die Liebe, die dich lähmt!
Du sollst gebieten! Dies ist dein
Gesetz! Und mein's die Qual! So geht
Ein jeder seinen Weg!'

So heldenhafte Liebe hemmt den Helden nicht! Sie ist die große Macht seines Lebens! Hier hebt sich die Dichtung zu majestätischer Feierlichkeit und innerer Pracht.

Währenddes rüstet sich Ayglain, dessen Gemüt sich im Bewußtsein der über seine Niedrigkeit erhabenen Majestät seines Feindes mehr und mehr umdüstert, unter Vivianes Antrieb zu neuem, diesmal für Amadis verderblichem Kampf. Auch Florizel hat die Zauberin für sich gewonnen. Eine Fülle von Hohn und Ironie ist über die Auftritte in Theophrast's Umgebung ausgegossen; die Ausgelassenheit des Dichters erinnert zuweilen selbst an Jean Pauls göttliche Tollheit. Daneben wieder hoher sittlicher Ernst. So zieht denn Ayglain zum Entscheidungskampf; die Abschiedsszene zwischen ihm und seiner Gattin ist voll leidenschaftlicher Empfindung und von dramatischem Wechselspiel der Gefühle; immer wieder bäumt sich in dem Ritter das Edle auf; wir geben ihn nicht endgültig verloren. Zugleich widert uns die Verworfenheit und Hohlheit Vivianes an.

Grandios nun der Gegensatz tiefster Wahrhaftigkeit und heldenhafter Demut: Während draußen das Schlachtroß stolz und feurig dem Tag entgegenwiehert, sinkt drinnen Amadis im Glanz der Morgensonne vor seinem Lager betend in die Knie. Seine Worte atmen die großartig gelassene Ruhe eines felsenstarken Gottvertrauens. — Es folgt der Abschied von Oriane, in dem die tragische Spannung dieser Szenen ihren Höhepunkt erreicht. Der Herrin unerweichter Stolz: Sieg oder Nimmerwiedersehen, dessen Größe freilich auch hier mit seiner Härte versöhnt, wird jetzt, angesichts der düster drohenden Zukunft, zur frevelhaften Herausforderung des Schicksals, dessen Langmut denn auch erschöpft ist. Ergreifend dagegen die sanfte, zärtliche Bitte des Ritters: ‚Lächle, ich bitte dich, und suche mir ein gutes Wort zu sagen!‘ Als wenn er die Zukunft ahnte. Dann aber plötzlich das in seiner stolzen Energie unvergleichlich schöne Emporsteigen zur Höhe *innerer* Vollendung und Unabhängigkeit, die gegenüber der den *äußeren* Erfolg betonenden Auffassung Orianes die einzigartige Größe seelischer Unüberwindlichkeit betont. Mag ich stürzen, mag in dem kommenden Riesenkampf um die Welt der Feind mich besiegen —

‚Was kümmert's mich, bleib' ich nur, der ich bin!
Man stürze meine Ehre! Brich, du Krone
Des hohen Ruhms! Komm du auch, bitt'rer Tod!
Doch mich zu beugen — nimmer kann's geschehn!
Ich kann nicht fallen! Wisse das die Welt!
Und wenn du zweifelst, birg den Zweifel mir!
Und nimmer hebe frevelnd sich die Hand
Gen diesen Glauben, den von andern
Ich wohl erwarten mag, doch von dir — *ford're*!‘

So stürzt er ohne Lebewohl davon. Und Oriane beginnt seine Überlegenheit zu ahnen; der herbe Abschied trifft ihr sicherstolzes Herz und macht es wankend; so wird ihre Läuterung vorbereitet.

Amadis erliegt den schlimmen Mächten des Zaubers im Kampf, aber von seiner inneren Größe besiegt wagt Ayglain nicht ihn zu töten. So kehrt der Held zur Geliebten zurück . . . . .

Es ist unmöglich, die Fülle der tragischen Empfindungsnüancen, die in ergreifendem Wechsel über all' diesen Vorgängen zittern, auch nur anzudeuten. Amadis sendet den Knappen voraus; er kann Oriane nicht ohne Abschied verlassen; in der Ruhe, die er nun zeigt, in der nur leise etwas wie Bitterkeit anklingt, liegt völlige Erschöpfung durch das Leid. In dieser gefaßten Stille, dieser ruhigen Einfachheit offenbart sich jener furchtbar gesteigerte Schmerz, von dem etwa der seelenkundige Jean Paul gesagt hat: ‚Da hörte sein weinendes Auge auf, die Qual gefror, und das weite, schwere Eis der Pein füllte die Brust.' ....

Inzwischen ist Orianes aufgescheuchtes Herz nicht mehr zur Ruhe gekommen, als ahnte sie schon das kommende Unheil. Aber als sie nun alles hört, da flammt der alte Stolz von neuem empor; hart und kränkend ist ihre Antwort, sie versagt selbst den Abschied. Das ist grausam, aber es ist die Grausamkeit der Qual. Es ist das letzte zornige Aufbäumen gegen das unbarmherzig zufassende Schicksal, aber umsonst! Diesmal wird brechen, was unecht ist; aus dieser Folter wird sie gereinigt hervorgehen. Herzen der Kraft vermag allein die rücksichtslose Übermacht des Geschicks zu bändigen. Von Liebe und Qual gejagt, entflieht sie hinaus in die Wälder; und das Gespräch der Feinde, das sie hier belauscht, aus dem ihr des Geliebten Größe klar entgegenstrahlt, ist nur das äußere Mittel (man könnte sagen die sinnlich-poetische, symbolische Darstellung des seelischen Vorganges), das sie zu dem Ziele führt, zu dem sie ohnehin mit innerer Notwendigkeit sich finden muß. So durch den mächtigen Wechsel von Schmerz und Jubel geläutert kehrt sie demütig zu dem schwer gekränkten Geliebten zurück, um sich nicht mehr von ihm zu trennen. Und nun folgt eine einzig schöne Szene der Liebe zwischen den Vereinigten: Orianes Herz ist zu demutsvollem Dienen, zu sanftester Hingabe erstarkt, ihr Sinn zur Liebe der inneren Werte durchgereift. Unendliche Wonne des Vereintseins bebt in diesen einfachen Versen, diesen kurzen, zuweilen fast stammelnden Worten.

Die Macht des Trivialen, Gemeinen wächst mehr und mehr. Die Feen verschwinden mit all' ihrem Zauberreiz aus der Natur, und böse Dämonen schleichen sich in ihre Offenbarungen ein. Dichter Nebel verhüllt die Erde, die große Welt der Vergangenheit zerfällt. Für Ritterschaft ist kein Platz mehr auf dieser Erde. Die Helden versammeln sich mit ihren Frauen unter Amadis' Führung, und leise, fast gespensterhaft ziehen sie hin durch den Nebel wie Götter der vergangenen Zeit, an den Hütten der Menschen vorüber, im blassen Mondschein nach dem Parnaß; und alles Edle und Erhabene tragen sie mit sich fort. Nur wenige, denen das Ideal noch im Herzen lodert, horchen auf und ahnen in banger Seele den Untergang.

Aber noch ist die Masse der Mischlinge nicht befriedigt; selbst auf dem Parnaß greifen sie die Erhabenen an. Der 8. Gesang des 2. Buches, der diesen Kampf schildert, ist überreich an herrlicher Poesie. Schon die

Einleitung, das Zwiegespräch Ahrimans mit seinem Gewissen, der höllische Triumph seines Sieges, ist von majestätischer Wucht. ‚Ausgestreut hab' ich die Asche der Fäulnis über die Erde, erstarrt sind die Lande unter meinem Hauch!‘ so ruft er, die feuerverschrumpften Hände ins Angesicht der bebenden Erde pressend. Und dann stürzt er davon mit geschwungener Fackel; stolze Verachtung, grenzenloser Haß und herrischer Hohn über die eigene Qual umstrahlen ihn mit grauenvoller Majestät. Die Schöpfung erbebt vor dem Erbfeind, der in der Furchtlosigkeit seiner unentrinnbaren Qual allüberall Schrecken schafft; Heulen und Jammern ‚rauchen unter jedem Schritt seiner Füße‘. Um den Parnaß tobt die Menge. Die Helden aber und ihre Frauen, Amadis und Oriane zumal, sind über das Schicksal emporgehoben durch ihre innere Kraft. Während weit unter ihnen die Gemeinheit tobt, reißt sie in heiliger Höhe der göttliche Hauch zu unirdischem Entzücken fort. Eine hinreißende Glut der Begeisterung leuchtet hier aus jeder Zeile der Dichtung. Oriane stürzt in die Knie, Schauer der Gottheit durchrinnen sie; sie birgt sich zitternd an dem Geliebten.

‚Oriane beugte auf den Fels das Knie.
Ihr Herz war voller Kräfte des Gebets
Und fühlte sich geschwellt von Gotteskraft.
Und ihre Hand gestützt auf grüne Decke
Des Felsenbergs, hob sie das Auge lichtwärts
Und fand ein gleiches Blau im Himmelsauge;
Eindringend in des höchsten Äthers Reinheit
Flog ihre Seele wie ein Pfeil empor.
Dort sah sie wie in schönsten Jugendtagen
Das leuchtende Versprechen ew'ger Wonne,
Dort sah sie Glück, bestimmt für die Getreuen,
Die fern vom Niedrigen ihr Heldendasein
Nach festem Vorsatz führen. Und die beiden —
Oriane, Amadis — so schön und stolz,
Großherzig, reinen Sinnes, schauten nun
In dieser keuschen Nacht, weitab vom Lärm,
In dieser ruhigen, trostvollen Nacht,
Die gut und lächelnd nahte — beide schauten
Die klare Heiterkeit, die nie verwirrt,
Die dem verstehnden Herzen Gutes bringt
Und nur verlangt, was edel und was groß.‘

‚Ich weiß nicht, weiß nicht‘ — Oriane rief's —
‚Was mich durchglüht, ich kann es dir nicht sagen.
Ich fühle mich in Lichtes Schoß getragen —
Und bleibe dennoch hier und bin dir nahe
Mehr als zuvor, ja, liebe dich noch mehr!
Mehr lieb' ich dich, weit über alle Worte!
Von unbekannten Kräften seh' ich dich
Belebt und seh' dein Haupt von Glanz umwogt.

Was hast du? Wer denn bist du? Und ich selbst,
Ich fühle mich samt dir im Strahlenwirbel
Emporgetragen zu den höchsten Sphären —
Ich fürchte mich!‘
‚Nein, fürchte nichts! Wir bleiben auf der Erde,‘
Erwidert Amadis. ‚Schaust du denn nicht
Die schmutzige Meute, die uns dort umbellt?
Doch ein Geheimnis wirst du nun begreifen:
Von jeher wohnten zwischen Mensch und Heil'gen
Halbgötter, eine urgeschaffne Welt,
Ein ausgewähltes Reich, wo schrankenlos
Das Herz sich öffnen darf, und wo es findet,
Was je die Menschen von der Schönheit ahnten.
Hier ist der Aufenthalt der Poesie!
Wem sie das Herz berührt, der hebt sich jauchzend
Zu ihrer gnadenvollen Majestät . . .*

Noch ein Kampf. Ayglain, zuletzt doch wieder zur Tugend durchgerungen, fällt, von Amadis zerschmettert — Staub, Lärm und Getöse — der ganze Parnaß verschwindet in Wolken von Dampf . . . . . Aber Theophrast hat's nun nachgerade satt. Der Schwindel wird ihm zu dumm: ‚Wozu die Müh' und Arbeit? Beruhigt euch! Amadis hat nie existiert! Heldentum ist Fabel!‘ Und zufrieden zieht die Bande nach Haus.

Mit diesen Versen hätte sich das ganze Werk geradezu meisterlich abschließen lassen. Die Fortsetzung entbehrt der inneren Notwendigkeit.

Das unvollendete dritte Buch ‚schildert die Zustände der entgötterten, enthelbeten Welt des Materialismus‘. ‚Theophrast ist tot und vergessen, Viviane im Elend. Der Pöbel herrscht und erwählt zum König einen aus ihrer Mitte. Merlin liegt versteint und vermoost, nur noch mit Tränen am Scheinleben festgehalten, tief im Walde. — Das Sinnbild dieser verrotteten Welt ist die Wölfin.‘

Amadis und die Seinen sind zu unsichtbaren, ganz im Idealen lebenden Wesen vergeistigt. ‚Sie ermuntern die wenigen Tapfern zu einem letzten Kampf auf den Katalaunischen Feldern. Schwere Vorzeichen in den Lüften gehen dem Untergangskampf voraus. Dann bricht die Flut der gelben Rasse herein; die letzten Arier erliegen; der Mischmasch aber bequemt sich zu Kompromiß und Unterwerfung.‘ (Lienhard.) ‚Aber‘, so sagt die Herausgeberin des Werkes, Gräfin de La Tour, mit den Absichten des Dichters vertraut, ‚die Helden haben dennoch durch die Unsterblichkeit triumphiert. Ahriman, von Amadis besiegt, erkennt, daß er gegen die Auserwählten Gottes machtlos war.‘

Auch im dritten Buch ist noch manches Schöne zu finden. Im ganzen aber fällt es gegen die andern Teile ab. Es ist, streng genommen, eigentlich überflüssig. Das Ringen der feindlichen Mächte ist zum Abschluß gelangt; die seelische Entwicklung der Personen ist vollendet; höher können die Helden

* Nach Lienhards meisterhafter Übertragung dieser Stelle.

nicht steigen, ihre Gegner nicht tiefer sinken. — Die Handlung lahmt; die rein gedanklichen Ausführungen nehmen überhand; eine Überfülle zornigen Spotts, grimmer Ironie und stolzer Verachtung bricht sich Bahn. So ist die Lektüre dankbarer für den Verstand als für die Empfindung, mehr geistreich als poetisch. Während sonst der Dichter bei der Schilderung der Natur sowohl als der Seele unser tiefstes Herz zu erregen und die erhabensten Gefühle mit unmittelbarer Kraft in uns auszulösen vermag, läßt er hier nach. Amadis und die Seinen, über allen Kampf hinaus ins Göttliche emporgesteigert, verlieren das unmittelbar lebendige, menschliche Interesse; sie verblassen. Ja, ihre Stellungnahme zum Weltgang und Menschenschicksal kann kaum mehr befriedigen. Zufrieden mit der eigenen Vollendung schauen sie ungerührt die grauenhafte geistige Verelendung; nichts regt sich in ihnen von Mitleid mit diesen Entwürdigten. Und wie es gewiß ist, daß die Größe der Persönlichkeit in der allumfassenden Liebe sich vollendet, so scheinen diese Helden von ihrer erhabenen Höhe etwas herabgestimmt (eine Gefahr, der sie schon früher nicht ganz entgehen). Ruhige Verachtung, kalter Stolz, ja selbst etwas wie Verbitterung gegen die Feinde klingt aus ihren Worten. — Und andrerseits: Was soll uns diese schreiende, heulende, tanzende, trunkene Masse der ganz und gar herabgekommenen Menschheit? Hier hört jedes ernstere Interesse auf. Keine dieser Gestalten vermag uns zu fesseln, selbst Diamante ist schon zu sehr ins Gemeine gesunken. Mitten in dieser Breite ist die Florizel-Episode — der Ritter kehrt gebrochen zu den Seinen zurück — eine Wohltat.

Der Gesamteindruck des ‚Amadis‘ ist der eines gewaltig angelegten und gewaltig durchgeführten Kunstwerks voll Gedankentiefe, voller glühender Empfindung und Lebensfreude und zugleich voll hohen Lebensernstes. Unbedingter Idealismus, Begeisterung für alles Hohe und zugleich herbe Verachtung der Masse, wie sie diesem stolzen Geistesaristokraten eignete, sind die Grundelemente seines Wesens.

* * *

Die vorstehenden Ausführungen wollen kein endgültiges Urteil über den ästhetischen Wert des ‚Amadis‘ sein; einige grundlegende Gesichtspunkte der Beurteilung hat Lienhard in dem mehrfach zitierten Essay gegeben. Im übrigen bezwecken diese Zeilen nur das eine, um der Fülle des Wertvollen und selbst Meisterhaften willen das Interesse weiterer Kreise auf dies Werk hinzulenken und den Reichtum idealer Kraft endlich weiterhin fruchtbar zu machen.

# Das Ende.

Skizze

von

M. Herbert.

Der Mann faßte sich an die Stirn. Er war allein in einem Abteil erster Klasse. Das rasende Tempo des Zuges, der vom Gebirge niedersauste in die Ebene, schien eins mit dem rasenden Tempo in seinem Blute.

Jetzt fiel die Maschine mit donnernder Wucht auf die hohl klingenden Schienen einer weitgespannten Brücke. Hell tat sich die Gegend auf.

Drunten gleißte und glitzerte die Donau. Er schloß geblendet die Augen — nur eines einzigen hämmernden, erbarmungslosen Gedankens fähig.

‚Nur noch eine Stunde! Nur noch eine Stunde!‘ schien der unablässige Takt der rollenden Räder unter ihm zu singen. Nur noch eine Stunde vom ganzen langen Leben. Seine Jugend, seine Kraft, sein Temperament schäumten gegen den Gedanken der Vernichtung an. Umsonst! Nur noch eine Stunde! Kaum faßbar! Er wollte kalt, selbstbeherrscht, verächtlich sein.

Wozu war man denn Soldat — wozu für das Waffenhandwerk erzogen, wenn man den Tod fürchtete?

Er konnte es nicht. Der eiserne Wille brach. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Das war ja Agonie! Er war wie jemand, der auf dem Rad die Lenkstange verloren hat und den Berg hinabfahrend ganz genau den Prellstein sieht, an dem er zerschellen wird. Ein furchtbares, atemraubendes, ein schwindelndes Gefühl!

Wie dieser D-Zug ihn dahinriß! Abwesend sah er in die vorüberfliegende Landschaft. Telegraphenstangen, Bäume, Dörfer, Kirchtürme zogen in wilder Hast vorbei, als sei diese letzte Stunde ein Hetzen und Rennen dem unvermeidlichen Schicksal entgegen. Alle seine Nerven zitterten. Er war ein schöner, stolzer Mensch in der Blüte der Jahre, kraftstrotzend, von trotziger Haltung; er schien geschaffen, es mit allem Schicksal aufzunehmen, jedem Feinde entgegenzutreten. Und doch — um den Mund und um die Schläfen waren schon tiefe, verkritzelte Linien gegraben — kraus und wirr —

und in den großen und offengeschnittenen Augen war ein unstetes Flackern — das Flackern des Irren, welcher die Richtung verloren.

Ach, diese wundervollen, großen, feuerigen, blauen Augen! Die waren einst die Wonne seiner Mutter — und dann — dann wurden sie die Gefahr für die Frauen — die Frauen.

Er lachte hart auf.

Im Anfange hatte es ihn so stolz gemacht dieses mühelose Siegertum.

Ach, dieses köstliche, aufreizende Spiel mit Herzen, dieses Anziehen und Abstoßen! ‚Der schöne von Hoppe', so nannte man ihn in der Gesellschaft.

Kein unangenehmer Titel!

Es war süß, sich verwöhnen und bewundern zu lassen; es war süß — dieses Sichwiegen auf dem Erfolg seiner Persönlichkeit. Ach, wie belanglos war das nun alles, weit, weit hinter ihm liegend, belanglos wie alles, das mit Leben und Zukunft zusammenhing!

Doch er mußte daran denken. Er hatte viel von Ertrinkenden und Sterbenden gehört, die in den letzten Augenblicken das ganze Leben mit seinen Ereignissen und Zusammenhängen blitzschnell an sich vorübergleiten sahen. So ging es ihm jetzt. Wie sehr hatte er das Leben geliebt, das lachende, starke, alles versprechende, alles gewährende Leben der Jungen, Gesunden, Schuldlosen! — Ja, da lag der Stein, der schwere Stein, der ihn niederriß.

Das Leben der Schuldlosen! Vorbei! Man zahlt für alles im Leben früher oder später auf die eine oder die andere Art. Und für die todeswürdigen Verbrechen zahlt man mit dem Leben selbst. So will es die Gerechtigkeit, die niemals schläft.

Ach, war das, was er getan hatte, Verbrechen oder Fatum? Er wußte es nicht. Er war über die Grenzen von Recht und Unrecht hinausgeschritten.

Nun war er im Weglosen, ein Nebelgänger.

Alles um ihn rot und verworren wie in Blut und Feuer getaucht.

Anklagend stieg seine erste Jugend vor ihm auf. So gut war der Anfang! Lauter Preise in der Pagerie — dann Adjutant — Auszeichnung auf Auszeichnung. ‚Einen von S. M. hoffnungsvollsten Offizieren' hatte ihn der Oberst qualifiziert.

Alle brachten ihm Wohlwollen entgegen. Seine Mutter strahlte, wenn er heimkam, die liebe, junge Mutter, die so rührend hilflos war und die ihn ‚ihre Stütze' nannte. Ja, damals war er der Stolz der Familie, das Vorbild der Jungen seines Bruders.

Die Mutter! Er stöhnte laut auf und wühlte den Kopf in die

Kissen des Sessels. Ein wütender Schmerz packte ihn. Daß er der Mutter das antun mußte! Wie konnte sie es ertragen, das Unverdiente, Unerwartete?

Er sah im Geiste, wie der Regimentskommandeur ihr die Nachricht überbringen würde. Feierlich, achtungsvoll, schonend! Als ob man bei so etwas ‚schonend' sein könnte, als ob es etwas hülfe, ein Rosenblatt unterzulegen, wenn das Beil herniedersaust!

Wie grausam war das alles! Warum mußte er ihr das antun, ihr, der Makellosen, der Pflichtgetreuen und Aufopfernden? Nur Gutes und Edles hatte er von ihr gesehen und gehört. Daß der Sohn einer solchen Mutter verloren gehen konnte! Er begriff es selber kaum. Er hatte einmal eine Zeichnung von Thoma gesehen. Da saß im weitaufgerissenen Rachen eines Lindwurmes ein kleines Kind und spielte.

So ahnungslos war er in die Gefahr hineingekommen, so spielend und arglos.

Ja, wie sich das doch entwickelt hatte! Leise, unmerklich, heimtückisch.

Mit der Versetzung in die kleine Garnison fing es an.

Dort stagnierte das Leben wie in einem Sumpfe, der giftige Miasmen erzeugt: Alles so tödlich langweilig für einen, der gewöhnt war, nach außen zu leben, der die stete prickelnde Anregung des Großstadttreibens von klein auf genoß und gar keine innerlichen Ressourcen hatte.

Nichts als der Dienst und die gähnende Öde des Kasinos. — Die immer sich wiederholenden Zoten und Witze bei Tisch, das Billard, der Skat.

Er hielt das nicht aus; es quälte, erniedrigte ihn. Mit bleierner Schwere schlichen die Tage hin in grauem, furchtbarem Einerlei. Verzweiflungsvoll war das! Zum Verstand verlieren!

Da kam endlich ein Freudenstrahl. Sein bester Freund wurde in sein Regiment versetzt und brachte ‚sie' mit, — sie, die sein Schicksal wurde.

Daß es doch immer die Gattin des ‚besten Freundes' sein mußte! Welch grausame Ironie!

Diese Art von Schicksalskarten mischt immer der Teufel. ‚Sie' brachte das Leben mit in die öde Stadt, wie eine ganze Welle von Glut und Farbe kam sie in die graue Langeweile herein frisch von Berlin, frisch aus den Hofkreisen.

Wie sie ritt!

Ein kühnes, ein rassiges Weib!

Und das Haar — wie reife Ähren im Hochsommer, lauter Sonnengold darauf.

Diese Haarfarbe war ihm stets gefährlich gewesen, es ging Temperament damit, fortreißendes, heißes Temperament. Dann ihre schwere,

strenge, einfache Eleganz! Diese Art, sich zu kleiden, liebte er über alles an den Frauen.

Man konnte stolz sein, sich neben ihr zu zeigen.

Es war alles ganz wundervoll an ihr. Ihr Lächeln, ihr Plaudern, ihr Blick, ihr Spiel und ihr Gesang.

Sie liebte Wagners Tristan und Isolde wie er. Sie betrieb den Wagnerkult unserer Zeit und sie kannte die Tiefe und sinnliche Macht dieser Musik.

All die Erregungen und wühlenden Kräfte, welche darin liegen, brachte sie zum Erwachen, wenn sie sang.

Dann ging der Rausch einer großen Leidenschaft von ihr aus.

Langsam, ganz langsam wuchs ihr Wesen in ihn hinein, bestrickte, umstrickte ihn.

Vielleicht lag es so in ihrem Willen. Vielleicht war sie sein Opfer wie er das ihre. Wer vermochte das zu entscheiden?

Sie wurde ihm so unentbehrlich wie die Luft.

Wie das stufenweise, unmerklich stieg von der Bewunderung zum Gefallen, zum Lieben, zum Nichtmehrmissenkönnen, zur Raserei, zum Vergessen von Ehre und Pflicht! Als ob er mit der Peitsche geschlagen würde, trieb es ihn voran, vor Kein-sich-Rechenschaft-geben.

Nun war sie schon seit einem Jahre für ihn der einzige Mensch, der einzige Begriff auf Erden. Wesenlos war alles neben ihr ins Nichts versunken, das er früher hochgehalten.

Tag und Nacht keinen anderen Gedanken als sie. Kein anderes Gefühl mehr als das tolle Verlangen nach ihrem Besitz.

Und dann die Erkenntnis, daß sie seiner Leidenschaft entgegenkam, toller, rücksichtsloser, skrupelloser als er. Ihr Rausch, ihr Taumel wurden die seinen. O dieses verbotene Glück, das zugleich eine Höllenqual war! Diese endlosen Lügen, die unaufhaltsam neue gebaren!

Der immerwährende Betrug!

Wie hatte er früher die Lüge gehaßt! Die entehrende, entnervende Lüge! Unehrlich, unmännlich, verächtlich, nicht gesellschaftsfähig hatte er die Menschen genannt, deren Wort nicht mit der Tat stimmte, die handelten wie er.

Nun wußte er, was das heißt, das Furchtbare, ein doppeltes Bewußtsein haben.

Er war in so strengen Ansichten von Ehre erzogen und doch der Sturz!

Nun gehörte er zu denen, die sich selber niemals verzeihen können. Dabei das stete, unentwegte, herzliche Vertrauen des Freundes! ‚Häuser baue ich auf dich. Kenne dich von Jugend an. Hast mich manchmal aus der Patsche gerissen. Traue dir mehr fast als mir selbst!‘

Schrecklich, solche Versicherungen ohne Wimperzucken mit anhören müssen — wenn —

Dann der feste, ehrliche Händedruck, der treue, gerade Blick! Ganz furchtbar war das: Judasschmerzen!

Er konnte diese Ehrlosigkeit nicht mehr ertragen. Ebensowenig konnte er die Frau lassen, und wenn er bis ans Ende der Welt geflohen wäre, sie war in ihm.

Er fand sich nicht mehr aus dem Irrgarten. Er war ein verlorener Mann.

Qualvoll und zerrissen war alles, er lebte im Fieber, er haßte und beschimpfte sie, sie waren nicht einmal mehr glücklich zusammen und konnten sich auch nicht trennen.

Sie war es, die zuerst den Gedanken aussprach: Zusammen sterben! Das Wort fuhr vor ihm nieder wie ein Blitzstrahl, der mit hellem Krach in die Erde schlägt.

Als der Gedanke ausgesprochen war, wuchs er schnell zur fixen Idee an, zur Schicksalsmacht. Er bannte sie, wie die Schlange das Opfer bannt. Sie konnten ihm nicht mehr entrinnen; er bezwang jede freie Regung ihrer Seelen, spann sie in unzerreißbare Netze.

Der Schmach des Lebens entrinnen, Vergessenheit trinken, im Tode ewig vereint sein! So lockte er.

Keines von ihnen besaß mehr die Kraft, zur stetigen Ehrlichkeit zurückzukehren; Glauben, Sitte, Pflichtgefühl, alles tote Asche.

Nichts mehr in Flammen als die unstillbare Leidenschaft, die große Verheererin des Herzens, der schwarze Tod der Seele.

Nun hielt der Zug an einer mittelgroßen Station.

Die Augen quollen ihm fast aus dem Kopfe. Da stand sie, ganz allein auf dem Bahnsteig, als sei sie nur übrig von allen Menschen auf Erden. Hoch, stattlich, vornehm wie immer in ihrer einfachen Kleidung und totenbleich.

Sie sah ihn am Fenster und stieg langsam, ohne Hast, unauffällig zu ihm ein.

Dieses war die bestimmte Stunde. Ehe der Zug wieder hielt, mußte alles geschehen sein.

Er riß sie an sich, als der Zug wieder in Bewegung war, zum letzten Male. Sie zitterte nicht, aber er.

Es war ein irres Stammeln, mit dem er sprach: ‚Bist du bereit? Weißt du, was du tust? Wir verscherzen die Ewigkeit!‘ Ewigkeit! Das Wort fiel schwer und fremd von seinen Lippen. Ihn schauerte bei dem Tone. Es klang wie die Sterbeglocke.

Sie lachte. ‚Wir sind Kinder unserer Tage, aufgewachte, wissende Menschen. Weiter nichts. Wir können nicht glücklich sein, so sind wir besser tot. Sei mutig! Ich bin es auch!‘

Er wollte sich vor ihr nicht kleinmütig zeigen. Und doch! Und doch!

Plötzlich sank er vor ihr in die Knie und weinte wie ein Kind in ihre Kleider hinein.

‚Ach, meine Mutter, meine Mutter!‘ Ein Zug von Ungeduld entstellte ihr marmornes Gesicht.

‚Du sollst jetzt keinen anderen Gedanken haben als den an mich!‘ rief sie gebieterisch; ‚ich sterbe mit dir, um deinetwillen. So kannst du auf Erden nicht wieder geliebt werden, auch von deiner Mutter nicht. Und nun mache es kurz!‘

Er raffte sich zusammen. Der Browningrevolver war geladen.

‚Lege dich auf die Bank!‘ flüsterte er heiser.

Er küßte sie noch einmal. Dann ein kurzer Knall und noch einer.

Starr und schweigsam lagen sie nebeneinander. Zwei rettungslos Verirrte.

Das war das Ende.

Kleine Bausteine

# Rheinbrücken.

Die Geschichte der ‚festen Brücken' über den Rhein umfaßt rund nicht mehr als ein halbes Jahrhundert, für den neuzeitlichen Ingenieur wenigstens, der nur mit Eisen rechnet und mit großen, weiten Spannungen, sowie mit gewaltigen Steinsockeln als ihren Stützen. Dabei wird die Schweiz mit ihren alten festen Rheinbrücken außer acht gelassen, Bauwerken auch einer rühmlichen Ingenieurkunst, die mit ihrem von den Bergwäldern des Landes reichlich gelieferten Material das monumental Schwere der aus dem Altertum überkommenen Bauweise überflüssig machten, dabei aber doch wie die steingewölbten Brücken einem Dauerzweck dienten entgegen dem Augenblickzweck, den z. B. Cäsars militärische Holzbrücke über den Rhein zu erfüllen hatte. Die Germanen sollten sich nur nicht einbilden, daß Rom es nicht vermöge noch wage, den Rhein zu ihnen zu überschreiten. Und so baute Cäsar, um ihnen eine eindrucksvolle Lehre zu geben, auf den tigna sesquipedalia binnen zehn Tagen die Rheinbrücke, auf der er sein Heer zum rechten Ufer führte. Er hatte es Roms nicht für würdig erachtet, seine Leute nur mit Schiffen überzusetzen, endlich schien es ihm auch ein wenig zu unsicher. Die Balkentraggerüste, über die sich die Cäsarische Holzbrücke hin erstreckte, dann auch die Schutzpfähle oberhalb dieser Gerüste kann man als die Urbilder ansehen, welche dieses berühmte Augenblickswerk für die späteren Dauerwerke auf dem Oberrhein in wesentlichen Einzelheiten lieferte. Hätte Cäsar seine Brücke als Dauerwerk geplant, so würden er oder seine Ingenieure wohl auch auf den Sparsamkeitsgedanken verfallen sein, der den hölzernen Flußbrücken in der Schweiz ihre so kennzeichnende Gestalt gab; um die Brückenbahn vor den Niederschlägen zu schützen, überdachte man sie und gab so dem Ganzen das Ansehen einer je nach der Breite des Wasserlaufs mehr oder weniger langgestreckten Scheune, in deren Schutz man den Fluß wie in einem Tunnel überschreitet. Als typisches Beispiel sei die Rheinbrücke bei Säckingen erwähnt. Dank dieser Schutzvorrichtung macht die im Vergleich zur Steingewölbebrücke viel leichtere Holzbrücke einen noch weit körperhafteren Eindruck als diese; dabei müssen freilich, namentlich in der Achse des Wasserlaufs gesehen, die schmalen Stützbauten im Flußbette als um so größeres Mißverhältnis erscheinen.

Der Reichtum an leicht erreichbarem und verfügbarem Holz legte auch in der neueren Zeit mit ihren größeren Ingenieuraufgaben deren Lösung mit

diesem Material nahe. Vor hundert Jahren wurde auf Napoleons Simplonstraße das Strebewerk der Ganterbrücke bei Berisal gewölbt, aber weit eindrucksvoller ist die Verwendung des Holzes als Brückenbaustoff im Dienste der Eisenbahn. Eisenbahn und Eisenbrücke erscheinen uns ja unzertrennlich voneinander; erstere hat letztere hervorgerufen und notwendig gemacht, und doch wird diese allgemeine Vorstellung — wenn wir nicht gerade weit ausgreifen und auf die berühmten, ebenfalls durch den bequemen Holzreichtum hervorgerufenen Trestle works in Amerika hinweisen wollen — durch die hölzernen Eisenbahnbrücken in der Schweiz widerlegt. Bis vor einigen Jahren gab es deren noch zwei, die eine über die Thur bei Frauenfeld, die andere, heute noch bestehend, bei Maienfeld—Ragaz über den Rhein. Aus gewaltigem Balkengitterwerk zusammengesetzt und ebenfalls wie eine Scheune eingedeckt spannt die Maienfeldbrücke sich in einer Länge von 153 Meter über den jungen, ungestümen Fluß, ein Widersinn in den Augen des jungen Geschlechts, trotz der vielen tausend von Lokomotiven angerichteten Busch- und Waldbrände dank vorsichtigem Betrieb noch unversehrt.

Aber um bei dem ‚Widersinn' zu bleiben: auf dem Rhein steht nicht nur die feste Holzbrücke, sondern schwimmt auch auf Kähnen die zerlegbare, schwankende Holzbrücke im Dienste der Eisenbahn. Heute noch, und zwar zwischen Speyer und Schwetzingen; dort poltert die schwere Lokomotive noch von einem Joch auf das andere; früher gab es in der Nachbarschaft noch zwei gleiche Brücken.

Der Fracht- und Personenverkehr in der voreisenbahnlichen Zeit hat sich am Rhein mit ‚fliegenden' oder schwimmenden Brücken begnügt, hin- und herbewegten Einzeljochen oder mit ihren Enden an die Ufer stoßenden Ketten von zusammenhängenden Jochen. Auf dem Wasser aufliegend beeinflußten sie das Bild der Flußlandschaft und das Panorama der Stadt wenig. Einen mächtigen Eingriff in dieses Bild tat die Ingenieurkunst, als die Eisenbahnen von ihr Flußübergänge in hochgeführten und weitgespannten Brücken forderten. Bei keinem Stadtbild am Rhein ist die ästhetische Einwirkung dieses Eingriffes eindrucksvoller gewesen als bei dem Flußpanorama des alten Köln. Hierbei zu verweilen liegt um so mehr Anlaß vor, als gerade jetzt nicht nur eine durchgreifende Umwandlung, sondern auch eine sehr nachdrückliche Verstärkung jenes ersten Eingriffes im Zuge sind.

Das Stadtbild Kölns, wie es dem Rheine sich zukehrt, ist aller Welt bekannt, und wäre es auch nur durch die Reklamebildchen dieses oder jenes gewerblichen Unternehmens. Mit dem Durchmesser ihres Halbkreiskörpers lehnt sich Colonia an das Stromufer; mathematischer Mittelpunkt und ästhetischer Schwerpunkt decken sich indessen nicht; von jenem aus spannt sich das hölzerne Band der Schiffbrücke nach Deutz hinüber; diesen bilden Dom, Martinsturm und ‚feste' Brücke. Während der Dom durch seine Baumasse sich selbständig aus dem Bilde heraushebt, ist der romanische Martinsturm nicht nur historisch enger, organischer mit der Oberlinie des Panoramas verwachsen, worin zum

Teil die Erklärung für die Vorliebe zu suchen sein mag, die nicht wenige diesem Element des Kölner Rheinpanoramas gegenüber dem Dom zuwenden, Kölner so gut wie Nichtkölner. In der Achse des Domufers wurde vor nunmehr einem halben Jahrhundert die bislang unter dem erwähnten Namen ‚feste Brücke' (im Gegensatz zur beweglichen Schiffbrücke) bekannte Eisenbahnbrücke von der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft gebaut, um Köln eine unmittelbare Schnellzugverbindung mit dem Osten zu ermöglichen, eine Wohltat, die lange Jahre von den Reisenden mit einem empfindlichen Brückenzuschlag, dem Vorläufer der Fahrkartensteuer, bezahlt werden mußte.

Wie ein langer Balken überzog diese neue Brücke den Rhein, dort, wo bis dahin vom rechten Ufer frei der Blick auf das Chor des Doms gefallen war; eingeschlossen in das Stab- und Stangenwerk der Brücke hatte auch der Wanderer, der von Deutz kam, keinen Genuß an dem vor ihm aufwachsenden Strebewerk der Pfeiler, Fialen, Bogen und Gesimse, je näher er ihm kam; erst am Ende der Brücke vermochte der Blick den steingewordenen, einheitlichen, riesenhaften Frömmigkeits- und Schönheitsgedanken zu umfassen; von einem Wachsen und zunehmenden Vertiefen des Eindrucks war leider nicht die Rede.

An den langen Balken aus Gitterwerk gewöhnte sich das Auge, so störend er sich in das Panorama eingedrängt hatte. Die drei Stützpfeiler im Strome, die beiden Portaltürme an den Enden und die Mitteltürme, die den Balken gliederten, milderten zugleich den Zwang, dem der Blick in der wagrechten Linie folgte, und das Dasein während eines halben Jahrhunderts genügte, um auch diese Brücke, so wenig schön sie war, im Empfinden der Menge zum unentbehrlichen Bestandteil des Kölner Stadtbildes zu machen, so daß sich das warme Ortsheimatempfinden ernstlich verletzt zeigte, als dieses so wesentliche Bildelement entfernt und durch ein gänzlich neues ersetzt werden sollte.

Das Zuverlässigkeitsbedürfnis war es gewesen, das der ersten festen Brücke die Form gegeben hatte. Mit der vollständig geschlossenen Eisenblechträgerwand begann der Eisenbrückenbau im großen. Für diesen ist es irrig zu sagen, der Bogen sei der erste Brückenträger gewesen, vielmehr war es der geradlinige Träger, den Stephenson an der berühmten Menaibrücke anwendete. Wie auf ägyptischen Pylonen streckte der Bahnbrecher die Eisenkasten hin, welche die Joche seiner Brücke ausmachen und durch welche die Züge wie in einem Tunnel fahren. Man nennt sie technisch deshalb auch Blechtunnelbrücke. Der Menaikanal bot, was die Breite angeht, ähnliche Bedingungen wie der Rhein bei Köln; beide haben ihre 400 Meter Breite, doch nahm man in England auf die Schiffahrt von vornherein mehr Rücksicht bei der Höhenlage, weil auch der Verkehr von Seeschiffen zwischen Wales und der Insel Anglesey in Betracht kommt. In der Spannung der einzelnen Felder löste man von vornherein auch schon ein kühnes Problem, indem zweien derselben eine Ausdehnung von 100 Meter Länge gegeben wurde.

Wie bei der Brücke Stephensons kam auch bei der Kölner eisernen Brücke die gerade, wagrechte Linie zur Herrschaft; jedoch wurden für diesen

Rheinübergang, der dem doppelten Zweck einer Bahnüberführung und einer von Überschwemmung und Eisgang unabhängigen Verkehrsverbindung für Fracht- und Fußgängerverkehr zwischen beiden Ufern zu dienen hatte, die Seitenwandungen in Gitterwerk aufgelöst, einfaches bei der Wagen- und Fußgängerbrücke, doppeltes bei der von größeren Lasten beanspruchten und stärkeren Erschütterungen ausgesetzten Eisenbahnbrücke. Die Enge und Zahl der Gittermaschen gab dem Bau mit der erstrebten Festigkeit etwas recht Schwerfälliges, und der Nachwuchs der Ingenieure hat oft die Nase über die Verschwendung von Material gerümpft, deren sich seine Vorgänger, diese Sicherheitskommissarii, schuldig gemacht. Das eine aber war doch erreicht, daß bei dieser Bauweise für eine Kompagnie Soldaten nicht Marschtritt verboten zu werden brauchte wie bei den späteren leichteren Bauten, deren Elastizität für dergleichen rhythmische Bewegungen allzu empfänglich ist, so daß durch besondere Verbote die Empfindlichkeit des Baus geschützt werden muß. Schwankungen war allerdings auch diese feste Brücke ausgesetzt, selbst in ihrem doppelwandigen Teile, was dem Reisenden, der in einem Zuge auf der Brücke warten mußte, beim Vorüberfahren eines anderen Zuges fühlbar wurde, und zwar um so mehr, je schwerer mit der Zeit Lokomotiven und Wagen wurden. An sich lag darin noch keine Gefährdung der Dauerhaftigkeit des Baues aus Flußeisen, für dessen Lebensdauer überhaupt man noch keinerlei greifbare Zahlen besitzt. Bricht man die alten Brücken mitten in ihrer Leistungsfähigkeit ab, so bringt man sich selbst um die Möglichkeit der Beschaffung solcher Unterlagen, die natürlich auch anderseits nicht mit der Frage zu erledigen wäre: Sollen wir vielleicht warten, bis eines Unglückstages die Brücke unter ihrer Last zusammenbricht?

Jeder Vergleich hinkt, aber im gewissen Sinne kann man doch den Unterschied in der ästhetischen Wirkung einer geradlinigen Eisenbrücke und einer Bogenbrücke mit dem Gegensatz vergleichen, der zwischen dem Eindruck des romanischen und des gotischen Stils besteht, mag der Bogen nun die Brückenbahn stützen wie bei der ungemein leichten und eleganten Koblenzer Brücke, die fünf Jahre jünger ist als diejenige zu Köln, oder die Bahn im Gehänge tragen, wie bei der nur um zwei Jahre jüngeren Mainzer Brücke. Diese stellt trotz der Kürze der Zeitspanne in ihrer leichten und ziemlich flachen Bogenanlage einen konstruktiven, vor allem aber auch ästhetischen Fortschritt dar, der nach der Bogenzahl an einen viermaligen Flügelstoß zum Schwung im Fluge über den Strom erinnerte. Das weite Stab- und Gitterwerk aber verlieh dem Bau mit der Durchsichtigkeit den Eindruck ungeahnter Leichtigkeit, die anfangs Zweifel daran weckte, ob die Brücke auch der Aufgabe gewachsen sein würde, der sie zu dienen hatte. Daran fehlte es nicht; allerdings ahnte man damals noch nicht die Mammutschwere der heutigen Durchgangswagen und ihrer Schleppmaschinen, die nur mehr vorsichtig tastend über die schwankend-schwebende Bahn dahinrollen.

Dem Kölner Stadtbilde steht nun eine durchgreifende Veränderung bevor. „Herrliche Städtebilder werden durch Brücken unrettbar zerstört, dürftige

gehoben . . . Auch die Bauingenieure verkennen dies nicht mehr; seit Jahrzehnten denken sie beim Entwuf nicht nur an die rationellste Konstruktion, sondern auch an die gefälligste. In diesem künstlerischen Zug gingen die deutschen Brücken voran. Die Vervollkommnung der statischen Theorien befreite die Konstruktionen von der Vielseitigkeit, klärte das Gesamtbild, ergab schon ohne alle künstlerische Absicht Kurven von ungewöhnlichem Reiz und lehrte zugleich auch die aus rein ästhetischen Gründen erwünschten Linien statisch einordnen. Zwischen den einzelnen Bogenbrücken, die noch vor kaum einem Menschenalter als beste Lösungen galten, und denen der Gegenwart ist kein geringerer Unterschied als etwa zwischen dem romanischen und dem gotischen Gewölbesystem. Das gilt allein von dem Eisengerüst. Gerade beim Brückenbau hat aber auch die Steinarchitektur ihre ersten und zukunfsvollsten Schritte zu einer selbständigen Anpassung an die Eisenformen getan.' In diesen Worten Gotthold Meyers aus seinem Werke ‚Eisenbrücken, ihre Geschichte und Ästhetik' liegt eine ganze Reihe von Berührungspunkten mit der sich gegenwärtig vollziehenden Änderung im Kölner Stadtbilde. Findet Meyer schon in der Bogenkonstruktion von früher und heute einen so tiefgreifenden Stilunterschied, um wie viel einschneidender ist dann der Übergang von der Horizontalen zur hochgeschwungenen Kurve! Und dieser Sprung wird in Köln gemacht. Es handelt sich um die Erweiterung der Eisenbahnbrücke, die schon lange nicht mehr dem Verkehr genügt. Man hätte sie verdoppeln können, indem man zu den beiden bestehenden eine dritte parallele Brücke über den Rhein streckte. Aber das konstruktive Gewissen der neuzeitlichen Ingenieure hätte es doch nicht über sich gebracht, wieder eine so schwerfällige Eisenbrücke zu bauen. Der Bogen ist die Losung. Könnte aber eine Bogenbrücke unmittelbar neben die horizontale Brücke gelegt werden? Bei Dirschau, wo es keine Einordnung in ein historisches Stadtbild galt, wo nichts ‚unrettbar zerstört' werden konnte, ging es an, zwei Eisenbahnbrücken in zwei so auseinanderfallenden Stilen nebeneinder zu besitzen. Aber in die Achse des Kölner Doms?

Und so wurde denn der alten festen Brücke, die bald schon nicht mehr die einzige bei Köln sein, sondern noch zwei Schwestern haben soll, das Todesurteil gesprochen; was eine Ergänzung um die Hälfte sein sollte, wurde der Anstoß zu einem vollständigen Umsturz, den die Rücksichtnahme auf die Schiffahrt vor dem Forum des Gewissens erleichterte; denn dieser soll sich jetzt nach dem Vorgang der Bonner und der Düsseldorfer Brücke ein viel breiterer Durchgang öffnen. Die Bonner Brücke mit ihrem weitgespannten Mittelbogen hat und behält an Kühnheit den Vorrang unter den Rheinbrücken dank dessen Spannung von fast 190 Metern, nachdem die Brücke über den Leck bei Cuilenborg in Holland ihn mit dem 150 Meter weit gespannten Bogen jahrzehntelang besessen. Die beiden Düsseldorfer Bogen spannen je 160 Meter, der soeben fertig gewordene erste der drei parallelen Kölner Mittelbogen gegen 175 Meter.

Wenn der Kölner Dom zu einer Kuppelkirche nach Art von St. Paul in London umgebaut würde, wäre der Eindruck einer solchen ästhetischen Umwälzung

ja wohl stärker; aber trotzdem läßt sich aus der Nähe kaum ein passendes Beispiel heranziehen zum Vergleich mit dem Eindruck der ganz neuen Linie, welche die drei mächtigen parallelen Mittelbogen der neuen Kölner Dombrücke in das Rheinpanorama der alten und sich stets verjüngenden Stadt bringen werden. Sie wölben ein Riesenportal, eine Riesenkuppel über den Strom, deren Zenith weit hinausragt über die Höhe der Brückentürme des älteren Stadtbildes, und dem die neuen Brückenportale in ganz anderer Steinmassigkeit angepaßt werden müssen. Sie unterliegen dem modernen Bestreben, durch Gegensatz sowohl selbständig zu wirken als auch den Bauriesen, den Dom, zu heben, während früher der Gedanke der unterordnenden Anpassung im Stile vorwog und auch noch von August Reichensperger beim Umbau des Hauptbahnhofs verfochten wurde.

Mit der Sprenzung eiserner Brückenbogen in kühne Weite ist noch eine besondere Beobachtung verknüpft, die sich auch moderne atlantische Schiffsgesellschaften zunutze gemacht haben, um die Größe ihrer Schiffskolosse dem Publikum zum Bewußtsein zu bringen. Sie stellen ihre größten Schiffe im Bilde auf die Spitze neben die höchsten Bauwerke der Erde, wobei deren neue Dampfer ‚Deutschland' oder ‚Wilhelm II.' die Türme des Kölner Domes um ein gutes Viertel überragen. Unter dem Mittelbogen der Kölner Brücke hindurchfahrend wird ebenfalls mancher überrascht sein, wenn ihm die Verschiedenheit des menschlichen Empfindens für das Maß je nach der Wagerechten oder der Senkrechten zum Bewußtsein gebracht wird mit der Bemerkung, daß einer der Domtürme seiner Länge nach nicht nur unter dem Bogen Platz fände, sondern auch noch ein freier Raum überschießen würde. Der Rheinfahrer lasse das neben dem unvergleichlichen Stadtbilde auch einmal auf sich einwirken.

Gleich der umgebauten Dombrücke wird auch die neue Südbrücke bei Köln, gleichfalls Eisenbahnzwecken dienend, sich in drei Bogen über den Strom spannen, wie jene in gefällig geschwungenen Linien, die aber doch, gemessen an der von ihnen geforderten passiven Kraftleistung, ästhetisch dürftig erscheinen. Das Gerüstwerk, das Gitter- oder Stabwerk, das heute für sich eigene Schönheitsgesetze beansprucht, wird doch immer nur Gerüst bleiben, nie Körper werden, selbst wenn es durch dekorative Blechverkleidung einen Scheinleib annimmt. Füllt man selbst metallenes Rahmenwerk mit Steinmaterial aus, so macht der dadurch entstehende Baukörper noch keinen vollwichtigen Eindruck, so wenig wie die Häuser mit Holzfachwerk. Kann man den Eisengerüstbau und den Bau aus Vollmaterial einerseits nicht vergleichen mit dem Knochengerippe und dem Vollkörper des Menschen anderseits? Vielleicht ging Semper vor einem halben Jahrhundert von diesem Vergleich aus, als er den Satz aufstellte, daß das Eisengerüst nur zur unsichtbaren Stütze sich eigne. Wie das Knochengerüst die unentbehrliche, notdürftige, trotz der unübertrefflichen Zweckmäßigkeit ästhetisch keineswegs selbständige, keineswegs eigene Schönheitsgesetze begründende Stütze des schönen Vollkörpers, ist seinerseits das eiserne Brückengerüst, die notwendige Stütze der Brückenbahn, in ästhetischem Sinne notdürftig und windig. Dieser Eindruck wird nur um so stärker, je massiger

ausgebildet die geschlossenen Steinmassen sind, gegen die als Turmportale und Widerlager sich das schmale, lichte Bogenwerk stützt; bei einem Vergleiche zwischen Bonn, Mainz (Petersau), Worms, Homberg und Köln wird man diesen Eindruck in steigendem Maße gewinnen.

Köln könnte bei der Beseitigung seiner Schiffsbrücke dem Rheinstrom einen ihm wenigstens ganz neuen Brückentypus schenken, für den Amerika in New-York gerade jetzt das allereindruckvollste Beispiel gibt: eine Drahtseilhängebrücke. Unter den Vorschlägen für den Ersatz der Kölner Schiffbrücke hat sich einer auch mit einer Hängebrücke beschäftigt. Die Hängebrücke ist das Widerspiel der Bogenbrücke. Trägt diese die Brückenbahn als Tangente, unter der sie sich wölbt, oder als Sehne, über der sie sich spannt, hält die Schwerkraft die Tangente am Bogen fest, so fällt die Bahn bei der Hängebrücke aus dem Kreise (oder der Ellipse) heraus und muß der Schwerkraft entgegen als Tangente festgehalten werden. Diese Vorstellung trifft am deutlichsten zu bei jenen Hängebrücken, bei denen die Ufer des zu überspannenden Abgrundes selbst zu Hochpfeilern ausgebaut sind; zwischen ihnen spannt sich der aufwärts geöffnete Seilbogen, an seinen Fäden die wagerechte Linie des Steges tragend, der die Tiefe überwindet. Der Vorstellung der Tiefe, des Abgrundes wirkt beeinträchtigend, je nachdem aufhebend entgegen die Anordnung der Seilstütze, wie wir sie in der Heimat der Hängebrücken, im Rhonetal, finden. Bei diesen Brücken fand das Eisen als Gliederkette schon lange Verwendung, ehe man an die eigentlichen Eisenbahnbrücken dachte. Dort, wo die Rhone noch nicht allzu breit strömt, wie zwischen Lyon und Valence, spannen sich die Hängebrücken nicht zwischen den Ufern als festen Punkten, sondern ihre Hauptstütze ist mitten in den Strom wie ein Fels hineingebaut, gerade dort, wo das geistige Auge die tiefste Abgründigkeit sucht. Die Ufer werden dadurch zu nebensächlichen Stützpunkten, das Flußbett aber hört auf, die eindrucksvolle Tiefe zu sein. Noch weit mehr als bei den Bogenbrücken bildet die Masse der steinernen Bogentürme bei den Hängebrücken einen unvermittelten, wuchtigen Gegensatz zu dem Spinnweb der tragenden Ketten oder Seile und der Verbindungen zwischen diesen und der Brückenbahn. Nur wo auch die Seilträger Einzelpfeiler aus gleichem Metall sind und, weil Metall, keine große Masse zu bilden brauchen, wird der schroffe Gegensatz vermieden, besonders dann, wenn diese Stützpfeiler einen durchbrochenen Mantel haben, das Licht durchlassen, das ihre Masse auflöst. So in Toulouse über die Garonne. Aber das läßt sich nur bei kleineren Spannungen durchführen, eine Hängebrücke über den Rhein würde mächtiger Portaltürme bedürfen.

Den hochgeschwungenen eisernen Gerippebrücken in der leichteren neuen Bauart ist immerhin auch das Zugeständnis eines gewissen ästhetischen Vorteils zu machen; vor dem Auge, dessen Blick quer durch sie auf das Stadtbild gerichtet ist, spannen sie sich nicht als unüberwindliches Hindernis, da durch ihr Liniennetz die entscheidenden Umrisse jenes Bildes erkennbar bleiben. Von größerem Vorteil für die volle Wirkung des Strombildes vor einer Stadt sind natürlich

die möglichst flach und weit gespannten Straßenbrücken; das goldene Mainz besitzt eine solche; bei ihr, noch mehr aber z. B. bei der neuen Rhonebrücke von Valence, zeigt die geschwungene Gesamtlinie, daß der Eisenbahnverkehr nicht mit ihr rechnen kann. So erfreulich die Bereicherung der Brückenbilder auf dem Rhein durch eine Hängebrücke sein mag, der hohe Bogen ist doch auch anderseits nicht so sehr der einzige Brückentypus geworden, daß die Mainzer Straßenbrücke nicht ein Seitenstück erhalten könnte. Was bei Mainz die Schiffahrt verträgt, würde sie auch wohl unterhalb ertragen können.

O. Dresemann.

---

## Zur Frage des Parsifalschutzes.

(Ein Epilog zu den Wagnerfestspielen im Sommer 1909.)

Am 13. Februar 1913 werden es dreißig Jahre sein, daß Richard Wagner im Palast Vendramin zu Venedig die Augen für immer schloß. Der Tag wird nicht nur der historischen Erinnerung halber, sondern fast mehr noch aus praktisch-materiellen Gründen bedeutsam werden. Denn von diesem Termin an sind nach dem deutschen Urheberrecht die Werke des Meisters für Nachdruck und Aufführung frei. Heute bereits wirft dieses Ereignis seine Schatten voraus; zu seinen erfreulichsten Vorboten gehört namentlich die von den Originalverlegern veranstaltete populäre Gesamtausgabe der Wagnerschen Werke, durch die diese zu beiläufig um mehr als die Hälfte reduzierten Preisen den Freunden der Wagnerschen Kunst zugänglich gemacht werden. Derartige durch Aufhören des Tantiemenzwangs ermöglichte Popularisierung der Schöpfungen des Bayreuther Meisters wird zweifellos als kultureller Gewinn freudigst zu begrüßen sein. Nur *ein* Punkt muß dabei bedenklich stimmen: mit dem aller anderen Werke wird auch das Aufführungsrecht des ‚Parsifal‘ frei; auch das Bühnenweihfestspiel, das der Wille des Meisters dem Bayreuther Festspielhaus vorbehielt, wird in vier Jahren seines gesetzlichen Schutzes beraubt sein. Über diesen ‚Fall‘ und seine Bedeutung geht seit Jahren der Streit hin und her, und je näher der verhängnisvolle Zeitpunkt rückt, desto eifriger wird das Für und Wider erwogen.

Die Idee, den ‚Parsifal‘ für Bayreuth allein vorzubehalten, stand für Wagner nicht von Anfang an fest. Erst während der allmählichen Vollendung des Werkes kam ihm der Entschluß, dem er in einem vom 18. Juli 1881 datierten Brief an den Bayreuther Freund, Bankier Feustel, bestimmtesten Ausdruck gibt: ‚Während der Ausführung (des Klavierauszugs von Parsifal) ist mir der Charakter dieser meiner letzten Arbeit dahin immer deutlicher geworden, daß selbst unter allen denen Umständen, welche noch Aufführungen der einzelnen Stücke des Ringes der Nibelungen auf unseren Stadt- und Hoftheatern zuläßlich machten, das Bühnenweihfestspiel „Parsifal“ mit seinen unmittelbar die Mysterien der christlichen Religion berührenden Vorgängen *unmöglich in das Opernrepertoire unserer Theater aufge-*

nommen werden darf.' Aber selbst nach den ersten Bayreuther Parsifalaufführungen (Juli und August 1882) stand Wagner nochmals vorübergehend in Unterhandlung mit Angelo Neumann, dem bekannten Direktor des ,wandernden Richard Wagnertheaters', wegen Übertragung des Aufführungsrechtes des ,Parsifal', wobei eine momentane Verstimmung über geschäftliche Mühen und Unzuträglichkeiten der Festspielverwaltung mitsprechen mochte. Doch zu mächtig war bereits die Überzeugung des Meisters von der künstlerischen Notwendigkeit des Bayreuther Parsifalmonopols, als daß er den einmal gefaßten Entschluß definitiv wieder hätte aufgeben können. So blieb das Bühnenweihfestspiel dem Festspielhaus vorbehalten.

Zweifellos ist es in erster Linie der Blick auf die damals noch sehr im argen liegenden Opernverhältnisse der Durchschnittstheater gewesen, der den Meister zur Zurückhaltung seines letzten Werkes bestimmte. Halbwegs stilgemäße und korrekte Aufführungen auch der größeren Bühnen ließen sich damals kaum erhoffen, und so rasch das Interesse für die Wagnersche Kunst sich überall verbreitet hatte, wirkliches tieferes Verständnis für ihre Eigenart war bei der Mehrzahl ihrer Interpreten noch keineswegs vorhanden. Heute freilich, ein Vierteljahrhundert später, haben sich die Verhältnisse in diesem Punkt wesentlich geändert. Dank des Bayreuther Vorbildes und der jahrzehntelangen Arbeit der mit den Überlieferungen des echten Wagnerstils Vertrauten ist heute im allgemeinen das Verständnis für des Meisters Kunst Gemeingut unserer besseren Bühnen geworden. Wie dieses Bedenken gegen die Loslösung des ,Parsifal' von Bayreuth wegfiele, so wäre es heute auch nicht mehr nötig, das Bühnenweihfestspiel in das gewöhnliche ,Opernrepertoire unserer Theater' aufzunehmen, um es außerhalb Bayreuths zur Aufführung zu bringen. Hat doch der Bayreuther Festspielgedanke heute längst Schule gemacht, und eine Reihe unserer ersten deutschen Kunstzentren — München, Berlin, Köln, Nürnberg — haben heute ihre regelmäßige ,Festspielsaison', in deren Rahmen ,Parsifal' figurieren könnte, ja im Münchener Prinzregenten-Theater wären sogar dieselben technischen Voraussetzungen der Aufführung des Werkes wie in Bayreuth geboten. Auch glauben wir bei aller Anerkennung der großen in Bayreuth geleisteten künstlerischen Arbeit doch die Vollendung der dortigen Aufführungen keineswegs als anderweit schlechterdings unerreichbar hinstellen zu müssen. Wir haben beispielsweise im Münchener Prinzregenten-Theater Aufführungen des ,Tristan' und des ,Rings' erlebt, die den Bayreuther Eindrücken mindestens nichts nachgaben. Trotz alledem wird aber jeder der Frage etwas tiefer Nachgehende, sofern er von wirklich liebevollem Verständnis für Wagners Lebenswerk erfüllt ist, die unbedingte Aufrechterhaltung des Bayreuther Parsifalmonopols für eine kulturelle Ehrenpflicht des deutschen Volkes halten.

Der letzte Wille eines Verstorbenen wird im gewöhnlichen Leben überall pietätvoll hochgehalten. Was aber jedem gewöhnlichen Sterblichen recht ist, das dürfte einem Richard Wagner, dem die deutsche Nation unschätzbare Kultur-

güter dankt, zum mindesten billig sein, und der Pflicht der Pietät darf sich das dankbare Volk so wenig entziehen wie der einzelne. Nun war es einmal tatsächlich des Meisters letzter Wille, den ‚Parsifal' seinem Bayreuther Festspielhaus vorzubehalten; also ist es unsere Pflicht, für die Durchführung dieses Willens zu sorgen. Klügeleien darüber, ob dieser Wille auch unter den heutigen Verhältnissen noch ‚begründet oder berechtigt' erscheint, führen zu nichts; selbst wenn wir diese letztere Frage verneinen müßten, ändert das nichts an der einmal gegebenen Tatsache; dann erscheint das Bayreuther Parsifalmonopol eben als ein Opfer, das wir den Manen des Meisters zu bringen haben. Daß dieses Opfer keineswegs der künstlerischen Früchte entbehrt, davon später; die moralische Verpflichtung dazu aber kommt besonders eindringlich zum Bewußtsein, wenn wir die Parsifalfrage mit der Existenzfrage Bayreuths überhaupt zusammenhalten. Was Bayreuth heute ist, das dankt es dem ‚Parsifal'. Ein so gewaltiges Ereignis die ersten Bayreuther Festspiele, die Aufführungen des ‚Nibelungenrings' im Jahre 1876 waren — einen entscheidenden Sieg brachten sie der Wagnerschen Kunst und der Bayreuther Idee keineswegs. Ihnen folgte eine Zeit schwerer Enttäuschungen, in der es vorübergehend schien, als sei Wagners Lebensziel endgültig gescheitert. Erst nach harten Kämpfen konnte das Festspielhaus nach sechs Jahren zum zweiten Male seine Pforten öffnen. Und nun brachten die fünfzehn ersten Aufführungen des ‚Parsifal' (vom 26. Juli bis 29. August 1882) mit ihrem alle Erwartung überschreitenden Erfolg die letzte glückliche Entscheidung. Durch sie ward endlich das Eis gebrochen; die künstlerische Weihe des Gralsdramas hatte den Mund der Spötter verstummen gemacht, und manche der heftigsten Gegner senkten die Waffen. Überall fand die Begeisterung frohen Widerhall; die Zeit der Wagnerkämpfe begann einer Zeit der Wagnertriumphe zu weichen; die Bayreuther Parsifalaufführungen waren der Ausgangspunkt jener imposanten Weltherrschaft der Wagnerschen Kunst, deren wir uns heute erfreuen. Sollen wir nun diesen ‚Bayreuther Parsifal', dem wir all den enormen geistigen Gewinn unserer modernen Wagnerpflege danken, pietätlos antasten? Und das tun wir, wenn wir ihn der Stätte seiner ersten Triumphe, an die ihn sein Meister bannte, entführen. ‚Der Bayreuther Parsifal' hat aufgehört, zu existieren, wenn jeder anderen Bühne die Aufführung des Weihfestspiels freisteht. Das ist natürlich nicht in materiellem Sinn gemeint, wie wohl überhaupt niemand der plumpen Auffassung huldigen wird, daß es sich bei dem Bayreuther Parsifalmonopol um ein kaufmännisches ‚Ausfuhrverbot' zum Schutz der Bayreuther Festspielkasse handle. Materiell werden die Bayreuther Festspiele auch nach 1913 noch florieren, selbst wenn sie das Alleinrecht auf ‚Parsifal' wirklich verlieren sollten. Allein jener einzigartige Stimmungszauber, der heute den Besuchern des Bayreuther Hauses bei dem Erklingen der Einleitungstakte des Bühnenweihfestspiels jedesmal umfängt, wird endgültig dahin sein, wenn Bayreuth aufgehört hat, das einzig rechtmäßige Heim des Gralsmysteriums zu sein.

Damit haben wir die künstlerische Seite der Parsifalschutzfrage bereits gestreift.

Ein gewichtiges Bedenken, das gegen die dauernde Beschränkung des ‚Parsifal‘ auf Bayreuth immer wieder erhoben wird, ist das, daß durch ein solches Monopol dem Schlußwerk des Meisters jene Popularität versagt bleibe, deren sein übriges Schaffen heute in so weitgehendem Maße sich erfreue. Das ist nun ein zweifellos sehr beachtenswerter Einwurf; tatsächlich wird ‚Parsifal‘, wenn er auf Bayreuth beschränkt bleibt, immer nur einem verhältnismäßig kleinen Kreis von Genießenden offen stehen, der Allgemeinheit, den breiten Massen aber entrückt sein. Daran vermögen alle darauf gerichteten Besserungsmaßnahmen, auch die Begründung und Erweiterung eines ‚Stipendienfonds‘, um Unbemittelten den Besuch der Festspiele zu ermöglichen, nichts zu ändern. Gewiß kann und soll auf diesem Wege die Schroffheit des Monopols gemildert, namentlich der fatale Eindruck, daß bloß den ‚Reichen‘ das Bühnenweihfestspiel zugänglich sei, beseitigt werden. Ganz aber kann dadurch die in dem Monopol liegende Beschränkung doch nie aufgehoben werden. Allein der Allgemeinheit bietet das übrige Schaffen Wagners einen so unermeßlich reichen Schatz edelsten geistigen Genusses, daß der Verzicht auf den einen ‚Parsifal‘ ein nicht gerade überempfindliches Opfer bedeutet, um so weniger, als damit ein großer Gewinn für unsere künstlerische Gesamtkultur verknüpft erscheint. Eine der wichtigsten Seiten von Wagners kunstreformatorischen Werken war das Streben des Meisters, die Kunst aus der Position eines alltäglichen banalen Zerstreuungsmittels zu erlösen und ihr die ihr als einem der edelsten unserer Kulturgüter zukommende selbständige Bedeutung zu erringen. Dahin zielt letzten Endes auch die Grundtendenz des Festspielgedankens überhaupt. Was uns die gemeine Not des Lebens im allgemeinen verwehrt, das sollen wir uns wenigstens auf kurze Zeit, vorübergehend einmal vergönnen: die Kunst und ihren Genuß als unser einziges und wichtigstes Tageswerk zu betrachten. Das ist der Fall, wenn wir als Festspielgäste in dem stillen Bayreuth weilen und warten, bis am Frühnachmittag das Festspielhaus seine Pforten öffnet, um uns bis zur späten Nacht festzuhalten. Daß dabei, ganz abgesehen von der Qualität der Aufführung, unvergleichlich tiefere Eindrücke sich ergeben, als wenn wir am Abend, ermüdet und zerstreut von der Arbeit des Tages, unsere ‚Abonnementsvorstellung‘ absitzen, ist klar. Und ganz besonders mächtig sind natürlich diese Eindrücke bei einem Werk, das uns überhaupt nur in dieser Sphäre begegnet, wie der ‚Parsifal‘. Welch eigenartiger künstlerischer Reiz in der Isolierung eines Kunstwerkes liegt, wußte niemand besser als Wagner selbst. Als eine freilich stark übertriebene Äußerung dieses Bewußtseins erscheint es, wenn z. B. der Meister in der Züricher Zeit einmal äußerte, er möchte sein Nibelungenwerk in einem primitiven Festtheater einmal mustergültig zur Aufführung bringen und die Partituren dann vernichten. Ähnlich war Wagner nach den gewaltigen Eindrücken der ersten vier, ebenfalls nach ‚Festspielart‘ veranstalteten Aufführungen des ‚Tristan‘ in München eine Zeitlang fest entschlossen, dieses Werk nun für immer

ruhen zu lassen. Auf das rechte Maß zurückgeführt, birgt die in diesen Entschlüssen sich aussprechende Auffassung zweifellos eine sehr beherzigenswerte Wahrheit. Durch Bewahrung vor dem künstlerischen Alltag erhöht ein Kunstwerk eine durch nichts zu ersetzende, unvergleichliche Weihe. Nur der Fanatismus könnte leugnen, daß ‚Parsifal' an rein künstlerischer Potenz keineswegs ganz auf der Höhe von ‚Tristan', ‚Meistersingern' und dem überwiegenden Teil des ‚Rings' steht. Wenn nun aber trotzdem die Eindrücke des Bayreuther ‚Parsifal' von keinem dieser anderen Werke übertroffen werden, so hat das eben seinen Grund in der reservierten Stellung des Bühnenweihfestspiels. Im allgemeinen erfüllten und erfüllen die anderen Werke Wagners eine weit umfassendere, allgemeinere Kulturmission als das auf Bayreuth beschränkte Bühnenweihfestspiel. Andererseits aber haben sie durch ihre Aufnahme ins ‚gewöhnliche Opernrepertoire', wo sie uns tagtäglich und gar oft in nichts weniger als musterhafter Wiedergabe begegnen, jenen Zauber der — ich möchte sagen ‚keuschen Unberührtheit' verloren, die den Bayreuther ‚Parsifal' auszeichnet und die dieser auch durch Aufnahme in irgend ein anderes ‚Festspielreportoire' verlieren würde. Darum vermittelt der Bayreuther ‚Parsifal' kraft seiner Isolierung heute Eindrücke, die in dieser Art in der ganzen Kulturwelt einzig dastehen,* wie sich in ihm auch mit der restlosen Erlösung des Kunstwerks von den Banden des konventionellen Alltagslebens Wagners künstlerisches Ideal am vollkommensten verwirklicht zeigt. Sollen wir dieses einzigartige Kulturgut künftighin entbehren? Sollen wir die vom Meister so schwer erkämpfte Krone seines Lebenswerkes preisgeben? Dürfen wir es? Nein, nein und abermals nein!

Es ist das schönste Zeichen für die weite Verbreitung wahren Verständnisses der Wagnerschen Kunst, daß die Mehrzahl der Leiter unserer großen Bühnen den Entschluß gefaßt haben, freiwillig sich untereinander kontraktlich zu verpflichten, auch nach Ablauf der Schutzfrist zugunsten Bayreuths von der Aufführung des ‚Parsifal' Umgang zu nehmen. Den Leitern unserer Münchener Bühnen gebührt der Ruhm, mit den ersten Anstoß zu dieser Bewegung gegeben zu haben, obgleich unser Prinzregenten-Theater nach Bayreuth wohl die berufenste Pflegestätte des Bühnenweihfestspiels wäre. So ist zu hoffen, daß uns ‚der Bayreuther Parsifal' auch nach 1913 noch erhalten bleibt. Freilich wie früher bereits, so wird auch in Zukunft vereinzelt wohl noch mancher schnöde ‚Gralsräuber' auftauchen, mancher moderne Klingsor wird frevelnd die Hand nach dem Heiltum ausstrecken. Bleibt aber nur die Allgemeinheit dem Bayreuther Tempel treu, so werden die einzigartigen Wirkungen des Bayreuther ‚Parsifal' auch weiterhin unverloren sein.

* Verböte nicht die absolute Verschiedenheit des künstlerischen Genres den Vergleich, dann könnte man als Parallelerscheinung die alle zehn Jahre stattfindenden Oberammergauer Passionsspiele nennen.

Dr. Eugen Schmitz.

# Kritik

# Kralik.

Von

## Martin Spahn.

Der kleine, auf Muths neues Buch hinweisende Aufsatz des letzten Hochland-Heftes war schon im Druck, als auch das Haupt des Gralbunds, Richard von Kralik, eine Broschüre: ‚Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte' (Regensburg, J. Habbel gr. 8° IV und 140 S.) veröffentlichte. Es ist gut, daß die beiden Schriften, unabhängig voneinander geschrieben, fast gleichzeitig erschienen sind. Die deutsche katholische Leserwelt wird sie vergleichen und richten. In Muths Schrift spielt sein eigener Name, das Wörtchen ‚Ich' keine Rolle, auch das ‚Hochland' erwähnt Muth kaum. Was er sagt, ist sachlich gehalten; er genügt ohne Einschränkung der von der ‚Kölnischen Volkszeitung' aufgestellten Forderung, daß der Streit ein literarischer bleiben müsse. Deshalb glaubte ich in meinem Hinweise an Muths Buch rühmen zu dürfen, daß Muth sein Tun mit aller Deutlichkeit dem Gesamtwerke einordne, an dem der deutsche Katholizismus gegenwärtig arbeite. Dieses Werk sei ein Friedenswerk, das stille, arbeitsame Bestellen eines lange vernachlässigten Ackers. So sei auch Muths Schrift eine Friedensschrift, bestimmt zu klären, zu vertiefen, zu fördern.

Von Herrn Kraliks Broschüre kann niemand das gleiche versichern. Sein ‚Ich' ist ihr Hauptgegenstand, der Ton unsachlich und leidenschaftlich Sie handelt von Herrn Kralik und von denen, die er zu seinen Gegnern gemacht hat oder dafür ausgibt. Hie und da finden wir freilich auch wohlwollend herablassende Urteile über einige andere katholische Literaten, über Ansgar Pöllmann und über Lorenz Krapp. Kralik als Haupt des ‚Gralbunds' nimmt heutzutage vorzüglich Anstoß an P. Expedit Schmidt; im ‚Hochland' findet er schon lange nichts mehr, worüber er sich so recht erzürnen kann. P. Expedit wird denn auch nichts geschenkt. Aber Kralik fühlte recht wohl, daß ein Schlag gegen P. Expedits ‚über den Wassern' kein Hauptschlag wäre. So große Achtung das Wirken P. Expedits auch beanspruchen darf — im Mitteltreffen des deutschen katholischen Literaturlebens steht nun einmal der Verfasser der Veremundusschriften und steht das ‚Hochland'. Kralik mußte also schon wohl oder übel bis 1898 ausholen, um Stoff zum Angriff auch gegen den zu finden, auf dessen Wirksamkeit allein sich ein Angriff lohnte. Er mußte ‚eine Geschichte' der katholischen Literaturbewegung schreiben. Diese Erkenntnis hinderte Kralik aber nicht, Muth verächtlich zu behandeln. Er schaut als der auf den Wolken thronende Dichter auf den Erdensohn herab; wie das Riesenfräulein auf Niedegg

den Bauern mitsamt seinem Gespann in der Schürze davontrug, so treibt er mit Muth und dem ‚Hochland‘ sein Spiel. Wo er von den Veremundusschriften sprechen will, hebt er an: ‚Es können nicht alle Leute Genies, nicht alle Philosophen sein, nicht alle Künstler, nicht alle Versteher.‘ Muth wird, weil er die ‚Alte und Neue Welt‘ leitete, als ‚ein Redakteur eines Familienblatts‘ abgetan, seine Ästhetik als die ‚Ästhetik eines Familienblattredakteurs‘ bezeichnet. Kralik vergißt sich darüber selber in solchem Maße, daß er in seinem Manuskript eine Trivialität stehen läßt wie die: ‚Ich habe schon einmal, aber zarter angedeutet, daß Muth in seiner Inferioritätsschrift von der Belletristik und eigentlich von der ganzen Dichtung keine viel höhere Meinung hat als von sonst einem ehrsamen Gewerbe. Er könnte die Frage aufwerfen: Steht die katholische Schuhmacherei auf der Höhe der Zeit? Eine Gewissensfrage.‘ An einer anderen Stelle tadelt er an Muth, der zur selben Zeit seine schönen, tiefen Gedanken über ‚Schöpferische Kritik‘ in seinem Buche (107 ff.) niederlegte, ‚die von Hochmut strotzende Art polternder Polemik von Seite eines zum Hochmut ganz und gar nicht berechtigten Literaturvermittlers‘. Es kommt jedoch noch schlimmer. ‚Das sollten meinetwegen die Familienblattredakteure untereinander ausmachen. Das ist mehr Geschäftssache als Kunstsache. Wir andern, wir sind Dichter.‘ Muth ‚ist kein Schell oder Ehrhard, kein Loisy oder Murri, er ist mehr Geschäftsmann. Er sympathisierte wohl mit der sogenannten Reform, er hat aber bereits seine erste Broschüre hauptsächlich zur Stützung seiner Redaktionstätigkeit geschrieben‘. ‚Im allgemeinen ist Muths Kritik der ‚schaffenden Autoren‘ (in der ‚Wiedergeburt der Dichtung‘!) etwa im Stil eines Geschäftsmannes, der seinen Kunden die richtigen Begriffe über die ‚Konkurrenz‘ beibringen will.‘

Kralik sagt indessen, wie man nach solchen geringschätzigen Ausdrücken meinen sollte, derlei nicht aus Verachtung alles irdischen Gewerbes selber, weil ‚wir Dichter‘, der Gottheit zugewandt, in den Gefilden der Ideale thronen. Er verachtet nur die, so es treiben. Das Geschäftliche versteht und wertet er gut. Er lobt in der Broschüre an den Ergebnissen des 5. österreichischen Katholikentages besonders, daß es ihm und seinen Freunden ‚gelang, den katholischen Sortimentshandel in günstiger Weise zu beeinflussen. Bekanntlich liegt ja das Schicksal der Bücher oft in der Hand der Verkäufer.‘ Nicht umsonst ist Ansgar Albing, der die Wiener kürzlich durch einen Vortrag über die Mängel der katholischen Reklame erfreute, sein eifrigster Genosse im Fechten. Vom ‚Hochland‘ gesteht er mit unverkennbar ehrerbietigem Erschauern, daß durch Muths organisatorische Talente ‚Hochland‘ zur umfänglichsten und eine Zeit auch (?) zur verbreitetsten ‚Revue‘ geworden sei, und daß sich an dem Widerhall, den ‚Jesse und Maria‘ weckte, die ‚ungeheure Resonanz einer großen Revue‘ zeigte.

Nach hundertfältigen Bemerkungen in der Broschüre kann nicht mehr anders geurteilt werden: Darin, daß Muth, der ‚Geschäftsmann‘, der ‚Familienblattredakteur‘, den deutschen Katholiken eine solche Revue geschaffen hat und daß diese Revue anderen, nicht Kralik eine ‚ungeheure Resonanz‘ verschaffte, liegt die uneingestandene Hauptursache von Kraliks übler Laune gegen den Herausgeber des ‚Hochland‘. Er behauptet, jahrelang voller Nachsicht gewartet zu haben, ob Muth sich als Christ und Ästhetiker bessern werde. In Wahrheit hat er gewartet, ob das ‚Hochland‘ ihm zur Verfügung gestellt werden würde — nicht nur zur Mitarbeit, sondern als sein Organ, wie er schließlich den ‚Gral‘ als sein Organ ins Leben rief. Kralik hat noch nie einen Roman geschrieben; der Roman gilt ihm als Belletristik,

nicht als Dichtung. Muth erscheint ihm daher als kleiner Geist, weil er 1898 nur den katholischen Roman studierte und schlecht befand. So ist es geschehen, daß Muth die ‚große katholische Literaturbewegung' — Kralik spricht nie von ihr, ohne ihr dieses Beiwort zu geben —, bescheidener und verständlicher ausgedrückt: daß Muth die Wiener Literaturbewegung, deren Urheber, Führer, Genius Richard von Kralik in Person ist, ‚übersah' und einen verfehlten Ausgangspunkt für seine Veremundus-Broschüren wählte. Muth hielt sich — so etwa schweifen die Gedanken Kraliks — bei einer ‚Sache' auf, die nur die Familienblattredakteure untereinander etwas angeht; er hob die Blicke nicht empor zu denen, die ‚wir Dichter' sind. Es war ‚Muths tragischer Fehler'. Dadurch zerstörte er ‚den Schaffenden' die Lust zur weiteren Arbeit, verdarb ihnen die Freude. Nun schrieben bald alle kleinen Geister, die der ‚Warte', des ‚Ratgebers', der Zeitschrift ‚Über den Wassern', kühnlich darauf los, ohne eine ‚Ahnung von dem eigentlichen Wesen der großen katholischen Literaturbewegung neben ihnen' zu haben, und Muth sah ihnen zu und tat im ‚Hochland' ‚alles, um die Katholiken und Nichtkatholiken Deutschlands über den wirklichen Standpunkt der katholischen Literaturbewegung im unklaren zu lassen', über ‚eine Erscheinung, die an philosophischer und historischer Grundlegung, an Größe der Auffassung, an Kühnheit und an Arbeitsleistung hinter jener alten Romantik kaum zurücksteht'. Muth ‚hätte höchlich nützen können. Nun muß er, gegen seinen Willen, zerstören. Er muß die große katholische Literaturbewegung leugnen, weil er sie kurzsichtigerweise in seiner Programmschrift übersehen hat'. Dringend verlangt Kralik einen Wechsel in der Persönlichkeit des Hochlandherausgebers, um ‚das Vertrauen in die Revue wieder herzustellen'. Nur ein Lichtblick war Kralik nach seiner Aussage seit Muths Auftreten vergönnt: Die Beuroner Kunst, die ‚ersten Klänge Ansgar Pöllmanns. Mir', (dem Homer der großen katholischen Literaturbewegung) ‚erschien dieser Hymnus, diese Ode wie der Heroldsruf eines neuen Pindar oder Hölderlin, wie das Programm einer großen, neuen, allumfassenden Kunst.' Doch auch Pater Pöllmann hat ihn hinterher enttäuscht. Er hat nicht zwischen Kralik und den anderen gewählt, in der ‚Gottesminne' nicht nur das Bild Kraliks gebracht, sondern das eines Vertreters einer nicht-konfessionellen Kunstanschauung neben das seine gestellt.

Die Verkennung der ‚großen katholischen Literaturbewegung', richtiger die Verehrung anderer Götter neben Kralik durch die Jungen, durch Muth insbesondere, scheint Kralik nach und nach aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht zu haben. Er kann, was andere tun und sagen, nicht mehr verstehen und würdigen. Er spricht abfällig von der ‚ungeheuren Dürftigkeit, der Öde des Geistes' in Muths Schriften, findet es nicht der Mühe wert, Muths ‚ästhetisches Kartenhaus mit polemischem Aufwand zu zerstören'. ‚Es wird von selber umfallen', so habe er 1898 gedacht, ‚noch ehe wir es anblasen.' Dann aber hat er doch den ‚Gral' gegründet und Muth und seine Anhänger ‚über den Haufen gerannt'. ‚Ihre Stimmen verhallten fast wirkungslos und unsicher.' ‚Wir haben sie mit ihren eigenen Waffen, den Waffen der Kultur geschlagen, wir haben ihnen bewiesen, daß sie die Inferioren, die Rückständigen, die Unmodernen, die Ungenialen, die Philister, die Unfähigen, die Dilettanten sind.'

Was aber gab es denn am ‚Hochland' anzugreifen? R. von Kralik kann nicht anders, als das Hochlandprogramm anerkennen. ‚All das sind vortreffliche Grundsätze.' ‚Die Grundsätze, die für eine katholische Revue gelten müssen, sind in diesem Programm anscheinend tadellos ausgesprochen.' Aber er ficht an, daß sie

in den ‚kleinen Rubriken' verleugnet würden. Dort macht er im ersten (1903 erschienenen) Jahrgang des ‚Hochland' mehrere Stellen namhaft, die er für anstößig ausgibt; eine darunter, die an den ‚Fin de Siècle-Konvertiten' nicht lauter lobenswerte Eigenschaften bemerkt, tut es ihm bezeichnenderweise besonders an. Man könnte diese Beurteilung des ‚Hochland' nach einzelnen Stellen in den ‚kleinen Rubriken' immerhin als diskutabel hinnehmen, wenn Kralik den gleichen Maßstab auch an den ‚Gral' anlegte. Von ihm teilt er aber nur das Programm mit, das sich bekanntlich in wesentlichen Teilen mit dem des ‚Hochland' deckt; auf die unzähligen Stellen des Textes, die beanstandet worden sind, geht er mit keiner Silbe ein. Daß er Muths persönliche Ansicht über das Verhältnis von Kunstwerk und Konfession fast auf jeder Seite, auf der er Muths Namen nennt, gefälscht wiedergibt, darüber soll kein Wort mehr verloren werden. Er und die Mannen des ‚Gral' haben es immer getan, es gibt keine Möglichkeit mehr, Kralik aufzuklären. Das ist traurig, aber nicht zu ändern. Nur auf eine Tatsache aus der Broschüre muß in diesem Zusammenhang ausdrücklich aufmerksam gemacht werden. Kralik gefällt es nicht, daß im ersten Jahrgang des ‚Hochlands' der Protestant Lienhard mehrfach zu Worte kam, während die ‚große katholische Literaturbewegung' mißachtet wurde. ‚Ich' (Kralik) ‚habe bei anderer Gelegenheit, nachdem Lienhard in seiner hl. Elisabeth und in seinem Luther seinen konfessionellen Standpunkt gar zu entschieden geäußert hatte, nichts anderes dem Dichter vorgeworfen, als daß er damit auch* den rein ästhetischen** Standpunkt verfehlt habe. Ich glaube, bei dieser Gelegenheit nachgewiesen zu haben, daß Lienhards konfessionell protestantischer Standpunkt ihm leider auch das rein ästhetische Konzept verrückt hat.' Man liest diese beiden Sätze ein erstes und zweites Mal und liest sie wiederholt. Stehen sie wirklich in dieser gegen Muth geschriebenen Broschüre? Oder hat sie Muth selber geschrieben? Hat er sie etwa gegen Kralik geschrieben? Oder Kralik gegen ihn? Freilich, Kralik hat sie geschrieben — aber was für ein literarischer Klopffechter muß Kralik seit 1900 geworden sein, um bei solchen grundsätzlichen Anschauungen seit Jahren nimmermüde gegen Muth zu kämpfen, Muths Ansichten zu entstellen, Muths Absichten zu verleumden. Und was ist von einem Leserkreis zu halten, der sich durch solche literarische Klopffechterei Jahr für Jahr in die Irre führen läßt?

Doch dem Leserkreis Kraliks könnte leicht ein Unrecht angetan werden. Die bloße literarische Klopffechterei befriedigt sein Lesebedürfnis kaum noch hinreichend, um ihn an den ‚Gral' zu fesseln. Denn Kralik selbst unterhält ihn schon längst nicht mehr ausschließlich mit Vorwürfen gegen Muths angeblich antikatholische ‚bodenlose Ästhetik'. Er hat für nötig befunden, schwereres Geschütz aufzufahren, Muth vor allem des Reformkatholizismus anzuklagen. ‚Mit Muths unbesonnener Kritik', so fängt er gewichtig auch einen Abschnitt seiner Broschüre an, ‚hängt das Aufkommen des Reformkatholizismus insofern zusammen, als beides demselben Geist entstammt.' Daß Gott erbarm! ‚Wenn das', sagt er an einer andern Stelle, ‚die autoritative Meinung der Redaktion ist (!), daß die Katholiken ihre Konfession nur insoweit betonen dürfen, als deren Dogmen allen anderen Christen auch gemeinsam sind, dann verliert die starke Betonung des ‚Katholischen' im Programm allen Sinn.' Das ‚Hochland' wird denunziert, weil Muth ‚unzu-

* Von dem Verfasser des Aufsatzes gesperrt.

** Von Kralik gesperrt.

Moriz Retzsch del.

Bisher unveröffentlichte Bleistiftzeichnung.

längliche und allzu anmaßende Versuche' gemacht habe, ‚alle Fäden' des abendländischen sogen. Reformkatholizismus ‚autokratisch zu lenken'. Durch die Verurteilung des ‚Heiligen' sei das Urteil über das (von Kralik doch als tadellos anerkannte) Programm Muths gesprochen worden und ‚von dieser Episode an' (!) habe ‚eigentlich' Hochland aufgehört, ‚eine katholische, eine führende Revue für katholische Kultur zu sein'. Ersparen wir es dem Leser, alle giftigen Bezichtigungen ‚Hochlands' in Kraliks Broschüre Satz für Satz kennen zu lernen. Immer mehr ereifert sich Kralik, bis er Sätze wie die folgenden in Gänsefüßchen setzt, als fänden sie sich im Wortlaut bei dem mißliebigen Gegner: ‚Es gibt keine katholische Belletristik und noch viel weniger eine katholische Dichtung; von dieser ist überhaupt nicht die Rede. Es gibt nur eine nichtkatholische und eine antikatholische Poesie. Die Katholiken können sich ihr nur nähern, indem sie sich der Grenze des Katholizismus nähern, dort wo das Katholische in das Nichtmehrkatholische übergeht, sei es auf dem Weg der Moral oder der Dogmatik oder des kirchlichen Lebens'. Damit hat sich Kralik dann glücklich in das Maß von Erregung hineingearbeitet, um nunmehr sich selbst als Hauptkämpfer gegen den Modernismus vorzustellen. Er bindet sich dabei keineswegs an die päpstliche Enzyklika und ihre Definitionen. ‚Ich verstehe hier und überall unter „modernistisch", „Modernismus", „Modernist" nicht nur (!) den von der Enzyklika „Pascendi" aufgestellten theologischen Begriff; denn (!) ich als Laie lehne jede Einmischung in die dogmatische oder Moraltheologie ab.' Er hält sich ‚als Laie' nicht an den Begriff; das Wort leistet ihm um so größere Dienste. Er verwendet es ‚als Kulturarbeiter ganz allgemein gegen die Anschauung, daß sich alles verändert, alles entwickelt, alles fortschreitet zu wesentlich anderem, daß alles reformbedürftig ist, daß alles kritisierbar ist,' gegen die ‚Leugnung oder die Abschwächung fester, bleibender, ewiger Wahrheiten in Erkenntnis, Geschichte, Moral und Ästhetik.' Es ist nicht die Meinung der Enzyklika, aber es ist die Meinung Kraliks. Und sie taugt viel mehr als die der Enzyklika. ‚Wenn wir übermütig wären, so könnten wir uns etwas darauf einbilden, daß uns das gelungen ist, was den päpstlichen Kundgebungen nicht sogleich gelang. Aber wir haben freilich ein Opfer darbringen müssen, nämlich uns selber. Der Haß, die Erbitterung, die sich nun nicht mehr gegen Rom auslassen durfte, ergoß sich über uns.'

Damit haben wir nun schon die Niederungen verlassen, in denen Kralik Muth und das Hochland und alle die anderen unter sich zu sehen meint, und sind im Aufstieg zu seiner einsamen Höhe begriffen. Gerichtet ist seine Broschüre gegen Muth und die ‚Fortschrittlichen', sie handelt aber von Kralik und von nichts als Kralik, zunächst von Kralik, dem Werdenden, sodann von Kralik, dem Schaffenden und Leidenden. Wer ist nun dieser Kralik, dem das Recht zusteht, Muth und die ‚Fortschrittlichen' nicht nur als schlechte Ästheten, Unfähige und Geschäftsleute, sondern auch als Reform-Katholiken und Modernisten um ihren guten Ruf zu bringen? Wer ist dieser Kralik, der im Plural der Majestät nicht nur von sich als ‚wir Dichter' und ‚wir Romantiker unter den Katholiken', sondern schlechthin als ‚wir Katholiken' sprechen darf?

Kralik erzählt zu Beginn der Broschüre von seinem Werdegang; später trägt er noch einiges dazu nach. Er ist Österreicher und katholisch getauft, aber nicht unter der Leitung kirchlich gesinnter Eltern in gläubig katholischer Umgebung aufgewachsen. Als Student ergab er sich ganz dem Unglauben. Literarisch begabt, war er disponiert für die Lebensauffassung und Weltanschauung der literarischen ‚Moderne', die in den siebziger Jahren sich langsam entfaltete, um

in den achtziger Jahren zur vollen Eigenart und zum vollen Selbstbewußtsein zu gelangen, in den neunziger Jahren sich auszublühen. Schlaf, Holz, den Harts, Gerhard Hauptmann findet er sich geistig am nächsten. Während eines längeren Aufenthalts in Berlin schloß er sich wie manch anderer Jüngling damals der Sozialdemokratie an. Sie war nichts für ihn. Denn er hat keine Spur sozialen Empfindens in sich; das Volk, die Massen liegen ihm nicht. Sein Bereich ist allein die Geisteskultur, sein Kreis die Welt der großen Namen. Er nahm sich daher vor, der Dichter der Sozialdemokratie zu werden, ihr durch eine ‚radikale Umdichtung' der Episteln und Evangelien eine religiöse Poesie, ihr durch ein den Kommune-aufstand von 1871 verherrlichendes Epos, ihre ‚Ilias' zu geben. Nur das geistige Kulturelement in der sozialistischen Bewegung, ihr Verlangen nach einer neuen Religion an Stelle des Christentums beschäftigte ihn an ihr. Er leistete aber nicht, was er sich als Aufgabe gesetzt hatte. In diesem Zustande des Nichtbefriedigtseins besuchte er 1880 Griechenland. Da entdeckte er, daß alle religiöse Poesie nichts Willkürliches ist, sondern nur dort stark geworden war, wo lokale Heiligtümer die Unterlage bildeten. So lag die Schuld nicht an ihm, wenn er der Sozialdemokratie ihre Ilias nicht geschenkt hatte. Zugleich aber zog ihn der Anblick der hellenischen Kultur, dieser rein geistigen und ästhetischen, ganz unsozialen Kultur ein für allemal von den sozialen Utopien ab. Er war seinem Kulturideal begegnet. Von der vorhergehenden Zeit blieb ihm nur der aus seinen Bestrebungen religiöser Dichtkunst abgeleitete Gedanke, daß ‚alle Kultur' von lokalen Heiligtümern ausgehe, Heimatliebe, Religion, Frömmigkeit, Glaube, Überlieferung sei. ‚Man nehme Olympia, Eleusis, Delphi, Nemea, den Isthmus, die Heiligtümer der Akropolis, des Berges Ithome, die von Kolonos weg, und es bleibt nur eine Wüste, eine Barbarei.'

Mit diesen Aufklärungen über seinen Lebensgang gibt Kralik uns den Schlüssel zu all seinem Wirken bis auf diesen Tag an die Hand. Sein Kulturideal ist das antik-griechische: eine rein geistige und ästhetische, wenn auch vom Volksgeist getragene Kultur. Damit dieses Kulturideal jedoch wieder neues Leben gewinne, muß es mit einem Kult verbunden sein, mit ‚lokalen Heiligtümern', braucht es, Altgriechenland gleich, ‚Wallfahrtsorte, Stätten voll Legenden, Tempel und Heiligenbilder auf Bergen, in Wäldern und Tälern, auf Inseln, an Küsten.' Der Kult der Griechen kommt für die abendländische Welt, vorzüglich für Deutschland, nach dem das Heimweh in dem Österreicher Kralik angesichts der griechischen Kultur erwachte, nicht mehr in Betracht. So dachte Kralik an die Neubelebung des altgermanischen Kults. Es ging nicht an. Er prüfte, ob sich aus dem Protestantismus etwas machen ließe. Es ging abermals nicht an. Richard Wagner, von Kralik hochverehrt, hatte sich des katholischen Kults für den Parsifal bemächtigt. Auch Kralik entschied sich endlich für die Religion seiner österreichischen Heimat: sie besaß in der Tat, wonach er suchte, im vollkommenen Maße. Aber ihm schwebte nicht nur, wie Wagner, ein Kunstwerk als Aufgabe vor, sondern die Schaffung einer neuen, allgemeinen, der antiken ebenbürtigen Kultur. ‚Ich erkannte, daß wir auf unserem Land und Boden, in unserer Zeit nicht geringere Bedingungen einer Hochkultur besaßen wie einst die Griechen; ich erkannte, daß es nur nötig sei, diese Bedingungen zu gebrauchen, auszunützen. Das wollte ich für unsere Zeit leisten.' ‚Aber', so fährt Kralik fort, ‚um das leisten zu können, mußte ich ebenso gläubig, ebenso fromm wie die Griechen werden. So wie sie an ihre Götter, an ihre Propheten, an ihre Orakel, an ihre Offenbarung glaubten, mußte ich auch tun.' Man erkennt in diesen Worten genau den Punkt, von wo Kralik

sich zum Gang in die Kirche entschloß. Es war kein inneres Heilsbedürfnis, kein Ergriffenwerden von ihrer überirdischen Wahrheit, sondern eine Kulturüberlegung: der Katholizismus ist ihm recht und genehm als ‚absolute Bekrönung‘ seines ‚Kulturideals‘. Er will der Neuzeit eine Hochkultur verschaffen, wie die Antike sie besaß. Er begreift aus dem Beispiel der Antike, daß Religion, Glaube, ein Kult die notwendige Bedingung einer solchen Hochkultur sind, und er fühlt, daß, wenn er seine Zeitgenossen zu der gleichen Meinung überreden will, er ihnen das Beispiel des Glaubens geben muß. Das Beispiel zu geben, kostete ihn Überwindung, er verhehlt es nicht, aber der Willensakt gelang ihm. Indem er ihn vollführte, stellte er sich mehr auf den ‚Standpunkt des positivsten Glaubens und der autoritativsten Kirchlichkeit‘, als daß er innerlich gläubig und kirchlich wurde. ‚Ich hatte nicht religiöse, nicht apologetische Bücher gelesen, die mich etwa hätten gefangen nehmen können.‘ ‚Ich brauchte‘ zur ‚Vollendung‘ meines Programmes ‚den vollsten Katholizismus ohne ästhetische Deutelei‘. Die gelegentlichen Zweifel, die er nachher empfand, tragen durchaus das Gepräge dieser Art seines Rücktritts in die Kirche. Er liest eines Tags eine Besprechung des Krappschen ‚Christus‘ von P. Expedit in der ‚Warte‘. Sie gefällt ihm nicht. ‚Da wurde ich eine Weile an mir selber irre und an meinen Überzeugungen, an meiner Entwicklung, an meinen Errungenschaften und ich sagte mir: Halt, hast du dich nicht vielleicht doch geirrt als du glaubtest, im Katholizismus die absolute Bekrönung deines Kulturideals, nach Mühe und Arbeit gefunden zu haben? Kann das die wahre Kultur sein (vom Verfasser des Aufsatzes gesperrt!), in der es einem Kritiker ohne Korrektur freisteht, einem Dichter auf Grund seiner Auffassung über ein Buch desselben öffentlich zu prophezeien, daß er abfallen wird? Mein zweiter Gedanke war, daß ich ruhiger wurde und mir also sagte: Nein, dies soll meine unerschütterliche Überzeugung nicht erschüttern!‘

So erscheint in jeder der unwillkürlichen, naiven Äußerungen Kraliks (er ist offen) sein Kulturideal als der Zweck, der katholische Kult und der katholische Glaube als Mittel. Weil die Griechen Altäre und Götter hatten, hat auch er sie; hingegen nennt er den Alten Bund und seine heiligen Bücher nie, und Christus bedeutet für sein Denken keineswegs etwas wesentlich anderes als die Gottheiten, die die Griechen verehrten. Er zählt in einem Atemzuge auf ‚die Tatsachen der Schöpfung, des Sündenfalls, die Personen der griechischen Geisteshelden, die Person des menschgewordenen Gottes, seinen Tod, seine Auferstehung, seine positive Kirchengründung, Völkerwanderung usw‘. Ganz entsprechend reihen sich ihm die zwei Sätze aneinander: ‚Christus wollte kein Jota vom Gesetz der alten Offenbarung nehmen. Also will die Romantik auch kein Jota vom Christentum, vom Katholizismus, von der Kirche fortnehmen.‘ Deshalb ist er auch fest davon überzeugt, daß unsere klassische Dichtung ‚im höchsten Sinn „katholisch“, „im tiefsten Kern eine katholische Literaturbewegung“ gewesen sei.‘ Von hier ist nur noch ein Schritt bis zu dem Satze: ‚So wie die menschliche Seele nach einem schönen Wort schon von Natur aus christlich ist, so ist die Welt schon von Natur aus „katholisch“.‘ Das einzige, wodurch dieser Satz gerettet werden kann, ist das, daß Kralik selbst das Wort: ‚katholisch‘ in Gänsefüßchen gesetzt hat. Er sollte es immer so halten, wie er regelmäßig auch das andere Wort ‚modernistisch‘ als von ihm um den vom hl. Stuhl bestimmten Sinn gebracht kennzeichnen müßte.

Aber wir haben ihm noch eine Stufe höher hinauf in das innerste Heiligtum seines Kulturtraums zu folgen. Er verweist selbst darauf, daß sich die

moderne Dichtung, von der er in jungen Jahren ein Glied gewesen ist, deren Geistesart er nicht abstoßen kann, vom Naturalismus und Sozialismus zur Symbolik und Mystik weiter entwickelt habe und er den anderen nur um einige Schritte vorauseilte. Diese Selbstklassifizierung trifft zweifellos zu. Es handelt sich bei Kraliks Entwicklung genau so wie bei den Romantikern des beginnenden 19. Jahrhunderts nicht um ein Erfaßtwerden vom Geiste und Glauben der katholischen Kirche, sondern, wie es Muth in der ‚Wiedergeburt der Dichtung' sagt und wie es Goyau in seiner Geschichte des deutschen Katholizmus ebenso deutlich darlegt, um ‚eine Annäherung der Literatur an den Katholizismus' nicht aus persönlicher Erkenntnis der Glaubenswahrheit, sondern unter dem Druck von Kulturstimmungen, wobei das eine Individuum näher als das andere an die Kirche herangetrieben und einzelne sogar bis ins Innere der Kirche hinein verschlagen wurden. Unter den verschiedenen Erscheinungsformen dieses Getriebenwerdens ist die des Kralikschen Werdegangs besonders seltsam und merkwürdig. Denn was im allgemeinen diese Dichterseelen in der Kirche suchten, war ein Halt für ihr Leben: sie warfen sich zu Füßen des Gekreuzigten nieder, um sein Kreuz umklammern zu dürfen. Nach zielloser Fahrt durch die Stürme und Nebel subjektiven Trachtens und Sinnens verlangten sie, in dem Glauben an Christus, so autoritativ wie die Kirche ihn ihnen auflegt, einen festen Punkt zu finden. Dieses Motiv ist für Kralik nicht bestimmend gewesen. Er ist schon einer ihn bannenden Autorität begegnet, ehe er zu den Pforten der Kirche gelangte. Als seine Augen ihren Blick auf den Landschaften Griechenlands beseligt ruhen ließen, ward er von der Einsicht in die Notwendigkeit wie in die zeugende Kraft einer allgemein gültigen und ewigen Autorität schon gefangen. Daher lautet sein Hauptkredo: ‚So wie es nur Einen Gott und nur Eine Welt gibt und nur Eine Schöpfung, so gibt es auch eigentlich nur Eine Kultur. Die Kultur ist ebenso wie die Schöpfung eine historische Tatsache, eine einmalige Tat. Es gibt neben der hellenischen Kultur keine zweite.' ‚Dieses Bekenntnis, daß es überhaupt nur E i n e Kultur gibt, deren Grundsätze so fest stehen, wie die der Mathematik, wie die der Psychologie, daß die christliche Kultur des Mittelalters die organische Fortsetzung der antiken Kultur ist, muß man an sich erlebt haben, um die Welt und die Weltgeschichte zu verstehen. Ich gestehe gerne, daß ich die erste Anregung dazu den prosaischen Schriften Wilhelm Jordans verdanke.' Weil es nur Eine Kultur nach seiner Überzeugung gibt, darum ist er ‚als Kulturarbeiter' ‚antimodernistisch'. Sein Kampf gilt nicht denen, die an den Dogmen des christlichen Glaubens rütteln, sondern den Leugnern ‚fester, bleibender, ewiger Wahrheiten i n  E r k e n n t n i s, G e s c h i c h t e, M o r a l  u n d  Ä s t h e t i k' (vom Verfasser dieses Aufsatzes gesperrt!). Mit aller Aufrichtigkeit bekennt er, daß er für sich nicht die Bibel und den Katechismus, sondern den Homer zitiere; ‚er lehrte die griechische Jugend nicht nur Lebenskunst, nicht nur Speere werfen, sondern auch die Götter ehren'. ‚Also Homer', ruft er ein andermal aus, ‚hat es zweifelhaft gelassen, ob er die olympischen Götter oder die ägyptischen oder die brahmanischen bekennt? Er hat irgend ein Dogma seiner Konfessionalität (!) zweifelhaft gelassen?' Nur dadurch, daß Homer die Jugend die Götter ehren lehrte, daß die e i n e klassische Kultur an lokale Heiligtümer anknüpfte, ist Kralik dazu geführt worden, nach den ewigen Wahrheiten in Erkenntnis, Geschichte, Moral und Ästhetik auch die religiösen Wahrheiten des an die Stelle der antiken Götter getretenen Christentums als ‚absolute Bekrönung' seines Kulturideals anzunehmen, auch die Autorität der Kirche, ‚des Christentums in seiner positivsten Form', anzuerkennen und daraufhin für die kirchliche Autorität mit der-

selben logischen Unerbittlichkeit zu streiten wie für die Ausschließlichkeit der einen klassischen Kultur. Nicht der Gott der Liebe, nicht die Fülle religiösen Lebens in der Kirche, nicht die göttliche Wahrheit hat es ihm angetan. ‚Gott, Unsterblichkeit, Freiheit, selbst die Gnadenwelt der Übernatur, die Offenbarung, die Sakramente usw., all das ist furchtbar real.' Als Realitäten nimmt er, was er glauben soll, trotz seiner ‚Furchtbarkeit' hin; er muß glauben, um seine Kulturmission durchsetzen zu können. ‚Der Katholik, der Priester, der Ordensmann, der Prophet steht auf jenem archimedischen Punkt außerhalb der Welt, von dem aus er die Welt bewegen kann.'*

Es ist Kralik sicher sehr ernst mit seiner Mission. Er übertreibt nicht, wenn er beteuert: ‚Seitdem ich denken kann, lebe ich nur der Arbeit, Tag für Tag, ohne eine Erholung zu suchen. Alle meine Gedanken sind dieser Arbeit bei Tag und Nacht gewidmet. Ich habe fast ganz auf Reisen, Vergnügungen verzichtet, ich schreibe nur die nötigsten Briefe, mache keine Besuche, kaufe und lese nur solche Bücher und Zeitschriften, die unmittelbar meiner Arbeit zugute kommen.' ‚Ich bin der Redaktor einer Kultur.' Er will damit nicht weniger sagen, als daß er leistet, was dem ganzen Mittelalter gefehlt hat: ‚eine sorgfältige Kritik, eine wählende Redaktion'. Durch diese Mängel hat das Mittelalter die ‚von der Kirche als selbstverständliches Erbgut' übernommene, ‚einzig vollkommene' antike Kultur nicht völlig auf der Höhe erhalten. Kralik traut sich zu, den Mangel auszugleichen, ‚das Prinzip von Oberammergau mit dem von Athen', ‚das volle Christentum, den unbedingtesten Katholizismus mit dem hohen Kunstbewußtsein der griechischen Kultur' zu vereinigen und damit die Voraussetzung dafür zu schaffen, daß der Wille der Romantik endgültig verwirklicht werde, das Kulturproblem der Antike und des Christentums mit neuer Energie zu vertiefen, den alten Ideen eine noch sieghaftere Aktivität zu geben, die Einheit aller Kunst, aller Künste, die Einheit von Leben und Kunst, von Form und Gehalt, von Kunst, Wissenschaft und Ethik, von Religion und Wissen, von Religion und Kunst, von Religion und Leben völlig durchzuführen. Der Ertrag seiner Arbeit aber ist keinesfalls der von ihm erhoffte. Kralik müßte kein in jenen Kreis der literarischen Moderne der achtziger Jahre Hineingeborener sein, wenn er die Kraft zur Erfüllung seines enthusiastischen Traumes hätte. Die gestaltende Kraft all dieser Männer, selbst der Begabtesten, ist nicht groß. Auch Kralik zeichnete sich vorzüglich in der Nach- und Umdichtung aus. Vor allem aber, die Kraft aller hat sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts erschöpft. Sie haben seitdem nicht mehr gehalten, was sie versprachen. So ist Gerhard Hauptmann um jene Zeit matt geworden, so auch Kralik. Nicht nach Muth, nicht nach Ehrhard sollte Kralik um sich schauen, wenn er sich fragt, warum er nicht mehr wirkt wie in den neunziger Jahren, sondern nach den Genossen seiner Jugend. Gleich Hauptmann versteigt er sich statt dessen mehr und mehr ...

Ist es nicht eine Welt, die von diesem Manne uns andere trennt, die wir in einem von christlichem Geiste durchwehten Elternhause aufgewachsen sind, die wir mit Christus und seinen Heiligen in Kinderunschuld zusammenlebten, lang, ehe wir wußten, daß es eine Kultur gibt? Wir haben immer in der Kirche gewohnt; er ist als einer in sie eingetreten, der lange herumirrte. Wir haben Achtung vor dem sittlichen Ernste, womit er sich der von ihm frei gewählten Aufgabe widmet, und vor der Festigkeit seines Willens. Wir freuen uns, daß ein Mann seines Talents unter uns lebt, und oft reißt er uns mit sich fort durch die Eigen-

* Von dem Verfasser des Aufsatzes gesperrt.

art wie durch die Kühnheit, mit der er seine Ideen über die Zeitalter hinweg spannt, durch den Trotz, mit dem er um ihretwillen die Wirklichkeiten meistert. Aber wenn wir uns einmal klar legen, wie er zu uns gekommen ist, in wiefern er mit uns eines Geistes und eines Glaubens ist, können wir uns auch von ihm führen lassen? Wir glauben; er steht nur auf dem Standpunkt des Gaubens. Wir leben als Söhne der Kirche; ihm ist sie vornehmlich die unerschütterliche autoritative Gewalt. Unsere Seele ist ganz in Anspruch genommen von sozialen Bestrebungen; er steht dem Volke fern. Zwar rühmt er, daß das katholische Volk der treueste Träger des kirchlichen Glaubens ist, aber wenn er sich nicht bewacht, spricht er doch immer wieder von ihm als von denen, die ‚vertrauensvoll eine Zeit lang alles das annehmen, was ihnen unter katholischer Marke geboten wird‘, und er höhnt gar über sich und seine Freunde, daß sie ‚es wagten, einem katholischen Publikum katholische Literatur zu bieten‘. Erwägen wir alles in allem, so wird uns Kraliks Broschüre ein wertvolles Dokument für die Erkenntnis des inneren Lebens eines der geistreichsten Männer neuerer Zeit sein, die in der Kirche den Halt ihres Lebens gefunden haben, — nicht aber ein Wegweiser für unser eigenes Verhalten gegenüber den Aufgaben des Tages und für unser Urteil über die katholische Literatur und die, die ihrer Förderung und Entwicklung ihr Leben widmen.

### Nachschrift.

In dem am 7. August ausgegebenen Heft der Stimmen aus Maria-Laach bespricht P. Baumgartner noch einmal ausführlich die beiden früheren Veremundusschriften. Er wiederholt dabei namentlich P. Kreitens einstigen Vorwurf gegen die erste der Schriften, daß sie nicht nur das Übermaß sittlichen Zartgefühls, sondern dieses selbst als Prüderie ächte. P. Baumgartner hat ein wahrhaftig keine besondere Rücksicht auf das sittliche Zartgefühl nehmendes Buch über ‚Goethe‘ geschrieben. Daß der Vorwurf gegen Muth gerade von ihm aufgenommen wird, mutet sonderbar genug an. Muth hat sich gegen Kreitens Anklage in seiner zweiten Schrift verteidigt, Kreiten nicht mehr darauf geantwortet. Er war, wie P. Baumgartner ihn entschuldigt, ermüdet von jahrelanger Arbeit, welche er fast beständiger Kränklichkeit abgerungen hatte. P. Baumgartner findet, daß Muths zweite Schrift zum ‚großen Teile‘ ‚eigentlich gegen die Jesuiten, d. h. die Mitarbeiter der „Stimmen“ gerichtet‘ sei. Ist P. Baumgartner autorisiert, den Anschein zu erwecken, daß bei jeder Meinungsverschiedenheit zwischen einzelnen Katholiken und Mitarbeitern der ‚Stimmen‘ die Jesuiten getroffen werden? — Er meint ferner, daß Muth in der zweiten Schrift stellenweise einen Ton anschlage, ‚der sich in den Formen der gewöhnlichen Höflichkeit nicht erwidern ließ.‘ P. Kreiten habe sich nicht mit einem solchen Kämpfer ‚herumschlagen‘ wollen, ‚dem das Herunterreißen ein Plaisier war.‘ P. Baumgartner wird einem ruhigen Leser seines Aufsatzes die Überzeugung nicht übelnehmen, daß er nunmehr nachgeholt hat, was P. Kreiten vor zehn Jahren nicht wollte. Cui bono? Er hat mehr Eifer darauf verwandt, mit nicht gewöhnlicher Heftigkeit Muth anzugreifen, als ihm gerechter wie sein verstorbener Ordensgenosse zu werden. Was er den Lesern der ‚Stimmen‘ über Muths dritte Schrift mitteilt, ist ebenso unvollständig wie tendenziös. Er läßt dabei die Behauptung einfließen, daß sich die katholischen Theologen nach der Fogazzaro-Affäre vom ‚Hochland‘ ‚fast alle‘ zurückgezogen hätten. Will er nicht lieber einmal feststellen, von welchen Plätzen des öffentlichen Meinungsaustausches unter den deutschen Katholiken sich die deutschen Theologen seit der Fogazzaro-Affäre oder, sagen wir richtiger, seit der Enzyklika

Pascendi nicht zurückgezogen haben? P. Baumgartner unterschiebt sodann den ‚fortgeschrittenen Katholiken', daß sie ‚von dem Nationalgemeinsamen wie von etwas überkonfessionellem aus die Literatur mit neuem Geist' zu durchdringen wünschten. Es ist dieselbe Bezichtigung, mit der andere die ‚fortgeschrittenen Katholiken' verdächtigen, vom Nationalgemeinsamen wie von etwas überkonfessionellem aus das politische und das wirtschafts- und sozialpolitische Leben der deutschen Katholiken ‚mit neuem Geist' zu durchdringen. Deshalb weist denn auch das Nachwort des Herausgebers des ‚Kölner Osterdienstags-Protokolls' die Anfeindungen Muths durch Kralik und Genossen mit Fug und Recht im Zusammenhange mit den Anfeindungen der Zentrumspolitik und der christlichen Gewerkschaften scharf zurück. Auch P. Baumgartners Verdächtigung müßte hier bei aller Verehrung für seine eigene geistige Bedeutung und aller Hochachtung vor dem Orden, dem er angehört, scharfe Zurückweisung erfahren, wenn er 1) Reichsdeutscher und nicht Schweizer wäre, und wenn er nicht 2) durch ein von allen Katholiken gleichmäßig beklagtes und verurteiltes Ausnahmegesetz seit Jahrzenten im Ausland zu leben gezwungen wäre. So ist es möglich, daß er nur mißversteht, was in unserem Vaterlande vor sich geht. P. Baumgartner gebraucht schließlich die Redewendung: ‚Eine solche Modernität nähert sich in ihren Wirkungen dem Modernismus.' P. Baumgartner kennt genau den Eindruck, den eine solche wohlüberlegte Redewendung in zahlreichen Lesern der ‚Stimmen' hinterläßt. Er hütet sich zugleich, gegen das ‚Hochland' die Anklage auszusprechen, daß es modernistisch sei, wozu sich der Laie Kralik hinreißen ließ. Weiß er nicht auch, wie scharf Bischöfe vieler Länder, darunter der Kardinal-Erzbischof von Mailand, alle Versuche getadelt haben, bei persönlichen Meinungsverschiedenheiten, unter Außerachtlassung der genauen Bestimmung des Begriffes ‚Modernismus' durch die Enzyklika Pascendi, die Gegner in den Verdacht der Verurteilung durch den hl. Stuhl zu bringen und die Zensuren des hl. Stuhles über die vom hl. Stuhle selbst festgelegten Grenzen hinaus auszubehnen und zu verallgemeinern? P. Baumgartner ‚begnügt sich', in einer Anmerkung zu seinem Aufsatze die Broschüre Kraliks ‚vorläufig' den Lesern der ‚Stimmen' ‚angelegentlichst' zu empfehlen. Nach den oben niedergelegten Feststellungen über Kraliks Werdegang und sein inneres Verhältnis zur Kirche und zum Glauben der Kirche, die P. Baumgartner so gut wie der Verfasser dieses Aufsatzes zu machen imstande ist, werden sich die Leser des ‚Hochland' die Frage vorlegen müssen, ob P. Baumgartner, wenn er trotzdem Kraliks Broschüre ohne Vorbehalt ‚angelegentlichst' empfiehlt, leidenschaftslos in den Meinungsstreit eingegriffen hat, oder ob ihm persönliche Voreingenommenheit die Feder führte. Jedenfalls darf die Bitte ausgesprochen werden, daß P. Baumgartner nunmehr auch den Lesern der ‚Stimmen' an der Hand von Kraliks Schriften einmal gründlich Rechenschaft über Kralik gibt. Wir werden dann sehen, zu welchem Ergebnis er kommt.

* * *

Ich habe meinem verehrten Mitarbeiter Prof. Dr. Martin Spahn auch diese Nachschrift um so lieber überlassen, als das Wort eines nicht direkt Beteiligten den Hochlandlesern vorerst fast lieber sein dürfte als von mir ein Wort in eigener Sache. Wenn meine persönliche Verteidigung auf sich warten läßt, so sind daran nicht bloß die Vorbereitungsarbeiten für den neuen Jahrgang, sondern auch Verhinderungen privater Natur (Todesfall in der Familie, Reisen und Krankheit) Schuld. Meine Antwort wird infolgedessen — so hoffe ich — nur um so ruhiger, sachlicher und damit der Sache um so würdiger ausfallen. K. Muth.

# Neue Romane.*

Der Strom der neuen Bücher rauscht ununterbrochen. Hunderte von Federn arbeiten an Manuskripten, die Druckerpressen lärmen von früh bis spät, ein Heer von Angestellten schafft für die Verbreitung der fertigen Bücher. Wieviel Kraft wirkt hier, und wie zwecklos ist diese Kraft! Kaum ein Dutzend Bücher bleibt während eines Jahres und reiht sich den dauerhafteren Vorräten an. Das alte Lied! Ja. Aber wie traurig ist dieses Lied! Seine Melodie weicht nicht aus unserem Gefühl, wir hören sie ewig. Doppelt groß ist dann die Freude, findet man ein Buch, das lebhaft und stark auf uns wirkt, uns bezwingt und uns lange als ein Erlebnis in der Erinnerung bleibt. Heute ist von so einem Buch zu reden, und freudiger noch rede ich von ihm, da es ein Katholik schrieb — leider kein deutscher. In einem unbekannten Verlag, aber mit Geschmack und Sorgfalt ausgestattet, erschien Raymón Casellas Roman ‚Scots ferèstecbs‘ in deutscher Übertragung, unter dem Titel ‚Lazarus' Tod‘. Wir haben hier eine reife Probe der Schaffenskraft katalanischer Dichter. Eine erbarmungslose Realistik ist in diesem Roman, die uns erschüttert. In einem wilden und schaurigen Hochtal der Pyrenäen geht das Drama eines Priesters vor sich. Hie und da an den steinigen Hängen, die nur unwillig und tückisch das tägliche Brot hervorbringen, stehen die grauen Hütten der Wäldler. Riesenhafte Schluchten, in denen zur Regenzeit das Wasser donnert, ziehen sich die Flanken der Berge hinab. Klein ist der Kreis des Himmels, der oben sich öffnet; den großen Teil des Jahres scheint keine Sonne in diese finsteren Gründe hinab. In ihnen lebt ein Volk, das die Natur zu Boden gedrückt und entmenscht hat. Dem Stachel der Not gehorchend, ohne Liebe und Freude, ringt es dem Boden das Nötigste ab. Kein Lachen belebt ihre toten Züge, sie leben einsam und ungesellig, früh alternd, ohne Teilnahme füreinander, selbst in der Familie nicht. Der Trunk auch belebt sie nicht, sondern macht sie noch schweigsamer. Und ihre Liebe ist ein unreines, flammenloses Schwelen, das einen üblen Geruch verbreitet. Selbst der Glauben, dieses letzte Glück jener Seelen, die das Leben betrog, hat in diesen Köpfen kein schwaches Lichtlein entzündet. Sie erfüllen die religiösen Pflichten, weil Großvater und Ahn sie erfüllten, nicht anders. Unter dieses Volk abgestorbener Menschen kommt nun ein Pfarrer. In theologischem Streite hat er die Lehren der Kirche verletzt und geht, nachdem er sich unterworfen, zur Buße in dieses enge Hochtal. Er erkennt seine Pflicht. Er muß die verfallene Kirche aufbauen, die Glocke wieder läuten, die Gläubigen um den Altar versammeln. Und es beginnt nun ein schrecklicher Kampf des Gottesdieners gegen die toten Seelen. Man meidet ihn, knurrend wie Tiere, die ein fremdes in ihrer Mitte sehen. Keine hilfreiche Hand hebt sich zu gutem Werk, in ihren Höhlen sitzen sie und warten ab. Doch eines Sonntags klingt durch die dunkle und kalte Luft wieder die Glocke, die zu heiliger Handlung ruft. Und dieser Ruf weckt in ihnen langsam halbvergrabene Instinkte. Weil Großvater und Ahn diesem Rufe gefolgt sind, folgen auch sie, im Trott wie eine Herde. Sie finden eine gereinigte Kirche, saubere Wege, die über den Friedhof zu ihr hinführen, frisch getünchte Wände. ‚Was soll das alles?‘, murren sie. Und all das Freundliche und Helle, all diese Zeugen von Tatkraft und lebendigem Glauben erwecken in ihnen nur den boshaften Neid, den bitteren Zorn, die grollende Wut. Sie fühlen sich nicht erhoben, sondern gedemütigt; sie beugen sich

* Raymón Casellas, ‚Lazarus' Tod‘ (Hermann J. Frenken, Köln-Weiden). — Artzibaschew, ‚Millionen‘ (Georg Müller, München). — Else Jerusalem, ‚Der heilige Skarabäus‘ (S. Fischer, Berlin). — Paul Heyse, ‚Die Geburt der Venus‘ (Cotta, Stuttgart).

knirschend vor dem Geistlichen, der Brot und Wein in den Leib des Herrn verwandelt; aber sie hassen den Mann, hassen ihn, wie wilde Tiere ihren Bändiger hassen, ingrimmig und zähnefletschend. Von diesem Tage an beginnt der offene Kampf. Und als wenn der Teufel selbst zum Anführer dieser wüsten Schar sich machen wolle, erscheint in dem Hochtal eine wandernde Dirne. Die Brunst treibt ihr alle Männer zu, junge und alte, halbe Kinder und tappende Greise, kettet sie an sich und macht sie ihren höllischen Künsten gefügig. Der Pfarrer nimmt auch diesen Kampf auf. Aber niemand gehorcht ihm, als er befiehlt, das Weib zu verjagen, und als er die Freche aus der Kirche, die sie tänzelnd betrat, weist, bleibt die Kirche fortan leer; selbst die Frommen bleiben aus, von den Männern gezwungen. Man treibt plumpen Spott mit dem Allerheiligsten; man lockt den Geistlichen mit der Wegzehrung nachts hinaus, und Gelächter, von dem niemand weiß, woher es kommt, verhöhnt den Gebrochenen. Immer häßlicher wird dieser Kampf, in dem der Pfarrer ausharrt aus Treue zu seinem Gott und aus Buße für alte Überheblichkeit, bis tödliche Krankheit ihn niederwirft. Und um das Maß seiner Schmerzen ganz zu füllen, muß er als Scheintoter empfinden, daß — an das Lager des Toten — die Feinde kommen, befriedigt und grinsend. Und wie sie nun alle um das Lager herumstehen, werden sie schweigsam. Ganz langsam scheint ein erinnerndes Gefühl an begrabene Güte sie zu überkommen. Die göttliche Macht rührt zum letztenmal an ihr totes Herz. Aber da rascheln Röcke an der Stubentür, kurze Schrittchen werden laut: die Dirne kommt. Und Casellas beschließt seinen Roman so: ‚Die Landstürzerin besah sich mit geringschätzigem Grinsen den Toten; dann musterte sie die Wäldler mit halb spöttischen, halb lockenden Blicken, kehrte sich kurz um und rauschte hinaus .... Noch einmal stand das Volk einen Augenblick schwankend, zweifelnd. Was sollen wir tun? Was sagen? Aber da Kürbis sich entschloß, seinen Platz in der Reihe aufzugeben, trottelte der Trüffelbastel hinter ihm her, und hinter Bastel schlichen der Ahn Pugna und Cosmas von der Rovira und Bepus von Uyas Hof hinaus, und sie alle, junge und alte, rannten hinter dem Geruch sündigen Fleisches her, der von der Dirne ausströmte, voller Begierde, in den finsteren Schlüften den Giftbecher der bösen Lust bis zur ekeln Neige zu leeren.‘ — Dies ist die Geschichte eines priesterlichen Martyriums. Sie schenkt Stunden höchster künstlerischer und religiöser Erbauung.

* * *

Einen anderen Ausländer noch möchte ich der literarischen Beobachtung empfehlen. Es ist der Russe Artzibaschew. Man entsinnt sich der Beschlagnahme und Freigabe seines Romans „Ssanin“, der eine Verherrlichung der sexuellen Emanzipationsbestrebungen russischer Jugend sein sollte. Ich habe mit Absicht diesen Roman nicht gelesen, dagegen mußte ich bei der Lektüre seines Novellenbandes ‚Millionen‘ erkennen, daß die künstlerische Bedeutung Artzibaschews auf keinen Fall anzuzweifeln ist. Die Titelnovelle gestaltet einen Menschen, der an seinen Millionen erstickt. Die Schilderung der ungeheuren Macht des Geldes, der schrecklichen Verwüstungen, die das Geld in den Seelen anrichtet, konnte selbstverständlich nicht an Szenen vorübergehen, die, für sich genommen, abstoßend wirken. Es muß aber durchaus betont werden, daß solche Szenen in der Folge der Geschehnisse nicht entbehrt werden konnten. Dabei findet man in dieser Novelle keinen Satz, der lediglich Räsonnement ist. Alles ist gestaltet, voller Blut und Leben. Eine geradezu erhebende Wirkung übt das zweite Stück des Buches aus: ‚Der Tod des

Iwan Lande.' Das schwerste künstlerische Vorhaben, einen idealen, fast ätherischen Menschen zu schaffen, ist dem russischen Dichter gelungen. Dieser Iwan Lande, dieser durchaus evangelische Jüngling, der einsam und verlassen im Walde stirbt, als er zu einem sterbenden Freunde pilgert, ist eine der rührendsten Gestalten, die uns die Dichtung überhaupt geschenkt hat. Das Buch ‚Millionen' mit seinen beiden Novellen, scheint mir mehr von der russischen Seele zu künden als viele Dutzende wissenschaftliche Werke, so ernsthaft sie auch graben. Not des Volkes, Laster und Wildheit, Selbstverleugnung, Tränenreichtum und Gefühlsüberschwang — alles ist in diesem Buch.

* * *

Es erschien ein Roman von Else Jerusalem, ‚Der heilige Skarabäus' geheißen, über den die Presse in spaltenlangen Artikeln berichtete; die Verfasserin nahm selbst das Wort in der ‚Zukunft', um ihre dichterischen Absichten zu verteidigen. Milieu ist: das Frauenhaus. Der Titel will sagen: Ein Mensch kann sich im Schmutz wälzen und dabei rein bleiben. Wir haben uns mit dem Roman zu beschäftigen, mit der künstlerischen Leistung. Sehen wir zu. Da ist ein Mädchen, das im Freudenhaus aufwächst, aktiv wird und bis zur Herrin sich ‚emporringt'. Sie geht als reifes Weib fort, um im Gebirge ein Asyl für Dirnenkinder zu gründen. Das Buch hat 700 Seiten und der ‚Entwickelungsgang' der Heldin gibt nur den Vorwand ab, uns bis in die kleinsten Einzelheiten mit dem Betriebe eines solchen Hauses bekannt zu machen. Das ist zu viel. Der Endeindruck ist der von einer wilden Fülle scheußlicher Szenen. Das Frauenschicksal, das den Titel ‚Roman' rechtfertigen soll, bleibt blaß, verschwommen und kalt. Lediglich unser ethisches Empfinden wird erregt, das künstlerische kaum gestreift. Dem sozial Interessierten mag das Buch einige wichtige Aufklärungen geben, dem Publikum gehört das Buch nicht. Keineswegs des Stoffes an sich wegen nicht. Denn es ist ein Kunstwerk denkbar, das die innerliche Wandlung einer Dirne gibt, zweifellos. Hier ist aber lediglich Zustandsschilderung. Und daß ein gewisses Publikum das Buch so würdigt, beweist der Umstand, daß 8 Wochen nach Erscheinen die zehnte Auflage nötig wurde.

* * *

Noch einige Worte über den neuen Roman von Paul Heyse: ‚Die Geburt der Venus'. Er gehört zu dem Mißlungensten, was seit Jahren erschien. Man genießt eine verdorbene Speise, und der Magen rebelliert. Dieser Vorgang ins Geistige gekehrt, gibt die Wirkung des Buches. Es ist eine glatt erzählte große Lüge. Nichts ist wahr an dem Buche. Wir haben da eine ideale Schönheit, die, um ihren kranken Bruder zu ernähren, unbekleidet Modell steht und dabei engelrein bleibt. Trotzdem wird sie die Braut eines Malers, der sie als Schaumgeborene gemalt hat. Widerstand der Eltern des Malers. Er fügt sich. Auf einem Kostümfest treffen beide wieder zusammen. Ein russischer Fürst, von seiner Geliebten verhetzt, die der Maler verschmähte, insultiert das schöne Modell. Der Maler erklärt ohne Besinnen die Geliebte für seine Braut, droht dem Fürsten Prügel an. Duell selbstverständlich. Der Maler wird erschossen, nachdem er sich mit seiner Schönen hat trauen lassen. Die junge Witwe wird von den Schwiegereltern in die Arme geschlossen. — Es gehört kein besonders starkes literarisches Verständnis dazu, um die Fäden zu gewahren, die überall aus dem Stoffe hervorschauen. Man zieht hie und da, und das ganze wunderschöne Muster wird Charpie.

Franz Herwig.

# Orthodoxie von G. K. C.*

Dieses Buch möchte ich in Dutzenden von Exemplaren zur Verfügung haben, um es allen meinen Freunden, die zwar sonst feinsinnige und aufrichtige Menschen, aber in catholicis so unbegreiflich unwissend sind, auf den Schreibtisch zu legen; lieber noch läse ich es ihnen vor, damit sie es besser begriffen, und schlösse auch die Türe ab, daß sie mich bis zu Ende anhören müßten. Übrigens wird es niemand schwer fallen, sich durch diese 225 Seiten ‚Orthodoxie' durchzulesen; denn sie sind, wie der Verfasser sagt, eine Art ‚flüchtige Autobiographie' und kein kirchengeschichtlicher Traktat oder auch nur eine Apologie; — eine Apologie sind sie nun zwar doch geworden und die glänzendste, die man sich vorstellen kann.

Wer wie ich zunächst eine mißtrauische Antipathie gegen die Ödigkeit von Chiffren hat, die ein Autor an Stelle seines deutlichen, einleuchtenden Namens setzt, wird beim Lesen der Orthodoxie G. K. C. bald zugestehen, daß man sich gewiß nur dann so unerhört persönlich ausdrücken kann, wenn man sich vorstellt: Niemand wird wissen, wer das geschrieben hat. Und diese Persönlichkeit des Stils mag, nun sie da ist, kein Leser mehr entbehren. Von einem geradezu einfältigen Jargon schwillt die Sprache zum Dithyrambus an; von den der Deutlichkeit halber gegebenen ‚albernen Beispielen' fällt plötzlich die Hülle, und wir stehen wie Marienkind in der dreizehnten Kammer, wo die heilige Dreifaltigkeit in ihrem goldenen Glanze thront, von dem wir auch irgendwie einen Abglanz zurückbehalten.

G. K. C. ist der Seefahrer, der durch allerlei bekannte Gewässer gesegelt ist und, als er Land sieht, glaubt eine unbekannte Insel zu entdecken, in Wahrheit aber in England landet. Er hat in Spencer, in Marx, in Emerson, im Rationalismus, im Buddhismus, im Konfucianismus den persönlichen Gott entdeckt, der wie ein Pflock in die Lücke aller Systeme paßte; er hat in den gegnerischen Schriften, die alle die ungleichsten und widersprechendsten Vorwürfe erheben, die Lehren der katholischen Kirche entdeckt, die ihm den Schlüssel in die Hand geben, der alle Türen sperrt, — aber auch alle. Daß diese Entdeckungen schon vor 1800 Jahren gemacht wurden, und daß der Verfasser der Orthodoxie sie in jedem Katechismus hätte nachlesen können, erhöht nur seine Entdeckungsfreude und seine Sicherheit, das allein Richtige gefunden zu haben.

Es ist etwas Seltsames um die gegnerischen Schriften. Wenn ich, lange bevor ich katholisch war, in Harnacks Werken las, habe ich mich oft an die Stirne gefaßt und mich gefragt: Wenn Harnack, der Protestant, so schreiben muß, daß man, sieht man nur recht hin, den Ruhm der katholischen Kirche wie mit Trompeten verkündet zu hören glaubt, so muß diese Kirche etwas Kolossales und auf Erden Einzigartiges vorstellen. G. K. C. liebt die Theologen nicht und hat vorgezogen, in rationalistischen und in mystischen Schriften den Sinn der Welt zu suchen; es ist ja auch ganz gleich, da nicht nur viele, sondern alle Wege nach Rom führen, und da in allen anderen Gebäuden außer in dem Wunderwerk ‚Katholische Kirche' irgend ein Stein im Fundament fehlt, von wo aus das Ganze mit tödlicher Sicherheit einmal zusammenstürzen muß.

Denifle — ein Theologe, den G. K. C. jedenfalls nicht oder doch nicht gern liest — sagt: ‚Die Menschenseele ist von Natur katholisch.' Aber daß die katholische Kirche mit genialer Unfehlbarkeit den Bedürfnissen der menschlichen Seele entgegen-

* Hyperion-Verlag Hans v. Weber, München, 1909. — (Vgl. auch Rundschau S. 759.)

kommt, hat auch der Verfasser der Orthodoxie aufs tiefste empfunden. Sie allein bändigt und benützt die entgegengesetzten Leidenschaften; sie allein kann Jesus Christus das nachsprechen, was er vom himmlischen Hause seines Vaters sagt: Es sind viele Wohnungen darin.

Alle Rationalisten, alle Häretiker haben sozusagen ihre fixe Idee, mit der sie ihre Anhänger schlimmer tyrannisieren, als die Orthodoxie in der Fülle ihrer Möglichkeiten den schwankenden katholischen Christen zu tyrannisieren vermag. Aber gegen die fixen Ideen empört sich auch eines Tages die gesunde menschliche Natur, während sie sich gegen die Kirche nicht empört; denn die Kirche ist gesund, vernünftig und romantisch zugleich und also der menschlichen Natur gemäß.

Keine noch so verlockende Häresie hat die Kirche beirren können; sie allein hat in den Jahrhunderten ihre Fassung bewahrt. Wo sie nach aller erfahrungsmäßigen Berechnung hätte stürzen müssen, hat sie ihre Fassung bewahrt, — nicht als etwas Schwerfälliges, sondern als etwas Gewagtes, Leidenschaftliches. Aber hier soll G. K. C. selber sprechen (da ich leider nicht statt einer ‚Kritik' das ganze Buch abschreiben kann): ‚Höchst einfach wäre es gewesen, in eine der offenen Fallen des Irrtums und der Übertreibung zu geraten, wie eine Sekte nach der anderen, eine Mode nach der anderen sie gestellt haben. Stürzen läßt sich immer leicht; es gibt zahllose Ecken, an denen man stürzt, nur eine, an der man sich zu halten vermag. In eine der Manieren der Gnostiker oder der christlichen Scientisten zu verfallen, wäre in der Tat naheliegend und zahm gewesen; aber sie alle vermieden zu haben, dies war in der Tat ein hinreißendes Geschehnis. Und so zog vor meinem inneren Auge der Himmelswagen krachend über die Zeitalter dahin; die öden Irrlehren strauchelten und überstürzten sich, die romantische Wahrheit aber hielt sich taumelnd aufrecht.'

Bemerkenswert — wenigstens im Vergleich zu unseren Zeitgenossen — ist G. K. C.s Verhältnis zur Natur; ihm — dem Christen — ist sie nicht wie den Isisanbetern und den Modernen die feierliche Mutter; sie ist ihm eine jüngere Schwester, wert, um ihrer Schönheit willen geliebt zu werden, aber nach deren Launen man nicht etwa sein Leben einrichtet. Doch ist dies nur ein gelegentliches Beispiel, das ich aus dem Überfluß des erquickenden Buches ‚Orthodoxie' herausgreife, so wie G. K. C. bei all seinen mitgeteilten ‚Entdeckungen' nur ein Kleines von dem gibt, was die Orthodoxie selbst ihm beschert hat; ich hätte ebenso gut die Entdeckung des Ehegelübdes, das in seiner furchtbaren Unlöslichkeit dem Schwur allein Sinn und Reiz (‚Spaß', wie der Verfasser sich ausdrückt) verleiht, oder die wohltuende Begeisterung für den Dualismus, der mit dem Schwerte des Christentumes Gott reinlich vom Kosmos scheidet, herausgreifen können.

Es ist klar, daß G. K. C., nachdem er in so vielen seiner wichtigen Entdeckungen orthodoxe Dogmen wiedererkannt hat, allmählich zu der Überzeugung kommen mußte, daß die katholische Kirche der wahrheitsverkündende Faktor überhaupt ist, und daß er diejenigen ihrer Lehren, die er noch nicht für sich entdeckt hat, heute oder morgen entdecken wird, daß aber einstweilen sie im Recht und er im Unrecht ist, weshalb er auch die Religion selbst und nicht nur diese oder jene ihrer Wahrheiten angenommen hat.

Ilse v. Stach.

# Hochland-Echo

## Kritiker und Schriftsteller.

Man weiß, wodurch die Zusammenstellung dieser beiden Wörter, denen man in letzter Zeit mehrfach besonders in der Zentrumspresse begegnete, hervorgerufen worden ist.* Eine Anzahl von katholischen Schriftstellern, die sich für die verkannten halten, hat sich zu einer ‚Erklärung‘ gegen böse Kritiker zusammengetan. Diese Kritiker — es wird von einer ganzen ‚Fraktion‘ gesprochen — sollen keine geringere Absicht haben, als die katholische Literatur ‚in den Boden zu stampfen‘ und jene Schriftsteller bis zu dem Grade mutlos zu machen, daß sie am liebsten ‚ihre Federn zerbrechen‘ möchten.

Man erwarte nicht, daß wir eine Erklärung gegen die ‚Erklärung‘ stellen. Mag es tun, wer sich getroffen fühlt. Alles, was wir tun wollen, ist eine Erscheinung wie diese aus der besonderen Lage und allgemeinen Zeitstimmung zu begreifen suchen, um dann ruhig und pflichttreu in unserer Arbeit fortzufahren.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine gewisse Überreiztheit, an der unsere ganze Zeit leidet, als Erklärung und als Entschuldigung mitherangezogen werden muß. Längst bevor die ‚Erklärung‘ ihren zum Teil ablehnend kommentierten Rundgang durch die Presse antrat, hat der Berliner Literarhistoriker *Richard M. Meyer* im ‚Literarischen Echo‘ (15. Mai 1909) eine Betrachtung über ‚Dichter von heute‘ angestellt, die jenes pathologische Sympton zum Gegenstand hat. Es sei, so meint er, beunruhigend, wie heutzutage die Kritik die Poeten beunruhige. Schlage man einen älteren Briefwechsel auf, — es brauche gar keiner aus Goethes oder Schillers Umkreis zu sein, Briefe etwa von Lenau oder Justinus Körner oder Mörike — so werde wohl über die Grundfragen der Poesie gern verhandelt, unzweifelhaft auch über Freunde und Nichtfreunde tüchtig geklatscht, aber man treffe doch selten Klagen über die bösen Kritiker und Literarhistoriker. Und doch hätten auch die Dichter von damals Grund zu Klagen gehabt. *Aber sie seien zu stolz gewesen, um von morgens bis abends nur auf Beifall oder Widerspruch zu lauschen!*

Die moderne Empfindlichkeit beginne erst mit den ‚*Epigonen*‘, und gerade auch darin zeige sich die Berechtigung dieses heute vielfach verworfenen Wortes. Das literarische Querulantentum hätten diejenigen Dichter aufgebracht, die sich selber fortwährend mit den großen, anerkannten Meistern verglichen.

* Vgl. insbesondere die gediegenen Ausführungen in der Literarischen Beilage zur ‚Köln. Volksztg.‘ (Nr. 28 und 30 vom 15. und 29. Juli), worin die ‚Erklärung‘ als übertrieben abgelehnt und einer unabhängigen Kritik gegenüber Verunglimpfungen durch ihre Gegner das Wort geredet wird.

Das beginne schon mit Platen und mit Grillparzer. Doch erreiche die ‚chronische Anerkennungssucht‘ erst bei Hamerling das typische Stadium, bis schließlich bei uns der modern ‚Verkannte‘ als bestimmter Typus in die Erscheinung trete. Daß es heute an bedeutenden und ernsten Dichterpersönlichkeiten nicht fehle, findet Meyer ebenso selbstverständlich hervorzuheben als zu betonen, daß diese es nicht sind, welche Jeremiaden über die bösen Kritiker anstimmen. Und doch, so sagt Meyer, ist niemals eifriger als heut auf Poeten Jagd gemacht worden:

‚Man ist kaum gedruckt, so wird man schon besprochen; das ist bei der Unzahl kritischer Gelegenheiten kaum zu vermeiden. Und wie wird jedes „junge Talent“ besprochen! Hier gerade sehe ich den Kern des Übels. Die übertreibenden Lobpreisungen verwöhnen die jugendlichen Verbrecher, denen jedes gesuchte Bild, jede ungewöhnliche Wendung zum Vorzeichen großer Taten angerechnet wird. Was für Horoskope habe ich schon den kleinsten Leutchen stellen sehen! Natürlich steht daneben auch Tadel; aber den überhört der junge Autor. Und mit einiger Beharrlichkeit hat er bald seine „Gemeinde“. Die hält an ihm fest und „proklamiert“‘.

Aber die ‚Proklamationen‘ der Freunde genügen so manchem unter diesen trotz alledem ‚Verkannten‘ bei weitem nicht:

‚Der ganz moderne Dichter übernimmt auch gleich die Tätigkeit des Biographen, Literarhistorikers, Kritikers mit, nämlich für seine eigenen Werke. Es ist anzunehmen, daß er über diese Biographie, Literaturgeschichte, Kritik milder urteilt; genügen kann freilich auch sie ihm nicht. Goethes „Bilde, Künstler, rede nicht!“ — wie ist es veraltet! Zu bilden braucht der Künstler nicht mehr, wenn er nur fleißig redet, nämlich über sich.‘

Da ist es denn zu verstehen, wenn kürzlich einer, der sich wohl auch einen Berufskritiker nennen darf, J. V. Widmann, in den ‚Süddeutschen Monatsheften‘ (Febr. 1909) einen humoristischen Anfall von Selbstgerechtigkeit erlitt. Welch ein entsagungsvoller Altruismus ist doch für manchen ernsten Kritiker nötig, will er das ihm nun einmal gewordene Amt auch nur einigermaßen gewissenhaft und mit Ausdauer begleiten!

‚Berufsmäßig, aber dabei doch oft liebevoll und hoffentlich meistens auch gerecht ging ich auf Fremdes ein und vertiefte mich namentlich in den letzten drei Jahren unter Verzichtleistung auf alles, was ich an Eigenem gern geschafft hätte, in die Werke der zahllosen anderen mit solchem Eifer, daß man auf mich — da Rezensenten ohnehin Hunde sein sollen — das bekannte Sprichwort mit der kleinen Variante hätte anwenden können: „Viele Hasen sind des Hundes Tod.“‘

In diesem Geständnis liegt mehr Wahrheit, als die scherzhafte Form manchem glaubhaft machen wird. P. Expeditus Schmidt hat in seiner Antwort (Über den Wassern, Heft 14, S. 494 f.) auf die eingangs erwähnte ‚Erklärung‘ gemeint, die mit der Kritik so unzufriedenen und deshalb zu einem Verband zusammengetretenen Autoren möchten doch, von dem Rechte der Koalition Gebrauch machend, den Streik erklären. Das ist natürlich ein Scherz, wie ihn die Situation nahelegte. Aber man wird bei solchen Vorkommnissen in allem Ernst die Frage diskutieren dürfen, ob nicht die ernste Kritik es sich überlegen soll, sich künftig nur noch mit Werken und Autoren zu

befassen, die die aufgewandte Mühe durch die Qualität ihrer Leistung lohnen, und alle jene empfindlichen und ewig gekränkten Halbtalente als ein noli me tangere links liegen zu lassen. Schon manchem Dichterling ist eine schlechte Kritik oft lieber gewesen als gar keine. Denn gegen die erstere konnte er wenigstens protestieren und sich dadurch in den Mund der Leute bringen. Und schließlich wurde er als Folge doch — gekauft! Wer will einem Kritiker aber als Pflicht auferlegen, über Bücher ein Urteil zu fällen, die schon gelesen zu haben ihm ein Zeitverlust dünkt! Solche Erwägungen sind besonders in einer Zeit nicht ganz abzuweisen, welche literarische Erscheinungen zutage fördert, wie Meyer sie mit den Worten kennzeichnet:

,Die kleinste dichterische Disposition wächst sich sofort zur „bedeutenden Individualität" aus, „auf die wir fortan werden achten müssen". Der Kampf ums Dasein hat aufgehört, eine Auswahl des Brauchbarsten herbeizuführen, weil keine Gattung mehr ausstirbt. Wer einmal gedruckt ist, dessen Name kann nie mehr ganz vergehen; allermindestens lebt sein Name „in der Bibliothek schöner Scientien fort". Wer einmal gedichtet hat, ist ein Dichter. Auf diesem zwingenden Beweis liegt der Anspruch von zehntausend Dichtern begründet. Als ich einmal die Kompetenz eines Kunstkritikers anzweifelte, den nicht nur ich für unfähig hielt, antwortete er ungefähr: Er sei Kunstkritiker; denn da er wiederholt darüber geschrieben hatte, mußte er offenbar Kenner sein. Literarhistoriker und Kritiker wird man nicht ganz so rasch, aber immerhin, ich leugne es keineswegs, oft viel zu rasch. Doch dann gilt es, sein Ansehen zu behaupten.'

Wir wollen gewiß nicht blind sein gegen gewisse Mängel unserer Kritik. Wer einmal kritisiert hat, ist ebenso wenig ein Kritiker, als ein Poet ist, wer einmal gedichtet hat. Kritik der Kritik wird daher immer notwendig sein. Nur muß sie sachlich geführt werden, d. h. mit Argumenten, die der vollen Kenntnis des Gegenstandes entnommen sind, und nicht mit subjektiven Geschmacksurteilen, die auf das Wesen der Sache nicht eingehen. Und was den Ton anlangt, so halte man den kritischen Kanon Lessings in Ehren: ,Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd und mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher.'

Und so dürfen wir auch mit R. M. Meyer schließen:

,Wir loben unsere wirklichen Dichter; aber Liebe und Verehrung für jeden, der Verse hat drucken lassen, gedenken wir uns auch von den Nächstbeteiligten nicht aufzwingen zu lassen!'

M.

## Zum Kampf gegen schlechte Bücher.

Die Frage gewaltsamer Unterdrückung schlechter Bücher ist nicht so obenhin damit abzutun, daß man sagt, Geistiges sei nur mit geistigen Waffen zu bekämpfen. Vielfach gilt es den Schutz Unmündiger, und schlechte Bücher, die Unmündigen gefährlich werden, sind meist nicht solche, die mit Aufwand von Geist geschrieben zu sein pflegen. Geistige Waffen wären hier also ungleiche

Waffen. Dennoch bleibt äußere Unterdrückung immer ein oberflächliches Mittel; sie ist auf die Dauer unzulänglich wie alles Negative. Das beginnt man heute schon ziemlich allgemein einzusehen. Aber so erfreulich diese Tatsache ist, erfreulicher ist jedenfalls, daß man angesichts dieser Lage die Notwendigkeit betont, auf Mittel auszugehen, die den Leser mit innerer Selbständigkeit gegen das Buch ausrüsten und ihn so der Infektion sowohl durch schlechte Ideen als auch durch niedere oder perverse Gefühle entziehen. In diesen Gedanken mündet eine neuerliche Ausführung der Londoner Times, die beachtenswert erscheint.

‚Es besteht eine große Meinungsverschiedenheit über das, was man unter einem schlechten Buch versteht. — Es gibt schlechte Bücher, die beabsichtigt schlecht sind, d. h. wo der Verfasser das Schlechte bewußt anstrebte, und die von denjenigen gelesen werden, die sich freuen, etwas Unerlaubtes zu tun; das aber ist die Jugend in den Flegeljahren, oder es sind Männer, die niemals aus den Flegeljahren herauskommen. — Gewöhnlich verrät schon der Titel den Inhalt — er soll Lockmittel sein. Über diese Gattung Bücher kann es nicht zweierlei Meinung geben. Die große Schwierigkeit und die große Meinungsverschiedenheit entsteht erst bei Büchern, deren Schlechtigkeit als von den Verfassern nicht beabsichtigt erscheinen soll, die aber deshalb doch schlecht sind und mehr Unheil stiften als diejenigen, welche aus Freude am Unerlaubten gelesen werden. Denn einfach unerlaubte, beabsichtigt schlechte Bücher enthalten keine Ideen und predigen keine perversen Lehren: sie sind an die Sinne gerichtet. Schon die Flüchtigkeit soll ein Reiz sein, und der Verfasser braucht deshalb noch keine krankhafte Phantasie, sondern nur einen leeren Beutel und keine Skrupel zu haben. Aber es gibt Schriftsteller mit krankhafter Veranlagung, und diese Veranlagung ist in ihren Büchern ausgedrückt, und alles darin wird mit einem Ernst behandelt, als ob sie Miltons ‚Verlorenes Paradies‘ schrieben. Und das Schlimmste bei dieser Art von Büchern ist, daß man sie lesen kann, fast ohne ein Gefühl des Unerlaubten, so daß sich die Ansteckung auch denen mitteilt, die keine Ahnung von der Gefahr haben. Zweifellos werden solche Bücher einem geistig, physisch und moralisch gesunden Menschen nicht schaden, aber eine Unzahl von Menschen sind nicht durchaus geistig gesund, sondern wie physisch Schwächliche zur Ansteckung geneigt. Es wäre gut, wenn diese durch eine Gesundheitskommission geschützt werden könnten. Indessen ist die Aufgabe einer gesundheitlichen Kommission auf literarischem Gebiet keine leichte ... Wir können zwischen physischer Krankheit und Gesundheit unterscheiden, aber sobald es sich darum handelt, zu bestimmen, ob ein Buch das Produkt einer krankhaften Veranlagung ist, so wird da, wo der eine dies bejaht, ein anderer nur Wahrheitsliebe und furchtlose Wißbegierde sehen ... Es ist nicht schwer, den Geist für das Lasterhafte zu interessieren, indem man beständig dagegen predigt, und es gibt Bücher mit hoher moralischer Tendenz, welche auf Menschen mit erregbaren Sinnen wirken wie ein medizinisches Werk auf den Hypochonder. Andere Bücher wieder enthalten anscheinend eine Fülle gefährlicher Ideen, welche diese Wirkung nicht hervorrufen; sie scheinen zwar die Schlechthandelnden zu verherrlichen, aber das Interesse des Verfassers konzentriert sich nicht auf das Schlechte an sich, sondern auf die Beweisführung, daß es recht ist. Er rechnet nicht auf die Sinnlichkeit, sondern er will den Geist fesseln, und solang nur das intellektuelle Interesse angeregt wird, ist kein großer Schaden zu befürchten, so verkehrt die Absicht auch sein mag; denn der Intellekt des Lesers wird nicht so leicht getäuscht oder verwirrt durch ehrlose Anreizungen. Die einfache Vernunft wird ihn warnen. Eine sinnliche Natur aber wird durch diese Gattung von Büchern nicht angezogen.

Alles in allem genommen kommt man zur Einsicht, daß die beste Methode, die Leser vor schlechten Büchern zu schützen, nicht in der Unterdrückung dieser Bücher besteht, außer sie seien wirklich beabsichtigt obszön, sondern in der Schulung des Geistes, damit er dem Verderben widerstehe. Es gibt heutzutage gewiß viele Bücher, die man unterdrücken sollte; aber wir können kein Mittel finden, so untrüglich, daß nicht auch sehr gute Bücher unterdrückt und sehr schlimme übersehen würden, denn auch der unlautere Schriftsteller ist heute schlau genug, sich tugendhaft, ja prüd zu stellen. Der beste Schutz ist daher immer, daß wir gesunde Ansichten in uns selbst und in unseren Kindern fördern und zu entwickeln suchen, sowohl intellektuell als auch moralisch, denn das eine geht nicht ohne das andere. Auch vortreffliche Menschen haben oft noch nicht volle Klarheit darüber, daß es Gewissenspflicht eines jeden ist, in allen moralischen Dingen den Verstand ebenso wie den Willen zu gebrauchen, und daher kommt es, daß auch Menschen mit höchst moralischen Absichten das Opfer von perniziösen Ideen sentimentaler Sophisten werden und sich täuschen lassen durch zur Schau getragene falsche Salbung. Sie glauben, der Ernst, mit dem der Verfasser diese Fragen behandelt, sei ein Beweis seiner guten Absichten, während oft gerade dieses Wichtigtun ein sicheres Zeichen der krankhaften Anlage ist.'

Der Umstand, daß gerade ein englisches Blatt diese Gedanken zu popularisieren sucht, ist vielleicht noch interessanter als die Gedanken selbst, die ja im Grunde auf Originalität keinen Anspruch erheben können. Einfach ausgedrückt könnte man sagen, es handle sich darum, die Aktivität des Lesers rege zu machen, damit er sich den Wirkungen eines Buches nicht passiv hingebe, sondern darauf selbsttätig reagiere, sei es durch den Gedanken, sei es durch den Willen.

Und hier kann der **Kritiker zum Erzieher** werden, zum Helfer gegen die Einwirkungen von problematischen und gewagten Büchern, die nur in dem Maße verderblich zu sein pflegen, als es den Lesern an Kraft und Selbstvertrauen mangelt, die eigene Welt kritisch gegen alle Sophisterei des Verstandes oder der Leidenschaft zu behaupten. Man hat in den letzten Monaten vielfach die Frage behandelt, ob nicht bereits in den Klassen höherer Lehranstalten der Lektüre zeitgenössischer Literatur mehr Raum zu verstatten sei. Wir werden noch Gelegenheit finden, dieser Frage unter dem angedeuteten Gesichtspunkt näher zu treten. H.

Rundschau

## Volkswirtschaft.

**Zehn Jahre Gewerkschaftsarbeit** überschreibt sich der 7. Kongreß der christlichen Gewerkschaften Deutschlands zu Köln. Wer wollte nicht begreifen, daß ein Gefühl der Befriedigung und der sicheren Stärke durch die Verhandlungen ging? Zehn erfolgreiche Jahre sind verstrichen, seitdem in Mainz unter stürmischen Debatten die Grundlinien der christlichen Gewerkschaftsbewegung festgelegt wurden. Heute erhebt sich über denselben ein festgefügtes, den Stürmen trotzendes Gebäude, das durch seine innere Geschlossenheit machtvoll imponiert. Wer hätte das vor zehn Jahren voraus sagen mögen! Der Kongreß befaßte sich, abgesehen von den bedeutsamen Referaten über die Zukunftsaufgaben des Arbeiterschutzes und die Reichsversicherungsordnung, die uns hier nicht beschäftigen können, vor allem mit dem Bericht des Generalsekretärs, sowie mit dem Verhältnis der Gewerkschaften zu der christlich-nationalen Arbeiterbewegung. Wer allerdings die Stimmung und das Hochgefühl erfahren möchte, das den Kongreß beherrschte, müßte zu den drei großen, ja staatsmännischen Reden greifen, die der Generalsekretär Stegerwald, Staatsminister v. Berlepsch und Direkter Dr. Brauns auf der dem Kongreß voraufgehenden Abendversammlung hielten.

Nicht aus Ober- und Untersätzen, nicht aus Programmen erwuchs die christliche Gewerkschaftsbewegung. Darin unterscheidet sie sich gründlich von den sozialdemokratischen und Hirsch-Dunckerschen Organisationen. Vielmehr erstand sie unmittelbar aus der inneren Not, in welche die wirtschaftliche Entwicklung und deren Konsequenz, die gewerkschaftliche Bewegung, die gläubigen Arbeiterkreise geraten ließ. Einmal fühlten diese all die Unsicherheit und die Bedrängnis zentnerschwer auf sich lasten, die infolge der großindustriellen Technik das Los der proletarischen Massen geworden war. Sodann wurden sie als religiös ernste und kirchlich treue Arbeiter durch die freien Gewerkschaften, die, auf materialistisch-darwinistische Gedankengänge gestimmt, das Evangelium des Klassenkampfes predigten und Fragen des Charakters und der Seele grundsätzlich verhöhnten, wie mit Peitschenhieben zurückgetrieben. Die Fachabteilungen aber, die sich in den neunziger Jahren innerhalb der konfessionellen Arbeitervereine aus diesem Grunde gebildet hatten, wie auch die Arbeiterschutzverbände vermochten der Arbeiterschaft weder eine wirksame Vertretung, noch einen dauerhaften Stützpunkt der Sozialdemokratie gegenüber zu verschaffen. Das war die Not, die schrittweise zu gewerkschaftlichen Ansätzen führte. Fest stand dabei zweierlei: einmal, daß die Regelung des Arbeitsvertrages eine starke und zugkräftige Interessenvertretung auch

der Arbeiter voraussetze, und weiter, daß in einer solchen Interessenvertretung den positiv gläubigen Arbeitern unter keinen Umständen zugemutet werden dürfe, eine Verhöhnung und Verkürzung ihrer Weltanschauungsinteressen mit in Kauf nehmen zu müssen. Der Praxis folgte die theoretische Formulierung 1899 auf dem Mainzer Kongreß: Christliche Gewerkschaften sind Interessenvertretungen der Arbeiter eines Gewerbes über ganz Deutschland hin; sie bauen sich auf christlicher Grundlage auf, aber mit Ausschluß religiöser und parteipolitischer Zwecke. Mit dem klaren und natürlichen Blick, der den Gewerkschaften von Anfang an zur Seite stand, erkannten sie in dieser Stellungnahme den einzig möglichen Ausgangspunkt. Indem sie auf die wirtschaftlichen Aufgaben sich konzentrierten und die junge Bewegung durch religiöse und parteipolitische Zwecke nicht belasten ließen, schufen sie sich eine unangreifbare Position für eine gesunde Entwicklung, wie ja auch alle übrigen Stände längst und selbstverständlich ähnliche Grundsätze für ihre Standesorganisationen maßgebend sein ließen. Aber auch Selbstverständlichkeiten beginnen angefochten zu werden, sobald die Zeit kommt, in welcher das, was praktisch ohne weiteres als das allein Mögliche erfaßt wird, theoretisch definiert werden soll. Es folgten 1900—1903 die trüben Jahre der Prinzipienkämpfe zunächst innerhalb der christlichen Gewerkschaften (Neutralitäts- und Zollstreit). Wer Sinn für organisches Wachstum hat, kann heute diese Kämpfe, die das Mark der Gewerkschaftsbewegung anzugreifen drohten, verstehen. Sie waren die hartnäckigen und gefährlichen Kinderkrankheiten der jugendlichen proletarischen Bewegung. Sie haben jene Nervenkraft und jene kluge Diplomatie in ihr groß werden lassen, die man heute bewundern kann. Die heftigste Krise wurde durch die urwüchsige Kraft einer Bewegung überwunden, die in den tiefsten und dringendsten Bedürfnissen ringender Menschen wurzelte. Es folgte dann der glänzende innere Auf- und Ausbau, dessen der Generalsekretär in seinem Bericht Erwähnung tut. Daß die christlichen Organisationen nicht aus der Retorte stammen, sondern dem Leben entsprungen sind, weist wahrhaftig dieser Bericht auf. 1905—1908 waren die christlichen Gewerkschaften an 3410 Lohnbewegungen mit 278343 Mitgliedern beteiligt, an 126 Streiks- und Aussperrungen mit 134631 Mitgliedern. In derselben Zeit wurden 1537 Bewegungen und Streiks durch die christlichen Gewerkschaften selbständig durchgeführt. An 661 Tarifen sind sie heute schon beteiligt. Man darf hier wohl die Frage aufwerfen, wo unterdessen diejenigen Organisationen Nordostdeutschlands mit ihren Leistungen geblieben sind, die nicht von innen heraus, sondern durch äußere Einflüsse bestimmt, sich dafür entschieden, daß die gewerkschaftliche Organisation, die Fachabteilung, im katholischen Arbeiterverein eingeschlossen bleiben müsse. Die Kontroverse ist bekannt. Hätte, so ist zu fragen, nachdem auch das heutige Deutschland nicht sehr viel weniger Parteiungen hat, als die deutsche Landkarte im 16. Jahrhundert Staaten aufwies, gegenüber der Macht des Industriekapitals und der erdrückenden Überzahl der sozialistischen Arbeiterschaft die gläubige Arbeiterschaft irgend welchen Einfluß sich erringen können, wenn sie nicht durch ihren einzig möglichen Standpunkt, eine rassige, auch für die Werkstätte und den Bauplatz geeignete Arbeiterbewegung sich geschaffen hätte, voll Zug- und Tatkraft, die breite Massen zu erobern imstande war? Ist es nicht ein prächtiger Erfolg, daß wir katholische Glaubensbrüder besitzen, die, um frei und selbständig auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens ihre Hände regen zu können und zwar ohne Verzicht auf ihre gläubige Überzeugung, sich eine eigene Organisation schufen? Die christlichen Gewerkschaften werden nie übersehen, daß die tiefste Wurzel ihres Bestandes das treue Be-

kenntnis jedes einzelnen ihrer Mitglieder zu einer Konfession ist. Das zu übersehen macht der Wirklichkeitssinn unmöglich, der sie auszeichnet. Daß Hunderttausende unter schwierigen Umständen und sehr komplizierten Verhältnissen gegenüber der Sozialdemokratie, die sich als einheitliche Arbeiterpartei in allen Dingen leichter tut, ihre eigene Standesvertretung organisiert haben, war nur möglich geworden durch die Triebkraft des religiösen Gedankens. Es konnte das gar nicht schärfer hervorgehoben werden, als es in dem letzten Referat des Kongresses geschah. Je ernster aber die christlichen Gewerkschaften die Notwendigkeit konfessioneller Arbeitervereine für die religiöse u. sittliche Schulung ihrer Mitglieder und besonders auch der nachwachsenden Jugend betonen, mit um so größerem Erfolge können sie sich gegen die Befürchtungen wenden, die in ängstlichen Kreisen fortwährend gegen sie gehegt werden. Einsichtige Kreise aber wissen, daß die christlichen Gewerkschaften heute schon zu den bedeutsamen Äußerungen des nationalen Wirtschafts- und Kulturlebens ohne weiteres mitgezählt werden und freuen sich lebhaft, daß katholischer Idealismus und katholische Organisationskraft an diesem Erfolge etwas Großes mitgearbeitet haben. Dr. R. Brem.

**Christliche Caritas und Jugendfürsorge.** Ich habe mich in einem früheren Artikel bemüht, in skizzenhafter Weise anzudeuten, welche verschiedenen Aufgaben der christlichen Caritas in der Bekämpfung des Verbrechertums zufallen könnten. Es handelt sich um die Lösung eines ganz neuartigen Problems; da ist es natürlich sehr schwer, überall auf dem sicheren Boden des Möglichen und leicht Erreichbaren zu bleiben; denn anders denkt der Hypothetiker und der Politiker, anders leiten die Erfahrungen, die in der Praxis gemacht werden. Dazu kommt, daß manche Tätigkeit der christlichen Caritas, die ich als wünschenswert glaubte hinstellen zu sollen, Änderungen im Strafprozeß und im Strafrecht voraussetzte, auf die in absehbarer Zeit nicht zu rechnen ist. Aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg; der Wege, die der christlichen Caritas für ihre Tätigkeit offen stehen oder leicht gangbar gemacht werden können, sind schon jetzt mehr wie genug.

Es sei mir nun gestattet, noch ein Wort zur Jugendfürsorge zu sagen. Jugendfürsorge! Die Voranstellung und besondere Pflege dieses Prinzips in der Erziehungsfrage der Menschheit bedeutet einen großen, vielleicht den größten Kulturfortschritt unserer Zeit. Es soll daher diesem Teil der Prophylaxe noch eine besondere Beleuchtung zuteil werden.

Wer die modernen kriminologischen Forschungen, überhaupt die ganze strafrechtliche Reformbewegung beobachtet, dem kann nicht zweifelhaft sein, daß sich mehr und mehr die Erkenntnis Bahn bricht: Der jugendliche Verbrecher muß vorzüglich durch sittlich-religiöse Erziehung, nicht durch Freiheitsstrafen zu bessern gesucht werden. Wie steht es nun heute mit der Fürsorgeerziehung in unserem ersten Bundesstaat, in Preußen? Das neue Fürsorgegesetz ist bekannlich seit dem 1. April 1901 in Kraft; die vorliegenden statistischen Nachweise umfassen die Zeit von 1901—1905. Die Personalbogen, die geführt werden, veranlaßten den Herausgeber der Zusammenstellungen zu den Worten: ‚Nicht ohne schmerzliche Bewegung legt man die fast 8000 Personalbogen aus der Hand. Ihre Durchforschung läßt Blicke in die Tiefen sozialen Elends und sittlicher Verkommenheit tun, wie es in diesem Umfange selten möglich ist. Da findet man einen 15 jährigen Jungen, der zehnmal mit Gefängnis bestraft ist, Mädchen von 14, 15, ja, von 11 Jahren mit erworbener, andere mit ererbter Syphilis! Da gibt es Familien, in denen 14, auch 22 Kinder gestorben sind; der Fürsorgezögling allein ist übrig geblieben. Hier ist der Vater

des Zöglings trunksüchtig, 15mal mit Haft, Gefängnis, Zuchthaus, Arbeitshaus bestraft, beide Eltern ziehen als Schirmflicker umher, bis nach Rußland, und schleppen den 10jährigen Knaben mit. Dort ist der Stiefvater mit Gefängnis bestraft, die Mutter beherbergt Dirnen. Die uneheliche Mutter eines 17jährigen Mädchens ist 57mal mit Haft, 14mal mit Gefängnis bestraft und der Gewerbsunzucht ergeben, das Mädchen mit 15 Jahren wegen Übertretung sittenpolizeilicher Vorschriften mit Haft bestraft. Soviel Personalbogen, soviel zerrüttete Familien! Wenn noch irgend ein Zweifel über die Notwendigkeit des Gesetzes bestanden haben sollte, diese Statistik würde ihn beseitigt haben.'

Da das Gesetz gegenüber dem bis dahin bestehenden von 1878 nicht nur die kriminellen Kinder unter 6 Jahren und die Jugendlichen über 12—18 Jahre, sondern auch die Jugendlichen, die kein Vergehen begangen, aber von ihren Eltern vernachlässigt werden, der Fürsorge überwies, so war ein jähes Anschwellen der Überweisungen in der ersten Zeit nach dem Inkrafttreten zu erwarten. In der Tat erhöhte sich die Ziffer im ersten Jahre allein um 6283, nämlich von 1504 auf 7787, d. h. sie stieg um mehr als das fünffache! Im zweiten Jahre kam dann natürlich der Rückschlag, eine Abnahme um 20 Prozent; die Ziffer betrug nämlich 6196. Im Jahre 1903 stieg sie dann wieder auf 6523, um im letzten Berichtsjahre, 1904, abermals ein weniges zu sinken, nämlich auf 6458. Diese Ergebnisse könnten, rein zahlenmäßig betrachtet, wohl befriedigen, gewinnen aber ein ganz anderes Aussehen, wenn man nach dem richterlichen Verfahren fragt, auf Grund dessen die Überweisungen erfolgen. Das Kammergericht hat sich zu einer Interpretation der Ziffer 1 des § 1 des Fürsorge-Erziehungsgesetzes entschlossen, wonach ein nicht kriminelles Kind, das infolge der mangelnden Erziehung seiner Eltern zu verwahrlosen droht, in den meisten Fällen nicht der Fürsorge-Erziehung überwiesen, sondern lediglich aus seiner Umgebung herausgenommen und als hilfsbedürftig dem Armenverband übergeben wird, der verpflichtet ist, ihm Obdach, Lebensunterhalt und im Falle der Krankheit Pflege zu gewähren. Die Erziehung bleibt also dann vollständig der Volksschule überlassen, und das unschuldige Kind ist im Grunde schlimmer daran als ein kriminelles, das der Fürsorge überwiesen wird! Wollen wir also zu einem richtigen Bilde über die Lage der Jugendverwahrlosung kommen, so haben wir uns umzuschauen, wie es um die Eltern der Kinder aussieht, die der Fürsorge überwiesen oder als ‚hilfsbedürftig' erklärt werden. Da ergibt sich denn, daß die Zahl der der Trunksucht ergebenen Väter (88,9 Prozent) und der der Unzucht ergebenen Mütter (58,9 Prozent) seit 1901 ständig zunimmt. Es ist zweifellos, daß der Stillstand in der Zuweisung zur Fürsorge lediglich in der besonderen Auslegung des Gesetzes durch das Kammergericht seinen Grund hat. Aber weiter! 1902 waren 69,6 Prozent Anstalten, 30 Prozent Familien überwiesen, 0,4 Prozent in der eigenen Familie untergebracht. Man entschuldigte anfangs diese Erscheinung damit, daß bei der Einführung des Gesetzes eine große Menge von Jugendlichen der Fürsorge überwiesen werden mußte, die ganz verwahrlost waren, also Familien nicht übergeben werden konnten. Aber seitdem ist die Ziffer der den Anstalten überwiesenen Zöglinge auf 82,7 Prozent gestiegen. Mit Recht bemerkte Ed. Kohlrausch schon vor einem Jahre: ‚Alle bei der Schaffung des Gesetzes beteiligten Faktoren waren einig darüber, daß das Ziel des Gesetzes: Erziehung der Zöglinge zu sittlichen Menschen und in der Freiheit brauchbaren Arbeitern grundsätzlich nur durch individuelle Erziehung in Familien zu erreichen sei. . . . . . Aber das statistische

Material, das bis jetzt zur Verfügung steht, zeigt, wie der Weg, den die Praxis geht, sich immer weiter entfernt von der Linie, die der Gesetzgeber ihr ziehen wollte. Gerade der Gedanke, daß es sich um eine sozialhygienische, eine präventive Maßregel handelt, scheint immer mehr zu verblassen.'

Vergleichen wir nun hiermit wieder einmal die amerikanischen Verhältnisse. Auch hier ist ja allerdings das Anstaltssystem durchaus vorherrschend. Aber während bei uns alles behördlich geregelt wird, ist drüben die ganze Fürsorge bis hinein in die Anstalten angelegt ,auf ein Zusammenwirken freier und frei organisierter gesellschaftlicher Kräfte mit staatlichen und städtischen Behörden'.*

Über die großartigen Mittel, mit welchen die Fürsorgevereine arbeiten, mögen folgende gleicher Quelle entnommene Ziffern in etwas orientieren. Die Childrens Aid Society in New-York hat im Jahre 1903 696057 Dollar eingenommen, während die Ausgaben 695628 Dollar betrugen. 55265 Kinder wurden versorgt, davon 15816 in den Industrial Schools, 10236 durch Unterstützung ihrer Familien, 4302 durch Aufnahme in Lodging Houses, 692 durch Überweisung an landwirtschaftliche Schulen, 389 durch Stellung unter besondere Überwachung. Außerdem wurden in 1975 Fällen Kinder oder Mütter mit vielen Kindern aufs Land oder an die See zur Erholung geschickt, 1522 kranke Kinder in Pflege gegeben, 2192 in ländlichen Familien untergebracht. Im ganzen hat die Childrens Aid Society seit 1803, dem Jahre ihrer Gründung, 23601 Waisen oder verlassene Kinder in Familien untergebracht, und zwar vorzüglich auf dem Lande. Der Jahresbericht von 1903 hebt mit Stolz hervor, daß von den früheren Zöglingen heute einer Gouverneur eines Staates, ein anderer Gouverneur eines Territoriums ist, zwei Kongreßmitglieder, vier Abgeordnete in Einzel-Staatsparlamenten, 39 Advokaten, 27 Bankiers sind. Wenn diese Zahlen über die Unterbringung in Familien schon ganz respektabel sind, so ist das Bild noch ein weit erfreulicheres, wenn wir die Tätigkeit einer Gesellschaft, der State Board of Charities im Staate Massachusetts, betrachten, die im Gegensatz zu vielen ihrer Schwestergesellschaften die Familienerziehung nicht nur prinzipiell, sondern auch in der Tat bevorzugt. Mrs. A. B. Richardson läßt sich in einer Abhandlung ,History of Child Saving' darüber aus: ,Ein vorübergehender Aufenthalt in einer Anstalt ist unbedingt notwendig als eine Vorbereitung für das Familienleben, aber ausgenommen bei physisch und psychisch kranken Kindern hat er nur geringen Wert, sobald dieser Zweck erreicht ist. Man hat das Gefühl, daß das Leben in einer Anstalt mit der Zeit unnatürlich wird, daß eine lange Internierung Knaben und Mädchen für die Außenwelt untüchtig macht... Ein Individuum mag sich allen Regeln in einer Anstalt fügen, es mag sich sogar seines Gehorsams bewußt sein, aber es wird nicht gestärkt gegen die Versuchungen der Außenwelt, denn es findet in der Anstalt nichts, was diesen Versuchungen ähnelt. Eine Anstalt bietet wenig Gelegenheit, geistige und sittliche Widerstandskraft zu erproben... Kein Kind sollte so lange in einer Anstalt gehalten werden, daß es zur Hilflosigkeit im Geiste der Abhängigkeit erzogen wird; denn nichts ist unwürdiger an sich und beklagenswerter in seinen Folgen!' Die Gesellschaft brachte 1866 70 Prozent in Anstalten, 30 Prozent in Familien, 1903 dagegen 14 Prozent in Anstalten und 86 Prozent in Familien unter. Sie ist mit den Erfolgen dieses Verfahrens außerordentlich zufrieden; im Jahre 1874 kam ein verwahrlostes Kind auf 2223 Ein-

* Baernreither, Dr. J. M., Jugendfürsorge und Strafrecht in den Vereinigten Staaten von Amerika. Leipzig 1905.

wohner, im Jahre 1890 auf 7256 und im Jahre 1900 auf 15619 Einwohner! Diese Angaben können uns manches zu denken geben. Der hervorstechende Zug an dem amerikanischen Fürsorgewesen ist, daß die Fürsorge auf eine viel breitere Basis gestellt ist, weil Richter und Laienelemente, Justiz und Caritas in intimster Gemeinschaftlichkeit zusammenarbeiten. Günstig wirkt hier vor allem, daß man wie in England, so auch in diesem Land britischen Freiheitsgeistes möglichst wenig die Regierungsmaschine belastet, möglichst viel der privaten Hilfstätigkeit überläßt. Hierdurch entsteht unter den Laien ein schöner Wetteifer, zu zeigen, was man ohne behördliche Bevormundung leisten kann, und so ergeben sich die Resultate, wie sie soeben vermerkt wurden. Wenn wir die viel verzweigten und großartigen Organisationen der christlichen Caritas betrachten, so sehen wir ein, daß es an Potenzen, welche gleiches leisten könnten, wie es in den Vereinigten Staaten Nordamerikas geleistet wird, keineswegs fehlt. Wohl aber fehlt es an der Lust und Neigung des Staates, sich mit diesen Kräften auf gleichen Fuß zu stellen und mit ihnen die Arbeit zu teilen; es hat bisher daran gefehlt, daß die christliche Caritas selbst energisch darauf hingedrängt hätte, daß das ihr von rechtswegen gebührende Arbeitsfeld ihr eingeräumt werde. Möge dies nun anders werden, damit wir hoffen dürfen, einen bedeutsamen Fortschritt zu dem hohen Ziel zu machen, das die Aufschrift trägt: Wohlfahrt, Kraft, Christlichkeit des deutschen Volkes!

Dr. J. Jaeger.

## Literatur.

Gilbert Keith Chesterton. Die Leser des ‚Hochland‘ finden in diesem Heft (S. 747) eine beinahe begeisterte Besprechung eines etwas seltsamen Buches, das im Laufe dieses Sommers im Verlag von Hans von Weber zu München erschienen ist. Es trägt auf schwarzem Grunde in goldenen Lettern den geheimnisvollen Titel: Orthodoxie von G. K. C. Hinter den Initialen verbirgt sich der Name des bekannten englischen Journalisten und Schriftstellers Gilbert Keith Chesterton. Warum Übersetzer und Verleger es für gut befunden haben, die deutsche Ausgabe eines mit dem vollen Namen des Autors erschienenen englischen Buches mit dem Schleier des Mysteriösen zu umhüllen, weiß ich nicht. Bei dem geradezu offensiv persönlichen Charakter des Buches ist eine wenigstens allgemeine Orientierung über die sehr ausgesprochene Eigenart des Autors eine unerläßliche Voraussetzung einer tiefergehenden Würdigung. Hier sollen zu diesem Zweck nur einige erläuternde Winke gegeben werden. Eine eingehendere Studie über die wichtigsten früheren Werke Chestertons hoffe ich im Oktoberheft dieser Zeitschrift veröffentlichen zu können. Chesterton ist im Jahre 1874 in London geboren. Er entstammt einer alten bürgerlichen Familie. Schon auf der Schule legte er literarische Neigungen an den Tag. Nachdem er die Schule verlassen hatte, beabsichtigte er zunächst, Maler zu werden, und beschäftigte sich einige Jahre mit künstlerischen Studien. Bald jedoch gab er dies, obwohl er ein bemerkenswertes Zeichentalent besitzen soll, auf und begann seine schriftstellerische Tätigkeit. Im Jahre 1900 erschien ein Band Gedichte von ihm mit dem Titel: ‚The Wild Knight.‘ Er steht darin ganz unter dem Einfluß Walt Whitmans und seiner ‚Grashalme‘. Die Gedichte haben zum großen Teil ethische und religiöse Probleme zum Gegenstand. Der Dichter zeigt neben einer großen Verehrung für den Stifter des Christentums eine gewisse Feindseligkeit gegen Kirche und Dogmen. Doch ist der Grundton der Gedichte ein im weiteren Sinne tief religiöser. Whitmans elementarer gewaltiger Optimismus scheint den Dichter tief und bleibend beeinflußt zu haben. Zu

einem bekannten Mann ward Chesterton während des Burenkrieges. Er griff den Imperialismus und seine Vertreter in einer Reihe von Broschüren und Artikeln leidenschaftlich an — charakteristischerweise im Namen des Patriotismus. Seine These war: Der Imperialismus ist der Todfeind des Patriotismus. Dem Pochen der Imperialisten auf das Recht der höher kultivierten Nation, die weniger entwickelte im Namen des Fortschritts zu vergewaltigen, stellt er das unverletzliche Recht jedes Volkes auf seine eigene Nationalität gegenüber. Welche Motive ihn im Grunde geleitet haben, wird sich nicht leicht ermitteln lassen. Eines der stärksten wird seine mächtige Kampflust gewesen sein. Es mußte ihn reizen, sich mit dem stärksten Gegner, der gerade das Feld behauptete, zu messen. Seine Stellungnahme führte ihn mit den ‚Daily News‘, die gerade damals in radikale Hände übergegangen waren, zusammen. Seit jenen Tagen erscheint jeden Samstag ein Artikel von ihm in dieser Zeitung. Seine neuesten Ansichten nehmen sich in dieser Umgebung kurios genug aus.

Das bleibende Resultat seines glänzend geführten Feldzugs gegen den Krieg war, daß die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt worden ist. Dies fand zunächst seinen Ausdruck darin, daß John Morley ihn aufforderte, eine Biographie Brownings für die Sammlung ‚English Men of Letters‘ zu schreiben. Er entledigte sich dieser Aufgabe mit bemerkenswertem Erfolg, wenn sich auch die besondere Eigenart seines Stiles gerade hier nicht selten unangenehm fühlbar machte. Als seine bedeutendste kritische Leistung gilt eine eingehende Studie über Charles Dickens, einen Autor, den er besonders liebt. Chesterton hat dann eine erstaunliche Produktivität entwickelt. Er hat eine Unzahl von Artikeln und Einleitungen zu literarischen Ausgaben geschrieben. Einmal hat er sich auch als Kunstkritiker versucht: in einem Büchlein über den Maler Watts. Wir begnügen uns, hier die Titel seiner zwei bedeutendsten Artikelsammlungen anzuführen: ‚The Defender‘ und ‚Twelf Types‘.

Seine religiösen Ansichten hat Chesterton zum ersten Male vor einigen Jahren in einer Kontroverse mit dem Herausgeber der sozialistischen Zeitschrift ‚The Clarion‘, Blatchford, klar formuliert. Er bekennt sich zum Glauben an das Christentum in seiner orthodoxen, dogmatischen Form und begründet seinen Glauben damit, daß er sagt: ‚Durch das Christentum allein wird das Leben logisch und praktisch wertvoll („workable“). Die Gegenstände, die er in dieser Kontroverse besonders in den Vordergrund stellt, sind ‚der freie Wille‘ und ‚die Erbsünde‘. Ein anderes Zeugnis für die Entwicklung, die in der ‚Orthodoxie‘ ihren vorläufigen Abschluß gefunden hat, liegt in einer Sammlung von Aufsätzen, die den Titel ‚Heretics‘ trägt, vor. Das Wort läßt den Inhalt ahnen. Das Buch enthält eine grimmige Auseinandersetzung mit den destruktiven und negativen Tendenzen des modernen Denkens und bereitet so der ‚Orthodoxie‘ den Weg.

Die interessanteste Frage ist natürlich die: Was hat Chesterton zu seiner gegenwärtigen Stellungnahme geführt? Es scheinen persönliche Einflüsse mit hereinzuspielen, der Einfluß seiner Frau, die einem haltlosen, ästhetisierenden Milieu entstammt, und der Einfluß eines Freundes, der lange vor ihm in dem abgeschlossenen und festgefügten Dogmensystem der Kirche Befriedigung und Halt gefunden hatte. Die Kontroverse gegen den Imperialismus hatte Chesterton zum Zweifel am Fortschritt geführt. Hier dürfen wir vielleicht einen, nicht den Ausgangspunkt seiner Entwicklung finden. Im übrigen sei hier noch bemerkt, daß Chesterton keine isolierte Erscheinung ist. Er ist Pragmatist und er gibt sich als Romantiker. So ist er nur ein besonders hervorstechendes Glied in der Kette der

Bewegung, die wir hier kurz als eine Reaktion gegen die Herrschaft des Intellektualismus und Rationalismus bezeichnen können, und die sicher den Namen einer religiösen Bewegung verdient. Die eigenartige Form, in der sich diese allgemeinere Tendenz bei ihm äußert, und die innere Berechtigung der von ihm und anderen vertretenen Ideen werden wir in einer ausführlicheren Erörterung zu prüfen suchen. Der richtige Weg wird auch hier in der Mitte liegen: man wird der ausgeprägten Persönlichkeit des Autors ihre Bedeutung nicht absprechen können, man wird sich aber auf der anderen Seite sorgfältig hüten müssen vor einer Überschätzung des allgemeinen Wertes seines Glaubensbekenntnisses. Man wird vor allem auch zu fragen haben, ob wir in dem Buche Chestertons dem Ausdruck einer wirklich tiefen religiösen Erfahrung gegenüberstehen, und weiterhin, ob ein romantisches Christentum, ob ein bewußt romantischer Katholizismus mit dem tiefsten Wesen der Kirche vereinbar und wahrhaft berechtigt ist.

Diese Skizze wäre nicht vollständig, wenn wir nicht kurz die zwei wichtigsten künstlerischen Leistungen unseres Autors berührten. Es sind zwei im Laufe der letzten Jahre erschienene groteske-romantische Erzählungen. Die eine, mit dem Titel ‚The Napoleon of Nottingham Hill' enthält eine Art politischen, die andere, mit dem seltsamen Titel ‚The Man who was Thursday' (‚der Mann, der Donnerstag war') eine Art religiösen Glaubensbekenntnisses. Die souveräne Willkür, mit der Chesterton der Welt gegenübersteht, wird hier oft in geradezu verletzender Weise klar. Bei all ihrer künstlerischen Unausgeglichenheit werden diese beiden grotesken Stücke aber doch als Äußerungen einer eigenartigen, wenn auch einseitigen und beschränkten Begabung zu gelten haben. Wir glauben nicht weit fehl zu gehen, wenn wir in dieser romantischen Eigenart, in diesem künstlerisch-schöpferischen Element in Chesterton, das wahre Wesen seiner Persönlichkeit und die treibende und gestaltende Kraft auch seiner religiösen Überzeugung sehen.

E. W.

M. Herbert widmet ihren neuesten Roman ‚Die Wenderoths'* ‚allen, die das Leben lieben und unter dem Leben gelitten haben, aber auch allen, die es verstehen und meistern wollen'. Sie will, das ist damit einmal ausdrücklich von ihr selbst gesagt, in diesem wie in anderen größeren Erzählungswerken mehr als bloßen Unterhaltungsstoff bieten, auch mehr als nur schilderungsfrohe Daseinsskizzen; sie will uns aus der dargebotenen Lebensanschauung auch tieferes Lebensverständnis gewinnen lassen, Bildungsromane jenes großen Stiles — wenn auch vielfältig anderer Lebensauffassung — bieten wie ihr großes englisches Vorbild G. Eliot. Eine solche Absicht, deren volle Verwirklichung in der Tat eine erhebliche Lücke unseres deutschen Schrifttums ausfüllen würde, auch nur teilweise zu verwirklichen, verdient in jedem Falle mehr Anerkennung als die in ihrer Art noch so einwandfreie Massenfabrikation des üblichen, ganz oberflächlichen Romanschriftstellertums, dessen Wirkung Herbert selbst an einer der Gestalten des vorliegenden Buches in den Worten charakterisiert: ‚Sie hatte viel zu viel Romane gelesen, viel zu viel. Nun konnte niemand mehr von ihr erwarten, daß sie das wirkliche Leben meistern werde.'

Was hier von einer Romanleserin gesagt ist, gilt in wenig verändertem Sinne auch von jedem Romanverfasser und gerade dann am meisten, wenn ihm so hohe Absichten die Feder führen wie Frau Herbert. Es ist unendlich schwer, das Leben für sich selbst reden und lehren zu lassen, nie lehrmeisterhaft dazwischen zu sprechen oder nur berichterstattend über so manche Strecke hinwegzuschreiben.

* Köln o. J. Verlag von J. P. Bachem. Brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—.

‚Die Wenderoths' erzählen uns von einem hessischen Gutsherrn, der eben durch jene viel zu viel romanlesende, oberflächlich ihr eigenes und des Mannes Lebensgut verschwendende Frau seine Existenz zu verlieren droht. Rettung wird ihm durch die Heirat seiner starkmütigen Tochter Ingeborg, die einem ungeliebten Gatten ins Bayernland folgt, aber erst allmählich durch die entsagende Liebe des treulos in der Heimat Verlassenen ihre Lebenspflicht ganz verstehen und erfüllen lernt. Unter diesem Eindruck weicht auch des alten Wenderoth Herzensverhärtung. Die Liebe, welche das Leben meistert, ist — so lehren uns diese Geschichte — nicht jenes gänzlich frohe, beglückende und beseligende Gefühl, als welches sie die Jugend so gerne auffaßt, sondern ihr Weg geht durch die Tiefe der Enttäuschungen und Verluste.

Diese Wahrheit, welche, eben weil sie christlich ist, aus dem Leben allerwegen und darum auch aus jeder echten Lebensschilderung zu uns spricht, vermag der Herbertsche Roman wohl in seinen ersonnenen Einzelgeschicken, aber nicht in seinen Gestalten vollkommen klar zu verkörpern. Der innewohnende Gehalt kommt wie bei einem edlen, aber noch zu jungen Wein nicht in voller Abrundung zur Geltung (vielleicht konnte das Werk wirklich nicht lange genug ‚lagern'), und die tiefsten Eindrücke erwachsen nicht aus dem Ganzen, sondern — gleichsam schluckweise — aus den einzelnen Bildern, wie sie namentlich aus den hessischen Heimaterinnerungen der Verfasserin gereift sind.

Was ihr in diesem Werke nur halb glückte, ist M. Herbert zu jedes ernsten Lesers Freude in einer anderen ihrer neuesten Schöpfungen unverhältnismäßig besser gelungen. Die meisten der ‚Volksgeschichten'*, die M. Herbert aus der liebe- und verständnisvollen Beobachtung des katholischen Volkslebens in ihrer neuen, bayerischen Heimat gestaltet hat, sind bei aller Knappheit innerlich köstlich reich und in allen Teilen vollbeseelt. Aus dem Kreise der einfachsten und gering geachteten des Alltagslebens treten uns hier Helden der Entsagung und der Liebe entgegen, die man nicht feiern, sondern nur einfach für sich zeugen lassen muß. Die alte, arme ‚Protzenliesl', die ihr Leben lang ‚das Haferl ist, in dem ein jeder seine Suppen kocht', und zuletzt noch über der höhnischen Verkennung einer ihrer schwersten Opfertaten fast an unserem Herrgott irre wird; der demütige ‚Bruder Hilarius', der sich aller Vollkommenheit so ferne glaubt, weil ihm sein Leben voll Müh und Arbeit doch im Vergleich zu anderen als ‚lauter Freud und Kurzweil' erscheinen will; die narrische ‚Hennenliesel', die zum Spott aller Gassenbuben nichts zu eigen hat als eine alte Henne, deren Verlust beim Einzug ins Armenhaus sie nicht überlebt; die naturverschwisterte und naturbelehrte ‚Schwester Franz v. Assisi' und noch manch andere Ausprägung gerade des franziskanischen Frömmigkeitsideals, alle diese Gestalten und auch noch manche hinzugereihte aus den tiefsten Schattenwinkeln des Daseins, auf die doch noch ein verklärender Strahl der verstehenden Güte fällt, durch sie alle insgesamt und eine jede für sich lehrt ihre Dichterin reiner und tiefdringender ihre Lebensweisheit, als es ihr in dem reflexionsreichsten Roman gelungen ist, und es bleibt nur zu wünschen, daß bei den weiteren Auflagen, die dieses Edelwerk gewiß bald erreichen wird, einige wenige Skizzen aus andrer Sphäre ausgeschieden werden, damit der Einklang völlig sei.

Der gleiche Wertunterschied, der im Vergleich der ‚Wenderoths' mit den ‚Volksgeschichten' sich aufdrängt, bestätigt sich auch aus den verschiedenartigen Bestandteilen eines dritten Herbertschen Erzählungsbandes aus der letzten Zeit. Dem Roman ‚Aus unseren Tagen'*, dessen

* Regensburg o. J. Verlag von J. Habbel.

* Köln o. J. Verlag von J. P. Bachem. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.50.

Heldin, eine für die Verfehlung ihrer Jugend büßende Frau es gegenüber der Liebe eines jungen Idealisten unter manchen unmöglichen Voraussetzungen und unmöglichstem Schlusse schließlich doch bei dem guten Willen zur Entsagung beläßt, ist namentlich noch eine kürzere Novelle ‚Aus den Familienerinnerungen des Grafen Moritz Viesendal' beigegeben, in der eben durch die memoirenartige Erzählungsweise die Gelegenheit zum Einfließenlassen seiner Allgemeinbeobachtungen und Sentenzen sich viel ungezwungener ergibt und auch die leichtplaudernde und doch nicht sich verlierende Schreibweise gerechtfertigt wird, die den erzählten Konflikt junger Liebenden rasch zu dem guten Ende führt, daß auch hier die Kraft zur Entsagung erst rechte Liebe weckt und gewinnt.

M. E.

## Kunst.

Zur Totentanzforschung. Die Wichtigkeit der Totentänze beruht in allen Gegenden Deutschlands, Frankreichs, Norditaliens und Englands weniger auf ihrer Bedeutung als Werke der Kunst. Im allgemeinen haben sie in ihr keinen Rang, der über den einer minder oder mehr ausgebildeten Volkskunst hinausginge. Was diese Werke interessant macht, sind vielmehr ihre historischen, literar- und kulturgeschichtlichen Beziehungen. Bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts waren sie wenig beachtet; einzig der sogenannte Totentanz Hans Holbeins machte darin eine Ausnahme oder auch keine, weil er überhaupt kein Totentanz im eigentlichen Sinne ist, sondern eine Reihe von Genrebildern über das Thema des plötzlichen Todes. Die Literatur über die Totentänze setzt erst 1820 ein mit der umfangreichen Untersuchung Fiorillos im vierten Bande seiner ‚Geschichte der Zeichnenden Künste'. In der Folgezeit förderten die Frage wesentlich Gabriel Peignot, Langlois, Kastner in Frankreich, ebendaselbst F. Soleil der 1882 den von ihm entdeckten Totentanz von Kermaria herausgab. Zu diesen Autoren gesellte sich in England Francis Douce, in Italien u. a. Vigo. Die deutsche Literatur ist seit den 1830 veröffentlichten Untersuchungen von Grüneisen recht umfangreich geworden, und es können hier nur die Forschungen von Jakob Grimm, Wackernagel und Lübke in seiner Ausgabe des Berliner Totentanzes als Beispiele der älteren Literatur herausgegriffen werden, während die Arbeiten von Seelmann, Schreiber und Fehse als besonders tiefgehende Studien neuer Zeit erwähnt sein mögen. Wer die gesamte Literatur kennen zu lernen und eines hervorragenden Fachmannes Urteil darüber im einzelnen zu vernehmen wünscht, sei auf das jüngste Erzeugnis der Totentanzliteratur hingewiesen, auf Dr. Karl Künstles, 1908 im Herderschen Verlage zu Freiburg i. B. erschienenes, trefflich illustriertes Buch ‚Die Legende der drei Lebenden und der drei Toten und der Totentanz'.* Wie der Titel bereits angibt, zerlegt der Autor seine Arbeit in zwei Teile, von denen sogleich die Rede sein wird. Zu ihnen kommt noch eine eingehende Untersuchung über neuere Gemäldefunde in Kirchen des badischen Oberlandes. Hier spielen die bedeutendste Rolle die Malereien in der Gottesackerkapelle zu Meersburg, jene in Maria Ruh bei Ortenberg, ferner die der spätgotischen S. Jodokuskapelle in Überlingen am See, wo sich Szenen aus der von Künstle genau untersuchten Legende des hl. Jakobus dargestellt finden. Daß der Überlinger Abschnitt mit besonderer Genauigkeit herausgearbeitet ist, hat seine Erklärung darin, daß in jener Kapelle sich u. a. auch eine Darstellung befindet, auf der drei lebendige Personen fürstlichen Standes mit drei Toten zusammentreffen. Von diesem Bilde ausgehend und von den Worten, die den Personen in den Mund gelegt sind und auf verschlungenen Bändern geschrieben

---

* Mit einer farbigen und 6 schwarzen Tafeln, sowie 16 Textabbildungen. 116 S. Preis Mk. 7.

stehen, zwar nicht mehr leserlich, aber aus der Vergleichung mit ähnlichen Darstellungen dem Sinn nach sich ergebend, unternimmt Künstle eine kritische Zusammenstellung aller ihm bekannt gewordenen entsprechenden Darstellungen. Dieser Spruch nämlich, der bei allen Kulturvölkern seit dem 11. Jahrhundert nachzuweisen ist, kommt immer auf den Inhalt heraus: ‚Ihr seid, was wir waren; was wir sind, werdet ihr sein.‘ Künstle, der nach dem Ursprunge dieser Worte sucht, glaubt ihn in der arabischen Spruchpoesie zu finden. Mir scheint diese Herholung nicht notwendig, da es sich um einen Gedanken handelt, der wegen seiner Einfachheit und allgemein menschlichen Eigenschaft sehr wohl an verschiedenen Orten selbständig entstanden sein kann. In der Tat klingt er schon im ‚Gastmahl des Trimalchio‘ von Petronius unzweideutig an. Im zuvor genannten Spruche liegt nun aber bereits die Andeutung einer Mehrzahl von Personen, die sprechen und angesprochen werden.

Völlig deutlich zeigt sich dies Verhältnis in der dichterisch häufig durchgeführten Legende von den drei Lebenden und den drei Toten, die seit dem 11. Jahrhundert im Abendlande verbreitet ist, und die stets je drei Redende auf jeder Partei einführt. Die Dreizahl dient äußerlich dazu, das Gespräch zu beleben, innerlich hat sie wohl weniger die von Künstle vermutete Bedeutung, die drei Menschenalter darzustellen, als sie mir vielmehr die allgemein symbolische, heilige Zahl zu sein scheint, die die Repräsentantin der Vielheit überhaupt ist. Daß die ganz bestimmte und individuelle Einkleidung der Legende auf einen gemeinsamen Ursprung hinweist, darf man für wahrscheinlich halten. Die Durchbildung geschieht auf literarischem Gebiete wie auf dem der bildenden Kunst in durchaus paralleler Art, und nur sehr vereinzelt sind die Beispiele, wo ein Poet oder Maler von besonderer Selbständigkeit (wie etwa Orcagna im Campo Santo zu Pisa) sich Abweichungen gestattet hat. Die bildende Kunst hat sich der Legende mit großer Vorliebe bemächtigt. Sie illustriert sie, denn von künstlerischer Interpretation ist wenig die Rede, in Handschriften und Holzschnitten, teils als Beigabe zum Legendentext selbst, teils als Bestandteile des Buchschmucks. Sie geht aber auch über diesen engen Rahmen hinaus und nimmt monumentale Gestalt an, teils auf Wandgemälden, teils auf Tafelbildern. Sie taucht, wenngleich selten, auf Glasgemälden auf, erscheint gelegentlich als Stickerei zum Schmucke von Paramenten, bedient sich also aller zeichnenden Künste, dagegen der Skulptur nur in einigen wenigen Fällen. Ihren Ausgang nimmt die Legende im Abendlande, wie Künstle nachgewiesen hat, von Frankreich, womit aber keineswegs gesagt sein soll, daß sie hier auch ihre Wurzel hat. Vielmehr sucht Künstle diese wiederum in Arabien, wo ein solches Gespräch — zwischen dem König von Hira und mehreren Verstorbenen — schon in dem Gedichte des Adi vorliegt. Man könnte dieser Ableitung immerhin einige Zweifel entgegenbringen, und ganz lassen sie sich auch nicht bannen. Was aber der Künstleschen Vermutung allerdings starken Rückhalt gibt, ist ein Versuch, die bisher völlig rätselhafte, wiederholt in mehr oder minder törichter Art ausgelegte Bezeichnung des Totentanzes ‚Danse macabre‘ zu erklären. Er akzeptiert dabei die Meinung des Bibliothekars von Praet. Dieser leitet das Wort vom arabischen maqabir, dem Plural von maqbara, ab, das so viel heißt als ‚die Gräber‘. Das Element ‚Tanz‘ ist dabei eine Sache für sich, falls nicht etwa auch dies Wort (nach Ellissen) aus dem Arabischen kommt. Man mag sich zu diesen Auffassungen verhalten, wie man will, jedenfalls sind sie neu und weiterer Erwägung zweifellos würdig.

Wo aber auch die Wurzel der Legende

liegen möge, sei es in Arabien oder etwa schon auf dem Boden antik-klassischer Kultur, so scheint mir, daß man den weiteren Vermutungen Künstles nicht ohne den Wunsch folgen darf, daß der von ihm behandelten Frage noch weiterhin schärfstens nachgedacht werde. Der zweite Hauptteil seines Buches nämlich beschäftigt sich mit den Totentänzen und tut dies darum, weil der Verfasser diese als aus der Legende der drei Lebenden und der drei Toten und ihrer bildkünstlerischen Gestaltung hervorgegangen glaubt.

Sehr interessant ist es, zu sehen, wie in der literarischen und auch in der bildlichen Form der Legende diese eine allmähliche Ausbildung gewinnt. Zuerst einfach allgemein menschlich gefaßt, werden die Sprechenden allmählich individualisiert, zuerst als Könige, danach als Vertreter verschiedener höchster Stände. Auch die Handlung belebt sich, und vor allem ist die Aktion der Toten bedeutsam. Sie gehen auf die Jagd, schießen mit Bogen und Gewehren, werden in mancherlei Art aggressiv. Auch wo sie sich ruhig verhalten, zeichnen sie sich durch brutalsiegesgewisse Art in Ausdruck und Haltung aus. Sie sind nicht der personifizierte Tod, sondern der bestimmte Tod des einzelnen, werden aber in den Bildern gleichwohl nur selten in dieser Weise charakterisiert. Eine Ausnahme macht u. a. der sogenannte Meister des Amsterdamer Kabinetts, auch der der Überlinger Jodokuskapelle. Der Unterschied zwischen diesen Darstellungen im allgemeinen und denen der Totentänze ist für mich zunächst ein äußerer, insofern letztere die charakteristische Dreizahl fallen lassen und eine mehr oder minder große Zahl Lebender und Toter einführen. Dies sicher zu dem Zweck, den Gegenstand erschöpfender zu behandeln. Warum man dabei ganz darauf verzichten soll, von den freilich zu weit gehenden Vermutungen Lübkes wenigstens etwas beizubehalten und in der unverkennbar einseitigen Heranziehung von Repräsentanten der obersten Stände Anspielungen auf herrschende demokratische Ideen und auf Ereignisse der Zeit zu vermuten, vermag ich trotz Künstles Widerspruch nicht einzusehen. Auffallend bleibt doch mindestens die Entstehung der bedeutendsten Werke dieser Art in der von inneren Unruhen und sozialen Aufständen erfüllten Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts. Von derlei ist in den Versen der Legende keine Rede. Die drei Toten kommen nur als Warner, als Mahner zur rechtzeitigen Buße vor dem vielleicht unvermutet eintretenden Tode. Das satyrische Element, das den Totentänzen eigen und das für den politischen Streit gerade so besonders passend ist, fehlt der Legende ganz. Es mangelt ihr das, was man, vielleicht nicht ganz mit Recht, bei den Totentänzen als Komik ansieht. Mir ist überhaupt nicht sicher, ob man an ihre Existenz glauben darf, ob sie nicht nur in unserer Auffassung besteht. Wir können die dahin zu deutenden Züge immerhin mißverstehen. Ist doch das Verständnis für beabsichtigte Komik, wenn die Beziehungen unklar geworden, meist schon nach kurzer Zeit erschwert, geschweige denn nach Jahrhunderten. In ihrem äußeren Benehmen sind die Todgestalten der Tänze von denen der Legende charakteristisch verschieden. Von Anfang gleich jenen ruhig und gemessen bleiben sie es, abgesehen von der tanzenden Bewegung, für die eine plausible Erklärung immer noch fehlt, auch fernerhin und erregen mit ihren Bewegungen, Mienen und den ihnen in den Mund gelegten Worten nur den Eindruck kalter Bosheit und Schadenfreude. Das moralische und religiöse Element tritt in den Totentänzen viel mehr zurück. Das alles sind Punkte, die wohl für die Beantwortung der Frage, ob die Tänze aus der Legende abzuleiten seien, sehr wesentlich in Betracht kommen dürften, oder ob nicht vielmehr die Legende und die Totentänze zwei verschiedene Triebe

sind, die sich aus der gemeinsamen Wurzel, nämlich dem Gedanken an die Schrecken des unbußfertigen Todes und an die der Vergänglichkeit überhaupt, unabhängig von einander entwickelt haben. Diese Frage ist es, die trotz der Untersuchungen Künstles und trotz seiner in ihnen sich offenbarenden bewunderungswürdigen Belesenheit, Denkmälerkenntnis und Urteilsschärfe noch zu beantworten bleibt.

Dr. O. Doering-Dachau.

## Verschiedenes.

Zum letztenmal: Die Ratgeberfrage. Der Leser muß noch einmal einen Blick auf die Walstatt werfen. So überflüssig das ist, um zu sehen, wer recht hatte: wir mit unserer Ratgeberverantwortung oder Avenarius mit der seinen, so wichtig ist dieser Blick doch, um klar und scharf die Taktik des Kunstwart-Herausgebers zu erkennen. Zu Beginn seiner langen Erörterung im ersten Juliheft gibt er sich den Anschein, als sei er heftig erzürnt, daß das ‚Hochland' nicht seine ganzen Artikel wörtlich abgedruckt hat (hatte es denn der ‚Kunstwart' in bezug auf den unsrigen getan?), ignoriert völlig, wie vorher, die Kernfragen: Den Vorwurf geschäftlicher Ausbeutung redaktioneller Empfehlungen, den er allen Ratgebern machte, die Behauptung: ‚Der Dürerbund-Ratgeber allein (auch im A.schen Text gesperrt) zieht nicht nur die Neuheiten des letzten Jahres, sondern ... die gesamte Literatur heran,' die Tatsache, daß er die ‚katholische' Literatur von der ‚deutschen' ausschloß, und gibt damit den Kampf um das Zentrum (sagen wir einmal so) auf. Doch das darf niemand merken, am wenigsten der Kunstwartleser. Zu diesem Zwecke eröffnet Avenarius nun eine grausame Kanonade gegen eine Position, die wir von selbst nebst allen daraus gezogenen Folgerungen aufgegeben hatten (die Position: ‚Priorität'), und nimmt so mit gutgezeigter Bravour eine verlassene Schanze von ganz nebensächlicher Bedeutung.

Diese Taktik erledigt für uns die Frage. Versagen wollen wir uns aber nicht, die Worte zu unterstreichen, die Avenarius an den Schluß seines letzten Artikels setzt: ‚Die konfessionelle Spaltung im deutschen Volk darf nicht mehr Folgen haben, als sie haben muß. Solange es große Kulturaufgaben gibt, an deren Lösung Katholiken und Protestanten gemeinsam arbeiten können, so lange müssen wir hüben und drüben diese Arbeit auch suchen.' — Muß den Lesern dieses Satzes noch gesagt werden, daß darin eine Selbstverurteilung des Kunstwartherausgebers liegt? Das ist es ja gerade, wogegen wir uns wehrten: die Geringschätzung unserer Arbeit, der Vorwurf mangelnder Objektivität, die Einsperrung unserer Dichter in die Rubrik: Katholische Literatur! Hätte Avenarius doch den Forderungen, die er aufstellt, nur entsprochen, so würden ihn seine eigenen Worte jetzt nicht verspotten, und die Zeit, die zu der letzten fünfspaltigen Kanonade in die Luft nötig war, hätte wichtigeren Dingen dienen können!

Franz Herwig.

* * *

Wir haben auch diesmal unserem Mitarbeiter das Wort gegeben, obwohl Avenarius sich in seiner letzten Duplik ausschließlich an die ‚Redaktion des Hochland' wendet. Franz Herwig, der im ‚Literarischen Ratgeber für die Katholiken Deutschlands' die belletristische Sparte besorgte, hatte seine zum Teil auf diese Sparte bezüglichen Beschwerden gegen den Herausgeber des Dürerbundratgebers mit vollem Namen gezeichnet; so war auch die Antwort darauf ordnungsgemäß an ihn zu adressieren. Statt dessen zieht es Avenarius vor, von einer ‚Antipathie' des Hochland gegen den Kunstwart zu sprechen und alle die Beschuldigungen, die Franz Herwig unter seinem vollen Namen gegen Avenarius erhob, den ‚Herren vom Hochland'

zurückzugeben! Mit Verlaub, das ist nicht korrekt!

Wenn wir aber solchermaßen gezwungen werden sollen, in der Sache Stellung zu nehmen, so müssen wir schon sagen, daß, wenn Avenarius auch in der Frage der Priorität recht hatte und die von Franz Herwig daran geknüpften Folgerungen in aller Form zurückgenommen werden mußten, wir doch nicht einsehen, warum diese Form der Zurücknahme eine wesentlich andere sein sollte, als Avenarius sie beliebte in bezug auf den — je nachdem man es nimmt — nicht minder schweren und ehrenrührigen Vorwurf der geschäftlichen Ausbeutung literarischer Empfehlungen. Was aber die Haupt- und Kernfrage anlangt, die Frage der Isolierung einer Anzahl katholischer Belletristen in einer eigenen Rubrik konfessioneller Prägung, so macht die Erklärung im 2. Märzheft des Kunstwart die Sache eher schlimmer als besser. Avenarius schreibt: ‚Wo der ganze Mensch zu urteilen hat, nicht der Fachmann und Spezialist, da muß verschiedenen Erscheinungen gegenüber eine verschiedene Weltanschauung auch verschieden bewerten. Wenn wir auf der nicht-katholischen Seite aufrichtig und ehrlich sein wollen, so *können* wir gewisse Erscheinungen nicht so schätzen, wie sie von Katholiken geschätzt werden, und umgekehrt. Sehr möglich auch, daß wir Protestanten gewisse katholische Schriftsteller noch nicht zur Genüge kennen; es ist ja leider noch nicht lange her, daß wir hüben und drüben uns ernsthaft miteinander beschäftigten. Vorläufig scheint mir das aufrichtigste Verfahren dieses: Wir machen unsre Aufstellung, so gut wir irgend können, und bitten dann die Katholiken: „Fehlt euch noch etwas, so sagt es uns!“ In dieser Erwägung, mit der klaren Begründung, daß es so gemeint sei, ist die Ergänzung für die Katholiken in den Dürerbund-Ratgeber gekommen. Übrigens unter der Redaktion eines vortrefflichen katholischen Priesters und Gelehrten, der mit vollem Recht auch zu den geachtetsten Mitarbeitern des „Hochlands“ selber gehört.‘

Zur richtigen Beurteilung dieser seltsamen Auslassung halte man fest im Auge, worauf es hier ankommt! Es handelt sich bei den in die Rubrik ‚Katholische Literatur‘ verwiesenen Erzählern und Dichtern nicht um reine Weltanschauungsliteratur, nicht um theologische noch um verwandte, mit Fragen dieser Art direkt verknüpfte Bücher, sondern es handelt sich um *schöne Literatur*, um Hervorbringungen also, über die ein ‚Literarischer Ratgeber‘, der nach der ausdrücklichen Erklärung seines Herausgebers ‚nicht nur für Protestanten‘ sondern ‚für die Gebildeten ganz Deutschlands‘ da ist, doch einfach und schlechthin nach ihrem *literarischen* Wert und ganz unabhängig davon zu urteilen hat, ob man diese Werke *inhaltlich* so schätzen könne, ‚wie sie von Katholiken geschätzt werden.‘ Ich richte an Avenarius hiermit eine Frage:

*Warum* kann er diese Werke nicht so schätzen, ‚wie sie von Katholiken geschätzt werden‘? Vielleicht weil sie katholische Motive verwerten? Wie aber, wenn diese katholischen Motive so verwertet sind, daß auch der strengste Kunstkritiker nichts dagegen einwenden kann, wenn sie so ins Seelisch-Menschliche hineinverlegt sind, daß die Wirkung auf jeden Leser, eben weil sie *psychische* Motive sind, gesichert ist? Kann er sie auch dann nicht so schätzen, wie sie von Katholiken geschätzt werden? Und was würde er damit beweisen? Doch nichts anderes, als daß er eben auf dem Boden *engster konfessioneller Kunstempfindung* steht, nämlich der protestantischen, mindestens aber einer antikatholischen. Aber vielleicht ist diese künstlerische Forderung bei den in jene konfessionelle Rubrik verwiesenen Autoren nicht erfüllt. Was wäre für den literarischen Kritiker die Konsequenz? Etwa, daß man sie in eine solche Rubrik verwiese? Oder nicht vielmehr, daß man

diese Mängel heraushebe und so der literarischen Sache einen Dienst erweise? Es ist kein Zweifel, daß allein das letztere die rechte und einzig gerechte Methode wäre. So wie Avenarius die Dinge anpackt, läßt sich ein Verdacht nicht zurückdrängen. Er hält diese Autoren nicht für literaturfähig genug, um sie unter der allgemeinen Literaturrubrik dem allgemeinen, für alle sonstigen Autoren gültigen literaturkritischen Urteil zu unterwerfen. Er will ihnen, weil Sympathie Sympathie wirbt, nicht wehe tun lassen, und er kommt somit auf den Ausweg einer eigenen konfessionellen Rubrik mit Maßstäben, die sonst, d. h. in der allgemeinen Rubrik, nicht gelten. Das heißt ungefähr soviel als: Ihr seid gute Leute, aber schlechte Musikanten. Wir wollen euch als gute Leute empfehlen und über das andere schonend hinwegsehen. Wir haben euch deshalb einen geistlichen Beurteiler bestellt; könnt ihr mehr wollen an schonender Behandlung? —

Wenn etwas schmerzlich und demütigend für die also an ein ‚Katzentischchen‘ Gesetzten ist, so doch dies. Und was profitieren denn diese Autoren davon, insofern überhaupt auf sie zutrifft, was wir hier nur *διαλεκτικῶς* annehmen? Was ist schließlich die Wirkung für das literarische Schaffen innerhalb des katholischen Volksteils überhaupt? Wenn hinter alle dem weniger gefühlsmäßige Rücksicht, weniger geschäftliche Klugheit und mehr kulturpolitische Überlegung und Berechnung stünde, man fühlte sich fast an gewisse Maßnahmen eines Julian Apostata erinnert. Prof. Delbrück hat einmal in den ‚Preuß. Jahrbüchern‘ gemeint, man solle denjenigen Katholiken, die es nicht besser wünschten, doch geben, was sie verlangten, man solle ihren Abschließungsgelüsten kein Hindernis in den Weg legen; denn das sei der beste Weg, ihr Bildungsdefizit zu vermehren, mit anderen Worten sie einflußlos zu machen und schließlich zu Heloten herabzudrücken.* Mit diesem Delbrückschen Programm geht Avenarius vielleicht nicht bewußt prinzipiell, aber faktisch, d. h. was die Wirkung seiner Maßnahme selbst auf diesem engen Gebiet anlangt, einig.

Dieser Erwägung gesellt sich eine zweite zu. Jener katholische Geistliche, von dem Avenarius redet, zeichnet für die ihm zugemutete Aufgabe nicht verantwortlich. Im literarischen Ratgeber des Dürerbundes zeichnet überhaupt keiner der Referenten und Kritiker. Sollen anonym zusammengruppierte Urteilsabgaben in einem ‚Ratgeber‘ einen Wert haben, so muß bei den verschiedenen Mitarbeitern nicht nur die größte Übereinstimmung der Standpunkte, der Grundsätze, der Geschmacksrichtungen, sondern es muß eine förmliche Übereinkunft bezüglich der Werturteile bis in die einzelnen Worte hinein bestehen. Daß dies beim Ratgeber des Dürerbundes selbst in der einzigen Rubrik ‚Deutsche Literatur‘ nicht der Fall ist, hat G. Stolterfoth in der von Rade herausgegebenen ‚Christlichen Welt‘ (Nr. 13 vom 25. März 1909) klärlich dargetan. Nun bestätigt es Avenarius auch selber durch die oben mitgeteilte Äußerung. Und für das alles trägt er die Verantwortung? Wie ist das möglich, soll nicht aller Charakter bei der Sache geopfert werden? Denn wer außer den Eingeweihten weiß denn, daß die unter der Rubrik ‚Katholische Literatur‘ gleichsam unter Zubilligung mildernder Umstände ausgeteilten Kritiken bezw. Empfehlungen einen ganz anderen Visierwinkel haben als die Kritiken und Empfehlungen in der Rubrik ‚Deutsche Literatur‘? Welchen Nutzen aber sollen die ‚Gebildeten ganz Deutschlands‘ von einem solchen ‚Ratgeber‘ haben? Oder rechnet Avenarius vielleicht damit, daß die ‚Gebildeten‘ die Rubrik ‚Katholische Literatur‘ überhaupt nicht ernst nehmen, allenfalls sogar schon durch den Rubriken-

* Vgl. Hochland, Januar 1907, S. 500 f.

titel hinreichend beraten seien, so daß man schon einmal aus Politik im Text auch unkritisch oder anders-kritisch könne loben lassen? Daß der Titel so wirkt, mag man aus dem angezogenen Urteil Stolterfoths in der ‚Christlichen Welt' ersehen. Die Rubrik wird da einfach als ‚Kleinkinderbewahranstalt' bezeichnet! Ein ‚Evangelisches Gemeindeblatt' hält sich also über eine disparitätische Behandlung der literarisch schaffenden deutschen Katholiken auf, wo Avenarius meint, den deutschen Katholiken weiß Gott welche Ehre angetan zu haben, indem er von ihrer Existenz und Arbeitsleistung Notiz nehmen läßt! Er möge es uns nicht als Stolz auslegen, wenn wir von ihm inskünftig mehr und — weniger verlangen!

M.

Neues über den ‚Rembrandt-Deutschen'? Zu der Mitteilung, die das Oktoberheft des ‚Hochland' von 1908 über Paul Langbehn, den Verfasser von ‚Rembrandt als Erzieher' brachte, hat mir der Zufall eine Ergänzung in die Hand gespielt, die ich dem ‚Hochland' hiermit übergeben möchte. Ich hatte in einer Besprechung des 2. Bandes von Bernoullis ‚Overbeck u. Nietzsche' (Literar. Handweiser 1909 Nr. 10, S. 383) auch des verwunderlichen Eingreifens P. Langbehns in die Geschicke des geisteskranken Nietzsche gedacht u. dabei ganz nebenbei das ‚gänzliche Verschollensein' dieses Rembrandt-Deutschen erwähnt. Darauf erhielt ich von Herrn Pfarrer Graßl in Fürstenfeldbruck bei München mit Bezugnahme auf die erwähnte Kritik die Anfrage, ob jener Langbehn mit Vornamen etwa Paul geheißen habe. Zur Erläuterung dieser Frage teilte er folgende hochinteressante Tatsache mit: Er habe am 3. Mai 1907 in seiner Filialgemeinde Puch einen Paul Langbehn beerdigt, der seinen Wohnsitz in Würzburg gehabt habe und in Rosenheim (Gasthof König Otto) unerwartet rasch an Magenkrebs gestorben sei. Als besonderer Verehrer der seligen Edigna, die der Überlieferung nach in Puch in einem hohlen Lindenbaume gehaust hat, habe er auf dem dortigen schön gelegenen Friedhofe beerdigt werden wollen und habe tatsächlich seine letzte Ruhestätte unter der traditionellen Linde gefunden. Die Überführung der Leiche habe ein Freund des Toten, ein namhafter Münchener Maler, besorgt, dessen Name dem Herrn Pfarrer leider entfallen ist. Er habe in Ausdrücken höchster Bewunderung und Verehrung von dem Verstorbenen gesprochen, sein Inkognito aber in keiner Weise gelüftet. Das Grab des Toten habe als einzigen Schmuck ein schlichtes, eisernes Kreuz erhalten, auf dem außer dem Namen Paul Langbehn nur noch geschrieben stehe: geb. 1851, gest. 1907.

Die Frage des Pfarrers Graßl, ob dieser Langbehn wohl identisch sei mit dem ‚Rembrandt-Deutschen', konnte ich nur dahin beantworten, daß das Drum und Dran dieses Todesfalles ganz dazu angetan sei, mich fest an die Identität beider Persönlichkeiten glauben zu lassen. Nähere Ermittlungen über die Übereinstimmung des Geburtsdatums einzuziehen, hat mich bis jetzt Krankheit gehindert. Aber ich meine, unter so fast geheimnisvollen Umständen läßt sich nur der Mann beerdigen, der es fertig brachte, jahrelang die Autorschaft eines der berühmtesten Bücher seiner Zeit geheim zu halten und dann, nachdem er als dessen Verfasser erkannt war, aus den Augen der neugierigen Welt spurlos zu verschwinden. Da der in Puch begrabene Langbehn längere Zeit in Würzburg als ‚Privatier' gelebt hat, so kann vielleicht ein dortiger Hochlandleser nähere Mitteilungen über den eigenartigen Mann machen.

E. M. Roloff.

# Unsere Kunstbeilagen.

Die ästhetische Selbstbesinnung der Gegenwart hat unsern Blick für künstlerische Impotenz geschärft. Eben darum sind wir heute dem Scheinleben der Allegorie ernstlich abgeneigt. Sie bedarf schon starker menschlicher Werte, wenn sie unsere Aufmerksamkeit beanspruchen will. Auch in der Radierung von Moriz Retzsch (1779—1857) ‚Die Schachspieler' fesselt uns vorwiegend der dramatisch gesättigte Augenblick und das Inhaltliche überhaupt. Auch von den zeichnerischen Schwächen abgesehen kommt eben der gedanklichen Überladung wegen keine restlos harmonische Wirkung auf. Das allegorische Gewimmel auf dem Schachbrett verwehrt vor allem den schauenden Genuß, bei dem der fragende Verstand schweigen muß. Trotzdem lohnt sich die Beschäftigung mit dem eigenartigen Werke, der besten unter des Künstlers Radierungen in einer starken seelischen Wirkung. —

In der Dämmerung eines Gewölberaumes, dessen unheimliche Schauer in den beiden phantastischen, an den Pfeilern herabkriechenden Untieren lebendig geworden, spielen Mensch und Satan Schach. Der Deckel eines Sarkophags ist Schauplatz der verzweifelten Schlacht. Denn die Gewißheit, daß es einmal zum Ende kommen muß, jeder Rückzug abgeschnitten ist, jeder Fehler sich buchstäblich verewigt, wenn der Tod einmal das Spiel zum Ende drängt, gibt jedem Zug seine unendliche Bedeutung. Aus dem Bereich alles Todesentsetzens kommt die Sorgenspinne über die Kante heraufgekrochen, um die ganze Beklemmung der Todesahnung ins atmende Leben zu tragen. Die Schmalwand des Sarkophags schildert die Seele in ihren Sterbensängsten. Psyche erträgt nicht die Schreckensbilder ihrer fiebernden Phantasie. Schlangenungeheuer treiben ihr würgendes Spiel mit dem zarten Leib, zwei Totenköpfe strecken sich hervor und fassen mit entfleischtem Gebiß die feinen, libellengleichen Schwingen. Daß alles unholde Gewürm und Gebein fest mit seinem Steingrund verwachsen ist, läßt die Hoffnung übrig, daß Psyche von ihren Quälgeistern sich losringt und einmal sieghaft rückwärts schaut auf die Schauer des Grabes. Diese immerhin noch spielerische Behandlung der unentrinnbaren Zukunft vertieft den Ernst der folgenschweren Gegenwart. Es handelt sich bei diesem Spiel um nichts weniger als die Menschenseele. Satan im vielverbergenden Mantel, die verwegene Hahnfeder auf der Narrenkappe, lauert auf den nächsten Zug. Etwas wie verlorene Herrlichkeit zieht all die Tigerkälte und Verderberwollust ins Dämonisch-Große. Ein höllischer Wille reißt diese herrlich hoch gelegenen Brauen nach unten und verbirgt sich in den

verkniffenen Lippen als Haß und Hohn und Fluch. Die hervorgetriebenen Augen zehren den Armen förmlich auf. Mit Überlegenheit ruhen die Krallenfinger am struppigen Bart, während die Linke die Gestalt des Friedens hält, den sie eben aus dem Spiel genommen. Löwe und Totenschädel zur Seite des Teufels spielen auf das Wort an: Der Widersacher geht umher usw. Der Jüngling, offenbar von edler Anlage, ist vom Schlage jener schönen Gefühlsmenschen, die im Kampf mit dem Bösen stets den kürzeren ziehen. Immer ernster schattet die Sorge auf sein nachdenkliches Antlitz. Die Genien des Gebets, Liebe, Unschuld und Friede, sind bereits verloren. Noch stehen die geflügelte Seele, die Religion mit dem Kreuz, die Hoffnung mit dem Anker, die Wahrheit mit der Fackel u. a. Satans Offiziere sind die gemästete Gestalt der Faulheit, der Stolz mit der Federkrone, die Falschheit im Katzenkopf, die Wollust in der frech sich erbietenden Metze u. a. Zwischen den Spielenden steht der Schutzgeist des Menschen, ein sanftes Kind des Lichtes. Betrübten Auges gibt er die Sache des Menschen bereits verloren.

Der ganze Vergleich des sittlichen Lebens mit einem Schachspiel ist geistreich durchgeführt. Freilich hinkt er insofern, als das Gute nicht wie das Schachspiel Sache des Scharfsinns und der Festigkeit, sondern sittlicher Faktoren ist.

Bekannt ist Retzsch hauptsächlich durch seine Illustrationen zu Dichterwerken, insbesondere zu Goethes ‚Faust' und Balladen von Schiller. Die beiden von uns wiedergegebenen Stiche aus seinen 43 Umrissen zu Schillers ‚Lied von der Glocke' lassen den jeweiligen Moment im Flusse der Dichtung deutlich erkennen. Die häusliche Szene illustriert ihn bis in die einzelnen Worte des Verses:

> ‚Sie lehret die Mädchen
> Und wehret den Knaben.'

Das mittelalterliche Stadtbild will die Verse veranschaulichen:

> ‚Markt und Straße werden stiller;
> Um des Lichts gesell'ge Flamme
> Sammeln sich die Hausbewohner,
> Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
> Schwarz bedecket
> Sich die Erde!
> Doch den sichern Bürger schrecket
> Nicht die Nacht,
> Die den Bösen gräßlich wecket;
> Denn das Auge des Gesetzes wacht.'

Retzsch selber legt das Bild weiter aus wie folgt: ‚Die Straßen der Stadt sind zum Teil einsam und still, nur was zur Aufrechterhaltung der städtischen Ordnung gehört, tritt in Tätigkeit. Die Schaarwache durchschreitet in der Ferne die Straßen; der Nachtwächter versieht sein Amt. Das Stadttor ist bewacht und wird vom Pförtner geschlossen. Die Fensterläden werden fern und nahe zugemacht; man sieht durch das Fenster, welches soeben ein Lehrbursche zu verschließen beschäftigt ist, mehrere Personen traulich beim Kerzenlicht versammelt, und im Vordergrund läßt sich ein alter Arzt durch seinen Diener den Famulus auf seinen Berufswegen leiten und vorleuchten.'

Die klassizistische Formensprache Retzschs steht mit ihrer kalligraphischen Glätte in einem gewissen Gegensatz zu der mehr idyllischen und genrehaften als epischen

Stoffwahl, schon abgesehen von dem Mangel eines stärkeren persönlichen Temperaments. Die von ihm bekämpfte Richtung des Cornelius und der Nazarener hatte da doch unvergleichlich mehr Größe wie eben Cornelius selbst und innere Harmonie des illustrativen Stils wie etwa Führich. Doch mag uns heute neben all den individuellen zeichnerischen Handschriften eine wohlgezogene runde graphische Linie nicht unerfreulich sein. Und schon der schöne sittliche Gehalt des Schachspielerblattes mag die Vorführung des Künstlers rechtfertigen.

---

## Zum neuen Jahrgang.

Unsere Leser werden sich mit dem siebten Jahrgang vor ein völlig neues Ausstattungsbild der Zeitschrift gestellt sehen. Vom Umschlag angefangen bis zu der Schrift, der Gestaltung der Textseite und bis zum Papier wird alles neu sein. Daß diese Neuerung auch zugleich eine wesentliche Verbesserung, ja daß sie ein Gutes schlechthin bedeute, hoffen wir von unseren Lesern bestätigt zu hören. Von allem, was man Buchschmuck zu nennen pflegt, ist künftig abgesehen. Wie in alten guten Druckwerken soll die schöne Anordnung des Textes, das Textbild, durch sich selber wirken. Rein zufällig trifft diese Änderung mit dem Ableben desjenigen Künstlers zusammen, der den ersten sechs Jahrgängen ihren buchkünstlerischen Charakter gegeben hat: Professor Hermann Bek-Gran ist am 9. Juli in Nürnberg, wo er Lehrer an der Kunstgewerbeschule war, im 39. Lebensjahre gestorben.

Die neue Ausstattung hat Herr Kunstmaler Karl Köster aus M.-Gladbach übernommen. Für alles übrige verweisen wir auf den beiliegenden Prospekt

---

## Offene Briefe.

**Dr. J. M. in W.** Besten Dank für ihre Mitteilungen. Sie sagen uns nichts Neues. Es ist gar kein Zweifel: Unter den Unterzeichnern der Wiener ‚Erklärung' gegen katholische Kritiker sind solche, die nur mit halbem Herzen bei der Sache sind, welche die Erklärung nicht im Wortlaut kannten, als sie ihren Namen hergaben, ja die direkt düpiert worden sind. Wenn es anders ist, mögen diejenigen, welche die ‚Erklärung' veranlaßt haben, sich auch hierüber erklären.

---

Nachtrag: Zu dem Kritikartikel ‚Neue Romane' im Augustheft S. 605 tragen wir hier noch die Verleger nach: ‚Richiza', Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; ‚Bunte Herzen', S. Fischer, Berlin; ‚Des Königs Werk', Benziger, Einsiedeln; ‚Letzte Ernte', Bachem, Köln; ‚Vom sterbenden Rokoko', Staakmann, Leipzig; ‚Mümmelmann', A. Sponholtz, Hannover.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München.
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland. München, Bayerstraße 57/59.

Zu dem Artikel «Rheinbrücken».

Wormser Brücke.

Mainzer Brücke.

Bonner Brücke.

Kölner Brücke.

Düsseldorfer Brücke.

Rhonebrücke in Beaucaire.